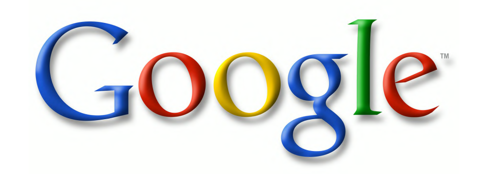
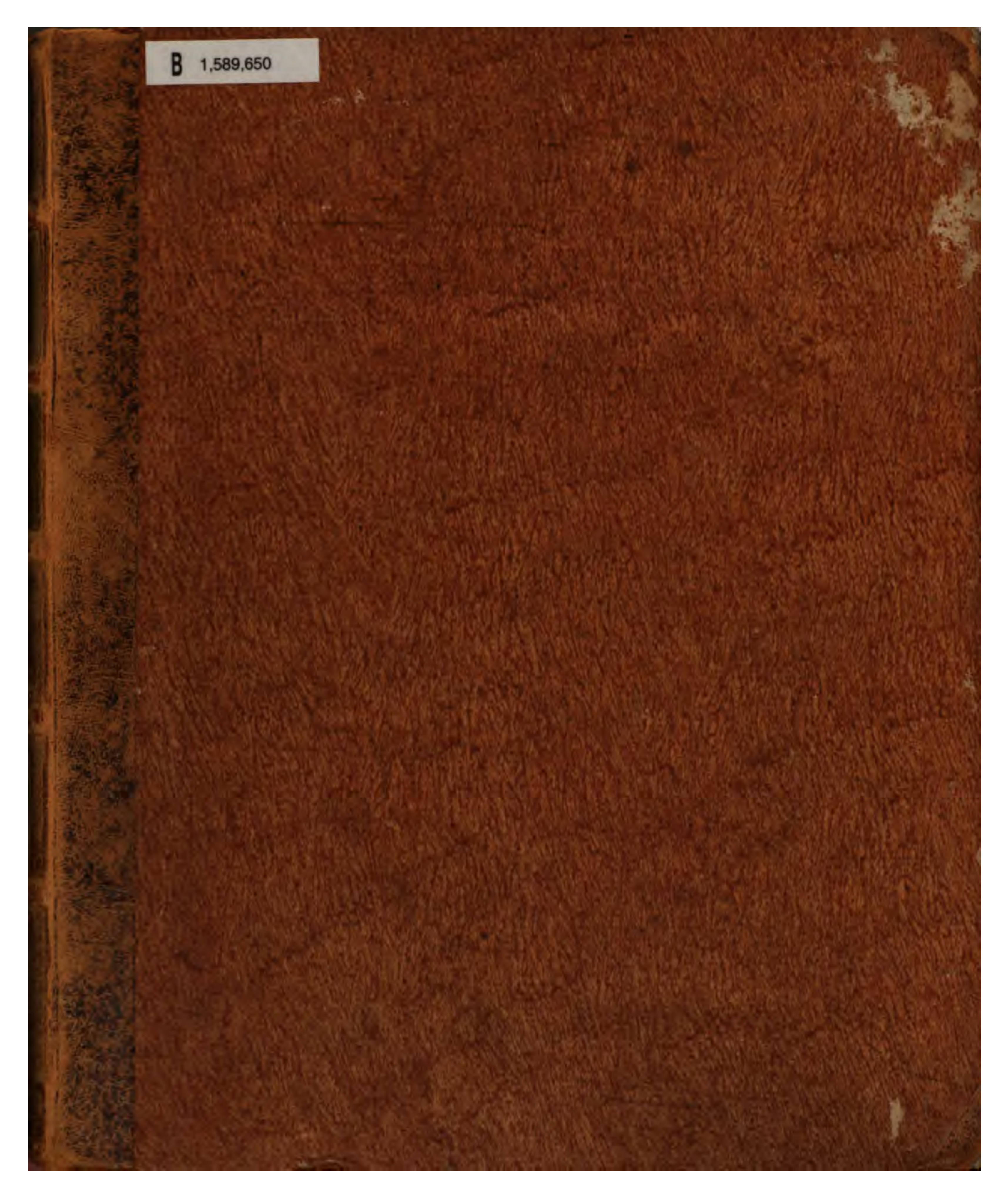
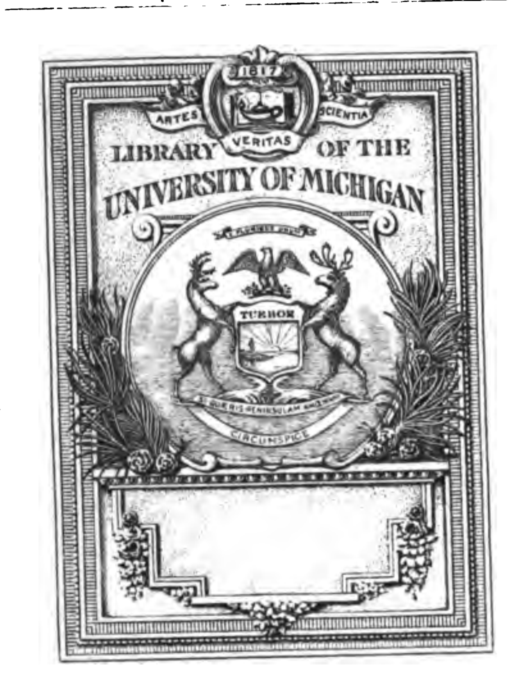







1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Nº I.

Nº II.



Für die A.L. Zeitung I.Bd.1801.

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1802.



ERSTER BAND.

(MIT EINER KUPFERTAFEL.)

JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,

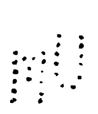
und LEIPZIG,
in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.

1802.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

[illegible]

1802.



ERSTER BAND.

[illegible]

[illegible]

JENA,

in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,

in der Kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.

1802.

VORBERICHT.

Seit Anfang des vorigen Jahres hat die Direction der A. L. Z. die Einrichtung getroffen, daſs jeder der vier Bände des Jahrgangs ein Titelkupfer erhält, welches entweder mit einer Recenſion in Verbindung ſtehet, oder durch einen beſondern Aufſatz erläutert wird. Es iſt alſo dem erſten Bande des Jahrgangs 1801 der Grundriſs der Antiken-Gallerie zu Paris, dem zweyten Bande der Plan eines neuen verbeſſerten Pächterhofes zu Hardwick-Hill bey Bedford in England, nebſt dem Plan eines Dorfes nach Sir John Sinclair's Vorſchlag; dem dritten die Abbildung der von Alexander Delaborde im J. 1799 unweit Sevilla in Spanien gefundenen Moſaik, dem vierten der Grundriſs vom alten und neuen Alexandrien, nebſt einer Abbildung der Pompejus-Säule vorgeſetzt worden.

Dieſe für ein Literatur-Journal zweckmäſsigen Verzierungen ſollen, ohne den urſprünglichen Preis der A. L. Z. zu erhöhen, auch ferner fortgeſetzt werden.

Den gegenwärtigen Jahrgang eröffnet ein Programm, worin Hr. Geh. Rath von *Göthe*, der, ſich nicht mit den unverwelklichen Lorbeeren begnügend, die er *ſich* als Dichter erworben, ſeit einigen Jahren auch als Beförderer der zeichnenden Künſte, davon er ſchon lange ausgebreitete Kenntniſſe beſaſs, öffent-

lich

lich aufgetreten, und in Verbindung mit einigen Kunstfreunden durch ausgesetzte Preise eine Concurrenz von Künstlern in Weimar veranlasst hat, die zur dritten Ausstellung im abgewichnen Jahre eingesandten Zeichnungen mit der Ihm eignen Gabe das Talent eben sowohl zu belehren als zu ermuntern, als ein ächter Kunstrichter beurtheilt hat. Das dazu gehörige Kupfer giebt von den beiden Stücken der Herren Nahl und Hoffmann, zwischen denen der Preis getheilet worden, einen gefälligen Umriss.

Wir können bey dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, dass doch mehrere begüterte Freunde der Kunst sich an das so edelmüthig unternommne, und so zweckmässig besorgte vaterländische Institut in Weimar anschliessen, und durch Beyträge zu Vermehrung und Vervielfältigung der auszusetzenden Preise, sich einigen Antheil an dem Verdienste desselben erwerben mögen.

Die Herausgeber der Allg. Lit. Zeitung.

WEI-

WEIMARISCHE KUNSTAUSSTELLUNG VON 1801.

UND

PREISAUFGABEN FÜR 1802.

INHALT.

I. Kunstausstellung vom Jahre 1801.

I. Vorerinnerung.
II. Verzeichniss der sämmtlichen ausgestellten Kunstwerke.
III. Beurtheilung der concurrirenden Arbeiten, im Einzelnen.
IV. Antike Basreliefe, Achill auf Scyros vorstellend.
V. Ueber die Motive der beiden Aufgaben überhaupt und in wie fern sie benutzt worden.
VI. Ertheilung des Preises.
VII. Tod der Lucretia, von Herrn Langer, Sohn, aus Düsseldorf.

II. Aufgaben fürs laufende Jahr.

VIII. Erste Aufgabe. Perseus und Andromeda.
IX. Zweyte Aufgabe. Die Wahl des Gegenstandes wird dem Künstler frey gegeben.
X. Aufruf an Künstler, auch Arbeiten ohne Concurrenz einzuschicken.
XI. Näheres über das Local, die Zeit der Ausstellung und den Antheil des Publicums.
XII. Wachsendes Interesse für die folgenden Jahre. Beybehaltene vorzügliche Zeichnungen der vorhergehenden Jahre.
XIII. Anfrage wegen Bekanntmachung der Namen.
XIV. Kleine Umrisse von den grossen Zeichnungen werden erbeten.
XV. Antrag, die eingesendeten Zeichnungen dem Industrie-Comptoir zu Weimar in Commission zu geben.

WEIMARISCHE KUNSTAUSSTELLUNG
VOM JAHRE 1801.
UND
PREISAUFGABEN
FÜR DAS JAHR 1802.

I.
Kunstausstellung von 1801.
1. Vorerinnerung.

Die *dritte*, im so eben verflossenen Jahre zu Weimar gegebene, *Kunstausstellung*, hat denenjenigen, die sie veranlassten, sowohl, als dem nächsten Kreise, so viel Vergnügen und Nutzen gewährt, dass wir den concurrirenden Künstlern dafür den besten Dank schuldig sind, und wünschten ihnen ein gleiches dagegen leisten zu können.

Verdiente Männer, die wir von den vorigen Jahren her kannten, haben uns, von ihrem Beharren, ihrem Fortschreiten im Guten und Rechten, überzeugt; mehrere vorzügliche Künstler haben wir diesmal zuerst kennen lernen; unsere Einsicht in die Gesinnung der einzelnen, in die Richtung des Ganzen, ist klärer und genauer geworden.

Die Arbeiten einiger Künstler, die in Paris studierten, haben uns auch dorthin einen Blick vermittelt, der, wenn er sich ferner aufklärt, uns in den Stand setzen wird, über die Neigung des Kunstsinnes daselbst, etwas bestimmtes zur Leitung unserer vaterländischen Künstler, welche nach jenem Orte nunmehr unwiderstehlich hingezogen werden, vielleicht nächstens zu äussern.

Eine allgemeine Uebersicht der Ausstellung, bey welcher nicht allein Concurrenzstücke, sondern auch andere Arbeiten aufgenommen worden, giebt folgendes Verzeichniss, welches wir zur Bequemlichkeit des kunstliebenden Publicums drucken liessen, und hier um so mehr abermals mittheilen, als nach den Buchstaben, womit auch die zurückgeschickten Arbeiten bezeichnet worden, jeder Künstler die Beurtheilung, welche ihn betrifft, aufsuchen kann.

II. *Verzeichniss der sämmtlichen ausgestellten Kunstwerke.*

A.

Arbeiten, welche um den, im sechsten Stück der Propyläen, für 1801. ausgesetzten Preis concurrirten.

1.

Achill auf Scyros, in Frauentracht, unter den Töchtern Lycomeds verborgen, wird von Ulyss und Diomed entdeckt.

A. Oelgemälde. Ratzeburg.
B. Grau Papier, schwarze, weisse und farbige Kreide. Köln. (Man sehe das Titelkupfer Nr. 2.)
C. Sepia, auf weiss Papier. Kassel. (Man sehe das Titelkupfer Nr. 1.)
E. Federzeichnung, farbig. Berlin.
F. Grau Papier, schwarze Kreide. Paris.
G. Federzeichnung, lavirt. Paris.
H. Grau Papier, weiss gehöht. Düsseldorf.
I. Oelgemälde. Detmold.
K. Sepia, weiss Papier. Hamburg.
L. Federzeichnung, lavirt. Wien.

 M. Fe

Schwert ergriffen, will ſich von Deidamien losreiſsen, die ihn umfaſst, und zurück zu halten ſtrebt. Einer der beiden Helden, welche ſich in dieſem Augenblick gleichfalls entdecken, reicht dem Peliden noch einen Helm hin, und zeigt mit der Hand in die Ferne; der andere drückt lautwerdende Zufriedenheit über die Erkennung des Jünglings aus. Unter denen, die ihm folgen, zeigen ſich Freude und Erſtaunen auf verſchiedene Weiſe. Einer, höher geſtellt als die andern, und weiter zurück, ſtöſst in die Trompete. Auf der entgegengeſetzten Seite fliehen die Mädchen erſchrocken nach dem Innern des Pallaſtes.

Unſere Leſer werden aus dem, mit wenig Worten, angegebenen Inhalt des Werks erkennen, daſs der Gegenſtand wenigſtens verſtändig begriffen worden, wenn auch, was den Charakter der einzelnen Figuren betreffen mag, das meiſte würdiger, heroiſcher und edler zu wünſchen wäre. Alles iſt in heftiger Unruhe, in wilder, ſtürmiſcher Bewegung, die zum Gegenſtand, ſo wie derſelbe hier genommen worden, zwar paſst; aber demungeachtet zu allgemein, dabey auch wohl ein wenig gar zu gewaltſam iſt, zumahl da die Menge der Figuren den Raum des Bildes gedrängt voll füllt. Indeſſen ſind wir der Wahrheit die Bemerkung ſchuldig, daſs, bey all dieſer Fülle, der Verfaſſer doch die Einheit der Wirkung des Ganzen hinlänglich zu erhalten gewuſst, und Geſchicklichkeit in Vertheilung des Lichts gezeigt hat; daſſelbe ruht auf den Hauptfiguren, in der Mitte des Bildes, und nimmt gegen die Seiten ab, wo die Schattenpartien gröſser und kräftiger werden. Man ſieht, daſs in dieſem Theil, ſo wie in allen übrigen, Rubens das ſtudierte Muſter geweſen.

Lit. K. und Lit. F. zwey Zeichnungen, —en Urheber äuſserſt verſchiedene Wege ein-agen, ſcheinen uns doch ungefähr auf n Werth Anſpruch zu machen. Die erſte auf weiſs Papier, bräunlich getuſcht, hat den Vorzug einer ungemein fleiſsigen und zarten Ausführung. Die Erkennung des verkleideten jungen Achilles ſcheint kein Hauptzweck des Künſtlers geweſen zu ſeyn, ſondern er wollte vornehmlich den Abſchied des Achilles von ſeiner Geliebten zur Anſchauung bringen. Die Hauptfigur iſt daher, der ganzen Geſtalt nach, ein völlig ausgebildeter Jüngling nicht weiblich gekleidet. Das Gewand deſſelben iſt von den Schultern bis auf die Hüfte niedergeſunken, ſo daſs ſein ganzer Oberleib nackt erſcheint; das Schwert in der Hand ſcheint er eben geſonnen, auch den Schild, nebſt dem an der Erde liegenden Helm und der Lanze zu ergreifen, um hernach dem Ulyſſes und Diomed zu folgen, welche aus dem Saale, wo die Scene vorgeht, herausgehen wollen. Deidamia fällt ihrem Geliebten um den Hals, das Kind ſchmiegt ſich in den Schooſs der Mutter, ängſtlich ihr Gewand faſſend. Fünf niedlich geputzte Mädchen, in anmuthiger Verſchiedenheit der Geberde, drücken bekümmertes Erſtaunen aus. Durch die Thüre des Saals ſieht man in einer äuſsern Halle zwey Krieger, von denen einer in die Tuba ſtöſst.

Aus der Aehnlichkeit, welche die Mädchen mit einander haben, läſst ſich übrigens vermuthen, unſer Künſtler habe eine ſehr ſchöne Perſon zum Muſter für alle genommen. Der weiche, weibliche Charakter iſt in ihnen ſehr wahrhaft dargeſtellt. Vorzüglich nehmen ſich ein paar Köpfe, durch naive Anmuth, vortheilhaft aus. Dem Umriſs gebricht es im Ganzen ſehr an Richtigkeit und in Hinſicht auf Vertheilung Lichts und Schattens verräth der Künſtler nicht viel Erfahrung. Ferner hat er auch den Raum des Bildes in Verhältniſs zu den Figuren zu groſs gemacht, und in der Architectur gegen die angenommenen Regeln gefehlt. Die Gruppe vom Achill und den Mädchen müſſen wir ihm hingegen loben. Sie iſt zwar was die Anordnung der ein-

einzelnen Theile betrifft, nicht kunstgerecht; doch im Ganzen mit natürlichem Geschmack angegeben, der sie wohlgefällig macht. Ein Geist der Reinlichkeit, des Weichen und Zierlichen, herrscht durch das ganze Werk, und es liegt wohl nicht an dem Talent des Verfassers, sondern an der Gelegenheit, dasselbe gehörig auszubilden, die ihm gemangelt haben mag, wenn er nicht eine höhere Stufe in der Kunst erstiegen, als die ist, worauf wir ihn sehen.

Lit. F. ist eine Zeichnung auf graues Papier mit schwarzer und weisser Kreide.

Eine Behandlungsweise, die unbiegsam nach einmahl angenommenen Regeln verfährt, gewisse Stellungen und Formeln von Figuren und Gruppen immer wieder bringt, und beständig nur den gleichen Charakter allen ihren Schöpfungen mittheilt, mit einem Wort das manierirte, unnatürliche Wesen, welches ein Fehler fast aller Werke der neuern französischen Mahlerschule ist, so verdienstlich sie in mancher andern Rücksicht seyn mögen, müssen wir auch an der gegenwärtigen Zeichnung tadeln.

Die Hauptgruppe von vier fliehenden Mädchen ist an sich zwar gut geordnet, sie umfassen sich aber auf eine gezwungene Weise, und schreiten weit, soldatisch aus, gleichsam in Reihe und Glied, welches sich widerlich ausnimmt. Zwey andere Mädchen fliehen weiter zurück, erschrocken und einzeln. Eine siebente sitzt näher an der Erde, beym Korb mit den Putzsachen, erstaunt, und will eben aufstehen; bey ihr ein Kind. Man erkennt unter allen diesen weiblichen Figuren die Deidamia nicht, weil keine Antheil oder vorzügliche Neigung für den Achilles zeigt; dieser rennt, mit Schild und Dolch bewaffnet, hastig, aus dem Saal, als wollte er die Männer bekämpfen, die draussen in Hörner stossen und auf Schilde schlagen. Diomed und Ulysses stehen als Zuschauer still im Hintergrunde.

Für einen der löblichsten Theile dieses Werks sehen wir vornehmlich die Gewänder an, welche durchgängig mit Geschmack angelegt, leicht bewegt, und, wenig Stellen ausgenommen, auch gut in Massen gehalten sind. Die suelten Formen, und die überall durchscheinende Tendenz des Künstlers zum edlen, heroischen Stil, müssen billigermalsen ihm gleichfalls zum Verdienst angerechnet werden.

Lit. Y. äusserst geduldig und fleissig ausgeführte Zeichnung, mit Silber, und Bleystift, auf weiss Pergamentpapier. Wer allenfalls wegen des Werkzeugs ein ungünstiges Vorurtheil gegen das Bild und den Künstler fassen sollte, würde beym Anblick desselben, unerwartet, gute Haltung, ganz angenehmen Effect, in einzelnen Stellen sogar viel Kraft, ja was noch mehr ist, angenehme Figuren und einige recht hübsche und geistreiche Köpfchen finden. Die Scene ist eine etwas theatralische Architectur, mit grosser Treppe, auf deren Podest der Kasten mit Putz und Waffen steht. Die Mädchen sind um denselben versammelt, jede beschäftigt mit dem, was sie aus seinem Inhalt sich gewählt hat. Achill hat den Helm auf dem Haupte, das Schwert in der Hand, und greift nach dem Schilde, woran ihn aber Deidamia zu hindern sucht, und auf Diomed und Ulysses hinweist, die an der Seite im Vorgrunde lauren. Auf der Treppe stehen ein Paar Bewaffnete die Lärm machen sollen, einer steigt sachte die Stufen herab, und giebt ihnen Zeichen.

Die Formen sind grösstentheils etwas zu schmächtig, die Falten an manchen Stellen nicht glücklich gelegt; die Anordnung aber der grossen Gruppe vom Achilles und dem Mädchen überhaupt recht lobenswerth. Auch wäre durchaus gegen die Anordnung des Werks nichts einzuwenden, wenn dem Ulysses und Diomed, welche als eine starke und bedeutende Partie auf der linken Seite des

Bildes

Bildes stehen, rechts ebenfalls etwas dergleichen entgegengesetzt worden wäre.

Lit. O. auf weiss Papier, braun getuschte Zeichnung eines Bildhauers, der schon mehrmals unsere Ausstellung gefällig durch Beyträge bereichert, und sich damit Ansprüche auf den Dank aller Freunde der Kunst erworben. Er hat die Aufgabe auch diessmal, wie es der Zweck seiner Kunst erfodert, d. i. als Basrelief behandelt. Achill steht in der Mitte in weiblicher Kleidung, aber gerüstet. Er bewegt sich kriegerisch, schreitet fort und versucht sich in seinen Waffen. Deidamia, darüber erschrocken, stürzt auf ihn ein, um ihn zurückzuhalten; eine andere weibliche Figur wendet sich zum Ulyss und Diomed, welche den jungen Helden erkennen und scheint beide wegtreiben zu wollen; auf tieferm Grund, wie ausser dem Zimmer, stehen zwey Krieger, die in Trompeten stossen; sie endigen das Basrelief von dieser Seite. Auf der andern sind acht Mädchen um einen Tisch versammelt, wo die Putzwaaren ausgelegt sind, theils betrübt, theils erstaunt. Der Knabe Pyrrhus steht einer von ihnen im Schoosse.

Das Aufflammen des kriegerischen Muths im Achill, der Zuruf beider Helden, welche ihn daran erkennen, Deidamiens sich heftig äussernde Leidenschaft, da sie den Verlust ihres Geliebten besorgt, die artige Episode einer andern weiblichen Figur, die man sich etwa als Amme oder Vertraute der Deidamia denken kann, welche die Helden beschreyt und wegtreiben will, alles ist wohlgedacht, dem Gegenstand durchaus angemessen.

Weniger gelungen scheint uns hingegen der um den Tisch versammelte weibliche Chor. Ein Mädchen ringt in äusserster Betrübniss die Hände über dem Kopf; wie kann aber solcher Jammer hier entstehen? und schwächt der Künstler nicht dadurch gar das Pathetische in der Deidamia? Ein anderes Mädchen bedeckt mit den Händen das Gesicht, wie Scham; könnte aber der Künstler nicht m[...] verstanden werden, als hätte er diese, schu[...] bewusst, wegen des verkleideten Jüngli[...] darstellen wollen, welches doch wohl sei[...] Absicht nicht seyn konnte?

Die Anordnung des Werks im Ganz[...] verdient Beyfall. In der Mitte nimmt sich d[...] Hauptgruppe des Achilles mit der Deidam[...] und der andern weiblichen Figur gut au[...] Die Helden und Krieger auf der einen, d[...] Mädchen auf der andern Seite stehen i[...] Gleichgewichte, und lassen, da die Bewegun[...] verhältnissmässig minder rasch, die Anordnung selbst weniger elegant ist, die Mittelgruppe siegend ins Auge fallen. Die Gewände[...] haben durchgehends eine gute Anlage.

Dem Diomed ist seine etwas gezwungen[...] Stellung vorzuwerfen, so wie dem einen Soldaten, der in die Trompete stösst. Der Helm kleidet wegen seiner besondern Form das Haupt des Achilles nicht gut, auch schadet der zu grosse Schild der Schönheit der Gruppe. Wir bemerken noch, als Verstoss gegen das Costum, einen Medaillon, wie unsere Damen tragen, den eins von den Mädchen, aus dem Schmuckkasten auf dem Tisch, in die Höhe hebt.

In der colorirten Zeichnung Lit. E. sehen wir den Achill, mit Helm, Schild und Schwert gerüstet, sich bemühen der Deidamia zu entgehen, welche flehend zu seinen Füssen hinstürzt. Die andern Mädchen heben die Blicke von den Putzwaaren auf, um zu sehen, was vorgeht. Ulyss, mit gespannter Aufmerksamkeit, lauert und sieht seine List gelingen. Er scheint mit der Hand den Diomed, welcher laut werden und vortreten will, zurückzuhalten, ihn stille warten zu heissen. Aussen in der Halle bläst einer die Tuba.

Gewiss war dieser Künstler einer von denen, welche die Aufgabe am reiflichsten erwo-

erwogen haben. Auch ſieht man das Studium nach antiken Muſtern und ein löbliches Bemühen, den Geſchmack, die Einfalt derſelben nachzuahmen; daher entſtehen aber auch höhere Foderungen, welche nicht befriedigt werden. Das zarte Maas in Geiſt und Ausdruck, das letzte und rechte, iſt ſelten getroffen. Deidamien möchte man mehr Anmuth in Geſtalt, mehr weibliches Zartes in der Geberde wünſchen. Die andern Mädchen ſind, ohngeachtet des Naiven in ihrer Handlung, doch ein wenig ſteif. Ulyſſes und Diomed hätten mehr Adel in Geſtalt und Zügen erhalten dürfen. Die Gewänder haben eine gute Anlage, allein das Geſetz der Maſſen iſt vom Künſtler nicht gehörig beobachtet worden. Auch gegen Vertheilung des Lichtes lieſse ſich einiges einwenden. Endlich wäre auch gegen die Anordnung zu erinnern, daſs die Gruppen an ſich zierlicher und beſſer auseinander geſetzt ſeyn ſollten.

Alle Figuren ſtehen hingegen, nach perſpectiviſcher Wahrſcheinlichkeit, gehörig auf dem Plan, und die Architectur des Grundes iſt von der beſten Wirkung und vollkommen zweckmäſsig, auſser daſs die Tropfen am Doriſchen Gebälk uns überflüſsiger Zierrath ſcheinen, weil der Fries ſelbſt keine Triglyfen hat, ſondern mit Figuren geziert iſt; und obgleich der Künſtler für dieſe architectoniſche Licenz ein Beyſpiel an einem noch vorhandenen Denkmal des Alterthums nachweiſen kann: ſo wünſchten wir doch nicht gern dergleichen nachgeahmt zu ſehen.

Lit. H. Zeichnung auf grau Papier getuſcht und hell aufgehöht. Dieſem Künſtler gelingt, wie ſich aus der Beobachtung verſchiedener ſeiner Arbeiten zu ergeben ſcheint, das Anmuthige, Sanfte und Zärtlichkeit meiſt beſſer, als Aeuſserungen von Kraft, Muth und That: ſo iſt es auch hier geſchehen. Die weiblichen Geſtalten ſind verhältniſsmäſsig beſſer als die Männer gerathen. Ulyſſes hat in Geſtalt und Geberde nicht ſo viel Würde und Energie erhalten, als zur charakteriſtiſchen Darſtellung deſſelben, ſelbſt nach Maaſsgabe des übrigen Kunſtverdienſtes dieſes Werks, erfoderlich ſeyn möchten. Diomed iſt zwar eine edlere vollere Geſtalt, erſcheint aber, da wir ihn als eine brauſende heftige Natur denken, hier viel zu ruhig; Achilles ebenfalls. Wir ſehen ihn nicht mit erhöhetem Gefühl ſeines Vermögens und reger Thatenluſt dargeſtellt, ſondern wie augenblicklich betroffen, weil er ſich vom Ulyſſes entdeckt ſieht; er iſt überdem nicht mädchenhaft genug, und ſeine Bekleidung hat zu wenig mit dem Gewand der Weiber gemein. Deidamia ſinkt jammernd über den ihr bevorſtehenden Verluſt des Geliebten, zu deſſen Füſsen hin. Sie möchte den Ulyſſes der ihn eben angreift, abhalten. Ihr Kopf iſt voll lebendigen, ſeelenvollen Ausdrucks und deswegen ungemein lobenswürdig, ſo wie man auch der ganzen Figur die Gerechtigkeit widerfahren laſſen muſs, daſs ſie trefflich gedacht und gemacht, voll Wahrheit und voll Affect iſt. Vielleicht nur ein wenig zu ausgebildet, nicht jugendlich genug. Gleich hinter ihr ſteht die ebenfalls vorzüglich wohlgelungene Figur eines reizenden zarten Mädchens, das, mitleidig, auf die Jammernde niederſieht. Drey andere weibliche Figuren ſcheinen in reger Verwunderung über den entdeckten Achilles. Ganz auf der entgegengeſetzten Seite des Bildes ſind zwey kleine Mädchen, in lieblicher Unbefangenheit des kindiſchen Alters, völlig unbekümmert um das was vorgeht, bloſs mit Spiel- und Putzſachen beſchäftigt. Die Gewänder ſind meiſt zierlich angelegt, doch die Falten wohl etwas zu einförmig an Charakter, laufen auch manchmal über hohe Stellen der Glieder weg. Breite Maſſen von Licht und Schatten laſſen jeden Theil gehörig deutlich in die Augen fallen. Sie könnten hier und da indeſſen doch noch reiner und die Wiederſcheine zuweilen empfindlicher angegeben ſeyn.

Litt. G. Das vorige Stück liess im Ganzen etwas mehr Bewegung wünschen, im Gegenwärtigen ist hingegen die Unruhe gar zu herrschend. Ins Freye, an das Ufer des Meeres, versetzte der Künstler die Scene. Eben steigen Bewaffnete aus dem nahe liegenden Schiffe, zwey derselben blasen auf Hörnern, Ulysses und Diomed beobachten, unter Bäumen, hinter einem Postament, auf welchem die Statue einer Nymphe (vielleicht der Thetis) liegt, den Achilles. Dieser steht in weiblichem Gewand und zieht eben ein Schwert, als wollte er sich den Landenden widersetzen. Deidamia, mit dem Kind im Arm, will, besorgt, ihn zurückhalten. Zwey Figuren (die vorderste führt ein nackendes Kind mit sich), eilen schnell davon, eine jüngere trägt Geschmeide im Schoofs des Gewandes; etwas ist ihr entfallen, welches sie in der Eile noch aufzuheben sucht; ihnen folgt ein halb erwachsenes, zartes Mädchen nach und trägt ebenfalls etwas im Schoofs; alle laufen gegen den Pallast, aus welchem Lykomedes heraustritt, zu sehen was vorgeht. Es ist eine gute zum Mächtigen und Grofsen sich neigende Manier in allen diesen Figuren, der Künstler ruft uns die gewaltigen, derben Formen in den Werken des Salviati und der beiden Bronzine wieder ins Gedächtnifs, wiewohl ohne die correcte Zeichnung dieser Meister in seiner Gewalt zu haben. Indessen ist er durchaus dem heroischen Sinne treu geblieben, und da wo der Ausdruck eilender Bewegung sein Zweck war, gelang ihm derselbe, sowohl in Stellungen, als Gewändern, fast immer gut. Von den Falten mufs indefs bemerkt werden, dafs sie das Nackte manchmal zu sehr durchscheinen lassen, zuweilen aber auch etwas zu tief und kraus sind. Eine eigentlich elegante Gruppe findet sich zwar nicht, demungeachtet ist das Talent für die Anordnung unverkennbar, und jene fliehenden Weiber sind geschickt zusammengestellt. Ein paar Beine von zwey verschiedenen Figuren ausgenommen, die so stehen, dafs sie leicht verwe[chse]lt werden können.

Hat man sich überhaupt nur einmal [mit] der freylich etwas willkürlichen Behandlung [des] Gegenstandes, in Hinsicht der Erfindung, [wo] das Episodische eine zu grofse, ja eigentl[ich] die Hauptrolle spielt, ausgesöhnt: so ist au[ch] an der Disposition des Ganzen weiter ni[cht] viel zu tadeln. Die Figuren des Achilles, d[er] Deidamia, nebst den fliehenden Weibern ne[h]men den Vorgrund ein; weiter zurück wi[rd] das Bild auf der einen Seite von den Krieger[n] welche dem Schiffe entsteigen, auf der ande[rn] vom König, der die Stufen der Halle sein[es] Pallasts herabkömmt, geendigt. Ungefä[hr] auf gleichen Plan in die Mitte sind Ulyss[es] und Diomed gestellt. Die Kunst der Verthe[i]lung von Licht und Schatten vermifst ma[n] ungern.

Lit. B. Zeichnung auf grau Papie[r] mit Tusche und mehrern Arten Kreide, vo[n] Hn. *Hoffmann* in Kölln, von welcher unser[e] Leser, da derselben die Hälfte des ausgesetz[ten] Preises zuerkannt worden, auf der Ku[]pfertafel Nr. 2. einen leichten Entwurf finden.

Alles an dieser reichen Composition is[t] Leben und Fülle, man kann die Anordnung in Hinsicht auf malerische Erfodernisse, ohne Bedenken vortrefflich nennen, denn die Figuren sind alle gut in Gruppen zusammengehalten, und diese Gruppen wieder unter sich geschickt mit einander verbunden. Auch der reichlich ausgestattete Hintergrund pafst zum Ganzen. Je ernstlicher das Werk betrachtet wird, je mehr nimmt man Verstand, Ueberlegung und Talent wahr.

Hr. Hoffmann folgte seinem natürlichen Hang, der ihn zum Vollen, Reichen und Glänzenden zieht. Diesem Sinne gemäfs ist nun alles. Wir sehen ein Königshaus, den Herrscher selbst auf einem Throne sitzend, überschwenglichen Reichthum und Pracht in allem was ihn umgiebt. Ein wohlerfundenes

nes, gehaltvolles, bedeutſames Motiv iſt es, daſs Achilles haſtig den Gürtel reiſst, der ſein Gewand hält. Noch ein anderes, von der feinſten zierlichſten Gattung, bemerken wir. Der Künſtler ſupponirte nämlich, die heftige Bewegung des jungen Helden habe die Perlenſchnur, womit ſein blondes Haar weiblich geſchmückt iſt, zerſprengt, die glänzenden Kügelchen fallen und rollen ſchimmernd auf der Erde hin.

Alle Formen nackter Glieder ſind durchgängig von gutem Geſchmack, nicht mager und eben ſo weit vom unangenehm Schwerfälligen entfernt, ſie können ſogar in gewiſſem Sinne, zum Theil für ſchön gelten, und Hr. Hoffmann hat, in Hinſicht auf Wahl und Zierlichkeit derſelben, ſeit vorigem Jahr einen Schritt vorwärts gethan, wiewohl ſeine Zeichnung an vielen Stellen, noch immer den ſtrengern Foderungen kein Genügen leiſtet. In den Stellungen, die er ſeinen Figuren gab, waltet, nebſt der Mannichfaltigkeit, auch das Gefällige, Zierliche vor; Achilles ſelbſt und Ulyſs möchten indeſſen, von dieſer Seite betrachtet, am wenigſten zu loben ſeyn, dagegen zeichnet ſich das Mädchen im Vorgrund, welches an dem Kaſten mit Schmuck und Geräth kniet, durch ſeine reizend maleriſche Stellung ungemein vortheilhaft aus. Ein paar andere weibliche Figuren auf dieſer Seite, verdienen eben deswegen auch bemerkt und gelobt zu werden. Auch von der Seite des Ausdrucks befriedigt dieſes Werk hinlänglich, er iſt lebhaft, geiſtreich, angemeſſen, und, wie z. B. im Achilles, welcher mit zärtlichem Schmerz, der ſein Geſicht verſchönt, zu der klagenden Geliebten ſich wendet, fein empfunden. Der Figur des Diomed wäre ein edlerer Charakter, ſo wie der Deidamia vielleicht mehr Jugend und eine hübſchere Geſichtsform zu wünſchen. Was Licht und Schatten betrifft: ſo hat Hr Hoffman ſich deſſelben von allen dieſsmal concurrirenden Künſtlern am geſchickteſten zu bedienen gewuſst, und ſeinem Werk dadurch einen weſentlichen Vorzug verſchafft. Es iſt kräftig, ohne ins düſtre zu fallen, weil ſtarker Wiederſchein die groſsen Schattenparthieen unterbricht; auch fallen die hellaufgeſetzten Lichter nirgends ſchreyend in die Augen, indem ſie breite Maſſen bilden, und einander gehörig untergeordnet ſind. Der Wurf der Gewänder iſt überhaupt zu billigen, an einigen Stellen nur häufen ſich die Falten etwas zu ſehr, und laufen auch manchmal über die Höhe der Glieder. Die Regeln der Perſpective ſind nicht überall gehörig beobachtet worden.

Vergleichen wir die ſo eben betrachtete Zeichnung des Hn. Hoffmanns mit der Zeichnung Litt. C. auf weiſs Pappier, mit Sepia getuſcht, vom Hn. *Nahl* in Kaſſel, von welcher, da derſelben ebenfalls ein Theil des Preiſes zuerkannt worden, man den Entwurf auf der Kupfertafel unter Nr. 1. findet: ſo will es uns dünken, Hr. Nahl habe durch ein langes, gründliches Studium der Antiken eine weit edlere, höhere Idee von der Kunſt gefaſst, und dem Schönen nachgeſtrebt, da Hr. Hoffmann hingegen, der wahrſcheinlich ſich meiſtens nach Werken der niederländiſchen Schule gebildet hat, kein ſo hohes Ziel ſich ſetzte, aber eben darum vielleicht ſeiner Abſicht näher gekommen iſt. Man muſs zwar ſeinem Werke das Prächtige, den faſt überflüſsigen Reichthum erſt zugeben, alsdann aber iſt es ein beſſeres maleriſches Ganze, von gröſserer Einheit, Wirkung und Beweglichkeit überhaupt. In Hn. Nahls Zeichnung hingegen ſehen wir jeden einzelnen Theil mit Eleganz, Geſchmack und Anmuth reichlich ausgeſtattet und weit ſorgfältiger vollendet.

Wir gehen ſogleich zur Betrachtung der Anordnung über, indem einiges über die gebrauchten Motive unten folgen wird.

Je ſeltener man, in Kunſtwerken unſerer Zeit, eigentlich kunſtgerechte Anordnung, in den

den einzelnen Theilen der Gruppen wahrnimmt, je mehr gereicht es zum Lobe der Zeichnung des Hn. Nahl, dass die Hauptgruppe derselben, in diesem Stück musterhaft, ja beynahe vollkommen gerathen ist. Was hingegen das Ganze betrifft: so dürfte die rechte Seite der Zeichnung etwas reicher an Figuren und geschlossener seyn, um gegen die Linke, wo die Mädchen um den Tisch versammelt sind, ein Gleichgewicht hervor zu bringen. Ferner wäre zu wünschen, dass der Raum um die Figuren nicht so weit und die Ecken besser gefüllt wären. Hr. Hoffmann, dem es freylich wegen des Reichthums und Pomps, den er sich in seiner Composition erlaubte, leichter geworden, ist in diesem Stück glücklicher gewesen, und manche Aeusserung in den Urtheilen der Menge hat uns vermuthen lassen, derselbe sey, wenigstens etwas von dem fast allgemeinen Beyfall, der ihm ertheilt wurde, dem gefälligen Eindruck des gut ausgefüllten Raumes in seinem Bilde schuldig.

Das Leidenschaftliche hat Hr. Nahl in seinem Werk, mit überlegter Kunst, so zu stimmen gewusst, dass starker oder erschütternder Ausdruck nie nothwendig wurde; das Lebendige und Geistreiche hingegen vermisst man nirgends. In Hinsicht auf Adel der Gestalt und Eigenthümlichkeit des Charakters, nach Erfordernis einer jeden Figur, hat er alle Concurrirenden weit übertroffen. Sein Achill ist, ohne allen Vergleich, der schönste und edelste, der am meisten verspricht, am meisten Reiz und jugendliche Lieblichkeit hat. Zwar gelang es dem Vf. der eben erwähnten Zeichnung Lit. G. auch, seinem Achill eine rasche, Thaten verkündende Geberde, selbst eine heroische Gestalt zu geben; dort hat der verkleidete Held das Ansehen einer kriegsgewohnten Amazone, hier aber tritt er auf, an Gestalt und Würde einer anmuthigen Minerva ähnlich, und wir müssen gestehen, dass wir uns, in Werken lebender Künstler, keiner Figur erinnern, die edler und a gleich lieblicher gedacht würde. Deidan ist beträchtlich kleiner als Achilles und d sanfte Wellenlinie des Umrisses an ihr vo züglich weich behandelt. Dieses vollgeru dete der Gestalt und Glieder, ihr holdes, li bevolles Anschmiegen an den Geliebten, wie das Abhalten des Ulysses von ihm, brin einen höchst lobenswürdigen Einklang d Charakters hervor, so zart und richtig em pfunden, als wahrhaft dargestellt; weil abe etwas gutes und vortreffliches das Verlange nach dem Vollkommenen nur reger macht, s möchte man auch dieser Figur wünschen, das sie, wenn es unbeschadet der erwähnten Vor züge und schönen Einheit ihres ganzen We sens hätte geschehen können, sich durch ihr Gestalt vor den übrigen Mädchen etwas meh auszeichnete. Ulysses hat, in der Gleichmuth seines heitern, doch ernsten Gesichts und in der ruhigen Geberde, den ganzen Typus eines weisen, viel erfahrnen Mannes. Etwas stärkere Gliedmassen würden indess wahrscheinlich in ihm den Helden noch mehr zur Anschauung gebracht haben. Dasselbe ist auch beym Diomed der Fall, dessen rasche Bewegung hingegen ganz für ihn passend ist. Unter die lieblichsten Schöpfungen des Künstlers auf dieser Zeichnung gehören noch die beiden, vom Schall der Hörner erschreckten und in das Innre des Saals hineinwärts eilenden Mädchen; sie machen eine sehr liebliche, untergeordnete, der grossen Hauptgruppe sich schön anschliessende Nebengruppe aus.

Die Formen in diesem Kunstwerk haben durchgängig sehr viel zierliches, oft sind sie ohne Einschränkung sogar *schön* zu nennen. Man bemerkt in keinem andern, zur Concurrenz eingegangenen Stück mehr wissenschaftliche Kenntniss, wiewohl ohne Anspruch auf skrupulöse anatomische Richtigkeit, die, weil sie mühsames Studium über jeden einzelnen Theil voraussetzt, auch wohl mit mehrerm Recht von Gemälden oder Statuen in Lebens-

grösse

grösse, als von blossen Zeichnungen in kleinen Figuren gefordert wird.

Die Gewänder sind meist mit feinem Geschmack geworfen, wohl gezeichnet und meisterhaft in Massen gehalten.

An der Beleuchtung ist die Wahrheit unverkennbar. Licht und Schatten bilden auf jeder Figur ununterbrochene Massen. Die sogenannten accidentellen Lichter sind glücklich angebracht. Man bemerkt, dass der Künstler sich durchaus an die Natur gehalten.

Nachtrag.

Lit. P. Es deutet auf lobenswürdigen Ernst und genialische Lust zur Sache, wenn der Künstler die Mühe übernimmt eine Aufgabe von verschiedenen Seiten darzustellen. Unser Glückwunsch und Dank gebührt daher dem wackern Freunde, welcher, obgleich die oben beurtheilte Zeichnung Lit. F. sein Werk ist, doch noch, als einen ferneren Beweis seiner Liebe zur Kunst und des guten Willens gegen unsere Anstalt, die gegenwärtig zu erwähnende Zeichnung Lit. P. auf weiss Papier mit der Feder umrissen und getuscht nachgesendet hat; er ist darin von der Sage, die unserer Aufgabe zum Grunde liegt, abgewichen, und einer andern gefolgt, nach welcher der verkleidete Achilles unter den Töchtern des Lycomedes sich unter Bäumen, auf einer schönen blumigen, mit Büschen umwachsenen Aue befindet, von deren Höhe man auf einen Busen des Meeres hinabsieht, in welchen ein nahes waldiges Gebirg niedersteigt. Ulysses und Diomed lauschen halb versteckt und erkennen den jungen Helden dran, dass er, während die Mädchen tanzen, Blumenkränze winden, u. s. w. sich mit dem Bogen übt.

Der idyllische Reiz, welcher auf dieser Seite für die Darstellung gewonnen worden, entschädigt zwar den Künstler keineswegs hinlänglich dafür, dass nun alles Leidenschaftliche Interesse von dem Gegenstand weicht; unterdessen hat sein Bild das entschiedene Verdienst einer gefälligen Anlage. Muntere, anmuthige Bewegung und ein Geist festlicher Fröhlichkeit herrschen durch das Ganze. Die Gewänder sind einfach, grösstentheils auch zierlich gelegt. Unter den Figuren ist vielleicht Achilles, dem Range nach, welcher ihm in der Composition angewiesen ist, die so am wenigsten befriedigt; wir begreifen es wohl, er soll sich, mitten unter den zarten Mädchen, und gekleidet wie sie, unterscheiden, durch etwas männliches in der raschen, angestrengten Stellung, von dem Beschauer des Bildes, so wie von den lauschenden Helden als Jüngling erkannt werden, allein es ist gleichsam dadurch eine Dissonanz in der Harmonie des Ganzen entstanden.

Die Behandlung des Umrisses verräth überall eine Neigung des Künstlers zum Manierirten, die er, um sein ausgezeichnetes Talent möglichst zu kultiviren, bemerken und ernstlich dagegen kämpfen sollte.

Erinnerung.

Drey Künstler haben den Fehler begangen, in der Architectur des Grundes, Jonischen Säulen und Pilastern, ein Dorisches Gebälk mit Triglyfen zu geben. Dieser Irrthum wirkt im Bilde sehr übel und giebt den Beschauern Anlass, sich über die Unwissenheit des Künstlers lustig zu machen. Wir glaubten daher dieses Versehen nicht bey Recension der einzelnen Werke, sondern vielmehr hier in einer allgemeinen Anmerkung rügen zu dürfen. Kein Künstler sollte mit den Hülfswissenschaften so unbekannt seyn, dass er sich der Gefahr aussetzte, Missgriffe dieser Art zu begehen. Wer einmahl die grossen Fähigkeiten, welche zum Mahler oder Bildhauer erfoderlich sind, erhalten hat, dem kann es nur wenig Mühe kosten, von Architectur, Perspective und dergleichen so viel zu fassen, als zu seinem Bedarf hinreichend ist.

2.

Streit der Flussgötter mit dem Achilles.

Lit. D. Oelgemälde. Zeigt einige Fertigkeit des Vf. in Führung des Pinsels, auch sind

die

die Figuren der beiden Flussgötter ganz hübsch, nur zu blühend colorirt. Achill scheint mit einem tüchtigen Sprung, über sie beide, die zu Boden gefallen sind, überzusetzen, und, durch einen zweyten Sprung, sich auf den Haufen zunächst im Vordergrunde hinstürzende Trojaner werfen zu wollen, die er mit dem Schwerdt bedroht. Ein paar Leichname treiben auf dem angeschwollenen Strome, und ein Reiter sinkt eben in demselben unter. In der Ferne sieht man die Flucht des trojanischen Heers. Rechts im Mittelgrund kommt Vulkan, mit Fackeln in Händen, gestützt auf die goldenen Mädchen, links oben in den Wolken sitzt Pallas, und hinter ihr steht Neptun, eben begriffen den Dreyzack herunter zu schleudern.

Es ist kaum noch nöthig zu bemerken, dass der Sinn der Aufgabe und des Dichters vom Vf. nicht wohl gefasst worden. Achilles ist ein winziges, gewaltig erbostes Männchen, keineswegs in Wassersnoth, sondern er steht völlig auf trockenem Boden eines Inselchens, und bedroht die armen Trojaner. Die Flüsse mit zerbrochenen Rudern liegen unter seinen Füssen; gleichwohl kommen die Götter noch ihm beyzustehn. Die Ferne, so wie überhaupt der Grund, ist zu düster, Licht und Schatten weder gehörig in Massen gehalten, noch abgestuft, daher auch für das Auge unmöglich eine befriedigende Wirkung entstehen kann.

Lit. W. Basrelief in Thon. Achilles, zwischen den beiden Flussgöttern, etwas erhöht; mit dem einen Fuss auf einem Felsen, mit dem andern frey schwebend. Er hat den Flussgott zur Rechten bey den Haaren ergriffen; und sucht den zur Linken mit dem Schild, von sich abzuhalten, der ihn aber beym Gürtel gefasst hält. Die Köpfe der Flussgötter mögen wohl an diesem Werk für das beste gelten, vorzüglich der ergriffene, dem es auch nicht an Ausdruck fehlt. Desgleichen hat der Kopf des Achilles einiges Verdienst und lässt bey dem Vf. zwar Talent vermuthen, allein es gehen ihm die nöthigen Kenntnisse sowohl, als die Bildung des Geschmacks und selbst mechanische Fertigkeit noch sehr ab.

Lit. Q. Zeichnung auf bläulich Papier getuscht und weiss gehöht. Achilles völlig gerüstet, dringt mit Speer und Schild, von seinem höhern Standort, auf einen im Wasser tiefer stehenden Flussgott ein, welcher dafür dem Helden die Urne an den Kopf zu werfen droht. Zwey nackte Leichname erschlagener Trojaner helfen diese Hauptgruppe des Bildes voll machen. In der Ferne, jenseits des Flusses, sieht man viele fliehende Trojer und einen nachsetzenden Griechen. Pallas schwebt durch die Lüfte.

Die meisten Künstler, welche sich auf Darstellung dieses Gegenstandes eingelassen, irrten darin, dass, die Flussgötter von Achillen angefallen, ja gar besiegt werden, anstatt dass er von ihnen bedrängt erscheinen sollte. Noch mehr ist es dem Sinn der Aufgabe zuwider, wenn, so wie in der gegenwärtigen Zeichnung geschieht, der Held nur mit einem der Flussgötter zu schaffen hat, und denselben noch dazu mit offenbarem Vortheil bekämpft, wodurch vollends alles verworren und bedeutungslos wird. An Lebhaftigkeit des Ausdrucks und der Bewegung fehlt es im Uebrigen diesem Werk nicht. Auch haben die Figuren keine auffallenden Missverhältnisse, und jede ist, in Ansehung der Form, im allgemeinen so ziemlich nach dem ihr zukommenden Charakter gehalten. Man kann auch, wenn keine sehr rigoristische Foderungen gemacht werden, mit der Beleuchtung ein wenig zufrieden seyn. Allein die Zeichnung ist nicht gut zu heissen, sie ist unrichtig und manierirt. Wir rathen dem Vf. ein ernstes

Studium des Alterthums und der Natur, im Sinne der Alten. Am nöthigsten aber ist ihm die Betrachtung der Werke großer Meister aller Zeiten, in Hinsicht auf den Gang ihrer Gedanken.

Lit. S. Oelgemälde. Ueber einen Haufen erschlagener Trojer will Achill ans Ufer schreiten, die Flußgötter widersetzen sich ihm, der eine faßt seine Hand, worin er den Speer hält, indessen der andere ihn am Schilde rückwärts in die Fluth zu reißen strebt. Mächtige Wellen wälzen sich drohend heran, und vermehren die Gefahr des Helden. Wiewohl auch hier die Aufgabe nicht hinlänglich anschaulich dargestellt worden: so ist doch das Ganze consequent gedacht. Auch läßt sich aus der Art, wie die Figuren zusammengestellt sind, vortheilhaft auf des Verfassers natürliche Anlage zur Gruppirung schließen. Im übrigen ist in Absicht auf Zeichnung, Licht und Schatten, Behandlung u. s. w. wenig Kunst bewiesen. Nicht guter Wille und glückliches Talent allein sind vermögend, die Schwierigkeiten eines Gegenstandes, wie dieser ist, zu überwältigen, der auf die Kunst eigentlich berechnet, unumgänglich Kenntniß, Geschmack und Fertigkeit eines gebildeten Künstlers zu seiner Behandlung erfodert.

Lit. R. Auf grau Papier, mit schwarzer und weißer Kreide gezeichnet. Achilles, nur den Helm auf dem Haupt und ein leichtes Gewand um die Hüften geschlagen, deckt sich mit seinem Schild gegen die über ihn einbrechenden mit Leichen gefüllten Wellen. Ihm unter die Füße niedergeworfen liegen die Flußgötter, welche sein Speer bedroht. Einzelne Theile, z. B. die Köpfe der Flußgötter, nebst einem paar Armen und Händen, sehr geistreich und lebendig dargestellt, zeigen, so wie die kräftige doch ungemein leichte Behandlung vorzügliche Fähigkeiten; nur Schade, daß das Ganze ein bloß schnell hingeworfener Gedanke ist, wie ihn der Zufall eben gab. Der Held hat weder edle Gestalt noch Stellung; alle Figuren sind durchaus unregelmäßig zusammengeordnet, und unrichtig gezeichnet. An dergleichen rohen Producten ist selbst die wenige Zeit, welche der Künstler darauf wendet, verloren.

Lit. X. Oelgemälde. Den schön gerüsteten Achill, der durchs Wasser setzt, hält einer der Flußgötter um den Leib gefaßt, ihn in die Fluth zu ziehen, der Held vertheidigt sich mit dem Degen, indeß drohend auch von der andern Seite ein zweyter Flußgott sich erhebt, mit einem paar Leichen im Arm. Noch andere Körper erschlagener Trojaner, von den Wellen herbeygeführt, helfen den Vorgrund des Bildes vollfüllen. Im Mittelgrund sieht man Nymfen aus ihren Urnen Wasser gießen, ferner Gezelte und fliehende Krieger. In den geöffneten Wolken sitzt Juno, sie sendet den Vulkan ab, dem Peliden gegen die Flüsse Beystand zu leisten, hinter ihr steht Minerva. In der freyen Behandlung, in einzelnen wohlgelungenen Theilen, z. B. Kopf und Arm des Flußgottes, welcher die zwey Leichname im Arm hält, den vortrefflichen Falten an dem in die Luft flatternden Mantel des Achilles etc. ist der tüchtige geschickte Künstler nicht zu verkennen; doch gelang ihm dießmal weder die Erfindung, noch die Anordnung des Ganzen. Auch scheint das Colorit etwas eintönig, und die Zeichnung an mehreren Stellen mangelhaft. Das letzte darf indessen nicht eigentlich im strengen Sinne ein Vorwurf seyn, weil das Werk mehr ein gemalter Entwurf, als ein mit Sorgfalt ausgeführtes Gemälde ist.

Lit. U. Zeichnung auf Papier, mit Kreide, wenig gefärbt. Achilles, der ohne Gewand, doch mit Helm, Schild und Speer bewaffnet, auf den einen Flußgott eindringt; in-

indem ihn der andere im Rücken bedroht, ist eine mit vielem Fleiss, Aufmerksamkeit und Verstand gezeichnete Akademie. Die beiden halb aus den Wogen ragenden Flussgötter haben edle Formen, und den von der Fluth zu Achills Füssen herbeygeströmten Leichnam eines Trojaners führte der Künstler mit recht meisterhafter Kunst aus. Wir übergehen hier das weitere, was die Flussgötter betrifft, weil solches in den Bemerkungen über die Motive erinnert werden soll.

Den Achilles völlig nackt darzustellen, scheint uns aus mehrern Gründen, hauptsächlich aber um der malerischen Wirkung willen nicht wohlgethan, der Leichnam des Trojaners ist angezogen, und sogar der eine von den Flussgöttern hat ein fliegend Gewand. Dass ferner der Held gegen den andern Flussgott angriffsweise verfährt, könnte leicht zu einer Missdeutung des behandelten Gegenstandes Anlass geben.

Betrachtet man die Anordnung dieses Werks, so hätte, da sie ohnehin zum Symmetrischen sich neigt, ein wohlgefälliges Ganze entstehen müssen, wenn die untere linke Ecke bedeutend wäre ausgefüllt worden; denn weil die Halbfiguren der Flussgötter, über dem Achilles, zu beiden Seiten stehen: so würde derselbe, wenn unten, in der besagten linken Ecke, etwas der Halbfigur des todten Trojaners, der rechts liegt, gegenüber gesetzt wäre, gleichsam den Mittelpunkt der bedeutenden Theile des ganzen Bildes ausmachen, und die Anordnung untadelich seyn.

Die Farben, welche der Luft, einem entfernten Gebirg und einer nähern mit Bäumen bewachsenen Felsenhöhe, desgleichen dem Wasser, den Waffen des Achilles, etc. gegeben sind, und beynahe die Stärke haben, wie in einem wirklichen Gemälde, sind Ursache, dass der Körper des Achilles sowohl, als die Körper der beiden Flussgötter, die nur mit schwarzer und weisser Kreide gezeichnet sind, frostig aussehen; und die Wirkung überhaupt geringer ist, als sie bey so kräftigem Schatte und gespartem Licht seyn könnte.

Lit. V. Federzeichnung auf weiss Papie mit Tusche lavirt. Man findet in den Bemerkungen über die Motive, was allenfall für und wider den Gedanken in dieser Zeich nung zu sagen ist. Wenn dieser Künstler den Sinn der Aufgabe zwar etwas näher gekommen, als der vorige: so muss er demselbe doch in der Anordnung schon den Vorzug lassen, und ist von ihm ebenfalls auch an Richtigkeit in der Zeichnung bey weitem übertroffen worden. Wir bemerkten inzwischen nicht ohne Vergnügen das Gewaltige, Heroische der Formen, und einen durch die Antiken genährten Geist. Man erkennt, besonders in der Figur des Achilles, deutlich, dass unser Künstler die Colossen auf dem Quirinal gesehen und studirt hat.

Lit. T. Zeichnung auf grau Papier, mit Tusche und schwarzer Kreide schattirt, mit weiss und verschiedenen andern Farben gehöht. Von den Mängeln sowohl als von den Vorzügen der Erfindung dieses Werks finden unsere Leser ebenfalls das Nöthige in den Bemerkungen über die Motive. Achilles ist als Charakter in der That sehr edel; prächtig im Schmuck der Rüstung, setzt er durch die Wogen, einem Flussgott den Fuss auf den Nacken drückend, einen bey den Haaren fassend, den übrigen mit erhobenem Schwerte drohend. Zum malerischen Zweck ist die Anordnung recht gut gedacht. Die Behandlung verdient ihrer Kraft und Freyheit wegen nicht minder Lob. Achilles selbst, nebst einem von den Wogen getragenen Leichnam in Waffen, sind trefflich ausgeführt. Eben so viel Ursache hat man auch mit dem lebendigen, geistreichen Ausdruck, mit der Bewegung der Figuren mit der Beleuchtung und Wirkung im allgemeinen zufrieden zu seyn. Die Zeichnung hingegen ist an vielen Stellen mangelhaft;

haft; einige im Hintergrunde liegende Schiffe scheinen uns nicht von ächt antiker Form.

IV. Antike Basreliefe, Achill auf Scyros vorstellend.

1) *Museo Pio Clementino* Tom IV. Tab. XVII.

2) *Winkelmann monumenti inediti*, vor der Präfation, pag. XV.

3) Sarkophag in Petersburg, in einer kleinen Schrift *das vermeynte Grabmal Homers.* Leipzig 1794.

Das erste dieser Werke ist wohl das vorzüglichste; es enthält eine vollständige, jedoch ökonomische Darstellung, indem nur die nothwendigsten Figuren auf demselben erscheinen.

Achill, dem das Gewand sich zurückgeschlagen, so dass er fast ganz nackt dasteht, den Speer in der rechten Hand, tritt, indem er gegen die linke schreitet, auf einen Helm. Ihm folgt Deidamia, die meist von hinten gesehen wird, sie hält ihn mit der rechten Hand zurück, indem sie mit der linken eine Geberde macht, die auf Ueberredung deutet. Hinter ihr drey Mädchen, in verschiedenen Graden der Theilnahme. Auf der linken Seite Achills stellt sich die Amme, indem sie ihm das Kind entgegen bringt, Ulyssen, der in nachdrücklicher, Diomeden, der in drohender Stellung einhertritt, so wie dem blasenden Krieger entgegen, und sucht diese ungebetenen Gäste, durch einen Schleyer, der auch von einem Mädchen, welches zwischen Achill und Deidamia erscheint, im Grunde gehalten wird, vom Innern der weiblichen Wohnung abzuschneiden. Beywerke und einzelne Motive, die wir Motive der Ausführung nennen möchten, übergehen wir, da hier nur vom Hauptgedanken die Rede seyn kann.

Das zweyte Werk deutet auf eine ähnliche Abstammung; nur ist die Hauptgruppe verändert, und es läfst sich über den Zusammenhang des Ganzen, da die Zeichnung nach einer verdorbenen und schlecht restaurirten Arbeit gemacht worden, nichts mehr sagen.

Achill ist, wie auf dem vorigen, nach der linken Seite zu schreitend, auf einen Helm tretend und nach der rechten zurücksehend. Dieses Zurücksehen ist aber nicht, wie dort, motivirt, (es müfste denn das Mädchen hinter ihm, ursprünglich, statt der Leyer das Kind gehalten haben) denn Deidamia hat sich zwischen die fremden Männer und den Geliebten, dessen Knie sie umfafst, niedergeworfen. Sie blickt rückwärts, nach Ulyssen, so dafs die beiden Hauptpersonen einander nicht ansehen, welches der Gruppe, die im Ganzen eine glückliche Anlage hat, ein grosses Leben gäbe, sobald man nur die Veranlassung einsähe, die Achill rückwärts blicken macht.

Hier erscheint gleichfalls ein Mädchen, die einen Schleyer, der auf der ganzen Frauenseite im Grunde hergeht, zwischen Ulyssen und die Liebenden ziehen will.

Ein kleiner Genius scheint sich für die Liebenden, ein anderer für Ulyssen zu interessiren.

Mehrere, nur wenig von diesem verschiedene, Werke und Fragmente von dergleichen findet man in und um Rom.

Das dritte ist in einem ruhigen häuslichen Sinne gedacht. Achill strebt fort, Deidamia ist, ohne leidenschaftlichen Ausdruck, auf die Kniee gesunken. Gelassen theilnehmend steht die Amme bey ihr, ein paar Schwestern sitzen symmetrisch, hüben und drüben, die Spindel in den Händen, auch einige Stehende bezeigen ihre Theilnahme. Ulyss und Diomed halten sich aufmerksam an einer Seite, und Lykomed erscheint, wie in einen Rahm gefafst, auf der entgegengesetzten, in der Ecke, gleichsam aus einem Fenster sehend. Die Erfindung und Zusammensetzung des Ganzen deutet auf spätere Zeiten.

Ein merkwürdiges Beyspiel der Symbolik findet sich auf diesem Kunstwerke, das, wenn

es gleich nicht völlig, wie es hier in der Composition erscheint, zu loben seyn möchte, doch unsere Aufmerksamkeit verdient. Die Tuba, in welche, an der Seite der Helden, eine subalterne Figur stösst, reicht bis an das Ohr des Achills und berührt es gleichsam. Hier wird also nicht etwa nur im Allgemeinen Lärm geblasen, sondern es wird dem Auge gezeigt, dass für diesen geblasen werde, dass eigentlich nur die Wirkung auf diesen intentionirt sey. Eine solche Darstellung ist denn freylich nicht natürlich und historisch, sondern künstlerisch und poetisch. Wobey jedem Denkenden nicht verborgen bleibt, dass die Bildhauerey mehr zu der symbolischen Behandlung geschickt ist, als die Malerey, obgleich auch diese, bey zweckmässiger Anwendung, sich von dieser Seite grosse Vortheile zueignen kann.

V. Ueber die Motive der beiden Aufgaben überhaupt und in wie fern sie genutzt worden.

Nachdem wir nun was die Künstler geleistet, in Betrachtung der einzelnen Arbeiten angezeigt: so bleibt uns nun übrig, die Gegenstände von Grund aus zu entwickeln, und die sämmtlichen Motive in gewisser Ordnung aufzustellen.

1.

Achilles auf Scyros gehört zwar nicht unter die vollkommensten Gegenstände, die sich, so zu sagen, auf der Tafel anfangen und endigen, es muss dabey allerdings etwas vorausgesetzt, es muss nachgedacht werden; aber er bietet dem Künstler eine Menge Vortheile für die Darstellung an. Bewegung und Ruhe, Leidenschaften, mannichfaltige Abwechslung von Formen und Charakteren, der schönen oder edlen Gattung, endlich die Gelegenheit zum gefällig Naiven, wornach gegenwärtig ohnehin die Neigung fast aller, welche die Kunst üben, oder bloss lieben, gerichtet ist. Auch fehlt es hier nicht an Schmuck zierlicher Nebenwerke.

Der Punkt, auf welchem die darzustellende Fabel eigentlich gefasst werden sollte, stellt die Entdeckung eines vielfachen Räthsels oder Geheimnisses dar.

1) *Unter einer Schaar Mädchen wird ein Jüngling entdeckt.*

Dieses Hauptmotiv war in allen, nur nicht in Lit. K. gebraucht. Einigen Künstlern ist es gelungen, diesen Uebergang vom Mädchen zum Jüngling ziemlich deutlich auszudrücken, bey andern ist diese Enthüllung zweydeutiger geblieben.

Durch Herrn Hofmanns Zeichnung, wo Achill den Gürtel, der das Gewand hält, abreisst, und eine Perlschnur in dessen Haar zerspringt, sind wir auf den Gedanken geleitet worden: es könnte die sinnlich deutliche Anschauung der Geschichte ungemein befördern, wenn der Künstler den verkleideten Achill sich so denken wollte, dass durch die lebhafte Bewegung mit den Waffen, ein Heft oder Gürtel seines Gewandes dergestalt, wie zufällig risse, dass sich dadurch ein beträchtlicher Theil seines Oberleibs entblösst zeigte, und so die Entdeckung des jungen Helden, nicht bloss durch die List des Ulysses, mit den untergeschobenen Waffen, wobey der Zuschauer noch rathen muss, sondern sinnlich überzeugend, vor unsern Augen durch die Zauberkraft des Künstlers bewirkt würde. Für Unterrichtete ist es kaum nöthig noch anzumerken, dass selbst der malerischen Wirkung hieraus nicht nur keine neuen Hindernisse entstehen, sondern im Gegentheil, durch Contrast, Farbenmasse u. s. w. ansehnliche Vortheile zuwachsen müssten.

2) *Er sondert sich von ihnen, durch männliches Streben.*

Die Scheidung, welche hierbey vorgeht, des schwachen Theils vom starken, ist am lebhafte-

haftesten vorgestellt auf G, ingleichen auf F, doch in letztem nicht so zweckmäſsig.

Hier ist wohl der Ort, eines Motivs zu gedenken, welches Hr. Nahl in seiner Zeichnung gebraucht hat, und der Leser aus dem Kupfer deutlich ersehen wird. Diomed hält nämlich dem Achill einen blanken Schild vor, in welchem dieser sich besieht, ohne daſs jedoch der Anschauer des Kunstwerks das abgespiegelte Bild erblicken könne.

Tasso läſst einen ausgearteten Helden auf ähnliche Weise überraschen, und ihn, von der Spiegelfläche eines Schildes, seine der Weichlichkeit hingegebene Gestalt beschämt erblicken.

Hier finden wir das gebrauchte Mittel sehr schicklich; doch aber auch mehr dem Poeten als dem Maler günstig, indem dieser mit tausend Schwierigkeiten der Darstellung zu kämpfen hat, wenn jener der Einbildungskraft gar manches, nach Belieben, zumuthet.

In der vorliegenden Zeichnung scheint uns auch dieses Mittel keinesweges fördernd, und obgleich, durch die Intention des Künstlers, das Gesicht des Achills mit einem entzückten Erstaunen sehr glücklich begeistert worden, so bleibt doch der aufgehobene Schild dem Zuschauer ein Räthsel, um so mehr, als Diomed, hinter demselben, den Blasenden das Zeichen giebt, und man also denken kann, er suche dadurch seine Geberde vor dem Achill bloſs zu verbergen.

Doch wäre auch das nicht, und es lieſse sich alles deutlich machen und glücklich darstellen: so würden wir doch nicht rathen, in einem so leidenschaftlichen Momente den jungen Helden, der sich ohnehin zur That getrieben fühlt, in die Anschauung seiner selbst, auf diesem Wege, zu versenken und von der Theilnahme an der übrigen Umgebung abzuziehen.

3) *Es wird offenbar, daſs eine der Frauen ihn schon gekannt habe, mit ihm verbunden sey.*

Dieses Motiv ist auch durchaus gebraucht, nur nicht in Lit. F.

4) *Eine geheime Frucht ihrer Liebe wird offenbar.*

Dieses Motiv, wie es hier ausgesprochen ist, hat Niemand gebraucht. Mehr oder weniger erwachsene Kinder zeigen sich auf unsern Compositionen, mehr oder weniger der Mutter nahe, aber schon als bekannte Glieder der Gesellschaft.

Auf dem Basrelief des Museum P. C. wird ein kleines Kind rasch hervorgebracht. Beym Statius werfen sie es dem Groſsvater vor die Füſse.

Wollte man die Fabel historisch behandeln: so müſste freylich Pyrrhus, als der Vater nach Troja zog, schon einiges Alter gehabt haben; allein, um des ächt poetischen Sinnes und Ausdruckes willen, würden wir, nach Anleitung gedachter Antike, zu einem kleinen Kinde rathen. Ein Kind, das erst zum Vorschein kommt, ist ein moralisch neugebornes Kind.

5) *Es entdeckt sich die Mitwissenschaft einer alten Amme.*

Der Antheil der Amme ist auf einigen unserer Zeichnungen gebraucht, doch nicht ganz wie wir wünschten. Auf Lit. O. vielleicht am besten. Auf Lit. B. erscheint sie betrübt über die Entdeckung, welches innerhalb dieser Composition ganz zweckmäſsig ist. Auf dem Petersburger Basrelief steht sie der Deidamia gar gemüthlich bey. Wir würden ihr nach Anleitung des Pio-Clementinischen Basreliefs das Kind anvertrauen.

6) *Dem Hausherrn werden diese Zustände bekannt.*

Die Person des Lycomeds erscheint auf drey Zeichnungen, auf Lit. G. wo er durch den

den Lärm aus dem Pallaste gelockt wird, auf Lit. B. wo er, auf dem Throne sitzend, seine Familie vor sich versammelt hat; auf Lit. A., wo das schöne Motiv gebraucht ist, dass Ulyss den Achill anfasst, sich dessen gleichsam bemächtigt, und dem erstaunten Lycomed, durch eine Geberde, das Geheimniss entdeckt. Auf dem Petersburger Basrelief steht er, wie angedeutet, in einem Fenster in einer Ecke.

7) *Die Absichten der listigen Griechen, es sey nun, dass man sie als Gesandten des Heers, oder als verkappte Kaufleute behandle, kommen an den Tag.*

Ulyss und Diomed, in Heldentracht, lauschen auf verschiedenen Zeichnungen, welches uns jedoch nicht gut deucht; denn wenn sie als Helden erscheinen, so müsste man sie, wie Statius, als griechische Gesandten annehmen, da sie denn vom König und seiner Familie gekannt sind.

Als Kaufleute lauschend, wo es auf einigen Zeichnungen recht gut thut, z. B. auf E.

Thätig als Helden, oder Kaufleute, auf A. B. C. H. L. N. O.

Einige Künstler haben gesucht, in die beiden Personen verschiedenen Ausdruck und Antheil zu legen und es ist gelungen.

8) *Kriegerischer blinder Lärm.*

Auf einigen wird ins Horn gestossen, auf andern Zeichnungen schlägt man die Degen zusammen, auf Lit. G. ist eine simulirte feindliche Landung recht geistreich vorgestellt. Die Absicht hingegen deutlich anzuzeigen dass dieser kriegerische Ueberfall nur zum Scherze geschähe, ist in Lit. Y. dem Anschauen am nächsten gebracht.

9) *Die Frauen suchen im Augenblick der Entdeckung die Fremden, durch Vorziehen einer Art Vorhang auszuschliessen, und den Achill innerhalb zu behalten.*

Dieses auf zwey alten Basreliefen gebrauchte Motiv ist unsern sämmtlichen Concurrenten entgangen. Wir halten es für sehr glücklich und sind überzeugt, dass durch geschickten Gebrauch desselben eine Darstellung an Leben, Bedeutung und Effect auf alle Weise gewinnen müsste.

Alle diese Motive in ein Bild zu fassen, diese Entdeckungen gleichzeitig und gleichbedeutend zu machen, wäre die Aufgabe für einen tüchtigen Künstler, der, nach solchen Vorarbeiten, diesen Gegenstand nochmals zu behandeln geneigt wäre.

2.

Achill verfolgt die Trojaner, welche zu retten sich ihm zwey Flüsse entgegensetzen, dagegen stehen ihm obere Gottheiten bey.

Dieses Sujet hat mehrere Momente, und es entsteht daher das eigene, dass man es auf entgegengesetzte Weise behandeln kann. Einmal sehr einfach, symbolisch auf Bildhauer-Art. Und dann weitgreifend, malerisch, in geschichtlicher Darstellung.

Nach beiden Seiten hin haben die Concurrenten gearbeitet, sind aber, nach unserer Ueberzeugung, vom Ziele allzuweit entfernt geblieben.

Von der einfachsten Art war schon ein Muster vorhanden, es befindet sich unter den Flaxmannischen Umrissen. Achill steht, über einem Todten mit Schwert und Schild, zwischen den zwey Flussgöttern, die auf dem Saume der Woge zwey Leichen gegen ihn anwälzen.

Wahrscheinlich haben mehrere der diesjährigen Concurrenten dieses Bild gekannt, nur haben sie darin geirrt, dass sie, anstatt seinen glücklichen Gedanken noch weiter auszuarbeiten, zurückgegangen sind, und die Motive vergröbert haben.

Dass Flaxmann die Leichen, auf dem Saume der Wellen, gegen Achill losschieben lässt, ist vortrefflich und wahrhaft antik. Hier

kann

kann man nicht weiter! Welle, Flussgott und Leiche werden dadurch zur Einheit, sowohl in der Idee, als in der Darstellung; und da, was das wichtigste ist, Flussgötter und Leichen oben gehalten sind, so wird der Contur organisch geformt, und die Welle als unorganischer Stoff, wird ganz bey Seite gedrängt.

Die Götter, nach ihrer höhern Natur, scheinen die Leichen bequem zu behandeln, und doch ist auch diess dem Physischen gemäss, indem der Körper im Wasser leicht wird.

Der Held steht, zum Kämpfen gerüstet, nicht kämpfend, sondern mit Entsetzen zwischen ihnen! und hier ziemt ihm das Entsetzen, da er nicht von bewaffneten, kräftigen Feinden, sondern von göttlichen Wundernaturen, Leichen und einem wilden Element bestürmt wird.

Wir hätten gewünscht, dass einer unserer Freunde geradezu erklärt hätte, er gehe von der Flaxmannischen Arbeit aus, glaube, ohne den Vorwurf des Plagiats zu fürchten, das vorzügliche dieser Erfindung beybehalten zu dürfen, und es frage sich nur, wie weit er über sein Vorbild hinausgekommen? Hier war zum Ziele noch ein grosser Weg. Flaxmanns Arbeit ist eine glückliche Skizze. Wie viel wäre noch an der Composition zu rücken und zu bessern, und, bey einer sorgfältigen Ausführung, an Form und Charakter u. s. w. zu gewinnen gewesen!

Wann wird doch bey uns auch jener rechte Kunstsinn der Alten aufwachen! dass wir nicht mehr nach Originalität, in der Weite und Breite suchen, sondern dass wir das unendlich Motivbare einer schon wirklich dargestellten Idee aufsuchen lernen. Wie oft bearbeiteten alte Künstler eine bekannte Darstellung und wetteiferten in gleicher, oder grösserer Meisterschaft, mit ihrem Vorgänger!

Da wir nun ein, nach unserer Ueberzeugung höchstes in der Anlage, obgleich in der Ausführung noch weit übertreffbares Werk oben an stellen konnten: so wollen wir nun auch die Motive beurtheilen, wie sie von unsern Concurrenten ergriffen worden sind.

Der eine Lit. U. stellt gleichfalls den Achill zwischen Gewässer und Flussgötter, symmetrisch, allein hier spielt das Element eine viel zu grosse Rolle. Die Flussgötter, bis an den halben Leib im Wasser, arbeiten, die schon äusserst bewegten Wellen durch Ruder noch mehr in Bewegung zu setzen, welche Bewegung, gegen die von selbst aufbrausende Woge, kleinlich erscheint.

Die Composition ist nicht zusammengefühlt, die Welle strömt für sich, die Götter arbeiten, ohne dass man die Wirkung sieht, das Handhaben der Ruder ist bloss allegorisch. Die Leiche, die aus der einen Ecke hervorkommt, wird bloss durch den Strom physisch hiehergeführt, und so zerfällt dieses Bild, das sonst so viele Vorzüge hat, vor unserm Anschauen, unserm Gefühl, unserer Imagination in viele Theile, anstatt uns in eine Einheit zu nöthigen.

Ein anderer Lit. V. hat die Flaxmannischen Motive gebraucht, aber wir möchten sagen, sie zu sehr verkörpert. Hier bekämpfen die Flussgötter auch den Achill mit Leichen, aber es sind mächtige Männer, die im Wasser stehen, Leichen tragen und sie zu schleudern drohen.

Flussgott, Wasser und Leiche, die dort so glücklich vereinigt sind, erscheinen hier getrennt. Das Wasser wirkt nicht, man sieht auch nicht recht, wohin diese starken Männer die schweren Leichen in die Luft schleudern wollen, und was hat ein Ertrunkener, man nehme es physisch oder poetisch, in der Luft zu thun?

Achill sucht hier mit Entsetzen das Land zu gewinnen und steht auf der einen Seite. Er findet sich hier noch lange nicht so im Gedränge als bey Flaxmann.

Der Vf. der Zeichnung Lit. R. lässt eine ganze Masse Todten, von einer Welle aufgefasst,

fasst, gegen Achill anstürmen. Er war auf dem Weg des rechten, wie er sich aber sonst vergriffen, zeigt die Beurtheilung.

Mehr oder weniger im Handgemenge mit den Flussgöttern stellen ihn Lit. R. S. W. und X. dar, wobey wir kein erfreuliches Motiv gefunden haben.

Hr. Hoffmann Lit. T. hat seinen der niederländischen Schule gemässen Weg ergriffen; er hat sich nicht mit den beiden Flüssen begnügt, sondern, in poetisch allegorischem Sinne, Wellen und Gewässer in lebendige Wesen verwandelt.

Sein Bild wimmelt daher von Wassergöttern, die er auf eine geschickte Weise gegen einander charakterisirt. Der eine reisst einen Baum aus, der andere führt einen ausgerissenen Baum als Waffe, andere sind mit Exuvien von Schaalthieren versehen, andere kämpfen mit losgerissenen Steinen. Durchaus ist das Physische mit dem Poetischen auf eine geschickte Weise vereinigt. Nur ist dabey zu erinnern, dass es den Hauptflussgöttern zu schlecht geht, und dass eine Idee, obgleich mannichfaltig nüancirt, zu oft wiederholt wird.

Das Motiv, dass Achill als die Trojaner verfolgend dargestellt werde, ist nur von Einem Concurrenten deutlich ausgedruckt worden, und doch ist dasselbe demjenigen, der eine reiche Composition machen will, unentbehrlich.

Hätte Hr. Hoffmann dasselbe ergriffen: so hätte er seinen Vordergrund durch die Fliehenden beleben, den verfolgenden Achill und die dazwischen tretenden Flussgötter im Mittelgrunde darstellen, und dadurch seinem Bild zweckmässigern Reichthum und Vollständigkeit geben können.

Das Motiv, dass dem Achill die oberen Götter beystehen, ist auf verschiedenen hier eingesandten Stücken Lit. D. R. X. jedoch auf keinem zweckmässig angedeutet. Hn Hoffmann allein ist es gewissermasen geglückt. Dem, von wüthend andringenden Flussgöttern, zu beiden Seiten eingeschlossenen, Achi hat er durch eine Wolke einen Rückenha bereitet, der ihn mit den höhern Regione fürs Auge zusammenknüpft. Auf dieser Wolk erscheinen Neptun und Minerva als gelassen göttliche Beystände, freylich, wenn man wil für die Nähe, in der sie sich befinden, z klein; doch liesse sich dieser Umstand wol aus dem Sinne, in dem das ganze Bild gedach ist, vertheidigen, wozu wir gegenwärtig we der Raum noch Beruf haben.

VI. Ertheilung des Preises.

Nachdem uns diejenigen Arbeiten, welche sich mit Achill zwischen den Flussgöttern beschäftigt, zu wenig Genüge gethan: so haben wir, aus Ursachen, welche vorstehende Beurtheilung im einzelnen angiebt, den Preis von 30 Ducaten zwischen Hn. Nahl in Kassel und Hn. Hoffmann in Köln abermals getheilt, und es bleibt uns nunmehr nichts weiter übrig, als hier, vielleicht am schicklichsten Orte, einiges über das Fundament unserer Urtheile im allgemeinen beyzubringen.

Wir fühlen uns von den Foderungen, die man an ein Kunstwerk zu machen hat, durchdrungen, und es dünkt uns, dass sie in ziemlicher Klarheit und Ordnung vor unserm Geiste stehen; allein wir sind weit entfernt, eine Arbeit, sie sey nun vor Zeiten entstanden, oder sie entstehe in unsern Tagen, unmittelbar an jenen idealen Maasstab zu halten, jene Foderungen unbedingt an ein Werk zu machen, das unter so mancherley Bedingungen entstanden ist; vielmehr suchen wir uns durchaus auf dem historischen Standpunkt zu befestigen. Wir bedenken die Zeit, in welcher der Künstler gelebt hat, oder lebt, die Umstände in denen er sich befand, die Periode seines Lebens in welcher das Werk verfertigt ward; und so lernen wir das, was er geleistet, mit Billigkeit schätzen. Mag doch der Liebhaber, der

Käu-

Käufer gewissen gefälligen Eindrücken sein Herz oder seinen Beutel öffnen, mag doch der Künstler dasjenige nur schätzen, wonach er selber strebt, dasjenige verachten, was er hinter sich glaubt; uns hingegen ziemt es, strenger gegen uns selbst zu seyn, als gegen die Arbeiten, um zu einem reinen leidenschaftslosen Urtheil immer mehr zu gelangen.

VII. Tod der Lucretia, von Herrn Langer, Sohn, aus Düsseldorf.

Herr Langer der jüngere in Düsseldorf hat, ohne concurriren zu wollen, ein schönes Product seiner Kunst zur Ausstellung eingesandt, von welchem wir, mit seiner Bewilligung, unsern Lesern noch Rechenschaft geben müssen.

Es ist der Tod der Lucretia, Zeichnung auf grau Papier, mit der Feder umrissen, getuscht und weiss aufgehöht.

In die Brust verwundet, sinkt die Heldin, von zwey Mädchen gehalten, sterbend hin. Ihr Vater nähert sich ihr, tief trauernd, mit verhülltem Haupt, die Hände vor das Gesicht gehalten, Brutus hebt eben den blutbefleckten Dolch in der Rechten hoch empor und schwört, indem er mit der Linken auf Lucretia zeigt, nebst Collatinus und P. Valerius, Rache an den Tarquiniern zu nehmen. In allegorischer Bedeutung brachte der Künstler eine kleine Statue der Nemesis, auf hoher, runder Base an und zierte den Fries einer Zwischenmauer des Saals, worin die Handlung vorgeht, mit Basreliefs, welche auf den römischen Staat und seine Entstehung anspielen.

Dem Künstler gereicht es zum nicht geringen Lob, dass wir sagen können: der erste allgemeine Eindruck seines Werks auf kundige Beschauer ruft ihnen Poussins Geist und Arbeiten ins Gedächtniss zurück. So sind die Figuren überhaupt gedacht, so die Gruppen, so der Grund des Bildes angelegt, selbst die gutgesparten, kräftigen Massen von Licht und Schatten, die sorgfältig gelegten, doch mitunter etwas zu ruhigen und scharfgebrochenen Falten der Gewänder erinnern an diesen Meister.

Die Zeichnung überhaupt betrachtet, hat viel wissenschaftliches Verdienst. Jeder Figur sind schickliche Verhältnisse und der für sie passende Charakter zugetheilt. Die Männer stellen ausgearbeitete Naturen dar, im Felde und unter Waffen erwachsen, voll Senne, Vielleicht hat sich der Künstler, um dieses auszudrücken, nur ein wenig zu sehr an das Detail von Adern und Runzeln der Haut gehalten. Die weiblichen Figuren sind zarter gegliedert, ihr Contour weicher, fliessender und stehen daher in schönem Contrast zu jenen. Den Ausdruck muss man billig, als geistreich und kräftig, loben. Brutus und Collatinus zeigen, im Schmerz, ein zu Thaten entflammtes, bedrängtes Gemüth, P. Valerius verbissenen, grimmigen Zorn. Wir hätten diesem übrigens wohl etwas edlere Züge wünschen mögen. Kaltes Erstarren ist über das Gesicht der Lucretia verbreitet, die Mädchen schreyen im heftigsten Schmerz, Beide würden lieblicher erscheinen, wenn die Augenbraunen nicht so gewaltsam gezogen, der Mund weniger geöffnet wäre. Ausdruck von stillem, bangem Schmerz hätte vielleicht eine rührendere Wirkung und der Schönheit weniger Schaden gethan. Die etwas zu lang gerathene Nase der Lucretia ist der Form ihres Gesichts ebenfalls nachtheilig. Diese kleinen Flecken verdienten kaum eine Bemerkung, wenn es nicht Fehler wären, die wir vornehmlich in den Werken der berühmtesten lebenden Künstler wahrgenommen zu haben uns erinnern und also junge Künstler um so vielmehr davor zu warnen, für Pflicht halten.

Die Anlage der Gewänder ist, wie schon oben gedacht, sorgfältig, je wir können, bey näherer

faſst, gegen Achill anſtürmen. Er war auf dem Weg des rechten, wie er ſich aber ſonſt vergriffen, zeigt die Beurtheilung.

Mehr oder weniger im Handgemenge mit den Fluſsgöttern ſtellen ihn Lit. R. S. W. und X. dar, wobey wir kein erfreuliches Motiv gefunden haben.

Hr. Hoffmann Lit. T. hat ſeinen der niederländiſchen Schule gemäſsen Weg ergriffen; er hat ſich nicht mit den beiden Flüſſen begnügt, ſondern, in poetiſch allegoriſchem Sinne, Wellen und Gewäſſer in lebendige Weſen verwandelt.

Sein Bild wimmelt daher von Waſſergöttern, die er auf eine geſchickte Weiſe gegen einander charakteriſirt. Der eine reiſst einen Baum aus, der andere führt einen ausgeriſſenen Baum als Waffe, andere ſind mit Exuvien von Schaalthieren verſehen, andere kämpfen mit losgeriſſenen Steinen. Durchaus iſt das Phyſiſche mit dem Poetiſchen auf eine geſchickte Weiſe vereinigt. Nur iſt dabey zu erinnern, daſs es den Hauptfluſsgöttern zu ſchlecht geht, und daſs eine Idee, obgleich mannichfaltig nüancirt, zu oft wiederholt wird.

Das Motiv, daſs Achill als die Trojaner verfolgend dargeſtellt werde, iſt nur von Einem Concurrenten deutlich ausgedruckt worden, und doch iſt daſſelbe demjenigen, der eine reiche Compoſition machen will, unentbehrlich.

Hätte Hr. Hoffmann daſſelbe ergriffen: ſo hätte er ſeinen Vordergrund durch die Fliehenden beleben, den verfolgenden Achill und die dazwiſchen tretenden Fluſsgötter im Mi
telgrunde darſtellen, und dadurch ſeinem B
zweckmäſsigern Reichthum und Vollſtän
keit geben können.

Das Motiv, daſs dem Achill die o
Götter beyſtehen, iſt auf verſchiedene
eingeſandten Stücken Lit. D. R. X.
auf keinem zweckmäſsig angedeut
Hoffmann allein iſt es gewiſſermaſsen
Dem, von wüthend andringenden

tern, zu beiden Seiten einge
hat er durch eine Wolke
bereitet, der ihn mit d
fürs Auge zuſammenkü
erſcheinen Neptun und
göttliche Beyſtände, fr
für die Nähe, in der
klein; doch lieſse ſi
aus dem Sinne, in d
iſt, vertheidigen,
der Raum noch B

VI. Ertheil

Nachdem
che ſich mit
beſchäftigt,
ben wir, a
Beurtheil
von 30 I
und Hn.
und es
als hie
niges
im a

ma
d
]

n Weib viel-
leicht ent-
un den
n und
ni-

s,
ten
, das
hang,
ten in-

ellt, wie
eſinnungen
ochtnen Be-
n Anſchauen

t ein
ahl
erau
, da
we
F
vo

ist höher, und deren
ber.

...ie-
ehe
...au zu
...n vor-
denn es
wir künf-
...ten Werke,
...zuthun ha-
...e alles gelei-

unserer Ueberzeu-
sehr vielen Kunst-
Wahl des Gegen-
...es Kunstwer-
gesetzt, auch
Concurren-
...r bey der
völlig *frey*,
...r aus der

Fabel als aus der Geschichte genommen seyn möchte. Was wir im ersten und zweyten Stück der Propyläen über die Wahl der Gegenstände angedeutet, kann hierbey einigermassen zum Leitfaden dienen. Die Hauptmomente, worauf es eigentlich ankommt, ...rden bey künftiger Beurtheilung vollstän- ...auseinanderzusetzen seyn. Wobey wir ...ich getroffene Wahl gehörig in An- ...verden.

...n Gegenstände, welche in äl- ...neuern Zeiten bereits bearbeitet ...d, schliessen wir zwar nicht aus, ...n die einkommenden Darstellungen ...er der schon vorhandenen in allzu- Verwandtschaft stehen.

Im übrigen erklären wir, dass ein glück- ...n neu gefundener Gegenstand, der sonst ...och wenig oder nie bearbeitet worden, und sich doch zur bildlichen Darstellung vorzüglich eignet, dem Künstler zu besonderm Verdienst angerechnet werden soll. Es ist zwar, wir geben es gerne zu, schwer, dergleichen zu finden, doch für denkende und ernstlich forschende Künstler keinesweges unmöglich. So wie uns Hr. Nahl, (der, noch ausser seinem Preisstück, mit andern Werken unsere Ausstellung zu schmücken, die Gefälligkeit hatte) indem er einen jungen Tiresias, der über den Anblick der badenden Minerva erblindet, einsandte, aufs angenehmste überrascht hat.

Noch ist dieser Gegenstand, so viel wir wissen, von keinem vorzüglichen Meister behandelt worden, und ist dennoch einer der vollkommensten, besonders für die Malerey. Er enthält das eigenste Streben und das letzte Ziel der Kunst, indem sie das höchste Lob, die Verherrlichung der Schönheit, in anschaulicher Wirkung darzustellen unternimmt. Hier sind der Kunst gar keine Grenzen gesetzt; sie macht nur an sich selbst unendliche Anfoderungen, und ist auch wieder

 durch

näherer Betrachtung, hinzusetzen, durchaus von gutem Geschmack, und, was dem Künstler in unsern Augen vorzüglich Ehre bringt, sehr treu der Natur nachgebildet. Manche, welche das Werk sahen, warfen zwar ein: man sehe den Gliedermann zu sehr durch; das Detail zufälliger kleiner Fältchen, welche in einer gelegten Drapperie zu entstehen pflegen, sey zu gewissenhaft nachgeahmt. Wir wollen sie nicht widerlegen, haben aber das feste Vertrauen zu den Fähigkeiten unsers Künstlers, dass er alle Schwierigkeiten von dieser Seite bald überwinden und zur rühmlichsten Ausbildung gelangen werde.

Mit der Beleuchtung hat man alle Ursache zufrieden zu seyn. Das Licht fällt ungezwungen ein und trifft die Hauptfiguren in grossen Massen, die Schatten sind kräftig, angenehm von Wiederscheinen unterbrochen, auch hierin zeigt sich sorgfältige treue Nachahmung des Wirklichen. Dabey ist die Ausführung keineswegs geleckt, oder ängstlich, nirgends unnöthiger Aufwand von Fleiss, alles zweckt bloss zur deutlichen Darstellung ab.

Erlaube uns nun der wackere Künstler, dessen Werk uns wahrhaftes Vergnügen gemacht, und zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hat, noch einige Worte über den Gegenstand desselben.

Unserer Meynung nach gehört er nicht zu denen, welche der bildenden Kunst vorzüglich günstig sind. Er mag mit noch so grosser Geschicklichkeit behandelt werden, so wird der Künstler seinen Zweck doch nicht völlig erreichen, sondern es wird zuletzt immer etwas anderes auf der Tafel stehen, als er darauf darzustellen sich vorgenommen hat.

Wäre uns die Geschichte völlig unbekannt, so würden wir das Bild etwa folgendermassen aussprechen: In einem stattlichen Hause, unter würdigen Personen, ereignet sich eine tragische Begebenheit. Ein Held tritt herein, wahrscheinlich kommt er aus dem Felde zurück, er findet sein Weib vielleicht untreu, seine Tochter vielleicht entehrt, er ermordet sie und hebt nun den Dolch auf, um mit seinen Freunden und Genossen Rache zu schwören, gegen denjenigen der eine solche That veranlasst. Das ist was man auf dem Bilde zum Theil sieht, zum Theil von dem Inhalt vermuthet, und so nähert sich nur die dargestellte Fabel der überlieferten, ohne sie erreichen zu können.

Auf alle Fälle bleibt der Mann, der den aus der Wunde eben gezogenen Dolch in die Höhe hebt, für uns der Thäter; wir trauen ihm keine gemeine Mordthat zu, wir suchen höhere Bewegungsgründe in Grundsätzen der Ehre, in verletzten Rechten des Vaters, des Gatten. Doch eben das worauf alles ankommt, die unschuldige Schuld Lucretiens, ihr Heroismus, die Umwälzung einer alten Staatsform bey diesem häuslichen Anlass, das Entstehen einer neuen, der Zusammenhang, in welchem die Geschichte am höchsten interessirt, bleibt völlig undarstellbar.

Auch aus diesem Beyspiel erhellt, wie viel der Künstler wagt, wenn er Gesinnungen und Handlungen, die aus verflochtnen Begebenheiten entspringen, zum Anschauen bringen will.

Was demungeachtet seit ein Paar Jahrzehnden so manchen zur Wahl und Bearbeitung dieses Gegenstandes veranlasst zu haben scheint, ist das Pathetische, dass Leidenschaften in der mächtigsten Bewegung, Blut und Tod vorzustellen sind. Ferner bieten sich bedeutende Charaktere, von kräftigen, abgehärteten, männlichen Naturen, im Gegensatz mit zarten, duldenden Weibern an. Die Beleuchtung wird kräftig, selbst etwas düster gefodert, dass, wenn es in der Kunst nur auf Gegensätze, auf malerischen Effect ankäme, allerdings wenig einzuwenden wäre. Allein das Selbstständige der bildenden Kunst und die daraus entspringende Foderung, dass ein Kunstwerk in sich selbst wo möglich abge-

geschlossen seyn solle, ist höher, und deren Erfüllung wünschenswerther.

II.

Aufgaben fürs laufende Jahr.

VIII.

Wir wenden uns nunmehr zu den neuen Aufgaben, und zwar zu der ersten, der *Befreyung der Andromeda durch Perseus.* Dieser Gegenstand, wenn keine Missgriffe in der Wahl des Moments geschehen, bietet für die Darstellung ungemeine Vortheile, indem er sich ins Enge ziehen und plastisch-symbolisch behandeln läfst, von einem Künstler, der eine ganz obligate Composition zu liefern, und mit dem Werth weniger Figuren auszulangen sich getraut; dagegen aber auch wieder in grosser Breite malerisch und historisch, mit poetisch-allegorischem Schmuck, dargestellt werden kann.

Wir ersuchen die Künstler, welche dieses Werk zu unternehmen geneigt sind, ehe sie an die Arbeit gehen, die Motive genau zu entwickeln, wie wir es oben von den vorjährigen Aufgaben gethan haben; denn es wird uns besonders freuen, wenn wir künftig bey Beurtheilung der eingesandten Werke, nichts von dem unsrigen hinzuzuthun haben, vielmehr in diesem Stücke alles geleistet finden.

IX.

Da nun aber, nach unserer Ueberzeugung, die wir wohl mit sehr vielen Kunstfreunden theilen, von der Wahl des Gegenstandes vorzüglich das Glück eines Kunstwerks abhängt; so haben wir uns vorgesetzt, auch hierin den Geist unserer werthen Concurrenten zu prüfen. Wir lassen daher bey der zweyten Aufgabe *den Gegenstand völlig frey,* und wünschten nur, dafs er, lieber aus der Fabel als aus der Geschichte genommen seyn möchte. Was wir im ersten und zweyten Stück der Propyläen über die Wahl der Gegenstände angedeutet, kann hierbey einigermaßen zum Leitfaden dienen. Die Hauptmomente, worauf es eigentlich ankommt, werden bey künftiger Beurtheilung vollständiger auseinanderzusetzen seyn. Wobey wir eine glücklich getroffene Wahl gehörig in Anschlag bringen werden.

Diejenigen Gegenstände, welche in älteren oder neuern Zeiten bereits bearbeitet worden sind, schliessen wir zwar nicht aus, nur dürfen die einkommenden Darstellungen mit keiner der schon vorhandenen in allzunaher Verwandtschaft stehen.

Im übrigen erklären wir, dafs ein glücklich neu gefundener Gegenstand, der sonst noch wenig oder nie bearbeitet worden, und sich doch zur bildlichen Darstellung vorzüglich eignet, dem Künstler zu besonderm Verdienst angerechnet werden soll. Es ist zwar, wir geben es gerne zu, schwer, dergleichen zu finden, doch für denkende und ernstlich forschende Künstler keinesweges unmöglich. So wie uns Hr. Nahl, (der, noch ausser seinem Preisstück, mit andern Werken unsere Ausstellung zu schmücken, die Gefälligkeit hatte) indem er einen jungen Tiresias, der über den Anblick der badenden Minerva erblindet, einsandte, aufs angenehmste überrascht hat.

Noch ist dieser Gegenstand, so viel wir wissen, von keinem vorzüglichen Meister behandelt worden, und ist dennoch einer der vollkommensten, besonders für die Malerey. Er enthält das eigenste Streben und das letzte Ziel der Kunst, indem sie das höchste Lob, die Verherrlichung der Schönheit, in anschaulicher Wirkung darzustellen unternimmt. Hier sind der Kunst gar keine Grenzen gesetzt; sie macht nur an sich selbst unendliche Anfoderungen, und ist auch wieder

durch den Gegenstand ins unendliche begünstigt.

X.

Indem wir nun auf diese Weise jedem Künstler überlassen, dasjenige zu bearbeiten, was seiner Natur am angemessensten ist, und wovon er sich den meisten Erfolg verspricht; so bieten wir ihm, bey unserer Anstalt, noch eine andere Bequemlichkeit an, indem wir uns geneigt erklären, auch Kunstwerke aufzustellen, welche zu keiner unserer beiden Aufgaben zu concurriren geeignet sind. Hievon können besonders Landschaftsmaler Gebrauch machen, nicht weniger Bildhauer, welche Abgüsse von Basreliefen und Portraiten einzusenden geneigt wären. Unser vorjähriges Verzeichniss beweist, dass damit schon der Anfang gemacht worden.

XI.

Wir können hierzu um so mehr auffodern, als unser Local, das in zwey Zimmern im Schauspielhause besteht, eine vortheilhafte Gelegenheit anbietet; selbst der Termin unserer Ausstellung, den wir bis nach Michaelis verlängern, ist für Fremde bequem, um, nebst den einheimischen, an dieser Anstalt Theil nehmen zu können. So wie sich schon dieses Jahr mancher auf die Leipziger Messe, und in den akademischen Ferien Reisender, dabey eingefunden.

Da wir nun ferner, in manchem Betracht, für dienlich erachtet, auf die Entrée eine kleine Abgabe zu legen und ein Abonnement für diejenigen zu errichten, welche die Ausstellung öfters zu besuchen geneigt waren: so haben wir dadurch nicht allein einer bessern Societät Gelegenheit gegeben, sich über Gegenstände der [Ku]nst bequem und angenehm zu unterhalten, [sond]ern wir sind auch durch die daher ent[sprin]gene Einnahme in den Stand gesetzt [worde]n, den Preis auf das nächste Jahr zu verdoppeln, welcher also nunmehr auf *Sechzig Ducaten* erhöhet worden.

Wobey wir unsere Concurrenten nochmahls ersuchen, ihre Arbeiten vor *Ende des Augusts* einzusenden, indem der mechanische Theil einer solchen Ausstellung, als die Sicherung der Zeichnungen, durch Rahmen und Glas, das Vertheilen derselben in den gegebenen Raum, immer einige Zeit und eine gewisse Sorgfalt erfodert, wobey zu spät eingesendete Stücke manche Unbequemlichkeit verursachen.

XII.

Ferner können wir nicht unbemerkt lassen, dass verschiedene Zeichnungen des vergangenen Jahrs acquirirt und zugleich mit den neuern wieder aufgestellt worden, welches künftig noch ferner geschehen kann, um ein wachsendes Interesse zu erregen und zur Vergleichung, worauf hier alles ankommt, immer mehr Anlass zu geben.

XIII.

Da die Namen der concurrirenden Künstler, aus mehrern Ursachen, kein Geheimniss bleiben können; so würde es bey unsern künftigen Beurtheilungen vielleicht nicht unschicklich seyn und im Publikum eine lebhaftere Theilnahme erregen, wenn wir diejenigen, welche auch den Preis nicht gewonnen, durchaus nennen dürften.

Für die Zukunft ersuchen wir daher sämmtliche Herrn Concurrenten, uns in den Briefen, welche sie ihren Arbeiten beyzulegen pflegen, zu einer solchen Bekanntmachung ihrer Namen, insofern sie solche nicht ungern sehen, zu autorisiren.

Künstler, welche schon gebildet sind, haben dabey so wenig als Anfänger und Liebhaber zu riskiren; denn sie sind ohnehin vom Publikum schon gekannt, und diesen kommt

folgende

folgende Betrachtung zu statten. Wie mancher junger Dichter wagt seinen Namen, in Journalen und Almanachen; warum sollte ein junger Zeichner nicht auch den seinigen bey einem Institute wagen, das sich zum Gesetz gemacht hat, mit so redlichem Ernst, als billiger Schonung zu wirken, und dessen Vorsteher sich immer noch das Recht vorbehalten, einen oder den andern Namen, bey eintretender Bedenklichkeit, zu verschweigen.

XIV.

Die Nothwendigkeit, zu unsern Beurtheilungen auch Umrisse zu liefern, ist so anerkannt, dass wir uns derselben freylich nicht entziehen können. Indessen bürden wir uns, bey unserer Lage, eine zu grosse Obliegenheit auf, wenn wir bedeutende Zeichnungen ins Kleine zu bringen, und auf diese Weise dem Kupferstecher vorzuarbeiten fortfahren.

Möchten künftighin diejenigen, welche uns mit Beyträgen beehren, kleine Umrisse derselben nach Maassgabe derer, welche wir diessmal geben, beylegen: so könnte manches Gute daraus entstehen.

Der Kupferstecher würde nach einer Zeichnung des Verfassers, und also doch unmittelbarer arbeiten, als gegenwärtig geschieht, so dass der Charakter derselben vielleicht genauer ausgedruckt würde. Wir könnten nicht allein die Zeichnungen, welche den Preis erhalten, sondern auch wohl mehrere in Kupfer geben, um dadurch immer mehr Leben und Antheil zu erwecken.

Wir würden diese kleinen Umrisse als Eigenthum des Instituts ansehen, und solche, bey dem nächstenmale mit aufstellen, und so die Anstalt immer lehrreicher machen, welches zuletzt doch alles zum Vortheil des Künstlers gereichen muss.

XV.

So kann denn auch, dass wir noch schliesslich dieses Umstandes gedenken, mancher Künstler wünschen, dass seine Arbeit, nach der Ausstellung, hier am Ort, einem Liebhaber überlassen werde, theils um von seinen Bemühungen einigen Genuss zu haben, theils um Kosten und Gefahr der Rücksendung nicht zu übernehmen.

Wir können gegenwärtig, da Herr Legationsrath Bertuch die rühmliche Anstalt, welche dem einheimischen Kunst- und Gewerbfleiss eigentlich gewidmet war, dergestalt erweitert hat, dass sie auch den Auswärtigen zu statten kommen wird, den Künstlern einen Weg zum Verkauf ihrer eingeschickten Zeichnungen, Gemälde und Sculpturen anzeigen.

Man darf nur, bey Einsendung des Concurrenzstücks, einen versiegelten Zettel, mit Addresse an das *Fürstl. Sächsische privilegirte Landes-Industrie-Comptoir* zu Weimar beylegen, worin der *Name* und der *genaueste Preis* der Arbeit verzeichnet ist.

Mit diesem Zettel wird das Stück, nach aufgehobener Ausstellung, an gedachtes Comptoir, ausgeliefert, welches die Commission, *ohne weitere Unkosten* übernimmt, dem Künstler den erfolgten Verkauf, mit Uebermachung des Betrags, ohne Abzug meldet. Die Stücke können jedoch von dem Künstler, zu jeder Stunde, gegen Einsendung des ersten Scheins zurückgefordert werden. Dabey behalten wir uns vor zu bestimmen, was wir ungefähr für verkäuflich halten, oder nicht, um keine vergebliche Hoffnung zu erregen. Im übrigen bleibt alles bey der bisherigen Einrichtung, und die Packete werden an Unterzeichneten eingesandt.

Und so hätten wir denn dieser Verbindlichkeit, die wir uns gegen Künstler und Publicum auferlegt, zum drittenmal, nach unserm besten Vermögen, in so fern es Zeit und Umstände erlauben wollten, Genüge geleistet. Wir schliessen mit dem Wunsche, dass diese

verleugnet. „Wenn wir uns alles, ſagt Gentz, was „Selbſtſucht, Furcht und Haſs der Königin von Eng- „land eingeben konnten, in einem Punkte geſam- „melt denken: ſo ſcheint es noch immer nicht hin- „reichend, den ſchrecklichen Entſchluſs zu erklä- „ren, der eine ſo tief gefallene„ in Gram und Lei- „den verzehrte Frau, eine Königin und ihre nächſte „Verwandtin dem Blutgerüſte übergab."

Hierbey kann der Geſchichtſchreiber ſtehen bleiben; denn ſein Geſchäft iſt nur, darzuſtellen, was wirklich war; der Dichter muſs weiter gehen, und uns nicht nur begreiflich, ſondern auch anſchaulich machen, wie es möglich, wie es nothwendig war. Denn in dem Reiche der Kunſt darf der Zufall nicht walten. Durchſchaut der Verſtand nicht klar die Urſachen von der Verknüpfung der Ideen, welche die Einbildungskraft hervorbringt: ſo wird dieſe in ihren Bewegungen gehemmt, und die Täuſchung unterbrochen.

Von welcher Seite ſoll der Dichter den Charakter der Eliſabeth faſſen, welche Reihe von Begebenheiten ſoll er herbeyführen, um die Lücken, welche die Geſchichte läſst, auszufüllen? Dieſs ſind die Schwierigkeiten, die ſich dem Dichter der vorliegenden Tragödie entgegenſtellten. Jetzt einige Bemerkungen über die Art, wie er ſie bekämpft hat.

Erſtens. Der Tag, an welchem Maria im Gefängniſſe zuerſt vor uns erſcheinet, iſt der Jahrestag der Ermordung ihres Gemals. Gleich in der erſten Unterredung mit der Amme, die ihren Kummer aufheitern will, ſagt ſie (I. 4. S. 20.):

> Ich erkenn' ihn.
> Es iſt der blutge Schatten König Darnleys,
> Der ſchaudernd aus dem Grabgewölbe ſteigt,
> Und er wird nimmer Friede mit mir machen,
> Bis meines Unglücks Maaſs erfüllet iſt.

Und gleich darauf:

> Der Jahrstag dieſer unglückſel'gen That
> Iſt heute abermals zurückgekehrt,
> Er iſt's den ich mit Buſs' und Faſten feyre.

Die Amme, um ſie zu beruhigen, erinnert ſie an Darnleys rohen Uebermuth, an ſeine Undankbarkeit gegen ſie, die ihn aus dem Staube auf den Thron gehoben, an die ſchwere Beleidigung, die er ihr durch Rizio's Ermordung zugefügt. Sie erwähnt darauf des ruchloſen Bothwell, der mit Maria's Vorwiſſen den Königsmord verübte, und ſagt (I. 14. S. 23.):

> Ueber euch
> Mit übermüth'gem Männerwillen herrſchte
> Der Schreckliche, der euch durch *Zaubertränke*
> Durch Höllenkünſte das Gemüth verwirrend
> Erhitzte.

Maria unterbricht ſie:

> Seine Künſte waren keine andre
> Als ſeine Männerkraft, und meine Schwachheit.

Die Amme geht weiter, und ſchildert mit ſchauderhafter Beredtſamkeit die Reihe von Verbrechen, zu denen Maria ſich von Bothwell hinreiſsen lieſs, zu dem letzten, ihrer ſchändlichen Vermählung i ihm, um eben aus der Unnatürlichkeit dieſer Mi thaten begreiflich zu machen, daſs Maria dam nicht ſie ſelber war, ſondern unter dem Einflu feindſeliger Dämonen ſtand. Sie ſetzt hinzu:

> Der Leichtſinn nur iſt euer Laſter.

Ferner: Die Quelle von Maria's meiſten Vergehung war ihre Leidenſchaftlichkeit in der Liebe. Der Dic ter verfehlet nicht, uns die Strafbarkeit derſelben einem mildern Lichte zu zeigen, durch die Schild rungen ihrer Schönheit. Wie auſserordentlich die geweſen ſeyn müſſe, ſelbſt nachdem ein vieljährig Gram an ihrer Blüthe genagt hatte, ſehen wir gleic in der erſten Scene. Die Amme beklagt ſich gege Paulet den Hüter des Gefängniſſes, daſs man d Wohnung der Königin alles Schmuckes beraub ſelbſt des Spiegels. Er antwortet: (I. 1. S. 8.)

> So lang ſie noch ihr eitles Bild beſchaut,
> Hört ſie nicht auf, zu hoffen und zu wagen.

So wie Maria durch ihre Schönheit dem Paulet ihren Hüter furchtbar wird: ſo entzündet ſie dadurch de Mortimer zu einer raſenden Liebe, die ihn i Wahnſinn und Verzweifelung ſtürzet, worin er ſic ſelber den Tod giebt. (III. 6. IV. 4.) — So lerne wir alle Vergehungen Maria's kennen, aber zugleich was ihre Schuld mindert, und wegen der Reue, womit ſie dieſelben büſst, wird ſie eben durch ihre Vergehungen ein *äſthetiſch-groſser Gegenſtand.* „Zum „Erhabenen der Handlung, ſagt Schiller, wird erfodert, daſs das Leiden des Menſchen das Werk „ſeines moraliſchen Charakters ſey; dieſs geſchieht „entweder, wenn er aus Achtung für eine Pflicht das „Leiden wählt, oder wenn er eine übertretene Pflicht „moraliſch büſst. In dem erſten Falle erſcheint der „Menſch als eine moraliſch groſse Perſon, in dem „zweyten als *ein äſthetiſch groſser Gegenſtand.*"

Aus dem Geſagten ſcheint zu erhellen, daſs der Dichter die erſte der angeführten Schwierigkeiten glücklich beſiegt habe.

Zweytens. Der junge Mortimer, Paulets Neffe, zweyter Hüter des Gefängniſſes, ſcheinbar der Eliſabeth ergeben, im Herzen ein leidenſchaftlicher Verehrer der Maria, in welcher er eine Heilige und eine Geliebte anbetet, iſt von einer Reiſe durch Frankreich und Italien zurückgekehrt, während welcher er heimlich die katholiſche Religion angenommen hat. Als eine von den Urſachen ſeiner Bekehrung führt er folgendes an: (I. 6. S. 29.)

> Ich hatte nie der Künſte Macht gefühlt,
> Es haſst die Kirche, die mich auferzog,
> Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet ſie,
> Allein das körperloſe Wort verehrend.
> Wie wurde mir, als ich in's Innre nun
> Der Kirchen trat, und die Muſik der Himmel
> Herunterſtieg, und der Geſtalten Fülle
> Verſchwenderiſch aus Wand und Decke quoll,
> Das Herrlichſte und Höchſte, gegenwärtig,
> Vor den entzückten Sinnen ſich bewegte,

Als

> Als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen,
> Den Gruss des Engels, die Geburt des Herrn,
> Die heilge Mutter, die herabgestiegne
> Dreyfaltigkeit, die leuchtende Verklärung!

Durch diese und ähnliche Schilderungen, vornehmlich durch die Abendmahlsscene (V. 7.) stellt der Dichter die katholische Religion von ihrer schönen und edeln Seite dar, und macht den Eifer für dieselbe zu einem liebenswürdigen Zuge in Maria's Charakter; er geht noch weiter und macht ihn auch zu einem höchst achtungswürdigen. Denn eben die Religion, von welcher Elisabeth sagt: (III. 4. S. 131.)

> Die Kirche trennet aller Pflichten Band,
> Den Treubruch heiligt sie, den Königsmord.

Eben die Religion, welche den Mortimer zu einer so wilden Wuth empört, dass er sagt: (III. 6. S. 141.)

> Alle Frevel sind
> Vergeben im voraus. Ich kann das Aergste
> Begehen und ich wills.
> Und müsst' ich auch die Königin durchbohren,
> Ich hab' es auf die Hostie geschworen;

eben diese Religion vermag Maria's Sittlichkeit nicht zu verunreinigen, so innig und herzlich sie ihr auch ergeben ist, und so zeigt der Fanatismus ihren Charakter in einem Adel, in welchem er ohne denselben nicht erscheinen würde. Gleich in der ersten Unterredung mit der Amme sagt sie: (I. 4. S. 21.)

> Frischblutend steigt die längst vergebne Schuld,
> Aus ihrem leichtbedeckten Grab empor!
> Des Gatten Rache foderndes Gespenst
> Schickt keines Messedieners Glocke, kein
> Hochwürdiges in Priesters Hand zur Gruft.

Und zu Melvil in der Beichte: (V. 7. S. 216.)

> Den König meinen Gatten liess ich morden,
> Und dem Verführer schenkt' ich Herz und Hand.
> Streng büsst' ich's ab mit allen Kirchenstrafen.
> Doch in der Seele will der Wurm nicht schlafen.

Und ferner betheuert sie ihm, dass sie nie einen Anschlag auf das Leben ihrer Gegnerin weder selber gemacht noch begünstigt habe, ungeachtet offenbar ist, dass nach den Grundsätzen der katholischen Kirche Elisabeth als eine Kronräuberin zu betrachten war, gegen welche allen alles frey stand. So verkläret sich Maria's Religiosität zu einer reinen Liebe des Ueberirdischen und Göttlichen, und der Widerstand, den sie durch diese gestärkt, den Leiden thut, ist gewiss ein moralischer.

Hieraus scheint hervorzugehen, dass der Dichter auch die zweyte der angeführten Schwierigkeiten siegreich bekämpft habe.

Drittens. Unglückliche, die sehr lange und viel gelitten haben, pflegen den Tod als eine Wohlthat anzusehn. Eben das aber, was den Unglücklichen gewöhnlich die Bitterkeiten des Todes vermindert, musste für Maria die Bitterkeiten desselben verstärken. Je mehr sie gelitten hatte, desto furchtbarer musste ihr der Tod erscheinen, weil er ihr die noch immer unterhaltene Hoffnung plötzlich raubte, die Hoffnung, die verlorenen theuern Güter wieder zu erlangen, Freyheit, Ehre, Zepter, den lang entbehrten Anblick des Sohnes, des Reiches, der geweiheten Kirche. Was sie bis dahin in ihren Drangsalen aufrecht erhalten hatte, die Aussicht auf künftige bessere Zeiten, war dahin. Das Elend ihres vergangenen Lebens, da es diesen Ausgang nahm, musste ihr gräslich scheinen, und das Andenken daran die Schauderhaftigkeit ihres Todes furchtbar vermehren. Um uns eine angemessene Vorstellung zu machen von dem was sie litt, und welcher Geistesstärke sie bedurfte, um der Verzweiflung nicht zum Raube zu werden, müssen wir ihr vergangenes Leben übersehen, dessen Wehe alles in ihre letzten Tage zusammenfloss. Wir erwarten von dem Dichter, dass er es uns vorüberführen werde; aber diese Erwartung wird getäuscht. Absichtlich verschweigt uns der Dichter einen grossen Theil von Maria's Gram. Er stellt sie kinderlos dar; er erwähnt nirgend ihres Sohnes, nur einmal ihres Vaterlandes, er lässt uns also nicht Theil nehmen an dem Schmerze, der ihr mütterliches und königliches Herz zerreissen musste, bey dem Gedanken, von beiden, von Kind und Reich auf eine so unerhörte Art für immer getrennt zu werden. Der Dichter gedenket auch vieler andern Unfälle ihres vergangenen Lebens nicht, oder legt sie doch dem Herzen nicht nahe genug, so dass die Tragödie von Maria's letzten Leiden weniger zu *fühlen* giebt, als die Geschichte davon erzählt, oder wenn auch nicht ausdrücklich erzählt, doch vermuthen lässt.

Wir glauben einzusehen, dass es vielleicht unmöglich war, die Darstellung alles dessen in eine Tragödie von gewöhnlicher Form aufzunehmen; aber eben deswegen scheint es, dass dieses Sujet wegen seiner Ausserordentlichkeit auch eine ausserordentliche Behandlung erfodert hätte, eine *tragische Darstellung nach griechischer Weise mit hinzugefügtem Chor.* Hätte es dem Dichter gefallen, (und sein reicher Geist konnte ohne Zweifel Mittel finden, dieses auf eine zweckmässige Art zu thun), hätte es dem Dichter gefallen, einen Chor einzuführen, welcher die Zwischenzeiten, in denen der Gang der Handlung stille steht, mit Gesängen über Maria's Schicksal ausfüllte, über das schreckliche Verhängniss, dass sie, obgleich Mutter, ihr Leben wie eine Kinderlose vertrauern; dass sie, obgleich so empfänglich für die geselligen Freuden, so viele Jahre in der Einsamkeit schmachten sollte; dass sie, obgleich höchst liebenswürdig, so sehr gehasst würde; dass sie, obgleich Königin, entbehrte, was der letzte ihrer Knechte hatte, Freyheit; dass sie wegen ihrer Frömmigkeit in der Heimath verwünscht, und nur im Auslande gesegnet würde; dass sie in den Verwandten ihres Glaubens, Feinde ihres Reiches, in den Unterthanen und dem eigenen Sohne Feinde ihres Glaubens sähe; dass alle Plane zu ihrer Rettung scheitern; dass die unzähligen, die sich für sie aufopferten, ihr Verderben nur be-

beschleunigen mussten; dass das Zutrauen, mit dem sie einer Schwester in die Arme eilte, so gräslich getäuscht werden, dass sie in der Wiege, gekrönt, und im Sarge, enthauptet, liegen sollte; hätte solch ein Chor, in sanften Klageliedern Maria's vielfaches Wehe dem Hörer in das Herz gesungen: dann könnten wir ihr nachempfinden, was sie empfand, da sie laut der Geschichte zu Melvil sagte: „Diese Welt ist so „reich an Elend, dass ein Meer von Thränen nicht „hinreicht, um es zu beweinen." Und sähen wir sie dann nach so unsäglichen Leiden, gestärkt durch ihren Glauben und ihre Frömmigkeit, über das letzte und schrecklichste glorreich triumphiren, über den Tod, der ihr plötzlich die Hoffnung raubte, nach so vielen Bitterkeiten noch einmal des Lebens Süssigkeit zu schmecken, über die Schmach, ihr königliches Haupt, das einst drey Kronen schmückten, und das noch jetzt in der Blüthe der Schönheit prangte, dem Beile des Henkers Preis zu geben — gewiss, hat je eine Tragödie die Leidenschaften *gereiniget*, diese hätte es gethan. „Fehlt es einer pathetischen „Darstellung, sagt Schiller in der angeführten Abhandlung, an einem Ausdrucke der leidenden Na„tur: so ist sie ohne ästhetische Kraft; fehlt es ihr „an einem Ausdrucke der ethischen Anlage: so kann „sie bey aller sinnlichen Kraft nie pathetisch seyn." — Aus dem Angeführten scheint diesen Grundsätzen gemäss zu folgen, dass Maria Stuart zwar nicht, weder ohne ästhetische Kraft, noch ohne ethische Würde ist; aber doch ohne die *gehörige*, ohne die dem Gegenstande *angemessene*, ohne die *erwartete* ästhetische Kraft und ethische Würde. Sagen wir nun dem zufolge, es scheine uns, dass der Dichter die dritte der angegebenen Schwierigkeiten minder glücklich besiegt habe, als die beiden ersten: so thun wir dieses mit derjenigen Bescheidenheit und Ehrfurcht, die dem ausserordentlichen Talente gebührt, und fügen hinzu, dass unserer Meynung nach diess einer von den Fällen ist, in denen ein Dichter nur von seinen Pairs gerichtet werden kann.

Viertens. Die erste Aufgabe, welche der Dichter in der Darstellung der Königin Elisabeth aufzulösen hatte, war, zu zeigen, wie sie der Gewaltthätigkeit gegen die Maria sich schuldig machen konnte, ohne den in ihrer übrigen Regierung behaupteten Charakter einer gerechten Königin zu verleugnen. Elisabeth sagt (IV. 4. S. 187.)

> Warum hab' ich Gerechtigkeit geübt,
> Willkür gehasst mein Leben lang, dass ich
> Für diese erste unvermeidliche
> Gewaltthat selbst die Hände mir gefesselt!
> Das Muster, das ich selber gab, verdammt mich!
> War ich tyrannisch, wie die spanische
> Maria war, mein Vorfahr auf dem Thron, ich könnte
> Jetzt ohne Tadel Königsblut versprützen.
> *Doch war's denn meine eigne freye Wahl*
> *Gerecht zu seyn? Die allgewaltige*
> *Nothwendigkeit, die auch das freye Wollen*
> *Der Könige zwingt, gebot mir diese Tugend.*

Wir sehn aus diesem merkwürdigen Bekenntnisse, und aus dem, was sie gleich danach sagt:

> Umgeben rings von Feinden hält mich nur
> Die Volksgunst auf dem angefochtnen Thron.
> Mich zu vernichten streben alle Mächte
> Des festen Landes. Unversöhnlich schleudert
> Der römische Papst den Bannfluch auf mein Haupt.
> Mit falschem Bruderkuss verräth mich Frankreich
> Und offnen, wüthenden Vertilgungskrieg
> Bereitet mir der Spanier auf den Meeren.
> So steh' ich kämpfend gegen eine Welt
> Ein wehrlos Weib! Mit hohen Tugenden
> Muss ich die Blösse meines Rechts bedecken.
> Den Flecken meiner fürstlichen Geburt
> Wodurch der eigne Vater mich geschändet
> Umsonst bedeck' ich ihn. — Der Gegner Hass
> Hat ihn entblösst, und stellt mir diese Stuart
> Ein ewig drohendes Gespenst entgegen.
> Nein diese Furcht soll endigen!
> Ihr Haupt soll fallen. Ich will Frieden haben!
> — Sie ist die Furie meines Lebens! Mir
> Ein Plagegeist vom Schicksal angeheftet!
> Wo ich mir eine Freude, eine Hoffnung
> Gepflanzt, da liegt die Höllenschlange mir
> Im Wege. Sie entreisst mir den Geliebten
> Den Bräutgam raubt sie mir! *Maria Stuart*
> Heisst jedes Unglück, das mich niederschlägt;
> Ist sie aus den Lebendigen vertilgt,
> Frey bin ich, wie die Luft auf den Gebirgen;

wir, überzeugen uns durch diese Worte, dass die Quelle von Elisabeths gepriesener Gerechtigkeit unrein war, nicht Achtung für die Pflicht, sondern Sorge für ihre Sicherheit. Da nun diese jetzt eine Gewaltthätigkeit zu fodern schien, warum sollte sie sich derselben enthalten? Es ist also consequent, dass sie geneigt ist, das Todesurtheil, welches das Gericht der Zwey und vierzig über Maria ausgesprochen, obgleich sie es für ungerecht hält, zu bestätigen; es ist consequent, dass sie dem Burleigh, der ihr immer vorspricht von der Gefahr, welche Maria's Begnadigung für sie haben würde, ein williges, dem Talbot hingegen, der ihr immer von der Ungerechtigkeit der Vollziehung des Urtheils vorspricht, ein unwilliges Ohr leihet. — Dieses alles ist in der Darstellung vollkommen zweckmässig; doch ist diese Zweckmässigkeit vielleicht nicht anschaulich genug, weil der Hauptzug in Elisabeths Charakter in jenem Monologe sich nicht stark genug ausprägt.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 2. Januar 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

Tübingen, b. Cotta: *MARIA STUART*, ein Trauerspiel von *Schiller* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die *zweyte Aufgabe* war, zu zeigen, wie Elisabeth die Maria dem Blutgerüste übergeben konnte, ohne die natürlichen Gefühle einer Frau zu verleugnen. Zur Auflösung dieser Aufgabe dienet dem Dichter der Lord Lester. — Der Geschichte zufolge hatte nach des Königs Franz Tode Elisabeth selber diesen ihren Liebling der Maria zum Gemahl, man weiss nicht, ob im Ernste oder nur zum Scheine, und in welcher Absicht, angetragen. Was nach der Geschichte früher Elisabeth entworfen hatte, trägt der Dichter auf Lestern über. Er zeigt sich als einen Mann von gränzenlosem Ehrgeize, der nach nichts Geringerem strebt, als mit einer von beiden Königinnen den Thron zu theilen. So lange er hoffen kann, Elisabeths Hand zu gewinnen, fügt er sich in alle ihre Wünsche; und da er ihre geheimen Gesinnungen gegen die Maria kennt: so stimmt er im Gerichte für der Unglücklichen Tod. Jene Hoffnung aber verliert er. Der Geschichte zufolge unterhandelte Elisabeth eine Vermählung mit dem französischen Prinzen Franz, dem Bruder Heinrichs des dritten. Diese Unterhandlungen fallen in das J. 1576, als Franz noch Herzog von Alençon war. Der Dichter verlegt diese Unterhandlung in Maria's Todesjahr, obgleich damals Franz nicht mehr lebte. In der zweyten Scene des zweyten Actes treten der Graf Aubespine, französischer Gesandter am englischen Hofe, und der Graf Bellievre, ausserordentlicher Botschafter des Herzogs von Anjou auf, um von der Königin das feyerliche Jawort zu vernehmen. Ihrem zweydeutigen Charakter getreu, weigert sie sich zwar dieses in bestimmten Ausdrücken zu geben, doch äussert sie sich so, dass es wenigstens wahrscheinlich wird, sie denke ernstlich an die Vermählung. Nun wendet Lester seine Blicke wieder auf die Maria, und macht Anschläge, sie zu retten. Hiezu treibt ihn ausser dem Ehrgeize, ihren Thron zu theilen, auch das Verlangen, ihr Herz zu besitzen. Seine längst erstorbene Liebe zu ihr erwacht plötzlich wieder in ihm bey Erblickung ihres Bildnisses, das sie ihm durch Mortimer überschickt. Obgleich er im Gerichte für ihren Tod gestimmt hat: so stimmt er nun im Staatsrathe für ihre Begnadigung. Er geht weiter und beredet die Elisabeth zu einer persönlichen Zusammenkunft mit der Maria, weil er mit Burleigh glaubt, dass nach einer solchen Zusammenkunft das Urtheil nicht könne vollzogen werden. Sie nimmt aber ein unglückliches Ende, und schliesst mit folgenden Worten der von Elisabeth auf das bitterste gekränkten Maria (III. 4. S. 138.)

> Ich habe
> Ertragen, was ein Mensch ertragen kann.
> Fahr hin lammherzige Gelassenheit,
> Zum Himmel fliehe leidende Geduld!
> Spreng endlich deine Bande, tritt hervor
> Aus deiner Höhle lang verhaltner Groll! —
> Und du, der dem gereizten Basilisk
> Den Mordblick gab, leg auf die Zunge mir
> Den gift'gen Pfeil.

Und gleich darauf:

> Der Thron von England ist durch einen Bastard
> Entweiht, der Britten edelherzig Volk
> Durch eine list'ge Gauklerin betrogen. —
> Regierte Recht: so läget ihr vor mir
> Im Staube jetzt, denn ich bin euer König.

Kurz nach dieser Unterredung wird Elisabeth meuchelmörderisch angefallen. Bey der Untersuchung dieses Verbrechens findet sich, dass die französischen Gesandten es begünstigt (ihnen wird befohlen, auf der Stelle das Königreich zu räumen), es findet sich, dass Mortimer, auf den Elisabeth ihr ganzes Vertrauen gesetzt, Anstalten zu einer gewaltsamen Befreyung Maria's gemacht hat; es findet sich, dass selbst Lester mit dieser im Einverständniss ist. Die Königin verbannt ihn aus ihren Augen, doch gelingt es seiner siegenden Beredtsamkeit, sich zu rechtfertigen; und da die Unterhandlungen mit Frankreich abgebrochen sind, und sich ihm von neuem die alte Hoffnung öffnet: so dringt er nun auf die Vollziehung des Urtheils. Die Königin, nachdem sie ihre Minister entlassen, geht mit sich selber zu Rathe, der Monolog, den sie hält, endet nach folgenden schon vorher angeführten Versen:

> Ihr Haupt soll fallen. Ich will Frieden haben!
> Sie ist die Furie meines Lebens! Mir
> Ein Plagegeist vom Schicksal angeheftet.
> Wo ich mir eine Freude, eine Hoffnung
> Gepflanzt, da liegt die Höllenschlange mir
> Im Wege. Sie entreisst mir *den Geliebten*,
> *Den Bräut'gam* raubt sie mir! Maria Stuart
> Heisst jedes Unglück, das mich niederschlägt!
> Ist sie aus den Lebendigen vertilgt,
> Frey bin ich, wie die Luft auf den Gebirgen.

Mit dieser furchtbaren Drohung:

Mit welchem Hohn sie auf mich niedersah,
Als sollte mich der Blick zu Boden blitzen!
Ohnmächtige! Ich führe bessre Waffen,
Sie treffen tödtlich und du bist nicht mehr!
Ein Bastard bin ich dir? — Unglückliche!
Ich bin es nur, so lang du lebst und athmest.
Der Zweifel meiner fürstlichen Geburt,
Er ist getilgt, so bald ich dich vertilge,
So bald den Britten keine Wahl mehr bleibt,
Bin ich im ächten Ehebett geboren.

In der Aufwallung dieser heftigen Leidenschaft unterschreibt sie das Todesurtheil. Diese Darstellung hat unserer Meynung nach die vollkommenste und anschaulichste Zweckmäfsigkeit. Denn Elisabeth tödtet die Maria nicht nur als eine durch sie in ihrer Hoheit bedrohete *Königin*, sondern auch als eine von ihr persönlich beleidigte, in ihrer Weiblichkeit in den Angelegenheiten ihrer Liebe zwiefach auf das tiefste verletzte Frau. — Weit weniger psychologische Wahrheit hat die Erzählung der Geschichte, welcher zufolge Elisabeth das Todesurtheil scherzend unterschrieb, und diefs durch nichts beschönigen konnte, als durch eine ungegründete Sorge für ihre Sicherheit.

Die *dritte Aufgabe* für den Dichter war, zu zeigen, wie Elisabeth sich nahm, um nach begangener Ungerechtigkeit den Schein derselben zu vermeiden, und ihren Ruf zu retten. Sie übergiebt (IV. 11.) das Todesurtheil dem Staatssecretär Davison, ohne in bestimmten Ausdrücken zu befehlen, dafs es vollzogen werde. Auf wiederholte dringende Anfragen erhält dieser keine andere Antwort, als den Blutbefehl auf seine Gefahr entweder in den Händen zu behalten, oder aus den Händen zu geben. Die Königin verläfst ihn. Er bleibt zweifelnd und rathlos zurück, als Burleigh kommt, ihm das verhängnifsvolle Blatt entreifst, und seinem Inhalte gemäfs den folgenden Tag vollziehen läfst. Um zu begreifen, wie eine so hellsehende Frau als Elisabeth zu einer so verkehrten Maafsregel ihre Zuflucht nehmen konnte, mufs man voraussetzen, dafs sie sich während der Unterredung mit Davison in einer aus heftiger Leidenschaft entstandenen Geistesverwirrung befand. Liefse sich nur ihr nachheriges Verhalten auf gleiche Weise erklären! — In der dreyzehnten Scene des fünften Actes erscheint Shrewsbury, und berichtet der Königin, er habe sich nach dem Tower begeben, um die beiden Schreiber der Maria, deren Zeugnifs der einzige Rechtsgrund ihrer Verdammung war, noch einmal zu vernehmen; der eine von diesen, Kurl, nachdem er die Verurtheilung seiner Königin vernommen, sey in Wahnsinn gefallen, und habe mit der Wuth eines Verzweifelten sich und seinen Gesellen als falsche Zeugen angeklagt. Elisabeth fodert darauf von Davison den Blutbefehl zurück, den sie ihm in *Verwahrung* gegeben. Als dieser in der gröfsten Bestürzung antwortet, er befinde sich schon seit gestern in den Händen der Commissarien, und als Burleigh darauf triumphirend ankündigt, er f[ey] vollzogen, geräth sie scheinbar in Zorn, verban[nt] diesen aus ihrer Nähe, und befiehlt, jenen als eine[n] der freventlich seine Vollmacht überschritten, a[uf] Leib und Leben zu verklagen. Wie wenig sie hi[er-] durch erreicht, was sie beabsichtigt, sieht sie [an] Shrewsbury, welcher aus Abscheu über ihre Ung[e-] rechtigkeit und Heucheley auf der Stelle sein Am[t] niederlegt. In der That zeigt sich, unserer Meynun[g] nach Elisabeth in diesem Gaukelspiele eben so th[ö-] richt, bey dem Dichter, als bey den Geschicht[-] schreibern.

Wir können diesen Theil unserer Analyse nich[t] verlassen, ohne noch drey Bemerkungen hinzuzufügen. Die eine betrifft den Burleigh. Dieser ist unter Elisabeths Ministern Maria's heftigster Widersacher, man weifs nicht warum. Was er immer im Munde führt, dafs, so lange Maria lebe, der Thron und die Kirche Englands in Gefahr sey, erklärt zwar hinreichend was er thut, aber nicht die Leidenschaftlichkeit, mit der es thut. Evidenter ist hierin die Geschichte, welcher zufolge Elisabeths Minister den Tod der Königin von Schottland gewaltsam zu beschleunigen suchten, aus Furcht, sie möchte die Elisabeth überleben, den englischen Thron besteigen, und an ihnen die verdiente Rache nehmen. Die andere Bemerkung betrifft den Davison. Wie soll man nach den Gesinnungen, die er in der erwähnten Unterredung zu erkennen giebt, erklären, dafs er sich durch Burleigh den Blutbefehl *entreifsen* läfst, und von dem Augenblicke an, wo das geschieht, bis zum folgenden Tage nichts thut, um die Vollziehung desselben ohne ausdrückliche Genehmigung der Königin zu vereiteln? Ganz begreiflich würde diefs alles seyn, wenn Davison bey Marias Tode persönlich interessirt wäre.

Die dritte Bemerkung betrifft die Elisabeth. In der letzten Scene des ersten Actes giebt sie durch Burleigh dem Paulet versteckt den Auftrag, seine Gefangene heimlich umzubringen; und da Paulet diesen Auftrag als entehrend mit Abscheu von sich weist, giebt sie selber ihn von neuem dem Mortimer (II. 5. S. 89.). Allein vor den Begebenheiten des dritten Actes hatte sie noch nicht hinreichende Ursachen, ihre Gegnerin zu tödten, und jene meuchelmörderischen Anschläge zeigen sie in einer unweiblichen und empörenden Abscheulichkeit.

Ist das bisher Gesagte richtig: so scheinet zu erhellen, dafs der Dichter die letzte der angegebenen Schwierigkeiten zwar gröfstentheils, aber nicht ganz besiegt habe.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen sey es uns erlaubt, einiges hinzuzusetzen über einzelne Schönheiten, an denen diese Tragödie so reich ist.

Von der dem Dichter eigenen Kunst im Gebrauche des Reims an Stellen, wo die Empfindung sich hebt, und starke Leidenschaft spricht, hat er auch in dieser Tragödie die glücklichste Anwendung gemacht. Wir haben über die Ursachen nachgedacht, warum

in

in solchen Fällen der Reim die Darstellung verschönere, und wir glauben, sie gefunden zu haben.

Der Reim in einem reimlosen Gedichte überrascht; die Ueberraschung spannt die Aufmerksamkeit, und erregt Erwartungen, die den Hörer für den Inhalt empfänglicher machen. Ferner! Die sich reimenden Zeilen setzet der Gleichlaut am Ende in eine Harmonie, welche macht, dass bey dem Anhören der zweyten Reimzeile die erste wieder anklingt, und die schon einmal erregten Gefühle von neuem erregt. Hierdurch wird die Ideenfülle erhöht, das erste Element des Schönen. Endlich! In dem Reime offenbart sich sehr anschaulich eine Zweckmässigkeit, welche desto mehr Wohlgefallen erweckt, je heftiger jene tobt. Denn das ist der Triumph der Kunst, alles zu begränzen und zu binden, und der Bewegung jeglicher Kraft, Maass, Ziel und Schranke zu setzen, und dann am meisten, wenn diese Bewegung am heftigsten ist. Zur Bestätigung des Gesagten führen wir einige Stellen, an aus dem Dithyrambus, in welchem Maria das Gefühl der Freyheit ergiesst, welches sie ergreift, als sie nach langer Zeit zum erstenmale aus dem Gefängnisse in den daran stossenden Park entlassen wird. (III. 1. S. 116.)

> Lass mich der neuen Freyheit geniessen,
> Lass mich ein Kind seyn, sey es mit!
> Und auf dem grünen Teppich der Wiesen
> Prüfen den leichten geflügelten Schritt.
> Bin ich dem finstern Gefängniss entstiegen?
> Hält sie mich nicht mehr die traurige Gruft?
> Lass mich in vollen, in durstigen Zügen
> Trinken die freye, die himmlische Luft.

Und etwas weiter hin:

> Dort wo die grauen Nebelberge ragen
> Fängt meines Reiches Gränze an,
> Und diese Wolken, die nach Mittag jagen,
> Sie suchen Frankreichs fernen Ocean.
> Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
> Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
> Grüsset mir freundlich mein Jugendland!
> Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
> Ach ich habe keinen andern Gesandten!
> Frey in Lüften ist eure Bahn,
> Ihr seyd nicht dieser Königin unterthan.

Ueber das Mechanische dieser Poesie ist noch zu bemerken, dass an dem Wohlgefälligen desselben ausser dem Reime auch der Wechsel der Sylbenfüsse Antheil hat. Dieser giebt der Bewegung des Verses eine scheinbare Regellosigkeit; und diese Regellosigkeit, welche den Ungestüm des Affectes hörbar macht, bildet einen vortrefflichen Contrast mit dem Reime, der den Ausdruck des Affectes im geordneten Tacte mässig hält.

„Bey allem Pathos, sagt Schiller in der ange„führten Abhandlung, muss der Sinn durch Leiden, „und der Geist durch Freyheit interessirt seyn.“ — Wendet man diesen Grundsatz auf die Unterredung zwischen beiden Königinnen an: so entsteht die Frage, ob Maria's Widerstand gegen die Elisabeth, da er von Leidenschaft ausgeht, ein moralischer ist. Allerdings. Nur ein freyes und edles Gemüth konnte unter diesen Umständen dem Zorne Raum geben. Dem gemeinen und knechtischen hätte die Furcht den Mund verschlossen. Maria hatte zu wählen zwischen der Schmach, von einer stolzen Nebenbuhlerin ungestraft gekränkt zu werden, und zwischen der Gefahr, ihren tödtlichen Hass zu erregen. Sie zog dieses vor, und offenbart darin den Adel und den Freymuth ihrer Gesinnung, den sie schön so ausdrückt: (III. 5. S. 137.)

> Sie geht in Wuth! Sie trägt den Tod im Herzen!
> O! wie mir wohl ist, Hanna! Endlich, endlich
> Nach Jahren der Erniedrigung, der Leiden,
> Ein Augenblick der Rache, des Triumphs!
> Wie Bergeslasten fällt's von meinem Herzen,
> Das Messer stiess ich in der Feindin Brust!

Noch müssen wir aus jener Unterredung zweyer Züge erwähnen, die merkwürdig sind, wegen des genau wahren Ausdrucks der Leidenschaft. Eben da der entscheidende Augenblick nahet, in welchem Maria die Elisabeth sehen soll, sagt sie zu Shrewsbury (III. 3. S. 122.):

> Ich habe drauf geharret — Jahre lang
> Mich drauf bereitet, alles hab' ich mir
> Gesagt, und ins Gedächtniss eingeschrieben,
> Wie ich sie rühren wollte, und bewegen!
> Vergessen plötzlich, ausgelöscht ist alles,
> Nichts lebt in mir in diesem Augenblick,
> Als meiner Leiden brennendes Gefühl.

Ferner: In der oben angeführten Stelle unterbricht Shrewsbury Marias zornige Rede, und sagt, sich zur Elisabeth wendend:

> O! sie ist ausser sich!
> Verzeih der Rasenden, *der schwer Gereizten*!

Dieser Zusatz: *der schwer Gereizten*, ist gewiss sehr charakteristisch in dem Munde eines Mannes, der sich der Maria immer so edelmüthig angenommen hatte.

Die Scene (III. 6.) in welcher Mortimer der Maria seine Liebe bekennt in Ausdrücken, welche nur eine durch Sinnenreiz bis zur Wuth empörte Leidenschaft eingeben kann, nehmen wir gegen die Meynung vieler in Schutz, erstlich, weil sie, wie oben gezeigt ist, in die Organisation des Ganzen eingreift; ferner, weil sie in Niemanden, der Sinn für Darstellung hat, die Phantasiekraft verunreinigen und in eine unkünstlerische Stimmung versetzen kann, endlich, weil sie der Maria Gelegenheit giebt, in wenigen Worten das Eigenthümliche ihres Verhängnisses darzustellen. Sie sagt:

> Furchtbares Schicksal, grimmig schleuderst du
> Von einem Schrecknifs mich dem andern zu!
> Bin ich geboren, nur die Wuth zu wecken?
> Vereint sich Hass und Liebe, mich zu schrecken?

In der Unterredung (IV. 6.) zwischen Elisabeth, Burleigh und Lester bedient sich dieser gegen jenen be-

beschimpfender Ausdrücke. Er nennt ihn *frech*, er nennt ihn einen *Plauderer*, einen *Schwätzer*, einen *Ueberlästigen*. Die Weltleute tadeln diess und sagen, es sey gegen den schuldigen Respect, dass zwey vornehme Herrn in Gegenwart der Königin solche Worte mit einander wechselten. Es ist möglich, dass die Weltleute darin Recht haben, aber eben so gewiss ist, dass die Natur sich nicht nach den Hofsitten bequemt; der Natur aber ist es gemäss, dass zwey ehrgeizige Männer, die sich tödtlich hassen, unter solchen Umständen eine solche Sprache zu einander führen.

Das Schickliche in der Kunst ist ganz verschieden vom Schicklichen im Leben. Alles nicht Ekelhafte, und Abscheuliche, alles, was weder dem Interesse der Sinnlichkeit, noch dem Interesse der Vernunft geradezu widerstreitet, alles, was weder durch zu starken Reiz noch durch zu starke Rührung die Bewegungen der Phantasie in ihrem freyen Spiele gewaltsam hemmt, — alles dieses ist, wenn es anschauliche Zweckmäsigkeit hat, *poetisch schicklich*. Hienach muss man auch die Unterredung beider Königinnen beurtheilen. Daran, dass diese einander mit so weniger Schonung die Vergehungen in der Liebe vorwerfen, kann nur der Anstoss nehmen, der durch das französische Drama zu einer unkünstlerischen *Decenz* verwöhnet worden, — Göthe lässt einmal den Tasso sagen:

> Frey will ich seyn im Denken und im Dichten.
> Im Handeln schränkt die Welt genug uns ein!

Derselbe Dichter preist seine Muse dafür:

> Dass des Lebens bedingender Drang nicht
> den Menschen (in ihm) verändert.

Ohne Zweifel will er hiedurch andeuten, dass der Künstler zwar in der Wirklichkeit sich dem Herkommen fügen müsse, in seinen Darstellungen aber keine Rücksicht darauf nehmen dürfe.

Die Abendmahlsscene (V. 7. S. 219.) wird verschieden beurtheilt. Einige halten sie für unpoetisch; andere für irreligiös. Wir halten sie weder für das eine, noch für das andre. — Die christliche Vorstellung, nach welcher das Abendmahl innige Vereinigung des Menschen mit der Gottheit versinnlicht, ist wahrhaft religiös! denn sie ist in den sittlichen Anlagen des Menschen gegründet. Das Eigenthümliche der Seelenstimmung, worein der Christ durch den Genuss des Abendmahls versetzt wird, besteht darin, dass er das Uebersinnliche mit dem *Gefühle* ergreift. Ohne mit dem Christen den Glauben zu theilen, kann jeder moralischgesinnte mit ihm die Andacht theilen. Diese andächtige Stimmung aber ist durchaus künstlerisch: denn wie wir oben gesehn haben, ist ja der Zweck aller Kunst *Darstellung des Uebersinnlichen*. Alles wahrhaft Heilige ist wahrhaft schön.

So wenig jene Scene als unpoetisch erscheinet, eben so wenig ist sie irreligiös. Denn wie kann es irreligiös seyn, die beseligende Kraft des Glaubens an das Uebersinnliche in einem Kunstwerke darzustellen? —

Auf der andern Seite aber, da das Publicum, welches die Theater am häufigsten besucht, des reinen Kunstsinnes am meisten ermangelt; da es im Schauspiele grösstentheils nichts sucht und findet als nichtigen Zeitvertreib: so lässt sich denken, dass die Obrigkeit, welche Aufsicht über die öffentlichen Vergnügen führt, die Darstellung jener Scene auf der Bühne bedenklich findet, um nicht das Heilige für den grossen Haufen zum Spielwerke zu machen. — Dieses aber gereicht nicht dem Dichter, sondern nur dem Publicum zum Vorwurfe.

Elisabeth hat dem Lester befohlen, der Hinrichtung der Maria beyzuwohnen, um sich von dem Verdachte, der auf ihm laste, zu befreyen. Er erscheint (V. 8.) mit Burleigh, um sie zum Blutgerüste zu begleiten. Maria wird ihn erst spät gewahr, und sagt zu ihm (V. 9. S. 224.):

> Ihr haltet Wort Graf Lester — Ihr verspracht
> Mir Euren Arm, aus diesem Kerker mich
> Zu führen, und ihr leihet mir ihn jetzt.

Darauf bekennt sie ihm ihre Liebe und setzt hinzu:

> Lebt wohl, und wenn ihr könnt so lebt beglückt!
> Ihr durftet werben um zwey Königinnen,
> Ein zärtlich liebend Herz habt ihr verschmäht,
> Verrathen, um ein stolzes zu gewinnen.

Durch diese Worte auf das tiefste erschüttert, bleibt Lester allein zurück. Mehr als einmal versucht er es ihr zu folgen, aber er vermag es nicht. Er sagt:

> Umsonst! umsonst! Mich fasst der Hölle Grauen,
> Ich kann, ich kann das Schreckliche nicht schauen,
> Kann sie nicht sterben sehn — Horch! Was war das?
> Sie sind schon unten — Unter meinen Füssen
> Bereitet sich das fürchterliche Werk.
> Ich höre Stimmen — Fort! Hinweg! Hinweg
> Aus diesem Haus des Schreckens und des Todes!
> Wie? fesselt mich ein Gott an diesen Boden?
> Muss ich *anhören*, was mir *anzuschauen* graut?

Davon, dass Lester der Maria nicht folgt, wird jedem die psychologische Ursache einleuchten. Weniger einleuchtend ist es vielleicht Manchen, warum er nicht flieht, sondern zu seiner eigenen Marter *anhört*, was ihm *anzuschauen* graut. — Allein es ist in der Natur, dass bey einer heftigen Seelenangst der Mensch nichts so sehr scheuet, als zu sich selber zu kommen; er will das Gräsliche lieber in der Empfindung als in der Vorstellung haben, lieber gegenwärtig in den Sinnen, als abwesend in der Phantasie. Daher ist es auch vollkommen zweckmäsig, dass Lester, als er den verhängnissvollen Streich fallen hört, sinnlos niederstürzt. Geschähe dieses nicht: so müsste er sich selbst tödten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 4. Januar 1802.

NATURGESCHICHTE.

Paris: *Histoire naturelle des Poissons*, par le Citoyen *Lacepède*, Membre de l'Institut national et Professeur au Muséum d'Histoire naturelle. *Tome I.* 1798. *Tome II.* 1800. *Tome III.* 1801. in 4. Der erste Theil mit 25, der zweyte mit 20, der dritte mit 34 Kupferplatten. (Jeder Theil ungefähr 7 Rthlr.)

Sowohl die Manier des Vf. als die von ihm gemachte neue Eintheilung der Fische werden manche unsrer Leser schon aus der deutschen Uebersetzung dieses Werks und aus den der Naturgeschichte besonders gewidmeten Zeitschriften kennen. Um also dieser Anzeige den Werth der Neuheit zu erhalten, wird sie sich allein auf einen Auszug und auf die Schätzung des Inhalts vom dritten und neuesten Bande einschränken; um so mehr, weil dadurch Rec. mehr Platz für die Erinnerungen gewinnt, welche er über die hier mitgetheilten Entdeckungen und Meynungen des Vf. zu machen, durch ein vieljähriges Studium der Fischkunde veranlasst ward, und welche vielleicht noch dem Uebersetzer zur Berichtigung mancher Stelle dienen oder ihn auf die Spur bringen können, wenn es ihm anders darum zu thun ist, dem deutschen Publikum die Arbeit des Franzosen nutzbarer zu machen, als der Vf. selbst es vermochte. Dieser scheint für die eigentliche Naturbeschreibung weder die gehörige Geduld noch eigentlich Sinn oder Talent zu haben. Sein Blick scheint durchaus mehr auf das Grosse und Ganze der thierischen Schöpfung als auf das kleinliche und zerstreuende Detail der Gattungen und Arten gerichtet gewesen zu seyn. Zu dieser Ansicht der lebendigen Natur passt auch der Ausdruck und die Sprache des Vf., welche viele Gegenstände in grossen Massen fasst, mit starken Farben gleichsam perspectivisch sie darstellt, vorzüglich die Einbildungskraft der Leser durch einen steten Wechsel der glänzendesten Bilder anspricht, auch oft ihre Beurtheilung durch Exclamationen und Allgemeinsätze überrascht oder täuscht. Den bestimmten, den dem zu beschreibenden Körper oder Sache eigenthümlichen Ausdruck, welcher so deutlich den ruhigen und bedächtigen Forscher bezeichnet, und allein zum Unterrichte taugt, vermisst man überall. Dagegen zeigt sich durchaus eine Begierde, nicht allein durch die prachtvolle Darstellung der abgehandelten Gegenstände zu glänzen, sondern auch diess Werk über die Naturgeschichte der Fische durch die Anzahl von neuen Gattungen und Arten auszuzeichnen. Die grösste Unterstützung fand der Vf. in den Commersonschen Handschriften und Zeichnungen, welche ihm Büffon ehemals überliefert hatte. Aber ob dasjenige, was Commerson zu seiner Zeit für neu hielt und was damals wirklich neu war, noch jetzt nach so vielen Jahren, nachdem so viele Gelehrte aus allen Gegenden und Ländern von Europa dieselben Meere und Länder besucht und die natürlichen Erzeugnisse derselben beschrieben und abgebildet haben, denselben Werth der Neuheit hat, oder ob andere eben den Gegenstand von einer andern Seite gesehn und anders dargestellt haben, darum hat er sich nicht im geringsten bekümmert; sondern ihm ist die Gmelinsche Ausgabe des Linneischen Natursystems, die Uebersetzung des Blochschen Fischwerks und die Arbeit von Daubenton und Bonnaterre über denselben Gegenstand in der *Encyclopedie méthodique* und im *Tableau encyclopédique et méthodique* das vollständigste Magazin, aus welchem er seine Beschreibungen ausstattet, und der sicherste und einzige Maasstab, nach welchem er die fremden Entdeckungen beurtheilt. Man wird also, ungeachtet der vielen neuen von Commerson gelieferten Arten und Gattungen, wenn man dieses Werk mit dem Blochischen *Systema Ichthyologiae tabulis CX illustratum* vergleicht, wo alle neue Entdeckungen sorgfältig gesammelt und verglichen sind, es dennoch äusserst dürftig und mager finden, und dagegen dem Eifer und Fleisse des Deutschen, der sein eignes Vermögen und seine halbe Lebenszeit auf das Studium der Fische verwandte, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen! Doch Rec. wendet sich zur Anzeige des Inhalts selbst. Den schönen, schnellen, für die Schiffahrenden sowohl als für die Küstenbewohner nutzbaren Thunfisch hat er unter dem Namen *Le Scombre Thon* 118. 616. höchst unvollständig und so gut als gar nicht beschrieben, dagegen dessen Fang desto umständlicher erzählt. Dass er sich die Mühe nicht genommen habe, neben dem Blochischen Werke noch die Quellen selbst zu vergleichen, erhellet auch daraus, dass er die Anzahl der Flossenstralen gerade so wie Bloch, und besonders die der sehr langen Brustflosse zu 22 angegeben hat, da doch alle übrige Schriftsteller, welche den Fisch lebendig untersucht hatten, 32 bis 34 angeben. Den Fehler hat leider das kürzlich bekannt gewordne Blochische *Systema Ichthyologiae* wiederholt. Die Synonymie hat Lacepède zwar vollständiger gemacht, aber diess heisst bey ihm eigentlich nur so viel, er hat aus der Gmelinschen Ausgabe des Natursystems mehrere Citata abgeschrieben hin-

hingesetzt als Bloch: aber leider sind es fast immer solche, welche gar nicht zum Fische gehören; (weswegen Bloch sie auch weggelassen hat) damit man aber nicht sogleich die Täuschung erkennen möge, so sind die Citata verstümmelt worden. Z. B. hier: *Scomber pinnulis utrinque 9 dorso dipterygio etc. Gronov. Zooph.* 305. Hätte er aus Gmelins Ausgabe noch hinzugefügt *spina duplici ad anum*, so hätte man sogleich gesehn, dass die Stelle nicht auf diesen Fisch selbst in der so kurzen Beschreibung des Vf. passte. Er unterscheidet daran den Fisch, welcher hier unter dem Namen *Germon* aus Commersons Handschriften sehr genau beschrieben wird 3 S. 1 — 8 blos durch die ganze Gröfse des Fisches und durch die längern Brustflosfen, welche über den After hinausreichen. Aufser diesem Kennzeichen, das aber aus Abbildungen von todten Fischen, welche in Weingeist aufbewahrt und meistens an den zärtern Theilen der Flossen beschädiget worden sind, nicht erkannt noch beurtheilt werden kann, findet Rec. kein anderes angegeben, welches nicht auf *Scomber thynnus* L. passte. Nur in der Beschreibung des Vf. findet er ein paar Stellen, deren Sinn er errathen müsste. Z. B. 2. folgt auf die Beschreibung der Nase: *chaque commissure marquée par une prolongation triangulaire de la machoire supérieure*, welches vermuthlich von den Mundwinkeln zu verstehn ist. Denn auf das vorhergehende *l'ouverture de chaque narine reduite à une sorte de fente* weiss Rec. es nicht zu deuten. Den Nutzen der am Schwanze in einen vorstehenden häutigen Anhang verlängerten Seitenlinie wünschte er ebenfalls genauer bestimmt zu sehn, als es in den Worten *qui ne contribue pas peu à la rapidité avec laquelle le germon s'elance au milieu ou à la surface des eaux.* Von den vorigen beiden Fischen unterscheidet Lac. mit Bonnaterre den Fisch, welchen Cetti unter dem Namen *Alelungha* und *Alalunga* (3 B. S. 198 der deutsch. Uebers.) sehr kurz beschrieben, und blos durch die geringere Gröfse des Körpers, so wie durch die 7 Afterflossen (*pinnulas*) und die sehr langen, bis an die zweyte Rückenflosse reichenden Brustflossen unterschieden hat. Hier so wie bey Bonnaterre heisst der Fisch *Alarunga*, und darauf wird die Zeichnung bey Plümier unter dem Namen *thynnus oceanicus vulgo germon* gedeutet, welche Bloch zu *S. thynnus* L. gezogen hat. Dieselbe Zeichnung des Plümier sammt der Zergliederung der innern Theile hat Gautier copiert. Bey Du Hamel Partie II. Sect. 7 p. 205 werden *Allanghi* als sicilianische Arten von Thunfischen angeführt. Rec. hält alle 3 Fische für einerley und glaubt, dass mit zunehmendem Alter und Gröfse des Fisches die früher ausgewachsenen Brustflossen nothwendigerweise kürzer erscheinen müssen; welcher Fall bey den vordern Flossfüfsen der *Testudo coriacea* L. ebenfalls eintritt, wenn das Thier ausgewachsen ist. Auf diesen Artikel, fast den vollständigsten im ganzen dritten Bande, folgt *Le Scombre Thazard* nach Commerson genau beschrieben; die erwähnte Abbildung fehlt in des Rec. Exemplar. Von Blochs *Sarda* unterscheidet sie sich vorzüglich durch den Mangel der farbigen Querstreifen am Rücken, die geringe Anzahl der Flossenstrahlen und die lange Stütze über der Bauchflosse. Vermuthlich ist es ein Druckfehler, wenn es S. 12 heisst *entre les nageoires thoraciques se montre un cartilage xiphoide ou en forme de lame aussi long que ces nageoires, et sous lequel l'animal peut les plier et les cacher en partie*, und soll vielmehr *au dessus des nageoires* heissen, wie schon das folgende *sous* vermuthen läfst. Unter dem Namen von *Sc. Bonite* wird *Sc. pelamys* L. hier nach Commerson vollständig beschrieben und *Planche* 20 f. 2 des 2ten Bandes abgebildet. *Le Scombre chinois* S. 23 wird nach einer sinesischen Zeichnung höchst unvollständig beschrieben, und verdiente kaum erwähnt zu werden. *Scomber Scomber* L. wird nach fremden Beobachtungen unvollständig beschrieben. Der Vf. will auf diese Art den *Colias* der Alten und des Cetti, oder vielmehr den Coguoil des Rondelet deuten. Die Wanderungen des Fisches werden nach Bloch und Noel geläugnet, und nach einer Beobachtung des Viceadmiral Pleville le Peley bemerkt, dass die Makrelen den Winter über in den kleinen Meerbusen an den Küsten von Grönland, Terreneuve und Hudsonsbay sich in dem schlammigen Boden so tief eingraben und verstecken, dass nur der Schwanz vertikal hervorragt. Die Bemerkung selbst ist schon alt, aber die Umstände waren nicht so genau bekannt. Bey Gelegenheit wird eine Erzählung des Hn. Charvet eingeschaltet, welcher auf Guadeloupe einen Fisch bemerkt hat, der aus einer Spalte vor und zwischen der getheilten Rückenflosse bey der Berührung mit der Hand einen lackrothen Saft von sich spritzte. Aber die Gattung und Art des Fisches vermag der Vf. nach der aus der Erinnerung gezeichneten Figur nicht zu bestimmen. Die Gattung *Scomberoide* unterscheidet sich durch die einzige Rückenflosse und die vor ihr stehenden Stacheln. Die erste Art *Sc. Noel*, nach einem trockenen Exemplar beschrieben, hat oben 10, unten 14 Büschelflossen und 7 gekrümmte Stacheln: die zweyte *Sc. Commersonien* 12 Büschelflossen oben und unten, und 6 Stacheln: die dritte *Sc. Sauteur*, oben 7 unten 8 Büschelflossen und 4 Stacheln. Alle drey haben noch vor der Afterflosse 2 Stacheln, welche bey der letzten durch eine Haut vereiniget sind, so wie auch die Rückenstacheln einen dreyeckigen Hautansatz haben. Die erste hat 6 kleine Querstreifen, die zweyte 8 rundliche Flecke am Rücken. Diese ist nach Commerson Pl. 20 f. 3 abgebildet, aber sehr unvollständig beschrieben. Zwar sollen alle 3 noch unbeschrieben seyn: aber Rec. hält die zweyte für *Scomber Forsteri* No. 15 des Blochischen Systems, wo er mit 4 andern die zweyte Abtheilung *Pinnulis spuriis, pinna ani gemina prima bispinosa* ausmacht. Die dritte ist ganz offenbar die von Bloch tab. 335 abgebildete Art *Sc. saliens*, welche er aus Plümiers Handschrift genommen hat, so wie Lacepède, nur dass bey des Vf. Zeichnung weiter keine Nachricht sich befunden zu haben scheint. Die Gattung *Ca-*

ranx von 14 Arten unterscheidet der Vf. durch 2 Flossen am Rücken, den Mangel der Büschelflossen, die Seitenerhebung am Schwanze oder 2 verbundene Stacheln vor der Afterflosse; davon hat die erste Abtheilung (*Sousgenre*) keine einzelne Stacheln zwischen den Rückenflossen; die zweyte aber hat dergleichen. Den Namen *Caranx* hat Commerson gegeben; die Ableitung des Vf. vom griechischen κάρα ist lächerlich. Das Wort ist nach *Carangue* gemacht. Die wenigsten sind neu oder vom Vf. selbst beobachtet. *Caranx Daubenton* nach einer Zeichnung von Plümier sehr unvollkommen beschrieben ist ohne allen Zweifel *Scomber Plumierii* bey Bloch tab. 344 nach dem Original des Plümier gezeichnet. Eben so ist *C. Carangue* aus Plümier sehr kurz beschrieben Blochs *Scomber Carangus* tab. 340, wobey eine Anmerkung im *Systema* S. 28 zu beherzigen ist. *Scomber falcatus L.* ist hier unter einer neuen Gattung als *Trachinotus falcatus* einzeln aufgestellt. Die Gattung *Caranxomore* enthält *Sc. pelagicus L.* und *Caranx: Plumerien* Pl. 2. f. 1. den Rec. im Blochischen Werke nicht finden konnte. Die Gattung *Caesio* enthält *C. Azuror* und *Centrogaster equula L.* Die Merkmale sind bey der ersten nach Commerson beschriebnen Art die himmelblaue Farbe des Körpers (daher der Name *Caesius*) am Rücken, die Silberfarbe am Bauche, der goldfarbige Streif längst der Seitenlinie, der schwarze Fleck am Grunde der Brustflosse, die sehr lange braune Rückenflosse, die sehr tief ausgeschnittene Schwanzflosse, die braune mit Roth gesäumte Schwanzflosse, die rothe Afterflosse, die spitzige Schnautze, die grosen eyförmigen Augen, die unmerklichen Zähne; diese alle zusammen geben noch gar nicht einmal einen Thunfisch oder einen Verwandten zu erkennen: die zuletzt gesetzten zwey, als die obere Lippe, welche sich weit hervorziehn läst und der zweyblättrige, auf der hintern Seite dreyeckig zugespitzte, mit kleinen Schuppen bedeckte Kiemendeckel samt der fünften Halbkieme inwendig am Deckel befestiget, lassen den Rec. gar nicht zweifeln, dass dieser Fisch gar keine Aehnlichkeit mit den Thunfischen habe. Deswegen mag ihn Commerson auch durch einen neuen Namen bezeichnet haben. Schade, dass keine Abbildung davon gegeben worden ist, in welcher man aus dem Habitus etwas besser die Gattung errathen möchte. Wie damit der Vf. den von Forskäl beschriebnen Fisch zusammenstellen konnte, bleibt dem Rec. ein Geheimniss, und scheint ihm, wie mehrere Stellen des Buchs, auf eine durch die Revolution in Frankreich herbey geführte Veränderung in der Logik, so wie in der Taktik zu deuten, welcher der schwerfällige Deutsche nicht folgen kann. Nicht einmal der allgemeine Charakter des letztern Fisches, der zusammengedrückte eyförmige Körper, ist angegeben: aber freylich dieser allein schon hätte alle Aehnlichkeit mit den Thunfischen verdächtig gemacht. Wo bleiben denn nun aber die vom Vf. angegebnen Kennzeichen der Gattung: *les côtés de la queue relevés longitudinalement en carene, ou une petite nageoire composée de 2 aiguillons et d'une membrane au devant de la nageoire de l'anus?* Keine von beiden Arten hat diess Merkmal! Es bleibt nur die einzige lange Rückenflosse übrig, so wie die ausdehnbare Oberlippe. Diese ist blos der erstern Art eigen, jene scheint beiden gemein zu seyn. Die übrigen Merkmale alle sind negativ und können also allein nichts lehren. Gleichwohl baut auf eine Aehnlichkeit mit der Gattung *Caesio* der Vf. seine Gattung *Caesiomore*, welche er durch 2 positive und 3 negative Merkmale bezeichnet. Jene sind eine einzige Rückenflosse und vor ihr einzelne Stacheln. Statt die Stacheln vor der Afterflosse zu nennen, sagt der Vf. lieber *point de petite nageoire au devant de celle de l'anus.* Den beiden Stacheln fehlt blos die sie vereinigende Haut zur Flosse, wie denen auf dem Rücken. Die beiden neuen Arten *Caes. Baillon* und *C. Bloch* sind abgebildet; der Vf. fand nichts als die Figuren unter Commersons Handschriften. Darnach ist die Beschreibung gemacht, also höchst unvollständig und unzuverlässig. Die Gattung *Coris* hat einen länglichten zusammengedrückten Körper, einen grossen Kopf, höher als der Rücken, mit einem einzigen Schuppenstücke ganz wie mit einem Helme bedeckt, übrigens ohne Schuppen; beide Arten sind hier nach Commerson abgebildet: aber die Beschreibung ist abermals aus diesen Figuren vom Vf. zusammengesetzt, und also sehr unvollständig. Nach der Figur würde Linné beide Fische zur Gattung *Coryphaena* gerechnet haben. Die Gattung *Gomphose* hat einen länglichten Rüssel in Gestalt eines Nagels, (und davon hat der Vf. ihm den Namen *Gomphosus* von γόμφος, gegeben) und Kopf samt Kiemendeckeln ohne Schuppen. Commerson, welcher beide Arten beschrieben und abgebildet hat, nannte sie *Elops.* Die Beschreibungen sind sehr kurz; aber man sieht deutlich, dass die Fische nahe mit *Centriscus L.* verwandt sind; und hätten sie doppelte Rückenflossen und wären Bauchflosser: so würde Rec. sie ohne Bedenken jener Gattung zugesellen. Jetzt scheinen sie ihm mit dem von Bloch im *Systema* S. 113 nach Pococke beschriebenen und tab. 30 S. 1 abgebildeten *Centr. niloticus* mit einer einzigen Rückenflosse in eine neue Gattung zu gehören, wovon aber 2 Brustflosser und 1 Bauchflosser die Arten ausmachen. Die Gattung *Nason* besteht aus *N. Licornet,* (*Chaetodon unicornis L.*) den Bloch unter dem Namen *Monoceros biaculeatus* im *Systema* nach Forskål und Forster beschrieben und abgebildet hat, und aus *N. loupe* der allerdings neu ist, aber zu Blochs Gattung *Acanthurus,* bereits aus 10 Arten bestehend, gehört. *Le Kyphose double bosse* nach einer Zeichnung von Commerson. *L'Osphroneme olfax* des Commerson, den *Lac. goramy* nennt, ist in China und Bengalen einheimisch, von dort aber nach Batavia und Isle de France versetzt worden; ein groser Fisch von sehr schmackhaftem Fleische, mit breitem zusammengedrückten, oben und unten scharfen oder kielartigen Körper; hinter der Rückenflosse ist der Rücken eingebogen und abgesetzt; grose Schuppen bedecken

den

den Kopf und Leib, kleinere die Flosse am Rücken und After; der zweyte Stral der Bauchflossen reicht bis ans Ende der Schwanzflosse, und im Innern des Mauls über den Kiemen bemerkte Commerson eine Art von Siebbein in einer eignen Höhle liegend, von dessen Gebrauche der Vf. in seinem *Discours sur les parties solides des poissons* zu handeln verspricht. Aus dem Namen, welchen Commerson dem Fische gegeben hat, kann Rec. wohl seine Meynung vom Gebrauche des erwähnten Theils errathen; aber die Abbildung, so schlecht sie auch ist, zeigt ihm einen ganz ähnlichen Bau, wie er in *Amphipion testudineus* ganz neuerlich in Blochs *Systema* S. 570 bemerkt worden ist. Dieser Bau aber gehört nicht zu dem Geruche, sondern ist vielmehr ein Werkzeug des Blutumlaufs und der Respiration. Zu diesem Fische hat der Vf. Forskåls *Scarus gallus* gesellt, welcher blos dem zweyten langen Strahl der Bauchflossen, welche er zum Charakter der Gattung annimmt, mit ihm gemein hat. So aber würde auch *Labrus opercularis L.* hieher gehören! Den lateinischen Namen *Gallus* verwandelt der Vf. in *Gal.* Bey Gelegenheit des *Trichopode mentonnier*, dessen Unterkinnlade die Gestalt eines Kinnes hat, und dessen Abbildung Commerson allein hinterlassen hat, giebt der Vf. die stärkste Probe seines Talents, über Nichts eine Menge von schönen Worten und Redensarten zu ergiessen, welche sich allein auf eine üppige Einbildung gründen, und dem Leser weder ein helles und deutliches Bild von einem Gegenstande geben, noch sein Urtheil leiten können, und überhaupt nicht zur Sache oder in die Sprache eines Naturforschers, sondern vielmehr in die Topik eines Galanteriekrämers gehören. Zu dem allerdings neuen Fische gesellt der Vf. *Labrus trichopterus L.*, den Bloch tab. 293 mit seinen Farben abgebildet hat, obgleich der Vf. seines Freundes dabey gar nicht gedenkt. Eben dieser Bloch hat im *Systema* eine eigne Gattung *Trichogaster* S. 164, wozu der eben erwähnte *Labrus trichopterus*, und eine neue tab. 36 abgebildete Art *Fasciatus* gehören, wozu die von Lac. abgebildete dritte kommt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

Jena, in Commission der akademisch. Buchh.: *Weimar's Flora*, entworfen von *August Wilhelm Dennstedt*, der innern und äussern Heilkunde Beflissenen. *Erste Abtheilung. Pflanzen mit deutlichen Geschlechtern.* 1800. VI. u. 362 S. 8. (18 gr.)

Ein fleissig ausgearbeitetes Pflanzenverzeichniss der Gegend um Weimar, einer Stadt, die nicht nur wegen ihrer gebildeten einheimischen und fremden Bewohner, sondern auch, weil von ihr hauptsächlich die Bildung und Erziehung für das weimarische Land ausgeht, wohl einer eignen Flora bedurfte, und eine ernstliche Anwendung möglich werden lässt. Das Verzeichniss enthält 772 Arten, unter denen mehrere vorkommen, die zu den seltnern und merkwürdigern gehören. Die Ordnung richtet sich nach den Linneischen Classen, in der Anordnung der Gattungen aber ist der Vf. wie bey den Gräsern und Umbellen, Roths Vorgange gefolgt. Besondre Bemerkungen ist Rec. nicht gewahr worden, und die Gattungen und Arten sind nur kurz bestimmt, mit Anzeige des Wohnorts und der Blühezeit. Aber es war sehr gut, wie es denn eigentlich bey keiner Flora fehlen sollte, dass der Vf. ausser dem Register die Pflanzen nach der Blühezeit aufzählte, und bey jedem Monat sie sowohl unter den allgemeinen Standörtern, den Aeckern, Wiesen, Wäldern u. s. w. als auch unter der Angabe ganz specieller Oerter, wo sie allein gefunden werden, bemerkte. So wird es jedem Freunde der Pflanzen im Anfang erleichtert, indem er an einem gewissen Orte zu einer bestimmten Zeit, sehr bald die blühenden Pflanzen vergleichen und bestimmen kann, die sich, zu Folge der gemachten Erfahrung, daselbst vorfinden. Die Cryptogamie gedenkt der Vf. in einem andern Bändchen zu liefern.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Erfurt*, b. Beyer u. Maring: *An die vorzüglichsten Mächte Europens über den zu Lüneville abgeschlossenen Frieden.* 1801. 32 S. 8. Der ungenannte Vf. giebt diese Schrift als die Skizze eines politisch-statistischen Werks an, welches auf Subscription herauskommen soll; will sich jedoch begnügen, schon durch diese Ankündigung und die gelieferten Aufschriften der Abschnitte, Ideen erweckt zu haben, wenn das auszuführende Werk, wegen Mangel an Subscribenten, oder gar wegen eines Verbots, ganz unterbleiben müsste. Es scheint ihm aber, bey seiner auch seitdem beobachteten Anonymität, mit dieser Ankündigung, kein rechter Ernst gewesen zu seyn; und er hat in dieser Skizze mit vielbedeutenden Winken, jeder Macht Europens ihre Rolle schon so angewiesen, dass wahrscheinlich keine derselben einen weitern Unterricht verlangen wird. Uebrigens sucht er nicht nur die Ansprüche der geistlichen Stände auf ihre Erhaltung darzuthun, und zur Wachsamkeit dafür zu ermuntern, sondern auch die Nachtheile ins Licht zu setzen, welche aus der Aufhebung derselben sowohl für Deutschland, als andere Staaten erwachsen würden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 5. Januar 1802.

NATURGESCHICHTE.

Paris: *Histoire naturelle des Poissons*, par le Citoyen *La Cepede*, T. I.—III. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Gattung und Art *Monodactyle falciforme* hat einen sehr zusammengedrückten mit kleinen runden Schuppen besetzten Leib, statt der Bauchflossen zwey kurze Stacheln, die Flosse am Rücken und After lang und fast sichelförmig, zum Theil mit kleinern Schuppen besetzt, die am Schwanze halbmondförmig, den After fast unter den spitzigen Brustflossen, die Augen gross, die Mundöffnung klein, die obere Kinnlade halbzirkelrund, mit kurzen, dichten, spitzigen Zähnen besetzt, lässt sich ausdehnen: die breite runde Zunge ist rauh; die Farbe ist silberweiss mit braun gemischt. Ob übrigens der Leib gestreckt oder eyförmig sey, ist nicht bemerkt; und also kann Rec. sich vom Habitus oder der Aehnlichkeit des Fisches mit andern keine Vorstellung machen. Sonst würde er auf *Chaetodon argenteus* L. oder *rhombeus Sebae* III. tab. 26. f. 21. rathen. Doch scheint aus den allgemeinen Kennzeichen der vorigen und folgenden Gattungen zu erhellen, dass der Vf. immer dabey den Habitus der Thunfische zum Model nahm. Von *Plectorhinque chetodontoide* sind die Kennzeichen der grosse zusammengedrückte Kopf mit kleinen Schuppen wie der übrige Körper besetzt, grosse Augen, kleine Mundöffnung, ein etwas länglichter Rüssel gleichsam in den Falten der Lippen versteckt, eine oder mehrere Blätter der Kiemendeckel gezähnelt. Die innere Beschaffenheit der Kinnladen wird nicht bemerkt. In der Abbildung Pl. 13. Fig. 2. des 2ten Bandes, nach einem Exemplar der ehemaligen Statthalterischen Sammlung gemacht, zeigt die fleischigte und geschuppte Basis der Afterflosse und des Hintertheils von der Rückenflosse weit über den Umriss des Körpers erhoben. Rec. hat kein Bedenken, den Fisch zur Gattung *Chatoedon* zu rechnen. *Pogonias fasce* Pl. 16. f. 2. des zweyten Bandes hat am Kinne viele Bartfasern, die Kiemendeckel geschuppt, und vier Querbänder am länglichten Körper, befindet sich in derselben Sammlung und gehört vielleicht zu derselben Gattung mit dem vorigen. Die Gattung *Bostryche* aus zwey Arten *le Chinois* und *le tachete* bestehend, nach Chinesischen Zeichnungen beschrieben, und die erste abgebildet, Pl. 14. f. 2. hat einen schlangenförmigen Körper und zwey Bartfasern an der Oberlippe. Der *Bostrychoide oeille* ebendaher, Pl. 14. f. 3. des zweyten Bandes scheint dem Rec. viele Aehnlichkeit mit Blochs *Ophicephalus* zu haben. Nach Commersons Bemerkungen S. 153. hat der gemeine Saugefisch, *Echeneis remora* allerdings kleine Schuppen, aber sie erscheinen erst, wenn die darüber gezogene klebrige Haut eingetrocknet ist. Der Rachen ist inwendig schön roth gefärbt. Man kann den Fisch, wenn er sich an einen grössern Fisch mit dem Kopfschilde eingehäkelt hat, nicht anders los machen, als wenn man in derselben Richtung mit den Zähnen der Schildplatten zieht. Bey der Berührung des lebenden Fisches mit dem Daumen empfand Commerson eine so starke Cohäsion, und darauf eine Betäubung und eine Art von Lähmung in dem Finger, dass sie erst lange nachher aufhörte, als er den Schild losgelassen hatte. In einem Gefässe mit Meerwasser dauerte der Fisch einige Stunden, hielt sich aber immer oder schwamm auf dem Rücken, so dass es scheint, dass ihn der Kopfschild und das Gewicht des Oberkopfs in seiner natürlichen und freyen Bewegung jedesmal zu dieser umgekehrten Richtung des Körpers zwinge. Daher wohl auch die gleiche Farbe am obern und untern Theile des Körpers rühren mag. Die zweyte viel stärkere und grössere Art *E. naucrates* sah Commerson auf der Küste von Mosambique zum Fange der Meerschildkröten brauchen. Man bindet nämlich an den Schwanz eines lebenden Fisches der Art einen nicht zu engen Ring, an welchem ein sehr langer Strick befestiget ist: so vorbereitet halten die Fischer die Fische in einem Gefässe mit Meerwasser auf dem Fahrzeuge, und fahren damit nach den Plätzen, wo die Meerschildkröten sich gern aufhalten, und gewöhnlich auf der Oberfläche schwimmend schlafen. Die Fischer lassen in der gehörigen Entfernung den Fisch an dem Stricke los, und dieser hakt sich endlich am Brustschilde einer Schildkröte an, worauf man mit ihm zugleich die Schildkröte am Stricke wegzieht. — Die vierte Art, von Daldorf und Euphrasen beschrieben, kannte Lac. nicht. *Coryphaena equiselis* will der Vf. auch noch durch den zweyblättrigen Kiemendeckel von *Hippurus* unterscheiden. Zu dem Ende giebt er eine Abbildung nach Plümier, welche Bloch aus dem Original tab. 174. ganz anders geliefert hat. *Coryphaena chrysura* und *scomberoides* sind neu, von Commerson genau beschrieben, die erste auch abgebildet. Die zweyte scheint doch mehr zu den Thunfischen zu gehören, und hat im Bau der Zunge mit *Scomber (Centrogaster Forskål) rhombeus* bey Bloch Aehnlichkeit. *Chinensis* ist nach einer Sinesischen Zeichnung beschrie- [illegible] ben

ben. *Coryphaena Japonica* des Huttuyn hält er für einerley mit *branchiostega L.* und bringt sie in eine eigene Gattung *Coryphaenoide.* Die Gattung *Aspidophores* mit zwey Abtheilungen enthält *Cottus cataphractus L.* und *Japonicus Pallas*, hingegen *Aspidophoroide* den *Cottus monopterygius Bloch.* Darauf folgen *les Cottes* 9 Arten; worunter zwey neue, von Commerson entdeckte, seyn sollen; *Cotte Madegasse* und *noir;* erstere ist auch doppelt abgebildet. Diese Abbildung hat der Vf. ganz falsch gedeutet, wenn er sagt: *la nageoire caudale paroit dans les deux figures doublement échancrée, c'est à dire divisée en trois lobes arrondis:* denn die erste Figur zeigt zwey länglicht runde Flecke am Ende der geraden Schwanzflosse, welche sich in der zweyten, wo der Schwanz zusammengefaltet erscheint, gar nicht als Ausschnitte zeigen. Hierzu kommen noch die klaren Worte von Commerson *caudâ variegatâ*, welche keinen Zweifel wegen der Missdeutung übrig lassen. Uebrigens ist der Fisch nicht neu, sondern schon von Bloch unter dem Namen *Cottus spatula* beschrieben, und tab. 424. abgebildet.

Die 86ste Gattung *Scorpène*, mit zwey Abtheilungen liefert 16 Arten; worunter einige neu seyn sollen, als *Sc. aiguillonée* aus der Pariser Nationalsammlung höchst unvollständig beschrieben, so dass keine Beurtheilung statt findet. *Sc. marseilloise* ist *Cottus massiliensis* in Gmelins Ausgabe. Woher Gmelin den Fisch genommen habe, bekümmerte den Franzosen nicht. Es ist *C. Massil.* des Forskål, welchen Bloch sammt der *Perca cirrhosa* von Thunberg für *Scorpaena scrofa L.* erklärt hat. S. *Systema Ichthyologiae* S. 192. Die nach Commersons Zeichnung Pl. 11. f. 3. des zweyten Bandes abgebildete *Scorp. bicirrata*, mit zwey sehr langen Fäden am Hinterkopfe scheint neu zu seyn. Eben so *Sc. brachion Pl.* 12. f. 1. welche die breiten Brustflossen der Länge nach am Leibe angewachsen zu haben scheint. Diess gilt auch von *Sc. Mahé* mit rauhen Schuppen und Querbändern über Leib und Flossen, welche Commerson selbst beschrieben hat. *Sc. Plumier* Pl. 19. f. 3. des zweyten Bandes stimmt nicht mit Blochs *Sc. Plumeris* Nr. 2. des *Systema.* Nach einer langen Verirrung, welche *quelques circonstances* veranlasst haben sollen, kehrt der Vf. zu den Thunfischen zurück, und stellt eine neue Gattung und Art, *Scombéromore Plumier* auf, welche nach einer Handzeichnung von *Plumier* höchst unvollständig und falsch beschrieben wird. Es ist dieser Fisch ohne allen Zweifel der von Bloch tab. 333. aus Plumier mit Farben abgebildete, und mit der vollständigen Synonymie versehene *Scomber regalis.* Die Gattung *Gastérostée* enthält *Gasterosteus aculeatus*, (hier *teraculeatus* genannt) *pungitius* und *spinachia L.* zusammengeworfen, aber nicht beschrieben, ohne Abbildung. Nicht einmal ist bemerkt, dass diese Gattung zu den Bauchflossern gehört. Unter den Kennzeichen der Gattung passt *une carène longitudinale de chaque côté de la queue* nur auf die erste Art; *un ou deux rayons au plus à chaque nageoire thoracine, ces rayons aiguillonés* ist doch höchst unbestimmt, wo nicht unrichtig: denn diese Stacheln vertreten die Stelle der Bauchflossen. *Centropodus rhombeus* ist *Centrogaster rhombeus* des Forskål, welchen Bloch in die vierte Abtheilung der Thunfische unter dem Namen *Scomber rhombeus* gebracht hat. Huttuyns *Gasterosteus japonicus* wird hier *Lépisacanthe japonois* umgetauft; denselben Fisch hat Thunberg unter dem Namen *Sciaena cataphracta* beschrieben und abgebildet, und aus ihm Bloch *Systema* tab. 24. welcher ihn *Monocentris carinata* nennt.

Die fliegenden Fische nennt der Vf. *Dactyloptères;* diesen Namen kann man gelten lassen; aber wenn er nun die erste Art *Trigla volitans L.* mit Daubenton in der *Encyclopédie méthodique*, durch den Zunamen *pirapède* bestimmt: so sieht man, dass der Mann sich nicht darum bekümmerte, was Daubentons *Trigle pirapède* bedeuten sollte; hätte er aber bemerkt, dass der Name bloss verdruckt ist, und *pterapède* heissen soll (deutsch *Fussflügel*) so würde er sich wohl gescheut haben, dem Gattungsnamen noch einen tautologischen Zunamen beyzufügen. Es ist gerade als wenn man deutsch den Fisch den *Fingerflügel Flügelfuss* nennen wollte. Die Gattung *Prionotes* enthält *Trigla euolans L.* Die Gattung *Trigles* aber 12 Arten, *Péristedion* (von περιστήθιον abgeleitet) zwey bekannte Arten. Alle diese Fische sind nach fremden Beobachtungen, ohne eine eigene oder neue, höchst unvollständig beschrieben und in mehrere Gattungen zerstückelt worden. *Istiophore porte-glaive* ist Blochs *Scomber gladius.* Forskåls *Trigla auriflamma* ist hier nach einer Zeichnung von Commerson abgebildet. Die 8 neuen Arten sind sehr kurz von Commerson beschrieben, und 6 davon abgebildet. Die Kennzeichen der Arten schwanken überhaupt noch gar sehr bey dieser Gattung, und auch bey Bloch im *Systema* sind die Bestimmungen nicht scharf gezeichnet. *Mullus imberbis L.* ist hier *Apogon rouge.* Blochs *Lonchurus* erscheint hier mit verschiedenen veränderten Gattungskennzeichen, obgleich das Hauptkennzeichen der Schwanzflosse bleibt. Zu der einzigen Art hat Bloch im *Systema* 4 neue gebracht und beschrieben. *Le Macropode verd-doré* ist nach einer chinesischen Zeichnung abgebildet und höchst mangelhaft beschrieben. Die Kennzeichen der Gattung *Labrus* sind hier *la lèvre supérieure extensible, point de dents incisives ni molaires, les opercules des branchies dénués de piquans et de dentelure, une seule nageoire dorsale.* Zur Bestimmung der Arten hat er die Farben zu Hülfe genommen, welche er für beständig hält, *malgré les différences d'age, de sexe et de pays natal*, nach den vielfachen Untersuchungen, welche der Vf. anzustellen Gelegenheit gehabt haben will. Also waren die Arten, welche er sahe, alle nach dem Alter, Vaterlande und Geschlechte deutlich bezeichnet? *Labrus catenula (chapelet)*, und *longirostris* sind nach Commersons Zeichnungen abgebildet Pl. 3. f. 3. und Pl. 19.

Pl. 19. f. 1. ferner *L. semidiscus, doliatus, hirsutus* Pl. 6. f. 2. und 3. Pl. 20. f. 1. *tetracanthus* ist nach einem Exemplar in Weingeist gezeichnet. Pl. 13. f. 3. des zweyten Bandes. Von *L. semiruber* oder *hemichrysus* hatte Commerson vollständige Notizen geliefert, welche hier sehr verstümmelt gegeben werden! So sagte C. der Rand des vordern Kiemendeckels sey *très legerement dentelé:* damit nun das Kennzeichen der Gattung nicht verloren gehe, meynt Lac. S. 476. C. habe den Ausdruck nicht im eigentlichen Sinne genommen wissen wollen. In welchem denn? Nachdem 10 Arten hintereinander sehr kurz waren abgefertiget worden, welche nach Commersons Zeichnungen abgebildet sind, *L. furca, sexfasciatus, macrogaster, filamentosus, angulosus, octovittatus, punctulatus, Commersonii, laevis, macropterus*, Pl. 21. f. 1. Pl. 19. f. 2. und 3. Pl. 18. f. 2. Pl. 22. f. 1. und 2. Pl. 17. f. 2. Pl. 23. f. 1. und 2. Pl. 24. f. 1. sagt er doch S. 478. selbst von 2 neuen Arten, *que l'anguleux et les six-bandes doivent avoir des dens très fines;* wie konnte aber der Vf. aus denselben Zeichnungen ersehen, dass die Fische keine Backenzähne haben? *L. enneacanthus* und *Gouani* sind nach Exemplaren in Weingeist beschrieben, *rubro lineatus* nach Commerson, dessen Zeichnungen von 15 *aculeatus* und *macrocephalus* hier gegeben werden Pl. 5. f. 1. Pl. 26. f. 1. *Labrus Plumerii* Pl. 2. f. 2. *L. fuliginosus, fuscus, centiquadrus, marmoratus*, und *macrurus* nach Commerson beschrieben, und *ful.* Pl. 22. f. 3. *marmor* Pl. 5. f. 3. *macr.* Pl. 9. f. 3. abgebildet. Bey dieser Gelegenheit will Rec. den Leser erinnern, dass μακρὸς dem Vf. in allen Compositionen *breit* bedeutet. *Labrus cingulum* Pl. 28. f. 1. *digramma* Pl. 1. f. 2. *hololepidotus* Pl. 21. f. 2. *taeniurus* Pl. 29. f. 1. *hortulanus* Pl. 29. f. 2. *sparoides* Pl. 24. f. 2. *leopardus* Pl. 30. f. 1. *malapternotus* Pl. 31. f. 1. sind nach Commerson beschrieben und abgebildet. Auch Blochs *Johnius Carutta* und *Anei* schienen dem Vf. zur Gattung *Labrus* zu gehören; er bedachte oder bemerkte also nicht, dass diese Fische zwey Rückenflossen haben, da seine *Labri* nur eine haben. *Labrus diana* Pl. 32. f. 1. nach Commerson, *cruentatus* Pl. 2. f. 3. und *psittaculus* Pl. 16. f. 2. nach Plumier, *Newtiae* und *calops* nach Noels Nachrichten, *macrodontus* nach einem Exemplar der Nationalsammlung beschrieben. Die 5 letzten *Labrus trilobatus* Pl. 4. f. 3. *bilunulatus* Pl. 31. f. 2. *hebraicus* Pl. 29. f. 3. *latovittatus* und *annulatus* Pl. 28. f. 3. sind ebenfalls nach Commerson beschrieben und abgebildet. Alle sollen neu seyn, welches dem Vf. zu versichern viel leichter und bequemer war, als eine Vergleichung der bereits beschriebenen Arten mit Commersonschen anzustellen, welche freylich, wie Rec. aus mehrjähriger Erfahrung weiss, höchst mühselig seyn musste, aber gewiss auch eine geringere Anzahl von Arten als Resultat gegeben, und noch sonst durch manche wichtige Entdeckung die Mühe belohnt haben würde. Die Gattung *Cheilines* unterscheidet sich von der vorigen vorzüglich durch *grandes écailles ou des appendices placées sur la base de la nageoire caudale ou sur les côtés de la queue.* Die erste Art (*Labrus Scarus L.*) wird so charakterisirt: *des appendices sur les côtés de la queue,* also dieselben Kennzeichen wie bey der Gattung selbst!! Die zweyte *Cheilinus trilobatus* Pl. 32. f. 3. so: *deux lignes laterales: la nageoire caudale trilobée.* Die erste ist die von Belon allein beschriebene Art, dessen Notiz alle übrige Schriftsteller wiederholt haben. Gleichwohl ist hier der brave Landsmann des Vfs., freylich noch nicht *Citoyen*, nicht einmal genannt worden! Was aber bisher kein Ichthyolog nach Belon verstand oder zu erklären vermochte, was nämlich Belons *appendices transversae ad caudae latera* seyen, dieses will der Vf. gefunden haben, oder vielmehr giebt er es durch eine Vergleichung und Zusammenstellung mit der zweyten Art zu verstehen. Rec. muss bekennen, dass er einen grossen Unwillen empfand, als er bey näherer Einsicht sich so sehr vom Vf. getäuscht fand. Es heisst nämlich von der dreylappigen Schwanzflosse S. 537. *cette nageoire est recouverte à sa base et de chaque côté par trois ou quatre appendices presque membraneuses, semblables par leur forme à des ecailles longues, larges et pointues et qui flottent pour ainsi dire sur cette même base, à la quelle elles ne tiennent que par une petite portion de leur contour.* Commerson nennt es kürzer und natürlicher *squamas membranaceas ad basin caudae imbricatas.* Diese haben bloss das Besondere, dass sie grösser und spitzig sind. Wie passen nun diese Schuppen zu den *appendicibus transversis ad caudae latera* des *Scarus*? Oder sind dem Vf. *appendices transversae* und *squamae* synonyme Wörter? Wenn dieses nicht ist, so fragt Rec.: was haben *Scarus* und *trilobatus* für Gattungskennzeichen gemein? Die doppelte Seitenlinie ist eine zweyte Täuschung des Vf.; denn in der Zeichnung erkennt man die bey den *Labris* so gewöhnliche abgebrochene Seitenlinie. Die Gattung *Cheilodipterus* (ein sehr widersinnig zusammengesetzter Name!) mit zwey Rückenflossen enthält drey Arten *heptacanthus* Pl. 21. f. 3. *chrysopterus* nach Plumier Pl. 33. f. 1. und *lineatus* Pl. 34. f. 1. mit dem ersten nach Commersons Zeichnungen abgebildet und schlecht beschrieben. *Cheil. Mauritii* ist Blochs *Sciaena Maur.* ferner *cyanopterus* Pl. 16. f. 3. Plumiers *Chromis* und *Ch. acoupa*, ein von Leblond aus Cayenne gesendeter Fisch. *Ch. macrolepidotus* und *maculatus* sind bey Bloch *Sciaenae* mit denselben Beynamen. Die beiden Arten der Gattung *Ophicephalus* sind nach Bloch beschrieben; aber die grösste physiologische Merkwürdigkeit im Bau des Kiemendeckels hat der Herausgeber von Blochs *Systema* S. 237. entdeckt und beschrieben. Die letzte Gattung dieses Bandes ist nach Commersons Zeichnung abgebildet Pl. 1. f. 3. und *Hologymnose fascé* genannt worden, wornach der Vf. den lateinischen *Hologymnosus* gemacht hat, zum Beweise, dass er kein Sprachkenner ist; sonst würde er *Hologymnos* gesetzt haben. Die Nacktheit dieses Meerfisches, sonst einem *Labrus* ähnlich, fällt allerdings sehr auf! Die einstrahlichte dicke Bauchflosse vermehrt die Sonderbarkeit der Bildung, und

lässt

läfst bedauern, dafs der genaue Commerfon keine Bemerkung darüber mitgetheilt hat.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Erlangen, b. Palm: *Compendium Florae Britannicae* autore *Jacobo Eduardo Smith* M. D. Societatis Linnaeanae Praeside. In ufum Florae Germanicae editum a *Georgio Francisco Hoffmann.* 274 S. ohne Vorrede und Regifter; mit dem Bildnifs des Vf. vor dem Titel. 1801. Tafchenbuchsformat. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ein Jahr früher gab Hr. *S.* diefes eigentlich für England beftimmte Tafchenbuch heraus, das wegen der grofsen Papiernoth des reichen Britanniens nur bis zur Claffe der *Syngenefie* kommen konnte, und dem das übrige nachfolgen foll. Hr. Prof. *H.* glaubte den deutfchen Botanikern einen Gefallen zu thun, wenn er es für fie, mit einigen Bemerkungen vermehrt, und, felbft bis auf die Species herunter (wie er fchon in Anfehung der Gattungen in der neuen Ausgabe von Deutfchlands Flora gethan hat), mit Bezeichnung der rechten Ausfprache, nach *Withering*, verfehen, wieder abdrucken liefs. Vielleicht wäre eine Aushebung des befondern noch willkommner, aber auch zu umftändlich und mühfam gewefen; denn dafs gar vieles längft bekannte abermals mufste gegeben werden, war wohl unvermeidlich, und für diefes ift ja fchon in Deutfchlands Flora geforgt, wenn es der Anfänger zu wiffen verlangt; die übrigen brauchen blofs das Befondere, den neuen Zuwachs, und die Berichtigung. Indefs ift zwifchen diefes Bekannte fehr vieles eingemifcht, was der Vf. feinen eignen Unterfuchungen, Vergleichungen und Anfichten verdankt. In der Claffification folgt *S.*, wie Hoffmann, der Linneifchen Ordnung, mit geringen und unbedeutenden Ausnahmen. Er fieht nicht ein, was die neuern, mit jenem Syfteme vorgenommenen Veränderungen der Wiffenfchaft für Nutzen bringen follen, da das Linneifche Syftem doch nur ein willkürliches oder künftliches fey. Er hätte aber wohl bedenken follen, dafs ein folches Syftem unerläfslich in fich harmonifch feyn, und feiner Abficht entfprechen mufs; und er hätte fich, nach fo vielen, und fo lange von Linné's Feinden und Freunden dargelegten, Gründen leicht überzeugen können, dafs das urfprüngliche Sexualfyftem diefes nicht leiftet. Wenn etwas aus Gründen gethan werden mufs, und man es ganz bewirken kann: fo mufs man es nicht nur zum zehnten Theile thun. Die Art der Bezeichnung der Gattungen und Specierum gleicht der in Hoffmanns Flora, nur find noch, wie bey Scopoli, die fehr artigen Diagnofes des erften Eindrucks, und die Dauer bey den Speciebus beygefügt worden. *Buffonia*, *Cherleria*, *Cotyledon*, *Exacum*, *Frankenia*, *Fritillaria*, *Rottböllia*, *Santolina*, *Sibbaldia*, *Sibthorpia*, dürften die Gattungen feyn, welche der deutfchen Flora fehlen, und in den hier vorkommenden Claffen aufgeführt werden. Manche find nur mit andern Namen bezeichnet, und von fchon bekannten Gattungen ausgefondert, wie *Sefleria*, *Galeobdoton*, *Tofieldia*, *Narthecium*. Einzelne Gattungen haben etwas mehrere Arten, als in Deutfchland, aber im Ganzen ift der Reichthum des letztern Landes beträchtlicher, wenn man die Smithifche Aufzählung mit der Hoffmannifchen vergleicht. So hat z. B. Sm. in der *Polyandrie* 52. Hoffm. 82. Arten, in der *Didynamie* hat jener 81. diefer 115.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. Ohne Druckort: *Kurze Darftellung nebft Bitte, die Anfprüche des Fürftl. Haufes Wied auf den Theil des Kur-Trierifchen Landes, fo auf dem rechten Rheinufer übrig geblieben, auch das auf demfelben übrig gebliebene Stück von Kur-Kölln, die alte Graffchaft Wied betreffend.* 1801. 8 S. fol. nebft einer Stammtafel. Diefe; mit einer Bittfchrift an die Reichsverfammlung begleitete, und durch die Reichsdictatur bekannt gewordene, Deduction fetzt als wahrfcheinlich voraus, was dermalen noch fehr zweifelhaft ift, — dafs der Ueberreft der Kur-Trierifchen und Kur-Köllnifchen Lande, in Gefolg des Luneviller Friedens, dem Schickfal der Säcularifation unterliegen werde. Auf diefen Fall glaubt der Fürft zu Neuwied, dafs ihm diefe beträchtlichen Ueberrefte vor allen anderen gebührten. Er gründet feinen Anfpruch, a) was das Trierifche betrifft, nach der beyliegenden genealogifchen Tabelle, auf eine gemeinfchaftliche Abftammung des Gräfl. Wiedifchen und des im Jahre 1664 ausgeftorbenen Gräfl. Ifenburg-Grenzauifchen Haufes, deffen Befitzungen gröfstentheils von Kur-Trier occupirt worden, und worüber im Jahre 1679 ein Procefs bey dem Reichshofrath entftanden, aber unentfchieden geblieben ift. b) Das Kur-Köllnifche, welches in Anfpruch genommen wird, foll durch eine, nur nach wahrfcheinlichen Gründen, ungültige Schenkung der Gräfin Mechtild zu Wied, im 13 oder 14 Jahrhundert (fo unbeftimmt ift die Angabe) von der Graffchaft abgekommen feyn. Es ift leicht abzufehen, dafs folche veraltete und verjährte Anfprüche, befonders in dem jetzigen Zeitpunkt, wo man nicht weifs, wie die Säcularifationen zu den im Frieden felbft bedungenen Entfchädigungen, hinreichen werden, kein Glück machen können. Der Fürft bittet aber fo gar, ihm alles Uebrige von den Trierifchen und Köllnifchen Landen, als eine Entfchädigung für die, fo lange Zeit entbehrten, Nutzungen der abgekommenen Stücke, und für neuerlich erlittene Kriegs-Schäden, zu überlaffen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. Januar 1802.

NATURGESCHICHTE.

Paris: *Histoire naturelle des Poissons* par le Citoyen *La Cepede*. T. I. — III. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension).

Nachdem Rec. den Inhalt des neuen Bandes gewissenhaft angezeigt, alle neuen Bemerkungen ausgehoben, und die für neu ausgegebenen Arten sammt den dazu gehörigen Abbildungen (welche zum Verdrusse des Lesers im Texte nirgends nachgewiesen und in mehrern Bänden auf verschiednen Platten vertheilt sind) angezeigt hat, setzt er hier noch einige Bemerkungen hinzu, welche ihm bey Vergleichung der Abbildungen von den neuen Fischen aufgestossen sind. Der Vf. wusste oder konnte es wissen, dass Bloch das Original von den Zeichnungen besass, welche er so oft anführt und copirt; er musste bemerkt haben, dass Bloch alle angeführt und die meisten copirt hat, wenn er den Fisch nicht selbst besass; warum nahm er sich nicht die Mühe, zuvor diese Copien und Nachrichten zu vergleichen, ehe er eine Plumiersche Zeichnung copirte, und einen Fisch für unbekannt und neu ausgab? Wahrscheinlich um das Verdienst der Menge von neuen von ihm zuerst beschriebnen Fischen nicht zu verlieren. So findet Rec. *Cheilodipterus cyanopterus* Pl. 16. f. 3 von Bloch auf der 300 Tafel aus derselben Handschrift weit besser abgebildet. Bloch hat bewiesen, dass der Fisch *Perca cirrhosa L.* sey. Nicht einmal Schuppen hat die Copie von Lacepede! Die von Brünnich beschriebene *Trigla adriatica* verbindet der Vf. in der Anmerkung S. 349. stillschweigend mit *Tr. lineata*, und will also beide für einen Fisch gehalten wissen. Darin muss ihm Rec. vollkommen Recht geben: obgleich auch noch Bloch in seinem *Systema* beide Fische besonders beschrieben hat. Ob die Bemerkung durch einen Zufall entstanden sey, will Rec. nicht entscheiden. Aber wie wenig sonst der Vf. Sinn und Geduld zum Entwirren und Aufklären habe, dessen er sich doch so oft rühmt, mag die schwierige Gattung *Labrus* beweisen, deren zahlreiche Arten er zu Dutzenden in einem kurzen Artikel abfertiget, ohne die von andern bemerkten wichtigern Merkmale anzuführen. Ein glücklicher Zufall ist es, wenn er in der Note Linnés ganzen Charakter beysetzt, damit der Leser selbst die Vergleichung anstellen möge. Aber diess ist bey weitem nicht überall geschehn. Rec. wählt *Labrus ossifagus L.* zum Beyspiele. Diesen Fisch hat der Vf. S. 440 und 502. beschrieben, aber bloss nach der Zahl der Flossenstralen; die bedeutenden Worte *labiis plicatis* hat er ganz ausgelassen; und ohne dieses Merkmal ist nun kein Leser im Stande, den Linneischen Fisch aufzufinden. Gerade so ging es dem viel aufmerksamern Bloch mit dem *Labrus tessellatus*, welchen er aus Norwegen erhielt; aber, weil er die gefalteten Lippen nicht bemerkt hatte: so konnte er ihn unter den Linneischen Fischen nicht heraus finden, so wenig als der Herausg. seines *Systema Ichthyologiae*, ob er gleich S. 250. die gefalteten Lippen beobachtet hatte. Deswegen ist dort der Linneische Fisch unter die ungewissen gesetzt worden. Mehrere Beyspiele anzuführen, würde jetzt zu weitläuftig seyn; daher verspart der Rec. seine übrigen Bemerkungen auf die Anzeige der nächsten Theile, welche bald folgen sollen.

Der vorausgehende *Discours: des effets de l'art de l'homme sur la nature des poissons* soll, wie der Vf. S. 6. sonderbar und pomphaft sagt, zeigen, *comment on peut transporter, acclimater, multiplier et perfectionner les poissons, ou ce qui est la même chose, montrons comment l'art modifie leur nature.* Also ist dem Vf. die Natur eines Thieres modificiren und ein Thier vollkommener durch Cultur machen, eine gleichbedeutende Phrasis, deren man sich von den Fischen eben so schicklich bedienen kann, wie von Schweinen und andern Hausthieren, denen die Cultur nichts als vergrösserte Masse, vermehrte Fruchtbarkeit und verfeinerten Geschmack des Fleisches abgewinnen oder geben kann. Eigentlich spricht der Vf. vom Versetzen der Fische, der Art, sie in Behältern und Teichen zu vermehren und aufzubewahren, von der künstlichen Befruchtung, der Mästung, dem Verschneiden, von ihren Krankheiten und von der Benutzung ihres Fleisches und aller Theile ihres Körpers für die Bedürfnisse des Menschen. Von allen diesen Gegenständen spricht der Vf. kurz und mit einer sichtbaren Vorsichtigkeit, welche den Rec. an die Glucke erinnerte, die mit grossem Angstgeschrey um den Teich herum läuft, ihren Brutkindern zuruft, die dort in sicherer Ruhe spielen und ihr Kreischen nicht vernehmen! — Von der Benutzung der Schuppen scheint folgende Stelle ein für uns Deutsche neues Beyspiel zu enthalten: *avec les écailles on donne le brillant de la nacre au ciment destiné à couvrir les murs des palais les plus magnifiques.* Der Vf. versteht die sogenannte Orientessenz, womit auch die falschen Perlen inwendig überzogen werden. Dem Einflusse von der ökonomischen Vermehrung der Fische schreibt der Vf. S. 45. die grosse Bevölkerung von

von China und dem alten Aegypten zu, und will damit das *grand problème historique* lösen, *wie Sesostris mit den Einwohnern des so eingeschränkten Landes die Ufer des Euphrates, des Tigris, des Indus, des Ganges, die Küsten des Pontus Euxinus und die Berge von Thrazien habe erobern können?* Er nimmt bey der Geburt des Sesostris 34 Millionen Einwohner von Aegypten an, zu deren Erhaltung vorzüglich der fischreiche Nil mit seinen zahlreichen Kanälen, so wie der See Moeris, welcher mehr als 180000 Millionen Fische, jeden mehr als ein Demimeter lang, ernähren konnte, beygetragen habe. Hierauf schlägt der Vf. wirklich die Veredlung der Fische vermittelst der Durchkreutzung der Raffen vor, und erhebt sich bey der Gelegenheit in allgemeine und sublime Betrachtungen über die eigentlichen Ursachen der durch dieses Mittel hervorgebrachten Veredelung und über die Kraft und Wirkung des männlichen Saamens auf Form und Wesen des durch die Begattung hervorzubringenden Geschöpfs. S. 49—56. Aber dieses genügt ihm noch nicht, sondern er schlägt vor, durch künstliche Begattung verschiedener Arten neue und fruchtbare Mittelarten hervorzubringen. Dieses Unternehmen schildert er als sehr leicht (*on dispose avec tant de facilité de la laite et des oeufs!*) und von einem gewissen Erfolge, weil der gemeine Karpfe von selbst mit der Glebel und andern Arten seiner Gattung leicht Zwitterarten erzeuge. Was hier S. 59. zur Bestätigung dieser freywilligen Vermischung verschiedener Arten angeführt wird, sind blosse Muthmassungen des Bürger Noel. Zwar hatte der Vf. gesagt, die viele Vorsicht, welche bey der künstlichen Vermischung und Begattung verschiedener Arten erfodert werde, erkläre hinreichend, *pourquoi des reunions analogues sont tres - peu frequentes dans la nature et par consequent pourquoi cette nature, quelque puissante qu'elle soit, ne produit cependant que très rarement des especes nouvelles par le melange des especes anciennes:* aber gleich auf der folgenden Seite 60. versichert er, *que la nature fait naitre des mulets chaque jour par l'union de la carpe avec la gibèle ou par celle de plusieures autres espèces.* Die Zwitterarten sieht er für einen wichtigen Grund gegen die Meynung an, welche dem männlichen Saamen keine andere Wirkung als Reiz des todten Keims zugesteht. Mit Hülfe dieser künstlichen Befruchtungen sey der Mensch im Stande, durch Vergleichung des Erfolgs zu beurtheilen, was die Natur auf demselben Wege viel leichter in dem Zeitraume von Jahrtausenden bewirket, und welche neue Arten sie hervorgebracht habe, oder noch hervorbringen werde und könne. *Les espèces artificielles seront la mesure des especes naturelles.* Wie passt aber auf diesen Fall das Beyspiel des sinesischen Goldkarpfen, welcher als Hausthier durch den Einfluss, die Kunst und die Hand des Menschen (alle diese 3 Phrasen stehn S. 62.) nicht allein Merkmale der Art, sondern auch der Gattung und sogar der Ordnung, zu welcher er gehört, mit der Rückenflosse, den Bauchflossen und der veränderten Schwanzflosse verloren hat. Wie kann man die Wirkungen einer künstlichen Beschränkung aller natürlichen T[illegible] und Kräfte des Fisches mit dem Erfolge vergleic[illegible] welchen die freye und durch alle Umstände be[illegible] stigte Entwickelung derselben zeigt? Wo und oft befinden die Fische sich in der freyen Natu[illegible] res Elements in der Lage, worin der Mensch gefangenen Fisch hält? Die künstlich erzeugten [illegible]ten sollen ferner der Maasstab seyn, nach welc[illegible] man genau die Anzahl der Arten schätzen kö[illegible] welche mit den vorigen Jahrhunderten sich aus u[illegible] Schöpfung verloren haben! Kaum haben wir a[illegible] fangen, durch mühseliges Aufsuchen und Vergleic[illegible] der Knochenreste mit dem Gerippe der noch ex[illegible] renden Thiere die Muthmaassung zu begrün[illegible] dass manche Thiere der Vorzeit sich aus der S[illegible] pfung verloren haben: so will der Vf. schon die [illegible] zahl der verlornen Thiere mit Genauigkeit und gle[illegible] sam *a priori* bestimmen!! Zuletzt erhebt der [illegible] sich zu den zwey erhabensten Ansichten des leb[illegible] digen Universums, und schwebt wie ein Fischaa[illegible] Betrachtungen über die beiden Hypothesen, ob [illegible] bestimmte Anzahl von ursprünglichen Thiera[illegible] und Formen durch Vermischung mit einander n[illegible] und nach immer mehr und mehr von einander [illegible] weichende Zwischenarten bis zu der jetzigen [illegible] staunlichen Mannichfaltigkeit des Thierreichs erze[illegible] habe? oder ob alle mögliche Formen beym Anfa[illegible] der thierischen Schöpfung angewendet und gebrau[illegible] worden sind, einige aber davon als weniger dau[illegible] haft und beständig nach und nach sich abgenutzt, [illegible] Zahl abgenommen haben, und endlich ganz zerst[illegible] worden sind. Auch die Frage wird beyläufig berüh[illegible] ob die Temperatur der Erde und der lebendigen N[illegible] tur noch immer dieselbe sey und bleibe, oder ob sich verändert habe? In dieser Höhe der Naturl[illegible] schauung mögen andre immer den Vf. anstaune[illegible] Rec. geht auf den eigentlichen Gegenstand der A[illegible] handlung zurück, und fragt, was denn die Vere[illegible] lung der Fische vermittelst der Durchkreutzung [illegible] Raffen, was denn die Erzeugung neuer Arten eige[illegible] lich bewirken soll? Der Vf. sagt S. 49. diess Mit[illegible] der durchkreuzten Raffen habe beym Schaafboc[illegible] Stier, Esel und Ross dazu gedient, die guten Eige[illegible] schaften derselben zu vermehren und zu vergrösser[illegible] so wie ihre Gestalt zu verschönern. Kann der V[illegible] ein zuverlässiges Beyspiel von diesem Erfolge d[illegible] sich durchkreuzenden Raffen bey den Fischen anfü[illegible] ren? Ist also auch auf diese Thierclasse der Satz a[illegible] wendbar, dass das Produkt zweyer verschieden[illegible] sich begattenden Raffen schlechter und besser, a[illegible] Güte allemal sogar die bessre Raffe übertreffe? W[illegible] ist für uns der Maasstab des Bessern und Guten be[illegible] den Fischen, deren Fleisch wir allein zu unsere[illegible] Nahrung suchen? Entweder der Gaumen oder di[illegible] Diätetik allein sind hier gültige Richter über die Gü[illegible] der Fische! Aber welche Güte! Und wie lässt s[illegible] sich mit der Güte eines Rosses, Stiers, Esels un[illegible] Schafbocks vergleichen? Dann aber die künstlich[illegible] Befruchtung selbst, so wenig Schwierigkeiten sie be[illegible] einer und derselben Art hat, so viele und grosse ze[illegible] gei[illegible]

gen sich nach der Analogie, wenn man sie auf verschiedene Arten anwenden will. Durchaus findet hier die Vergleichung und Analogie mit den Landthieren nicht Statt, welche man in nahe verwandten Graden und Arten mit einander gepaart und Bastarde erzeugt hat! Diess beweisen Spallanzanis Versuche mit den Eyern der Frösche, Kröten und Salamander, welche durch vielfältige Durchkreutzung der Arten und Gattungen vermittelst der künstlichen Befruchtung nie den Erfolg einer neuen Zeugung gehabt haben. Wie viele Unähnlichkeiten und Schwierigkeiten zeigt die Vergleichung der Umstände, unter welchen die künstliche Befruchtung des Keims innerhalb des Leibes der Mutter und ausserhalb desselben unternommen wird? Im letztern Fall schwimmt der Keim in einem fremden Elemente, dem Wasser, und der männliche Saamen wird entweder bey und nach der Befruchtung durch dasselbe Element aufgelösst, oder er gelangt erst nach einer völligen Auflösung in Wasser ohne alle Begattung zu den frey umherschwimmenden Keimen und befruchtet sie, wie diess so oft der Fall bey den Salamandern und Wassereidechsen der Fall ist. Auch hat Spallanzani diesen in Wasser aufgelösten Saamen mit Erfolg zur Befruchtung der Eyer und Keime von Fröschen, Kröten und Wassereidechsen angewendet. Aber welche eine ewige Ebbe und Fluth von Gattungen und Arten müsste der stete Wechsel von Formen verursachen, wenn der im grosen Elemente des Wassers aufgelösete und durch einander gemischte männliche Saamen der Wasserthiere, als da sind Fische, Frösche, Kröten und Eidechsen alle die ihm aufstosenden Eyer und durch den Zufall entgegengeführten und im Wasser frey schwimmenden oder an Körpern befestigten Keime ohne Unterschied befruchten und so stets die Ordnung der Schöpfung stören und verwirren könnte! Sonach scheint es vielmehr, dass jeder thierische Keim und jedes Ey der Wasserthiere einen bestimmten Charakter und eine unabänderliche Empfänglichkeit für eine besondre Eigenschaft und einzelne Kraft des männlichen Saamens einer Art empfangen habe und behalte!

MATHEMATIK.

Wien, b. v. Trattnern: *Ephemerides Astronomicae anni 1802. ad meridianum Vindobonensem*, Jussu Augustissimi, a *Franc. de Paula Triesnecker*, Astronomo Caes. Reg. Universit. et *Joh. Bürg*, Adj. Astron. supputatae, cum Appendice. 1801. 460 S. 8. mit einer Mondskarte.

Der Anhang astronomischer Aufsätze enthält: I. Astronomische Beobachtungen auf der k. k. Sternwarte zu Wien von den Herausgebern, wie auch an andern Orten angestellt; unter den letztern finden sich insbesondere Beobachtungen zu Ofen von *Taucher*, *Hulinan* und *Bogdanich*, zu Prag von *David*, zu Kremsmünster von *Thadd. Derflinger*, Bened. und zu Cracau von dem Prof. Emerit. *Sniadecki* der dort gewesenen Universität. Die Opposition des Mars, am 8. Nov. 1800 zu Wien und Ofen beobachtet, bestätigt die Richtigkeit der neuern Triesneckerschen Marstafeln, wenn dabey die Orianischen Störungsgleichungen angebracht werden; der Fehler in Länge und Breite des Planeten betrug nicht viel mehr als 1 bis 2 Secunden; *Bogdanich* hat bey dieser Gelegenheit aus der Ofner Beobachtung die Länge vom aufsteigenden Knoten des Mars, für die Epoche 1801, zu 1ˢ 18° 1′ 3″ und dessen jährliches Fortrücken durch Vergleichung mit *Cassinis* und *Triesnecker's* Beobachtungen im Mittel zu 27″, 4 bestimmt. Von Cracau kommen, auser astronomischen, auch Witterungsbeobachtungen vom December 1799 bis März 1800 vor: die gröste Kälte fiel am 28. Dec. 1799 mit — 23,6 des Reaum. Thermometers; der Winter war also beynahe so strenge, als der unmittelbar vorhergehende, wo das Thermometer am 10. Febr. 1799 zu Cracau — 24,1 erreichte. Beobachtungen des Mercurs bey dem Durchgange am 7. May 1799 von *Poczobut* in Wilna. Umständliche Anzeige der Beobachtungen, welche zur Bestimmung der geographischen Länge und Breite der neuerrichteten Sternwarte zu Carlsburg (*Alba Carolina*) in Siebenbürgen dienen; die Beobachtungen sind meistens von *Anton Martonsi*, dem 1799 im Dec. verstorbenen Astronomen dieser Sternwarte, welche übrigens unter dem Schutze seines Bruders, des Bischofs von Siebenbürgen, *Joseph von Martonsi*, noch ferner in Thätigkeit erhalten werden soll. Die Breite von Carlsburg kann hienach auf 46° 4′ 17″, die Länge, nach Triesnecker's Berechnungen auf 1ˢᵗ 24′ 56″ östlich in Zeit von Paris, gesetzt werden; Beobachtungen zu Clausenburg in Siebenbürgen geben die Breite daselbst 46° 45′ 53″. Astronomische Beobachtungen im J. 1798 und 1799 von *Jungnitz* in Bresslau. Die Sonnenfinsterniss am 23. Oct. 1799 zu Cumana im spanischen America durch *v. Humboldt* beobachtet. Sammlung einiger älterer bisher noch nicht benutzter astronomischer Beobachtungen; darunter: Beobachtungen der Sonnenfinsternis vom 4. Aug. 1739 zu Clermont en Auvergne von *Cassini de Thury* und *de la Caille*. Marsbeobachtungen zu Greenwich von *Bradley* in den J. 1751. 53. 55. und von *Tobias Mayer* zu Göttingen im J. 1760 aus den Mspten des letzten gezogen. Eigene Bewegung von 24 Fixsternen nach gerader Aufsteigung von *Hornsby*. Fixsternbedeckungen von 1788 und 1789 aus dem Vten Bande der *Comment. Societ. Italicae*. Gerade Aufsteigungen von 12 bey *Bradley* fehlerhaft angesetzten Fixsternen, durch neuere Bestimmungen *von Zach's* berichtigt. Aeltere und neuere Beobachtungen von Sonnen- und Mondsfinsternissen, auch Mercurdurchgängen in Regensburg und Ingolstadt, mitgetheilt von Prof. *Placidus Heinrich* in Regensburg. Störungen des Mars, von *Burckhardt*, *Oriani*, *Schubert* und *Wurm* gemeinschaftlich berechnet; mit diesem Aufsatze verdienen neuere Berechnungen des Collegienraths *Schubert* in St. Petersburg, die in *v. Zach's* monatlicher Correspondenz 1801 Sept. enthalten sind, verglichen zu werden. Auszug der merkwürdigsten astro-

astronomischen Beobachtungen, die theils in der *Connaissance des tems pour l'an VIII*, theils in *Bode's* astronomischen Jahrbuche für 1801 zerstreut vorkommen. II. Ueber Berechnung der Massen der Himmelskörper, bloss mit Hülfe ihrer mittlern Abstände vom Centralkörper, und ihrer periodischen Umlaufszeiten, von dem k. k. Obristwachtmeister, Ritter *von Vega*. Die Trabanten, von denen einige Planeten begleitet sind, bieten sonst das sicherste Mittel zur Berechnung der Massen dieser Planeten dar; indess lässt sich aus dem genauern Ausdruck eines bekannten Kepplerschen Gesetzes, $T^2 (M + m) : t^2 (M + n) = A^3 : a^3$ auch die Masse n eines jeden Hauptplaneten herleiten, wenn nur dessen Umlaufszeit t und Abstand von der Sonne a, und zugleich die Umlaufszeit der Erde T, ihr Abstand A, wie auch ihre Masse $m = 1$ und die Masse der Sonne M als bekannt vorausgesetzt werden. Der Vf. hat diese und mehrere hieher gehörige Formeln entwickelt, und daraus die Massen der Planeten auf obige Art, ohne Rücksicht auf Trabanten, zu berechnen versucht, allein, da die gegebenen Grössen, z. B. die Sonnenmasse und die mittlere Entfernung der Planeten hiebey aufs genaueste bekannt seyn müssen: so können ganz geringe Unterschiede in diesen Grössen sehr beträchtlich auf die gefundenen Massen wirken, wie auch die Uebersicht von des Vfs. Berechnungen S. 409, zu erkennen giebt, da ebendaselbst z. B. die Massen des Mercurs und des Mars, gegen alle bisherigen Wahrnehmungen und gegründete Voraussetzun[gen,] jene um $3\frac{1}{2}$ diese um $1\frac{7}{7}$ grösser als die Masse der [Erde] gefunden werden. III. Bemerkungen über *Pilg[rams] Calendarium Chronologicum, medii potissimum [aevi] monumentis accommodatum*, von Prof. *Bauer*, Dir[ector] der Normalschule in Wien. In diesen Bemerku[ngen] wird theils versichert, dass die Mondsveränd[erun]gen nach *Pilgram* mit ungleich weniger Mühe, [und] eben so sicher als nach *Lambert*, sich berechne[n las]sen, wovon sich der Vf. durch eine Menge Beys[piele] überzeugt hält, theils werden für die Besitze[r des] nützlichen Pilgramschen Werks mehrere bedeut[ende] Druckfehler angezeigt. IV. Geographische Lä[ngen] verschiedener Orte aus Sonnenfinsternissen und [Stern]sternbeobachtungen berechnet von *Triesnecker*. [Mit] dieser vierten Sammlung schliesst der Vf. wenig[stens] auf eine Zeitlang, seine schätzbaren Arbeiten [über] geographische Längen, nachdem er seit einigen [Jah]ren deren eine grosse Anzahl mit Zuziehung [fast] der meisten oder doch der wichtigsten zu di[esem] Zwecke dienlichen, und seit einem halben Jahr[hun]dert in und ausser Europa angestellten astron[omi]schen Beobachtungen berechnet hat. Die Resu[ltate] der mühsamsten Untersuchungen von wenigsten[s] bis 400 solcher Beobachtungen enthält, kurz zu[sammen]gedrängt, ein alphabetisches Verzeichniss von [hun]dert und fünf Orten nach geographischer Länge, [und] Breite, wovon jene durch die Bemühungen des [Vfs.] astronomisch bestimmt ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. 1) Ohne Druckort: *Der Friede von Luneville ist über alle Auslegung erhaben.* Ein Nachtrag zu der Piece: Bedarf der siebente Artikel des Friedens von Luneville einer Auslegung? 1801. 52 S. 8.

2) *Rechtfertigung des Versuchs einer doctrinellen Auslegung des siebenten Friedensartikels von Luneville.* Gegen den Versuch einer natürlichen Erklärung des besagten Friedensartikels. 1801. 92 S. 8.

Hier folgt noch eine Nachlese zu den Streitschriften über die Auslegung des Luneviller Friedens, und besonders des siebenten Artikels desselben, welche bald nach ihrer Erscheinung in diesen Blättern angezeigt worden sind, und damals ein grösseres Interesse, als jetzt hatten, nachdem die letzte Reichstagsberathschlagung über diesen wichtigen Gegenstand und andere nachher bekannt gewordene Umstände, die Zweifel grösstentheils gelöset haben, und statt einer authentischen Auslegung dienen können.

Die erste Schrift ist gleichsam eine Duplik auf die schon angezeigte Flugschrift: *Der Friede von Luneville bedarf allerdings einer Auslegung.* Der ungenannte Vf. sucht die in seiner vorhergehenden Schrift: *Bedarf der siebente Artikel des Friedens von Luneville einer Auslegung* etc. deducirte Gründe noch mehr zu erläutern und fügt die Behauptung hinzu: dass vermöge des jüngsten Reichsgutachtens, welches den Vten Art. gleich dem VIIten mit Beziehung auf die Rastädter Verhandlungen, zum Gegenstande der künftigen Berathung macht, der Grossherzog von Toscana ein Recht zur Entschädigung durch Säcularisation erlangt habe. Uebrigens wird bey Bestre[itung] der Gründe des Gegners, nicht nur auf die in kurzem z[u erwar]tende Entscheidung der Reichs-Friedensdeputation, [son]dern auch auf den von einem andern Vf. herrührenden *V[ersuch] einer natürlichen Erklärung des VIIten Friedensartikels vo[n Lu]neville* verwiesen, jedoch zugleich gegen diesen der Entsc[hädi]gungsAnspruch des Fürstl. Taxischen Hauses in Schu[tz ge]nommen.

In Nr. 2. sucht der Vf. der doctrinellen Auslegung de[n] einem zweyten Gegner, in *dem Versuch einer natürliche[n Er]klärung* etc. ihm gemachten Einwürfen zu begegnen. [Mit] schulgerechter Genauigkeit tadelt er den Titel und di[e Ein]theilung dieser Abhandlung, vorzüglich aber die dem W[orte] *Reich*, beygelegte doppelsinnige Bedeutung, und den an[gege]benen Entschädigungsgrund: dass der Staat im Collisio[nsfall] des öffentlichen und Privatrechts, jeden Bürger zur Erha[ltung] des Ganzen, nur gegen Schadenersatz zu nöthigen befug[t sey.] Ueberhaupt wird es ihm nicht schwer, manche Blössen [seines] etwas flüchtigen Gegners, und die künstlichen Wendu[ngen] desselben zu zeigen, welche mit der angenommenen *natürl[ichen]* Erklärung sehr contrastiren. Er beharret übrigens sehr [hart]näckig auf seinen vorherigen Sätzen, wovon freylich [man]ches nicht recht haltbar ist, insonderheit die behau[ptete] Ausschliessung der Erbgrafen, und Einschränkung des [Ent]schädigungsobjects auf die *Domainen*, worunter er, nac[h der] neuen staatsrechtlichen Bedeutung, die *Kammergüter* ver[steht,] welche als Eigenthum der regierenden Familien zu betr[achten] seyen.

Num. 6.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 6. Januar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Nürnberg, b. Monath und Kufsler: D. *Joh. Christ. Döderleins christlicher Religionsunterricht nach den Bedürfnissen unserer Zeit*, nach dem Lateinischen von D. *Christ. Gottf. Junge*, Antistes zu Nürnberg. *Zehnter Theil.* 1801. 316 S. 8. (20 gr.)

Dieser Theil geht von §. 217. 18. der lateinischen *Institutt.* des sel. *Döderlein* bis §. 247. und umfasst die Lehren *von der ewigen Verdammnifs* oder den Strafen nach dem Tode, *von der Erlösung durch Christus* oder den Messias, also auch *von den messianischen Weissagungen*, von der ganzen Geschichte des Messias Jesus oder *dem Stande der Erniedrigung und Erhöhung*, *vom Reich Christi*, seiner jetzigen und künftigen Art der Regierung, mithin auch *von der Auferstehung*, *dem letzten Gerichte* und *der Veränderung unserer Erde*, oder allem dem, was zur Eschatologie gehört, wenn man die ewige Seligkeit und ewige Verdammnifs noch dazu rechnet, welche eigentlich nach einer natürlichern Ordnung besser hinter dem jüngsten Gerichte stehen, als oben, wo der sel. *D.* ihnen ihren Platz gegeben hat. — Die Manier des Hn. *D. J.* ist rühmlichst bekannt. Er untersucht ruhig das Alte wie das Neue, und geht dabey einen Mittelweg. Er nimmt zwar auch auf die neuesten Untersuchungen in der Dogmatik Rücksicht: allein er erklärt sich nur selten ganz dafür, sondern wählt gewöhnlich eine Meynung, welche man die mildere nennen kann, in so fern sie die ältere Vorstellung zwar anders modificirt, aber alsdann auch gegen die neuesten Behauptungen vertheidigt. Dabey ist nichts zu erinnern, weil es immer mit Gründen geschieht. Allein hin und wieder möchte doch selbst gegen die Gründe noch manches einzuwenden oder anderes zu berichtigen seyn, weil noch zu viel von der alten Vorstellung, und vorzüglich von der alten dogmatischen Manier beybehalten ist, welches sich nicht wohl vertheidigen läfst.

Irren wir nicht, so geht der gelehrte Vf. offenbar bisweilen nach Art der alten Dogmatiker zu tief in eine dogmatische Speculation über übersinnliche Gegenstände ein, wovon wir nichts wissen können, die also eben deswegen entbehrlich ist, zumal wenn auch die biblische Veranlassung dazu fehlt. Dahin gehört z. B. die lange Stelle S. 8—11. wo Hr. *J.* die natürlichen Strafen in einer andern Welt auch ohne Beziehung auf das Gesetz und Gewissen zu erklären sucht. „Die Seele geht mit der Gemüthsbeschaffenheit, mit der Denkungsart, die sie einmal „angenommen hat, in die Ewigkeit über. Sie nimmt „also ihre Eitelkeit, ihren Hochmuth, *ihre Liebe* „*zum Essen und Trinken*, *zu Vergnügen*, *zur Wollust*, ihre Neigung zum Zorn, zur Herrschsucht, „zur Verachtung und Misshandlung anderer mit sich. „Dieser Gemüthszustand raubt ihr nun schon die freye, „edle, tugendhafte Denkungsart, und fesselt sie *an* „*lauter niedrige sinnliche Dinge*, welche die Nahrung „solcher verkehrten Neigungen ausmachen" u. s. w. Schwerlich stimmt dieses mit der Psychologie ganz überein; denn wir entdecken schon hier auf Erden an abgelebten wollüstigen Personen beiderley Geschlechts einen wahren Abscheu vor der Wollust, und eine wahre Sucht, diejenigen zu verfolgen, von denen sie vermuthen, dafs sie eben so wollüstig leben, als sie ehemals gelebt haben. Dagegen verklagen sie selbst ihre Gefühle, Bewufstseyn und Gewissen wegen ihrer vorigen Laster. Dieser Zustand läfst sich nicht wohl ändern. Daher hätten wir gewünscht, dafs der Vf. gleich die Qualen des Bewufstseyns und Gewissens dargestellt hätte, wie er es von S. 11. an thut. — Eben so wenig würden wir uns bey der Lehre von der Auferstehung und dem Gericht auf die Einwendungen eingelassen haben: wo denn eine solche Menge von Menschen Materie genug zu ihren neuen Körpern, oder einen hinlänglichen Platz zum Stehen, finden würde, und wie sie alle vermögen würden, die richterliche Stimme zu vernehmen? S. 302. Wir würden blofs im Allgemeinen bemerkt haben, dafs nach der Lehre der Bibel die künftigen Körper *verklärte* Körper gleich den Engeln seyn sollten, und dafs alle subtile Fragen über die Natur der Körper, die Art der Auferstehung und des Gerichts, so wie die Einwendungen dagegen völlig fruchtlos und ohne praktisches Interesse wären. Am wenigsten würden wir aber die Einwendung des *Simon Tissot*, dafs die sämmtliche Masse der auferstandenen Menschen nicht Raum auf der ganzen Erde haben dürfte, mit *Süssmilch's* Rechnung beantwortet haben, die so lautet: „Wenn die „Auferstehung der Todten am Ende des sechsten „Jahrtausends erfolgte, so würden dann ungefähr „hundert und achtzig Tausend Millionen gelebt ha„ben. Räumte man nun jedem *zum Stehen zwey* „*rheinländische Quadratschuhe* ein; so würde die gan„ze Summe neun tausend englische Quadratmeilen „betragen, deren die Erde über neun Millionen und „200,000 enthält. Die Erde dürfte also über sieben „und zwanzig Millionen Jahre stehen, ehe ein Man„gel an Raum zu besorgen wäre. Eben so würde

„auch der hundert und funfzigste Theil (der Materie) von Europa hinreichen, um *allen Auferstandenen* einen Körper *von sechs Fuss Länge* zu geben." Wir zweifeln; ob solche arithmetische Discussionen den Glauben an eine Auferstehung bey irgend jemanden befestigen können; gewiss aber ist, dass sie nicht mehr nach dem Geschmacke unserer Zeit sind, und dass der sel. *Süssmilch* den ächten biblischen Begriff von verklärten Körpern bey der Auferstehung gar nicht hatte, wenn er den 150sten Theil von Europa dazu verarbeitet werden lässt. — Endlich würden wir auch nicht so tief in die Speculation über die Veränderung der Erde durch Feuer eingegangen seyn, als es hier geschieht. Es ist von exegetischer Nothwendigkeit, dass etwas darüber gesagt werden muss; allein weil dieser Punkt ganz ohne alles praktische Interesse ist: so wird er am besten so kurz als möglich behandelt, wie alle übrigen dieser Art, um der blossen übersinnlichen Speculation, welche keine moralische Beziehung hat, mithin völlig leer ist, keine Nahrung zu geben. Beyläufig wollen wir noch bemerken, dass die Erklärung S. 309. wonach *Petrus* unter dem Vergehen der Himmel, das Herabfallen der Sterne Matth. 24, 29. verstanden haben soll, schwerlich Beyfall finden wird. Die Sache lässt sich besser nach den damaligen Zeitbegriffen der Juden erklären. Eben so möchte auch wohl die Erklärung von dem Ausdruck *des Menschen Sohn* in den Evangelien mehr Beyfall behalten, wonach er aus dem Daniel genommen ein Euphemismus für *Messias* ist, als die hier S. 148. aufgestellt wird, wonach er aus dem Ezechiel genommen *einen von Gott gesendeten Lehrer, der wahrer Mensch ist*, bedeuten soll. — S. 174. kommt der Vf. auf die wichtige Frage: ob sich Jesus accommodirt habe, und ob überhaupt eine Accommodation im Lehrvortrage erlaubt sey? Er entscheidet sie nach des Hn. D. *Vogel theologischen Aufsätzen* 2. St., und unterscheidet auch mit ihm eine *relative* und *positive* Accommodation. Nur die letzte hat Schwierigkeiten, und zwar auch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, wie sie hier vorgetragen wird, sondern nur in folgenden Punkten. Darf ein Lehrer etwas als *Wahrheit* vortragen, was er selbst nicht dafür hält, und darf er etwas als *pflichtmässig* thun, was er nicht dafür erkennt? Kann damit die Pflicht der Wahrhaftigkeit bestehen? Der Vf. bejaht diese Fragen aus Gründen, die man selbst nachlesen muss, die aber den Rec. nicht völlig überzeugt haben. Er hält indessen sein Urtheil zurück, und ist nicht geneigt, voreilig zu entscheiden, weil ihm die Sache zu wichtig ist. Nur will er noch auf einen Unterschied aufmerksam machen, der hier nicht gehörig beherzigt ist. Da hier von Glaubenssätzen und Religionslehren die Rede ist: so müssen *bloss theoretische* und *praktische* Irrthümer sehr wohl unterschieden werden. Was moralisch wahr ist, das weiss der Mensch gewiss, also auch was ein moralischer praktisch schädlicher Irrthum ist: allein über die Wahrheit oder den Irrthum eines bloss theoretischen Glaubens hat er keine objective metaphysische Evidenz, weil hier alles subjectiv, und dem metaphysischen Skepticismus ausgesetzt ist. Sich also bey bloss theoretischen [Glau]benssätzen zu accommodiren, kann sehr wohl [mit] der Pflicht der Wahrhaftigkeit bestehen; denn so [we]nig man selbst will, dass der andere einem [einen] bloss theoretischen Glauben aufdringe, eben so [we]nig hat man Beruf und Pflicht, dem andern [einen] bloss theoretischen Glauben aufzudringen, abgerec[hnet] dass der Glaube an einen bloss theoretischen [Reli]gionsatz nie Pflicht werden kann. Allein eine[n mo]ralischen praktisch schädlichen Irrthum, wenn [er als] solcher erkannt ist, für Wahrheit auszugeben, [kann] schwerlich mit der Wahrhaftigkeit und Pflich[t be]stehen. Als man daher Jesu bey einem Kranke[n die] Frage vorlegte: wer hat gesündigt dieser M[ensch] oder seine Aeltern? so antwortete Jesus mit [kla]ren: weder er, noch seine Altern, und verwarf diesen [prak]tisch schädlichen Irrthum ausdrücklich. Etwa[s an]deres ist es dagegen, wenn sich ein Lehrer üb[er ei]nen Punkt nicht auslässt, oder auch nach ders[elben] Vorstellung spricht, um das praktisch Unwahre allmälig zu berichtigen. Allein so bald er ausd[rück]lich darum gefragt wird, muss er seine Uebe[rzeu]gung wahrhaft aussagen, denn das Gegentheil [wäre] Heucheley. — S. 164. wird der dogmatische [Satz] von der absoluten Unmöglichkeit, dass Christu[s habe] be-sündigen können, beleuchtet. Der Vf. unter[schei]det eine absolute und hypothetische Unmöglic[hkeit.] Nur die letzte war vorhanden; weil der Log[os er]foderlichen Falls das wirkliche Sündigen *durc[h die] Kraft seines Einflusses* verhütet haben würde. [Dies] ist eine sehr bedenkliche Behauptung. Wenn [dies] wirklich der Fall gewesen wäre: so verschwind[et ge]rade die schönste Seite von Jesu, wonach ma[n ihn] mit Recht als das Ideal und Muster einer den [Men]schen möglichen Lebensheiligkeit betrachtet un[d dar]stellt. Diess ist unstreitig mehr werth als eine [Hypo]these der Dogmatik zu Gefallen. — Wenn wi[r nun] auch in solchen einzelnen Punkten anderer Mey[nung] sind: so stimmen wir doch mit dem Ganzen von [gan]zen überein. Besonders hat uns die Auseinanderset[zung] der Lehre von einer ewigen Verdammniss woh[lge]fallen. Man kann nicht läugnen, dass im N. T. [ewi]ge Strafen gedrohet werden, wenn man das [Wort] αἰώνιος im metaphysischen Sinne nehmen will, [zu]weilen heisst es auch bloss *künftig*, und bezieh[t sich] auf die künftige Welt: allein es wird nirgend [im] N. T. gesagt, dass eine Besserung in jener Wel[t *un]möglich* sey. Also ist es wenigstens möglich, [dass] die Strafen aufhören können. So hat Rec. in [...] über diesen Punkt gedacht. Nur fehlt zur C[onse]quenz dieser Vorstellung noch etwas, was er bey [dem] Vf. nicht bemerkt hat, sondern eher das Gegent[heil.] Auch eine ewige Seligkeit kann nur unter de[r Be]dingung verheissen werden, wenn der Mensc[h im] Guten beharret. Also muss man auch die Mög[lich]keit der Abweichung vom Guten selbst in jener [Welt] noch zugestehen, denn ein *endlich freyes Wesen* [kann] man unter keiner Bedingung des Daseyns als d[eter]minirt denken. Endlich verdienten ein paar Ste[llen]

die sich auf die Geschichte der Dogmen beziehen, vielleicht noch eine nähere Bestimmung. So ist es z. B. ganz richtig, wenn der Chiliasmus S. 313. von den Juden abgeleitet, und zu den Judenchristen hinüber geleitet wird, ohne dass sie etwas daran änderten. Allein das Uebrige, was von der Milderung und Verfeinerung durch diese Judenchristen gesagt wird, kann wegfallen. Sie behielten ihn vielmehr in der ganzen groben jüdischen Gestalt bey, wie man am *Papias* sehen kann. Zugleich fällt dann auch die Behauptung des *Eusebius* weg, dass Papias der erste war, der diese Vorstellung annahm. Er war bloss unter den Vielen ein Hauptanhänger dieser Lehre, welche im ganzen frühesten Christenthume die allein *herrschende* Lehre blieb. S. 147. ist eine solche Stellung gewählt, dass es scheinen könnte, als hätten Arius und Apollinaris später gelebt, als die Priscillianisten. — Uebrigens wäre es zu wünschen, dass der Hr. D. J. den Rest der Institutt. in zwey Bände zusammen fassen könnte, damit das deutsche Werk nicht zu stark, und eben deswegen weniger allgemein brauchbar würde.

MATHEMATIK.

Berlin, b. Himburg: *Anleitung zur Kenntniss des gestirnten Himmels*, von *Johann Elert Bode*, Königlichem Astronomen, und Mitgliede der Akademieen d. Wiss. in Berlin, London u. s. w. Siebente verbesserte Auflage; mit 15 Kupfertaf. und einer allgemeinen Himmelskarte. 1801. 632 S. 8. (5 Rthlr.)

Daraus ist besonders abgedruckt:

Ebendas. b. Ebendems.: *Allgemeine Betrachtungen über das Weltgebäude.* (der letzte Abschnitt des vorhergehenden Werks) 1801. auf 74 S. 8. (10 gr.)

Auch wird besonders verkauft:

Ebendas. b. Ebendems.: *Beschreibung und Gebrauch einer allgemeinen* (zu eben dieser Schrift gehörigen) *Himmelskarte mit durchscheinendem Horizonte.* 1800. (2 Rthlr. und ohne den Horizont 1 Rthlr. 12 gr.)

Mit Vergnügen zeigen wir die neue Ausgabe eines Buchs an, das, wie wir aus vielfältiger Erfahrung wissen, seinen Zweck bisher so gut erfüllt hat, um nicht nur, wozu es unmittelbar bestimmt ist, die Stelle einer mündlichen Anleitung zur Kenntniss der Sterne zu vertreten, sondern überhaupt in einen grössern Kreis von Lesern, durch populäre und interessante Darstellung der vornehmsten Resultate, eine Wissenschaft einzuführen, die immerhin eine edle Beschäftigung für alle Geister bleiben wird, welche (wie der verewigte *Büsch*, ein Landsmann des Vf. sich ausdrückt) nicht bloss an der Erde kleben, und ihre Kenntnisse über das hinaus erweitern wollen, was zunächst zur Nahrung und Nothdurft des Leibes gehört. — Die gegenwärtige siebente Auflage hat folgende Erweiterungen und Verbesserungen erhalten. In der allgemeinen Himmelskarte, wovon eine ausführliche Anzeige in der A. L. Z. vom vorigen J. enthalten ist, sind die neuesten Sternbilder eingetragen worden. Durchgehends ist das, was erst seit 1792 (oder seit der letztern Ausgabe) in der Astronomie entdeckt worden, und für die Leser dieses Buchs von Wichtigkeit seyn kann, an gehörigem Ort eingeschaltet, z. B. die Entdeckung von zwey neuen Saturns- und vier neuen Uranustrabanten, die Bestimmung einer Axendrehung der Venus, des Saturns und seines Ringes u. s. w. Von der Rotation des Mercurs, die neuerdings *Schröter* wahrgenommen hat, konnte noch nichts vorkommen. Mit Weglassung der Stellungen der Planeten für die neun letzten Jahre des achtzehenden Jahrhunderts, welche noch in der vorigen Ausgabe stehen geblieben waren, sind nunmehr die heliocentrischen Oerter der sieben Planeten für die Jahre 1801 bis 1812, wie auch die innerhalb dieses Zeitraums fallenden Sonnen- und Mondsfinsternisse, im allgemeinen berechnet, neu hinzugekommen. Durch jene neuen Bestimmungen der Erscheinung der Planeten in den nächsten zwölf Jahren hat der Vf. ohne Zweifel den zahlreichen Herausgebern jährlicher Taschenkalender in Deutschland eine Gefälligkeit erwiesen. Auch selbst dem Astronomen kann eine solche allgemeine Uebersicht der heliocentrischen Längen der Planeten für ein gegebenes Jahr in gewissen Fällen, wo keine strenge Genauigkeit gefodert wird, brauchbar seyn, z. B. um die Zeitpunkte der heliocentrischen Conjunction mehrerer Planeten, wo ihre wechselseitigen Störungen am beträchtlichsten sind, voraus zu wissen, oder aus andern Absichten. — Nach S. 568. soll sich ein Punkt des Sonnenäquators bey dem 112mal grössern Umfange der Sonnenkugel und ihrer 25½ tägigen Umwälzung um ihre Axe 106 mal schneller fortschwingen, als ein Punkt des Erdäquators. Allein bekanntlich verhalten sich die Geschwindigkeiten zweyer Körper geradehin, wie die durchlaufenen Räume, und umgekehrt, wie die Zeiten; die Geschwindigkeit eines Punkts auf dem Erdäquator verhält sich daher zur Geschwindigkeit eines Punkts auf dem Sonnenäquator, wie 1 Erddurchmesser, dividirt durch 1 Tag, zu 112 Erddurchmessern, dividirt durch 25½ Tage, d. h. wie 1 zu 4⅖ ungefähr; der Vf. hat in seiner Rechnung der Erde einen Umschwung von 24 Tagen, statt von 24 Stunden gegeben, und so 106 statt 4⅖ mal gefunden. Rec. würde hier dieser Verwechslung nicht erwähnen, hätte er nicht bemerkt, dass sie aus der sechsten Auflage des Buchs bereits in eine andere neue populäre Schrift (in das Taschenbuch auf 1801 von *Fritsch*) übergegangen ist. — S. 579. kommt der Vf. auf seine längst geäusserte, und nun durch neuere Beobachtungen z. B. von *Schröter*, immer wahrscheinlicher gewordene Meynung über Kometennebel und Schweife zurück; er lässt bey der schnellen Annäherung des Kometen gegen die Sonne von jenem sich viele äusserst feine Theile losreissen, und auf die von der Sonne abgewandte Sei-

Seite des Kometen zurücktreten, wo sie oft auf mehrere 100,000 Meilen hinaus sich erstrecken, und uns als eine Art von Nebelhülle und Schweif sichtbar werden: dieser Nebel und Schweif müssen ein eigenthümliches Licht haben, da durch sie hindurch noch Fixsterne sich zeigen, und da sie uns selbst hinter der Sonne und im Schatten des Kometenkörpers noch zu Gesichte kommen; sie haben viel Analoges mit den Leuchtungen der irrdischen Elektricität, des Zodiakallichts und der Nordscheine. — S. 586. wiederholt der Vf. noch immer theils die angeblichen Beobachtungen eines Venustrabanten, theils die Gründe für seine Meynung, warum die Existenz eines solchen Trabanten nicht so durchaus zweifelhaft seyn könne. Ihm ist nicht wahrscheinlich, dass geübte Beobachter mehrmalen einen Wiederglanz der Venus im Augenglase des Fernrohrs (wie *Hell* sich vorstellt) oder auch ein durch das schief eingesetzte Objectivglas entstandenes Nebenbild (wie *Köhler* die Sache erklärt) für den Venusmond sollten angesehen haben. Schon *Mairan* meynte, dass zur Sichtbarkeit dieses Trabanten eine gewisse seltene Durchsichtigkeit der Zodiakallichtmaterie, die um die untern Planeten noch ziemlich dichte ist, erfoderlich seyn möchte, daher man ihn auch bisher immer nur in einem geschwächten Lichte gesehen habe. Ueberdem findet *Bode* noch folgende Schwierigkeiten, den Trabanten zu sehen. Hat Venus volles Licht: so ist sie von der Erde am weitesten entfernt; ihr Durchmesser und der Durchmesser ihres Trabanten sind also beide am kleinsten, auch verdunkelt ihr starkes Licht das Licht des Trabanten. Ist hingegen Venus der Erde näher: so ist sie nur wenig erleuchtet; der Trabant ahmt die Phase seines Hauptplaneten nach, und wirft nicht genug Licht zur Erde zurück, bleibt auch, da in der Erdnähe sein scheinbare[r] Stand von der Venus sich erweitert, mit dieser zugleich im Felde des Fernrohrs; am besten m[üsste] er sich hiernach um die Zeit, wo Venus ha[lb er]leuchtet ist, auffinden lassen. Es ist wahr, Gründe sind für wenige Astronomen befriedigen[d ge]nug, um an einen schon beobachteten Venus[trabanten] zu glauben; indess verdienen sie doch gehört zu [wer]den, da sie wenigstens immer eine Möglichkeit, [den] Trabanten einst wieder zu finden, übrig lassen. [Auch] die beyläufigen Verhältnisse in den Abständen de[r Pla]neten von der Sonne, nach welchen *Bode* in [eini]gen seiner früheren Schriften noch mehrere Pla[neten] unsers Sonnensystems ausser den längst beka[nnten] ahndete, schienen den meisten Astronomen nu[r eine] sehr entfernte Wahrscheinlichkeit zu einer so [kühnen] Vermuthung zu enthalten; aber ein unerwartete[r Er]folg hat diese etwas gewagten Muthmassunge[n vor] 20 Jahren durch die Entdeckung des Uranus [bestä]tigt, und wird sie vielleicht durch die Auffin[dung] eines andern neuen Planeten zwischen Mars un[d Ju]piter, über den man seit dem ersten Tage des [neuen] Jahrhunderts ernstliche, jedoch mit grossen Sc[hwie]rigkeiten verbundene, Nachforschungen am Hi[mmel] anstellt, noch ferner bestätigen. Wenn auf d[er ei]nen Seite die Astronomie, als Wissenschaft, [in ihrer] Strenge alles ausschliesst, was ins Feld der Dic[htun]gen gehört: so liefern auf der andern Seite di[e Ge]genstände, mit welchen sich diese ernste Wissen[schaft] beschäftigt, nur zu reichen Stoff für die dichte[nde] Einbildungskraft, und auch hier gilt manchm[al:] *habent aliquid vatum praesagia veri.*

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Noch ein Wort über Säcularisationen.* Von einem Freunde der Menschheit und der guten Sache. 1801. 72 S. 8. In der Vorrede kündigt sich der Vf. als einen Protestanten (?) an, dessen Ideen durch volle Ueberzeugung und innigste Theilnahme an dem Schicksal der geistlichen Regenten geleitet würden. Er hat daher mit gar zu vieler Wärme geschrieben, und ist eben so wenig, als seine zahlreichen Vorgänger, für einen unpartheyischen Beurtheiler des Säcularisations - Systems zu halten. Seine Erörterung reducirt sich auf folgende 4 Sätze: 1) *das Säcularisations - System sey unvereinbar mit den Grundsätzen der Humanität und Gerechtigkeit.* Man würde besser gethan haben, solches auf die Rechnung einer grausamen, vom Feinde aufgedrungenen Politik zu setzen, als die Verläugnung der Wahrheit und Menschlichkeit durch Sophismen zu beschönigen, welche bald eben so gut als Waffen zur Verjagung der weltlichen Herrscher dienen könnten. 2) *Es sey unvereinbar mit den Grundsätzen der Reichs-Constitution,* weil selbige die Erhaltung des Eigenthums und aller sanctionirten Regalien vorzüglich fodere, und die Existenz der geistlichen Staaten mit allen inneren Verhältnissen des Reichs genau zusammenhänge. Der Vf. schildert mi[t] Lebhaftigkeit die traurigen Folgen jenes Systems für d[ie min]dermächtigen Stände und für das kaiserliche Ansehen[;] empfiehlt den verlierenden Fürsten die Genügsamkeit a[n einer] unvollkommenen Entschädigung, wobey die geistliche[n Stän]de noch bestehen könnten, und die Ausmittelung eine[r billi]gen Indemnisirung aller im Kriege Verunglückten. 3) [Es sey] *selbst mit dem Geist des Luneviller Friedens nicht ganz [überein]stimmend.* Zu dessen Beweis werden verschiedene Stel[len aus] dem *Versuch einer doctrinellen Auslegung des VII. [Art.] von Luneville* etc. anführt, und die darin geäusserten [Grund]sätze empfohlen. 4) *Jenes System sey endlich unverträg[lich mit] der politischen, moralischen und religiösen Wohlfahrt d[er dem]selben unterworfenen Länder.* Hier werden die Nachth[eile ei]ner, ohne Beziehung auf Religion, angewendeten Sta[ats]heit angegeben, und daraus, dass Staat und Religion [ein har]monisches Ganzes bilden müsse, will der Vf. erweise[n, dass] die Vereinigung der weltlichen und bischöflichen Ge[walt in] einer Person einzig die Idee einer ganz beglückenden [Staats]verfassung realisire.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 7. Januar 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

Gotha, b. Perthes: *Anton Pigafetta's Beschreibung der von Magellan unternommenen ersten Reise um die Welt.* Aus dem Französischen 1801. Ausser der Vorrede von 70 S. 296 S. 8. nebst drey Karten. (1 Rthlr. 16 gr.)

Magellans merkwürdige Umschiffung der Erde war bisher nur aus einem flüchtigen und ohne Sachkenntnifs gemachten Auszug des Franzosen *le Febre (Fabre)*, aus dem während der Reise gehaltenen Tagebuch und den Erzählungen spanischer oder portugisischer Geschichtschreiber bekannt, welche diese Reise in ihren Nachrichten von der Entdeckung der neuen Welt und Ostindien nicht übergehen durften. Wohin das Tagebuch selber gekommen war, wufste man nicht, obgleich Pigafetta, der Vf. desselben und Magellans Reisegefährte, wenigstens vier Abschriften seines genau geführten Journals Kaiser Karl V, der Königin Luise von Frankreich, Papst Alexander dem VII, und dem Grofsmeister von Rhodus Philipp de Villers l'Isle Adam übergeben hatte. *Le Febres* Auszug ward schon 1536 in Venedig gedruckt, ihn nahm hernach Ramusio im ersten Theile seiner Sammlung auf, und aus dieser Quelle haben *Des Brosses*, *Dalrymple*, *Ortega*, *Adelung* und *Sprengel* ihre Uebersetzungen entlehnt, wovon die letzte im vierten Theil der Beyträge zur Länder- und Völkerkunde zu finden ist.

Hr. *Amoretti* in Mayland hat das vollständige Tagebuch, welches Pigafetta während der ganzen Reise hielt, vor Kurzem in der Ambrosischen Bibliothek in Mayland aufgefunden. Weil dasselbe aus einem Gemisch von venetianischen, portugisischen und italiänischen Redensarten bestand: so übersetzte er es rein italiänisch, und liefs seine Uebersetzung, die nach der Vergleichung mit den aus der Urschrift in den Anmerkungen ausgehobenen Stellen getreu ist, 1800 in Mayland drucken. Er besorgte hernach eine französische Uebersetzung, welche in diesem Jahr in Paris erschienen, und mit Martin Behaims Lebensbeschreibung von Hn. *v. Murr* versehen ist. Letztere haben hier Hr. *Jacobs* und *Kries* deutsch übertragen, und sowohl der italiänische als die deutschen Herausg. haben ihre Arbeiten mit erklärenden Noten begleitet. Hr. *A.* hätte diese leicht vermehren oder belehrender einrichten können, wenn nicht dabey fast einzig die Sammlung aller Reisen wäre befragt worden, und die deutschen Uebersetzer konnten ihr Original vielleicht verbessern oder hin und wieder berichtigen, hätten sie die Reisen selber befragt, wovon jene Sammlung nur Auszüge liefert oder sich nur an die frühern Uebersetzungen des Pigafetta gehalten, wie wir unten zeigen werden.

Pigafetta, dessen vollständiges Tagebuch vor uns liegt, erscheint jetzt in einem vortheilhaftern Lichte, als man ihn bisher zu betrachten gewohnt war, und er verdient die nachtheiligen Urtheile nicht, welche Pauw und andere über ihn fällten, weil sie nur den Auszug vor sich hatten, der freylich oft buchstäblich getreu ist, aber auch eben so oft erhebliche Dinge wegläfst, und eine Menge Uebereilungsfehler enthält. Pigafetta war zwar nicht frey von der Leichtgläubigkeit und den Vorurtheilen seines Zeitalters, allein er beobachtete die neuen Gegenstände genau und aufmerksam, und er suchte überall, wie seine Erzählung von den Reichen auf der Halbinsel jenseit des Ganges und von China beweist, Belehrungen zu erlangen und mitzutheilen. Auch ist er der erste Reisende, welcher das Studium fremder Sprachen zu erweitern suchte, und nicht blofs einzelne Worte, sondern lange Verzeichnisse patagonischer und malayischer Sprachproben zusammenbrachte.

Hr. *A.* hat sich nach Auffindung dieses Tagebuchs, welches wahrscheinlich von Magellans Exemplar abgeschrieben ward, das er dem vorgedachten Grofsmeister des Johanniter-Ordens überschickte, und einem Ritter desselben Ordens gehörte, wie in der Vorrede hinlänglich erwiesen wird, vergeblich bemühet, die Urschrift oder ähnliche Copien in andern italiänischen Bibliotheken anzutreffen, aber dergleichen war weder in der Vaticanischen noch in andern vorhanden. Da ihm dieses fehlschlug: so blieb ihm noch die Gelegenheit übrig, seine Handschrift mit andern gedruckten oder ungedruckten Nachrichten zu vergleichen, aus denen jene für die Erdkunde wichtige Reise erläutert, oder gar ergänzt werden konnte. *Le Febres* Auszug ist von ihm in dieser Rücksicht lange nicht genug mit dem Tagebuch selber conferirt worden, wie blofs folgende Beyspiele zeigen, deren, wenn hier der Ort wäre, eine gröfsere Anzahl beygebracht werden könnte. S. 186. erzählt Pigafetta nach Hn. *A.* Uebersetzung, der König von Ternate habe die Schiffe besucht, um spanische Gewehre kennen zu lernen, nämlich die Flinte, die Armbrust (*balestre*) und den *Bersils*. Hr. *A.* erklärt Bersils durch eine Art starker Armbrust. Uns ist jenes Wort nie in der angeführten Bedeutung vorgekommen, auch haben wir beym Nachschlagen nichts darüber finden können. Indessen erklärt der Aus-

Auszug die ganze dunkle Stelle auf einmal. Hier heisst es: der König besahe die Bogen von Brasilienholz (archi di Verzino); im Tagebuch selber kann vielleicht Bersille, Bresille stehen, oder dieses Wort in Bersils verschrieben seyn. Auch Pigafetta selber erwähnt S. 25. der Bogen aus Brasilienholz. S. 203. beschreibt Pigafetta den Paradiesvogel, bey dem er die lange geleugneten Füsse fand, und nennt ihn in seinem Tagebuch Bolondinata. Durch den Auszug beym Ramusio kann man die wahre Leseart Manucodiata wieder herstellen, weil der Vogel noch im Spanischen diesen Namen führt, auch von Naturforschern so genannt wird.

Zu den andern Nachrichten, welche Pigafetta's Tagebuch wohl ergänzen konnten, rechnen wir *Franz Alvo's* nautisches Diarium, der als Oberlootse mit den wenigen Ueberbleibseln der Mannschaft, welche mit Magellan die Reise antrat, in dem Schiffe Victoria zurückkehrte, welches 1788 in Madrid zuerst aus dem Archiv von Indien gedruckt, und der in eben diesem Jahre erschienenen *Relation del ultimo Viage al Estrecho de Magellanes de la Fregatta S. Maria de la Cabeza* angehängt ward. Nicht nur die Zeit mancher Entdeckungen kann man daraus genauer bestimmen, sondern auch einzelne verschriebene oder verhörte Ortsnamen lassen sich daraus entziffern. Auch *Barros* hatte bey Abfassung seiner Decaden von Asien, und zwar bey Beschreibung von Magellans Reise, Papiere in Händen, die ausser ihm Niemand gebraucht hat, und schwerlich nach ihm irgend jemand wird befragen können, weil sie gewiss längst verloren sind. Durch einen wunderbaren Zufall kam er in Besitz der Papiere des den Magellan begleitenden Astronomen Andreas de St. Martin, oder wie er in Amoretti's Vorrede heisst, Martin von Sevilien. Er ward 1521 auf der Insel Zebu erschlagen, und seine Papiere auf eine uns unbekannte Art nach Portugal gerettet. Aus diesen hat *Barros* die ganze schriftliche Verhandlung mitgetheilt, die Magellan mit seinen vornehmsten Gefährten den 21ten Nov. 1520 in der Mitte der Meerenge in der heiligen Bay über die Frage anstellte, ob sie in der neuentdeckten Strasse weiter fortsegeln, oder von hier nach Hause zurückkehren sollten. Vorzüglich war St. Martin für die letzte Meynung, und Barros hat uns alle seine Gründe für diesen Entschluss erhalten, der aber von Magellan verworfen ward. Von dieser Berathschlagung sagt Pigafetta eigentlich gar nichts (S. 46.); er hat nicht einmal den Namen jener Bay bemerkt. Auch in dem 1716 gedruckten Bücherverzeichniss der Leidner Bibliothek findet sich S. 372. eine Handschrift von Magellan's Reise, aber über ihren Inhalt wissen wir weiter nichts zu sagen. Indessen machen diese zur Zeit bekannten gedruckten und ungedruckten Nachrichten es sehr wahrscheinlich, dass sich bey strengerer Nachforschung noch wohl andere Ergänzungen oder Aufklärungen dieser Reise erwarten lassen.

Da der Zweck, der Erfolg und die wichtigsten Nebenumstände von Magellan's Fahrt um die Welt hinlänglich bekannt sind, und jederman sich durch die deutsche Uebersetzung des ganzen T[illegible] buchs von dessen Vorzügen vor dem in allen gebild[eten] Sprachen vorhandenen Auszuge, überzeugen k[ann], so enthalten wir uns, den Inhalt desselben ausf[ührli]cher anzuzeigen, oder auch nur die Stellen a[us]heben, welche der französische Epitomator w[eg]lassen hat. Dagegen halten wir für nöthig, [etwas] länger bey Amoretti's Einleitung oder Vorred[e zu] verweilen, als die deutschen Uebersetzer für g[ut] funden haben.

In derselben berührt er die Veranlassung d[er] [er]sten Seereisen, die Streitigkeiten zwischen P[ortu]gal und Spanien nach der Entdeckung der [neuen] Welt, ihre Beylegung durch päpstliche Ver[mitt]lung, auf welche Art Magellan bewogen ward, [die] Reise anzutreten, wann und wie diese von s[einem] Begleiter Pigafetta beschrieben ward, oder w[ie die] Handschrift beschaffen war, die er zuerst ins [Publi]cum brachte. — Die Ursachen, warum Magella[n die] Erhöhung seiner monatlichen Moradia verl[angte,] und König Emanuel von Portugal ihm nach [seiner] Rückkehr aus Indien sein Gesuch verwei[gerte,] das nach Barros jährlich nur sechs Crusaden b[etrug,] sind Hn. *A.* unbekannt geblieben. Allein der angeführte Geschichtschreiber Barros bemerkt[, dass] Magellan jene Erhöhung deswegen gefodert[,] weil er nach seiner Rückkehr mit andern Por[tugie]sen nach der afrikanischen Festung Azamor ge[zogen,] um die Maroccaner zu bekriegen, und in eine[m Ge]fecht mit ihnen schwer verwundet worden. D[er Kö]nig hingegen verweigerte *M.* Verlangen, w[eil er] Azamor ohne Erlaubniss verlassen, und überd[em der] Kommendant dieser damals portugiesischen F[estung] gegründete Beschwerden über ihn zu führen [hatte.] Während dieser Zeit stand M. mit seinem [Freun]de und Landsmann Serrano (Serrão) in be[ständi]gem Briefwechsel, der seit langer Zeit oder sei[t Jahren] auf den Molucken lebte, und ihm übertriebe[ne Be]richte von der Lage, Wichtigkeit und A[nord]nung dieser Inseln zuschickte, so dass man [eigent]lich den Serrano für den Erfinder des fünften [Welt]theils halten muss.

Vor Magellan's Fahrt war die Lage der Mol[ucken] oder Gewürzinseln, nebst dem gewaltigen Ins[elmeer] in ihrer Nachbarschaft wenig bekannt, und d[ie Por]tugiesen suchten nach der engherzigen Polit[ik da]maliger Zeiten diese möglichst zu verhüllen[, um] Fremde von den mit einem vorgeblich ewig[en Ne]bel bedeckten, und mit verborgenen Klippen [umge]benen Inseln abzuschrecken. Die päpstliche [Demarc]ation war also in diesem noch unerforschtem [Meere] unentschieden, und Spanien wie Portugal [rechne]ten zu ihrem Antheil, was sie entweder wirkl[ich be]sassen; oder Abentheurer, nach ihrer verfe[hlten] Theorie, zum Gebiet beider Reiche rech[neten.] Doch war das Recht auf die Molucken unstrei[tig auf] Seiten der Portugiesen. Da nun schon vor [Magel]lan's Ankunft, den Johann de Solis ausgeschick[t]

auf dem füdweftlichen Wege die Molucken aufzufuchen, und Stephan Gomez zu erweifen fuchte, die Gewürzinfeln lägen in der fpanifchen Demarcation, auch Karl V. bereits entfchloffen war, ihn zur Befitznehmung derfelben auf dem weftlichen Wege auszufenden: fo ward diefer Kaifer für Magellan's neues Syftem um fo mehr eingenommen, da er felber in Malacca, in der Nachbarfchaft derfelben gewefen war, Beweife und Erfahrungen an Ort und Stelle gemacht vorweifen konnte, und mehrere Oftindienfahrer, und unter diefen den gefchickten Aftronomen Rui Falero nebft dem gelehrten indifchen Geographen Eduard Barbofa (Barbeffa) aus Portugal mitbrachte. Jener konnte den Kaifer oder deffen Rathgeber durch Rechnungen und Demonftrationen, und diefer fie durch feine indifche Erdbefchreibung von der Wahrheit der vorgelegten Thatfachen überzeugen. Dafs man in Spanien die Ausführung diefes Unternehmens nicht bezweifelte, zeigen die grofsen Vortheile, welche man dem Magellan und Falero verfprach, und eben diefelben waren, unter denen Colon nach America fegelte. Von diefen allen aber hatte Pigafetta nichts erfahren, und giebt daher in feinem Tagebuch hierüber keine Auskunft. Beide vorher genannte Portugiefen follten den zwanzigften Theil von dem Gewinn der Reife haben, zehn Jahre ausfchliefslich die neuentdeckte Strafse befahren, und Freyheit haben, jährlich für 1000 Dukaten Waaren dahin zu fenden, aufser andern anfehnlichen Belohnungen.

(*Der Befchlufs folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖRLITZ, b. Anton: *Zerftreute Blätter*, befchrieben von *Maria Mnioch*, geb. *Schmidt*. Gefammelt und herausgegeben von *J. J. Mnioch*. 1800. 264 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Man kann die vom Herausg. beygefügte prunklofe Lebensfchilderung der Maria Mnioch nicht ohne innigen Antheil lefen. Sie hatte fich nach ihrem Lehrer und Freund und nachmals Gatten gebildet, und ihre Gedankenreihen und Poefien tragen fehr die Farbe feines Geiftes, nur modificirt durch einen zärtern, ätherifchern Anftrich. Es fpiegelt fich in ihnen durchaus eine reine und fchöne weibliche Seele ab. Sie lebte nur für ihren Mann, für ihr Haus, ihre Kinder, und für einen kleinen vertrauten Kreis; ihre fehr befchränkte Lage und ihre häuslichen Sorgen verfüfste fie durch ihren Genius, der an allem Schönen, Wahren und Guten Wohlgefallen fand; ihre kleinen Auffätze und Gedichte wurden meift in den letzten beiden Jahren ihres Lebens — fie ftarb, 20 Jahr alt — bey ihrer Nadelarbeit empfangen und auf einzelne Blätter hingeworfen, die fie felbft zufammenlegte, und mit der Ueberfchrift verfah, welche ihnen der Herausg. gelaffen hat. Freude am begränzten häuslichen Leben mit Sehnfucht nach dem Unendlichen ift das Hauptthema der Ergiefsungen ihres Geiftes und Herzens. Ein grofser Theil diefer zerftreuten Blätter war fchon in Mniochs fämmtliche auserlefene Schriften 1798. 1799 aufgenommen, und der Charakter derfelben ift bey der Anzeige derfelben in A. L. Z. 1800. Nr. 335. S. 443—446. gewürdigt worden. Die edle Maria verdiente es aber, dafs der Verleger aus ihren Blumen einen befondern Kranz flocht, den der Herausg. noch mit manchen lieblichen Blüthen ihres Geiftes, die nicht in feinen gefammelten Schriften ftehen, bereichert hat. Es find nämlich hinzugekommen: Muttergedichte; häusliches Leben des Königs von Preufsen als Kronprinzen; Skolien; Hausftands-Poefie; Schiller; Mignon; Phantafien; Wechfel und Beftand.

GLOGAU, in der neuen Güntherfchen Buchh.: *Briefe eines Menfchenfreundes* an bekümmerte und leidende Mitmenfchen. 1800. VIII. u. 283 S. 8. (20 gr.)

Der Vf., ein einfichtsvoller und wohlgefinnter Landprediger, fucht mit dem Pfunde, das ihm verliehen, auch aufser dem Wirkungskreife, den fein Amt um ihn zieht, nützlich zu werden. Er hat feine menfchenfreundliche Belehrung für die Claffe der Leidenden und Unzufriednen berechnet, die in dem Maafse immer gröfser wird, in welchem die erkünftelten Bedürfniffe, die Anfprüche, die Ueppigkeit mit dem Gefolge der Lafter und des Elendes überhand nehmen. „Ich wollte, fagt er, manchen nützlichen und unter befondern Umftänden troftreichen Gedanken in eine gefällige Form giefsen, fo dafs felbft diejenigen, die fonft die moralifche Lectüre nicht lieben, doch einige Augenblicke dabey feftgehalten würden.“ Ernfte Gemüther, welche nach Büchern der Art greifen und empfänglich für die Stimme der Wahrheit und des Troftes find, werden hier viel Belehrung und Zurechtweifung, und viel Stoff zur Beruhigung und zur Verbefferung ihres Zuftandes finden. Ein aufgeklärter, menfchenfreundlicher, milder und darum wohlthuender Geift athmet in diefen Betrachtungen. Ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, behandelt er das Vorurtheil mit Schonung, ohne durch Härte die Gemüther von fich zu entfernen, macht er auf Fehler und Vergehungen als Quellen des Elends aufmerkfam, predigt die Wahrheit, dafs wir uns den Dingen unterwerfen müffen, weil wir fie uns nicht unterwürfig machen können, ftellt der Schattenfeite immer eine Lichtfeite entgegen, und zeigt, dafs *oft* das Befferfeyn eine Bedingung des Glücklicherfeyn ift. Man findet hier Briefe an einen über einreifsende Irreligiofität klagenden Religionslehrer, an einen mit Nahrungsforgen Kämpfenden, an einen Onaniften, an eine unglücklich Verheyrathete, an einen Freund über vereitelte Ausfichten auf ein Amt, an einen, der mit feinem Stand, an einen andern, der mit fich felbft nicht zufrieden ift, an Jemanden, dem der Tod feinen Freund entriffen hat, an eine hoffnungslos Liebende, an eine Frau, die fich von ihrem Gatten getrennt hat, an einen

einen Abgebrannten, an ein Mädchen, die sich von ihren Aeltern zurückgesetzt glaubte, an den Gatten einer unwirthschaftlichen Frau, an einen, der über verkannten Werth und über Verleumdung klagt, an einen andern, den das Gefühl, verwahrlost zu seyn, niederschlug, an eine kinderlose Gattin, an einen Weichling, den seine geschäftvolle Lage drückt, an einen siechen Hausvater, der sich dem Tod nahe fühlt, an eine Mutter, deren Tochter durch Romanen-Leserey verschroben worden, an Aeltern wegen eines ungerathenen Sohnes, an einen Erzieher über die Neigung seines Zöglings zum Spiele, an einen Religions-Zweifler, an einen Menschen, der keinen Freund fand, an eine Mutter über den Tod ihres an geimpften Pocken gestorbenen Kindes, an Jemand, der vergebens nach dem Vertrauen eines Achtungswerthen strebte, an einen, der in der Freundschaft hintergangen worden, an Aeltern, deren Kinder durch ihren Lehrer verwahrlost worden, an eine Mutter, die von ihrer undankbaren Tochter im Alter gekränkt wurde, an eine andere, die über das Fortkommen ihrer nicht schönen und armen Tochter bekümmert ist, an eine Gutsbesitzerin, welcher die Unsittlichkeit ihrer Unterthanen Kummer macht, an Kinder, deren Aeltern ausschweifend sind, und endlich an eine von vieljährigen Leiden niedergedrückte Person. Diess der mannichfaltige Inhalt dieser Briefe, deren Stoff so unversiegbar ist als die Quellen der Leiden hienieden selbst. Möge d der Vf. die von ihm erregte Hoffnung in Erfüll bringen, seine Briefe fortzusetzen!

* * *

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Die vorn sten europäischen Reisen, wie solche durch Deu land, die Schweiz, die Niederlande, Engl Portugall, Spanien, Frankreich, Italien, D mark, Schweden, Ungarn, Preussen und I land, auf eine nützliche und bequeme Weise a stellen sind,* mit Anweisung der gewöhnlich Post- und Reise-Routen, der merkwürdig Oerter, deren Sehenswürdigkeiten, besten gis, gangbarsten Münzsorten, Reisekosten w. ausgefertiget von *Gottlob Friedrich Kr* 15te verbesserte Auflage. 2ter Th., welcher Beschluss der Reisen durch Deutschland und Schweiz, und die Reisen durch die Niederla Preussen, Curland, Russland, Dänemark Schweden enthält. 1801. 328 S. 8. (12 gr.) d. Rec. A. L. Z. 1785. Nr. 74.)

Halle, in der Waisenhausbuchh.: *Kurzer Al der Geographie, entworfen von M. Johann E Fabri.* Achte rechtmässige, durchgehends besserte Auflage. 1801. 264 S. 8. (7 gr.) (S Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 6.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. Landshut, b. Krüll u. C.: *Bitte eines bayerischen Landmannes an Max Joseph III. bey dessen Wiederkehr, um Aerzte, Wundärzte und Geburtshelfer auf das Land.* 1801. 29 S. 8. (3 gr.) Bekanntlich musste auch der Kurfürst Max Joseph vor den Franzosen aus München, erst nach Amberg, dann nach Bayreuth sich flüchten. Der Vf. freut sich dessen Rückkehr, schildert, nur mit zu grellen Farben, die Verwüstungen des Krieges in Bayern, und bittet seinen Fürsten zur Vergütung aller dieser erlittenen Unfälle um Aerzte, Wundärzte und Geburtshelfer auf das Land. — „Fürst und Vater! an Beamten und Pfaffen mangelt „es uns auf dem Lande nicht; wir haben deren leider! eher „zu viel, als zu wenig. Aber an Aerzten fehlt es uns gänzlich, und doch bedürfen wir der letztern zu unserm Wohl „vielmehr als der ersten. Schicke uns doch daher auf jedes „Gericht (Amt) einen Arzt, aber besolde sie auch wie Beamte, damit sie nicht in die Nothwendigkeit versetzt werden, „grosse Taxen zu fodern, die der Arme nicht würde bezahlen können. Kann der Staat Tausende von Pfaffen und Beamten — diese Tyrannen des Landsvolkes — nähren, warum soll er nicht auch ein oder zwey hundert Aerzte, von „denen so oft das Wohl ganzer Familien abhängt, unterhalten können. — Wie erhaben ist des Arztes Beruf: Menschenleiden zu lindern, Menschenwohl fördern: Menschen „vom Tode retten: Wahrlich der seinem erhabenen Beruf „entsprechende Arzt ist eine wohlthätige Gottheit unter den „Sterblichen." — Nun folgt die Schilderung eines thät wackern jungen Arztes, den der frühe Tod in seinem E wegraffte. „Solche Aerzte, Fürst und Vater, wie dieser I „schicke uns aufs Land, bald wird dann die Herrschaf „medicinischen Aberglaubens an miraculose Marien- und „ligen-Bilder, oder die Zuflucht zu Abdeckern, Einsied „alten Weibern, Badern etc. zernichtet seyn. — In „dem Maas fehlt es uns an geschickten Wundärzten und „ammen. Arbeiten wollen wir Landleute gern, wollen I „und Kälte, Hunger und Durst, Sturm und Regen ger „tragen, wenn du uns nur Männer schickst, die uns wi „gesund machen, wenn wir erkranken, unsere Glieder „der gerade und brauchbar machen, wenn sie brechen. A „Kinder zeugen wollen wir gern, wenn du uns nur Mä „schickest, die unsern Weibern Hülfe leisten bey ihrer „bindung, damit sie uns nicht aus Furcht, die Stunde i „Entbindung möchte auch ihre Todesstunde seyn, die „liche Umarmung verweigern." Rec., der mitten in Ba lebt, kann auf Ehre versichern, dass die bayrischen V ber so ängstlich nicht empfindeln. Ueberhaupt Schade! der Vf. wie unsere Leser sehen, hie und da zu derb und ü trieben sprach. Schwerlich wird eben desshalb das Ganze beabsichteten Nutzen bringen, der vielleicht zu erwarten wesen wäre, wenn mit Bescheidenheit und strenger W heitsliebe dieses grosse Bedürfniss des bayerischen Landr nes dem Landesfürsten mit Würde vorgetragen worden w

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 8. Januar 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

Gotha, b. Perthes: *Anton Pigafetta's Beschreibung der von Magellan unternommenen ersten Reise um die Welt* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Noch vertheidigt Hr. *A.* in dieser Einleitung gegen v. *Murr*, die bloss auf Pigafetta's Autorität sich stützende Behauptung, Magellan habe nach einer von Martin Behaim gezeichneten und ihm aus dem portugisischen Archiv mitgetheilten Karte, auf welcher schon die magellanische Meerenge zu sehen war, diese Strasse aufgesucht. Wir wiederholen hier nicht, was Hr. von *Murr* dagegen längst gründlich eingewandt hat, und bemerken nur, die von Behaim noch in Nürnberg vorhandene Weltkarte kann es nicht seyn. Denn wie der Augenschein lehrt, ist auf derselben keine Spur einer Strasse aus dem atlantischen Meere in die Südsee zu finden, weil Behaim 1492 nach den Ideen seiner Zeit beide Meere für einen und denselben Ocean hielt, und daher gegen Westen China, Japan, und die von Marco Polo beschriebenen Inseln stellte.

Der ganze Streit, so weit er jetzt ohne Benutzung der Archive im *Torre del Tombo* und *Simancas* geführt werden kann, beruhet auf der Lösung folgender beiden Fragen: 1) Ist es wahrscheinlich, dass *Behaim* nach 1492 die von Pigafetta erwähnte Karte verfertigt habe, und 2) konnte Magellan solche wohl nach seiner Zurückkunft aus Indien aus dem Lissabonner Archive erhalten. — Martin Behaim lebte gewiss in einem merkwürdigen Zeitpunkt, der für einen Entdecker wie er um so wichtiger war. Seine Weltkenntniss bis 1492 beweist seine in jedermanns Händen längst befindliche Karte; dass er aber nachher eine andere von den spätern Entdeckungen angefertigt haben, ist unwahrscheinlich. Nach den vom Hn. Murr geführten Beweisen kehrte er 1493 aus Deutschland nach Portugal zurück. Damals konnte er über die neuen Entdeckungen noch keine Karte verfertigen, weil Colon noch zu wenig von America gesehen hatte. Seit 1494 hielt er sich geraume Zeit in den Niederlanden, in England und Frankreich auf, kehrte nach Lissabon zurück, gieng von hier nach den Azoren zu seinem Schwager, dem eine dieser Inseln gehörte, und zuletzt 1506 wieder nach Lissabon; wo er in der Mitte dieses Jahres in hohem Alter starb, auch scheint er, seit 1495 nicht weiter in Geschäften gebraucht zu seyn. Aber er konnte nichts von dieser südlichen Strasse erfahren, ob man gleich seit Colons Reisen dergleichen durch die von ihm erfundenen Länder ahndete. Denn Amerigo Vespucci, der bey seinem Lebzeiten am weitesten nach Süden gelangte, stiess den 7. Apr. 1502 auf Land unter 52° südlicher Breite, das er aber wegen Kälte und stürmischer Witterung nicht näher untersuchen konnte. Da Vespucci dahin vom brasilischen Vorgebirge St. Augustin südostwärts segelte: so sahe er die Falklandinseln für festes Land an, und konnte auf seinem Wege nichts von der magellanischen Meerenge entdecken oder erfahren. Nach ihm entdeckte erst Johann de Solis 1515 den Laplatafluss, und ward hier von den Wilden erschlagen. Doch diese Entdeckung fällt lange nach Behaims Ableben. Den Portugiesen war auch weniger an dieser Durchfahrt gelegen, wie schon ihre Vernachlässigung von Brasilien zeigt, weil sie bey Behaims Lebzeiten den lange gesuchten Weg nach Ostindien gefunden hatten, und die Gewürzinseln erst später oder 1511 mit eigenen Augen sahen. Auch ward jene Durchfahrt, welche Solis suchen sollte, und gewiss ohne Behaims Karte gefunden haben würde, den Spaniern erst nach der wirklichen Auffindung der Molucken wichtig, weil man anfänglich ihre Lage zu weit nach Osten versetzte, und diese Inseln, je östlicher lagen, desto gewisser zur spanischen Demarcation gehörten.

Dass Magellan Behaims Karte in Lissabon erhalten habe, beweist Hr. *A.* folgendermaassen: da dieser nach seiner Rückkehr aus Ostindien eine Beförderung in Portugal suchte, hörte er nicht auf, Geographie und Schifffahrtskunde zu studieren, so dass er nach Pigafetta's Urtheil einer der geschicktesten Geographen seiner Zeit wurde. Zu diesem Behuf erlaubte man ihm alles, was man über diese Gegenstände gesammelt, und sorgfältigst im Schatz (wahrscheinlicher im Archiv) aufbewahrt hatte, zu untersuchen. Wir hätten für diese positiven Behauptungen nur einen einzigen sichern Gewährsmann gewünscht; da er aber bey dieser Erzählung sich auf keinen einzigen gültigen Zeugen beruft: so kann ein Unbefangener sie für nichts als eine unwahrscheinliche, ganz unerwiesene Conjectur halten.

Magellan war wirklich in Indien, und bey der Eroberung von Malacca zugegen. Aber die Zeit seiner Abreise nach Indien, ist eben so wenig zuverläsig bekannt, als das Jahr seiner Rückkehr. In Indien bekleidete er gewiss keinen auch nur etwas ansehnlichen Rang, zeichnete sich auch nicht vor seinen Gefährten aus, denn sonst würde *Barros*, der bey jeder

jeder Gelegenheit alle Befehlshaber und Helden seiner Nation namentlich anführt, ihn genannt haben. Er erwähnt seiner bloss wegen seiner Verbindung mit dem Serrano und bey der von ihm unternommenen Reise, und vorher nicht. Auch in den Commentarien des grossen Albuquerque, in dessen Gefolge er nach Indien gegangen seyn soll, erscheint er nicht ein einzigesmal, so sorgfältig auch diese vier Bände von uns durchgesehen sind. Nach seiner Rückkehr aus Indien gieng er nach Africa, um mit den Maroccanern zu kämpfen, und ward bey Azamor verwundet. In Azamor erhielt er den Posten eines Aufsehers der von den Mauren gemachten Beute (Quadrilleiro mor) den er aber schlecht verwaltete, daher er diese Festung ohne Erlaubniss verliess, und deswegen und anderer Beschwerden halber in eine Art von Untersuchung gerieth. Unter diesen Umständen ist es höchst unwahrscheinlich, dass man ihm das Archiv geöffnet haben werde; gewisser aber ist es, dass er seit seiner Rückkehr aus Azamor vielen Umgang mit Ostindienfahrern, Mathematikern und Geographen hatte. Ob Magellan in Sumatra war, wie Hr. *A.* glaubt, ist nicht auszumachen. Um einen malayischen Sklaven zu kaufen, durfte er diese Insel nicht besuchen, dergleichen konnte er eben so gut in Malacca erhandeln, besonders nach der Art, wie dort die Ueberwundenen von den Siegern behandelt wurden.

Bis also Behaims Karte mit der darauf befindlichen magellanischen Meerenge wirklich zum Vorschein kommt, oder ihre ehemalige Existenz durch bessere Beweise unterstützt wird, als Pigafetta's beyläufige Erwähnung derselben, oder derer, welche ihm nachschrieben: so glauben wir entweder, Pigafetta hat den Martin Behaim mit dem Martin von Sevilien verwechselt, oder Magellan hat, um den idealischen Angaben seines Gefährten einen höhern Werth zu verschaffen, diese für Martin Behaims Erfahrungen ausgegeben.

Obgleich unsere Anzeige ausführlicher geworden ist, als unsere erste Absicht war: so müssen wir versprochenermassen doch noch einiges über des italiänischen Herausgebers und der deutschen Uebersetzer Anmerkungen mittheilen, da uns der Raum verbietet, alles hier mitzutheilen, was wir beym Durchlesen des Tagebuchs angezeichnet hatten. Der S. 21. angeführte Carvajo heisst allerdings Carvalho; denn Barros nennt ihn Joao Rodriguez Carvalho. Das weisse Brod der Brasilier S. 23. war gewiss kein Sago, weil die Palmenart, Cycas, welche das Sagomehl liefert, dort nicht wächst. Diess war gewiss Brod aus Cassawa, oder Manioc, welche giftige Wurzel in grosser Menge in Brasilien gebauet wird, so dass die Portugiesen noch Brod und Mehl von dieser Wurzel unter dem Namen Farinha de Pao, Holzmehl, nach Angola ausführen, auch daraus Puder bereiten. Macis S. 72. ist Muscatenblüthe, oder das feine Gewebe, welches die harte Schaale der Muscatnus umgiebt, portugiesisch Massa, englisch Mace heisst, und im Handel gewöhnlich Macis genannt wird. S. 190. ist sie genauer beschrieben. Das Gummi oder Harz, welches Pigafetta S. 84. *anime* nennt, hat noch auf [...] Inseln diesen Namen. Denn Dalrymple nenn[...] *Plan for extending the Commerce of the Kingdom [...] the East India Compagny*, unter den Producte[...] Insel Palawan Gummi Anime, das er durch [...] erklärt. Nach S. 157. versteht Pigafetta unter di[...] Namen das Harz Dammer genannt, womit auf [...] Inseln Schiffe kalfatert werden. Die Insel Pan[...] gon, längst welcher S. 136. die Schiffe von [...] bis Butuan segelten, ist, nach le Gentils Karte [...] südwestwärts von Bohol belegene Insel Pang[...] Die Lequier S. 140. sind die Bewohner der Lique[...] seln, welche als Seefahrer noch in jenen Gewä[...] bekannt sind. Die Pici S. 157. sind zinnerne [...] kupferne Scheidemünzen, die man jetzt gewöh[...] Pitjis nennt. Die kupfernen kommen aus China, [...] Pigafetta sehr richtig bemerkt, haben in der [...] ein viereckter Loch, und gelten in allen östli[...] Inseln. Vierhundert und fünf bis vierhundert [...] zehen dieser Pitjis gehen auf einen spanischen [...] ler. Die chinesische Stadt Comlaha, S. 227. ist [...] balu oder das heutige Peking, wie auch schon [...] Verbindung mit Nankin zeigt. Unter Chelim ver[...] Pigafetta gewiss die Küste Coromandel, weil er [...] her das Reich Narsinge (Bisnagar) versetzt, d[...] Unterthanen er aber unrichtig für Malayen hält. [...] er sonst vom eigentlichen Indien und den versc[...] denen Kasten der Einwohner anführt, ist sehr ver[...] ren und unrichtig. Einige Namen der Kasten [...] ihm Barbosa mitgetheilt haben, seine Franai sind [...] wiss aus Braminen corrumpirt, wenn sie gleich P[...] weinzapfer seyn sollen. Seine Macuai oder Fis[...] sind Barbosas Muchoa, oder Mechoe, und die [...] leai, die Poliars oder Ackerleute.

Die deutschen Uebersetzer haben die in der [...] zerstreuten Sprachproben am Ende derselben zu[...] mengestellt und mit neuern Wortregistern verglic[...] Bey den malayischen Worten ist vorzüglich zu [...] wundern, dass sie sich so wenig verdorben erha[...] haben. Pigafetta hat noch eine Schrift über die Sc[...] fahrtskunde seiner Zeiten hinterlassen; diese ist [...] auch übersetzt zu finden und mit sehr belehren[...] Anmerkungen begleitet. P. hatte auch seine R[...] karten beygefügt, um die von ihm besuchten W[...] gegenden zu übersehen. Von diesen sind in der d[...] schen Uebersetzung zwey genau nachgestochen, [...] eine begreift die Philippinen, die Inseln, wel[...] zwischen ihnen und den Molucken liegen, die [...] boina und Bandainseln, die Inselgruppe von Ti[...] bis Java, nebst den Benennungen, die P. ihnen [...] seinem Tagebuche beylegte, ingleichen Cele[...] nebst einem ansehnlichen Theil von Borneo. [...] zweyte ist colorirt und zeigt die Lage der wirklic[...] Molucken, längst der Westküste von Gilolo; a[...] befindet sich darauf eine missrathene Abbildung [...] Nelkenbaums. Noch kann man auf einer dri[...] Weltkarte den ganzen Weg übersehen, den Ma[...] lan und Pigafetta auf ihrer Reise nahmen. Auf [...] selben sind auch die Gränzen der portugiesischen [...] spanischen Demarcation angezeigt.

B

Berlin, b. Decker: *Tableau de Berlin à la fin du dixhuitieme Siecle.* 1801. 8.

Schwer kann unmöglich die Verfertigung eines Werks, wie das gegenwärtige, auch nur für den seyn, der sich einige Tage in Berlin aufgehalten hat. Dass Alles ohne Ordnung und ohne Zusammenhang hingeworfen ist, mag noch hingehen; wahrscheinlich geschahe es, um diesem Gemälde eine Aehnlichkeit mit *Merciers Tableau de Paris* zu geben; dass aber nicht eine feine Bemerkung, nicht eine Schilderung darin vorkömmt, die über das Alltägliche sich erhebt, ist bey einem Buche, das nicht ohne Prätension geschrieben zu seyn scheint, auffallend. Für den Berliner kann es kein Interesse haben; denn er findet nichts darin, was er nicht wüsste, oder nicht sehr leicht, zum Theil auch besser wissen könne; für den Fremden ist es ebenfalls nicht lehrreich, weil es oberflächlich und unzuverlässig ist; denn wenn der Vf. einen Satz aufgestellt hat: so nimmt er das, was sich zuerst unter seiner Feder findet, zum Belege desselben an. Z. B. unter den Privathäusern *qui font honneur à leurs battisseurs ainsi qu'à leurs proprietaires* zählt der Vf. *l'hotel garni de Kraus* auf dem Gensd'armes-Markte, und *l'hotel de Russie* unter den Linden — zu den *rues bruiantes et passageres* rechnet er (S. 120.) die Wilhelms-Strasse, die eine der ödesten in Berlin ist. — S. 178. versichert er, dass im Januar und Februar Blumenkohl und Spargel auf öffentlichen Märkten feil geboten würden. — Doch den stärksten Beweis, dass der Vf. seine Beyspiele gleichsam aus einem Glückstopfe greift, liefert das Kapitel *Sciences et belles lettres.* Man geräth dabey zuweilen in Versuchung zu glauben, dass er aus Ironie die Beynamen, die er verschiedenen Berliner Gelehrten giebt, gewählt habe; einigen wirft er das Rauchfass an den Kopf, und *Engel* nennt er dagegen *un auteur presque classique* — von *Kiesewetter* sagt er: *il s'efforce de rendre intelligible à ses auditeurs la doctrine du mysterieux Kant.* Uebrigens ist das Buch voll Wörter, die nicht zur Zeit der schönen Literatur gewöhnlich waren; auch ist der Stil sich nicht gleich. Ueber des Vfs. Bemerkungen in Ansehung der Gemälde in Berlin, erlaubt Rec. sich kein Urtheil.

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, b. Pichler: *Sinėds letztes Gedicht*, herausgegeben von *Lorenz Leopold Haschka*, im May 1801. 19 S. 8. (4 gr.)

Nur einige wenige Blätter, aber aus mancher Ursache der Bemerkung mehr werth, als oft ganze Alphabete gereimter und reimloser Oden! Sie enthalten den Schwanengesang eines Mannes, der wohl verdient, dass sein Name in den Jahrbüchern deutscher Dichtkunst unvergesslich bleibe; der zu jeder Zeit und überall unter Germaniens Sängern sich ausgezeichnet haben würde, dessen Verdienstlichkeit aber doch noch stieg, durch das Wo und Wann, als er auftrat. Denn schon vor beynahe vierzig Jahren, als es noch in den Staaten und selbst im Königssitz der österreichischen Monarchie düster genug aussah; als die Werke classischer Dichter des protest. Deutschlands fast sämmtlich noch für verbotne Waare galten, wagte *Denis* seine ersten Versuche, denen bald reifere Arbeiten folgten; gestand laut, wer seine Lehrmeister wären; und zeichnete sich durch seine Gedichte sowohl, als seine Aufrichtigkeit zwiefach unter einem Orden aus, dem unsre vaterländische Poesie bis dahin wenig oder nichts zu verdanken hatte. An genialischem Fluge, an Stärke des Ausdrucks, an Kühnheit des Plans übertraf ihn keiner seiner spätern Nacheiferer. Unter allen Herolden Marien Theresiens und Josephs II. blieb er der Erste; pries weislich den Ruhm seiner Helden, ohne das Verdienst ihrer Gegner zu schmälern; und erwarb sich um so mehr auch, da Beyfall und Achtung, wo seinen Gedichten vielleicht das individuelle Interesse abgieng. Seit mehrern Jahren schien er freywillig dem Parnass entsagt, und nur zu mühsamen bibliographischen Arbeiten sich gewandt zu haben; um so mehr dürfte die Neugier ein Gedicht reizen, welches er in seinem siebenzigsten Jahre, wenige Tage vor seinem Tode, vollendete. Aber auch durch den Stoff, durch Anordnung, und wahren Dichtergeist empfiehlt sich sein Abschiedgesang. Keinem Lyriker der ältern und neuern Zeit war es vielleicht *edler zuwenden* bestimmt. Er schloss mit einem secularischen Päan, mit einer ächt genialischen Ode, dem kurz vor ihm entweichenden achtzehnten Jahrhunderte gewidmet. Sein Gang dabey ist folgender.

Unterm Nordpol ist die Halle der Aeonen. Dort schlummern schon auf neun und sechszig Stühlen eben so viele Greise. Aber so oft hundert Winter entflohen sind, öffnen sich krachend die Thore; jene Schlummernden erwachen. Ein neuer Bruder schwebt thatenbelastet und müde hernieder, nimmt seinen Stuhl ein, und giebt eine kurze Rechenschaft von dem, was er *zuerst* sah oder that. Der Dichter sieht den siebenzigsten Aeon eintreten; und hört seine Rede. Hier nur einige Stanzen derselben:

> Zwey grosse Frauen sah ich, Theresien
> Und Katharinen — Brüder! ihr hattet nicht
> An Weisheit, Macht und Thatenruhme
> Grössere Männer auf Herrscherstühlen.
>
> Nur Eines Mannes alles umfassenden,
> Sich selber alles schuldigen Heldengeist,
> Der von der Spree stolzen Ufern
> Glänzete, konnten sie nicht verdunkeln.
>
> Ein fünfter Welttheil, Brüder, euch unbekannt,
> Sieht Wimpel wehen, hört des Geschützes Knall.
> Ein kühner Britte, Cook (o klaget!)
> Fand und begoss ihn mit eignem Blute.
>
> Schon müde des Gehorchens entrissen sich
> Der Mutter England Pflanzer Americas.
> Vieläftig ragt der neuen Eiche
> Wipfel nun auf, und beschattet Meere. — —

Der

Der Wesen Wunderkette, durch die genau
Stein, Pflanze, Thier zum Menschen hinauf sich ringt,
Ergriff ein Schwede, wie noch keiner (Linné)
Folgte mit Namen und Zahl den Ringen.

Ein Deutscher, voll des heiligen Alterthums,
Berauscht an Sions Quellen, erhub ein Lied
In fremden Maassen. Unerreichbar
Ward er Homer und Virgil den Seinen.

Ein Greis voll Tiefsinns fasste der Dinge Grund
Von vorn, und schwang sich über Erfahrung weg,
Auf die sonst Weise bauten. Zukunft
Wird es entscheiden, mit welchem Glücke.

So fährt er fort, und schildert die neuen Fortschritte der Scheidekunst, die Einführung der Blatterimpfung, der Blitzableiter, der Luftschifffahrt u. s. w. weitläuftig auszuführen: mit welcher edlen Einfalt, Kraft des Ausdrucks und strenger Unpartheylichkeit er diess thue, wäre überflüssig, denn diese Proben schon beweisen es. In einer einzigen Strophe verräth sich sein ehemaliger Stand, denn er singt:

Ein Gottgeweihter, jeglicher Menschenart
Durch alle Zonen fröhnender Männerbund
Erlag den Ränken, ward zerrissen
Unüberwiesen und ungehöret.

Man wünscht sie hinweg; man denkt sich im Stillen: dass dieser Orden wohl eher ein *jeglicher Menschen-Art durch alle Zonen gebieten-wollender Männer*[bund] zu nennen gewesen sey. Aber man verzeiht ge[rn] diese Anhänglichkeit an seine erste, vielleicht ihm nicht einmal ganz gekannte Bestimmung, [dem] sonst biedern Greise gern, und entschädigt sich d[urch] das Uebrige. Selbst über Frankreichs Umschaff[ung,] wiewohl er sie missbilligt, und seinem Stande, [sei]ner Landsmannschaft nach missbilligen muss, dr[ückt] er sich mit kluger Mässigung aus. Kurz, er [hat] seine dichtrische Laufbahn auf eine treffliche [Art] beschlossen; und Hn. *Haschka*, wenn er uns oft [der]gleichen Gedichte von Andern herauszugeben [belieben] möchte, wollten wir gern dankbar manches s[einer] eigenen nachsehn.

* * *

Jena, b. Stahl: D. *Johann Wilhelm Schmids* [An]leitung zum populären Kanzelvortrag, zum [Ge]brauch bey akademischen Vorlesungen. D[ritter] historischer Theil, oder kurzer Abriss der [Ge]schichte der geistlichen Beredsamkeit und H[omi]letik. Zweyte verbesserte Ausgabe. 1800. [...] und 307 S. 8. (22 gr.) (S. d. Rec. A. [L. Z.] 1789. Nr. 325.)

Berlin, in d. Realschulbuchh.: *Kurzgefasste [fran]zösische Sprachlehre für Anfänger.* Herausg[egе]ben von *A. J. Hecker.* 4te Auflage. 1801. [...] 8. (3 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 1[...])

Vermischte Schriften. *Kopenhagen* u. *Leipzig*, b. Schubothe: *Etwas über die auf den Küsten angelegten Leuchtfeuer*, wie auch *über die Wirkung verschiedener Winde auf eine der Luft frey ausgesetzte Flamme* von *Paul von Löwenörn.* Aus dem Dänischen übersetzt von *Carl Ferdinand Degen.* 1801. 32 S. 8. (3 gr.) Diese kleine Schrift eines rühmlichst bekannten Vfs. ist vorzüglich für die Naturkunde wichtig; denn die Verbesserung, welche der Vf. bey den Leuchtfeuern, mittelst eines zweckmässigen Luftzuges angebracht hat, ist längst bekannt gewesen, und von den Erbauern der Leuchtthürme auf dem Felsen Edystone, auf dem Spurn-Point (von *Smeaton*), und bey Havre (von Hn. *Du Cheme*) in Anwendung gebracht worden, wie wir aus Wiebekings Wasserbaukunst 3. Band sehen, worin diese Leuchtthürme genau beschrieben und in Kupfern dargestellt sind. — Die vom Vf. theils gemachten, theils von andern ihm mitgetheilten Erfahrungen bestehen nun in folgenden: Die Flamme eines im Freyen brennenden Bläsen- oder Steinkohlenfeuers wird von den westlichen Winden horizontal gehalten; von den N. W. und N. N. W. Winden schräge abwärts gewehet. Dreht sich der Wind durch O. nach S. O.: so erhebt sich die Flamme; selbst bey stürmischen Wetter lodert sie aufwärts. Bey S. S. W. und S. W. Winden schlägt sie bald auf bald abwärts. Auch der Schein, den sie von sich wirft, ist verschieden: bey den S. O. Winden ist derselbe röthlich, bey den entgegengesetzten aber weisslicht. Endlich richtet sich auch der Luftzug nach den Winden: so ist derselbe z. B. bey S. W. Winden in der gesammten Kohlenmasse des Feuerkorbes ni[cht so] lebhaft, dass er sie anfachen könne, sondern sie muss [sorg]fältig geschürt werden.

Diese Wahrnehmungen geben also bey der Anla[ge der] Leuchtfeuer die Regel: dass man vorzüglich für einen z[weck]mässigen Luftzug, der horizontal und vertical durch R[öhren] oder Oeffnungen geht, und für die Einschliessung des F[euers] in eine mit Spiegelglasscheiben versehenen Laterne [sorgen] muss. — Dass die westlichen Winde abwärts, die öst[lichen] hingegen gewissermassen aufwärts wehen, könnte wohl [dem] Vf. zufolge, grösstentheils von der Rotation der Erde h[errüh]ren. Dass die Flamme bey den südlichen und südwest[lichen] Winden wechselsweise auf und abwärts lodert, könne [auch] daher entstehn, dass die S. Winde gemeiniglich Rege[n oder] doch feuchte Luft führen. Dass bey dem Winde von S. [...] O. her die Kohlen nicht so gut als mit den entgegenges[etzten] Winden brennen, entsteht ihm auch noch daher, da[ss mit] den letztern die Luft mit mehr Sauerstoff geschwänge[rt ist.] Gegen diese letztere Erklärung macht der gelehrte U[ebers.] einen (wie es uns scheint) gegründeten Einwand. Doc[h wir] glauben von dieser sehr interessanten Abhandlung gen[ug ge]sagt zu haben, um die Naturforscher darauf aufmerks[am zu] machen. Vorzüglich könnten die holländischen Baum[eister] über die Wirkung des im Freyen brennenden Leucht[feuers] mehrere Beobachtungen anstellen, weil in der batav[ischen] Republik mehr denn sechs solcher Kohlenfeuer im [...] brennen; und wir laden sie dazu recht dringend ein.

Num. 9.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. Januar 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Jena, b. Stahl: *Beyträge zur Berichtigung und Erweiterung der positiven Rechtswissenschaften*, von D. Gottlieb Hufeland, H. S. W. Justizrath, ord. Prof. des Cod. und der Nov. zu Jena u. s. w. *Zweytes* und *drittes Stück*. 1801. 224 S. 8. (18 gr.)

Bey der noch immer nicht sehr beträchtlichen Anzahl solcher Producte, wodurch das Fortschreiten der Rechtswissenschaft befördert wird, ist die Fortsetzung dieser schätzbaren Beyträge gewifs eine sehr erfreuliche Erscheinung. Wenn sich gleich die gegenwärtigen Stücke nicht, wie die erste Lieferung, (A. L. Z. 1800. Nr. 99. B. II. S. 49.) durch glänzende Siege über einzelne allgewaltig herrschende Irrthümer auszeichnen: so erhält doch die Wissenschaft durch sie nicht weniger Gewinn, indem der würdige Vf. im gröfsten Theile dieser Hefte durch unermüdet fortgesetztes Forschen nach einem genügenden wissenschaftlichen Zusammenhang aller Rechtstheile dem Studium derselben eine immer festere Richtung zu geben sucht. Auch die von Hn. *H.* aus dem reichen Vorrath seiner praktischen Erfahrungen mitgetheilten Fälle sind theils wegen ihrer factischen Eigenheiten, theils wegen des besondern Interesse für die Theorie, das sie unter den Händen des scharfsinnigen Vfs. gewinnen, ungemein lehrreich. IV. Abh. *Grund und Verhältnifs der Criminalgewalt des Staats.* Hr. *H.* entwickelt hier die von ihm in seinen früheren Schriften bestimmten Begriffe von Vergehen und Verbrechen, von Polizey- und Criminalstrafen, von Capital- und Nichtcapitalstrafen, vollständiger und in näherem Bezug auf die Begründung der *Criminalgewalt*. Diese hat vorzüglich die Erklärung zum Zweck, dafs jemand ein Verbrechen begangen habe, und als Verbrecher nicht mehr Staatsbürger sey, folglich der Staat keine Rechte mehr für ihn anerkenne; sie besteht aus der eigentlichen Criminalgesetzgebung, die festsetzt, welche Handlungen Verbrechen seyn, und aus der criminalrichterlichen Gewalt, welche sich mit der Beurtheilung im einzelnen Falle, ob ein Verbrechen begangen sey, beschäftiget; welche beide Zweige der Justizgewalt angehören. Neben der eigentlichen Criminalgewalt, die sich auf *Verbrechen* bezieht, existirt noch die Gewalt des Staats, die *Strafen* zum Gegenstande hat. Da nun der Verbrecher, als rechtlos, aufser dem Schutz des Staats ist: so würde jedem Bürger frey stehen, gegen den Verbrecher in diesem Zustande sich zu erlauben, was er irgend für nöthig hielte; Diefs würde aber zu mancherley Gefahren, Veranlassung geben, die der Staat, so wie die Verbrechen selbst, zu verhüten suchen mufs. Der Polizey also, welche die Wirksamkeit des Staats für seine Hülfszwecke ist, kommt es zu, durch das Nebenmittel einer allgemeinen *Abschreckung* durch Criminalstrafen (denn Strafen für Vergehen gehören ohnediefs unstreitig zur Polizeygewalt) den Verbrechen sicherer vorzubeugen. *Criminalstrafgesetzgebung* ist demnach ein Theil der *Polizeygewalt*; die *Criminalgerichtsbarkeit* hingegen, die auf Zuerkennung der bestimmten Strafe geht, gehört zur *Justizgewalt*. — Unter dem als richtig vorausgesetzten Begriff des Vfs. von Polizeygewalt, der allerdings sehr viel für sich hat, wird wohl kaum eine Lücke in den Hauptfolgerungen entdeckt werden; nur möchte Rec. bezweifeln, ob, (S. 30. n.) durch diese Sonderung der Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit bey Criminalstrafen Hn. *Feuerbachs* bekannte Unterscheidung zwischen dem Zweck der Bestimmung und der Zufügung der Strafe mehr begründet werde. Wenn, nach *Feuerbach*, vorhergehendes Strafgesetz zum Begriff des Verbrechens erfodert wird: so scheint Androhung der Strafe nicht mehr Hülfszweck, sondern wesentliches, ja das nächste Mittel zum Hauptzweck des Staats zu seyn. Denn wie würde die Sicherheit der Rechte bewirkt werden, wenn es nicht durch Bestimmung der Strafe, als der nothwendigen Bedingung, unter welcher einer als Verbrecher gedacht und behandelt werden kann, geschähe? Nimmt man aber mit Hn. *H.* an, dafs Verbrechen ohne Strafgesetze sich denken lassen, dafs der Verbrecher durch seine Handlung rechtlos wird, dann fodert der Hauptzweck des Staats schlechterdings weiter nichts, als jenen Theil der Criminalgerichtsbarkeit, durch die der Beschuldigte verurtheilt wird, sich einer solchen Handlung, die den Verlust des Staatsbürgerrecht zur Folge hat, schuldig gemacht zu haben. Hr. *H.* scheint also in einem wesentlichen sich hierher beziehenden Punkte von Hn. *Feuerbach* abzuweichen. V. Abh. *Rechtfertigung meiner Eintheilung der gesammten positiven deutschen Rechtsgelahrtheit.* Sie ist zunächst für die Leser der encyklopädischen Schriften des Vfs. (A. L. Z. 1800. Nr. 212. B. III. S. 209. u. ff.) bestimmt, die natürlicher Weise in den Geist und die innern Gründe des Zusammenhangs der von Hn. *H.* über das ganze Gebiet der Rechtswissenschaft entworfenen Karte nicht so, wie dessen Zuhörer, eindringen konnten; aber auch jene werden sich gröfstentheils, nach dieser geistvollen Darstellung, mit der Hauptanlage seines Systems aussöhnen. — Der Vf. schickt zuerst sehr rich-

richtige Erfodernisse jeder Abtheilung der Jurisprudenz voraus, giebt hierauf eine kurze Uebersicht seiner Abtheilung, und läfst dann die Rechtfertigung der von ihm angenommenen Begriffe der Rechtstheile, und der Stellung der ersten Schlufssteine des Gebäudes folgen. Jede verjüngte Darstellung dieser Rechtfertigung würde entweder für den Zweck einer Anzeige zu weitläufig, oder unbefriedigend ausfallen; ohnediefs wird jeder Freund der bessern Behandlung der Rechtswissenschaft diese Beyträge zur Hand nehmen. Vorzüglich hat sich Hr. H. den Beweis der Existenz des ihm eigenen *Regierungsprivatrechts*, als eines besonderen Rechtstheils, angelegen seyn lassen, und, nach unserer Ueberzeugung, nicht nur die Wahrheit des Begriffs, sondern auch des äufsern Umfangs dieses Theils bis zur Anschaulichkeit dargelegt: Rec. bekennt auch nach reiferer Erwägung offen, dafs das von ihm ehedem (A. L. Z. a. a. O. S. 219.) angenommene *Privatrecht des Staats* der Sache nicht Genüge thue. Sollte aber nicht etwa die Idee des Vfs. durch eine weiter verfolgte *subjective* Analyse jenes Rechtsfachs noch mehr Licht gewinnen? Das Reg. priv. Recht ist der Inbegriff derjenigen Privatrechte, die durch den Staat und dessen Verwaltung ganz unmittelbar entstehen, und nicht ohne den Staat gedacht werden können; sie entspringen entweder 1) aus den privatrechtlichen Verhältnissen, in welchen der *Staat* als *moralische Person* zu einem Staatsbürger steht, oder 2) aus den Privatverhältnissen, in die *einzelne Staatsbürger zu einander* (sie seyn Individuen oder Gemeinheiten) in Beziehung auf Staatsgewalt, und als Folge der Thätigkeit derselben kommen. In diese beide Classen möchte sich wohl der gröfste Theil der von Hn. *H.* im Reg. priv. Recht aufgeführten Rechte absondern lassen. VI. Abh. *Erläuterung einer Stelle in der Henneberg. Landesordn.* (*Buch. III. Tit. 2. Cap. 6.*). *Beyspiel einer einschränkenden Auslegung eines Particulargesetzes.* Die erwähnte Stelle schreibt gewisse Formalien bey Schenkungen vor; die deswegen entstandene Frage: ob sich dieses Gesetz auf alle und jede Schenkungen, insbesondere die an Kirchen, erstrecke, wird aus dem richtigen Grunde verneinet, weil in Rechtsgeschäften, die auch im fremden recipirten Rechte ihrem Gegenstande nach vorkommen, das Particularrecht nicht anders als eingeschränkt angewendet werden kann. Hr. *H.* macht hier gelegentlich Hoffnung zu Bemerkungen über die juristische Auslegungskunst, besonders über die Verwechslung der eigentlich juristischen Regeln der Auslegung mit den blofs psychologischen; den Werth dieses Versprechens wird jeder zu schätzen wissen, der sich auch nur mit einigen Blicken in diesem noch wüsten Lande umgesehen hat. VII. Abh. *Erläuterung einer andern Stelle in der Henneb. Landesord.* (*B. III. T. 4. C. 12. §. 2.*). *Beyspiel einer ausdehnenden Auslegung eines Particulargesetzes*, zugleich eine meisterhafte Erklärung eines Gesetzes mit Hülfe eines andern. In der angeführten Stelle wird von der Beerbung in die Errungenschaft unter Eheleuten nach ihrem kinderlosen Absterben gehandelt, und im Eingange Fall angenommen, wenn Ehegatten gar kein [illegible] rathsgut einander zugebracht haben. In einer dern Stelle (B. III. Tit. 3. C. 13. §. 1.) ist von de[illegible] rückgabe des Eingebrachten nach dem Tode de[illegible] nen Ehegatten, wenn keine Kinder vorhanden [illegible] die Rede, und es heifst unter andern, dafs die [illegible] nach des Manns Tode dessen *Eingebrachtes* be[illegible] geben soll. Hieraus wird nun gefolgert, daf[illegible] römischen Grundsätze bey der Erbfolge in die E[illegible] genschaft hier ausgeschlossen sind; die obige Stelle *kann* also als Particulargesetz, die von ei[illegible] dem römischen Rechte ganz unbekannten deutsc[illegible] Institute spricht, ausdehnend erklärt werden, [illegible] *mufs* es, weil die *ratio legis* sich nicht blofs auf [illegible] dort ausgedrückten Fall der beiderseitigen Arr[illegible] der Eheleute vor der Heyrath, sich beschränkt, [illegible] dern auf jede Errungenschaft geht. — Angeh[illegible] sind wegen ihrer Seltenheit die H. Weimarische [illegible] ord. v. 20. Oct. 1725, und H. Cob. und Goth. v [illegible] Jan. 1781 über das Erbrecht der Kinder. VIII. [illegible] *Zusätze und Berichtigungen zu Hn. Prof. Hugo's* [illegible] *dex Edit. fontium Corp. J. civ.*; aus der Universi[illegible] Bibliothek zu Jena, und Herzogl. zu Weimar. [illegible] Abh. *Merkwürdige Rechtsfälle mit und ohne Ent*[illegible]*dung.* Nr. 1. In einem über des Manns und der [illegible] Vermögen ausgebrochenen Concurse entstand [illegible] Frage: *Versteht sich die Substitution eines Gläub*[illegible] *der Ehefrau an deren Stelle, und der Ehefrau* [illegible] *desselben Stelle im Concurse ohne richterliches Erk*[illegible]*nifs von selbst* (*ipso jure*)? Sie ward von der Fac[illegible] zu Jena aus der Analogie der Cession vernei[illegible] entschieden. Nr. 2. *Ist der Remittent eines W'ec*[illegible] *verbunden, den Primawechsel unmittelbar an den W*[illegible] *ort des Trassaten zur Acceptation zu senden?* Ein [illegible] der unlängst vor der King's Bench in London [illegible] handelt und entschieden wurde, dessen Ents[illegible] dung aber wahrscheinlich in Deutschland anders [illegible] gefallen wäre. Nr. 3. und 4. Zwey Fälle, in [illegible] chen die Entscheidung zwischen dem *Erfüll*[illegible] *und Reinigungseide* sehr schwierig war; sie kö[illegible] vorzüglich zur Uebung in Beurtheilung der Bev[illegible] kraft dienen.

Giessen und Darmstadt, b. Heyer: *Staatsr*[illegible]*liche Abhandlung über die Reichskriegs- un*[illegible] *dere Steuern* mit Hinsicht auf den Geist [illegible] Reichsgesetze und des Reichs-Schlusses von 1[illegible] oder: *Staatsrechtlicher Beweis, dafs die St*[illegible] *befreyeten auch in diesem Kriege nach dem Be*[illegible]*stande beurtheilt werden müssen*; von *J. B. Sc*[illegible] 1801. 428 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der schon durch mehrere staatsrechtliche Abh[illegible]lungen rühmlich bekannte Vf., (Hessen-Darmst[illegible]scher Hofrath und Syndicus der Reichs- unmitt[illegible]ren Abtey Arnsburg in der Wetterau,) liefert in [illegible]ser Abhandlung eigentlich eine Deduction für [illegible] Abtey, welche wegen der Steuerpflichtigkeit i[illegible] Mediatgüter mit den Solmsischen Häusern, be[illegible]

ders mit Solms-Lich, in Rechtsstreitigkeiten befangen ist. Er hat jedoch, durch Ausführung allgemein anwendbarer Grundsätze, sein Werk gemeinnützig zu machen gesucht, so dass selbiges als ein brauchbarer Beytrag zu dem noch nicht sattsam aufgeklärten Reichssteuerwesen gelten kann. Vorläufig etwas über den *Grund* und das *Alter* der Steuer, jedoch ohne historische Erörterung, bloss nach dem allgemeinen Erfahrungssatz, dass die Steuer so alt sey, als die Staaten selbst, und auf den nämlichen Grundsätzen beruhe; ferner von der Abtheilung in *Reichs-Kreis-* und *Landsteuer*, der ersteren, in *gemeine* und *privilegirte*, der letztern in *ordinäre* und *extraordinäre*. Nach einem vorausgeschickten Auszug der die Reichskriegssteuer betreffenden Gesetze, vom Jahre 1422 an, bis 1793, und nach Erörterung der verschiedenen Güter-Erwerbungen des Klosters Arnsburg, und der deshalb bestehenden Schatzungsverträge, kommt der Vf. auf den, unter andern, von dem Reichsgräfl. Fuggerischen Rath *Kolb* (in Reussens Ded. Samml. B. XI. S. 231. ff.) vertheidigten Satz: „dass der Reichs-Schluss vom 1. Febr. 1793 den einzelnen Reichsständen die Befugniss einräume, nicht „bloss ihr *Personal*- sondern auch alle *Realunterthanen* ihres Gebiets, in Rücksicht der darin befindlichen Güter und Gefälle, aller Exemtion ungeachtet, während des französischen Krieges, zur Erleichterung ihrer Landschafts- und Contributions-„Cassen, in das gemeinsame Mitleiden zu ziehen." Da der Beweis dieses Satzes, nächst dem kaiserlichen Circular-Schreiben, vom 27. Febr. 1793, auf den alten Reichsgesetzen, und auf einigen anderen Nebengründen beruhet: so wirft der Vf. darüber neun verschiedene Fragen auf, und sucht bey deren Erörterung vorzüglich darzuthun, dass die Reichsgesetze bloss von *privilegirten* Reichssteuern nicht aber von *Landsteuern* reden; dass obgleich nach selbigen seit 1548 keine Exemtion mehr gelten solle, es dennoch Exemte, selbst gegen die privilegirte Reichssteuer, noch mehr aber gegen gemeine Reichs-Kreis- und Landsteuer, gebe; dass das Herkommen hierbey nicht nur der einzige, sondern auch der einzig mögliche Maasstab sey; und dass sich dagegen keine Obrigkeit Interpretationen erlauben dürfe, weil solche als petitorisch und unausgemacht, den Besitz nicht stören dürften. Die Reichsgerichte würden daher angewiesen, vor der Hand auf Gewohnheit und Herkommen zu sprechen; und selbst die Kaiser hätten sich keine einseitige Veränderung im Steuerwesen erlaubt. Da der Reichsschluss von 1793 hierunter nichts neues bestimmt, sondern es nur dabey lässt: „dass die Stände des Reichs zu allen Kosten „der Wehr- und Armatur-Anstalten ihre *Unterthanen*, „*geistliche und weltliche, Niemand davon ausgenommen, vermöge der schon vorhandenen einschlagenden* „*Reichsgesetze zu besteuern* befugt seyen" etc. auch zugleich verordnet: „*Niemanden auf irgend eine Art* „*über die Gebühr und Erfodernis zu beschweren*" etc. so lässt sich mit den Gegnern des Vf. nach richtigen hermeneutischen Folgerungen, nicht behaupten, dass dieser Reichsschluss von dem bis dahin bestandenen Herkommen eine Ausnahme gemacht, und solches wenigstens für diesen Fall suspendiret habe, oder dass die ausgezeichnete Veranlassung dieses Revolutionskrieges eine solche Ausnahme begründe, und dass bey selbigem das allgemeine Staatsrecht und Staatsbeste, und die Societätsgesetze zur Richtschnur dienen müssten. Freylich hätten seit 1548 keine neue Befreyungen aufkommen sollen: allein jene strenge, auch noch nachher wiederholte Vorschrift, hätte nur — für den dringenden Nothfall einige Wirksamkeit, und wurde in den Zwischenräumen durch Verträge und Besitzerwerbungen vielfältig durchlöchert, welche, weil sie von dem Herkommen geheiliget waren, durch spätere Gesetze nicht aufgehoben werden durften. Der Vf. bemüht sich auch, aus den reichsgerichtlichen Erkenntnissen, die in diesem Fach nicht ganz übereinstimmend sind, ein Uebergewicht für seine Meynung zu erhalten, und besonders aus den neuesten Decreten des Reichskammergerichts, von welchem das letzte für die Abtey Arnsburg gegen Solms Lich am 22. Oct. 1799 ergieng, zu beweisen, dass dieses höchste Gericht, bey der Verbindlichkeit zu Reichskriegssteuern, bloss auf den Besitzstand gesehen habe.

FRANKFURT a. M.: *Beytrag zur Geschichte der Frohne oder Schaarwerk in Bayern. Erster Theil.* 1798. 191 S. *Zweyter Theil.* 1800. 226 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der ungenannte Vf. behandelt hier einen wichtigen Gegenstand auf eine so ausgezeichnete Art, dass seine Schrift alle Aufmerksamkeit verdient, und der Beherzigung aller derjenigen vollkommen würdig ist, welche die Gewalt haben, zur Abstellung der grossen Missbräuche der Frohnen in Bayern etwas beyzutragen. Das Ganze ist in Fragen abgetheilt, welche der Vf. gründlich und ausführlich beantwortet. I. Frage: war in Bayern die Schaarwerk in ältern Zeiten ein *effectus jurisdictionis bassae?* Hier wird gegen *Kreitmaier* und *Schmid* bewiesen, dass die Schaarwerk bloss durch das Herkommen entstanden, und keine Folge der niedern Gerichtsbarkeit sey, was die Landesordnung von 1553 die Erklärung der Landesfreyheit von 1516, und die Landtage von 1515 und 1516 deutlich zeigen. Diesen und der Geschichte zu folge hätte der Adel die Schaarwerk auf einschichtigen und Lehengütern nicht vor erlangter Gerichtsbarkeit, sondern er behauptete dieselbe vermöge Herkommens, welches aber nicht mit Vorwissen des Herzogs eingeführt, und eben so wenig gleichförmig war. II. Frage: wann und wie kam in Bayern die ständische Niedergerichtsbarkeit in Ausübung? Die Stände erhielten sie durch die Ottonische Handfeste von 1311, die nachher von den Herzogen häufig bestätigt ward, aber aus verschiedenen Ursachen, die hier aus der Geschichte entwickelt werden, konnten die Stände nicht zur Ausübung kommen. Gewöhnlich bewilligten sie dem Herzoge nicht eher

eher Steuern, bis dieser ihre Privilegien bestätigte. Dadurch kamen sie nach und nach zur Ausübung der Gerichtsbarkeit, besonders da sie von den Herzogen die Bewilligung erhielten, dass ihre Räthe und Beamte lauter Inländer und Adeliche seyn sollen. In der Folge suchten aber die Stände ihre Gerichtsbarkeit immer mehr zu erweitern, was hier weitläufig aus der Bayerschen Geschichte gezeigt wird. III. Frage: Hatten die Stände das Recht, den Herzogen die gemeinen Landsteuern der Bauern zu bewilligen, und sich steuerfrey zu machen? Wird sehr gründlich dahin beantwortet, dass die Stände sich steuerfrey zu machen kein Recht hatten, weil die Stände in ältern Zeiten Steuern bezahlten, die Ottonische Handfeste Bauern wie die Stände für steuerfrey erklärte, und in der Folge die Bauern, ohne gehört oder vertreten zu werden, allein die Steuern tragen mussten. IV. Frage: wie war die Frohne oder Schaarwerk in Bayern von der Zeit des Königs Otto bis zum Anfange des 17ten Jahrhunderts beschaffen? Hier wird aus der Geschichte sehr gut deducirt, wie gering die Frohne vom Anfang bey den Herzogen war, und wie unermesslich sie erweitert ward, als sie von den Herzogen den Ständen überlassen ward. Ein trauriges Bild der grosen Bedrückungen, die daraus entstanden. Am Ende ist ein Rescript des vorigen Kurfürsten befindlich, worin von den Landesstellen ein Gutachten gefordert wird: wie dem Missbrauche der Schaarwerke zu steuern sey? Dann folgt ein solches eben nicht sehr gründliches Gutachten, ohne weiter zu melden, welche Wirkung das gedachte Rescript gehabt habe. Ein sehr edeles Schreiben eines bayerischen Cavaliers über die Missbräuche der Frohne macht den Beschluss des ersten Theils. II. Theil. V. Frage: wie war die Schaarwerk in Bayern im 17ten Jahrhundert bis auf gegenwärtige Zeit beschaffen? Man behauptete von Seiten der Stände, dass die Schaarwerk eine Folge der Gerichtsbarkeit sey, man dehnte dieselbe immer weiter aus, was der Vf. mit einer Menge von Beyspielen und deren Contraste gegen die Gesetze belegt. VI. Frage: soll die Frohne nach Rechten und Gesetzen begünstigt oder eingeschränkt werden; oder ist die rechtliche Vermuthung für die gemessene oder ungemessene Frohne? Mit Recht führt hier der Vf. den Grundsatz aus, dass die Frohne der natürlichen Freyheit entgegen sey, also sie bewiesen und eingeschränkt werden müsse: dieser Satz wird sodann auch durch die bayerische Geschichte und Gesetze als richtig dargestellt. Es ist zu erwarten, ob und wie die höhern Stände Bayerns diese gründliche und durchgängig documentirte Schrift zu widerlegen im Stande sind. Noch grösser aber ist für die leidende Menschheit die Hoffnung, dass der jetztregierende weise und gütige Kurfürst die Missbräuche der Frohnen gewiss abstellen wird, wenn sie gehörig zu seiner Notiz gebracht werden.

* * *

Berlin, b. Nicolai, Sohn: *Der Bouillottenleuchter.* Eine Goldgrube der Pariser Damen vom Ton. Skizze über die heutigen Sitten der Pariser, ihre Spielsucht, ihre hohen Wetten, ihre Spielfeste und privilegirte Lottohäuser, nebst Schilderung einer solchen Spielscen[illegible]n einem Tripot. Mit einem charakteristischen Kupferstiche. 1800. 32 S. 8. Ein blosser wörtlicher Abdruck aus dem bekannten Journale: *London und Paris.* II. Jahrgang, IV. Band. Nr. V. S. 62.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Leipzig*, b. Rein: *Die Kuhpockenimpfung*; ein durch Thatsachen bewährtes Hülfsmittel zum Besten der leidenden Menschheit. In Briefen an Sophie M... geb. T... herausgegeben von *J. G. D. Schmiedtgen.* 1801. 64 S. 8. m. 1. Kpft. (6 gr.) Hoffentlich ist durch Hn. *Harolds* Entschluss, ein Magazin für die Geschichte der Kuhpocken herauszugeben, die Veranlassung für die Zukunft gehoben, mehrere überflüssige eigene Schriften über diesen Gegenstand entstehen zu sehen, unter welche die vorliegende zu zählen, Rec. völlige Befugniss hat. Die Debatten über den Werth und Unwerth der Kuhpocken sind bereits so oft vorgekommen, dass wir des Raisonnirens überdrüssig genug haben. Nur auf Thatsachen wird es ferner ankommen, die entweder die bisher siegreichen Kuhpocken um ihren erlangten Credit bringen, oder sie darin bestätigen. Thatsachen dieser Art, unter denen Rec. bald solche anzutreffen wünscht, die den Ursprung der Kuhpocken ins Licht setzen, werden in der Folge in Hn. *Harolds* Magazin den angemessensten Platz finden. Wer etwa eine Freundin über den Werth der Kuhpocken unterhalten will, wird dieses am besten in ungedruckten Briefen thun, worin es ihm unbenommen bleibt, sie auf lehrreiche Aufsätze im Reichsanzeiger zu verweisen, ohne solche in extenso wieder abdrucken zu lassen, dergleichen mehrere, namentlich, von *Wiedemann*, *Boose* und *Himly*, *Hessert*, *Pilger*, *Koch* Hr. *Schmiedtgen* hier wieder auftischt. Wenn er übrigens glaubte, dass zwey glückliche Fälle der Kuhpockenimpfung in Leipzig, an den Kindern des Hn. Buchhändler Rein obigen Aufsätzen eine vorzügliche Unterstützung gewähren könnten: so scheint dieses dem Rec. ein *argumentum ad hominem* eigner Art zu seyn, dergleichen die Sachwalter der Kuhpockenimpfung bey den bekannten vielen tausenden glücklicher Beyspiele nicht mehr bedürfen. — Die angehängte Kupfertafel, welche eine vergleichende Ansicht der geimpften Kuhpocken und Menschenpocken gewähren soll, ist nicht übel gerathen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. Januar 1802.

PHYSIK.

Göttingen, b. Dietrich: *Anfangsgründe der Naturlehre*, zum Behuf der Vorlesungen über die Experimental-Physik, von *Joh. Tobias Mayer*, Prof. zu Göttingen. 1801. 550 S. 8. ohne die Vorrede und Register, mit 3 Kupfert. (1 Rthlr. 10 gr.)

Die sich anhäufenden Entdeckungen und neuen Untersuchungen in der Naturlehre machten ein dem gegenwärtigen Zustande derselben angemessenes Lehrbuch zum Bedürfniss der Wissenschaft selbst, anstatt dass zuweilen neue Compendien nur Bedürfniss der Verfasser sind. Gründlichkeit, Deutlichkeit, Ordnung und geschickte Auswahl zeichnen dieses Lehrbuch sehr vortheilhaft aus. Die Gränzen zwischen Physik und angewandter Mathematik auf der einen, und der Chemie auf der andern Seite, sind sehr bequem und richtig angenommen. Die Sätze oder Kenntnisse, welche diese der Physik liefern, sind vorgetragen, ohne in Erörterungen hineinzugehen, die nur in jenen Wissenschaften selbst gründlich vorgenommen werden können. Wenn es auch in einem ausführlichen Lehrbuche thunlich gefunden würde, die Gränzen der Physik in die Gebiete der Mathematik und Chemie hinein zu erweitern; so war es doch für ein Lehrbuch, das für Vorlesungen über die Experimental-Physik bestimmt ist, welche der Regel nach in einem halben Jahre beendigt werden müssen, nothwendig, hierin Mäſsigung zu beobachten. Die metaphysischen Gründe der Naturwissenschaft berührt der Vf. wo es nöthig war, fast nur um zu zeigen, dass sie zur Erklärung der Naturbegebenheiten wenig oder nichts helfen. Von dem Geiste der Experimental-Untersuchung, der jetzt unsere Physiker belebt, erwartet er mehr als von den unfruchtbaren Speculationen, die man jetzt so gern der Physik aufdringen möchte. Er habe, fügt er hinzu, von vielen philosophisch seyn sollenden Ansichten der Naturdinge keinen Gebrauch machen können; die auch in einem Lehrbuche, wie das gegenwärtige seyn soll, keinen Platz finden konnten. Ob wir denn jetzt bessere physische Romane hätten, als die geistlosen, welche fast alle von Mathematikern herrühren sollen? Denjenigen, die eine solche ungereimte Behauptung vorbringen könnten, oder ihr beyzutreten geneigt seyn möchten, wird ein Lehrbuch, wie das gegenwärtige, sehr dienlich zur Belehrung seyn, da es die Erscheinungen in der Natur richtig und deutlich erzählt, und, so weit es unserm Erkenntnissvermögen vergönnt ist, begreiflich macht, ohne selbst den Erklärungen eine grössere Zuverlässigkeit zuzuschreiben, als sie bey unserer Ansicht der Dinge haben können. Es läſst sich aus diesem Lehrbuche noch mehr als Kenntniſs der Natur, es läſst sich auch Bescheidenheit lernen.

In dem 1sten Kap. wird zur Einleitung das Metaphysische, Logische und Literarische der Naturlehre kurz vorgetragen. Dogmatismus und Idealismus. (Ist der Idealismus nicht aber auch dogmatisch und intolerant dazu?) Man möge sich das Widerstehende im Raume, mit Kant, als eine zurückstoſsende Kraft denken, wenn man glaubt, durch dieses Wort den Begriff der Materie deutlicher zu construiren. Aber zu folgern, daſs, wenn diese Repulsivkraft nur allein vorhanden wäre, und nicht durch eine entgegengesetzte Ziehkraft beschränkt würde, die Materie sich in den unendlichen Raum zerstreuen müſste, und also kein Körper (d. i. Materie in einem bestimmten Raume) ohne einen solchen Conflict entgegengesetzter Kräfte gedacht werden könne, dazu berechtige uns das nackte Phänomen der Undurchdringlichkeit nicht. Denn etwas bloſs Widerstehendes ist noch nichts Repellirendes, und wenn keine Materie den Raum einer andern einnehmen will, wird auch nichts abgestoſsen. (Z. B. Luft zeigt nur Elasticität, sofern sie zusammengedrückt wird, wird sich aber, wo kein Druck vorhanden ist, nicht ins Unendliche ausbreiten.) Es ist ungedenkbar (§. 18), daſs der erfüllte Raum, das Undurchdringliche, das Reale im Raume, zugleich durch etwas anderes erfüllt, durchdrungen, etwas anderes Reales seyn könne. In diesem Sinne sage man, die Materie erfülle ihren Raum durch bloſse Existenz. Aber freylich wäre es lächerlich, wenn man dieſs Ungedenkbare (den Satz des Widerspruchs) sich als die Ursache der Undurchdringlichkeit gedenken wollte, wie *Kant* den Physikern aufzubürden scheine. Dadurch, daſs man nach dem dynamischen System alle Materie ursprünglich nur als ein Spiel entgegengesetzter Kräfte ansicht, und alle specifische Verschiedenheit der Körper in Nichts als in eine Verschiedenheit des Verhältnisses jener Kräfte setzt, sey bey Erklärung der Erscheinungen nicht viel gewonnen. Indessen empfehle sich das *dynamische System* vor dem *Atomistischen* dadurch, daſs es nicht so viele willkührliche Fictionen zuläſst und durch Annahme jener, uns freylich nicht weiter erklärbaren Kräfte dem Verstande gleichsam das Ziel steckt, über welches er nicht hinaus kann, ohne sich in unabsehbare Labyrinthe zu verirren. In der Folge macht der Vf. einige-

gemahl auf die Unzulänglichkeit des dynamischen Systems aufmerksam. Nach diesem kann (§. 103) ein jeder fester oder tropfbar-flüssiger Körper zu einer expansiven Flüssigkeit werden, wenn die Repulsivkraft seiner Theile das Uebergewicht über die Kraft bekommt, womit sich diese Theile gegenseitig anziehen. Wenn man aber nicht näher bestimmen kann, wie dieses Uebergewicht entsteht: so ist mit dieser Erklärung so viel als Nichts gesagt. — Warum eine gegenseitige vollkommene Auflösung zweyer Stoffe nie ohne einen dritten aufgehoben werden könne, lasse sich (§. 134) nach dem atomistischen System so gut als nach dem dynamischen erklären, wenn man sich ja auf Erklärungen einlassen will, welche aber in beiden Systemen wohl immer auf Fictionen beruhen. Die Scheidung eines zusammengesetzten Körpers durch einen dritten erklärt das dynamische System weniger befriedigend. Nach demselben (§. 137) besteht die sinnliche Eigenschaft eines Körpers blofs in einem gewissen Verhalten seiner attractiven und repulsiven Kraft. Tritt zu diesem Körper A, ein anderer, B: so theilen sie einander ihre Kräfte mit, und es entsteht hieraus ein neues Verhalten dieser Kräfte, d. h. ein Körper, M, welcher in seinen sinnlichen Eigenschaften weder A noch B ist. Wird nun M wieder in A und B zerlegt: so geschieht weiter nichts, als eine Wiederherstellung des Verhältnisses jener Grundkräfte. Aber wie diefs durch einen Körper N., dessen Kräfte doch auch mit im Spiele sind, geschehen könne, ist nicht deutlich einzusehen. (In der That ist nach dem einen System Vereinigung der Kräfte, was nach dem andern Mischung der Stoffe ist, nur dafs jene etwas homogenes bilden, diese nicht. Dort kann eine dritte Kraft die Vereinigung heben, hier ein dritter Stoff. Dort wird die Homogeneität der Mischung begreiflicher, hier die Scheidung.)

Das Angeführte mag zur Würdigung des Gebrauchs der Metaphysik in der Physik dienen, und zur Erinnerung, das Spiel mit unbekannten Kräften nicht für etwas wichtiges in der Naturlehre zu halten, so nöthig es auch der Strenge nach seyn mag, die Begriffe von Kraft und Materie nicht zu trennen. Der Inhalt des Werks selbst kann, um nicht zu ausführlich zu seyn, nur kurz angezeigt werden.

II. Kap. *Allgemeine Körperphänomene.* III. Kap. *Cohäsion. Anziehung. Verwandtschaft.* IV Kap. *Gesetze der Bewegung.* V. Kap. *Bewegungsgesetze liquider Flüssigkeiten,* insofern sie von der Schwere getrieben werden. VI Kap. *Gesetze der Bewegung elastischer Flüssigkeiten.* Wenn eine elastische Flüssigkeit (§. 288) gegen einen gewissen Körper schwer ist, oder von demselben angezogen wird, ohne jedoch zersetzt zu werden: so muss sie eine Atmosphäre um ihn bilden, deren Dichtigkeit nahe bey dem Körper gröfser seyn wird, als weiter davon. Diese Atmosphären, die sich aus dergleichen Fluidis oft selbst um kleine Körperchen bilden, spielen in der Natur gewifs (?) sehr wichtige Rollen. VII. *Atmosphärische Luft.* VIII. *Erscheinungen der Wärme.* Sie werden (§. 330) um nichts deutlicher, wenn man nach dynamischen Grundsätzen construirt, wol man oft der Einbildungskraft zu viel Freyheit lä Kräfte und Bewegungen in den Körpertheilen erdichten. -Ein materielles Wärme-Princip ist e den Erscheinungen sehr anpassende Hypothese. Ende laufen (§. 331) alle Erscheinungen der Wä nur auf eine besondere Art der Kraftäufserung hin unentschieden, ob sie einer eigenen Materie o der Materie der Körper überhaupt zukommen. können keine befriedigende Erklärungen geben, s dern nur die Umstände bemerkbar machen, u welchen Körper die Erscheinungen der Wärme anlassen. Je mehr Zwischenräume (§. 357) Körper hat, welche dem Wärmestoff Eingang statten, und je stärker die Materie des Körpers d selben anzieht, in desto gröfserer Menge und Dic wird sich derselbe um die Theile des Körpers anh fen. (In den Zwischenräumen? Diese sind et hypothetisches. Die Atomen müfsten absolut l bleiben. Dichte Körper werden heifser als lock Mehr Zwischenräume geben nur mehr Wärmeth chen Raum, ohne den Grad der Wärme zu verm ren. In kleinern Zwischenräumen würde sich Wärmestoff mehr zusammendrängen. Der Wär stoff, wenn man ihn blofs in den Zwischenräumen sich aufhalten läfst, scheint sich nirgends als fre Wärmestoff anhäufen zu können. Der Wärmes ist ein gutes Versinnlichungsmittel, das aber nur gebrauchen ist, wie die Buchstabenzeichen in ana tischen Rechnungen.) Unter zwey Körpern gleicher Figur, Oberfläche und Temperatur hat d jenige eine gröfsere Leitungskraft für die Wär (§. 365) welcher die Wärme am leichtesten fah läfst. (Der Ausdruck ist zweydeutig. Wäre ge geres wärmehaltendes Vermögen nicht schicklich In tropfbaren Zustande (§. 379) kann Wasser von Luft nicht aufgelöset werden. (Warum sollte n nicht unterscheiden Verdünstung bey einer niedrig Temperatur als die Siedhitze und Verdampfung diefer? Verdampfen des Wassers ist, was Verbren brennbarer Körper, nachdem sie den bey ihnen m lich gröfsten Grad der Erhitzung erhalten habe Kap. IX. *Das Licht.* Die Erscheinungen des Lic mag man durch die Annahme eines eigenen ma riellen Stoffes erklären, bis gezeigt wird, wie sie einfacher und ungekünstelter nach dynamischen Gru sätzen construiren lassen. Die chemischen Wirkun des Lichts vertragen sich besser mit dem Emanatio System als dem der Vibrationen. Jenem ist der günstiger, aber nur der leichtern Ansicht wegen, die sich nach demselben die Erscheinungen bring lassen (§. 401). Lavoisiers Muthmafsung, dafs Theilchen durchsichtiger fester Körper sich ni wirklich berühren, sondern durch den Wärmes in gewissen Entfernungen gehalten werden, fin der Vf. sehr wahrscheinlich. (Sollte dieses die klärung ihrer Durchsichtigkeit und der flüssigen lei ter machen? Man möchte vielmehr sagen, dafs Licht auch in dieser Erscheinung eine Aehnlichl

mit der Schwerkraft habe, die durch Zwischenkörper in ihren Wirkungen nicht gehemmt wird.) Kap. X. *Von den einfachen und zusammengesetzten Stoffen.* Da die grüne organische Materie, welche sich im Wasser beym Einflusse des Sonnenlichts erzeugt, in der Hitze mehr Kohle giebt, als man in der Menge Wasser, worin sie sich erzeugt hat, etwa als Kohlensäure annehmen kann; so fragt der Vf., ob die Kohle vielleicht selbst nur aus Sauerstoff und Wasserstoff bestehe. Allein das Wasser kann ja die Kohlensäure, welche es an jene Materie abgab, aus der Luft ersetzt bekommen haben. Kap. XI. *Von den Gasarten.* Die atmosphärische Luft ist (§. 506) wahrscheinlich nur luftförmiges Wasser, wenn uns gleich der chemische Process unbekannt ist, wodurch das Wasser die permanente Luftform erhält. Kap. XII. *Feuer und Gesetze des Brennens.* Die Wärme, welche durch Zersetzung der Nahrungsmittel und andere Mischungs-Processe in den thierischen Körpern entsteht, möchte (§. 513) mehr betragen als diejenige, welche man der Zersetzung der eingeathmeten Luft zuschreibt. Kap. XIII. *Elektricität.* Die elektrischen Erscheinungen sind höchst wahrscheinlich der Erfolg der Zersetzung einer in allen Körpern befindlichen Flüssigkeit, welche aus zwey verschiedenen Stoffen + E und — E, zusammengesetzt ist. Diese durch Anziehung oder Verwandtschaft mit einander vereinigten Stoffe können durch verschiedene Processe von einander geschieden werden. Die durch Reiben frey gewordenen + E und — E adhäriren dem geriebenen Körper und dem Reibezeuge in Gestalt von Atmosphären, wenn sie nicht durch stärkere Anziehung wo anders hin geleitet werden, und diese Atmosphären enthalten den näheren Grund der elektrischen Erscheinungen in sich. Die Erklärung des Abstossens gleichartig elektrischer Körper aus diesen Atmosphären §. 542 ist noch dunkel. Das Ausströmen des Conductors einer Elektrisir-Maschine an den fälschlich so genannten Saugspitzen ist das natürliche ∓ E des Conductors, welches sich mit dem freyen ± E des geriebenen Körpers verbindet, und wodurch nun der Conductor selbst elektrisch wird, gleichnamig mit dem geriebenen Körper. Der Conductor empfängt nichts von dem geriebenen Körper, sondern giebt etwas an ihn ab. So laden auch bey einer Glasmaschine die inneren Belegungen der Flaschen sich durch ihr eigenes natürliches frey gewordenes + E, indem sie ihr natürliches — E vermittelst des Conductors an das + E der Maschine abgeben. Kap. XIV. *Galvanismus.* Bis jetzt sind (§. 593) noch viel zu wenig Thatsachen vorhanden, um zu entscheiden, ob der Galvanismus nur Modificationen einer bereits bekannten Naturkraft, oder Wirkung einer ganz eigenen für sich bestehenden Kraft oder Materie sey. Kap. XV. *Magnet.* Kap. XVI. *Weitere Ausführung der Lehre vom Lichte. Zurückwerfung und Berechnung. Optische Werkzeuge.* Newton nenne (S. 632) die bekannten sieben prismatischen Farben *Grundfarben* (lieber Hauptfarben, *primary colours*), und betrachte sie als einfaches Licht weil er sie durch das Prisma nicht weiter in ungleichartige Theile zerlegen konnte. Diese Stelle kann einen Misverstand veranlassen. Newton sagt *Opticks* S. 39 ausdrücklich, dass das Licht, welches er gleichartiges genannt habe, nicht vollkommen gleichartig sey, sondern dass nur die Veränderung der Farbe durchs Prisma für das Auge in demselben unmerklich ist. Auch von den Berechnungsverhältnissen der farbigen Stralen giebt er weiterhin die Gränzen an, mit dem Zusatze: und alle dazwischen liegenden Verhältnisse. Man würde hier das Gesetz der Stetigkeit vermissen, wenn es nur sieben, oder eine andere bestimmte Anzahl farbiger und zugleich verschiedentlich brechbarer Stralen gäbe. Was der Vf. Newton entgegensetzt, widerlegt dieser ausdrücklich. *Opticks* S. 101. — Von Herschels erwärmenden aber nicht leuchtenden Sonnenstralen urtheilt der Vf., dass es Wärme seyn möge, die durch die sichtbare Lichtmasse aus der Luft entbunden und hauptsächlich nach der Seite des rothen Lichts getrieben sey.

Die physische Astronomie, Meteorologie, Theorie der Erde u. s. w. wird Hr. *Mayer* in einem besondern Lehrbuche vortragen. Dadurch wird er sich alle Liebhaber einer gründlichen Physik verbinden, besonders, wenn es nicht auf das Bedürfniss akademischen Vorlesungen eingeschränkt wird.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Beliz: *Militärische Encyklopädie für künftige Officiere, besonders für preussische.* Herausgegeben von *F. L. Streit*, K. Pr. Sec. Lieuten. bey dem Feldartillerie-Corps. Ister Theil. mit 9 Kupfertafeln. 1800. 454 S. und X S. Vorrede 8. (3 Rthl. 8 gr.)

Der für den Officierstand bestimmten Jugend ein Lesebuch in die Hand zu geben, das sie zu ihrem künftigen Berufe vorbereite, und sie mit den ihr unentbehrlichen Wissenschaften wenigstens bekannt mache, ist der Zweck des vorliegenden ersten Theils dieser Encyklopädie. In den noch übrigen dreyen soll alsdann ein Wörterbuch, eine deutsche Sprachlehre (?) eine militärische Geographie und eine Kriegsgeschichte folgen; eine Arithmetik und Geometrie aber den Beschluss machen. Das Lesebuch, das sich nach der Meynung des Herausgebers über alle, dem künftigen Officier nöthige Kenntnisse erstrecken soll, enthält eine Menge theils überflüssiger, theils zweckloser Dinge, meistens ziemlich oberflächlich abgehandelt.

Auf eine kurze Erklärung des menschlichen Körpers und der Seele lässt Hr. *Kosmann*, — dem die in der 1sten Abtheilung befindlichen Aufsätze grösstentheils angehören, — eine Darstellung der Vorzüge des Menschen vor den Thieren folgen, wo sich verschiedene merkwürdige Versuche angeführt finden, über die Kälte- und Wärmegrade, welche der menschliche Körper zu ertragen im Stande ist. Die-

Dieser Abschnitt wird jedoch durch verschiedene übertriebene Erzählungen von körperlicher Stärke verunstaltet. z. B. S. 84, dass *Gottfr. von Bouillon* einen *geharnischten* Türken in der Gegend des Nabels mitten von einander gehauen haben soll. Der folgende Abschnitt: *Ueber die Zubereitung verschiedener zur Bekleidung und Bewaffnung des Soldaten unentbehrlichen Materialien* giebt die Bereitung des Leders und der Tücher, die Verfertigung der Hüthe, der Papieres, und der Seile an, letzteres sehr kurz, obgleich gerade die Kenntniss derselben für die Artilleristen nöthig ist. Eben so kurz werden S. 159 *die beym Militair brauchbaren Holzarten* abgefertiget. Man findet hier durchaus Nichts von der Kenntniss des Holzes selbst. — Der Vf. geht nun zu den Metallen über, und erwähnt der antiphlogistischen Theorie bloss im Vorbeygehn, worauf er die Grundstoffe des alten Systems: Feuer, Wasser, Luft, Erde der Reihe nach erklärt. Von den Säuren der einfachen Stoffe werden bloss die Schwefelsäure, die Salpeters.; die Salzs.; die Flusspaths. und die Boraxs.; von allen vegetabilischen und animalischen Säuren aber nur 12, mit Uebergehung der übrigen, aufgeführet. Die Metalle werden noch in *Ganze* und *Halbmetalle* eingetheilet, die neuere Classification derselben aber wird übergangen, wodurch zehen Metalle ganz unerwähnt bleiben. Die Verfertigung der Tressen beschliesst diesen Abschnitt, auf den S. 225 die Bestandtheile des Schiesspulvers folgen, dessen Verfertigung aber erst S. 370 zu finden ist. Hier vermisst man das sogenannte *Brechen* des Salpeters, wodurch die den Krystallen noch anhängende Feuchtigkeit vollends weggeschafft und der reine Salpeter in ein feines Mehl verwandelt wird. So hätte auch unter den zu dem Pulver tauglichen Kohlen, die von lindenen und Schiessbeerenholze mit aufgeführet werden sollen, die leichter zu haben sind und häufiger angewendet werden, als die S. 230 angegebenen Arten. — Jeden Leser wird mit uns der Uebergang S. 232 von den Bestandtheilen des Schiesspulvers zu der Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft befremden, die wenigstens *hier* nicht an ihrem Orte stehet, und so wie die Einrichtung des gan Werkes Mangel an System beweist; ein Mangel, selbst in der II. Abtheil., obschon sie die Erste weit ü trifft, doch noch immer merklich wird. Den Kriegsß theilet der Vf. in 2 Hauptheile: die Armee und Kriegscollegium. Wer siehet nicht, dass hier ältere, missverstandene, Eintheilung zum Gru liege, wo das Kriegscollegium nur einen kle Theil der zweyten *unbewehrten* Hauptabtheilung macht, zu der auch das Proviantwesen, das F wesen etc. gehören. — *II. Abschn. Bestandt der Armee*, wo der Vf. wieder auf die Erfind des Schiesspulvers zurückkommt. Nicht *jeder zelne* Theil einer Brücke für die Armee heisst *Ponton* S. 18, sondern die Fahrzeuge von I oder Metall, welche im Felde mitgeführet wer führen diesen Namen. *III. Abschn. Milit. C gen.* Einrichtung des Preussischen Generalsta Der *Stückjunker* bey der Sächsischen Artillerie ist neswegs Freykorporal, sondern der jüngste cier bey einer Compagnie; eben so, wie der F drich der Infanterie. Eben so unrichtig is dass bey der Sächsischen Armee der Profos d retirten Officiers in Verwahrung habe; diese b den sich entweder auf der Wacht bey dem Offi oder bey dem Regimentadjutanten. *IV. Ab Geschichte der Preussischen Armee;* sehr kurz den *Memoires de Brandenb.* Der *V. Abschn. Von de crutirung*, besonders von der Einrichtung des Pre schen Kantonwesens, ist befriedigender als alles ge. Dasselbe findet auch in Absicht der Rem statt. Benennung der äussern Theile des Pfe *VI. Abschn. Bekleidung nebst Sattel und Z VII. Abschn. Bewaffnung*, wo Rec. die Besc bung der Gewehrfabrik am besten gefallen *VIII. Abschn. Munition*, mit Inbegriff der K feuer. Die Kupfer stellen theils Preussische M rungen dar, jedoch nur einige, und sind de unzweckmässig; theils dienen sie zur Erläute des Textes, und enthalten Kanonen, Mörser un dere Waffen.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Glogau*, in d. Günther. Buchh.: *Preisaufgabe eines Schlesischen Edelmanns: wie er seine Vorrechte am besten benutzen kann*, nebst einer kleinen Darstellung der Verhältnisse der Gutsbesitzer zu ihren sogenannten Unterthanen. 1801. 104 S. 8. (8 gr.) Ob es gleich schwer hält, Richter und Parthey zu gleicher Zeit zu seyn, und dennoch unbefangen zu bleiben: so muss doch dem Vf. die Gerechtigkeit wiederfahren, dass die von ihm angeführten Thatsachen auf Wahrheit beruhen. Es ist sehr wahr, dass diejenigen, die über die Sklaverey der Unterthanen in Schlesien seufzen, die Verfassung nicht kennen, und dass auf manchem Gute die Herrschaft mehr von ihren Bauern als diese von jenen leiden. — Der Vf. ist keinesweges gegen die bung der Hofdienste (d. i. der Spanndienste) führt abe richtig an, dass die Schwierigkeiten, die in der Ausfü liegen, meistentheils auf der Lage der Unterthanen beruh Dass die weisen Preussischen Gesetze keine Tyranne Seiten der Herrschaft verstatten, ist ein grosses Glück aber der Unterthan für ein Vergehen, durch den kos gen Gang des Processes öfter, in der That, weit meh als durch eine summarische Bestrafung, ist gewiss; nu de es freylich sehr schwer seyn, die gehörige Gränzli ziehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12. Januar 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Weimar, in d. Expedition dieser Zeitschrift auf den k. k. Postämtern, und Leipzig im Mag. für Literatur: *Der Waffenträger der Gesetze*; ein allgemeiner Anzeiger des Rechts und Unrechts und der neuesten Ereignisse im Gebiete der Rechts- und Polizeywissenschaft in Bezug auf alle Zweige derselben. Für Deutschlands Rechtsgelehrte und Freunde des Rechts. 1801. Januar bis Junius. Zusammen 738 S. 8. (3 Rthlr.)

Der Ankündigung und dem vorgelegten Plane zufolge soll diese Zeitschrift alle Gegenstände des Rechts und der Polizey in theoretischer und praktischer Hinsicht umfassen. Diesem Plane sind die Herausg. in vorliegenden 6 Heften treu geblieben; jedoch ist bey weitem das Meiste, was bisher geliefert ward, der Rechtswissenschaft und nur weniges der Polizeywissenschaft gewidmet. Wenn die Herausgeber in ihrem rühmlichen Eifer fortfahren, besonders wenn sie sich beeifern, mehrere Abhandlungen zur Erläuterung des gemeinen deutschen Rechts, als bisher geschah, zu liefern: so verdient ihr Unternehmen allen Dank und alle Aufmunterung. Ihr Journal nimmt allerdings einen rühmlichen Platz unter den juristischen Zeitschriften ein, und Rec. wünscht ihm von Herzen eine längere Dauer, als juristische Journale gewöhnlich haben.

Januar: I. *Sonderbare Schicksale eines merkwürdigen Rechtsstreites nebst einer Rüge eines seichten Facultätsurtheils und einigen Anmerkungen.* Wie die Sache hier dargestellt wird: so wurden blofse Tractaten als wirklicher Vertrag angenommen, und der angebliche Verkäufer zur Entschädigung verurtheilt, weil er den Vertrag nicht gehalten hatte. Das Rechtsgutachten der Facultät zu F. wird wörtlich eingerückt und mit widerlegenden Noten begleitet. II. *Noch ein Beytrag zum deutschen Facultätsunwesen.* Ist gegen die Facultät zu R . . . n gerichtet, welche einen Rechtsstreit *in possessorio* entschied, obschon darüber kein Streit war. III. *Ist denn die Cabinetsjustiz in unsern Reichslanden noch immer zu Hause?* Eine gründliche Abhandlung über das Widerrechtliche der Cabinetsjustiz nebst einigen Beyspielen aus Bayern. IV. *Ueber die Schädlichkeit der Gesellschafts- Glücks- und Hazardsspiele, nebst Vorschlägen, ihnen durch Polizeyverfügungen zu steuern.* Nach Anführung der fremden und einheimischen Gesetze gegen das Spielen und der Prüfung derselben werden gegen Hazardspiele nebst Confiscation des vom Banquier ausgelegten Geldes, Gefängnifs, Verlust des Rechts der Gastwirthschaft und gegen Pächter derselben Zuchthaus vorgeschlagen: sollte das letztere nicht zu hart seyn? V. *Bemerkungen über das Vaterland des Irnerius*, von *Böttger*. Mit einem grofsen Aufwande von Belesenheit wird hier sehr gründlich gegen Sarti gezeigt, dafs Irnerius ein Deutscher war. Unter VI. sind verschiedene wichtige und unwichtige neuere deutsche Verordnungen, unter VII und VIII. zwey französische Gesetze über die Form der Rechtsstreite, wie auch Maas und Gewicht, unter IX—XIV. verschiedene minder bedeutende Sachen geliefert. XV. *Ueber Collision der Rechte und deren Beseitigung: gründliche Erinnerungen gegen Erhards Kritik des preussischen Gesetzbuchs* S. 304. Nr. XVI. enthält den Schluss zur Errichtung einer Cammer des Avoués bey den französischen Gerichten.

Februar: I. *Kann die Absicht des Feinds, der Inhalt oder die Art und Weise der Contribution oder Requisition zum rechtlichen Maasstabe bey der Repartition der Kriegsschäden zum Grunde gelegt werden?* Diefs wird mit befriedigenden Gründen meist nach Weber verneint. II—IV. enthält Recensionen dreyer die Pfalz betreffenden Schriften. V. *Ist der Staat im allgemeinen und insbesondere der pfälzische Staat aus rechtlichen Gründen verbunden, die überrheinischen Staatsdiener zu entschädigen* u. s. w. Nach einem entworfenen höchst traurigen Bilde der Lage dieser Staatsdiener, wird die Frage mit vollem Rechte und sehr überzeugenden Gründen bejaht. VI. *Ueber das Eigene der Odenwäldischen Hubenverfassung, besonders im rheinpfälzischen Oberamte Lichtenfels.* VII. *Ueber eine Unartigkeit und zwey Unbilligkeiten der bömischen Gesetze gegen das schöne Geschlecht*. Ein mehr artig und witzig als gründlich geschriebener Aufsatz; die Unart besteht in der Unfähigkeit der Weibspersonen zum Testamentszeugnisse, die Unbilligkeiten betreffen die Intestaterbfolge der Witwen, und die Erbsteuer, die von dem geerbten Vermögen eines Ehegatten mufs entrichtet werden. VIII. *Sammlung merkwürdiger kurpfälzischer Verordnungen seit dem Regierungsantritte Maximilian Joseph.* Diese gröfstentheils musterhaften Verordnungen sind es im hohen Grade werth, zur Kenntnifs des gröfsern Publicums gebracht zu werden. Sie betreffen die Veredlung des Standes der Staatsdiener und die Organisation der General-Landesdirection. IX. *Neueste Verfolgungsgeschichte und actenmäfsiger Ketzerprocefs des würdigen Thaddäus Dereser.* Dieser verdienstvolle Gelehrte konnte nur mit vieler Mühe einen Lehrstuhl in Heidelberg erhalten, und nach-

nachdem diess gegen die Cabalen des Obscuranten durchgesetzt war: so ward er von diesen wegen angeblich gelehrter ketzerischer Sätze angeklagt, wogegen er sich aber vollkommen rechtfertigte. Der *Entwurf* (Nr. X.) *einer Instruction für eine pfälzische Kriegsschäden- und Kriegsschulden-Tilgungsdeputation* enthält sehr viele gute Grundsätze, nur führt diess Project zu sehr verwickelten und weit aussehenden Geschäften, z. B. zur gänzlichen Umänderung des bestehenden Steuersystems, wodurch freylich die Regulirung des Hauptgeschäftes sehr aufgehalten würde.

März: I. *Processgeschichte über Vogels plötzliche Verabschiedung vom Hoftheater zu Mannheim.* Dieser Aufsatz scheint nicht wohl in ein juristisches Journal zu gehören. II. *Sind die Executoren reichsgerichtlicher Urtheile an die Worte der Urtheile gebunden, oder dürfen sie dieselben nach Zeit und Umständen abändern?* Es wird aus den Reichsgesetzen gezeigt, dass die erste Frage zu bejahen sey. III. *Nachricht von den Landrechten der Markgrafschaft Baden.* IV. *Von Pertinentien und deren Reunion überhaupt und insbesondere nach den braunschweig-wolfenbüttelschen Gesetzen.* Dieser Gegenstand wird ganz nach gedachtem Landrechte behandelt; vom gemeinen Rechte kommt nichts vor. V. *Reichskammergerichtliche Entscheidung darüber, ob ein von reichsgerichtlichen Urtheilen ergriffener Recurs effectum suspensivum habe, und eine Litispendenz bey dem Reichstage bewirke.* In dieser gründlichen Abhandlung wird ein den Hn. von *Berlepsch* betreffender Rechtsfall erzählt, und dem Recurse der *effectus suspensivus* mit allem Rechte abgesprochen. VI. *Etwas über das Hagestolzenrecht in der Pfalz.* Es wird behauptet, dass ein solches nicht existire. VII. *Noch etwas über das deutsche Facultätswesen mit Verbesserungsvorschlägen von einem Facultisten.* Als vorzügliche Fehler werden angegeben: Vertheilung der Acten nach dem Turnus, Mangel aller Controlle, Abfassung des Schlusses durch Circuliren der Acten statt collegialischer Berathschlagung. Die Vorschläge zur Verbesserung verdienen alle Beherzigung. IX. *Lyceum der Jurisprudenz in Paris.* X. Vermischte Nachrichten aller Art.

April: I. *Merkwürdiges Rechtsgutachten einer Juristenfacultät, die willkürliche Entlassung eines Staatsdieners betreffend.* Ein eben so gründlicher als geschmackvoller Aufsatz, einer der besten, die in diesem Journale vorkommen. Mit voller Befriedigung wird gezeigt, dass eine solche Entlassung widerrechtlich, unbillig und unpolitisch sey. II. *Ist es denn nach strengem Rechte ausgemacht, dass ein Landesherr die Güter und Einkünfte katholischer Klöster, wenn sie aufgehoben sind, sich nicht zueignen und sie in Domanialgüter verwandeln dürfe?* Es wird sehr gut gezeigt, dass der Staat solche Güter dem Staatszwecke gemäss als Gemeingut verwenden könne. III. *Zweifel gegen einige Gesetze des preussischen Landrechts über Testamente.* IV. *Wie ist den zwischen landesherrlichen Beamten und Patrimonialgerichten so häufigen Jurisdictionsirrungen vorzubeugen?* Eine Hessische Verordnung hierüber, welche die Sache [illegible]lich erschöpft. V. *Ueber das Recht Abzugsgeld fodern und zu erheben.* In diesem gutgeschrie[benen] Aufsatze wird die Aufhebung dieser Gelder au[s gu]ten Gründen vorgeschlagen. VII. *Ueber die [Vor]theile des mündlichen gerichtlichen Verfahrens au[f dem] Lande in Böhmen.* Die hier sehr weitläuftig a[nge]führten Gründe haben Rec. von den Nachth[eilen] dieses Verfahrens nicht überzeugt, und er glaub[t ge]wiss, dass das schriftliche Verfahren die Process[e] wiss weitläuftiger und theurer machen würde. *Einige kurpfälzische Verordnungen, von dene[n] über den Recess bey Justizcollegien mit Recht m[...]haft genannt wird.* IX. *Preisaufgaben des Nati[onal]instituts in Paris.*

May: I. *Kurzer Abriss der testamentarischen [Succ]essionslehre und der Schenkungen nach den ne[uen] Gesetzen in Frankreich.* Ein sehr gut geschrieb[ener] Aufsatz. II. *Gedanken über das Rechtstheorem des [...]lismus: die Einquartierung ist eine Reallast u. s. [w.]* [In] dieser gründlichen Abhandlung zeigt Hr. *Werne[r aus]* dem römischen Rechte, und der Analogie, das[s die] Einquartierungslast dem Hauseigenthümer a[llein] nicht aufgebürdet werden könne, sondern auf [dem] gesammten Vermögen der Staatsmitglieder h[afte;] am Ende wird die völlige Einquartierungsfrey[heit] des Residenzortes des kaiserl. Kammergerichts ge[gen] *Gumprecht* vertheidigt. III. *Bruchstücke über J[ustiz] und Polizey in Spanien.* Auffallende Beyspiele, [wie] schlecht es mit beiden in Spanien beschaffen sey. *Abriss der Polizeyverfassung im königl. preussi[schen] Fürstenthum Anspach.* Sie zeichnet sich durch sehr pünktliches Detail aus, welches hier gut da[rge]stellt wird. Nr. V. liefert Auszüge neuer Ges[etze] aus verschiedenen deutschen Landen. VI. *Vorsc[hlag] zu einem Intelligenzblatte für Gesetze und Verord[nun]gen besonders für die pfälzischen Lande.* Verdien[t al]lerdings erwogen zu werden.

Junius: I. *Fürstl. Schwarzburg-Rudolstädti[sche] oberherrschaftliche Vormundschaftsordnung vom 2[...] Octobr. 1797.* Eine sehr gründliche Beurtheil[ung] dieses vorzüglichen Gesetzes, von Hn. *Sch[...] Phiseldeck.* II. *Noch einige Bemerkungen über [das] deutsche Facultätsunwesen.* Es wird vorzüglich [die] Juristenfacultät zu Helmstädt als Muster aufgest[ellt] und eine Prüfung über die in den vorigen He[ften] gemachten Verbesserungsvorschläge angestellt. *Vorrede zu dem Entwurfe des französischen bürge[rli]chen Gesetzbuchs.* Die Vff. geben hier eine eben [so] gründliche als angenehm geschriebne Rechensch[aft] und Uebersicht ihrer gelieferten Arbeit. IV. *Ue[ber] die neue Ministerialorganisation in den pfalzbaiersc[hen] Erbstaaten.* V. (französisches) *Gesetz über die Ver[fol]gung der Verbrechen in Criminal- und Zuchtpoli[zey-] Fällen vom 7. Pluviose J. 9.* VI. *Edle Handl[ung] im Frauenkloster zu Herrnalp.* Dasselbe schaffte [den] bisher gewöhnlichen Tod- und Fröhnenfall ab, [der] den Unterthanen sehr lästig war. VII. *Ueber die [...]*

theilung der Gemeindegründe in Bayern. Eine kurfürstliche Verordnung, wodurch diese Vertheilung begünstigt wird. VIII und IX. sind zwey unbefriedigende Aufsätze über die Gewährzeit beym Pferdehandel, und die Veräusserung von Gütern der Minderjährigen ohne ein *decretum de alienando*. — Jedes Heft hat auch ein paar Blätter Intelligenzblatt, worin meist neue Schriften angezeigt, hie und da auch Berichtigungen geliefert werden.

Tübingen, b. Cotta: *Das Wichtigste von den Rechten und Verbindlichkeiten Wirtembergischer Bürger in ihren öffentlichen und Privatverhältnissen.* Ein Auszug aus den Wirtembergischen Gesetzen zum Gebrauch jedes Bürgers, und besonders der Ortsvorsteher bestimmt. Von *Heinr. Ernst Ferd. Bolley,* Amtschreiber zu Waiblingen. 1801. 317 S. 8.

Die erste Anlage des Buchs scheint auf einen ganz eigenthümlichen Zweck berechnet gewesen zu seyn; es sollte allem Ansehen nach eine angemessene Lectüre für die sogenannten Ruggerichte werden. Erst im Verfolg der Bearbeitung dehnte der Vf. seinen Plan aus, und nahm nun die weitern Belehrungen, die er geben wollte, theils in Parenthesen, theils in Noten auf. Nur in der Uebergehung der in der Eheordnung enthaltenen Gesetze — diese pflegt jährlich von den Kanzeln verkündigt, nicht bey den Ruggerichten vorgelesen zu werden — und der meisten Verordnungen gegen den Missbrauch der anvertrauten Gewalt, den sich Beamte und Ortsobrigkeiten erlauben, auch in der Weglassung einiger besondern Rechte des Wirtembergers, deren Erwähnung bey Ruggerichten vielleicht nicht an ihrem Orte seyn würde, entdeckt man noch Spuren der ursprünglichen Absicht des Vfs. Die Schrift leistet übrigens den Foderungen so ziemlich Genüge, die man an ein Werk dieser Art macht. Der Vortrag ist deutlich, fliessend, und einige Noten abgerechnet, die bloss für den Gelehrten bestimmt zu seyn scheinen, auch dem gemeinen Bürger verständlich; zumal wenn das Buch künftig von geschickten Schullehrern beym Schulunterrichte gebraucht und erläutert werden sollte. Eine streng systematische Ordnung darf man in einer solchen Schrift nicht erwarten. Indessen sind doch die Materien ziemlich gut geordnet. Auch wo man die Stellung derselben weniger natürlich findet, da erleichtert nicht nur die vorangeschickte Uebersicht über den Inhalt, sondern noch mehr das angehängte ausführliche Register das Nachschlagen. Wir vermissen überdiess nur weniges, was keinem Wirtemberger von dem Staats- Polizey- peinlichen und bürgerlichen Rechte seines Vaterlandes unbekannt bleiben sollte. Das Buch theilt sich in vier Hauptstücke. Nach einer *Einleitung*, welche die Darstellung der Rechte und Verbindlichkeiten der Wirtemberger überhaupt enthält, handelt das *erste* Hauptstück von den Pflichten, welche die Unterthanen in ihrem öffentlichen Verhältniss gegen den Regenten, den Staat und die Gemeinde zu erfüllen haben. Die Einleitung sowohl als dieser Abschnitt sind unverhältnissmässig kurz ausgefallen, weil hier der Vf. auf eine schon vorhandene Schrift: „die Pflichten und Rechte des wirtembergischen Bürgers von *Gutscher* hinweisen konnte. Das *zweyte* Hauptstück hat die Aufschrift: „von den wechselseitigen Verbindlichkeiten, welche aus dem Verhältniss der Bürger „gegen einander selbst entspringen." Im *dritten* Hauptstück wird von vermischten Verbindlichkeiten, welche aus verschiedenen Polizey- und andern verwandten Gesetzen entspringen, gehandelt. Das *vierte* Hauptstück enthält Einiges aus dem bürgerlichen Rechte, oder von der Art und Weise, „auf welche gewisse Rechte und Verbindlichkeiten erworben, und den Bedingungen, unter welchen sie ausgeübt werden können." Die Hauptfächer des zweyten Abschnitts entlehnte der Vf. aus Funke's Lehrbuch für Bürgerschulen. Ueberall sind in den Noten die gesetzlichen Quellen genannt, aus denen die Angaben des Texts geschöpft sind. — Wir haben schon oben bemerkt, worin die Unvollständigkeit einiger Abschnitte ihren Grund haben möge. Indessen lässt es sich doch durch die erste Anlage der Schrift oder durch das Daseyn der Gutscherschen Schrift nicht ganz rechtfertigen, wenn z. B. nirgends angeführt wird, dass auch das Verhältniss der Leibeigenschaft den in demselben stehenden Wirtemberger nicht hindere, nach Gefallen auszuwandern, und dass der Auswandernde keine Nachsteuer oder andere Gebühren zu entrichten habe (Wirtemb. Erbv. v. J. 1770. Cl. I. Gr. 9. §. 1. n. 2.), dass kein Wirtemberger genöthigt werden könne, in einem seiner Gebäude nach Salpeter graben zu lassen (h. Resol. v. 17. März 1798. in der offic. Zeitschr. der Landtag im H. Wirtemberg VI. H.), dass Steinbrüche dem Eigenthümer des Grundstücks gehören (Berger El. Jur. publ. Wirt. §. 323.), dass die Gewerbsfreyheit des Wirtembergers durch kein Monopol beschränkt werden dürfe (Wirt. Erb. Cl. IV. §. 4.), dass niemand ohne herrschaftliche Erlaubniss eine Mühle an einem öffentlichen Flusse anlegen dürfe u. s. w. Auch dürften noch manche Gegenstände des bürgerlichen Rechts übrig seyn, die für den gemeinen Bürger gleiches, wo nicht ein höheres praktisches Interesse haben, als viele von denjenigen, über welche er in dem vierten Hauptstücke und in mehreren Stellen der vorhergehenden Abschnitte Belehrung findet. Wir wollen nur bemerken, dass der Vf. nichts von Leih- Pacht- und Miethcontracten, nichts von Gesellschafts- und Bevollmächtigungs-Contracten, nichts von Leibgedings-Verträgen, nichts von Testamenten und Vermögens-Uebergaben der Aeltern, nichts von dem älterlichen Nutzniessungsrechte u. dgl. erwähnt hat. Ein Anhang des Buchs enthält drey Formulare, die als Vorhaltungen bey Eidesleistungen gebraucht werden können. Sie sind aus einer königlichen preussischen Verordnung wegen zweckmässigerer Einrichtung der Eidesleistungungen ausgezogen.

STAATS-

STAATSWISSENSCHAFTEN.

London, b. Shaw: *Observations on a late publication intitled: A Treatise on the police of the Metropolis by P. Colquhoun*, by a Citizen of London: but no Magistrate. 1800. VIII. und 97 S. (18 gr.)

Da *Colquhouns* Werk von Hn. Doctor *Volkmann* unter dem Titel: „*Ueber Londons Polizey* etc. übersetzt und den Deutschen bekannter geworden ist: so verdienen diese Beobachtungen auch unter uns einige Aufmerksamkeit. Der Vf. giebt in der Vorrede einige Winke zu *C's.* Nachtheil, indem er sagt, dass es Leute gäbe, die während sie sich einbildeten, blofs aus Eifer und Menschenliebe zu handeln, im Grunde von Vorurtheilen, oder von irgend einer Leidenschaft geleitet würden, die noch weniger zu entschuldigen wäre. Auch gäbe es Leute, die an den Anblick von Verbrechen und Verbrechern so gewöhnt wären, dass sie an nichts anderes dächten, und so gegen einen grofsen Theil der Menschheit misstrauisch wären. Er wirft dem berühmten Friedensrichter vor, dass er die niedrigen Stände schlimmer geschildert hätte, als sie wirklich wären. Er fragt ihn, ob es weise war, angenommen, dass alle das Uebel wirklich existirte, es öffentlich bekannt zu machen, und seine Mitbürger damit zu beunruhigen? Dabey ruft er mehreremale aus: Was müssen wohl Fremde von uns denken! (eine Frage, die bey Untersuchung der Wahrheit nie in Betrachtung kommen muss). Eben so meynt er, dass der Vorwurf, den Colquhoun den Geschwornen (Juries) macht, dass sie oft nach einem falschen Mitleiden handelten, viele nachtheilige Folgen haben könnte (welche uns aber eben so wenig abhalten sollen, einen wichtigen Gegenstand gründlich zu erforschen: denn sonst gäbe es am Ende wenig Wahrheiten, aus deren Bekanntmachung nicht irgend jemand nachtheilige Folgen ziehen könnte). Der [illegible] hat Achtung für das, was der Friedensrichter [illegible] eigener langer Erfahrung angiebt; meynt aber, [illegible] habe auch bisweilen aus andern Quellen geschö[pft] und diese werden für trübe erklärt. — Die nied[rigen] Menschenclassen werden vertheidiget, und es w[ird] gesagt, dass Colq. ihnen Unrecht gethan habe. [Ge]gen die Anführung, dass ein Theil der Londo[ner] Leckereyen von den Armen gekauft würde, [be]hauptet der Vf., dass viele Armen sich nicht ein[mal] die Nothwendigkeiten des Lebens verschaffen kö[nn]ten. (Beyde Behauptungen können wahr seyn [und] vollkommen mit einander bestehen; denn die Z[ahl] der Armen in London ist sehr grofs, und sie sind [von] verschiedener Art). — Indem der Vf. die Ar[men] mit Wärme vertheidiget, thut er bittere Aus[fälle] auf die Reichen (die nicht hieher gehören), und [auf] die Handhabung der Gesetze; die Beyspiele a[ber], die er für den letztern Vorwurf anführt, sind [aus] frühern Zeiten, in welchen die Richter noch [von] der Krone abhiengen. Am heftigsten widersetzt [sich] der Vf. der Abänderung der alten Gesetze in R[ück]sicht auf die Polizey und gegen den neuen Geri[chts]hof, dessen Errichtung Colq. vorschlägt. (A[ller]dings würde das grofse Publicum einen Theil [sei]ner Rechte und Freyheiten aufgeben müssen, d[ie es] jetzt geniefst, aber der gute Bürger würde dad[urch] gewinnen; da er hingegen jetzt so oft durch [Ver]brechen beeinträchtiget wird, denen bey den ge[gen]wärtig bestehenden Gesetzen nicht hinlänglich [vor]gebeugt werden kann). — Im Ganzen hat [Rec.] mehr willkürliches Räsonnement und unsicher[e Be]hauptungen als treffende Einwendungen gegen [C's] Werk gefunden, und nirgends eine klare Wi[derle]gung irgend einer von dem Friedensrichter [ange]gebnen Thatsache.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kriegswissenschaften. *Schleswig*, b. Röhs: *Ueber Frontangriffe der Cavalerie, auf Reuterey und Infanterie, oder bestimmter: die militärische Frage: Ist es zum Vortheil der Reuterey, bey Frontangriffen auf Infanterie und Reuterey, in der Tiefe von zweyen Gliedern aufzutreten? verneinend beantwortet.* 1801. 38 S. 8. (4 gr.) Der Titel zeiget den Inhalt dieser kleinen Schrift bestimmt genug an, deren Resultat der Vf. aus den bekannten Gesetzen vom Stofs zweyer Körper herzuleiten versucht. Das zweyte Glied soll gleichsam eine zweyte Linie bilden, und deshalb dem ersten zum neuen Angriff in einer Entfernung von 40 Schritt gegen Reuterey folgen, welches jedoch offenbar zu wenig ist, als dass bey fehlgeschlagenen Choc das erste Glied Raum und Zeit hätte, dem zweyten aus dem Wege zu kommen. D[as] [letz]tere wird vielmehr von den in Unordnung zurückg[ekomme]nen Leuten gehindert und höchst wahrscheinlich se[lbst in] Unordnung gebracht werden. Dasselbe findet auch b[eym] Angriff auf Infanterie statt, wo der Vf. den Glied[ern] 25 Schritt Abstand von einander giebt. Der praktisc[h mit] den Wirkungen des Geschützes und mit dem wirklich[en Ver]halten der Reuterey genugsam bekannte Soldat wird gew[iss mit] Rec. manches gegen diese Stellungsart einzuwenden [haben]; indessen erlauben die Gränzen der Anzeige einer so [kleinen] Schrift hier keine weitläuftigere Auseinandersetzung.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 13. Januar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Halle, b. Hemmerde und Schwetschke: *Versuch einer theoretisch-praktischen Darstellung der Wirkungen der Arzneyen*, von *Friedrich Kretschmar*. 1800. 529 S. 8. (2 Rthlr. 10 gr.)

Ganz wahr ist, was der Vf. sagt, dass eine systematische Arzneylehre bis jetzt noch ein eitler Versuch seyn würde; es gebe manche Wirkungen der Arzneyen, die sich entweder gar nicht, oder nicht hinreichend erklären lassen, und selbst im Bekannten liege noch manches Unbekannte. Der Vf. strebt daher, die Wirkungen der Arzneymittel nach ihren Hauptmomenten darzustellen, und die vorgetragenen Lehrsätze dem Heilgeschäfte möglichst anzupassen. (Diess ist noch immer die am meisten pragmatische Behandlungsart der Arzneymittellehre.) Man habe sich vergeblich bemüht, von Arzney, Gift, Nahrungsmittel einen absoluten Begriff aufzustellen. Die letzten unterscheiden sich dadurch, dass sie den Verlust der thierischen Materie zu ersetzen geneigt, ihr homogen, die ersten, die Thätigkeit der thierischen Materie zu verändern geneigt, ihr heterogen sind. (Das scheint uns nicht ganz richtig. Erstlich müssen Nahrungsmittel auch gewissermasen die Thätigkeit der thierischen Materie verändern, sonst müsste der Körper im gleichen Zustande bleiben, wogegen doch das Fett- und Magerwerden streitet. Zweytens können nicht alle Arzneymittel der thierischen Materie heterogen seyn, sonst würden sie die Gesundheit nicht wiederherstellen und Krankheiten heben können. Auch kann ja, wie der Vf. selbst weiter unten angiebt, ein Nahrungs-Arzneymittel, Gift für eine Art der Mischung und Form thierischer Materie nützlich oder schädlich seyn, was für eine andere gerade umgekehrte Eigenschaften besitzt. Endlich ists nicht richtig, dass Nahrungsmittel angenehme Empfindungen, Arzneyen widrige gebe, manchmal ist es gerade umgekehrt der Fall z. B. mit Erdbirnen [*Helianthus tuberosus*] und der Salpeter- oder Essignaptha.) Zu den vorzüglichsten Giften werden gerechnet: Arsenik, Phosphor (?) weisse Nieswurzel, Quecksilberpräparate (?) Kanthariden (?) Kupfer- und Zinkvitriol u. s. w. (Schon hieraus ergiebt sich das Schwankende im Begriffe Gift.) Einige nicht giftige Arzneyen nähern sich den giftigen durch ihre heftigen Wirkungen, wie Brechweinstein, Gummigutte u. a. Zu lange fortgesetzte Ekelkur verkürzt als ein langsames Gift die Lebensdauer. (Was könnte man auf solche Art nicht alles unter die Gifte rechnen! Wenigstens müssten dann die Mittel der andern Branche, die stärkenden Reizmittel, Wein, Branntwein [wie es von diesem auch wirklich von *Faust* geschehen ist] eben so gut können dazu gerechnet werden, in so ferne, als sie indirecte Schwäche erzeugen, und die Lebensdauer verkürzen.) Die Arzneymittel werden dem Körper mitgetheilt durch Einsaugung, Durchdringlichkeit und Reizempfänglichkeit. (Auch diese Eintheilung scheint uns nicht fehlerfrey zu seyn. Bey einem lebenden Wesen wird, ausser der elektrischen Einwirkung, kaum eine blosse Durchdringlichkeit angenommen werden können, da auch die kleinsten Theilchen erregbar sind; wenigstens werden die Naphthen, Kampfer u. d. gl. Stoffe gewiss nicht hieher zu rangiren seyn dürfen,) und endlich durch Infusion (Infusion und Transfusion sind Chimären; Einblasen in die Lungen und in den Mastdarm sind nicht Infusion.) Die vorzüglichsten Organe sind Magen, Haut, Nase, Lungen, Mastdarm. Die Gesetze, nach welchen die Arzneymittel wirken, theilt der Vf. in organische, organisch vitale, und Lebensgesetze. (Die letzten sind die allein gültigen, wenn vom lebenden menschlichen Körper die Rede ist. Sie mischen sich immer zu den übrigen, geben diesen die Richtung und machen sie mithin unstatthaft. Auch verirrt der Vf. sich darüber in physiologische Untersuchungen, welche nur uneigentlich hierher gehören.) Zuletzt wird die Eintheilung in Arzneymittel, welche die Thätigkeit der Kräfte vermehren und vermindern, aufgestellt. Die letztern können als secutive Wirkung auch vermehrte Thätigkeit der Kräfte veranlassen. Beide Wirkungen geben abweichende Veränderungen der Lebenskraft vom gesunden oder mittelmässigen (Normal) Zustande derselben, und lassen sich unter die eine, krankmachende Wirkung begreifen. (Wollen wir nicht durch Wortspiele verwirren: so dürften diese Abweichungen zur Opportunität der Sthenie, oder Asthenie nicht als Krankheit angesehen werden; denn die Erregbarkeit ist ja schon von der gesunden abgewichen, und wir wollen sie durch unsere Arzneymittel wieder zum Normalgrade zurückführen. Oder soll die Rede vom gesunden Menschen seyn, was wir doch nicht glauben: so wäre es zwar richtig, diesem geben wir aber keine Arzneyen. Die Phänomene der heilenden Natur hat erst neulichst *Struve* in seinem *Triumpf der Heilkunde* schön auseinander gesetzt, wodurch das Wunderbare derselben verschwindet. Der Vf. bringt sie der *Anima Stahlii* sehr nahe. Auch in Hinsicht auf die ausleerenden Wirkun-

kungen der Arzneymittel, dafs sie vorzüglich durch Ausleerung schadhafter Stoffe wohlthätig wirken, sind wir nicht einerley Meynung mit dem Vf.) Eine Unterabtheilung der Arzneymittel machen diejenigen, welche die Action der Lebenskraft sowohl dem Grade, als der Art nach abändern, reizmodificirende Wirkungen. Hierher gehören a) erregende Mittel, welche die *in gradu* fehlerhafte Aeufserung der Reizbarkeit niederreizen, herabstimmen (erregende Mittel, welche herabstimmen?) ein andermal aufreizen, hinaufstimmen (also bald so, bald entgegengesetzt? Wie vage ist diese Bestimmung der Modalität der Wirkungen der Arzneymittel!) b) Mittel, welche die Irritabilität und Sensibilität unmittelbar schwächen. (Folglich schwächende, nicht erregende Mittel. Das ganze Kapitel scheint uns etwas verworren zu seyn, welches von den allzu vielen Distinctionen herrührt. Wer zu viel distinguirt, verwirrt leicht. Wenn der Vf. sagt, dafs eine und dieselbe Krankheit durch verschiedenartige Mittel könne geheilt werden: so liegt da die *fallacia symptomatum ut caussae* zu Grunde, worüber die Erregungstheoretiker so viel gesagt haben.) Aus den obigen letzten Grundsätzen folgt die Classification der Arzneymittel nach ihren specifischen Wirkungen, über deren Werth oder Unwerth neulichst auch gestritten worden ist. Die Lehre von der Association und Sympathie ist schön und genau entwickelt.

Alle diese, und noch verschiedene, hier nicht anzugebende theoretischen Substrate liegen dem ersten Theile zu Grunde; der zweyte stellt die Wirkungen der Arzneymittel nach den Resultaten der Erfahrung auf — für unsere Zeiten gewifs die bessere und nützlichere Ansicht der Arzneymittellehre! Es sind freylich dabey auch manche Erfahrungssätze aufgestellt, welche nichts weniger als allgemein, folglich jenes Namens nicht ganz würdig sind, z. B. dafs Schwefel die Brechkraft der Antimonialien schwäche, da doch Goldschwefel so leicht Erbrechen macht; dafs Ipecacoanna durch Mohnsaft corrigirt werde, wo doch immer höchst kleine Gaben von jener gegeben werden müssen; dafs China mit Nutzen zu Abführungen gesetzt werde; dafs Quecksilber in kleinen Gaben die Lustseuche am sichersten hebe; dafs erysipelatöse Entzündungen keine Näſse vertrügen, wo jede rosenartige Milchbrust das Gegentheil lehrt; dafs der Russe ohne Nachtheil Scheidewasser statt Arrac trinke u. s. w. Indessen ist die Folgerung richtig, dafs es nicht wohl möglich sey, die Arzneymittel nach ihren Wirkungen, oder nach ihrem therapeutischen Gebrauche (jenes im Allgemeinen doch eher, als dieses) zu classificiren. Eben so mifslich sind die Urtheile über die Wirksamkeit der Arzneymittel aus der Analogie, Chemie, sinnlichen Aehnlichkeit, die Vergleichung der Wirkungen auf die Thierkörper, welche Momente der Vf. alle genau und vortrefflich erwägt. Jede in der Erfahrung gegebene Wirkung einer Arzney stellt eine Combination von Wirkungen dar, (die wir nur nicht genau zerlegen können. Ohne Zweifel eins der nothwendigsten und un[…] gesslichsten Gesetze in der Arzneymittellehre!) aber ebenfalls nicht systematisch geordnet wer[…] können. Der Vf. sucht zwar die mehrfach co[…] nirten Wirkungen der Arzneymittel nach einfac[…] Combinationen darzustellen, giebt aber, selbst n[…] zufrieden damit, im folgenden noch eine Ueber[…] der speciellen Wirkungen derselben nach ihrer […] lichen, chemischen und Wirkungsanalogie, die […] inzwischen, ob sie gleich nicht ohne Interesse […] nicht näher durchgehen können, sondern endlich […] der systematischen Abhandlung über die Arzney[…] tel insbesondere gehen müssen, um auch diese […] germasen kenntlich zu machen. Der Vf. entsc[…] digt, was jedem Leser gleich auffallen muſste, […] rum er entbehrliche neben wirksamen, wenig […] bräuchliche neben stark gebrauchten, sogar unsich[…] zweifelhafte, verwerfliche aufgestellt habe, und […] zeichnet sie nach diesem ungleichen Werthe. […] erste Mittel, wovon die Rede ist, ist *Opium*. Zu[…] die Art, wie es gewonnen wird, sein Geruch, […] schmack, chemischer Gehalt. In den meisten Fä[…] äufsere es eine primitive und secutive Wirku[…] Man beobachtet am häufigsten, dafs es anfangs […] citire, den Puls beschleunige, zuweilen munter […] che und berausche, bald darauf aber, indem […] gleichsam seine Maske ablege, die Irritabilität, S[…] sibilität und Willenskraft schwäche, betäube […] schläfrig mache, den Puls retardire. Diese zwe[…] Wirkung, die herabreizende, überwiege seine h[…] aufreizende, sowohl durch Stärke als Dauer. […] Ueberdiefs schwäche es das Lebensprincip auf e[…] directe, dem narcotischen Princip eigenthümlic[…] Art. Opium mit Vitriolsäure ist eine sehr wirksa[…] Verbindung, durch Nitrum wird die erhitzen[…] Wirkung desselben gemindert. Seine betäuben[…] Wirkung wird durch starke erhitzende Mittel […] scharfe Gifte in etwas abgeändert. Opium verm[…] dert die heftige Erregung stark reizender Substanz[…] daher giebt man es oft mit Salmiak u. s. w. (Es w[…] und mag nun jeder Arzt diese Angaben mit sein[…] theoretischen und praktischen Glauben vergleiche[…]

Die ganze Schrift ist voll scharfsinniger Bem[…] kungen aus vieler Lectüre und eigenem Nachd[…] ken abgezogen, eine vielseitige Ansicht der Wirk[…] gen der Arzneymittel, mehr eine Kritik der Met[…] dologie und Sammlung von Materialien für den d[…] kenden Theoretiker, als ein Handbuch über […] Arzneymittellehre für den praktischen Arzt. Ei[…] Praxis von mehreren Jahren wird den gelehrten […] leicht in den Stand setzen, seiner Schrift auch […] den Praktiker die gehörige Richtung zu geben, wi[…] ihn lehren, sich mit geringeren Ansprüchen an […] scientifische Form unserer Erfahrungswissenschaft […] begnügen, die allzu vielen Abtheilungen, wel[…] nur zweifelhaft machen und verwirren, zu verm[…] den, den menschlichen Körper zwar als ein versch[…] denartig zusammengesetztes, durch das Leben a[…] zu einer selbstständigen Einheit, zu einem unthe[…] bar

baren Ganzen erhobenes Wesen anzusehen, von dessen Wirkungen, Zusammensetzungen, Reizungen wir nur runde Summen anzugeben vermögen u. s. w.

Leipzig, b. Kleefeld: *W. Buchan's Anweisung, ohne Hülfe eines Arztes den venerischen Krankheiten zuvor zu kommen und sie zu heilen.* Nach der zweyten engl. Ausg. frey bearbeitet mit Anmerkungen und Zusätzen versehen, von *J. C. J. Leune.* — *Erstes Bändchen.* 1800. 190 S. 8. (14 gr.)

Das Original kam zu London 1797 unter dem Titel: *Observations concerning the Prevention and Cure of the Venereal Diseases* etc. heraus. Der Uebersetzer hat, wie er sagt, eine zweckmäfsigere Anordnung des Ganzen und genauere Ueberschriften einzelner Rubriken vorgenommen, auch hie und da die Ideen des Vfs. selbst zu vervollständigen gesucht. In diesem ersten Bändchen ist das Werk des Vfs mit einigen Anmerkungen des Uebersetzers enthalten, in einem zweyten will der letzte Zusätze und Recepte mittheilen, was, bis auf die Recepte, recht gut ist. Wirklich sind gute Schriften über die venerische Krankheit, so viel wir derselben auch schon haben, um so mehr mit Dank aufzunehmen, je allgemeiner, und, leider muss der Rec. aus eigener Erfahrung hinzusetzen, je bösartiger dieselbe in der neuesten Zeit geworden ist. Wenigstens kann Rec. nicht von sich rühmen, was der Vf. in der Vorrede sagt, dass ihm nie eine Cur mit Quecksilber misslungen, und er bey allen venerischen Krankheiten ganz glücklich gewesen sey. Der Vf. glaubt, das liege in der Art, wie das Quecksilber gegeben worden sey, Rec. ist aber geneigter, zu glauben, dass es eher in einer Combination mehrerer Krankheitsreize, welche sich von schwächlicher Constitution herschreiben, besonders in der Verbindung skrofulöser Reizung zu suchen sey. Man soll, ist die Meynung des Vfs., bey venerischen Uebeln geschwinde so grosse Gaben Quecksilber geben, dass der Mund davon angegriffen werde, und dann eine Zeit lang mit kleineren Gaben fortfahren. Präservationen seyen hauptsächlich Waschwasser aus reinigenden Ingredienzen, mit Genauigkeit angewandt. Es dient dazu Wasser, worin etwas Seife aufgelöst ist, schwaches alkalisches und goulardisches Wasser, Sublimat in Wasser. Nicht venerische Gonorrhöe habe er mehrmals gefunden. (Die Harnröhre kann zuverlässig von verschiedenartigen Krankheitsreizen afficirt werden, die Diagnosis derselben ist nur schwer und ungewiss.) Zur Heilung der Gonorrhöe empfiehlt der Vf. (höchst gelinde) zusammenziehende Einspritzungen, besonders weissen Vitriol in Wasser aufgelöst, eine Unze Vitriol in vier Unzen Wasser, davon einen Theelöffel voll in eine Tasse Wasser, zwey bis drey kleine Spritzen voll hinter einander fünf bis sechsmal im Tage eingespritzt. (Rec. hat sich der *Hunterschen* Einspritzung mit Nutzen bedient). Nach der Reizbarkeit des Kranken muss diese Einspritzung bald stärker, bald schwächer gemacht, bey starker Entzündung ganz ausgesetzt, und alsdann mit Blutigeln, Aderlässen und dem ganzen antiphlogistischen Apparate verwechselt werden. Bey Verengerung der Harnröhre dienen Bougies, bey Hodengeschwulst, Blutigel, Aderlassen, Opium, Breyumschläge von Hafer- oder Roggenmehl und (warmer?) Essig. Das sicherste Unterscheidungszeichen der venerischen von andern Geschwüren besteht darin, dass sie, wenn kein Quecksilber angewendet wird, nicht, wie andere Geschwüre, heilen; sondern sich immer weiter ausbreiten und schlimmer werden. (Das ist aber gewiss höchst unsicher!) Venerische Geschwüre muss man äusserlich, nur rein und frey von aller Reizung halten, fleissig auswaschen mit Milch und Wasser, verbinden mit trockner, oft erneuerter Scharpie, nicht mit Balsamen, Salben etc. und breiten sie sich aus, so bestreut man sie mit Calomel. Innerlich giebt man sogleich Quecksilber. Der Vf. giebt alle Morgen und Abende zwey Gran verkalchtes Quecksilber mit Brodkrume zu einer Pille gemacht. Wird der Mund in einigen Tagen nicht wund: so giebt er zwey Pillen vor Schlafenszeit und eine des Morgens, und wenn auch diese nicht einen Grad von (anfangendem) Speicheln (was der Vf. für nothwendig hält) bewirken, zwey Pillen Morgens und zwey Abends. Selten giebt er mehr als vier Grane täglich. Nun giebt er einen, zwey Grane fort, und wenn Leibweh kommt, etwas Mohnsaft dazu. Verträgt der Kranke das Quecksilber innerlich nicht: so muss man Salben einreiben. Phimosis muss entzündungswidrig behandelt werden. Wahren venerischen Bubonen geht meistens ein Schanker vorher; sie in Eiterung zu bringen, widerräth der Vf. Eben so wenig hält derselbe die blosse Extinctionsmethode für sicher ausreichend. Der Mund muss nach ihm immer angegriffen werden und eine Zeit lang bleiben. Er braucht gewöhnlich das für sich verkalchte Quecksilber, das milde salzsaure Quecksilber, den Calomel, den ätzenden Sublimat und die Salbe, die letzte doch nie allein in hartnäckichten Uebeln. Sublimat ist besonders bey Hautkrankheiten zu empfehlen. Die Ansteckung der Kinder nimmt der Vf. in der Gebärmutter schon an, nicht bloss beym Durchgange durch die Scheide. Er giebt auch für angesteckte Kinder und Mütter die nothwendigsten Regeln an, die wir aber hier nicht weiter erörtern wollen. Alles, was der Vf. sagt, ist recht gut, obgleich nicht immer nach dem neuesten Geschmacke, vielleicht desto praktisch richtiger und brauchbar.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Everard Home praktische Bemerkungen über die Harnröhrenverengerungen durch Aezmittel,* aus dem Engl. übersetzt und mit Anmerkungen (versehen) von *Sam. Hahnemann.* 1801. 147 S. 8. (16 gr.)

Die Methode, Verengerungen der Harnröhre mit Aezmittel zu behandeln, gründet sich auf einen Vorschlag *Joh. Hunters.* Die Krankheit besteht in einem Krampfe der innern Harnröhrenhaut und ist häufiger in

warmen, als kalten Ländern zu finden. Der Anfang ist gewöhnlich gelinde, die Zunahme geschwind und heftig. Gewöhnlich empfiehlt man dagegen Kerzen, Bougies, welche in den frühern Stadien des Uebels, wo die Membran der Harnröhre in einem nicht sehr reizbaren Zustande ist, die Erweiterung leicht bewirkt; oft aber wiederholt angewendet werden muss. Wenn die Strictur schon alt ist, läſst sie sich nicht wohl erweitern, verträgt auch in die Länge die Kerze nicht. Ist mehr als eine Strictur in der Harnröhre: so haben Kerzen von Bleypräparaten, Wachs und Oel einen Vorzug. In Fällen, wo der Kanal ganz undurchdringlich, oder die Oeffnung so klein ist, dass keine Kerze durchgebracht werden kann, schlug *Hunter* Aezmittel vor. Die Schwierigkeiten, welche sich der Anwendung dieser Mittel entgegensetzten, macht folgende Verbesserungen nothwendig. Man nimmt eine Kerze von der Dicke, dass sie leicht eingebracht werden kann, steckt oben in das Ende derselben ein Stückchen Höllenstein, so dass derselbe an der Oberfläche der Kerze gleich ist, zu den Seiten aber von der Masse der Kerze umfasst wird. Die Kerze wird mit Oel bestrichen, und vor der Anwendung derselben eine gemeine Kerze eingebracht, um den Kanal frey zu machen und die Strictur genau zu messen.

Wenn man auch die ganze Vorschrift, wie sie weitläuftiger bey dem Vf. angegeben ist, aufs genaueste befolgen will: so ist und bleibt die Anwendung auf diese Art immer eine schwierige Operation, die, wenn sie misslingt, sehr nachtheilige Folgen haben kann. Demungeachtet empfiehlt sie der Vf. in noch mehrern Fällen, als der verstorbene *Hunter*; unter andern alsdann, wenn die Verengerung durch gewöhnliche Kerzen nur, wie es oft geschieht, bis auf einen gewissen Grad geheilt, die Harnröhre aber nicht ganz vollkommen erweitert werden konnte. Diese Vorliebe zu seinen Aezkerzen führt den Vf. dahin, dass er behauptet, die feine, gefässreiche, empfindliche innere Haut der Harnröhre könne zum Theil zerstört werden, ohne dass nur einigermaſsen beträchtliche Symptomen davon entständen, ja, dass er die Meynung aufstellt, krampfhafte Beschwerden würden gewöhnlich durch leichte, aber nicht durch heftige Reizungen erregt. Gewöhnlich wendet der Vf. sein Aezmittel einen Tag um den andern, in sehr hartnäckichten Fällen auch wohl alle Tage an. Die Krankengeschichten, welche zu Belegen dienen, sind nicht arm an Interesse, jedoch, wie auch der Uebersetzer bemerkt, nicht immer geeignet, das bündig zu beweisen, was der Vf. damit beweisen will. Wir glauben, dass der Vf. eine zu grosse Vorliebe zu seinem Mittel hat, welchem wir in der Hand eines vorsichtigen Wundarztes seine Wirksamkeit nicht absprechen.

* * *

GOTHA, b. Perthes: *Meister Liebreich.* Ein nützliches moralisches Lesebuch für Volksschulen und bürgerliche Familien. Von *Rudolph Christoph Lossius.* 3ter und letzter Theil. 1801. 220 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. Ergänz. Blätter für 1801. Nr. 103.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Giessen*, b. Braun: *Tractatio de Apoplexia tamquam morbo universali e summa debilitate oriundo*, auct. *Ge. Aug. Dörel.* 1801. 46 S. 8. (4 gr.) Eine Inauguralschrift nach Brownischem Zuschnitte, woran die allgemeinen, schon bis zum Eckel wiederholten physiologischen Principien den ersten, die speciellern ätiologischen vom Schlage den zweyten Theil ausmachen. Apoplexie nennt der Vf. *morbum, qui a caussis corpus debilitantibus ortus ad summum fere debilitatis gradum, qui ad cessationem omnis prope incitationis accedit, jam progressus* u. s. w. Dergleichen Definitionen können unmöglich genugthuend seyn! Die Eintheilung in serösen und Blutschlag verwirft der Vf. mit Recht, wie uns dünkt; eben so die Eintheilung in Blut-Gallen- oder gastrischen, metastatischen und nervösen Schlag. Der Blutschlag sey eine indirecte Asthenie, Folge einer Ueberreizung. Den gastrischen Schlag verwirft der Vf. Wer wird, fragt er, aus einigen gastrischen Zeichen gerade den ganzen Ursprung des Uebels herleiten? Sind ja dergleichen da: so sind sie von der allgemeinen und besondern Schwäche der Digestionsorgane herzuleiten. (Wir wollen darüber nicht disputiren! Gewiss ist, dass viele Schlagflüsse während oder kurz nach den Mahlzeiten kommen.) Der metastatische Schlag gehöre zu den topischen Arten, deren es mehrere gebe und nicht hieher. Man müsse den Schlag in den direct und indirect asthenischen theilen, jener entstehe, wenn die ganze Summe erregender Potenzen bey sehr schwacher, oder angehäufter (*admodum exigua praesente, vel accumulata*) Incitabilität absolut und plötzlich so sehr vermindert werde, dass fast alle Lebensfunction aufhöre. Dergleichen könne beym Wechselfieber, Gicht, Podagra (?) nach Schrecken, Furcht etc. entstehen. Indirecter asthenischer Schlag entstehe von relativer und schleuniger Abnahme der ganzen Summe erregender Potenzen bey fast erschöpfter Incitabilität. (Die Diagnosis reducirt sich auf die bekannten Brownischen Grundsätze, deren Schwäche wenigstens in diesem Punkte nicht geläugnet werden kann. Bey der Erklärung des Vfs. finden wir, dass er bey weitem zu wenig auf das afficirte Organ Rücksicht genommen hat.) Die Anzeigen zur Cur sind die bekannten: bey directer Schwäche flüchtige Reizmittel in kleinen und öftern Gaben; bey indirecter kräftigere in grössern Gaben, oft wiederholt. (Das letzte ist nicht nach dem Systeme, und ist unbestimmt angegeben worden. Mohnsaft, welchen der Vf. empfiehlt, würden wir gerade bey dieser Gattung am wenigsten anwenden.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 13. Januar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Hamburg u. Mainz, b. Vollmer: *Archiv zur Vervollkommnung des Bibelstudiums*, herausgegeben von Dr. *Joh. Lud. Wilh. Scherer*, Pred. zu Echzell im Darmstädtischen. *Ersten Bandes erstes Stück.* 1801. 175 S. 8.

Hiemit beginnt eine neue Zeitschrift für das Studium der Bibel, welche auch den Titel führt: *Exegetische, philosophische und historische Untersuchungen über die Bibel als Beyträge zur Förderung des Studiums derselben von einer Gesellschaft* (Theologen?) Hamburg und Altona bey Vollmer. Warum aber hier Altona und dort Mainz steht, sieht Rec. nicht ein. Die Verschiedenheit des Titels kann schwerlich damit in Verbindung stehen. Dem Herausg. scheint die Klage nicht ungegründet, dass die jüngen Theologen in unsern Tagen über dem allzu grossen Drängen nach Transcendentalphilosophie das Studium der Bibel, so wie die zur Auslegung derselben unentbehrlichen Kenntnisse der griechischen und hebräischen Sprache versäumen, und dass sie in dem Wahne stehen, als hätten sie schon genug gethan, wenn sie die Grundsätze der moralischen Interpretation anzuwenden verständen. Wie nothwendig aber die richtige Einsicht in den wahren Sinn und Geist der Bibel für Theologen bleibe, sey bekannt, und er habe sich mit mehreren Gelehrten vereinigt, das Bibelstudium zu befördern, wovon er hier die ersten Proben vorlege. Wir wünschen dem Vf. Glück zu diesem Unternehmen, und stimmen ihm in seinem Urtheile über den Geist unsrer Zeit völlig bey. Nicht jeder, der Theologie studiert, hat Beruf und Talent, ein Transcendentalphilosoph zu werden, und so lange noch die biblische Theologie gilt, kann ein solcher Theolog nicht ohne Gewalt und Zwang eine Sektenphilosophie durchgängig auf die christliche Theologie anwenden, sondern muss nach wie vor ein Eklektiker seyn. Diess wird um so eher einleuchten, je mehr die Geschichte unsrer Tage zeigt, wie wenig diese oder jene Transcendentalphilosophie auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen kann, und wie klein im Ganzen die Zahl derjenigen seyn mag, die Talent genug haben, mit freyer Geistesthätigkeit in die Tiefen derselben hineinzudringen. Wie wäre es sonst möglich, dass sich die Transcendentalphilosophen bis zur Verwirrung einander selbst nicht verstehen, und dass mit einer Art von Verzweiflung sogar Versuche gemacht worden, das Verständniss und die Allgemeingültigkeit, welche jedoch der Natur der Sache nach nie eintreten kann, zu *erzwingen*. Dagegen begleitet aber die biblische Theologie den christlichen Theologen sein ganzes Leben hindurch, und er kann ohne dieselbe in der Praxis nicht fertig werden. Daher bleibt es seine erste Pflicht, sich gründlich mit dem Sinne und Geiste der Bibel bekannt zu machen, worauf alsdann das Studium der Philosophie folgt, vorzüglich so weit es praktisch ist, und endlich das Studium der Geschichte der christlichen Religion. — Wenn aber der Herausg. sich den Beyfall des theologischen Publicums für seine Zeitschrift erwerben will: so wird er vorzüglich auf eine strenge Auswahl der Aufsätze zu sehen haben, und nicht alles geradezu aufnehmen, was ihm zugesandt wird; eben so auf einen correctern Druck, als der gegenwärtige ist. Gleich anfangs kann freylich noch nicht alles so seyn, wie es wohl seyn sollte: allein man erwartet mit Recht mehr Gediegenheit und Vollkommenheit für die Zukunft. — Der Inhalt dieses ersten Stücks ist folgender: I. *Ueber die innere Oekonomie der Bergrede Jesu vom Prediger Beckhaus zu Gladbach bey Mühlheim am Rhein.* Der Vf. tritt der Meynung bey, welche immer die wahrscheinlichste bleibt, dass hier mehrere Sentenzen aus verschiedenen Reden Jesu an seine Jünger und das Volk an einander gereihet sind, und vertheidigt diese Meynung gegen den Hn. D. *Storr* und Andere mit sehr guten Gründen. Auf den Commentar des Hn. D. *Paulus* ist aber noch nicht Rücksicht genommen. Am Ende sucht er wieder zu trennen, was zu den Jüngern und was zum Volke gesagt seyn mag. Dass eine solche Trennung bey verschiedenen Exegeten immer verschieden ausfallen wird, gesteht der billige Vf. selbst zu. II. *Probe einer neuen Bearbeitung der messianischen Psalmen. Zuerst der 22. Ps.* III. *Der 45. Ps.* IV. *Eine neue Uebersetzung des 45. Ps.* V. *Der 69. Ps. als Probe eines in reinen jambischen Sylbenmaasse übersetzten Psalms.* So wenig der 22te als 45te Psalm sind Weissagungen vom Messias. Der letzte ist ein Lied auf die Vermählung Salomos mit einer Prinzessin, wie gewöhnlich angenommen wird; den 22ten aber hält der Vf. für eine Elegie des *Hiskias* bey dem plötzlichen Ueberfalle seines Landes von Seiten *Sanheribs* mit einem starken Heere. Hiskias hatte gleich beym Antritt seiner Regierung allen Götzendienst vernichtet, und den Dienst Jehovahs nach Anordnung des Moses wieder hergestellt. Er hatte schon mehrere Feinde des Reichs besiegt, und die Propheten hatten ihm eine glorreiche Regierung versprochen, wenn er stets Jehovah ehre. Plötzlich brach Sanherib mit einem grossen Heere in sein Reich

Reich ein, und Hiskias zu schwach, ihm eine gleiche Armee entgegen zu stellen, sah den nahen Untergang desselben vor Augen. Da rief er mit Wehmuth aus: mein Gott! warum verläfst du mich u. f. w. 2 Kön. 19, 15. 22. Man muss gestehen, dass der Vf. seine Hypothese sehr sinnreich durchgeführt hat. Eine Hauptschwierigkeit bleibt nur die, dass dieser Psalm in der ersten Sammlung steht, welche gerade die ältesten Psalmen enthält, die wohl nicht bis in das Zeitalter des Hiskias reichen. In der Erklärung würde manches treffender seyn, wenn der Vf. einen der trefflichsten Interpreten der Psalmen, *Muntinghe*, hätte benutzen können. Wenn z. B. die Benennung *Hunde* auf die Geilheit bezogen wird: so ist diess der Vorstellung des hohen Alterthums nicht gemäss, wo Hunde ein Bild der Unverschämtheit und Beissigkeit waren, wie man aus dem *Homer* sehen kann. Anderer nicht recht passender Erklärungen zu geschweigen. Der 69 Psalm endlich hätte auch in reinen Jamben noch poetischer und rhythmischer übersetzt werden können. Rec. muss daher eine Fortsetzung in dieser unpoetischen Manier widerrathen. VI. *Ueber Jonas im Wallfisch vom Prof. Palmer in Giessen.* In allen Sprachen werden Gewissensvorwürfe mit Sturm und Ungewitter verglichen, dagegen Befreyung davon mit Errettung aus grossen Gefahren. Jonas suchte dem Gedanken, den Niniviten Vorwürfe zu machen, unter allerley Vorwand auszuweichen. Da wurde ihm zu Muthe, wie demjenigen, der sich zur Zeit des wüthendsten Sturms auf einem Schiffe befindet, über den zur Besänftigung der erzürnten Gottheit das Loos geworfen, und der den Seeungeheuern Preis gegeben werden soll u. s. w. Besser wird es wohl seyn, auf diese wunderbare Geschichte als auf eine alte Sage zu reflectiren, der ein Factum zum Grunde liegt, das man aber nicht mehr rein herausfinden kann. VII. *Ueber den Priester- und Prophetenklub der Hebräer von Ottmar.* Unwahrscheinlicher kann kein Bild vom hohen Alterthume werden, als wenn man ihm einen modernen Namen unterschiebt, womit zugleich auch ein Bild der modernen Welt vor Augen schwebt. Freylich ist hier vom Moses an alles so dargestellt, dass aus den alten hebräischen Priestern und Propheten eine Art von Jakobinerklub heraus kommt, wenigstens beruht alles auf Täuschung und Betrug nach Art der modernen Welt. Von diesem Klub und seinen geheimen Machinationen wird alles geleitet vermittelst trüglicher Wunder, besonders von den Präsidenten oder Directoren desselben Samuel, Elias u. s. w. Nebenher wird der Betrug mit den Wundern auf dem natürlichen Wege vollkommen enthüllt, wobey unbekannte brennbare Materialien eine Hauptrolle spielen. Diess ist allerdings neu genug, aber auch die Nachricht nicht minder, dass *Romulus* und *Remus* von einer *Löwin* gesäugt seyn sollen (sonst wusste man nur von einer *Wölfin*), welches vielleicht so zu erklären sey, dass diese Brüder von der Milch einer *zahm gemachten Löwin* ernährt wären, um sie tapfer zu machen. Wer weiss, ob dadurch nicht wirklich ein Löwenmuth entstehen könnte, wenn man erst nur ein Mittel f[...] einer Löwin, die geworfen hat, ohne Le[...] gefahr so nahe zu kommen, dass man sie melken könnte. Doch an solche natürliche E[...]rungen, die wieder eben so wunderbar ble[...] als die Wundersagen der Urwelt selbst, sind v[...] unsern Tagen bereits gewöhnt: allein sie werde[...] eben desswegen auch immer widerlicher, wei[...] überzeugt sind, dass sich die reinen Thatsache[...] keine Weise mehr aus der wunderbaren Sagen herausfinden lassen. Warum will man denn [...] neue wundersame Erklärungen hinzuhäufen[...] Hinsicht dieser ganzen Erzählung und Darst[...] aber giebt Rec. dem Vf. zu bedenken: woher e[...] grössten Theil davon anders wisse, als aus bl[...] Vermuthungen? Ist nun dieses der Fall: so fr[...] weiter, was die Humanität dazu sage, wenn [...] auf blosse Vermuthungen hin namhafte Mensche[...] mögen so lange todt seyn, wie sie wollen, als I[...]ger darstellt, da sie doch eben so gut grosse [...]dienste um ihre Nation gehabt haben können, [...] wahrscheinlich wirklich hatten? Endlich, ob es [...] pflichtmässig sey, solche Vermuthungen, we[...] Einem auch aufsteigen sollten, bey einem B[...] welches nun einmal Religionsbuch ist, und al[...]lig betrachtet wird, lieber zurück zu halten, [...] voreilig dem Drucke zu übergeben? Ueberde[...] jedes Zeitalter seine eigne Art zu denken un[...] handeln, welches alles so viel als möglich aus [...] Gesichtspunkte derselben Zeit beurtheilt werden[...] wenn man ein billiges Urtheil fällen will. Das [...]alter, welches der Vf. beschreibt, war roh un[...] cultivirt; also dachte und handelte es auch [...] Das kann freylich von uns nicht gebilligt, aber [...] nach den Begriffen der Zeit entschuldigt werde[...] leidet eine weit mildere Ansicht, als die der V[...]nommen hat. Es ist daher zu bedauern, dass [...] nicht mehr in den Geist der damaligen Zeit h[...] gedacht hat, um die wahre Lage der Sach[...] ergründen, denn die angegebenen Intriguen un[...]chinationen der Priester und Propheten sind z[...]dern, um für die damalige einfache Zeit zu [...] VIII. *Abweichende Vorstellungen der Schriftstell[...] N. T. über einen und denselben Gegenstand vo[...] Th.* . . Hier zunächst nur über den Aufenth[...] der bösen Geister, und über den Ort, wohin [...] Jus unmittelbar nach seinem Tode begeben hat, [...] aus unter andern das Resultat gezogen wird, [...] wenn auch die Schriftsteller des N. T. in Hinsic[...] *Wissens* verschieden sind, sie doch in Sachen de[...]zens eins waren, in sofern alle auf reine T[...]drangen. In dieser Hinsicht könne man also mit [...] sagen, dass sie alle nur *ein* moralischer Geist ins[...] und beseelte. Alles sehr gut, so dass man di[...]sprochene Fortsetzung mit Vergnügen lesen [...] IX. *Ueber Daniel* 9, 24—27. — also über d[...]rühmte Stelle von den sogenannten 70 Jahrw[...] Der Vf. hält es mit Recht für unmöglich, [...] Orakel unbestimmt angegebenen Zahlen in be[...]tere zu verwandeln. Der Prophet hatte in de[...]

kels des Jeremias gelesen, dass seine Nation lange Zeit, ungefähr 70 Jahre, im Exil bleiben werde. Diese Zahl beschäftigte jetzt seine Seele, aber er weiss nicht, ob um diese Zeit das Exil auch aufhören werde. Darum spricht er mit Fleiss noch dunkler als Jeremias, damit man ihn nicht eigentlich verstehen möge. *Siebenzig sieben* soll unbestimmt noch eine lange Zeit bedeuten u. s. w. Allerdings lässt sich die Sache so recht gut denken, und Rec. stimmt wenigstens darin mit dem Vf. überein, dass hier absichtlich alles *unbestimmt* seyn soll.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in d. Baumgärtner. Buchh.: *Geheime Strategische Instructionen Friedrichs des Zweyten, an seine General-Inspecteurs.* (1801.) 44 S. 4. und 1. Bl. Zueignungsschrift nebst 31. Plans in Querfol. (15 Rthlr.)

Lange vorher, ehe noch die Kriegskunst zu dem Range einer Wissenschaft erhoben ward, übte man sie empirisch, und die Strategie gehört unstreitig zu denjenigen ihrer Theile, die am frühesten bearbeitet wurden. Sobald die Menschen ihre Kräfte zum wirksameren Angriff des Feindes, oder zur wechselseitigen Unterstützung gegen den Angreifer vereinten; waren auch die Anführer darauf bedacht, die mannichfaltigen Umstände des Terrains zu benutzen, um dem Feinde — gegen seine Wurfwaffen gedeckt — sich zu nähern; oder seiner angreifenden Uebermacht desto besser die Spitze bieten zu können. Diese Benutzung des Terrains zu einer guten, vielleicht unangreifbaren Stellung, blieb jedoch lange nur das Eigenthum der helleren Köpfe; niemand aber dachte darauf, die Regeln, auf denen sie beruhete, in ein System zu ordnen, oder auch nur zum Besten seiner Kunstverwandten nieder zu schreiben. Daher die so seltenen Beyspiele von einem richtigem Gebrauche des Terrains; daher die stete Beybehaltung der einmal hergebrachten Schlachtordnung; ohne Hinsicht darauf, ob sie dem Terrain anpasse, oder nicht.

Es lässt sich aus den bis jetzt bekannt gewordenen Datis nicht mit Zuverlässigkeit bestimmen: ob vielleicht *Gustav Adolph*, dem die Kriegskunst so viel verdankt, sich nicht auch in diesem Fache verdient machte? Gewiss aber ist es, dass König *Friedrich II.* von dem Augenblicke an, wo er durch die Eroberung Schlesiens den ersten Grundstein zu seinem künftigen militärischen Rufe legte, darauf bedacht war, auch diesen Zweig der Kriegskunst möglichst zu bearbeiten. Schon in seinem früheren *Unterrichte für seine Generals* dringt er überall auf zweckmässige Benutzung des Terrains. Er bildete diese Lehre in der Folge immer mehr und mehr aus, und so entstand die gegenwärtige Instruction, die bey der Preussischen Armee selbst ausserordentlich geheim gehalten, und nur wenigen anvertrauet ward. Der Herausgeber verdient daher um so mehr den Dank des militärischen Publicums, dass er durch die Bekanntmachung derselben auch die Officiere anderer Armeen in den Stand setzte, die Vorschriften des grossen Feldherrn zu benutzen.

Pl. I. und II. sind Stellungen auf Bergen, wo vorzüglich die letzten auf gute Besetzung aller Schluchten deutet; eine Vorsicht, durch deren häufige Unterlassung in dem eben beendigten Kriege die Armee von den zwischen sie eingedrungenen feindlichen Kolonnen zerstückelt und theilweise geschlagen ward. Auf Pl. III. vermisste Rec. die in der Erklärung auf dem rechten Flügel des Lagers bey B. angegebene Ueberschwemmung, die auch schon durch die zu hoch gezeichneten Ufer des Flusses unmöglich wird. Pl. IV. und V. sind Belege zu jener bekannten Neigung des Königs, alle defensive Stellungen in offensive zu verwandeln. Lässt der Feind sich, wie es nicht unwahrscheinlich ist, durch die zuerst genommene Stellung täuschen: so wird seine Niederlage eine unausbleibliche Folge davon seyn. Denn während er im Begriff ist, das diesseitige Heer anzugreifen, muss ihm ein so unerwarteter Flankenangriff um so nachtheiliger werden. Das Lager Pl. VI. ist durch die Kunst, das Pl. VII. aber durch die Natur unangreifbar gemacht, wenn man anders nicht Mittel findet, den Feind heraus zu manöuvriren. VIII bis XI. sind Stellungen auf wirklichem Terrain, und deuten vorzüglich auf zwey Punkte: dass man ausgedehnte Positionen nicht durch vereinzelte Truppenabtheilungen decken, sondern seine Stärke immer zusammenhalten müsse, um dem Feinde da, wo er durchbrechen will, mit seiner ganzen Macht entgegen zu gehen und ihn zu schlagen; und dann, dass man bey jeder Stellung unerlässlich auf die Sicherstellung seiner Flanken bedacht seyn muss, welches hier entweder durch Begünstigung des Terrains, oder durch eine gute Reserve, oder aber durch ein besonderes, in die Flanke gesetztes Corps erreicht wird. Das letztere ist auch bey dem Angriff auf einen Flügel des Feindes Pl. XII. der Fall; Pl. XIII. aber hat die in der Ebne en Echelon angreifende Armee ein Quarree von 4 Bataillonen zu seinem Anlehnungspunkte. XIV. stellt eine sehr glückliche Idee dar: während der Feind die vor der Fronte liegenden Verschanzungen angreift, die hinter denselben in einer Niederung stehende Armee wegzuziehen, und ihm selbst damit in die Flanke und in den Rücken zu gehen. XV—XX. Ueber den Angriff fester Positionen, durchgehends auf Manöuvres gegen die feindlichen Flanken, und auf ein dadurch erhaltenes kreuzendes Feuer berechnet. XXII. lehret den Uebergang des Feindes über einen Fluss durch eine gute Position vor dem letzten zu hindern. Nur auf diese Weise wird man seine Absicht erreichen; nie aber durch hinter den Fluss gesetzte kleine Posten, die überall zu schwach sind, dem Feinde zu widerstehen, und zu weit von einander entfernt, um sich schnell genug zur nachdrücklichen Gegenwehr vereinigen zu können. XXIII. und XXIV. Uebergang und Rückzug über einen Fluss mit den bekannten Anordnungen. XXV. Wie der Marsch einer Armee durch ein seitwärts detaschirtes Corps zu decken ist,

ist, das immer neue Positionen nimmt. XXVIII. Rückzug einer Armee von Königsgrätz, und Anordnung zum Angriff derselben.

Rec. erlaubt sich weiter keine Bemerkung über diese lehrreiche Sammlung, als dass der König bisweilen zu viel auf die Unthätigkeit des Feind[illegible] rechnen schien; obgleich man überall die A[illegible] zu den wirksamsten Gegenvorkehrungen entd[illegible] im Fall der Angriff abgeschlagen werden sollte,

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Ohne Druckort: *Freymüthige Beyträge über den Frieden zu Luneville, zur Reichstagsberathschlagung über Entschädigung und Säcularisation.* 1802. 88 S. 8. (6 gr.) Schon wieder ein Commentar über den Frieden zu Luneville, und insbesondere den VII. Art. desselben; ein Commentar, der, obgleich etwas verspätet, doch eben dadurch in Hinsicht auf Reife und Unpartheylichkeit den Sieg über seine Vorgänger gewonnen zu haben scheint. Obgleich erst für das Jahr 1802 bestimmt, wurde derselbe doch noch vor dem letzten Reichsgutachten vom 2. Octbr. v. J. gedruckt, wie sich aus einer Stelle S. 25. ergiebt. Im Hauptwerk stimmt der ungenannte Vf. mit dem *doctrinellen Ausleger* des VII. Friedensartikels überein, von dem er in der Einleitung sagt, dass er die undankbare Mühe übernommen habe, die Mittelstrasse der Gerechtigkeit und Billigkeit zu erforschen, und die allgemeine Vereinigung auf Erhaltung der Reichsverfassung zu befördern. Er ist jedoch in seinen Urtheilen noch mäfsiger, berichtiget manche gewagte Sätze jenes Verfassers, und giebt der Sache einige neue Ansichten, um das Schicksal des leidenden Theils zu mildern. Die Abhandlung zerfällt in VII Abschnitte: I. *Von dem Einfluss des Luneviller Friedens auf das deutsche Staats- und Völkerrecht.* Durch denselben sey die staatsrechtliche Frage, an die sich vorher noch kein Rechtsgelehrter gewagt habe, zuerst entschieden worden: ob das deutsche Reich seinen Mitständen ihren Verlust aus einem unglücklichen Kriege zu ersetzen schuldig sey? — Selbst der Münsterische und andere Friedensschlüsse, worin ein und andere Entschädigung festgesetzt worden, hätten diese Frage nicht bestimmt; denn in allen diesen Fällen hätten nie Kaiser und Reich allein unter sich und mit den einzelnen Ständen gehandelt, sondern fremde Mächte hätten ihre Hände im Spiel gehabt. (Ist dieses aber nicht auch jetzt der Fall? Und läfst sich wohl behaupten, dass die Mehrheit der Reichsstände, ohne fremden Zwang, jenes Postulat genehmiget habe? —). Der Vf. findet das Entschädigungsprincip *wohlthätig*, weil die Paciscenten durch ihre gemeinsame Fürsorge den Keim zu innern Unruhen und anarchischen Auftritten erstickt hätten, weil die Furcht vor fernerer Anwendung dieses Princips, jeden Reichsstand von aller Einmischung in die Politik fremder Mächte abschrecken, mithin die in diesem Fall so wichtige Stimmfreyheit befestigen, und die Möglichkeit eines Reichskriegs, wobey das Reich von jeher zu kurz gekommen sey, entfernen werde. II. *Von der Auslegung des Luneviller Friedens in Absicht auf Entschädigung.* Bey der bisherigen verschiedenen Auslegung, sey eine authentische Bestimmung der Paciscenten vor der Thür, deren gefährliche Folgen zu vermeiden, die Reichsstände sich über das Entschädigungswerk ungesäumt vereinigen, und dem Reichs-Oberhaupt, welchem an der Erhaltung der Reichsconstitution am meisten gelegen sey, unbeschränkte Vollmacht dazu ertheilen sollten. III. *Von dem Subject, das Entschädigung leisten solle.* Der Luneviller Friede verweise dieserhalb auf die Rastädter Verhandlungen, welche aber nicht positiv bestimmten: ob die Entschädigung *ganz allein durch Säcular[isation]* geschehen solle? — Das Ende des Congresses zu Rasta[dt sey] offenbar den französischen Ministern gekommen, ehe [si]e der Reichsdeputation in die von ihr vorbehaltene nähe[re Un]tersuchung getreten, und sich über feste Grundsätze [verglei]chen hätten. Jene Frage müsse also nach dem Vorbeha[lt die]ser Deputation entschieden oder verglichen werden. Hi[er] seyen nun die Gründe für die Gesammtverbindlichke[it des] Reichs zum Schadenersatz überwiegend; und jene St[ände,] welche durch frühen Rücktritt von dem gemein bel[iebten] Schauspiel des Krieges Millionen gewonnen oder erspar[t hät]ten, würden ihren Beytrag desto leichter aufbringen kö[nnen.] Diejenigen evangelischen Stände, die noch Kirchensc[hätze] von Millionen unter Leitung eines Kirchenraths, una[bhän]gig von ihren Domainen-Kammern, besässen, die noch [evan]gelische Prälaten unter ihren Landständen hätten, mö[chten] wohl auf ihrer Hut seyn; denn auch diese Besitzungen [seyen] noch nicht weltlich, und könnten zur Säcularisations[masse] gezogen werden (11). IV. *Von dem Subject, das entschä[digt] werden soll.* Der bedungene Fürstenstand schliesse die Re[ichs]grafen, ungeachtet ihrer fürstlichen Curiatstimmen, [aus,] weil der Verlust einzelner Glieder, nicht gleich dem V[erlust] der ganzen Cur[ie], also noch nicht der Verlust eines Fü[rsten] sey. (Diess V[erhä]ltniss dürfte wohl weder *historisch*, [wenn] man den zufälligen Ursprung dieser Curiatstimmen erwä[gt,] noch auch *physisch*, im Vergleich mit so vielen minder[mäch]tigen Fürsten, richtig seyn). Hierbey wird der doctr[inelle] Ausleger getadelt, dass er den geistlichen Fürsten, im [Säcu]larisationsfall eine Entschädigung zuspreche, da ihnen nur ein standesmäfsiger Unterhalt gebühre. V. *Von dem [Ob]ject, für welches Entschädigung geleistet werden soll.* N[ur der] Besitzstand zur Zeit des geschlossenen Friedens sey z[u ent]schädigen, nicht der Werth der Besitzungen vor dem K[riege,] nicht der Verlust während desselben; nicht mittelbar[e] vorhin unter französischer Hoheit gestandene Besitzu[ngen,] wohl aber die Landeshoheit, als welche von dem Wert[he] mittelbarer Reichsgüter untrennbar sey. Auch hier wir[d der] doctrinelle Ausleger mit guten Gründen widerlegt. VI. [Von] *dem Object, woraus die Entschädigung zu leisten ist.* Di[e] wahl der Entschädigungsmittel stehe nicht bey den verl[ieren]den Erbfürsten, sondern bey den Ständen, die entschä[digen] müssen. Geistliche und weltliche Stände hätten zuers[t ihre] *neuerworbenen* Besitzungen zur Entschädigung hinzug[eben,] und erst alsdann, wenn die Rata eines geistlichen Sti[fts so] tief in dessen Vermögen eingreife, dass die nöthige [Sub]stenz nicht übrig bleibe, sey die Säcularisation desselbe[n] unausweichliche Nothwendigkeit. VII. *Von der Modalit[ät der] Vollziehung des Entschädigungswerks.* Hier werden m[anche] gute Vorschläge zu einer möglichst verfassungsmäfsige[n] Handlungsart gethan, die aber freylich bey den mäch[tigen] Entschädigungs-Prätendenten wenig Eingang finden d[ürften.] Der Stil ist übrigens sehr vernachläfsiget, auch in ei[nigen] Stellen dunkel und durch unnöthige Wiederholungen en[tstellt.]

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 14. Januar 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Die Jungfrau von Orleans*, eine romantische Tragödie von *Schiller*. 1802. 260 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es giebt eine doppelte Ansicht der Producte freyer Künste. Man betrachtet sie entweder in ihrem *Seyn*, als gegebene Objecte, oder in ihrem *Werden*, als fixirte Punkte in der Geschichte der Kunst, als Hemmungspunkte der idealen Thätigkeit und Glieder der ästhetischen Stufenfolge. Denn Kunstphilosophie ist Philosophie einer idealen oder freyen Natur, und verhält sich zu der Naturphilosophie, wie die höhere Potenz zu der niedern. Dass ihr Gegensatz also nicht die der Naturphilosophie entgegenstehende Transscendental-Philosophie, sondern, um gleich die bekanntere Formel zu brauchen, eine Transscendental-Philosophie in höherer Potenz, (der Freyheit) sey, ist an sich klar. Wie sich nun Naturbeschreibung von Naturgeschichte unterscheidet: so ist auch die Kunstbeschreibung von der Kunstgeschichte verschieden, nur dass die Producte der Natur, welche allezeit und nothwendig durch unbewusste Thätigkeit entstehen, und also nothwendig in ihrer Art vollendet sind, die Kritik ausschliessen, wie das nothwendige Misslingen solcher Kritiken der Nothwendigkeit im Grossen, unter einem andern Namen, beweisst; während dass die Producte der Kunst, welche durch freye und bewusste Thätigkeit entstehen, allezeit die doppelte Frage zulassen: ob die *Freyheit* als productive Thätigkeit sie bildete, und ob die Freyheit in ihnen bloss *bildete*, d. h. ob dieselbe wie die Naturkraft sich in ihrem Product ganz verlor, oder ob sie vielleicht noch in mancherley Tendenzen über ihr Product hinausstrebte. Die erste Frage untersucht den *Inhalt* eines Kunstwerkes, ob es nämlich eine *freye* Darstellung des Unendlichen sey, die zweyte bezieht sich auf seine *Form*, ob es nämlich eine Darstellung für die sinnliche Anschauung sey, welche die Thätigkeit erschöpfend und von ihr durchaus durchdrungen, reine Objectivität gebe. Beides, der Inhalt und die Form; ist zu dem Wesen eines Kunstwerkes gleich nothwendig. Denn die Wissenschaft z. B. ist ebenfalls Darstellung des Unendlichen im Endlichen, aber kein Kunstwerk, weil sie ihre Darstellung nicht der Anschaung giebt, und von der andern Seite ist ein Naturproduct ebenfalls Objectivität für die Anschauung, aber kein Kunstwerk, weil diese Objectivität nicht eine *freye* Darstellung des Unendlichen ist. Vereinigen sich Form und Inhalt der Kunst in einem ihrer Werke: so liegt das Ideal der Kunst, wie niemand läugnen wird, in der genauesten Wechselbestimmung beider, so, dass der Stoff bloss durch und für die Form vorhanden wäre; und wenn ein solches Ideal aufgestellt würde: so könnte die Kritik, weil sie nichts gesondertes vorfände, und sie diese Wechselbestimmung, ohne sie aufzuheben, nicht zu sondern vermöchte, vom Kunstwerke weiter nichts aussagen, als: es ist; und ihre Reflexion stünd an demselben Punkte, an welchem die Wissenschaft steht, wenn sie bis zu dem Princip alles Wissens gelangt ist. Ob diese ideale Objectivität in der Wirklichkeit gegeben werden könne, liegt ausser den Gränzen unserer Untersuchung, und der Beweis dafür, welcher etwa aus der Erfahrung genommen würde, müsste dem theoretisch verneinenden Gegner noch immer die unwiderlegliche Einrede gestatten, dass ideale Objectivität nur von einer anschauenden idealen Subjectivität erkannt werden könne, wodurch denn allen Beweisen aus der Erfahrung auf einmal ihre beweisende Kraft entzogen seyn würde. Wenn wir also das Ideal der Kunst für nichts als für das Bild oder Symbol halten, welches sich die Phantasie von der Idee der Kunst entwirft: so bezeichnet uns jedes wirkliche Kunstwerk ein bestimmtes Verhältniss der Differenz von Materie und Form, und bietet sich bey dieser Ansicht, der Reflexion zu einem möglichen ästhetischen Urtheil an. Je geringer diese Differenz ist, und je mehr sich also Form und Materie durchdringen, desto vollkommner ist das Kunstwerk; je mehr aber die Form sich über den Inhalt, oder der Inhalt sich über die Form hervordrängt, desto weiter entfernt es sich von dem Ideal seiner Vollkommenheit. Im ersten Falle behält das Product seine Objectivität, und eine Kritik, welche bloss innerhalb der Kunstbeschreibung ihren Weg wandelt, wird hierdurch verleitet, der bloss formalen Vollkommenheit absoluten Kunstwerth zuzugestehen, und die Bedeutung des Wortes Objectivität ganz zu verstellen, indem es statt der von der Freyheit selbstthätig hervorgebrachten Form, nun die Naturform bedeutet, welche sich gegen die in sich aufzunehmende Freyheit bloss passiv verhalten würde. Im zweyten Falle verliert das Product an der Objectivität, und wird, in wie weit es hierdurch der Anschauung entzogen wird, Object für die Reflexion. Diese Abweichung von der indifferenten Natur des wahren Kunstwerks bleibt von der Kritik, welche mehr in dem Gebiet der Kunstgeschichte, als der Kunstbeschreibung thätig ist, oft unbemerkt, weil sie in dem Producte die Wirkung der freyen Thätigkeit er-

erblickt, und hierdurch ihre hauptsächlichste Foderung befriedigt findet. Beide Arten der Kritik müssen sich also gegenseitig ergänzen und vor Täuschungen sichern, wenn das Urtheil über ein Kunstwerk den Foderungen einer eigentlichen Kunstphilosophie angemessen seyn soll, und die Verschiedenheit, welche sich selbst in verständigen Urtheilen, — von welchen überhaupt hier nur die Rede seyn kann — zeigt, beruht fast allezeit auf einer der einseitigen Kritik nothwendigen Täuschung.

Dass Schiller's Poesieen, bis auf die kleinsten, welche er in den neuesten Zeiten noch anerkannt hat, von Seiten des Inhaltes — nach dem angegebenen Sinne dieses Wortes — den Foderungen einer Kunstkritik Gnüge leisten, ist zu sehr in die Augen fallend, und auch zu sehr anerkannt, als dass es eines Beweises bedürfen sollte; und wenn man hier und da einen materiellen Tadel seiner Gedichte hörte: so kam er entweder aus einem ganz andern Gebiet, als aus dem der Kunstkritik, oder er betraf, besonders bey Sch's. theatralischen Gedichten, eine ganz andere Art des Materiellen, welche man das Materielle der Darstellung nennen könnte, und von welchem zu seiner Zeit hier ebenfalls die Rede seyn wird. Weniger allgemein anerkannt hingegen ist die Reinheit der Objectivität in den Schillerschen Poesieen, und es ist in der That nicht zu läugnen, dass in vielen seiner Gedichte die freye producirende Thätigkeit nicht ganz in ihr Product eingeht, oder was dasselbe ist, dass sie sich oft, nicht bloss für die Anschauung, sondern zugleich oder auch hauptsächlich für die Reflexion bestimmt. Solchen Gedichten mangelt allerdings die reine ästhetische Form, und sie stellen mehr die Tendenz der freyen Thätigkeit sich für die Anschauung zu formen, als diese Form selbst dar. Allein wegen dieser ursprünglichen Tendenz zur Form, spricht das Gedicht noch immer zu der Anschauung und kann selbst in dieser unvollendeten Form zum sinnlichen Zeichen einer Idee, wenn auch nicht eben der Idee der reinen Schönheit selbst, dienen, so wie selbst ein Naturproduct, in dessen Bildung die Naturkraft gestört wurde, bey aller Veranlassung zum Reflectiren, doch zugleich für die Anschauung gegeben ist. Eine Theorie des Romantischen, dessen Wesen in einem harmonischen Verhältniss des Erhabenen und Angenehmen besteht, dahingegen in dem Schönen sich beide neutralisiren, würde den Werth dieser Art von Gedichten bestimmen können; und wenn die Schönheit in der Sphäre der Kunst das ist, was das Licht für die Natur ist: so repräsentirt das Romantische in jener Sphäre die Wärme. Jene Tendenz zur Bildung, welche sich in ihrem Producte nicht erschöpft hat, zeigt nun, weil sie einmal lebende bildende Kraft ist, ihre Thätigkeit im anschauenden Subjecte, indem sie die Phantasie erregt, und hierdurch entsteht das von der Schönheit verschiedene Interessante, welches solchen Gedichten eigen ist. Wir haben nun jetzt nicht zu untersuchen, welche Abweichung von dem Ideale der Schönheit kunstwidriger sey, ob die, wel-

che uns ein gestaltloses Leben, oder die, we[lche] uns leblose Gestalt giebt. Von der lebendigen Ge[stalt] sind beide gleich entfernt, also in ihrem Seyn [be]trachtet, (für die Kunstbeschreibung) in gleic[hem] Maasse unvollkommen. Weil aber vom Leben [zur] Gestalt ein Progress, von der Gestalt zum Leben [hin]gegen nur ein Regress statt findet: so ist für [die] Kunstphilosophie, welche ihr Object im Werden [be]trachtet, die noch gestaltlose Tendenz zur Bild[ung] von höheren Werth, als die nicht durch eigene[s Le]ben und freye Thätigkeit gebildete Form.

Ein solcher Progress vom Leben zur Gestalt, [ist] in der Reihe der Schillerschen Schauspiele auch [für] die Erfahrung sichtbar, und das jetzt näher zu [be]trachtende Schauspiel steht in Rücksicht auf [das] Gleichgewicht zwischen Materie und Form un[streit]bar über den frühern Schauspielen des Vfs., wenn [auch] manche von den Werken der alten Tragiker ab[strahi]rte Foderungen an die Tragödie, hier wen[iger] als in manchen frühern befriedigt werden soll[ten;] weil überhaupt diese Gattung der modernen Tr[agö]die, zu welcher die Jungfrau v. O. gehört, zu [sehr] von der antiken verschieden ist, als dass sie ein[e Be]urtheilung nach den bey der letztern statt finde[nden] Grundsätzen zulassen sollte. Aber auch ohne [diese] specielle Beziehung auf eine bestimmte Reihe, [ver]dient die J. v. O. eine sehr ehrenvolle Stelle u[nter] den theatralischen Kunstwerken, für welche es au[sser] dem eigentlich poetischen noch in einer beson[dern] Hinsicht als Muster aufgestellt zu werden verdi[ent.] Es lässt sich nun freylich nicht nachweisen, wie [der] Inhalt und die Form in diesem Schauspiele in ei[nan]der verschmelzen, denn überhaupt kann nicht [das] Poetische, sondern nur das Unpoetische in einem [Ge]dicht nachgewiesen, und Materie und Form nu[r un]ter Bedingung der Differenz, welche aber im P[oeti]schen aufgehoben seyn soll, gedacht werden. V[ermag] sich also das Unpoetische in einem Gedichte [nicht] aufzeigen lässt: so ist der Schluss auf das Vo[rhan]denseyn wahrer Poesie gerechtfertiget. Uebr[igens] giebt aber auch die reine, in dem Wesen des [Gan]zen gegründete Beruhigung, welche den Sc[hluss] und die Totalanschauung dieses Schauspieles b[eglei]tet, ohne dass ein Epilog nöthig wäre, um di[e ge]störte Harmonie herzustellen, den sichersten B[eweis] für die eigentlich organisirte Objectivität desse[lben.] Man hört indessen wohl Urtheile, welche in d[iesem] Schauspiele eine Subjectivität zu bemerken gla[uben,] welche es des Namens eines wahren Kunstw[erks] unwürdig mache. Es bleibt aber bis zur näher[en Un]tersuchung immer noch problematisch, ob di[e be]merkte Subjectivität aus dem Gedicht selbst he[rvor]blickte, oder ob sie aus der Individualität de[r Ur]theilenden erst hineingesehen, und dann auf il[n re]flectirt wurde. Es giebt nämlich kein anderes [Merk]mal der Subjectivität, als das der Schönheit [fremde] Nebeninteresse, welches ein Kunstwerk f[ür die] Empfindung oder für die Reflexion erregt. [Das] Aergerniss der Kritiker kann aber wie das mor[alische] ein gegebenes oder ein genommenes seyn, un[d]

mand wird behaupten, dafs von dem letztern der Werth eines Kunstwerkes abhängig gemacht werden könne. Wenn ein Barbar beym Anblick einer schönen Statue ein Nebeninteresse der Empfindung fühlt: so schadet dieses Subjective der reinen Schönheit des Kunstwerkes so wenig, als der Ilias, wenn ein Antiquar blofs seinen Verstand dabey interessirt findet.

Zu solchen vermeyntlichen Subjectivitäten gehört unter andern der Vorwurf, welchen man auch wohl als Ausspruch der Kritik in die Welt hineingeschrieben liefet, dafs die Handlungen, welche die Heldin verrichtet, und die Weissagungen, welche sie ausspricht, ganz aufser dem natürlichen Laufe der Dinge liegen, durch natürliche Kräfte nicht zu bewerkstelligen seyn, und folglich, gegen alle Wahrscheinlichkeit verstofsen. Dieses Urtheil will zwar ein materiales seyn und sich auf den Stoff des Gedichtes als Schauspiel beziehen; fasst man es aber nicht in einem höhern Sinne auf, als der ist, in welchem es sich selbst ausspricht: so verstattet es nicht einmal die Bemühung einer Widerlegung, weil es nichts anders aussagt, als die individuelleste Aeufserung eines Einzelnen über seine Ansoderungen an eine theatralische Darstellung, welche noch überdiefs so wenig in ihm selbst feststeht, dafs er sie bey den meisten Schauspielen der Griechen oder Shakespeare's, ohne es nur zu ahnden, zurücknimmt. Man mufs daher diesem Urtheile erst eine andere Ansicht abgewinnen, und es zu einem formalen erheben, um es anständig behandeln zu können. Es könnte nämlich damit so viel gemeynt seyn: „Begebenheiten, welche durch wirkliche Kräfte der Natur nicht bewirkt werden können, sondern für ihre Möglichkeit einen übernatürlichen Grund voraussetzen, geben überhaupt keine reine Form für die Anschauung; denn dieses Uebernatürliche wird, eben weil es übernatürlich ist, nicht von der Anschauung erkannt, sondern von der Reflexion bemerkt, und hierdurch die Objectivität nicht allein gestört, sondern unmöglich gemacht. Ein anders ist es in einem Mährchen oder in einer Oper, wo eine ganz andere Natur, als die wirkliche ist, dargestellt wird, wo also das, was für das wirkliche Leben übernatürlich wäre, ganz natürlich ist, und sich ganz rein objectiv der Anschauung in dieser ganz verschiedenen Sphäre darstellt." Auf diese Weise verstanden ist allerdings etwas Wahres in jenem Urtheil, allein man sieht ihm sehr leicht an, dafs es mehr auf den Buchstaben als auf dem Geist der Kritik gegründet ist. Der Stoff eines Mährchens oder einer Oper ist nie ganz in eine von der unsern absolut verschiedene Welt gesetzt, und kann es nicht seyn, ohne dafs die Natur des Mährchens oder der Zauberoper ganz aufgehoben würde. Es mufs nämlich der Zauber in beiden nicht blofs für den Zuschauer oder den Zuhörer Zauber, und in dessen Wirklichkeit unerhört seyn, sondern er mufs selbst für die in dem Mährchen handelnden Personen die Wirkung einer aufser ihrer Natur vorhandenen Ursache voraussetzen, sonst erscheint er selbst dem Zuschauer nicht als Zauber, und die Freyheit, welche der Kritiker dem Opern- und Mährchen-Dichter gestattet, hebt sich durch den Grund, warum er sie gestattet, von selbst auf. Soll also der Gebrauch des Uebernatürlichen nicht der Kunstdarstellung geradezu entzogen seyn: so mufs es nothwendig im Gegensatz mit dem natürlichen Fortgang der Begebenheiten dargestellt werden, weil es eben nur in diesem Gegensatze als das Uebernatürliche erscheint. Man kann und darf aber die freye bildende Kraft der Poesie nicht auf die Gesetze der Wirklichkeit und des in der Wirklichkeit Möglichen beschränken, ohne die Poesie, deren Gebiet keine Gränze kennt, selbst zu vernichten. Wäre es gegründet, dafs das Uebernatürliche nicht durch reine Anschauung, sondern blofs durch Reflexion aufgefafst werden könnte: so wäre die Darstellung desselben freylich wegen der mangelnden Objectivität zu verwerfen. Allein hierin liegt eben der Irrthum; denn das Uebernatürliche läfst sich allerdings für die Anschauung ganz rein darstellen, durch eine Erscheinung oder Begebenheit, welche den Bedingungen der Erfahrung widerspricht, und also die Reflexion, welche erst unter den Bedingungen der Erfahrung möglich wird, gar nicht zur Thätigkeit kommen läfst. Von dieser Art sind die Geister Hamlet's und Banko's bey Shakespeare, die wandelnde Statue im Don Juan, und in dem angezeigten Schauspiele die Eröffnung von des Dauphin's Gebet, die Verkündigung von Salisbury's Tod, welche die Jungfrau als Inspirirte treffend bezeichnen, da ihre Thaten auch durch hohen Enthusiasmus möglich bleiben.

Dessen ungeachtet soll aber hiermit nicht abgeläugnet werden, dafs das Uebernatürliche im Schauspiele von einer ganz andern Art sey, und mithin auch eine ganz andere Behandlung erfodere, als das Zauberhafte im Mährchen. In diesem, es mag erzählt, oder als Oper dargestellt werden, machen die Charaktere und Begebenheiten aufsermenschlicher Wesen die eigentliche Erzählung aus, und die Menschen sind nur die Menschen, welche jene für ihre Zwecke zu leiten suchen, weil von ihren freyen Handlungen das Schicksal jener Wesen abhängig ist; in dieser Rücksicht kann man nun allerdings sagen, das Uebernatürliche sey die eigentliche Natur des Mährchens, wiewohl es allezeit den Gegensatz des für uns Natürlichen fodert. Ganz umgekehrt ist aber das Verhältnifs im Schauspiele. Hier sind die freyen Handlungen der Menschen, und die Bedingungen der Erfahrung, auf welche sie berechnet sind, das Natürliche und machen als Zweck für sich den eigentlichen Gegenstand der Fabel aus. Wie aber im Mährchen die fremdartige Welt als abhängig von den freyen Handlungen der Menschen erscheint: so stellt das Schauspiel die freyen Handlungen als abhängig von einer fremden Macht, dem Schicksale dar. Im Mährchen können daher die freyen Handlungen der Menschen von den Geistern nach ihren Zwecken geleitet werden, im Schauspiele aber ist das Schicksal das

as Unvermeidliche, w
wecken der Menschen l
acht selbst die Naturkräft

(*Die Fortset.*

Leipzig, im Magazin für
der Schiffbruch am Dona
geschichte aus dem sieben
179 S. 8. m. 1 Kpfr. (14 gr.

Verflechtungen und Entwicklu
ie man sie schon tausend- und
omanen vom zweyten und dritte
at, machen den Faden der Bege
un Werkchen aus. — Ein Knabe
usten Alter durch einen Husaren v
t, erst von einem Müller dann von
en erzogen wird, wächst auf, ohne sein
ennen, und gewinnt die Tochter die
eimlich lieb. Zum Officier befördert,
eständnifs seiner Leidenschaft, wird ab
azu kommenden Vater zur schleunigst
ung genöthigt. Nach einigen kleinen He
en findet er in dem sogenannten Teufelsthur
onaustrudel, einen Fremden, auch in l
nd eine geheime Sympathie vereint sie be
reundschaft. — Wer erräth nun nicht im \
afs dieser Fremde der Vater vom Albin sey
e durch ein neues Ungefähr den Husaren (der
n Korbmacher geworden ist) wiederfinden werd
afs auch Albins Mutter wieder zum Vorschein ko
ien, und der Held der Geschichte seine Auserwäh
zur Frau erhalten müsse? — Wenn so abgenützte
bentheuer nicht ein sehr reizender Vortrag, eine
riginelle Kraft der Darstellung unterstützt: so wer-
en sie uns natürlich nicht Unterhaltung, sondern
angeweile verursachen; und leider ist diefs auch hier
er Fall! Denn der Stil ist kraftlos und fehlerhaft
ugleich.

Elberfeld, im Comtoir für Literatur: *Kritik der äufserlichen Beredsamkeit mit Beyspielen belegt für angehende Prediger und Candidaten des Predigtamts*, von K. 1800. 128 S. 8.

Diese kleine Schrift ist mit Dank anzunehmen, ob
leich Rec. ihr eine gröfsere Ausführlichkeit und ins-
esondere die darin aufgestellten Grundsätze mit
ehrern Beyspielen erläutert gewünscht hätte. Der
f. zeigt, wie wichtig für den Kanzelredner richti-
e Aussprache, eine der Sache angemessene De-
lamation und solche Bewegungen des Körpers sind,
obey das Decorum immer gehörig beobachtet wer-
e. Es ist nicht zu läugnen, wir sind in unsern
eiten, gegen die alten Griechen und Römer, bey

[illegible]

l
ge
al
te
wol
lians
gen:
orator
ba acc
der Vf.
che Wer
sen lassen
ler bestimm

...n, und später erst in der Begeisterung als
... handeln.

... der sogenannte Theatereffect verstärkt wer-
..., wenn Johanna bey den angeführten Worten auf
... wie eine Göttin in Waffen hervortrit, ist blofs
...wendige Folge, aber nicht Zweck. Denn Har-
monie und Rhythmus sind in der Kunst dasselbe, ur-
sprünglich alles Endliche constituirende, was in der
... die anziehende und ausdehnende Kraft ist,
... wie der Magnetismus, in welchem diese Kräfte
... erscheinen, nicht dem Magnet allein eigen,
... in der ganzen Natur verbreitet ist: so ist die
..., deren Wesen in Harmonie und Rhythmus
..., nicht blofs den Tönen eigen, sondern in je-
... nothwendig und wesentlich enthalten. Jede
... dieses Musikalischen wird also zugleich das
... Kunstwerk entstellen, so wie von der andern
... die musikalische Einheit nie ohne Erfolg blei-
..., und also das, was man Effect nennt, noth-
... hervorbringen mufs.

Wir haben nun das angezeigte Schauspiel zuerst
... überhaupt, und sodann als Schauspiel
... betrachtet. Es bleibt uns aber noch
... Ansicht übrig, welche uns zu der beson-
... desselben führt. Die Art, wie
... aus der Geschichte entlehnten, Stoff auf-
... behandelt hat, ist dem Publicum durch
... und durch das Lesen des Gedichtes
... worden, als dafs eine Auseinander
... nöthig wäre, um das Urtheil darübe
... Der Prolog dient vortrefflich dazu
... eine vollendete Uebersicht über di
..., in welcher Johanna handeln wird,
... Charakter und über die Charaktere aller
... Schauspiele handelnden Personen mit ih-
... zu einander zu geben. Es ist zwar
... der Dichter eines historischen Schau-
... Vortheil besitzt, dafs seine Charaktere
... schon fest bestimmt sind, und
... änderliche Attribute seiner Personen
... deswegen, wenn man meynt,
... seine einzelnen Charaktere, wenn
... Augen der Zuschauer entstehen,
... berühmten Namen verdienen
... bleibt die poetische Darstellung
... historischen allezeit verschie-
... sich der Verbindlichkeit
... poetische dieser Darstellung
... zu bringen, und das
... nisse der Zuschauer her-
... rufen. Das Erstere
... selbst und zu

Erlangen,
Wilhelm
Stück. 1801
A. L. Z. 180

Vereinigung dadurch zu bewirken sucht, dafs er den Inhalt des Prologs den handelnden Personen, selbst während des Schauspieles in den Mund legt, und ihn also formaliter dem Ganzen einverleibt. Auf diese Art hat *Schiller* den Prolog, mit seiner Maria Stuart, und Euripides, wiewohl mehr nach der Convenienz des griechischen Theaters, als aus andern Rücksichten mit der Iphigenia auf Aulis verbunden. Weit zweckmäfsiger ist es daher, nicht den Prolog in die Handlung zu ziehn, sondern die Handlung auf den Prolog auszudehnen, wie dieses hier bey dem Prolog zur Jungfrau von Orleans geschehen ist. Wallensteins Lager steht zwar in einer Beziehung auf Wallenstein, allein der Unterschied ist leicht zu bemerken; denn dieses ist mit dem Schauspiele, zu welchem es gehört, bey weitem nicht so innig verbunden, als jener Prolog, durch welchen die Handlung selbst fortgeht, statt dafs das Lager einen erläuternden Pendant zu dem Schauspiele giebt, und eine eigne Darstellung für sich ausmacht. Auch von dieser Seite zeigt sich also die höhere Vollendung, welche der Vf. diesem Schauspiele vor seinen frühern

eben hat. Bertrand's Erzählung von Frankreichs
von den Siegen der Engländer und der Ge-
er Feldherrn, von der Macht Burgund's und
n, welche er gegen Frankreich führt, von
is Ohnmacht und dem Beschlufs der Fran-
n Burgund zu übergeben, erfüllt nicht
k des Prologs, sondern befeuert zu-
Muth und drängt sie, ihren Beruf,
in zu werden, zu erfüllen. So hat
rschiedensten Elemente der Ge-
ie zu Einem Kunstwerke zu ver-
s der Kunst widerstehende zur
fst.

t entwickelt sich die Hand-
, und ihr Verlauf ent-
n Darstellung. Die Ver-
Zauberin zu Ende des
Moment der Handlung
tet, und der Zustand
em höchst vollende-
n Actes ausspricht,
om ersten Aufang
men zusammen,
hrheit erreicht.
chwarzen Rit-
müfsig und
imnifsvolle
unkle, der
ubt er der
en Glan-
r Göt-
in ih-
nkel-
ahr-
e
s

um so sicherer auf, da durch diese Beziehung sowohl die Scene mit der Erscheinung selbst, als Johanna's Schweigen bey der Anklage wegen eines Bündnisses mit der Hölle in hohem Grade tragisch wird. Allein diese Täuschung verschwindet mit dem fünften Acte. Wir sehen nicht, dafs Johanna an der Göttlichkeit ihrer Sendung zweifelhaft wurde, und dafs es blofs die Neigung zu Lionel ist, welche sie an der Gnade der heiligen Jungfrau verzweifeln läfst. Nun steht aber jene Erscheinung ganz müfsig, und das Grauen, welches diese an sich vortreffliche Scene erregt, hat nur die Anschauung des Ganzen gestört. Dafs ein ähnliches Urtheil die Scene zwischen Johanna und Montgomery trifft, ist schon beyläufig erwähnt worden. Sie scheint beynah in einer andern Rücksicht geschrieben zu seyn, als um diese Stelle in diesem Schauspiele einzunehmen, und daher schreiben sich wahrscheinlich selbst einige kleine Vernachläfsigungen ihrer innern Anordnung. Auf Johanna's Rede:

> Nicht mein Geschlecht beschwöre! Nenne mich nicht Weib.
> Gleichwie die körperlosen Geister, die nicht freyn
> Auf irdische Weise, schliefs ich mich an kein Geschlecht
> Der Menschen an, und dieser Panzer deckt kein Herz

ist Montgomery's neue Bitte:

> O bey der Liebe heilig waltendem Gesetz,
> Dem alle Herzen huldigen, beschwör ich dich
> . . . .
> . . . .
> O wenn du selber je zu lieben hoffst, und hoffst
> Beglückt zu seyn durch Liebe u. s. w.

zu spät angewendet, und stört die vortreffliche Continuität der steigenden Empfindung, welche durch die ganze Scene so schön gehalten ist.

Wir haben uns bey dieser Beurtheilung blofs an die fehlerhaften Stellen halten müssen, weil unter den vorzüglichen, welche das Wesen des ganzen Schauspieles ausmachen, theils eine Auswahl nicht wohl statt findet, theils auch Proben von den Vorzügen dieses Schauspieles bey der Bekanntschaft unsrer Leser mit demselben unnöthig seyn würden. Auch geht bey dem Ausheben einzelner Stellen ihre Hauptschönheit, welche sie durch ihren Ort und ihre Verbindung mit dem Ganzen erhalten, nothwendig verloren.

Als meisterhaft und höchst gelungen verdient aber noch die Art angeführt zu werden, wie der Vf. die dem Schauspiele eigentlich fremde Kunst der Musik einigen Scenen angeeignet hat. Weniger vollkommen geschieht es in der Mitte des dritten Actes vor Talbot's Tod, wo die Musik zwar vortrefflichen Effect macht, aber die Handlung blofs commentirt, ohne in das Kunstwerk selbst einzugreifen. Sie bleibt also hier eine für sich wirkende Kunst, und vertritt blofs die Stelle schicklicher Sinfonien zwischen den Acten des Schauspieles. Ungleich vollkommner ist

aber

das Unvermeidliche, welches sich nicht nach den Zwecken der Menschen lenken läfst, und dessen Allmacht selbst die Naturkräfte gehorchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, im Magazin für Literatur: *Albin, oder der Schiffbruch am Donaustrudel.* Eine Familiengeschichte aus dem siebenjährigen Kriege. 1801. 179 S. 8. m. 1 Kpfr. (14 gr.)

Verflechtungen und Entwicklungen von jener Art, wie man sie schon tausend- und aber tausendmal in Romanen vom zweyten und dritten Range gefunden hat, machen den Faden der Begebenheiten in diesem Werkchen aus. — Ein Knabe, der im hülflosesten Alter durch einen Husaren vom Tode errettet, erst von einem Müller dann von einem Obersten erzogen wird, wächst auf, ohne seine Aeltern zu kennen, und gewinnt die Tochter dieses Obersten heimlich lieb. Zum Officier befördert, wagt er ein Geständnifs seiner Leidenschaft, wird aber von dem dazu kommenden Vater zur schleunigsten Entfernung genöthigt. Nach einigen kleinen Herumirrungen findet er in dem sogenannten Teufelsthurm, beym Donaustrudel, einen Fremden, auch in Uniform, und eine geheime Sympathie vereint sie beide zur Freundschaft. — Wer erräth nun nicht im Voraus, dafs dieser Fremde der Vater vom Albin sey? Dafs sie durch ein neues Ungefähr den Husaren (der jetzt ein Korbmacher geworden ist) wieder finden werden? Dafs auch Albins Mutter wieder zum Vorschein kommen, und der Held der Geschichte seine Auserwählte zur Frau erhalten müsse? — Wenn so abgenützte Abentheuer nicht ein sehr reizender Vortrag, eine originelle Kraft der Darstellung unterstützt: so werden sie uns natürlich nicht Unterhaltung, sondern Langeweile verursachen; und leider ist diefs auch hier der Fall! Denn der Stil ist kraftlos und fehlerhaft zugleich.

Elberfeld, im Comtoir für Literatur: *Kritik der äufserlichen Beredsamkeit mit Beyspielen belegt für angehende Prediger und Candidaten des Predigtamts*, von R. 1800. 128 S. 8.

Diese kleine Schrift ist mit Dank anzunehmen, ob gleich Rec. ihr eine gröfsere Ausführlichkeit und insbesondere die darin aufgestellten Grundsätze mit mehrern Beyspielen erläutert gewünscht hätte. Der Vf. zeigt, wie wichtig für den Kanzelredner richtige Aussprache, eine der Sache angemessene Declamation und solche Bewegungen des Körpers sind, wobey das Decorum immer gehörig beobachtet werde. Es ist nicht zu läugnen, wir sind in unsern Zeiten, gegen die alten Griechen und Römer, bey welchen auch die frühen Uebungen in der Gy[mna]stik einen freyen und edlen Anstand bilden h[alfen,] in dieser Rücksicht vollendete Barbaren. De[r Vf.] wünscht, dafs junge Leute schon auf Schule[n zur] richtigen Declamation angeleitet werden mö[chten.] Allein die meisten Lehrer empfinden selbst wen[ig In]teresse dafür, möchten auch wohl die nöthige [Ge]schicklichkeit dazu nicht besitzen. In den Pred[iger]seminarien, worin, nach des Vf. Rathschlägen, die äufsere Beredsamkeit etwas von Bedeutun[g ge]than werden sollte, dürfte am Ende ebenfalls [nicht] viel geleistet werden. Noch ist die Nation für [dieses] Studium viel zu gleichgültig. Noch sind zu v[enige] Stimmen mit Einsicht und Nachdruck darübe[r laut] geworden, um lebhafteres Interesse dafür re[ge zu] machen. Jede Anweisung, jeder Wink, der [dazu] gegeben wird, ist deshalb zu achten. Die G[rund]sätze des Vf. haben, einige Kleinigkeiten ausge[nom]men, durchaus den Beyfall des Rec. Sie kün[digen] einen Mann an, der über Aussprache, Modul[ation] der Stimme, gehöriges Tempo der Rede, Da[rstel]lung der Empfindungen u. s. w. reiflich nachge[dacht] hat, und, wie es Rec. scheint, den Unterschie[d zwi]schen theatralischer und Kanzeldeclamation r[ichtig] zu machen weifs. Jedoch einige von den Re[geln,] welche er zur Haltung des Körpers, insbeso[ndere] zum rechten Gebrauch der Hände giebt, möchte [Rec.] nicht empfehlen. So heifst es z. B. S. 119. „*Dro*[hend] ein bedenklicher Blick, den Ellenbogen vor das [Ge]sicht gestellt, mit vor- und rückwärts wanke[nder] Bewegung des Zeigefingers, u. s. w. Diese Bewe[gung] scheint mehr auf der Schaubühne, als auf der [Kan]zel, am rechten Orte zu seyn. Die *argutiae d*[igito]*rum*, welche schon *Cicero* dem Redner nicht g[estat]ten will, dürften von der Kanzel vielleicht [ganz] wegbleiben. Die Bewegung mit der *Faust* S. [...] möchte ebenfalls das Decorum beleidigen. Di[e Re]gel S. 117. durch den Gestus, sowohl sinnliche Be[griffe] als Handlungen nachzuahmen, ist falsch, und [könn]te manchen, der seine Sache recht gut m[achen] wollte, bis zur Possirlichkeit verführen. *Q*[uinti]*lians* Erinnerung (L. XI. 3.) ist hier sehr zu be[herzi]gen: *Abesse plurimum a saltatore (histrione) orator, ut sit gestus ad sensus magis, quam a*[d ver]*ba accommodatus.* Die meisten Regeln zur Actio[n hat] der Vf. aus *Engels Mimik* entlehnt. Dieses vor[treffli]che Werk, welches auch kein Kanzelredner u[ngele]sen lassen sollte, ist aber zunächst für den Scha[uspie]ler [bestimmt].

* * *

Erlangen, b. Palm: *Liturgische Blätter.* V[on] *Wilhelm Friedrich Hufnagel.* 2ten Bande[s ...] Stück. 1801. 10 Bogen. 8. (10 gr.) (S. d[ie] A. L. Z. 1801. Nr. 228.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. Januar 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Die JUNGFRAU von ORLEANS*, eine romantische Tragödie von *Schiller* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wir sind durch diese Betrachtung von der allgemeinern Ansicht dieses Schauspiels als Kunstproduct überhaupt, auf die speciellere geleitet worden, nach welcher wir es als bestimmtes Kunstproduct, nämlich als Schauspiel, anzusehen haben. Es ist schon im Vorbeygehn erinnert worden, dass die moderne Tragödie sich von der antiken im Wesentlichen unterscheidet, und der Zusatz „romantisch" mit welchem der Vf. die Gattung seiner Tragödie bestimmt, drückt das Wesen der modernen Tragödie treffend aus. Die Jungfrau von Orleans darf daher so wenig als manche der bedeutendsten Schauspiele Shakespear's und anderer moderner Tragiker nach dem Maasstabe der griechischen Tragödie gemessen werden; denn um in ein Wort den Unterschied der antiken und der romantischen Tragödie zu drängen: so verhält sich diese zu jener wie Rhythmus zu Harmonie. Wir haben hier nicht die ganze Gattung der modernen Tragödie zu beurtheilen, auch ist über die innere Natur dieser Gattungen schon oft die Rede gewesen; es bleibt aber eine andre Ansicht des Schauspiels übrig, welche gleichsam die äussere Natur desselben betrifft, und vielleicht noch zu wenig erwogen worden ist. Das Schauspiel ist offenbar ein Product, nicht einer einzigen Kunst, sondern mehrerer Künste, welche vereinigt werden, um ein gemeinschaftliches Product hervorzubringen. Diese Vereinigung darf nun durchaus keine blofs *mechanische seyn*, denn aus dieser würde nichts als eine Nebeneinanderstellung der Producte verschiedener Künste, aber kein, ihnen allen angehöriges und von ihnen gemeinschaftlich hervorgebrachtes Product entstehn können, sondern sie muss eine *dynamische* Vereinigung seyn, in welcher alle wirkende Künste sich wechselseitig bestimmen, und unter den Bedingungen dieser Wechselbestimmung produciren. Nur auf diese Art kann das gemeinschaftliche Product ein organisches Ganzes werden, und der Zweck des Producirens, wie es die Natur des Organismus fodert, in das Product selbst fallen; dahingegen bey einer mechanischen Zusammenstellung nicht nur kein Ganzes, sondern eine blosse Anhäufung verschiedenartiger Dinge entsteht, und der Zweck der Zusammenstellung nicht in das Product derselben, sondern in etwas ausser diesem fällt, für welches das Product nur als Mittel dient. In der Oper z. B. wirken alle Künste in einer dynamischen Vereinigung, und das Product ist ihr Zweck. In unsern Kirchen werden ebenfalls alle Künste in Thätigkeit gesetzt, aber weil die Vereinigung derselben eine dynamische weder ist noch seyn soll: so entsteht hier kein gemeinschaftliches Product, sondern eine mechanische Zusammenstellung, deren Zweck ausser ihr selbst liegt, und die Gottesverehrung und Belebung religiöser Gefühle seyn soll. Von mechanischen Zusammenstellungen kann man daher etwas absondern, z. B. die Werke der bildenden Kunst aus den Kirchen, und das Ganze wird nur im Grade seiner Wirksamkeit geschwächt, aber nicht in seinem Wesen gestört; von einem dynamisch vereinigten hingegen lässt sich nichts sondern, ohne den Organismus desselben aufzuheben; desswegen kann zu den mechanischen Zusammenstellungen jede einzelne Kunst ganz unabhängig von der andern in ihrer weitesten Sphäre wirken; in organischen Producten hingegen ist von keiner der mitwirkenden Künste das *maximum* ihrer gesonderten Wirksamkeit sichtbar, sondern jede hat nur gewirkt unter den Bedingungen der gemeinschaftlichen Wirksamkeit aller.

Im Schauspiele muss nun ebenfalls eine solche dynamische Vereinigung der dabey thätigen Künste statt haben, und der Schauspieldichter unterscheidet sich vom blofs dramatischen Dichter dadurch, dass er in Ansehung der Erfindung, zugleich Mime, Declamator, oder alles in ein Wort zusammen zu fassen, plastischer Künstler im weitesten Sinne seyn muss, während der blofs dramatische Dichter, wenn auch sein Gedicht die äussere Form eines Schauspieles hat, innerhalb der Gränzen der Poesie im weitesten Sinne bleibt. Dem eigentlichen und vollkommnen Schauspiele darf der Antheil keiner der Künste, welche sein Wesen constituiren, entzogen werden können, und Aristoteles's Behauptung, dass ein gutes Schauspiel auch ausser der Aufführung (*ἀνευ ἀγωνος και ὑποκριτων*) die Wirkung eines ästhetischen Ganzen thun müsse, beruht auf einem Irrthum, welchen man ästhetischen Atomismus nennen könnte, weil er, um sich Gültigkeit zu verschaffen, zuerst die Natur eines ästhetischen Ganzen leugnen muss. Das Urtheil, welches man über manche Schauspiele hört, dass sie bey der Aufführung bestehen, beym Lesen aber hinter der Erwartung zurückbleiben, ist in der That mehr Lob als Tadel; denn wie der Opernkomponist seine Musik für das Theater und nicht für den

Concertsaal schreiben soll: so soll auch der Schauspieldichter für die Aufführung und nicht für die Lectüre im Zimmer schreiben. Das dramatische Gedicht hingegen würde bey der Aufführung verlieren müssen, weil das Hinzukommende der andern Künste keine Vereinigung mit dem Gedicht selbst eingehen, und also von einer andern Seite sich kein organisches Ganze bilden könnte. Es versteht sich von selbst, dass diese äussere Ansicht eines Schauspieles, kein Urtheil über den innern poetischen Werth desselben, abstrahirt von der Eigenschaft des Schauspieles, rechtfertige, aber in Ansehung dieser Eigenschaft begründet sie das Urtheil über ein Schauspiel vollkommen; denn wegen der Wechselwirkung der Form und des Inhaltes, welche auch hier, wie überall statt findet, ist es für das Resultat gleichgültig, von welcher Seite die Reflexion ausgehe, wiewohl es für die Fasslichkeit der Untersuchung zuweilen zweckmässiger seyn kann, von dieser als von jener Seite auszugehen.

Wenn man nun das anzuzeigende Schauspiel mit den Foderungen vergleicht, welche die strengste Kritik in Beziehung auf eine solche Wechselbestimmung der Künste an ein Schauspiel macht: so erscheint *Sch's* Jungfrau von Orleans in einer seltnen Vortrefflichkeit, und erhebt sich ungemein über die meisten, übrigens vortrefflichen theatralischen Werke, in welchen dieses eigentlich theatralische entweder zu wenig beobachtet, oder durch Hervortreten einer einzelnen Kunst gestört, oder nicht gleichförmig fortgehalten ist. Höchst selten wird man einige Stellen finden, wo eine Störung dieser theatralischen Einheit durch die Behandlung nothwendig, oder durch eine verfehlte Angabe des Dichters veranlasst würde. Zu den ersten gehört die in einer andern Rücksicht, von welcher in der Folge gehandelt werden soll, sich sehr auszeichnende Scene zwischen Montgomery und Johanna, welche für das Schauspiel zu episch ist, und diese an diesem Orte fehlerhafte Form vielleicht dem Inhalte verdankt, welcher in der That zu *buchstäblich* an den Homerischen Epos und einige Stellen der Ilias erinnert; denn den *Geist* des Griechen, welcher aus andern Stellen hervorblickt, wird wohl niemand ungern bemerken. Zu den andern gehört z. B. S. 21. die Anweisung für Johanna, sich den Helm aufzusetzen. Durch diese Handlung wird die Einheit der Darstellung unterbrochen; denn das Aufsetzen des Helms kann nur das Zeichen von Johanna's kriegerischer Begeisterung seyn, und gehört also zu den Worten:

> Nichts von Verträgen, nichts von Uebergabe.
> Der Retter naht u. s. w.

mit welchen Johanna in der Folge hervor, und zwischen die an der Sache ihres Königs verzweifelnden Landleute tritt. Vor diesen Worten ist jene Handlung leer, und stört sowohl die Harmonie der Handlung, als den Rhythmus in Johanna's Empfindung. Die behelmte Jungfrau erscheint augenblicklich als Heldin, sie kann also nicht zuvor sich als solche ankündigen, und später erst in der Begeisteru[ng] Heldin sprechen und handeln.

Dass der sogenannte Theatereffect verstärkt [wer]de, wenn Johanna bey den angeführten Worte[n] einmal wie eine Göttin in Waffen hervortrit, ist nothwendige Folge, aber nicht Zweck. Denn [Har]monie und Rhythmus sind in der Kunst dasselb[e ur]sprünglich alles Endliche constituirende, was i[n der] Natur die anziehende und ausdehnende Kra[ft ist,] und wie der Magnetismus, in welchem diese [Kräfte] zuerst erscheinen, nicht dem Magnet allein e[igen,] sondern in der ganzen Natur verbreitet ist: so [ist die] Musik, deren Wesen in Harmonie und Rhy[thmus] besteht, nicht bloss den Tönen eigen, sondern [in] der Kunst nothwendig und wesentlich enthalten. [Die] Störung dieses Musikalischen wird also zugleic[h das] ganze Kunstwerk entstellen, so wie von der a[ndern] Seite die musikalische Einheit nie ohne Erfolg [blei]ben kann, und also das, was man Effect nennt, [noth]wendig hervorbringen muss.

Wir haben nun das angezeigte Schauspiel [zuerst] als Gedicht überhaupt, und sodann als Scha[uspiel] im Allgemeinen betrachtet. Es bleibt uns aber eine dritte Ansicht übrig, welche uns zu der b[eson]dern Individualität desselben führt. Die Art, [wie] *Sch.* seinen, aus der Geschichte entlehnten, Sto[ff] gefasst und behandelt hat, ist dem Publicum d[urch] Aufführungen und durch das Lesen des Gedi[chtes] selbst zu bekannt worden, als dass eine Auseina[nder]setzung davon nöthig wäre, um das Urtheil da[rauf] vorzubereiten. Der Prolog dient vortrefflich [...] dem Zuschauer eine vollendete Uebersicht üb[er die] ganze Situation, in welcher Johanna handeln [...] über ihren Charakter und über die Charaktere [der] in diesem Schauspiele handelnden Personen in [ih]ren Verhältnissen zu einander zu geben. Es ist gewiss, dass der Dichter eines historischen S[chau]spieles den Vortheil besitzt, dass seine Char[aktere] durch ihre Namen schon fest bestimmt sind, [und] gleichsam unabänderliche Attribute seiner Per[sonen] bilden. — Man irrt desswegen, wenn man m[eint,] der Dichter müsse seine einzelnen Charaktere, [wenn] auch nicht vor den Augen der Zuschauer entf[alten,] doch wenigstens ihren berühmten Namen verd[anken] lassen. — Indessen bleibt die poetische Darst[ellung] des Charakters von der historischen allezeit ve[rschie]den, und der Dichter kann sich der Verbindli[chkeit] nicht entledigen, das Poetische dieser Darst[ellung] vor die Augen der Zuschauer zu bringen, un[d das] Historische aus dem Gedächtnisse der Zuschaue[r her]vor, und vor die Anschauung zu rufen. Das E[rste] gehört in das Ganze des Schauspiels selbst u[nd] seiner Poesie, das Zweyte, welches mehr V[oraus]setzung für das Gedicht, als eigentliche Poes[ie ist,] giebt den Prolog, welcher freylich in der ein[fachen] Gestalt, wie er in manchen Tragödien des E[...] des vorkommt, ein Hülfsmittel ist, welches die [...] aus einem ihr fremden Gebiete entlehnt, und [wel]ches daher mit der eigentlichen Darstellung sich [nicht] vollkommen vereinigt, selbst, wenn der Dicht[er]

Vereinigung dadurch zu bewirken sucht, dass er den Inhalt des Prologs den handelnden Personen, selbst während des Schauspieles in den Mund legt, und ihn also formaliter dem Ganzen einverleibt. Auf diese Art hat *Schiller* den Prolog, mit seiner Maria Stuart, und Euripides, wiewohl mehr nach der Convenienz des griechischen Theaters, als aus andern Rücksichten mit der Iphigenia auf Aulis verbunden. Weit zweckmäsiger ist es daher, nicht den Prolog in die Handlung zu ziehn, sondern die Handlung auf den Prolog auszudehnen, wie dieses hier bey dem Prolog zur Jungfrau von Orleans geschehen ist. Wallensteins Lager steht zwar in einer Beziehung auf Wallenstein, allein der Unterschied ist leicht zu bemerken; denn dieses ist mit dem Schauspiele, zu welchem es gehört, bey weitem nicht so innig verbunden, als jener Prolog, durch welchen die Handlung selbst fortgeht, statt dass das Lager einen erläuternden Pendant zu dem Schauspiele giebt, und eine eigne Darstellung für sich ausmacht. Auch von dieser Seite zeigt sich also die höhere Vollendung, welche der Vf. diesem Schauspiele vor seinen frühern gegeben hat. Bertrand's Erzählung von Frankreichs Lage, von den Siegen der Engländer und der Gewalt ihrer Feldherrn, von der Macht Burgund's und den Heeren, welche er gegen Frankreich führt, von des Dauphins Ohnmacht und dem Beschluss der Franken, sich dem Burgund zu übergeben, erfüllt nicht nur den Zweck des Prologs, sondern befeuert zugleich Johanna's Muth und drängt sie, ihren Beruf, Frankreichs Retterin zu werden, zu erfüllen. So hat der Dichter die verschiedensten Elemente der Geschichte und der Poesie zu Einem Kunstwerke zu vereinigen, und selbst das der Kunst widerstehende zur Poesie zu erheben gewusst.

Im Schauspiele selbst entwickelt sich die Handlung ohne Unterbrechung, und ihr Verlauf entzieht sich nie der eigentlichen Darstellung. Die Verkennung Johanna's als einer Zauberin zu Ende des vierten Actes, ist vom ersten Moment der Handlung an unübertrefflich schön vorbereitet, und der Zustand ihres Geistes, welcher sich in dem höchst vollendeten Monolog zu Anfange des vierten Actes ausspricht, trifft mit den äussern, ebenfalls vom ersten Anfang an motivirten Umständen so vollkommen zusammen, dass die Darstellung die höchste Wahrheit erreicht. Nur die Scene der Johanna mit dem schwarzen Ritter, scheint an dem Orte, wo sie steht, müssig und täuscht die Erwartung, welche das Geheimnissvolle der Erscheinung erregt. Was will dieser Dunkle, der zuletzt in unterirdische Nacht versinkt? Raubt er der Jungfrau den Muth, oder erschüttert er ihren Glauben an ihre Sendung von der heiligen Mutter Gottes, und läst sie durch seine Dazwischenkunft in ihren himmlischen Gesichten ein täuschendes Gaukelspiel der Hölle vermuthen? Das letzte wird fast wahrscheinlich, da sie in der Folge den ausdrücklichen Beschuldigungen der Zauberey und des Bündnisses mit der Hölle nichts entgegensetzt, und der Zuschauer fasst die Ahndung dieses Zusammenhanges um so sicherer auf, da durch diese Beziehung sowohl die Scene mit der Erscheinung selbst, als Johanna's Schweigen bey der Anklage wegen eines Bündnisses mit der Hölle in hohem Grade tragisch wird. Allein diese Täuschung verschwindet mit dem fünften Acte. Wir sehen nicht, dass Johanna an der Göttlichkeit ihrer Sendung zweifelhaft wurde, und dass es blos die Neigung zu Lionel ist, welche sie an der Gnade der heiligen Jungfrau verzweifeln lässt. Nun steht aber jene Erscheinung ganz müssig, und das Grauen, welches diese an sich vortreffliche Scene erregt, hat nur die Anschauung des Ganzen gestört. Dass ein ähnliches Urtheil die Scene zwischen Johanna und Montgomery trifft, ist schon beyläufig erwähnt worden. Sie scheint beynah in einer andern Rücksicht geschrieben zu seyn, als um diese Stelle in diesem Schauspiele einzunehmen, und daher schreiben sich wahrscheinlich selbst einige kleine Vernachlässigungen ihrer innern Anordnung. Auf Johanna's Rede:

> Nicht mein Geschlecht beschwöre! Nenne mich nicht Weib.
> Gleichwie die körperlosen Geister, die nicht freyn
> Auf irdische Weise, schliess ich mich an kein Geschlecht
> Der Menschen an, und dieser Panzer deckt kein Herz.

ist Montgomery's neue Bitte:

> O bey der Liebe heilig waltendem Gesetz,
> Dem alle Herzen huldigen, beschwör ich dich
> . . . .
> . . . .
> O wenn du selber je zu lieben hoffst, und hoffst
> Beglückt zu seyn durch Liebe u. s. w.

zu spät angewendet, und stört die vortreffliche Continuität der steigenden Empfindung, welche durch die ganze Scene so schön gehalten ist.

Wir haben uns bey dieser Beurtheilung blos an die fehlerhaften Stellen halten müssen, weil unter den vorzüglichen, welche das Wesen des ganzen Schauspieles ausmachen, theils eine Auswahl nicht wohl statt findet, theils auch Proben von den Vorzügen dieses Schauspieles bey der Bekanntschaft unsrer Leser mit demselben unnöthig seyn würden. Auch geht bey dem Ausheben einzelner Stellen ihre Hauptschönheit, welche sie durch ihren Ort und ihre Verbindung mit dem Ganzen erhalten, nothwendig verloren.

Als meisterhaft und höchst gelungen verdient aber noch die Art angeführt zu werden, wie der Vf. die dem Schauspiele eigentlich fremde Kunst der Musik einigen Scenen angeeignet hat. Weniger vollkommen geschieht es in der Mitte des dritten Actes vor Talbot's Tod, wo die Musik zwar vortrefflichen Effect macht, aber die Handlung blos commentirt, ohne in das Kunstwerk selbst einzugreifen. Sie bleibt also hier eine für sich wirkende Kunst, und vertritt blos die Stelle schicklicher Sinfonien zwischen den Acten des Schauspieles. Ungleich vollkommner ist aber

aber die Anwendung der Musik bey Johanna's Monolog zu Anfang des vierten Actes, wo diese Kunst zu dem Organismus des Ganzen selbst mitwirkend ist, und mit diesem Monolog zusammen der Anschauung die reinste Objectivität darstellt.

Zu der Individualität dieses Schauspieles gehört auch noch die ihm eigne metrische Behandlung, in welcher es sich ebenfalls vor den andern Schauspielen des Vf. auszeichnet. Schiller war der erste, welcher den Versuch machte, dem deutschen Schauspiele die Abwechselung der reimlosen Jamben mit gereimten zu geben, welche man vorher nicht einmal in Uebersetzungen Shakespeare's dem Originale nachzubilden versucht hatte. Tieck, von welchem hier nur die Genoveva erwähnt sey, behielt neben den reimlosen Jamben wie Shakespeare auch die Prosa im Dialog bey, und erweiterte von der andern Seite das Gebiet der Reime im Schauspiele, mehr als irgend einer es vor ihm gethan hatte. In der Jungfrau von O. finden wir nun die höchste Freyheit in Rhythmus, Metrum und Reim, und die reinste Wechselbestimmung dieser Formen und des Inhalts des Gedichts. Dass die Rhythmen der Sylben und die Harmonie und Consonanz der artikulierten Laute, welche wir Reim nennen, eine äussere Musik der Rede bilden, lässt sich der Erfahrung entgegen nicht ableugnen, und eben so wenig, dass die Dichtkunst jene äussere Musik der Rede jederzeit geliebt habe. Nur eine falsche Ansicht der Kunst, welche sie zu einer kindischen Cople der Wirklichkeit herabwürdigt, kann dem Schauspiele diese der Dichtkunst eigne Form entziehn wollen, und es wäre überflüssig, gegen dergleichen Meynungen eine Rechtfertigung des Reims und des Metrum im Schauspiele zu versuchen. Wichtiger aber für die Beurtheilung der metrischen und gereimten Stellen in einem gegebenen Schauspiele, ist die Untersuchung, in wiefern diese Formen durch den Inhalt des Gedichtes bestimmbar sind. Die Beschränktheit des Raums gestattet uns hier nur einige Sätze, welche sich auf eine solche Untersuchung gründen, auszuheben, und dem Leser zu überlassen, dass er die Beweise aus der bey ihm vorausgesetzten Ansicht der Kunst supplire. Die Oper wird zwar durch die Musik aus der Sphäre des eigentlichen Schauspieles gehoben, dessen ungeachtet aber behält sie die allgemeine Natur des Schauspieles und die noch allgemeinere des dramatischen Gedichtes, wiewohl unter den ihr eignen Bestimmungen bey. Wir können also von ihr Erklärungen über das Schauspiel und wechselseitig vom Schauspiele Erklärungen über die Oper erhalten, so wie in der Natur die höhern Stufen der Organisation die niedern und wechselseitig diese jene erläutern. Was also im Schauspiele musikalisch ist, wird sich in der Oper, wo nicht nur das der Musik Analoge, sondern die Musik selbst, wirkt, schärfer und bestimmter zeigen, und Theorie wie unter dem Mikroskope erscheinen. Oper zeigt uns nun ganz bestimmt drey Gattu[illegible] der Verbindung von Musik und Dichtkunst. höchste ist der melodische Gesang, in welcher lyrische Dichtkunst mit lyrischer Musik verbi[illegible] Rein lyrisch wird indessen keins von beiden [illegible] weil das dramatische des Ganzen sich auch über [illegible]se Melodie verbreitet. Daher ist zwischen der M[illegible] die einer Opernarie und der eines Liedes imme[illegible] Unterschied. Die zweyte Gattung ist der dra[illegible]sche Gesang, welcher nichts lyrisches enthält: daher mehr rhythmischen und harmonischen metrischen Ausdruck hat. (Metrum ist nä[illegible] das Ganze einer Reihe von Rhythmen, oder R[illegible]mus in der zweyten Potenz, Melodie ist [illegible]trum harmonischer Töne.) Sein Maximum eben deswegen das Minimum des lyrischen Ge[illegible] ist das Recitativ mit Begleitung. Die dritte Gat[illegible] ist das gemeine einfache Recitativ. Bestimmen nun diese drey Gattungen nicht durch Musik Gesange, sondern durch jenes Analoge der Musi[illegible] theatralischen Rede: so erhalten wir die[illegible] drey Gattungen in der von der Oper verschied[illegible] Sphäre des Schauspiels. Für das Lyrische be[illegible]men wir das Analogon der Melodie, Metru[illegible] Harmonie oder Consonanz articulirter Laute, nach obiger Erklärung gereimte metrische Verse[illegible] das Dramatische bekommen wir rhythmische Beh[illegible]lung ohne Reim, denn die Harmonie artiku[illegible] Laute ist nicht wie bey den Tönen Bedingun[illegible] Möglichkeit ihrer Auffassung in ein Ganzes, kann daher unbeschadet des rhythmischen Ga[illegible] welches durch die Harmonie des Inhaltes zusam[illegible] gehalten wird, wegfallen. Hierzu dient der Ja[illegible] welchen die Griechen ebenfalls für diese Ga[illegible]brauchten. Statt des einfachen Recitativs en[illegible] dient im Schauspiele der prosaische Dialog, we[illegible] der Vf. dem äussern Anschein nach nicht braucht, was dasselbe ist, durch regellose und nur s[illegible]bare Jamben ersetzt. Z. B. S. 107 rufen S[illegible]ten:

> Das Mädchen! Mitten im Lager!
> Nicht möglich! Nimmermehr! wie kam sie [illegible]
> Lager?
> Durch die Luft! der Teufel hilft ihr!
> Flieht! flieht! wir sind alle des Todes!

Hier ist blofs Prosa in abgesetzten Zeilen, un[illegible] zweyte hat wohl ganz gegen des Vfs. Wille[illegible] Form eines Alexandriners angenommen, welc[illegible] entstellt.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 16. Januar 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Die JUNGFRAU von ORLEANS*, eine romantische Tragödie von *Schiller*. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Mancher Tadel gegen Sch's. Jamben würde verschwinden, wenn man solche Stellen, die keinen Anspruch auf Metrum und Rhythmus machen, nicht nach diesen Gesetzen beurtheilte. Wo der Inhalt des Gedichts die jambische Behandlung fordert, da sind Sch's. Jamben in diesem Schauspiele fliessender und reiner als in seinen frühern, besonders sind die rhythmischen Einschnitte in den meisten Versen ungemein schön beobachtet, welches den Schauspieler selbst unwillkürlich drängt, seine Declamation über die prosaische zu erheben. Aber zwey Fehler, welche sich auf falsche Reflexionen gründen, ziehen den Schauspieler auf zwey entgegengesetzte Abwege; er meynt nämlich entweder mit einer ältern kritischen Schule, das Summum der Declamation sey, den Rhythmus und das Metrum ganz zu verstecken, und hierdurch kommt die rhythmische Kunst gar nicht vor den Anschauenden; oder er meynt, der Declamator müsse die Quantität der Sylben im Fusse bezeichnen, und hierdurch bringt er zwar das Rhythmische zum Vorschein, aber nicht für die Anschauung, sondern für die Reflexion, er gleicht dem Musiker der den Tact markirt und das Hülfsmittel als Zweck betrachtet. Der Rhythmus hat mit dem Fusse nichts gemein, im Gegentheil fällt sein Ende oft am schönsten in die Mitte eines Fusses. Rhythmisch soll also der Schauspieler sprechen, aber um dieses zu können, muss der Dichter rhythmisch gedichtet haben. Vorzüglich in dieser Rücksicht ist die Scene zwischen Montgomery und Johanna. Sie ist nicht in den gewöhnlichen fünffüssigen Jamben, sondern in jambischen Trimetern geschrieben, über deren Vorzug vor jenen hier nicht der Ort ist zu sprechen. Die rhythmischen Reihen der Sylben und der Worte, sind fast durchgehends unter sich, und mit ihrem Inhalte in der vollkommensten Uebereinstimmung, und in der ganzen Scene wird man nie den fehlerhaften Einschnitt des Alexandriners in der Mitte der zweyten Dipodie finden. Die mehresten Verse haben die Cäsur sowohl den Worten als dem Sinne nach, nach der fünften Sylbe, z. B.:

> ... Kein Busch,
> Der mich verbürge | keiner Höle sichrer Raum!
> O wär ich nimmer | über Meer hieher geschifft,
> Ich Unglückselger | eitler Wahn bethörte mich.

Ein Vers hat nach jeder Dipodie die Cäsur:

> Der Schlachten Gott | verhängnissvoll | entgegen schickt.

welches von vortrefflicher und kräftiger Wirkung ist; auch kann diese Abtheilung, da jede Dipodie, die zweyte ausgenommen, mehrere Worte enthält, von dem eigensinnigsten und buchstäblichsten Theoretiker nicht getadelt werden. Dass mit dem Ende jedes Verses auch in dem Sinne der Worte ein Einschnitt fallen solle, ist eine Forderung, welche bey reimlosen Versen nie gemacht, und von keinem, selbst der alten, Dichter beobachtet worden ist. Aus der Theorie des Rhythmus und des Metrum würde sich erweisen lassen, dass, sobald man jede Zeile als ein aus mehrern Rhythmen bestehendes Ganzes (Rhythmus der Rhythmen) ansieht, diese Forderung wegen dieser Ansicht nöthig wird, weil sonst ein Streit zwischen Form und Inhalt entstehen würde. Sobald aber die Nothwendigkeit dieser Ansicht nicht erwiesen werden kann, so ist zwar die Beendigung des Sinnes mit der letzten Sylbe des Verses nicht nöthig, allein da der Rhythmus selbst durch das Uebergreifen des Inhaltes in den andern Vers auch mit hinüber gezogen wird: so entstehen für solche eingreifende Verse andere Eintheilungen der rhythmischen Reihen, und ohne diese Veränderung würde der ganze rhythmische Bau zerfallen. In folgenden Versen z. B.:

> Bist du gefallen, die verderbliche, woraus
> Nicht Rettung noch Erlösung mehr zu hoffen ist.

kann das Ende des erstern keine rhythmische Reihe beendigen, weil der Sinn in den folgenden übergeht. Die erste Zeile hat daher sehr zweckmässig die an sich unrichtige Abtheilung:

> Bist du gefallen | die verderbliche | woraus

denn die letzte Abtheilung enthält nun keine Reihe, sondern bloss einen Fuss, deswegen macht nun selbst die Form der Rhythmus das Uebergehen in den zweyten Vers nöthig, welches der Inhalt verlangt. Die rhythmischen Reihen sind also diese:

> Bist du gefallen | die verderbliche
> Woraus nicht Rettung
> Noch Erlösung mehr | zu hoffen ist

und so bleibt der Rhythmus, wiewohl das Metrum, wenn es dieser Versart nöthig wäre, zerstört seyn würde

de. Bey weitem die meisten Verse behalten jedoch ihre natürlichen Abtheilungen, und schliessen auch in Ansehung des Inhalts mit dem Ende einer Reihe. Z. B.

O bey der Liebe heilig waltendem Gesetz,
Dem alle Herzen huldigen, beschwör ich dich!
Daheim gelassen hab ich eine holde Braut,
Schön wie du selbst bist, blühend in der Jugend Reiz.
Sie harret weinend des Geliebten Wiederkunft.

Ungern sieht man aber unter solchen Vorzügen einige Vernachlässigungen des richtigen Versbaues, welche um so mehr auffallen, da an den Stellen, wo sie stehen, die Sprache sich sehr willig in die richtigere Form fügt. So wär z. B. der siebenfüssige Vers S. 111.:

Du bist des Todes! Eine brittsche Mutter zeugte dich.

durch die Veränderung der brittschen Mutter in eine Brittin sehr leicht in einen richtigen Trimeter verwandelt gewesen. Ein zweyter siebenfüssiger steht S. 114.:

O so erbarme meiner jammervollen Aeltern dich!

dagegen fehlt folgenden Versen:

S. 110. Mit ihren Feueraugen, wirft von fern
S. 112. Doch tödlich ist's, der Jungfrau zu begegnen
S. 114. Erfahren und die Thränen kennen lernen
S. 118. Dich trug dein Fuss zum Tode — fahre hin
Den blühenden (blüh'nden) Leib des Gegners zu verletzen

eine oder auch zwey Sylben. Den Anapästischen Anfang mancher Verse hat der Vf. nach dem Beyspiel der Griechen und als richtige Abänderung des im ersten Fusse der Dipodie gestatteten Spondeen sich erlaubt. Z. B.

Wie die Brunst des Feuers raset, und ringsum kein Busch.

Zuweilen braucht er ihn auch mit sehr guter Wirkung in mehreren Versen nach einander. Z. B. S. 25.:

Der die Trift beschützt und fruchtbar macht die Erde
Der die Leibeignen in die Freyheit führt,
Der die Städte freudig stellt um seinen Thron,
Der dem Schwachen beysteht und den Bösen schreckt,
Der den Neid nicht kennet, denn er ist der Grösste,
Der ein Mensch ist und ein Engel der Erbarmung.

Unter diesen Anapästen macht nun freylich der Jambe — oder vielmehr der Pyrrhichius — in dem zweyten der angeführten Verse einen Uebelstand, besonders da der überall kurz gebrauchte Artikel hier auf den langen Theil des Fusses, und die lange erste Sylbe des Worts *Leibeignen* auf den kurzen Theil im zweyten Fusse der Dipodie fällt. Man wird diesen Vers nie ohne Zwang lesen können. Zuweilen sind auch die Anapästen selbst nicht rein. Z. B. S. 112.:

Denn dem Geisterreich, dem strengen unerbittlichen.

und S. 116.:

Muss ich hier ich muss — mich treibt die Götterstimme nicht.

wo statt der Anapästen sich der Kretikus eingeschlichen hat. Dasselbe ist der Fall S. 118.:

Und nimmer irrend in der zitternden Hand regiert

und S. 116.:

Eignes Gelüsten — euch zu bittern Hohn, mir nicht

wo der Trochäe zu Anfang den ganzen Rhythmus vernichtet.

Den Uebergang von den jambischen Rhythmen zu den Reimen hat der Vf. in diesem Schauspiele einigemal äusserst schön durch Verwandlung der rhythmischen Reihen in ein reimloses Metrum vermittelt und dadurch das Schauspiel mit einer, dem begleiteten Recitativ ähnlichen, Gattung bereichert. So wird z. B. Johanna's erster Monolog in achtzeiligen, dreyfach gereimten Strophen; mit folgenden Versen eingeleitet:

Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna sagt euch ewig Lebewohl
Ihr Wiesen, die ich wässerte, ihr Bäume
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort.
Lebt wohl ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen,
Du Echo holde Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht und nimmer kehrt sie wieder.

und so schliesst sich das Ganze vollkommen musikalisch an einander. Denn der folgende Theil des Monologs, we cher nicht in bloss metrischen, sondern auch strophischen Versen (Strophe nämlich ist ein Rhythmus des Metrum, also Rhythmus in der dritten Potenz, so wie Metrum Rhythmus in der zweyten Potenz war) geschrieben ist, konnte nicht, wie die einfachen metrischen Verse, durch blosse rhythmische Reihen vorbereitet werden, sondern er erfoderte eine metrische Einleitung, so wie die obligaten Instrumente zu einer Arie sich in durchdachten Compositionen schon in dem vorhergehenden Recitativ ankündigen. — Von dem Reime haben wir freylich noch keine bestimmte Theorie, indessen lässt sich doch aus seinem blossen Daseyn wenigstens so viel folgern, dass dieses nicht ein bloss ruhendes Daseyn, — wie das *Ding an sich* der Metaphysiker, sondern ein wirkendes erkennbares Daseyn seyn müsse, dass er also nicht für das Auge an das Ende einer Zeile, sondern für das Ohr an das Ende einer metrischen Reihe gehöre. Hieraus ergiebt sich nun schon so viel, dass in Ansehung des Inhalts bey jedem Reim ein Einschnitt seyn müsse, und dass die ehemalige Theorie, welche den Reim in der Declamation zu verstecken lehrte, den Gesetzen des Metrum selbst zuwider war. Ferner bringt der Reim allezeit die letzten Sylben zweyer oder mehrerer Wörter, mit-

mithin auch diese Worte selbst in Beziehung auf einander. Wäre diese Beziehung bloss eine formale Beziehung des Lautes: so würde die Wiederholung desselben Wortes der vollendetste Reim seyn; es gesteht aber jeder zu, dass das reimende Wort ein anderes seyn müsse, als das gereimte, oder, dass, wenn selbst die Buchstaben dieselben bleiben, doch der Sinn des Wortes ein anderer seyn müsse. So kann man z. B. nicht „träumen" und „träumen" als zwey Infinitive zu Reimen brauchen, wohl aber als Infinitiv und Plural des Substantives. Auf dieses Zugeständniss — dessen Grund anzugeben nicht unmöglich, aber hier zu weitläuftig seyn würde — gründen wir den Satz, dass die den Reim constituirenden Worte, nicht nur durch die äussere Harmonie des Reimes, sondern auch durch die innere Harmonie ihres Sinnes mit einander in Verbindung stehen müssen. Der Reim führt also immer einen leisen Parallelismus durch das Gedicht, und bringt, wie jede Harmonie in der Duplicität, die Anschauung der Identität hervor. Hieraus folgt ferner, dass die reimenden Worte den Sinn des ganzen in der metrischen Reihe enthaltenen Inhaltes bestimmen, dass also die Beziehungs-Worte zu den Reimen gebraucht und an den Schluss der metrischen Reihen gestellt werden müssen. Diese Beziehungen sind nun entweder eigentliche Begriffs-Beziehungen, und haben dann ihren Grund in der ursprünglichen Bildung der Sprache, welche verwandte Begriffe mit sich ähnlichen Zeichen bezeichnete; z. B. Klang, Sang; *Foe, woe*, oder sie werden durch Ideen vermittelt, so dass an sich fremdartige Begriffe durch die Behandlung des Dichters in Beziehung gebracht werden, und der äussern Musik des Reimes diese innere Harmonie begleitet; z. B. *death* und *breath* stehen in keiner unmittelbaren Begriffsbeziehung, aber sie erhalten ihre Beziehung durch die Gleichheit der Empfindung zu deren Ausdruck sie der Dichter braucht:

Come away, come away death
Fly away, fly away breath.

Es braucht keiner Erinnerung, dass nur die letztere Beziehung der gereimten Worte poetisch ist, und dass der Dichter selbst, wo ihm die Sprache jene Art Reime darbietet, genöthigt sey, eine Beziehung der zweyten Art hervorzubringen. Wird diese Beziehung der gereimten Worte vernachlässigt, und erscheint das Verhältniss derselben nicht der Anschauung: so ist der Reim selbst ein leerer Schall, und als inhaltlose Form ein Fehler und kein Vorzug. Nur gegen solche Reime können die oft gehörten Declamationen gegen den Reim überhaupt gelten. Tritt aber statt der Bezeichnung der gereimten Worte ein Unterschied ihres Sinnes hervor, welches da statt hat, wo der gleiche Laut entweder gar keine oder eine Begriffs-Beziehung andeutet: so entsteht durch den gleichen Laut unvereinbarer Dinge eine Anschauung der Duplicität in der Identität, also etwas Komisches, oder im Allgemeinen Parodie der Kunst. Daher sind Reime auf *nomina propria* fast nur im Komischen zuzulassen, z. B. in Wallensteins Lager:

... Was der Blitz
Das ist ja die Gustel aus Blasewitz.

und überhaupt möchten die gereimten Verse dem vollendeten Lustspiele eigenthümlich seyn. Sie gewinnen am Komischen, wenn die Reime unmittelbar auf einander folgen, und die Verse unmetrisch und bloss rhythmisch sind.

Die weitere Ausführung dieser Theorie interessirt uns hier nicht; wir haben aber die Reime in der Jungfrau v. O. mit den Foderungen an gereimte Verse zu vergleichen. Dass diese Foderungen nicht leicht zu befriedigen sind, fällt in die Augen, indessen finden sich doch einige Verse, welche ihnen in hohem Grade Genüge leisten. Zu diesen gehört folgende Strophe S. 184.:

Willst du deine Macht verkünden,
Wähle sie, die frey von Sünden
Stehn in deinem ewgen Haus,
Deine Geister sende aus,
Die Unsterblichen, die Reinen
Die nicht fühlen, die nicht weinen!
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele.

Weniger gut und richtig sind folgende Reime:

Kümmert mich das Loos der Schlachten
Mich der Zwist der *Könige*?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des steilen Berges *Höh.*

Ausser der Gleichgültigkeit dieser Reime, wird die letzte Sylbe des Worts „Könige" durch den Reim ganz sprachwidrig verlängert, welches zwar ein gemeiner aber nicht zu entschuldigender Fehler ist. Verwerflich ist auch nach den angegebenen Grundsätzen der Reim, S. 28.:

Denn der zu Mosen auf des Horeb Höhen
Im feurgen Busch sich flammend *niederliess*,
Und ihm befahl vor Pharao zu stehen,
Der einst den frommen Knaben *Isai's* u. s. w.

Dass hier der Reim mit dem eigenen Namen nicht komisch wird, liegt theils an der Trennung der Reime durch die Zwischenzeile, theils in dem symbolischen des Namens Isai, bey welchem man mehr einen frommen Mann im Allgemeinen als ein bestimmtes Individuum zu denken gewohnt ist. Gleichgültig bleibt aber dieser Reim auf jeden Fall. Dasselbe gilt von den Abgange der Königin Isabeau. S. 127.:

Wohl taugt ihr mit dem Schwerte drein zu schlagen,
Der Franke nur weiss zierliches zu sagen.

welcher durch den Reim pretiös wird, ohne nur im geringsten lyrisch zu seyn. Doch genug von dergleichen kleinen Fehlern, von welchen viele nur in Vergleichung mit den Schönheiten, neben welchen sie stehen, auffallen. Auch wird der Reim immer noch

noch zu sehr als eine bloſse zufällige Zierde der Verse betrachtet, als daſs man die Versuche ihn noch vor den Beweisen der Kritik zu etwas höherm zu erheben, nicht achten sollte, wenn sie auch nicht überall in gleichem Grade gelungen wären. Daſs Griechen und Römer uns hierin keine Muster hinterlassen haben, erklärt sich leicht aus den Eigenheiten ihrer Sprache. Die langen und betonten Biegungssylben ihrer Nam- und Zeitwörter, würden den Reim auf sich und von den Stammsylben abziehen, wodurch nur das Zufällige der Nebenbestimmung nicht aber der Begriff des Hauptwortes in Beziehung gebracht würde. Die nördlichen Sprachen haben kurze und unbetonte Biegungssylben, und biegen oft mehr durch Veränderung der Vocale als durch Verlängerung der Worte; daher bleiben sie also zu den Reimen geschickter. In der italiänischen Sprache zeigen die poetischen Verkürzungen die Unbrauchbarkeit der langen Biegungen, wiewohl es nicht zu läugnen ist, daſs die Vorliebe der italiänischen Dichter für Reime und ihre Zusammensetzungen auch zuweilen sehr unbedeutende Reime mit unterlaufen läſst.

Düsseldorf, b. Schreiner: *Niederrheinisches Taschenbuch für Liebhaber des Schönen und Guten.* Herausgegeben von Fr. Mohn. Mit 7 Kupfern. 1802. 230 S. in 12. (1 Rthl. 20 gr.)

Dieses Taschenbuch, welches nun zum vierten mal erscheint, ist seit seinem Anfang vom Publikum mit verdientem Beyfall aufgenommen worden, hauptsächlich wohl der niedlichen kleinen Kupferstiche wegen, welche dasselbe zieren. Diese Kupferstiche sind denn auch in dem gegenwärtigen, so wie in den vorhergehenden, nach vorzüglichen Gemälden der Düsseldorfer Gallerie sauber gearbeitet, und geben, insofern der kleine Raum es gestattet, einen zureichenden Begriff von den Originalbildern. Zum Titelblatt wählte der Herausgeber die Abbildung eines allegorischen Gemäldes von A. Van der Werff mit den Bildnissen des Kurfürsten Joh. Wilhelm und seiner Gemahlin allem Anscheine nach eines der vorzüglichsten Werke dieses Meisters. Nach eben demselben ist auch das zweyte Blättchen die Anbethung der Hirten darstellend. Auf dem dritten findet sich eine heilige Familie nach Raphael, das Vierte enthält die Abnehmung vom Kreutz nach Rembrand, beynahe eben die Composition, welche der Meister auf einem groſsen und sehr gesuchten Blatt radirt hat, von der schönsten Wirkung und verständig angeordnet. Auf dem fünften Küpferchen sieht man die Himmelfahrt Mariä nach Cignani; und wiewohl hier die gewöhnlichen auch von andern Malern oft gebrauchten Motive wieder vorkommen: so ist doch das Ganze übereinstimmend gedacht, mit Kunst und Verstand geordnet. Die Arbeit des Kupferste gerieth vorzüglich sauber. Ebenfalls nach e Gemälde von Cignani, welches derselbe in se 84sten Jahre gemalt haben soll, stellt das folg Blättchen, in punktirter Manier, den kleinen ter dar, von der Ziege getränkt, bey ihm ein Nymphen und zwey Satyren, die Musik mac anmuthige Figuren in einer sehr zierlichen Gru worin sich ein noch muntrer und völlig un schwächter Geist zeigt. Auf dem letzten Kupfe selchen ist das berühmte Gemälde von Rubens: Amazonenschlacht, abgebildet und die Kleinheit u Menge der Figuren in Anschlag gebracht, immer no gut und geistreich genug gerathen.

Die in diesem Taschenbuche befindlichen kl nen Gedichte und prosaischen Aufsätze müssen v übergehen. Für Liebhaber der Musik ist durch ei Hymne und ein kleines Liedchen gesorgt, beide v Pfeifer componirt.

Wien, b. Wallishausser: *Antipater und Cassande oder die Regenten von Macedonien und Griechen land*, von R. v. H. u. A. 1801. 128 S. 8. Mi 1 Kupfer. (10 gr.)

Eine unglücklichere Wahl des Gegenstandes selbst läſst sich kaum denken! Sey es zwar noch, daſs *Antipater* — so manche Zweydeutigkeit auch *in seinem* Charakter sich findet, — weil er doch *in Alexanders* Abwesenheit die schwere Rolle seines Stellverwesers klüglich spielte, nun als das Muster eines gleich getreuen, gleich weisen Ministers aufgeführt, mancher seiner Fehler verschwiegen, und manche seiner guten Eigenschaften mit Verschönerung dargestellt werden könne! Aber Cassandern, den schändlichsten aller Macedonischen Kriegsobersten, den mörderischen Vertilger von Alexanders ganzen Geschlechte, diesen durchgängig so meineidig, grausam und ungerecht handelnden Usurpator als einen menschenfreundlichen Helden, einen milden Sieger, einen musterhaften Sohn, einen zärtlichen Gemahl, einen getreuen Bundsgenossen und vortrefflichen Regenten geschildert zu sehn — wahrlich, das ist eine so übermäſsige, unnöthige, zweckverfehlende Beleidigkung einer historischen, allbekannten Wahrheit, daſs wir uns schon höchlich wundern würden, wenn nur ein mittelmäſsiger, geschweige ein guter romantischer Dichter eine so grobe Verfälschung der Geschichte sich zu Schulden kommen lieſse. Doch hier hat sie freylich nur — wenig zu bedeuten! Denn bey diesem Werklein ist an innern Werth alles sich gleich: Wahl des Sujets, Bearbeitung, Stil, Papier und Kupfer. Ja, damit nichts, durchaus nichts den einmal erwählten Charakter verletze, ist sogar das Motto auf dem Titelblatt: *Fortes Sagaces et Gloriae Capidi* mit einem Druckfehler gestempelt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. Januar 1802.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Weygand: *Malebranche's Geist im Verhältniss zu dem philosophischen Geist der Gegenwart.* Oder pragmatischer Auszug der originellesten und interessantesten Ideen dieses Philosophen. Mit sorgfältigster Erwägung aus seinen philosophischen Schriften gewählt. 1800. VIII u. 630 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Es ist gewiss eben so belehrend als interessant, die Ideen der vorigen Zeiten über Philosophie und philosophische Gegenstände mit denen zu vergleichen, welche durch das fortgesetzte und erneuerte Nachdenken mehrerer auf einander gefolgten Forscher das Eigenthum unserer Zeit geworden sind, und auf diese Art die Fortschritte, die der menschliche Geist in dem Reiche der Wahrheit gemacht, und den Gewinn, welchen die Menschheit daraus gezogen hat, in ein helleres Licht zu setzen. Diesen guten Gedanken hatte der unbekannte Vf. der vor uns liegenden Schrift. Er wählte, um einen Maasstab für diese Vergleichung zu haben, die Schrift des berühmten *Malebranche* von Untersuchung der Wahrheit, theils, weil dieser Denker dem Gesichtskreise des gegenwärtigen philosophischen Publicums nicht so entfernt liegt, dass dadurch die Theilnahme und das Interesse an den Untersuchungen könnte geschwächt werden; theils weil seine Gedanken auf eine populäre Weise vorgetragen sind, welche ausser den Philosophen von Profession auch das grössere denkende Publikum zur nähern Kenntniss einladet; endlich auch darum, weil die Untersuchungen dieses Denkers nicht ohne allen bleibenden Werth waren, da er oft und vielseitig, obgleich mehr durch dunkles Gefühl, als durch entwickelte, unumstössliche Gründe auf die Gränzen und das Unvermögen der menschlichen Vernunft deutet, wenn auch mehrere seiner eigenthümlichen Gedanken durch bessere Einsichten verdrängt worden sind. Wir müssen nun sehen, wie der Vf. seine Idee ausgeführt hat.

Schon der Titel sagt, dass wir hier keine vollständige Uebersetzung von M's Werke zu suchen haben. Der Vf. wollte uns nur einen pragmatischen Auszug aus demselben geben, oder mit andern Worren, die originellsten und interessantesten Ideen herausheben, welche zu seinem Zwecke dienen konnten. Er musste bey dieser Auswahl auf zweyerley Rücksicht nehmen, theils M. Gedankensystem, theils die Summe und den Grad der wissenschaftlichen Cultur seiner Zeiten darzustellen. Hierin hat aber der Vf. uns nicht hinlängliche Genüge geleistet, und wir fürchten beynahe, dass er mit sich nicht zu Rathe gegangen ist, wie dieser doppelte Zweck am besten erreicht werden könne. Denn gerade dasjenige, was M. eigen ist, und seinen Geist charakterisirt, ist entweder ganz ausgelassen, oder an die Stelle desselben werden sogleich die richtigern Ansichten und Begriffe unserer Zeit gesetzt. So lässt der Vf. S. 11 M. von dem Willen behaupten: er ist selbstthätig, ein freyes Vermögen, und giebt sich seine Richtung selbst, indem er sich für verschiedene Zwecke bestimmt; da dieser doch nur dem Willen eine eingeschränkte Selbstthätigkeit lässt, um die Richtungen, die er von der Gottheit erhalten, zu modificiren. Ebendaselbst finden wir folgende Erklärung der Freyheit: sie ist die Kraft der Seele, dieses Vermögen (den Willen) auf die Dinge zu richten, die der Gegenstand ihres Bestrebens (Begehrens) sind, und so die natürlichen Neigungen zur Erreichung eines gewissen vorgesetzten Guten zu bestimmen. M. sagt aber S. 5 (der latein. Uebersetz. Genev. 1691.) *voce vero libertatis nihil aliud intelligo, praeter vim illam, qua mens impressionem istam versus objecta nobis arridentia diducere potest, atque hoc pacto efficere, ut inclinationes nostrae naturales versus bonum universale, Deum intelligo, qui solus est bonum generale, quia solus in se cuncta bona possidet, vago quodam et non determinato motu antea tendentes, singulari cuipiam objecto defixae adhaereant.* S. 19. Um religiös zu seyn, muss man glauben können; M. S. 14 *fidelis coecus esse debet.* S. 22. Die Sinne betrügen uns nicht, der Verstand (M. sagt der Wille) führt uns irre. Nicht selten lesen wir in diesem Auszuge Gedanken, die der Herausgeber eigenmächtig an die Stelle der Malebr. gesetzt hat, weil er sie für richtiger hielt. Z. B. S. 18. Da wir vermöge der Einrichtung unserer Natur (unseres Erkenntnissvermögens) nur Gegenstände der Sinnenwelt erkennen können, um in dem Kreis (System) von Dingen, in deren Mitte wir uns versetzt sehen, thätig zu seyn: so darf es uns gar nicht befremden, dass wir keiner Evidenz (Einsicht, Erkenntniss) in Absicht übersinnlicher Dinge fähig sind. — In dem Originale heisst es dagegen S. 14 *nimirum res non nisi per ideas nobis impressas percipere possumus. Deus autem eas tantum in nobis ideas creavit, quae necessariae fuerunt, ut secundum ordinem naturalem a se praestitutum ageremus.* Wie wenig jene Grundbestimmung den Grundsätzen des französischen Philosophen angemessen sey, erhellet noch mehr, wenn man dasjenige damit vergleicht, was er in dem 4ten Kap.

Kap. über den *intellectus purus* sagt, durch welches er auch die Erkenntnifs der reinen Geister für möglich hielt, wie der Vf. S. 281 richtig bemerkt. Dafs übrigens dieses Kapitel, worin M. die Wege zur Erkenntnifs zu gelangen und die Quellen der Irrthümer angiebt, ganz übergangen ist, scheint uns doch nicht zu billigen. Solche Bemerkungen lassen sich über das ganze Buch machen. Ueberall finden wir bald ähnliche kürzere, oft ziemlich lange Zusätze, welche zuweilen gar nicht von dem Originale unterschieden sind, so dafs der Leser, wenn er das letzte nicht vor sich hat, oder durch die Neuheit der Ideen erinnert wird, in Verwirrung gerathen mufs, bald das Eigenthümliche der Malebranchischen Behauptungen verwischt. So wird die Hauptidee dieses Mannes, dafs wir alles in Gott sehen, dafs dieses Wesen beides Vorstellungen und Willenshandlungen hervorbringt, auf welche er so oft zurückkommt, sorgfältig aus dem ganzen Buche verwiesen, bis sie S. 278 in einem eignen Zusatz beurtheilt wird. Das ganze vierte Buch ist des Herausgebers eigne Arbeit, er fand des Vf. Ideen allzu gemein, und wollte daher an ihrer Stelle lieber seine eignen entwickeln. Dieses Verfahren können wir auf keine Weise für zweckmäfsig halten. M's. Ideen hätten müssen rein und unvermischt dargestellt werden, wären sie auch nichts als Irrthümer, von deren Herrschaft der menschliche Geist sich längst losgemacht hätte; nicht allein die Stellen, in welchen bald eine hellere Ansicht, bald eine glücklichere Ahndung des Wahren hervorleuchtet, sondern auch diejenigen, in welchen er eine unrichtige Denkart verräth, mufsten in einem Werke ihre Stelle finden, welches uns M's Geist darzustellen verspricht. Wenn auch seine Theorie des Denkens und Erkennens, wie sich der Vf. S. 283 ausdrückt, nicht einmal als antikes Kunstgebäude, in dem man noch gar nicht wohnen will, ein gewisses Interesse für sich einflöfsen könnte, was wir doch nicht behaupten möchten, so hätte er sie doch dem Leser nicht vorenthalten müssen, weil wir aus ihr vorzüglich den Geist dieses Denkers erkennen. Mag es doch seyn, dafs sie bald sich über die gemeine Empirie nicht erhebt, bald sich in einen bodenlosen Supernaturalismus verlieret — seine Art zu denken ist doch nicht gemein; es ist lehrreich, seinem Ideengange nachzuspüren, auf welchem er nicht selten Vorstellungsarten berührt und verwirft, die von so vielen als der Stolz unserer Zeit betrachtet werden; es ist interessant, den Weg zu verfolgen, der ihn zu seinem Irrthum verleitete. Aber freylich hätte seine Ansicht und Vorstellungsart ausführlicher und zusammenhängender dargestellt werden müssen, als es hier von dem Vf. geschehen ist. Wir wundern uns, dafs der helldenkende Vf. anstatt dieser unzweckmäfsigen, den Leser verwirrenden, und die Vergleichung der Aufklärung in beiden Jahrhunderten erschwerenden Verfahrungsart, nicht lieber [e]tweder eine vollständige Uebersetzung oder doch [ei]n vollständigen, aber mit fremden Ideen unver[mischt]en Auszug geliefert, und dann mit den zahlreichen Noten alles dasjenige vereinigt hat, [was] jetzt so häufig in den Text gebracht worden. Die würde dann seinem Zweck vollkommen entsproch[en] haben.

Obgleich durch jene Verfahrungsart und willk[ühr]liche Veränderung des Textes mancher Stoff zur V[er]gleichung mit dem Grad der wissenschaftlichen C[ul]tur und Aufklärung unsers Zeitalters abgeschnitt[en] worden: so hat doch der Vf. in zahlreichen oft ziem[]lich langen Anmerkungen eine Menge dahin gehörige Punkte berührt. Vorzüglich sind die Aufschlüsse un[d] Entdeckungen, welche wir Kanten verdanken, sorg[]fältig angegeben und nach ihrem Werth und Einflu[fs] auf die Denkart gewürdiget. Zugleich verbreite[t] sich der Vf. über viele andere Gegenstände, welch[e] mit jenen in näherer und entfernterer Beziehung ste[]hen, z. B. den transcendentalen Idealismus, di[e] Metakritik u. s. w. Nicht selten hat er auf Veran[]lassung eines Malebrancheschen Gedankens ganze Excurse über interessante Gegenstände eingeschaltet, z. B. S. 291. über den Grundsatz der Physik, Behandlung derselben, über das Verhältnifs der Erkenntnifs zum Glauben, Religion u. s. w. S. 330. über Wahrheitsliebe, Achtung für Recht und Sittlichkeit. S. 351. über die Geschichte der praktischen Wahrheiten. Ueberall zeigt er philosophischen Geist, einen hellen Blick und vorurtheilsfreye Denkart, vertraute Bekanntschaft mit der neuern und ältern Literatur; er umfafst eine Menge Kenntnisse von sehr verschiedener Art, betrachtet sie aber alle in Beziehung auf den letzten Zweck der Menschheit. Mit gründlichen Einsichten verbindet er eine gute Darstellungsgabe; nicht in dem trocknen Schultone behandelt er seine Materien, sondern seine Gedanken tragen das Gepräge einer gewissen Leichtigkeit und Freyheit an sich, welche wohlthätig auf den Geist wirkt. Dafs dieses Werk daher nicht ohne Interesse sey, wenn auch der ursprüngliche Zweck desselben verfehlt ist, dürfen wir nicht erst versichern. Gerne möchten wir einige Proben ausheben, um unser Urtheil zu bestätigen, wenn es nicht bey einem Werke dieser Art schwer wäre, eine Auswahl zu treffen. Wie viel Interessantes findet man nicht über die Behandlung der Geschichte der praktischen Wahrheiten gesagt! Er trennt die Geschichte der sittlichen, rechtlichen und religiösen Wahrheiten in objectiver Rücksicht von der in subjectiver, welche eine Geschichte der Moralität, des rechtlichen Geistes und der Religiosität seyn würde, untersucht die Bedingungen und Erfodernisse derselben, und beweifst, dafs es keine Geschichte der Moralität, weil diese es mit etwas blofs Innerm, den Maximen zu thun hat, aber wohl eine Geschichte des moralischen Geistes geben könne. Das ganze vierte Buch ist völlig nach Kants Idee einer Anthropologie ausgearbeitet, und enthält viele interessante nicht gemeine Beobachtungen und Ansichten der menschlichen Natur, zum Theil auch aus andern Schriftstellern entlehnt, und mit eignen Betrachtungen begleitet. Wir rechnen unter andern dahin, was er über eine besondere Neigung zweyer

Per-

Personen beiderley Geschlechts, die weder Liebe noch Freundschaft ist, sagt, und mit Rousseaus und Woldemars Beyspiel weitläuftig erklärt; Mackense'ns Erklärung der Neigung zur Grausamkeit, die der Vf. modificiret und berichtiget; über die Geschlechterneigung und Geselligkeit, über Sprache, über die Art und Weise, wie sich das Talent und Genie äussert und entwickelt, über das Phänomen, dass grosse Geister selten Zufriedenheit und Glückseligkeit geniessen, über die Neigung zur Freyheit, als Folge der moralischen Anlage. Ueber dieses und mehrere andere findet man hier viele interessante Bemerkungen, die aber in einem Auszuge nicht wohl dargestellt werden können. Wir führen nur noch einige zerstreute Urtheile des Vfs. über den Fichtischen Idealismus, um seine Denkart zu charakterisiren, an. S. 271. „Fichte hat seine Speculationen für vollendeten Kriticismus ausgeben wollen. Allein sie haben mit Kants System gar nichts gemein. Kant, kann man sagen, geht als ein vorsichtiger, besonnener Mann, er sondirt, ehe er einen Schritt weit wagt, den Boden genau, ob er auch trägt. Fichte gleicht einem Abentheurer, der es ohne Untersuchung an der ersten besten Stelle einer sumpfigen Gegend darauf wagt, darin zu versinken, um den Ruhm einer beyspiellosen Kühnheit einzuerndten. S. 226: Das ist eben Kants grosses Verdienst, dass er als so tiefer Metaphysiker doch nicht die Gränzen der Speculation verkennt, über die hinaus sie nur ins Chimärische geräth. Kant schafft nicht aus seinen Vorstellungen die ganze Welt; er erkennt die ewige Selbstständigkeit der Dinge aufser sich bescheidentlich an, und gesteht gerade zu, dass er, was sie an sich seyen, gar nicht wisse. Ohne sich mit einer anmasslichen Schöpferkraft zu brüsten, und unsere Erkenntniss in blosser Selbstthätigkeit bestehen zu lassen, erkennt er auch eine Empfänglichkeit, ein passives Vermögen, die Sinnlichkeit an, die der absolute Idealist der Wahrheit zum Trotz erst wegschaffen muss, um seinem Idealism Platz zu machen."

Bey allem Lehrreichen und Treffenden, was der Vf. über so mannichfaltige Gegenstände in den Noten und Zusätzen gesagt hat, musste er doch selbst fühlen, dass alles das nicht hinreiche, um ein vollständiges Bild von der wissenschaftlichen Cultur und Aufklärung unserer Zeiten zu entwerfen. Daher beschloss er sein Werk mit einer Uebersicht *der wissenschaftlichen Cultur der Gegenwart* aus Hn. *Jenisch* Werke: *Geist und Charakter des achtzehnten Jahrhunderts*, hier und da mit einigen berichtigenden Anmerkungen versehen.

STATISTIK.

Gotha, b. Perthes: *Das deutsche Reich vor der französischen Revolution und nach dem Frieden zu Lüneville.* — Eine geographisch-statistische Parallele nebst einigen Urkunden und einer Karte von *Karl Ernst Adolf von Hoff*, Herzogl. Sachs. Gothaischen Legations-Secretaire. I. Theil. 1801. XII. u. 257 S. 8. (1 Rthlr.)

Rec. hielt schon lange das Voreilen des *ersten Bandes* vor den folgenden für ein Gebrechen der deutschen Literatur, welches bekanntlich in der Masse weder unter Frankreichs noch Englands Schriftstellern gebräuchlich ist, und eben so fehlerhaft schien ihm die daraus folgende Trennung der *Recensionen* eines einzelnen Werks. Bey dem vorliegenden erneuert sich lebhaft dieses Gefühl. Dieser erste Theil, der schon in vielen andern gelehrten und politischen Blättern ausführlich angezeigt ist, enthält eine Uebersicht aller derjenigen Veränderungen, welche der Friedensschluss von Luneville mit dem deutschen Reiche (in Bezug auf seinen Verlust an die Nachbarn) bewirkt hat. Der *zweyte Theil* wird dagegen, nach der Vorerinnerung des Vf. die neuen innern Verhältnisse Deutschlands nach erfolgten Ausgleichungen, wie auch die Grundzüge des *unfehlbar* sich ändernden deutschen Staatsrechts enthalten, und erst alsdann erscheinen, *wenn alle Bestimmungen über diese Gegenstände gemacht, und keine Geheimnisse mehr seyn werden.* Nach Rec. Meynung, möchte zwischen dem Anfange und dem Schlusse des Werks, nach dieser *zweyfachen* Erfodernifs, ein sehr langer Zwischenraum entstehen. Um es unter dem Gesichtspunkte eines praktischen Handbuchs für den dauernden Gebrauch zu beurtheilen, dazu gehört unstreitig eine Uebersicht des Ganzen.

Jedoch sind logische Anordnung, Genauigkeit und Vollständigkeit drey so unverrückte Zielpunkte dieses ersten Theils, dass die literarische Kritik schon zu einem vorläufigen Beyfalle berechtigt ist. Der Inhalt zerfällt in zwey Hauptabtheilungen, in welchen das deutsche Reich, so wie es *vor* dem Ausbruche der französischen Revolution — und so wie es *nach* dem Friedensschlusse zu Lüneville geeigenschaftet war, zergliedert wird. In jener ist Lage, Gröfse, Bevölkerung, Kreiseintheilung, Uebersicht der Staatskräfte, und sehr gut auch der äusserst wichtige Punkt der Gränzverhältnisse mit Holland und Frankreich, der Schweiz und mit Italien enthalten. Die zweyte Hauptabtheilung hebt mit der historischen, staatsrechtlichen und statistischen Uebersicht, des Friedens von Lüneville an. Rec. hätte lieber gesehen, dass, statt des Anhangs der Urkunde unter den mit dem Plane überhaupt nicht ganz vereinbarlichen diplomatischen Actenstücken der Text in Noten zu der eben erwähnten Zergliederung vereinzelt worden wäre. Dann folgt in publicistischer Ordnung der Verlust der einzelnen Reichsstände und Glieder vom Kaiser an bis zu der Reichsritterschaft. Dieser Abschnitt hätte mit etwas mehrerer Oekonomie des Raums abgedruckt werden können. Auch vermisst man die Angabe der Quellen, vorzüglich bey Autoritäten, welche im Publicum gelten, und wodurch ältere irrige Angaben verdrängt worden. Einige dieser Quellen z. B. das *Rastadter Congress-Handbuch*, scheinen in Verbindung mit *Langs Tabellen* nicht genug benutzt worden zu seyn. Die Berichtigung einzelner Zahlangaben behält sich Rec. bis zum *zweyten Theile* bevor, von welchem man sich das Beste versprechen darf.

Lon-

London, b. Brown: *Riders British Berlin* for the Year 1801. Compiled by *Cardanus Rider*. 60 S. kl. 8.

2) *Tables of Heraldry with seven Appendices*. 60 S. kl. 8.

3) London, b. Debrett: *The Royal Kalendar*, or complete and correct annual Register for England, Scotland, Ireland, and America for the Year 1801. corrected to the 25th of April 1801. 372 S. kl. 8.

4) London, b. Wilson: *A Companion to the Royal Kalendar* for the Year 1801, being a List of all the changes in administration, from the accession of the present King (in October 1760.) to the present Time. 132 S. kl. 8.

5) London, b. Debrett: *The new East-India Kalendar* for 1801, by *Robert Hudson*, of the office of Examiner of India Correspondence. 226 S. kl. 8.

Einzeln sind die vorliegenden partiellen brittischen Staatskalender schon in der A. L. Z. angezeigt worden; z. B. Nr. 3. 1800. Nr. 114. und Nr. 5. 1801. Nr. 303. Jetzt werden aber alle fünf, wenn gleich in verschiedenen Druckereyen, doch sämmtlich im Debrettschen Verlage durch Gleichheit des Formats und Debits vereinigt, und gewinnen durch die Union zwischen Grosbritanien und Irland ein erhöhetes Interesse.

In No. 1. ist alles zusammengedrängt, was im praktischen Leben, z. B. über Messen, Märkte, Wege, Münzen u. s. w. innerhalb England zu wis[sen] nöthig ist. Nur die Beamten-Listen sind ganz da[von] ausgeschlossen. — No. 2 liefert die adelichen Wa[p]pen aller drey Reiche, sauber gestochen, aber l[ei]der ohne Commentar. Der Plan von No. 3 ist [in] Deutschland bekannt. Die Herausgabe wurde di[e]sesmal der Union wegen verspätet; sie geschie[ht] oft zweymal im Jahr, im April und im Novem[]ber. Der Companion No. 4 ist ein historischer An[]hang, der aber nicht jedesmal erscheint. Vorlie[]gender ist die 75ste Ausgabe. Er ist gleichsam ein redendes Gemälde der jetzigen 41jährigen Re[]gierung, und insbesondere für die Geschichte de[r] Parlements-Wahlen ein trefflicher Commentar. No. 5 erscheint mit dem neuen Jahrhundert und nach Einverleibung von Tippoo Saib's Reichen in einer durchaus verbesserten Gestalt. Robert Hudson, schon seit zwanzig Jahren als Schriftsteller bekannt, schöpfte dazu alles aus den untrüglichsten Quellen. In der Beamten-Liste ist S. 61 — 99 und S. 167 — 170 das Verzeichniss aller in Ostindien wohnenden Europäer, die nicht im Dienst der Compagnie stehen, sehr bemerkenswerth. Auch liefern die reichhaltigen *Miscellaneen* viel neues und noch in Deutschland unbekanntes.

* * *

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- Fest- und Feyertags-Evangelien.* Herausgegeben von D. *Joh. Wilh. Rau.* 5ter Band, 2tes Stück. 1801. 7 Bog. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. No. 301.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Ohne Druckort: *Ein Wort über Besoldung der Staatsbeamten*, mit besonderer Hinsicht auf die kaiserl. und Reichskammergerichtskanzley. 1801. 62 S. 8. Diese Abhandlung hat gleichen Zweck mit der im vorigem Jahre schon angezeigten, unter dem Titel: *Ein Wort zu seiner Zeit über den Nothstand der R. K. Ger. Kanzley.* Beide rühren von Mitgliedern dieser Kanzley her. Die gegenwärtige ist aber ausführlicher, und zeigt, nach der allgemeinen Theorie des Staatsrechts, die Nothwendigkeit einer, dem Range, dem Dienst, und den Zeitumständen angemessenen Besoldung der Staats-Diener, ohne welche Mangel an tauglichen Subjecten, Vernachlässigung, Veruntreuung und Bestechlichkeit entstehen würden. Selbst die, im Jahre 1732 um Ein Drittheil erhöhete, alte Besoldung der Kanzleypersonen sey den jetzigen theueren Zeiten nicht angemessen; und ein Kammergerichts-Secretarius, welcher, mit Inbegriff der sogenannten Bessionsgelder sich höchstens auf 612 fl. rhein. stehe — weil die im Jahre 1732 bestimmte Zulage seit 1759 wegen der schlechten Tax-Einnahme rückständig sey — brauche, nach einem mit strengster Oekonomie gemachten Ueberschlag, 889 fl. — 11 Kr. jährlich, müsse also 277 fl. 11 Kr. zusetzen; und so verhalte es sich auch mit den übrigen Kanzley-Personen, wovon die Kopisten, denen es an einer fixen Besoldung fehle, ihren Verdienst höchstens auf 200 fl. — bringen könnten. Nach einer umständlichen Vergleichung des ältern und des neueren Zustandes der Kanzley-Personen und der bisherigen Bemühungen selbigen aufzuhelfen, wird zu einer Radicalkur ein neuer Besoldungsplan auf 13,066 Rthl. 20 Kr. vorgelegt, welche nicht durch eine Erhöhung der Kanzleytaxe, welche keine hinreichende Ausbeute verspreche, sondern durch einen von gesammten Reich zu übernehmenden Anschlag aufzubringen sey. (Dieses würde keine grosse Schwierigkeit finden, wenn Kurmainz sich bequemte, die Kanzley zur Hälfte mit Evangelischen Mitgliedern zu besetzen.) Um endlich auch die Besoldungsrückstände seit 1759 abzuführen, bringt der Vf. die Bewilligung eines Römermonats in Vorschlag.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 19. Januar 1802.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Duprat: *Histoire céleste Française*, contenant les Observations faites par plusieurs Astronomes Français, publiée par *Jérôme De la Lande*, de l'Institut National de France, des Académies de Londres, de Berlin etc. Tome Premier. De l'Imprimérie de la République. An IX. (1801.) 590 S. gr. 4.

Unter den schrecklichsten Erschütterungen der französischen Revolution ward, auf dem Schauplatze der ewigen Ordnung, der Stoff zu dieser *Histoire céleste* gesammelt, und in einem Zeitpunkte, wo die Finanzen kaum hinreichten, die Bedürfnisse der äussersten Nothwendigkeit zu decken, ihr Druck auf Kosten des Staats decretirt, unter *Benézech's* Ministerium des Innern im J. 1796 angefangen, und mit nicht geringem Aufwande bis jetzt fortgesetzt. Die Resultate derselben, sagt der Herausgeber, können sich eine längere Dauer versprechen, als die gleichzeitigen politischen Satzungen (*institutions politiques*), für die man so lebhaft sich umtrieb, und Blut in Strömen vergoss. — Dieser erste Band fängt mit einigen der neuesten Beobachtungen an; (andere von den *Cassini*, von *de l'Isle*, *le Monnier*, *Messier* u. s. w. sollen künftig noch folgen;) er enthält: I. *Originalbeobachtungen von ungefähr funfzigtausend neubestimmten Fixsternen*, meistens von 5 bis 9 Grösse, zwischen dem Nordpole und dem Wendekreis des Steinbocks, auf der *Ecole militaire* zu Paris mit einem 7½ füssigen Mauerquadranten angestellt. Der Herausgeber nährte nach vierzig Jahren, in denen er meist für die planetarische Astronomie gearbeitet hatte, den innigsten Wunsch, den Rest seiner Tage einem neuen Fixsternverzeichnisse zu widmen, das an Umfang alle bisherigen übertreffen, und mehrere Myriaden noch nie beobachteter Sterne enthalten sollte. Er erhielt endlich „*perpetuo clamans*" im J. 1774 durch *Bergeret*, (*Réceveur général des finances*) was ihm die *Malesherbes*, *Turgot* u. s. w. nicht bewilligt hatten, das hierzu nöthige Werkzeug, den schon gedachten nun zur Verewigung der Dienste, die er geleistet hat, als Sternbild an den Himmel versetzten Mauerquadranten. Sein Zögling, *Dagelet*, ein vielversprechender junger Astronom, war Anfangs bestimmt, mit jenem Instrumente die neue Musterung des Himmels vorzunehmen; aber er wurde dieser Arbeit entrissen, theilte *La Pérouse's* Reisen und unglückliche Schicksale, und starb den 15ten Jun. 1785. Das Werk musste von neuem angefangen werden, und *de la Lande's* Neffe, *Michel le François*, unterzog sich seit dem 5ten August 1789 ganz mit dem unermüdeten Eifer und der Anstrengung, über die nur praktische Astronomen urtheilen können, einem Geschäfte, das er jetzt bis ins zwölfte Jahr fortsetzt; von ihm sind weit die meisten in diesem beträchtlichen Quartbande befindlichen Beobachtungen; seit dem Dec. 1797 war *Burckhardt* sein Gehülfe. Die Beobachtungen auf der Südseite des Meridians stehen auf S. 1—350. nun folgen von S. 351—389. Beobachtungen auf der Nordseite, und noch drey Fortsetzungen auf der Südseite von S. 389—392. S. 463—478. und S. 557—575. Jede dieser 427 Quartseiten begreift 116 bis 118 Sterne, nach ihrer scheinbaren Grösse, ihrem Durchgange durch den Mittag in Sternzeit, und ihrem Scheitelabstande. Von schon bekannten zugleich beobachteten Sternen sind die Buchstaben und Numern nach *Flamsteed's* Verzeichnisse, manchmal auch nach dem ältern von 1712, bemerkt; hier und da ist gelegentlich auch ein Planet mit beobachtet. Selten findet sich der Durchgang durch drey Fäden, meistens nur durch einen; die Zenitabstände sind noch nicht von der Stralenbrechung befreyt, aber der Stand des Barometers und Thermometers angezeigt. Die Correctionen sowohl der Durchgänge als der Zenitabstände sind aus einigen der bekannten Sterne provisorisch bestimmt, und einstweilen auf jeder Seite beygefügt worden, für die Durchgänge von zwey zu zwey Graden der Höhe; der Herausgeber erinnert übrigens, dass, wenn man mehrere Sterne in Rechnung nimmt, diese Verbesserungen genauer zu erhalten seyn werden, eine Vorsicht, die bey jeder Beobachtung, an welcher etwas gelegen ist, nie wird vernachlässigt werden dürfen. Die Sterne sind von dem Herausgeber in Zonen von zwey zu zwey Graden des Scheitelabstandes eingetheilt, und dieser Eintheilung gemäss beobachtet worden; der Unordnung, in welcher man sie durch das ganze Werk zerstreut antrifft, hilft das angehängte Register ab, wo die Zonen nach der Ordnung der zunächst aufeinander folgenden Scheitelabstände, und nach der beyläufigen geraden Aufsteigung in Zeit, an einander gereiht, und die Seiten im Buche, wo jede Zone zu finden ist, nachgewiesen sind; bey genauerer Revision zeigten sich indess mehrere Lücken in der Folge der Zonen, die noch ausgefüllt werden sollen. Einige dieser Zonen, nämlich die Originalbeobachtungen der meisten nördlichen Sterne, sind bereits in den *Mémoires pour* 1789 *et* 1790 abgedruckt, und in gegenwärtiger Sammlung, von der sie einen wesent-

wesentlichen Theil ausmachen, nicht aufs neue wiederholt. Zwölftausend Sterne, deren Beobachtungen hier vorkommen, sind nach gerader Aufsteigung und Abweichung für das J. 1790 schon in verschiedenen Bänden der *Connaissance des tems pour l'an* V—XII. durch die Bemühungen der *Mad. Le Français*, Gattin des Astronomen, reducirt erschienen; die übrigen sollen es noch werden. Was die Schwierigkeit der Verfertigung dieses ausgedehnten Sterncatalogs vermehrte, ist auch diess, dass der Beobachter in jeder heitern Nacht 1800 Toisen von seiner Wohnung bis zur Sternwarte der *Ecole militaire* zurückzulegen hatte. Die Breite der letztern, auf welche sich alle beobachteten Zenitabstände beziehen, und welche daher genau bekannt seyn muss, wird S. 1. zu 48° 51′ 7″ und 52″ nördlicher, als die Breite der Nationalsternwarte angegeben; diess setzt die Breite der Nationalsternwarte 48° 50′ 15″ voraus; allein, da die neuesten äusserst vervielfältigten und bis auf den zehnten Theil einer Secunde unter sich einstimmenden Beobachtungen von *Méchain* und *Delambre* über die Breite des *Panthéon* in Paris gezeigt haben, dass die Breite der Nationalsternwarte nur 48° 50′ 14″ ist, so muss auch für die Breite der *Ecole militaire* eine Secunde weniger, als oben, genommen werden. Was man bey dieser ganzen sonst so schätzbaren Sammlung etwa vermissen möchte, ist, dass beynahe alle Sterne nur einmal beobachtet sind; *Le Français* und *Burckhardt* haben indess bereits den Anfang gemacht, die Beobachtungen in den verschiedenen Zonen, zumal der Zodiakalsterne, zu wiederholen. Nur dann wird man sich derselben mit einem hinreichenden und für den gegenwärtigen Zustand der Astronomie erfoderlichen Grade von Sicherheit bedienen können; überhaupt wird man zu diesem Endzwecke vorerst die Sammlung von Fundamentalsternen abwarten müssen, die den übrigen zur Vergleichung dienen, und meistens mehrmalen beobachtet sind; der Herausgeber verspricht, die Resultate von mehreren tausend Meridianhöhen und Durchgängen solcher Hauptsterne nachfolgen zu lassen; auch gehören schon zu denselben die 600 meist nach *Le Français* Beobachtungen angesetzten Sterne des jährlichen Catalogs in der *Conn. d. tems pour l'an* XI. und XII. Bey Wiederholung der Zonen wird ohne Zweifel auch das neue erst 1798 auf der Kriegsschule aufgestellte Mittagsfernrohr von *Lenoir* mit Nutzen gebraucht werden. In Erwartung der weitern Vollendung dieser Arbeit, und einstweilen zufrieden mit dem, was der Herausgeber schon gegeben hat, wird der praktische Astronom künftig noch öfters zu einem Verzeichnisse zurückkehren, das durch den Reichthum von Sternen, besonders der kleinern noch so wenig beobachteten, die es enthält, eine beträchtliche Lücke ausfüllt, und z. B. um den Ort der Kometen zu bestimmen, die eigene Bewegung, Veränderung, Verschwindung mancher Fixsterne zu beurtheilen, ja selbst um neue noch nicht gekannte Planeten aufzufinden, in mancherley Betracht wichtig und brauchbar werden kann. *Bode* hat bereits sehr viele Sterne dieses Verzeichnisses, die ihm der Herausgeber vorläufig mitgetheilt hatte, in seine neuen prächtigen Karten eingetragen. Gelegentlich sind auch Sterne von auffallender Farbe (*étoiles rouges*), Doppelsterne, u. s. w. bemerkt, und häufig die Stellen angezeigt, wo der Himmel entweder sehr reich oder sehr arm an Sternen ist; hieraus ergeben sich Schlüsse über die verschiedenen Systeme von Sternschichten, und über die Lage unsers Systems unter denselben. Nach dem neuen hier gelieferten Catalog beträgt die Anzahl der mit blossem Auge sichtbaren Fixsterne, d. h. der Sterne bis zur 6ten Grösse, gegen 6000; der Brittische Catalog enthielt noch keine 3000, und es fehlten darin selbst mehrere von der 5ten Grösse. Die hier gemusterte Strecke zwischen dem Nordpole und dem Wendekreis des Steinbocks fasst sieben Zehentheile der ganzen gestirnten Himmelsfläche; aus der Anzahl der Sterne in dieser Strecke, welche nach der Eintheilung in Zonen von zwey zu zwey Graden gefunden worden, folgert der Herausgeber, dass, wenn die Fäden nicht erleuchtet würden, auch andere Hindernisse, die Helligkeit des Monds, Dünste des Klima, wegfielen, ein Fernrohr von 2½ Zoll Oeffnung auf der ganzen Himmelsfläche wohl 180,000 und ein Herschelsches Teleskop von 45 Zoll Oeffnung bey 80 oder gar 100 Millionen Sterne zeigen dürfte. — II. *Fixsternbeobachtungen von Jos. Lepaute Dagelet* (S. oben) vom 18ten Febr. bis 25ten Sept. 1783, mit ebendems. Mauerquadranten auf der Kriegsschule angestellt. Sie gehen von S. 481—556. Spätere Beobachtungen der Fixsterne von *Dagelet* stehen schon in den *Mémoires pour* 1789 *et* 1790, nebst andern Beobachtungen von ihm in den *Mém.* 1784. 1785. 1786. *Dagelet* war ein fleissiger Astronom; er beobachtete einst 500 Sterne in einer Nacht, und zwar an drey Fäden, und nach der gedoppelten Eintheilung in 90 und 96 Grade; nach beiden Eintheilungen sind auch die Zenitabstände bey den hier gedruckten Beobachtungen, und die Durchgänge durch den Mittag meistentheils an drey Fäden, angesetzt. III. *Astronomische Beobachtungen, in den Jahren* 1791 bis 1798. *zu Toulouse angestellt von Ant. Darquier.* S. 395—462. Diese vortreffliche Sammlung der neuesten Beobachtungen von *Darquier* ist als die sechste Fortsetzung derjenigen anzusehen, welche dieser geschickte Astronom, der einen grossen Theil seines Privatvermögens auf Sternkunde verwandte, in den J. 1777 und 1782 zu Toulouse, und nachher in den *Mémoires* der dortigen Akademie bekannt gemacht hat. Man findet hier unter anderen gegen 400 Mondsbeobachtungen, mit *Mason's* Tafeln verglichen, nach welchen die Epochen der mittlern Länge um 24″ zu vermindern sind; sie sind von den Astronomen, welche sich neuerdings mit Verbesserung der Mondstheorie beschäftigt haben, noch nicht untersucht. Ausserdem eine schöne Anzahl von Planetenbeobachtungen, und deren Vergleichung mit den neuesten Tafeln, Oppositionen der Planeten, Finsternisse der Sonne, des Monds, der Fixsterne, der Jupiterstrabanten, u. s. w. Bey jeder Beobachtung ist zugleich

Pen-

Pendelzeit, wahre und mittlere Zeit angegeben. Der beobachteten geraden Aufsteigung und Abweichung ist jedesmal die daraus berechnete Länge und Breite zur Seite gestellt, sammt dem Fehler der Tafeln; den Mondsbeobachtungen ist noch der Höhenhalbmesser und die Höhenparallaxe des Monds zugegeben. — Der Herausgeber, der nun 50 Jahre mit rastlosem Eifer blos für die Sterne gelebt hat, fühlt in seinem 68 Jahre sich noch so rüstig, dass er, wenn seine physischen und moralischen Kräfte ferner anhalten sollten, nicht nur einen zweyten Band, wozu er schon die Materialien gesammelt hat, sondern selbst einen dritten Band dieser *Histoire céleste* verspricht. Der Himmel seye ihm gnädig, um diess Versprechen zu erfüllen!

GRIECHISCHE LITERATUR.

Hildesheim, b. Gerstenberg: *Sophoclis Trachiniae ex recensione Brunckii.* Varietate lectionis et commentario adiecto in usum tironum illustravit *Henr. Ludov. Julius Billerbeck*, Gymnasii Andreani Rector Doctorque Philosophiae. 1801. XII. u. 93 S. kl. 8.

Ebendaselbst: *In Sophoclis Trachinias commentarius* conscriptus ab *H. L. J. Billerbeck*, etc. 1801. 368 S. kl. 8.

Ein vorzügliches Hinderniss, das der Erwerbung einer genauen Kenntniss der griechischen Sprache im Wege steht, dürfte wohl darin zu suchen seyn, dass so oft jungen Leuten noch grösstentheils verdorbene Schriften der Alten, ohne eine richtige Anleitung in die Hände gegeben werden. Sie gewöhnen sich dadurch, manches für Griechisch zu halten, was offenbar Fehler der Abschreiber ist, und lernen jede Schwierigkeit durch erkünstelte Constructionen und unerhörte Ellipsen heben, anstatt dass sie das ächte von dem unächten, das Griechische von dem Barbarischen unterscheiden lernen sollten. In dieser Rücksicht unternahm Hr. B. eine sehr verdienstliche Arbeit, wenn er durch eine sorgfältige Erklärung der Trachinierinnen eine Anleitung zur Lectüre des Sophocles zu geben bemüht war. Beide vorliegende Schriften sind einzeln zu haben, die erste enthält nebst der Dedication an Heyne, und der Vorrede, an deren Ende Hr. B. es beklagt, Höpfners Ausgabe erst während des Drucks kennen gelernt zu haben, den Brunckischen Text mit darunter gesetzten Varianten; die zweyte blos den Commentar. In diesem hat Hr. B. mit vielem Fleiss bey jedem Verse alles, was zur Erläuterung sowohl der Sprache als der Alterthümer ihm dienlich schien, beygebracht: vorzüglich auch findet man häufige Anführungen ähnlicher Stellen, und zwar weit häufiger aus den römischen als aus den griechischen Schriftstellern. Im Ganzen aber scheint der Vf. nicht ganz darüber mit sich einig gewesen zu seyn, für welche Classe von Lesern er seine Arbeit einrichten sollte. So ist es befremdend, neben Versuchen die Lesart zu berichtigen, die *tempora* oft der gewöhnlichsten Zeitwörter angegeben zu sehen. Ueberhaupt aber dürfte vieles zu weitläuftig für junge Leser seyn, denen man immer nur das unentbehrliche geben muss, weil sie ohnedem gern schnell vorwärts eilen. Was übrigens den innern Werth der Anmerkungen betrifft, so wird man darin viel richtiges, wenig hervorstechendes, und manches irrige finden. Es ist eine lobenswerthe Gewohnheit des Vf., die poetischen, oder dunklern Phrasen durch prosaische oder deutlichere zu erklären, und es kann dadurch die Kenntniss der griechischen Sprache ungemein befördert werden; nur muss man dabey auch auf die Richtigkeit der substituirten Redensarten sehen. So umschreibt gleich den 2ten Vers Hr. B. auf diese Weise: ἡμᾶς ἐκ ἐκμανθάνειν δύνασθαι ἔτ' εἰ αἰὼν (sollte heissen ὁ αἰὼν) τινι βροτῶν χρηστός, ἔτ' εἰ κακός ἐστι (sollte heissen ἐςί). Auch in der Erklärung des Sinns hat Hr. B. oft gefehlt: z. B. V. 18. *Poeta voces* Ζηνὸς Ἀλκμήνης τε παῖς *adjiciendo belle subtiliterque Deianirae vanitatis studium inter feminas commune prodit.* An Eitelkeit ist hier nicht zu denken: eher könnte dieser Vers für einen Beweis von Liebe gelten. V. 56. construirt Hr. B. ὥσπερ εἰκὸς δοκεῖν (diess erklärt er ganz falsch durch *ostendere*) εἰ νέμοι τιν' ὥραν τῦ καλῶς πράσσειν (i. e. τῆς εὐπραξίας) τῦ πατρός. Allein diess müsste heissen τὸν πατέρα. Sophocles schrieb wohl, εἰ πατρὸς νέμοι τιν' ὥραν, ῶ καλῶς πράσσειν δοκῶν. V. 102. ὦ κρατιςεύων κατ' ὄμμα, *qui oculorum acie praestas*, wie Brunck, der in seiner Ueberſetzung an unzähligen Stellen den Sinn des Sophocles verfehlt hat. In der poetischen Sprache müsste hier κατὰ wegfallen, und blos verstanden werden. Allein κατ' ὄμμα ist *interdiu*: s. *Eurip. Androm.* 1065. 1118. Bach. 469. — V. 358. will Hr. B. παρωθέειν für *praetendere* genommen wissen, ob er gleich die einzig richtige Erklärung des Hesychius, ἐάσας, *omittens*, anführt. Ohne Zweifel schrieb Sophocles: ὃ (alles was der Bote jetzt erzählt hat) νῦν παρώσας ὅτος, ἔμπαλιν λέγων, τῶν Εὐρύτυ τόδ' εἶπε δεσπόζειν θρόνων. *Das lässt dieser weg, und führt einen andern Grund an, warum jener den Thron des Eurytus eingenommen habe.* Hierher gehört dieser Vers, dessen unauflösliche Schwierigkeit an der Stelle, wo er bisher stand, Hr. B. mit Stillschweigen übergeht. V. 553. λυτήριον λύτημα ἔχειν, soll heissen *dolorem sanabilem habere.* Aber es bedurfte erst eines Beweises, dass λυτήριον auch passiv vorkomme, woran Rec. sehr zweifelt, und überdiess könnte dann auch der Artikel bey λύτημα nicht fehlen. Die von Hn. B. halb angeführte Erklärung des Schol. ᾧ δὲ τρόπῳ τῆς λύπης ἴαμα σχολήν, ὑμῖν ἐρῶ. enthält die deutliche Anzeige, dass der Dichter schrieb, ᾗ δ' ἔχω λυτήριον λυπήματος, ὑμῖν φράσω. — Wer versteht eine Erklärung wie diese, τὴν πατρῴαν πόλιν μία ἦν zu V. 562? Hier schlägt Hr. B. noch vor, τὰς πόλεις πατρῴας. ἤνυκα — ἐπτόουν, ohne zu bedenken, dass πτοεῖσθαι nicht den Accusativ regiert; ferner ὑςάτην statt ἥνικα. Ebendaselbst heisst ihm εὐνὶς *concubina pro uxor.* Hier hätte er doch wohl lieber ein Lexicon nachsehen, als eine

eine neue Bedeutung aus dem Kopfe erfinden follen. — V. 1203. „τίν εἴπας, *fcil.* λόγον.“ Wo hat Hr. *B.* je diefe Redensart mit diefer Ellipfe gefunden? Der Dichter fchrieb τί μ' εἴπας: f. V. 1206. — Bey fchwierigen Stellen, dergleichen es in den Trachinierinnen fehr viele giebt, fehlt es zwar Hn. *B.* nicht an Erklärungen, allein diefe find nur nicht immer leicht mit dem Texte zu vereinigen: z. B. V. 841. wo Hr. *B.* nach τλάμων ein Comma fetzt, und es nach βλάβαν wegftreicht, und verbindet προςορῶσα — βλάβαν — τῶν (diefs findet er in dem ὧν zu Anfang) — γάμων: *metu, quod pellicem periculofam adductam videbat, perturbata nimiumque anxia de Herculis amore conciliando, Neffi dolum non animadvertit.* Ἄοκνον erklärt er *fubitam.* Sophocles fchrieb wohl (f. die *Aldina*) ὧν ἅδ' ἁ τλάμων ἄοκνος, μεγάλαν προςορῶσα δόμοισι βλάβαν νέων ἀϊσσόντων γάμων, ἃ μὲν οὔτι προςέβαλε, τάδ' ἀπ' ἀλλόθρου γνώμας μολόντ' (*fcil.* ἐςίν) ὀλεθρίαις ξυναλλαγαῖς: *a quibus (Neffi telis) mifera nihil metuens, quum magnum damnum praevideret, novo impendente connubio, quae non exfpectaverat, ea alienis confiliis evenerunt funefto cum cafu.* V. 660. ff. wagt es Hr. *B.*, diefe höchft verdorbene Stelle nach Anleitung des Schol. zu erklären, die durchaus keinen Sinn giebt, wenn fie nicht verbeffert wird. Es wäre daher zu wünfchen, dafs Hr. *B.* an folchen Stellen entweder mit gehöriger Vorficht Verbefferungen verfucht, oder die Gründe, warum die Stelle für verdorben zu achten fey, beygebracht hätte. Das letzte würde den grofsen Nutzen haben, junge Lefer vor allzugewagten Erklärungen zu warnen, deren Folge nichts als unrichtige Begriffe von der Möglichkeit zu conftruiren find. Die Verbefferungen, welche Hr. *B.* hier und da vorfchlägt, dürften wohl felten auf Beyfall Anfpruch machen können, wie, aufser einigen bereits angeführten, ἔκτα — Ἰφίτου βίαν, *fcil.* πρὸς βίαν. Hätte diefs der Dichter gewollt: fo hätte er gefagt βία. Πρὸς kann nicht ausgelaffen werden. V. 614. ὁ κεῖνος εὐμαθὲς σφραγῖδος ἕρκει τῷδ' ἐπὸν μαθήσεται ftatt ἐπ' ὄμμα θήσεται, liefse fich hören, nur wäre dann εὐμαθὲς höchft überflüfsig und matt. Es bedarf wohl keiner Veränderung. Εὐμαθὲς fcheint active genommen, und mit ὄμμα verbunden, den Accufativ regieren, nach einer den Dichtern gewöhnlichen [Con]ftruction: der Sinn alfo wäre: ἐπιθήσεται ὄμμα εὐ[μαθὲς] τοῦ σήματος. Eben fo könnte allerdings Hn. *B's.* [Con]jectur V. 30. διχδεδεγμένον πόνους ftatt haben, wenn auch die gewöhnliche Lesart einen vollkommen [guten] Sinn gäbe. — Die gewöhnliche Ordnung der Ve[rfe] bis 91. welche Brunck verändert hat, glaubte [Rec.] fchon längft dadurch vertheidigen zu können, da[fs] ftatt ὧ[...] gelefen würde, und er hat daher mit Vergn[ügen] bemerkt, dafs auch Hr. *B.* auf diefe Verbefferun[g ge]fallen ift, der noch mit Brunck ἀλλ' ftatt νῦν δ' [lieft,] welches allerdings fehr angemeffen ift, obgleich νῦν δ' vertheidigt werden kann. Auch die Bru[nck']fche Verfetzung und Veränderung in den vorh[erge]henden Verfen dürfte unnöthig feyn, wenn ma[n ...] κενὸν βίον σώσαντες.

Zuletzt hat Hr. *B.* noch eine kurze äfthet[ifche] Beurtheilung der Trachinierinnen und des [Hercules] Oetaeus von Seneca angehängt. Diefe ift zu [kurz] und zu wenig eingreifend, um den eigentlichen [tra]gifchen Werth beider Stücke zu charakterifiren. [Man]ches äfthetifche ift auch hier und da in den Noten [zer]ftreut, doch mehr befchränkt fich Hr. *B.* da[rauf,] fein fubjectives Gefühl anzudeuten, als die Sc[hön]heiten felbft zu entwickeln. Diefs aber follte [vor]züglich gefchehen feyn, wenn Hr. *B.* auf den [Ge]fchmack junger Leute Einflufs haben wollte. *U[ebri]*gens läfst bisweilen auch der Stil des Vf. noch [et]was zu wünfchen übrig. So z. B. fetzt er, w[ie] leider jetzt gewöhnlich ift, *quoque* immer vor [das] Wort, dem es nachftehen follte. Hier und da ko[mmt] auch eine gefchmacklofe Wendung mit vor. [Zum] Beleg mag folgende Stelle aus der Vorrede die[nen:] *Debet quoque haec fabula nobis effe carior, [tum] propter orationis fplendorem, ac multa praeclara [...]na, tum vero, quod ipfe Cicero 2. libr. Tufc. q[uaest.] quaedam ex ea in Romanam linguam convertit, qu[ae ju]venibus illuftre exemplum effe poffunt, ex quo di[fcant,] quam in vertendo formam probarit Romanorum Conful.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Gotha*, b. Ettinger: *Die grofse Thüringifche Flachs-Hechel*; oder Unterricht, den Flachs mit folchem Nutzen zu hecheln, dafs dadurch nicht nur mehr, fondern auch befferer Flachs, als auf die gewöhnliche Art gewonnen wird. Nebft einer Abbildung diefer Hechel und des dazu gehörigen Geftelles. 1800. 32 S. 8. (4 gr.) Erfindung und Empfehlung diefer Hechel ift Verdienft, fie werde, was fie bis jetzt noch nicht war, die *grofse Thüringifche Flachs-Hechel*: denn nur für Thüringen ift fie neu; anderwärts wo der Flachsbau ins Grofse geht, ift der Gebrauch grofser eiferner [He]cheln zu erheblichem Gewinn der Seiler bekannt. D[er] diefen gewöhnliche Hechel kommt der hier vorgeze[ichne]ten fehr nahe, wenn fie auch nicht fo gar hohe Zähne [ha]ben) führt. Zum Unterricht auf diefer Thüringifchen [Hechel] wird der befte Lehrer ein Seilermeifter, und ein ftarker [Mann] der paffendfte Arbeiter feyn. Bey dem hier ertheilten [Unter]richte find wenigftens Vor- und Nachrede fehr langw[eilig.]

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. Januar 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GOTHA, in d. Becker. Buchh.: *Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde;* herausgegeben vom *Freyherrn von Zach*, H. S. Oberstlieut. und Direct. der Sternwarte Seeberg. I. II. III. IV. Band. 1800, 1801. gr. 8. Jeder in 6 Heften mit vollst. Sachen- und Namenregister. (Jeder Jahrg. 5 Rthlr.)

Bekanntlich entstand diese Zeitschrift dadurch, dafs Hr. *von Zach* zu Ende des Jahrs 1799 von der Redaction der *Allg. Geogr. Ephem.* abging, deren bestimmteres Fachwerk ihm dieselbe erschwerte. Bey dem Plane der *monatlichen Correspondenz* hingegen ist alles für Herausgeber und Mitarbeiter weit freyer. Es wechseln hier Artikel aller Art, so wie sie einlaufen, mit einander ab: Originalabhandlungen, Auszüge aus gröfsern, besonders ausländischen Werken; Biographien; geographische Ortsbestimmungen; Beschreibungen von Instrumenten; Recensionen und Revisionen von Büchern und Karten; vermischte astronomische Beobachtungen und Nachrichten aus Briefen u. s. w. Unstreitig hat auch das Publicum Ursache, mit dieser Einrichtung vollkommen zufrieden zu seyn; nur eine Besorgnifs entstand dadurch, dafs, da auch die allg. geogr. Ephem. von den Hn. *Gaspari* und *Bertuch* ununterbrochen fortgesetzt wurden, leicht der Fall hätte eintreten können, dafs in beiden Zeitschriften einerley Gegenstand dem Publicum wäre vorgelegt worden. — Allein nach einer nun zweyjährigen Erfahrung ist, so viel wir bemerkt haben, dieser Fall nie vorgekommen, höchstens etwa einzelne Stellen bey Auszügen aus Schriften ausgenommen. Da nun auch die allg. geogr. Ephemeriden ihrem neuern Plane pünktlichst treu bleiben: so geniefst dieses Fach der Wissenschaften wirklich ein Glück, das wenigen andern in diesem Maafse zu Theil wird; denn es dürfte, wenn man zumal noch die astronomischen Jahrbücher von *Bode* u. a. dazu nimmt, nun schwerlich noch etwas Erhebliches dafür aufzufinden seyn; weshalb wir auch beiden eine recht lange Dauer und immer thätigere Unterstützung von Seiten des Publicums wünschen. Die *monatliche Correspondenz* mufs übrigens aus einem doppelten Gesichtspunkt betrachtet werden: einmal als *Journal* zur angenehmen und unterrichtenden Lectüre für das gröfsere gebildete Publicum, wozu sich vornämlich die biographischen Nachrichten, das Reisediarium des Herausg., die Auszüge aus den Reisebeschreibungen und Briefen, qualificiren; und dann — als *Depot* für den wissenschaftlichen Bearbeiter, wohin wir die Menge von astronomischen Beobachtungen, die geographischen Ortsbestimmungen, die analytischen Rechnungsformeln, die literarischen und kritischen Bemerkungen über Karten, und überhaupt den gröfsten Theil der Originalabhandlungen rechnen. In dieser letztern Rücksicht sollte billig diese Schrift auf jeder öffentlichen Bibliothek zum beständigen Nachschlagen anzutreffen seyn. Da der Reichthum des Inhalts viel zu grofs ist, als dafs wir unsern Lesern von allem Wissenswürdigen so viel mittheilen könnten, als ihnen vielleicht erwünscht wäre: so müssen wir uns blofs auf dasjenige beschränken, was, dem Plane der A. L. Z. gemäfs, hier nicht fehlen darf, und diefs können wir auch um so viel eher, da bereits die Rubriken der einzelnen Artikel schon aus den Intelligenzblättern bekannt sind. — Wir bemerken zuerst in Absicht der biographischen Nachrichten, dafs sich diese blofs auf lebende Mitarbeiter, und dazu auf solche beziehen, deren Porträte zugleich vor diesen Heften stehen. Sie sind als wahre *Elogia* anzusehen, und mit einer solchen interessanten Zusammenstellung der Umstände abgefafst, dafs man den Gelehrten gleichsam vor seinen Augen entstehen sieht. Der erste ist der russ. kais. wirkliche geheime Staatsrath und kaiserl. Astronom, Hr. *Steph. v. Rumovski*. Er ist der erste geborne Russe, der sich in einem Fache berühmt gemacht hat, in welchem er bey seiner Nation keine Vorgänger und bis jetzt nur wenig Nachfolger hatte. Er ward den 29. Oct. 1734 im Wlodimirschen geboren. Seine ersten Studien machte er im Kloster von Alex. Newski nahe bey St. Petersburg. 1748 wurde er auf Kosten der Regierung unter die Studenten der kais. Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Als er 1753 an dem durch seinen elektrischen Unstern so merkwürdig gewordenen *Richmann* seinen einzigen Lehrer in der Mathematik verlor, ernannte ihn die Akademie zu ihrem Adjunctus, und schickte ihn 1754 nach Berlin zu *Euler*, wo er 2 Jahre blieb, und alsdann das mathematische Lehramt bey den Studenten der Akademie erhielt. Bey dieser Gelegenheit schrieb er 1760 ein vortreffliches Lehrbuch der Mathematik in russischer Sprache, und erwarb sich dadurch das Verdienst von Wolf's Auszuge um seine Nation. Um eben die Zeit verlangte ihn der berühmte kais. Astronom *Grischow* zu seinem Adjunct. 1761 wurde er nach Nertschinsky in Sibirien geschickt, um den Vorübergang der Venus vor der Sonne zu beobachten. Seine Berichte und Berechnungen wurden mit so viel Beyfall aufgenommen, dafs er 1763 zum kais. Astro-

Astronom der Akademie ernannt wurde. Hier machte er sich sehr um die durch einen Brand in Verfall gerathene Sternwarte verdient, die er in einen so guten Stand setzte, als es ihm möglich war. Bey der von *Katharina* II. vorgenommenen Reform der Akademie, wurde R. zum Mitglied der dazu errichteten Commission ernannt, und bald darauf die vaterländische Geographie das Berufsgeschäft desselben. 1769 schickte ihn die Akademie nach Kola zur Beobachtung des abermaligen Vorübergangs der Venus, wovon er die Resultate in eignen Schriften bekannt machte. Nach seiner Zurückkunft erhielt er die Direction des Studienwesens einer neuerrichteten Erziehungsanstalt junger Griechen. Er besorgte daneben den russischen Kalender auf 30 Jahre lang; übersetzte *Eulers* Briefe an eine deutsche Prinzessin ins Russische u. a. m. Die Berichtserstattungen etc. in den Domaschneffischen Streitigkeiten, haben ihm viel Zeit geraubt, nach deren Beendigung aber er doch bald den Wissenschaften wieder gegeben wurde. Als die russische Admiralität auf kais. Befehl Officiere der Marine nach dem weissen und Eismeere ausschickte, um nautische und geographische Beobachtungen anzustellen, erhielten sie den ganzen Winter 1798 und Sommer 1799 von R. astronomischen Unterricht. Der Kupferstich vor dem Märzheft 1800 ist nach einem von ihm selbst überschickten, wohlgetroffenen Bildniss gemacht. 2) Der Astronom und Adjunct der Wiener Sternwarte Hr. *J. Tob. Bürg*, geboren zu Wien den 24. Dec. 1766. Seine Studien fielen in die Zeiten der v. *Swietenschen* Lehrreformen, welches für B. die glücklichsten Folgen hatte, so wie er an v. Sw. selbst den eifrigsten Beförderer fand, der ihm auch zum Studium der Astronomie rieth, und ihm frühzeitig die Erlaubniss verschaffte, sich unter Triesneckers Anleitung mit den Instrumenten der Sternwarte zu üben. 1791 erhielt er zwar das physische Lehramt am Lyceum zu Klagenfurt, kam aber schon im folgenden Jahre nach Hell's Tode als Adjunct auf die Wiener Sternwarte, uud nahm von 1795 an Theil an Berechnung der dasigen Ephemeriden, worin die sprechendsten Beweise seiner theoretisch praktischen Kenntnisse der Astronomie vorhanden sind. Als 1798 das Pariser Nationalinstitut die Preisfrage über die Bestimmung der Epochen der mittlern Länge des Apogeum und aufsteigenden Knotens der Mondbahn, aus wenigstens 500 der besten Beobachtungen, ausstellte, beantwortete er dieselbe auf eine solche Art, dass er bey weitem mehr leistete, als die Frage foderte, und da auch *Bouvard* die Frage genügend beantwortet hatte: so machte das Institut die bis jetzt einzige Ausnahme, jedem Vf. den ganzen Preis von 1 Kilogr. (260 Ducaten) zukommen zu lassen. Da vom Inhalte dieser Schrift bisher noch fast gar nichts bekannt gemacht worden ist: so ist es mit grossem Danke zu erkennen, dass der Herausg. eine Menge ächter Nachrichten daraus hier mitgetheilt hat. *Bürg* arbeitet noch immer fort an der Politur der Mondbahn-Elemente. Auf solche Art, sagt der Herausg. und wenn man dabey ferner die Genauigkeit in Erwägung

zieht, mit welcher man jetzt mittelst Hadleyi Spiegelsextanten Mondsabstände misst, ist das berühmte *Problem der Meereslänge* so gut als vollkommen aufgelöst. — Wenn Rec. nicht irrt: so ist ein Theil des in England darauf gesetzten Preises vertheilen; — hätte der verdienstvolle *Bürg* hi nicht eben so gut Anspruch, als vormals *Mayer* ben? — 3) *P. Fr. André Mechain* Astronom der tional Sternwarte etc. geb. zu Laon d. 16. Aug. 1 Seinen ersten Unterricht erhielt er von den Jesui Wegen seiner frühen Auszeichnung gab man ihm sondere Anweisung in mathematischen mechanis Wissenschaften. Sein Vater war Baumeister, un 19. Jahre konnte der junge M. schon Risse zu haften Gebäuden entwerfen, und die Ausfüh leiten. Späterhin kam er in die *Ecole des Pon Chaussées* nach Paris, von wo er aber durch das M geschick seiner Aeltern vor der Zeit wieder abg musste. Durch den Verkauf eines Quadranten, durch er seinen Vater aus der dringendsten Verle heit zu reissen bemüht war, lernte ihn *Lalande* nen, und dieser verschaffte ihm 1772 die Stell nes *Astronome hydrographe* beym Land- und See detten-Archiv, die er ein paarmal durch wid Zufälle verlor, aber am Ende ehrenvoll wiede hielt. Hier fand er Gelegenheit, unendlich viel die Verbesserung der See- und Küstenkarten zu t Auch viele astronomische Beobachtungen und Ber nungen von ihm, sind schon aus jenen Zeiten. 1782 gekrönte Preisschrift, dass der Komet von 1 von dem 1661 verschieden sey, bahnte ihm den zur Akademie, worin er in diesem Jahre als *A ord.* aufgenommen wurde. Seit 1781 hat er 11 meten entdekt und 24 neue Kometenbahnen verschiedenen Methoden berechnet. An der gr Militärkarte von Deutschland und Oberitalien, der *Duc d'Ayen* 1780 unternahm, hat er das m und ganz unentgeldlich, gethan. Von der *Con des tems* gab er die 7 Bände von 1788 bis 94 he Bey der 1784 von der englischen Regierung v stalteten trigonometrischen Verbindung der Gree cher und Pariser Sternwarte war M. einer der h ernannten Commissarien. 1791 wurde ihm die sung des Meridianbogens zwischen Dünkirchen Barcelona mit zu Theil. Er übernahm den chen, und de *Lambre* den nördlichen Theil. ohne theilnehmende Rührung liest man die Tr ligkeiten und Gefahren, die den verdienstv Mann mehrmals an den Rand des Grabes brac Noch jetzt ist ihm bey seiner schwächlichen Ge heit die Aufsicht über die Nationalsternwarte z ris übertragen, wo er auch wohnt, und mit zw mässiger Einrichtung derselben beschäftigt ist, von ein eigner in der monatlichen Correspon vorkommender Artikel die Beweise liefert. 4 Ritter *Paul von Löwenörn*, den 11. Aug. 1751 z penhagen geboren. Er wurde schon sehr jung, aus Neigung, zum Seedienst bestimmt. Im 15. machte er seine erste Seecampagne und 1770 schaffte ihm sein Eifer die Stelle eines zweyten Sc

lieutenant. Die Theorie seines Metiers erwarb er sich mehr durch eigne Talente und Anstrengung, als durch fremden Unterricht. Beym Krieg zwischen England und Frankreich 1778 war es ausgemacht worden, dass fremde Officiere zur Uebung auf den Flotten Dienste nehmen könnten und von L. wählte die französischen. 1781 wurde er in sein Vaterland abgerufen, um *Armand's* Längenuhren auf einer Seereise zu prüfen, wozu er sich durch theoretisch-praktischen Unterricht vom Justizrath *Bugge* vorbereitete. 1784 ward er Mitglied der kön. dänischen Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen, welcher er viele Denkschriften lieferte. In eben dem Jahre wurde er auch zum Director des schon längst von ihm vorgeschlagenen Seekartenarchivs ernannt, und in den folgenden Jahren ging er als Befehlshaber einer Expedition in See, um die Küste von Grönland zu untersuchen. Als er sich eines besondern Auftrags wegen nach St. Petersburg begeben musste, erhielt er von der Kaiserin den Wlodimirorden; nach seiner Zurückkunft wurde er Schiffscapitain und Commandeur des kön. Wachtschiffes auf der Rhede von Kopenhagen. 1791 ging er nach Marocco zur Schliessung eines Handelstractats, 1796 musste er Sicherheitsanstalten an der Norwegischen Küste wegen des gelben Fiebers treffen; erhielt das Amt eines Oberlootsen, womit die Oberaufsicht über das gesammte Marine-Polizeywesen verbunden wurde; bald darauf ward er Commandeur-Capitain und noch im verwichenen Jahre 1800 hat er sich das ausgezeichnetste Verdienst um die Erdkunde dadurch erworben, dass er die Errichtung einer *Commission der Meereslänge* in Coppenhagen veranlasste, wovon an einem andern Orte des Ausführlichere mitgetheilt worden ist. Noch neulich hat er die Spiegelsextanten zu nächtlichen Beobachtungen dadurch geschickt gemacht, dass er *Nachtfernröhre* dabey anbrachte. Mit einem solchen in der Hand, ist er vor dem Januarhefte 1801 abgebildet. 5) Endlich Hr. *Joh. Carl Burkhardt*, den 30. Apr. 1773 zu Leipzig geb. Ein Zögling *Hindenburgs* und späterhin des *Herausgebers* selbst, der beiden unendliche Ehre macht. Seinen ersten Unterricht genoss er, so wie *Bürg* und *Mechain*, bey sehr eingeschränkten Mitteln, zeigte aber gleich früh einen grossen Hang zur Lectüre; sonst war vornämlich das *Rechnen* seine Lieblingsbeschäftigung; welches bald in feurige Liebe zur Mathematik überhaupt und namentlich zur Astronomie überging. Im Febr. 1796 war er so glücklich auf *Hindenburgs* Empfehlung die Seeberger Sternwarte zu beziehen. Daselbst zeigte er 22 Monate lang eine beyspiellose Thätigkeit und grosse Geschicklichkeit in Handhabung der Instrumente. Vorzüglichen Antheil nahm er an Verfertigung des grossen *Zachischen* Sternverzeichnisses, wo die Beobachtungen unzählig sind, die er, selbst mit Gefahr seiner Gesundheit, deshalb angestellt hat. In der Mitte des Dec. 1797 kam er nach Paris, wo er von *Lalande* so freundschaftlich aufgenommen wurde, dass er ihn als ein Glied seiner Familie ansah, und ihn nur seinen zweyten Neveu nannte. Noch bis diese Stunde, ist er unermüdet beschäftigt, die *Mon. Correspondenz* mit seinen interessanten und wichtigen Aufsätzen zu bereichern, wodurch er fast allein im Stande wäre, dieses Journal zu einer Sammlung der nützlichsten und lehrreichsten Artikel zu machen, die nicht bloss einen ephemerischen, sondern für die Eingeweihten einen ewig bleibenden Werth haben. Seine Aufnahme zum Adjunct des Längen-Büreau ward sehr erschwert; er erhielt sie aber doch am 20. Dec. 1799, nachdem er zuvor das französische Bürgerrecht erhalten hatte. Was für glänzende Verdienste er sich durch seine Preisschrift über den Kometen von 1770 erworben hat, muss man so wie viel anderes Interessantes in mehreren Heften selbst nachlesen.

Zu den Artikeln, welche in der monatlichen Correspondenz beiden von den oben bemerkten Rücksichten zugleich Genüge thun, gehört vorzüglich des *Herausgebers astronomisches Tagebuch* von einer Reise nach *Celle*, *Bremen* und *Lilienthal* im Sept. 1800, welches durch sehr viele Hefte fortläuft, und wovon zu wünschen wäre, dass in jedem etwas daraus vorkäme. Man weiss, dass der Herausg. bisher in jedem Jahre eine solche Reise zu machen pflegte. Ausser seinem gewöhnlichen Apparat hatte er diessmal noch eine eben erhaltene *Reise-Pendeluhr* mitgenommen, die nach seinem Vorschlage vom geheimen Finanzsecretär *Seyffert* in Dresden verfertigt worden war, und die nach wirklich harten Proben ihrem Endzwecke vollkommen entsprach. Sie wird durch eine Feder mit Kette und Schnecke in Bewegung gesetzt, hat eine vom Verfertiger selbst erfundene freye Hemmung, und schlägt die ganze Secunde so ohne merklichen Nachfall, wie bey einem *Grahamischen* Anker, ein. Was über diese vortheilhafte Uhr, so wie über Chronometer, künstliche Horizonte und Hadleysche Sextanten lehrreiches gesagt wird, findet wieder hier nicht Raum. Vom letztern bemerken wir nur, dass es nicht vortheilhaft ist, viele Sonnenbeobachtungen in einem fort, mit demselben anzustellen, indem nicht allein die Theilung durch die anhaltende Hitze ungleich gemacht, sondern auch der Arm des Beobachters auf eine dem Gebrauch nachtheilige Art ermüdet wird. Im folgenden Hefte wird die Privatsternwarte des Hn. O. A. Raths von *Ende* sehr instructiv beschrieben, und gelegentlich etwas über die so wesentliche Abgleichung bey Chronometern beygebracht. Eben so die Sternwarte des Hn. Dr. *Olbers* in Bremen, die eine der bequemsten und zweckmässigsten ist. Hier theilt der Herausg. seine *neue Methode* mit: den Gang und Stand astronomischer Uhren ohne Mittagsfernrohr und andere feste Instrumente zu erforschen und zu berichtigen, wovon in der Folge noch mehr und besonders auch ein Aufsatz von *de Lambre* darüber vorkommt. Im Märzhefte 1801 findet man bey der Fortsetzung ein gutes Prüfungsmittel für ein vollkommen ebnes und paralleles Planglas, welches bey tragbaren Horizonten allen andern Einrichtungen, z. B. dem Oel oder Wasser mit Glasdächern, vorzuziehen ist. Zu solchen

nie Rücksicht genommen. 2) Man dividire $19a+23$ mit 30, und nenne den Rest d. 3) Dividire man $2b+4c+6d+3$, oder $2b+4c+6d+4$, je nachdem das gegebene Jahr 1700 bis 1799 oder 1800 bis 1899 incl. ist, mit 7 und nenne den Rest e. Alsdann fällt Ostern auf den $22+d+e$ten März, oder wenn $d+e$ gröſser als 9 ist, auf den $d+e-9$ten April. Es folgen nun noch Beyspiele und weitere Ausführungen. — *La Place* theilt eine neue Entdeckung in der Mondstheorie mit, worauf auch schon *Bürg* in seiner 18ten Mondsgleichung hingedeutet hat. Sie betrifft eine in der Mondsbahn bisher unbekannte *Mutationsbewegung*, deren Periode der Bewegung der Mondsknoten gleich ist. Das Erdsphäroid bringt durch seine Attraction gegen den Mond eine ähnliche Schwankung in seiner Bahn hervor, wie die Attraction des Mondes eine Mutation des Erdäquators bewirkt, die von der Abplattung der Erde abhängt. Hieraus entsteht in der Mondsbreite eine mit der mittlern Länge des Mondes im Verhältniſs stehende Ungleichheit, deren Coëfficient — 6″, 5 ist, wenn die Erdabplattung $\frac{1}{313}$ angenommen wird. Dieser Coëfficient würde bis auf 12″ gehen, wenn die Abplattung $\frac{1}{230}$ wäre. Da die Beobachtungen diesen Coëfficienten immer anders geben, so folgt daraus, daſs die Gleichartigkeit unsers Erdkörpers selbst von den Beobachtungen der Mondsbewegungen widerlegt wird. — *Trongkton* giebt Nachrichten von astronomischen Instrumenten, welche viel Interessantes über die Verbesserung der Spiegelkreise enthalten. Der *Herzog von Gotha* hat einen vortrefflichen solchen ganzen Kreis von 4 Fuſs für die Seeberger Sternwarte um 400 Guineen gekauft. Er war bereits ganz fertig. Auch bemerkt *Tr.*, daſs sich die Fäden der Kreuzspinne vortrefflich zu Fadenkreuzen in Teleskopen schicken. Ihre Dicke beträgt nur $\frac{1}{5000}$ eines Zolles. *Fontana* und *Rittenhouse* sollen sie zuerst gebraucht haben. Sie sind ganz undurchsichtig, nur bey schwachen Beleuchtungen nicht wohl zu erkennen. — *Svanberg* berichtet einiges über die alte nordische Gradmessung. Das Gefälle des Torneoflusses schätzt er nicht über 10 Min. weshalb die Standlinie nur einen Fehler von 0,0311, als der Differenz zwischen Secante von 10′ und Radius heben kann. Auch die Refractionsfehler hält *Svanberg* für unbedeutend. Möglich wäre es eher, daſs bey Legung und Aneinanderstoſsung der Meſsstangen, und durch Vernachläſsigung der Veränderlichkeit ihrer Längen, oder durch die fehlerhafte Bestimmung des Azimuths, wo ein Fehler von 2 Zeitsec. nicht zu verbürgen wäre, — ein Versehen statt gefunden hätte. Aber weder dieses alles, noch die Fehler, die bey der astronomischen Beobachtung des Himmelsbogens vorgefallen seyn könnten, sind hinreichen[illegible], einen Unterschied von [illegible] Toisen zu erklären, um welche sich dieser gemessene Grad von der Hypothese einer Revolutions-Ellipsoide von $\frac{1}{333}$ Abplatung, entfernt. In einer Nachricht von *Käſtners* Ehrendenkmal auf der Göttinger Bibliothek wird bemerkt, daſs der Herzog zu Braunschweig-Oels *Friedrich August*, bey dieser Gelegenheit an einen von Käſtners Verwandten geschrieben: „Käſtner scheute nicht bey seinem Leben aus Freundschaft meinen Handlungen mehr Werth beyzulegen als sie verdienten. Darum will ich nach meinen Kräften ihm die Erkenntlichkeit öffentlich bezeigen, die er verdient, und das Andenken eines Mannes zu verewigen suchen, der durch seine *tiefen* Kenntnisse, seinen feinen Witz, und seines trefflichen Charakters wegen, eine Zierde von ganz *Europa* war." — Käſtners Büste ist in Gotha von *Düll* nach einem sehr ähnlichen Portrait aus Marmor verfertiget worden, welches der Herausgeber vor wenigen Jahren vom Gothaischen Hofmaler *Specht* hatte verfertigen lassen. Im Jennerhefte 1801 hat *Burkhardt* eine Tafel über den Einfluſs des Windes auf die mittlere Barometerhöhe, geliefert. Diese Höhe übertraf zu Kopenhagen bey Ostwind die bey Westwind etwa um 2½ pariser Linien. Im Februarhefte hat er uns ein Gesetz über die jährliche Aenderung der Magnetnadel-Declination zu Paris, vorgelegt. Er stellt die vor sich habenden Beobachtungen, die einen Zeitraum von 220 Jahren umfassen, durch eine Formel dar, aus welcher folgt, daſs die Abweichungsperiode zu Paris 860 Jahre beträgt. Das *Maximum* der westlichen Declination fällt in das Jahr 1878, und beträgt 27° 20′. Das Maximum der östlichen Abweichung fand 1448 statt, und betrug 21°. Im J. 1233 war die Abweichung 0. Wahrscheinlich wurde um diese Zeit die Entdeckung der Nadel gemacht, und daher ist es begreiflich, daſs man die Declination nicht sogleich bemerkte. Im Aprilstücke werden noch Zusätze und Berichtigungen dazu geliefert. Auch im Juniusstücke mancherley über die Gränzen der Genauigkeit dieses Gesetzes. — Nähere Prüfung verdient der Vorschlag eines Ungenannten zu einer neuen See-Briefpost. Billets, wozu die Formulare mit angegeben sind, sollen in Oel getränkt und dann in einer starken Bouteille verschlossen werden, die man in die See wirft. Einen besondern Gebrauch soll man davon zur Entdeckung der Meeresströmungen machen können, aber der Herausgeber zeigt noch viele andere Vortheile, die *sich* vielleicht davon erwarten lieſsen. Uebrigens wird bemerkt, daſs schon St. *Pierre* dergleichen Bouteillen vorgeschlagen, und *Christoph Colon* durch seine Fäſschen bereits etwas dergleichen versucht hat. — Vom Junius an folgt vom Herausgeber in mehrern Heften alles was sich über einen längst vermutheten, und nun wahrscheinlich entdeckten *neuen Hauptplaneten* unsers Sonnensystems; für jetzt sagen läſst. *Lambert* war der erste, der noch einen Planeten zwischen Mars und Jupiter vermuthete, und dann machte ihn die bekannte *Bodische* harmonische Progression noch wahrscheinlicher, so daſs sich der Herausgeber vor 16 Jahren schon mit Berechnung der Elemente dieses noch nicht beobachteten Planeten beschäftigt hat, so wie auch schon damals vom Herzog von Gotha der sehr passende Name *Hera* bereits dazu vorgeschlagen wurde. Auch philosophische Gründe von *Kant* und *Wünsch* waren dafür vorhanden, die hier ebenfalls bey-

beygebracht werden. Bey des Herausgebers letzterm Aufenthalt in Lilienthal wurde eine ganze Gesellschaft praktischer Astronomen gestiftet, um diesem Stern auf die Spur zu kommen. *Piazzi* in Palermo kam ihnen aber am 1ten Jan. 1801 zuvor, ob er gleich anfangs das kleine Wandelsternchen zwischen 8 und 9ter Grösse für einen Kometen zu halten geneigt war. Eine schwere Krankheit hielt diesen Astronomen ab, seine Beobachtungen lange genug fortzusetzen, sonst wäre die Sache wahrscheinlich früher entschieden worden. Jetzt ist er indess vom wirklichen Daseyn überzeugt, und hat die Benennung *Ceres Ferdinandea* dazu vorgeschlagen, wozu sich wirklich die triftigsten Gründe finden, weshalb auch der Herausgeber diese Benennung sehr gebilligt hat. Man findet Elemente, Bahnen, Ephemeriden, bereits dafür berechnet, auch ein Sternkärtchen, welches einen Theil der Bahn darstellt; indessen scheint der nördliche Himmel durchaus ungünstig zur Beobachtung dieses Gestirns zu seyn, indem ausser dem Entdecker, solches noch von keines andern Astronomen Auge erblickt worden ist. — Eine wichtige neue Entdeckung hat Hr. *Harding*, der bey der Lilienthaler Sternwarte als Beobachter mit einem Gehalt angestellt ist, am 18ten May 1801 am *Mercur* gemacht. Sie betrifft einen vom östlichen Rande bis grösstentheils zur Erleuchtungsgränze südlich schräg durch die Scheibe laufenden *dunkeln Streifen*, der bald darauf auch von Hn. Schröter beobachtet worden ist. Als letzterer den Mercur am 22ten May mit 84 maliger Vergrösserung beobachtete, schien nördlich in einer irregulär eingreifenden Bucht der Lichtgränze ein ganzes Stück der Phase zu fehlen, als wenn es aus der Lichtgränze herausgerissen wäre. Mit 126 und endlich mit 296 maliger Vergrösserung entdeckte er den Grund dieser Täuschung; seit dem 19. May war nämlich nördlich an der Lichtgränze ein grosser verwaschner dunkler Flecken entstanden, und aus der Rotationsperiode war zu erwarten, dass er in wenig Stunden verschwinden müsse, so wie er auch um 11 Uhr 20 min. wirklich verschwunden war. Alle die hier angeführten Beobachtungen bestätigten die oben bemerkte Rotationsperiode aufs vollkommenste. — Von *Burkhardtischen* Beyträgen müssen wir noch gedenken einer trigonometrischen Methode zur genäherten Bestimmung der Elemente einer Kometenbahn. Es ist eigentlich die *indirecte* Methode, die aber durch Anwendung des schönen *Olberschen* Lehrsatzes über das Verhältniss der beiden Abstände des Kometens sehr erleichtert worden ist. *Burkhardt* fand eine sehr einfache Formel zu Bestimmung der Zeit, in welcher ein Komet einen parabolischen Sector durchläuft, von welchem die beiden *radii vectores* und der davon eingeschlossene Winkel bekannt sind. Auch kürzt diese Formel die *Newtonsche* und *Eulerische* Methode zur genauen Bestimmung der Elemente einer Kometenbahn sehr merklich ab. D. *Olbers*, welchem der Herausg. diese Methode sogleich mittheilte, lässt ihr alle Gerechtigkeit wiederfahren, bemerkt aber doch, dass sie in der Anwendung nicht ganz die Kürze der seinigen darbiete; indess hat *Olbers* manches von dem weiter in dieser Abhandlung folgenden angenommen und es seinem eignen Verfahren vorgezogen. Ein anderer Artikel von *Burkhardt* betrifft den Einfluss der 5ten Potenzen der Excentricitäten auf die grosse Störung Saturns und Jupiters. Diese Arbeit ward durch eine Aeusserung von *La Place* veranlasst, und man begreift kaum, wie eines Menschen Zeit und Kräfte zu Arbeiten dieser Art zureichen! Es waren hier 2 Formeln zu vergleichen und zu combiniren, deren jede 2 Folioseiten einnimmt. Die eine Formel hat einen allgemeinen Buchstaben, welchem 6 verschiedene Werthe zukommen können; *Burkhardt* hatte daher mehr als 100,000, wir schreiben hunderttausend, Glieder zu untersuchen, ohne die Vorbereitungsrechnungen, um diese beyden Formeln zu finden! — Noch derselbe über eine Aufgabe der praktischen Geometrie, die schon oft, und besonders von *Lambert* untersucht worden ist. Einen Punkt dadurch zu bestimmen, dass man die 2 Winkel misst, welche 3 bekannte Gegenstände, aus diesem Punkt gesehen, bilden. Es ist eigentlich eine kleine Abkürzung der schönen *Lambertschen* Auflösung. Von Instrumenten ist ausser dem Holzschnitte von *Löwenörns* Nachtfernrohre, nur ein einziges abgebildet, nämlich des Ingenieurs *Osverbom's* Winkelmesser. Es ist sehr zusammengesetzt und vornämlich zur Messung *horizontaler* Winkel eingerichtet, so dass geschickte Künstler wohl noch Verbesserungen dabey anbringen könnten. Der Herausg. hat der Beschreibung eine kritisch-praktische Uebersicht von den jetzt bekannten besten Werkzeugen dieser Art vorangehen lassen. Die *Kartenrecensionen* zeichnen sich ausser den vielen kritischen und andern Bemerkungen vorzüglich durch mitgetheilte *Längen-* und *Breitentafeln* einer Menge Oerter nach astronomischen Bestimmungen, aus. Bey *Heineckens* Karte vom Bremer Gebiete, und der von ihm selbst nach den neuesten astronomischen Bestimmungen von *Beauchamp*, gelieferten und beym Aprilhefte 1801 befindlichen Karte von Persien hat der Herausg. sich umständlich über die Erfodernisse einer guten Karte erklärt und sie befolgt. Wir können übrigens diese Karten so wenig, als die vielen Reisebeschreibungen und damit verwandten Schriften, auch nur nennen. Eben diess gilt auch von den einzelnen geographischen Ortsbestimmungen, wo man meist die ganze Berechnung findet. Von Correspondenznachrichten interessiren vorzüglich die *Blumenbachischen* von *Hornemanns* africanischer Reise, die meist aus Briefen vom Baronet *Banks* mitgetheilt werden, besonders auch die Nachricht von einer englischen Entdeckungsreise nach der Südsee, und von gebrannten Ziegelsteinen mit Keilschrift aus Hillah am Euphrat, welche vom Capt. *Flinders* herrühren, der neulich auch die grosse van Diemens-Insel befahren hat, und welchen die Admiralität mit dem Investigator nach der Südsee schickte, um besonders die Küsten von Neuholland, nebst den dasigen grössern Flüssen und Landseen zu untersuchen. Aus

Denk-

Denkschriften von gelehrten Gesellschaften und Akademien sind nur wenige Auszüge vorhanden, z. B. aus den phil. Transact. von *Herschels* neuen Beobachtungen und Untersuchungen, und verschiedenes aus den *Memorias da Academia Real des Sciencias de Lisboa* T. I. II. 1797—1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, (eigentlich WIEN,) b. Doll: *Die Verschleierte im schwarzen Schlosse. Eine abentheuerliche Geschichte.* 1801. 120 S. 8. mit 1 Kupf. (10 gr.)

Unter hundert Menschen, denen dieses Büchlein in die Hände fällt, werden gewiss neun und neunzig nach Kupfer und Titel muthmassen, dass ihnen hier abermals eine Geistergeschichte aufgetischt werde. Das geschieht zwar nicht! Es ist blofs die Geschichte eines, und wie sich von selbst versteht, sehr schönen Fräuleins, das von einem sehr geitzigen Vater auf einem einsamen Schlosse erzogen, mit einem betrügerischen Liebhaber durchgeht, — das noch zur rechten Zeit ihm entrissen, mit einem gutherzigen Spanier und seinem italienischen (gar nicht eifersüchtigen) Weibchen, Italien durchreist; eben diesen Spanier, da seine Gemalin durch den Missgriff eines Banditen ermordet wird, heirathet, ihn aber gleich darauf durch einen jähen Tod einbüfst; nach ihrer Heimath nun rückkehrt, und ihre Hand einem jungen Manne reicht, der schon vorher aus Liebe zu ihr in Krieg gegangen war, und in Italien einmal gelegentlich ihr Leben vor den Franken gesichert hatte. Wie man sieht, handeln hier also lauter *sterbliche* Menschen. Aber es ist doch auch gegenseitig ein so höchst klägliches ganz ohne Interesse, durch Verwicklung oder Charaktere, hingekritzeltes Geschichtchen, dass wieder unter hundert Lesern — wenn anders so viele ihre Zeit dabey verderben sollten! — neun und neunzig kaum begreifen werden: wie man es wagen könne, eine solche Schüler-Arbeit dem Publicum anzubieten. Als einen Beweis nicht blofs von der Geisteslosigkeit — denn diese findet sich überall! — sondern auch von der *Nachlässigkeit* des Vf. merken wir an: dass S. 104 Rodrigo seine Braut in einigen Tagen zum Altare führt; (ausdrücklich *führt*, nicht etwa *führen will*) dass S. 105 ebenderselbe am *vorletzten Tage vor der Hochzeit* durch eine Erkältung vom Schlage tödtlich gerührt wird, und dass S. 106 seine *Gattin* beym Leichnam ihres *Gatten*, den sie auch völlig beerbt, verzweifeln will. — Eben so kömmt eine Jugendfreundin Amaliens, die im Anfange des Werkleins immer *Louise* heisst, beym Schluss als *Cæcilie* wieder zum Vorschein. Können denn solche Scribler, die ihre Exercitien so rasch in die Presse schicken, nicht wenigstens die vorletzten Seiten ihrer Handschrift noch einmal überlesen, um die Schreib- und Gedächtnissfehler auszubessern?

KLEINE SCHRIFTEN.

KIRCHENGESCHICHTE. *Einbeck*, b. Feysel: *Ueber die evangelischen Missionsangelegenheiten; sowohl überhaupt, als insbesondere die Ostindischen*, der gröfsten und glänzendsten Denkwürdigkeit des achtzehnten Jahrhunderts; aber auch dem ausgezeichnetsten Beweise göttlicher Vorsehung und menschlicher Weisheit, von *Friedrich Ludwig Langstedt*, der W. W. Doctor, vormals Feldprediger des 14ten Kurhannöverischen Infanterie-Regiments zu Madras und Arcot in Ostindien. 1801. 278. 4. (4 gr.) Wir können die Begeisterung, mit welcher Hr. *L.* als Augenzeuge von diesen Missionsanstalten spricht, und zu ihrer Unterstützung aufmuntert, eben nicht missbilligen. Hat man gleich an der dabey üblichen Bekehrungsmethode bisweilen einiges, vielleicht nicht ohne Grund, getadelt: so ist doch das viele durch dieselben gestiftete Gute von überwiegendem Werthe. Außer dem Gewinne, den Religion und Moralität durch sie offenbar erlangt haben, macht der Vf. auch auf einige andere, weniger bekannte Vortheile aufmerksam. Er zeigt z. B. wie viele schätzbare Beyträge zur Erdbeschreibung, Naturkunde, Oekonomie, Arzneymittellehre, Botanik, Technologie, und andere Wissenschaften, man den evangelischen Missionarien zu danken habe; wie denn noch vor kurzem Hr. *Sprengel* die aus dem Carnatic übersandten Nachrichten von der Eroberung Seringapatnams zu einer Eroberungsgeschichte des Mysorischen Reichs vom May 1799 benutzen konnte. Besonders aber ist es merkwürdig, dass manche der gedachten Missionarien, ohne die Gränzen ihres Amts zu überschreiten, selbst für den politischen Zustand jener Gegenden wichtige Dienste geleistet haben. Der sel. *Schwarz* rettete zur Zeit des vorletzten Kriegs, da der Rajah zu Tanschaur und seine Räthe allen Credit verloren hatten, durch sein ihm von den Einwohnern geschenktes Zutrauen, das Volk vom Verhungern und schmählichen Untergange. Auf Veranlassung des ehemaligen Gouverneurs von Madras, *Archibald Campbell*, musste er einen Plan zu einem Gerichtshofe entwerfen, der von der Ostindischen Compagnie angenommen wurde, und viele Menschen glücklich machte. Er streckte grossmüthig fünfhundert Pagoden (eine goldene Münze, ungefähr 2½ Thaler an Werthe) zur Reinigung der funfzehn Jahre verabsäumten nützlichen Wasserleitung vor; übernahm die Aufsicht darüber, und das Geschäft wurde unter Besorgung der Christen angefangen und vollendet; andere seiner vielfachen Verdienste von ähnlicher Art zu übergehen, unter welchen er, fast ein halbes Jahrhundert hindurch, und gröfstentheils unentgeltlich, nicht nur für die Mission, sondern auch für das Indische Publicum, als Staatsmann gebraucht, gearbeitet hat. Hr. *Gericke* bewahrte Cuddalur während des Kriegs vor Ausplünderung und Blutvergießen. Er schützte viele angesehene Leute, dass sie nicht in Hyder Alys Gefangenschaft fielen. Auch wurde ihm von dem Gouvernement zu Madras die Vormundschaft über den Tanschauerschen Prinzen *Servoger*, und dessen Unterricht anvertraut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. Januar 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Wilson: *A Journey from London to the Isle of Wight* by *Thom. Pennant*, Esq. Vol. I. *From London to Dover.* 203 S. Vol. II. *From Dover to the Land's-End.* 4. 250 S. 1801. (19 Rthl. 20 gr.)

Ein grosser Theil dieser topographischen Reise, welche aus der Hinterlassenschaft des bekannten grossen „Touristen" (Stückreisenmachers?) *Th. Pennant*, von dem Herausg., Ed. Harding, hervorgezogen wurde, macht bloss den Rahmen zu den 40 darin gegebenen Kupfern. Sogleich den Ufersitze, wo P. von seiner Frau und seinem lieben Platz am Kaminfeuer mit vieler Bangigkeit, wie er selbst erzählt, sich trennte, (es waren die Londner *Temple Stairs*) verewigt eine Kupferplatte; und so sieht man die Mühe, mit welcher besonders im Anfang, jeder entfernteste Anlass zu einer Anekdote, noch mehr aber zu einem Kupfer herbeygezogen wurde. Ein Porträt der *schönen Herzogin von Chevreuse* findet hier eine Stelle, weil sie ums J. 1638 dem Hofe zur Lust, über die Themse geschwommen ist, auch der *lustige Pakington* (Sir John P.) wird angebracht, weil er gegen eine Wette von 3000 Pfund von Westminster bis Greenwich, wenigstens schwimmen wollte. „Die gute Königin (Elisabeth) aber, „welche eine besondere Sorgfalt für Erhaltung hübscher Mannspersonen hegte, erlaubte ihm nicht, dieser Gefahr sich auszusetzen." So schweift P. die ganze Themse hinab, rechts und links, in die Geschichte der Vorzeit ab. Immer noch unterhaltend genug; aber ganz gegen die Erwartung, welche er gleich anfangs durch die Erklärung erweckt: dass er diese Reise bloss um seines Sohnes Willen unternommen habe, damit dieser bey seinem nahen Ausflug nach Frankreich und Spanien (1787) wo er vornehmlich auf die Seemacht dieser Rivalen aufmerksam seyn sollte, schon mit Englands Marine bekannt genug und nicht „*in urbe sua hospes, in patria peregrinus*," seyn möchte. Wenigstens bey Greenwich-Hospital, dieser für den Stand der englischen Seeleute so wichtigen Stiftung, erwartet man den statistischen Blick auf deren jetzigen Zustand; aber überall bleibt der Vf. antiquarisch, die Bemerkung ausgenommen, dass diese berühmte, von jedem Engländer mit Stolz genannte Anstalt grossentheils von den 1715 confiscirten Gütern des unglücklichen Earl von Derwentwater, welche endlich seinen Nachkommen zurückzugeben grossmüthig und gerecht, wohl aber nicht „mit der Lage der öffentlichen Angelegenheiten übereinstimmend" seyn möge. Bey *Blackwall* präsentirt sich *Perry's* Schiffswerft, die wichtigste Privatunternehmung dieser Art in Europa. Hier und in *Greenland-Dok* liegen alle Ostindienfahrer nach ihrer Heimkunft. Schon bey *Woolwich* steigt die Themse im Frühling durch die Fluth bis auf 19 Fuss. Hier wo eine Stückgiesserey ist, oder zu Deptford, können desswegen die Schiffe die Kanonen, Mörser etc. einnehmen, welche für jedes Schiff besonders in furchtbarer Ordnung aufgestellt warten. Bey *Purfleet* sind die grossen Pulvermagazine, welche man erst seit 1762 aus der Nähe von London wegzuschaffen die Klugheit hatte. Sie enthalten 30,000 Centner gewöhnlich. Seit 1772 wurden sie nach Franklins Methode mit Ableitern versehen. 1777 schlug der Blitz dennoch ganz in der Nähe. Ob nun gleich P. selbst in der Note nachweist, dass nach den *Philos. Transactions Vol.* 68. S. 232 in der Construction ein Fehler begangen war, auch nicht etwa wirklich mit einem Conductor versehener Platz getroffen wurde: so treibt den Vf. doch im Texte der Widerwille gegen Franklin „den „philosophischen geheimen Mordbrenner, welcher, unter der milden englischen Regierung beschützt, „die Herzen der *Mitunterthanen* in Amerika" [welche aber immer nur mit bezahlen, nicht mit besteuern sollten] „zu jener Explosion bereitete, „die für immer uns von unsern *einst glücklichen* [jetzt „also unglücklichen?] Colonieen getrennt hat" — zu der ungerechten Behauptung, dass die Unwirksamkeit der Franklinischen, spitzen Ableiter damals factisch erwiesen worden sey. Welche Ausartung des ächten Patriotismus! — In der Gegend von *Greenhithe* bis *Gravesend* werden die ungeheuern *Kalkgruben*, aus denen bis nach China Versendungen geschehen, und die *Flintsteine* bemerkt, von denen jährlich an 5000 Tonnen in den Staffordshire-Canal gehen. Auch diese Steine gehen in Menge bis nach China. *Wedgewood* aber verbannte dadurch das sonst bloss aus Holland gelieferte irdene Geschirr feinerer Art und brachte die Lieferungen für alle Tafeln fast allein in die Hände der Engländer. — Bey S. 57 findet man das Bildniss von *Ed. Brown*, Leibarzt Karls des II. (st. 1708). Merkwürdiger wäre sein Vater, *Sir Thomas Brown*, der Vf. der *Religio Medici*. — *Gravesend* war einst der Mittheilungsplatz zwischen London und Calais (statt Dover); noch jetzt hat die dortige Schifferzunft das ausschliessende Recht, Passagiere auf dem Fluss, die Person für 9 Pence, nach London zu bringen. Linienschiffe laden hier ihre

Kanonen aus, um weiter bis Woolwich hinaufgehen zu können. Die Ostindienfahrer lichten von hieraus. — Von *Tilburyfort* bis *Sceness* finden sich die älteren Uferbefestigungen gegen Landungsversuche der Franzosen und Spanier, von Heinrich VIII und Elisabeth. Die Hauptschrift über die letztere, als Vertheidigerin gegen die spanische Armada ist *Robert. Adami Expeditionis Hispanorum vera descriptio* A. D. 1588. — *Sheerness* wurde erst regelmäfsiger befestigt, da es die Holländer unter dem Viceadmiral van Ghent 1667 zusammengeschossen hatten, ebendamals, als der Admiral Ruyter selbst bis Upnor castle mit 6 Kriegsschiffen und eben so vielen Brandern gegen London hinauf stürmte. — Ehrwürdig durch sein Alter folgt des Bischofs *Gundulphus* zwischen 1077—1107 erbauter Sitz, *Rochester*, und die für das englische Seewesen so wichtige Verlängerung dieser Bischofsstadt, *Chatam*. — Bey *Devenham* führt P. aus den Stadtrechnungen an, dafs die Stadt 1519 einen Erzbischof noch für 5 sh. 4 p. den König und die Königin für 1 L. 6 sh. 1½ p. und den Kardinal Wolsey für 18 sh. 9 p. mit gewürztem Brod, Wein, Bier und Ale tractirt hat: beym Kardinal kamen noch Kapaunen dazu. — Ueber die schönen Ruinen von *Daundelion* (eigentlich *Dent de Lion*) kommt der Vf. nach *Margate*, den ersten der Seeplätze, welche durch die Mode des *Seebads* aus ganz gewöhnlichen Städtchen zu Niederlagen des Luxus für den Sommer seit kurzer Zeit umgeschaffen wurden. — Bey *Kings Gate* schuf sich Henry, Lord Holland, in den Jahren nach 1767 eine sonderbare Nachahmung der *Villa Formiana des Cicero*. Die Gebäude find kostbar und voll von Antiken aus Italien, aber die Gegend so unfruchtbar, dafs diese *Formiani colles* nicht nur keinen Becher mit Wein füllen, sondern nicht einmal einen einzigen Baum hervorbringen. — Der Hafen von *Ramsgate* ist, ungeachtet seines herrlichen Molo, der Gefahr ausgesetzt, allmählich ausgefüllt zu werden. Die Eine Seite des Molo, 26 Fufs breit aus Purbecksteinen erbaut, erstreckt sich 800 Fufs weit ins Wasser hinaus. — Diese ganze Gegend wird auch durch die *Austern* interessant. Die Ruinen von *Richborough ol. Rutupiae* geben von dieser Seite eine Illustration zum Juvenal Sat. 4. lin. 140. Die römischen Leckerzungen wufsten nämlich sehr gut, *„circaeis nata forent, an Lucrinum ad saxum, Rutupinove edita fundo Ostrea."* — *Sandwich*, bekanntlich noch immer Einer von den *„cinque ports"* wurde aus den Resten von Richborough erbaut und war schon 851 ein Landungsplatz der Dänischen Invasionen. Für jetzt ist dieser ehemals bedeutende Seehafen mehr nicht als der Kanal des Flusses *Stour*. 1457 eroberten und plünderten ihn die Franzosen aus der Normandie unter Peter de Breze. Von da bis 1573 füllte sich der Hafen allmählich mit Sand. — Ungewöhnlich lange verweilt der Vf. bey den hierarchischen Reliquien zu *Canterbury*, lat. *Durovernum*, ein Name, welchen P. von *Dwer Aber* d. i. Wasserausflufs, ableitet. Hier war *Thom. Beckets* heiliges Grab in Christ's-Church, welches Ludwig VII. von Frankreich 1179 als gemeiner Pilger besuchte. Die Kirche hatte 3 Altäre, für Christus, für die Mutter Gottes und für den martyrisirten Bischof. P. führt ein Jahr an, in welchem *beym Altar Christi nichts*, beym zweyten 4 L. 1 sh. 8 d. *bey Beckets Reliquien aber* 954 *L.* 6 *sh.* 3 *d. gefallen waren*. Beckets Blut sollte aber auch die Kraft haben, zum Genufs des Bluts Christi zu verhelfen. Man sang: *Tu per Thomae sanguinem | quem pro te inpendit | Fac nos, Christe, scandere | quo Thomas ascendit.* — Von der *Abtey Augustins*, des Bekehrers von England, kostete im J. 1309 der Einweihungstag an hier specificirten Gerichten die damals ungeheure Summe von 287 L. für 300 Tafeln jede ungefähr zu 20 Personen.

Das *„apertum planum et molle littus"* bey *Deal* war Julius Cäsars Landungsplatz. Der Vf. beschreibt die wegen der Dünen hier nöthigen, eigenen Arten von Fahrzeugen, giebt eine sehr schöne Ansicht von *Deals Castle* und eine Beschreibung der dort 1693 vorgefallenen Zerstörung einer spanischen Flotte unter Adm. Ocquendo durch Van Trump. — Nur eine Meile weiter liegt *Walmer Castle*, wovon hier ein eben so schöner Prospect gegeben ist. Von dort an steigen an den Ufern die grofsen Kalkfelsen empor, welche die weiterhin liegende Häfen etwas mehr vor dem Dünensand schützen. *Dovercastle* präsentirt sich plötzlich auf einer schroffen, hohen Klippe dieser Felsenwände. Der Blick von da aus reicht über das volkreiche, geschäftige *Dover*, dessen Hafen und den engsten Theil des Kanals weg bis auf das entgegengesetzte Küstenland von *Calais* hinüber. Das Trinkwasser mufs aus einer Tiefe von 360 Fufs heraufgezogen werden. Vor den übrigen sehenswürdigen Felsenwänden dieser Strecke hat *Shakespeare Cliff* die Ehre, hier ebenfalls in einem Kupfer zu erscheinen. Diese im King Lear verewigte Felsenspitze hat indefs durch Erdfälle vieles verloren. Doch immer noch bleibt das herrliche, dem Hörer die Höhe durch Abstufungen vormalende Bild des Dichters wahr, in welchem Johnson *„Kleinlichkeiten"* gefunden haben wollte!

Wie dem I. Theil eine umständliche *topographische Karte von London bis Dover* vorangeht, so ist der Inhalt des II. Theils durch die Fortsetzung derselben bis zur Insel *Wight* zum voraus zu überschauen. Doch ist, gegen den Zweck einer des Seewesens wegen unternommenen Reise, auf beiden Karten weit mehr auf das Land als auf die See Rücksicht genommen. Selbst die Krümmungen der Ufer, Buchten etc. sind fast gar nicht angegeben, und die Ausflüsse der Themse völlig vernachlässigt. Auch in Beziehung auf das Land ist die Fortsetzung der Karte viel ungenauer, die Reisebeschreibung dagegen gedehnter, und führt eben deswegen nicht bis Land's End, sondern blofs bis zu der schon genannten Insel. — Bey *Folkstone* wird das Bild von *Will. Harvey*, des berühmten Erfinders des

des Blutumlaufs gegeben, welcher 1578 dort geboren war. Er war Leibarzt von Jacob I. und Karl I., zog sich unter den Unruhen der Regierung des letztern nach Kent zurück, starb 80 Jahre alt (1657) und wurde zu Hampstead in der Grafschaft Hartford begraben. — *Hythe*, einst eine Seestadt, liegt jetzt eine halbe Meile vom Wasser. Weiterhin sind bey *Shipway* die Reste des *Portus Lemannus*, von welchem sich die See noch weiter zurückgezogen hat. Dagegen blüht *New Romney*, als einer der „*cinque ports*" durch welchen *Old-Romney* gleichsam verschlungen wurde. — Zu *Rye* traf P. in dem Hospital ein Weib, welches (zur Strafe eines Meineyds) schon seit drey Jahren schwanger seyn sollte, so dass man des Kinds Bewegungen zu fühlen glaubte. — Von *Winchelsea* gab die Kirche zu einem angenehmen, ländlichen Kupfer Anlass. Dagegen ist der Prospect von *Hastings-castle* unbedeutend. *Pevensey-castle* erinnert an Wilhelm den Eroberer, welcher um Michaelis 1066. mit 60,000 Mann auf 900 Schiffen hier landete; *Beachy-head* bringt den Vf. auf das Seetreffen von Tourville (1690) gegen die Engländer unter dem Earl of Torrington und die Holländer unter Calembourg, welche für England unglücklich, und durch Torrington's standhaftes Betragen bey der Ungnade König Wilhelms (von Oranien) doppelt merkwürdig wurde. Bey *Brighthelmstone* ist der schöne Pavillon, in welchem der Prinz von Wales die Zeit des Seebads hier benutzt, zum Kupfer gewählt. „In früherer Zeit, setzt der Vf. hinzu, „brachte der Prinz seine Tage oft unter Gesellschaf-„tern zu, von welchen die meisten seinem hohen Rang, „seinen anerkannten Fähigkeiten und seiner feinen Le-„bensart nicht zur Ehre gereichten. Sein edles Gefühl „wurde oft zu Vergnügungen hinabgerissen, welche „seiner Geburt und künftigen Aussicht nicht entspra-„chen. Die Zeit der Fluth in seinem Blute ist nun „vorüber, und es steht zu hoffen, dass unser Britti-„scher Titus, frey von jugendlichen Ausschweifun-„gen, das, was sein römisches Vorbild war, *deliciae hu-„mani generis* werden werde." Wir möchten wissen, ob diess der Vf. etwa 1787 geschrieben habe?

Bey Brighthon giebt P. von den verschiedenen *Küstenfischen* Englands Nachricht. — Karl der II. schlief hier die Nacht vor seiner Flucht (14ten Oct. 1651.) nach Frankreich, in dem Hause eines ehemaligen Guardisten, Smith. Der Mann erkannte den König, liess sich aber nichts merken. Nur da er mit dem König einen Augenblick allein war, küsste er ihm schnell die Hand und sagte: Gott segne euch; die Reise gehe, wohin sie wolle. Ich hoffe, ehe ich sterbe, soll ich noch ein Lord und mein Weib eine Lady werden. — *Arundel-castle* giebt einen schönen Anblick; zugleich hält sich der Vf. bey Notizen über die ehemaligen *Earls von Arundel* auf. Der letzte von der Linie, Fitz-Alan, brachte unter Elisabeth den Gebrauch der Kutschen nach England. Ein anderes Wagstück seines Luxus war, dass er sich, nachdem er schon zwey Frauen begraben hatte, in Elisabeth selbst verliebte. Alte Liebhaber aber waren nicht der Geschmack dieser Dame. Henry vertrieb sich seine Grillen in Ungarn gegen die Türken fechtend und starb 1580. Die ganze Familie nebst andern Grossen findet sich hier in guten Familiengemälden. — Bey Kleinigkeiten von *Chichester* und *Southwick* verweilt der Vf. noch sehr, ehe er uns nach *Portsmouth* führt. Selbst im Frieden arbeiten hier immer 1500—2000 Männer auf dem Schiffswerft. „Wäre ich König von England, ruft „P. hier aus, ich würde die fremden Gesandten nie „anders als in einem Linienschiffe von der ersten „Grösse zur Audienz annehmen. Da ist die wahre Re-„sidenz unsers Reichs." — Portsmouth's Hafen ist im Stande, die ganze englische Seemacht, sicher vor Sturm, aufzunehmen. Die grössten Schiffe behalten ihre Kanonen, und können in einer Viertelstunde aus dem Hafen in See stechen, ohne Hindernisse von Sandbänken und Klippen. Die Zugänge zum Hafen sind durch eine Menge Forts unüberwindlich gemacht. John Aitkin, einem Schottischen Maler, aber gelang es den 7ten Dec. 1776 beynahe, auf Anstiften des Amerikanischen Agenten zu Paris, Silas Deane, die grossen Vorrathshäuser in Brand zu stecken. 1760 wurde ein beträchtlicher Theil durch ein feuriges Meteor entzündet. — Bis unter Heinrich VII. gab es keine englische Marine; man miethete im Krieg Kaufmannsschiffe, zu denen, welche die *cinque ports* liefern mussten. *The great Harry* war das erste bedeutende Kriegsschiff der Krone, welches 1503 zu Portsmouth gebaut wurde, und 14,000 L. kostete. Noch unter Eduard VI. bestand die ganze Marine aus 53 Schiffen, zusammen von nicht mehr als 6255 Tonnen. Dazu gehörte von Matrosen und Soldaten eine Mannschaft von 7780. Das grösste Schiff war *Henry Grace de Dieu* von 1000 Tonnen, mit 349 Soldaten, 301 Matrosen, 50 Artilleristen, 19 ehernen, und 103 eisernen Kanonen versehen. Von diesen Anekdoten aus der Kindheit des englischen Seewesens wünscht man von dem Vf. in die neuere und neueste Zeit herabgeführt zu werden. Aber nein! Hat sein Sohn, für dessen Belehrung über die Seemacht seines Vaterlands die Reise angestellt ward, nicht alles neuere für sich als Geheimniss behalten, und bloss das Archäologische für des Vaters Reisebeschreibung hingegeben, so ist er wahrhaftig „*hospes in aevo suo*" geblieben. —

Auf der *Insel Wight*, nach welcher P. nun sich übersetzen liess, betrifft die merkwürdigste Notiz eine Gemäldesammlung zu *Appuldorcombe*. Der Besitzer sammelte diese Gemälde und viele andere hier aufgestellten Alterthümer 1785—87, indem er selbst, grossentheils auf einem eigenen Schiff, mit einer Anzahl von Künstlern Italien, Spanien, Griechenland, Aegypten, Kleinasien und die Krim besuchte. Unter den Antiken müssen die interessantesten seyn *Zeus* und *Athene* von einer Atheniensischen Familie Gelübde annehmend, ein Relievo in Marmor aus dem Parthenon zu Athen, eine Herme von *Sophokles*, eine von *Alcibiades* aus den Ruinen des

des Prytaneum zu Athen, ein *Opferstier*, eine *Gnidische Venus* nach Praxiteles, der *Nil* an eine Sphinx gelehnt, dem Nil im Vatican zu Rom ähnlich, eine Herme der *Sappho*, *Bacchus* auf einen Genius sich lehnend etc. — Die westlichen Spitzen der Insel Wight sind für die Schiffe einer der gefährlichsten Plätze. Man hat kürzlich bey the Needles und St. Catherine zwey Leuchtthürme errichtet. Sie stehen aber zu hoch und werden selbst von den Sturmnebeln eingehüllt; auch können sie mit den Leuchten von Portland verwechselt werden und führen dadurch den Seemann irre. — Einige Nachrichten über Ebbe und Fluth an diesen Küsten, die aber für den Kenner wenig zureichen mögen, begleiten den Leser bis *Yarmouth*, dem letzten Platz der Reisebeschreibung, von welcher wir nichts weiter anzumerken haben, als dass hie und da auch einige lithologische, botanische und ornithologische Notizen eingestreut sind, welche aber nicht leicht mehr als das Daseyn von diesem oder jenem Naturproducte ersehen lassen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Breslau u. Leipzig, b. Gehr u. Comp.: *Julius.* Eine Blüthe der Phantasie von *A. G. K.* 1800. 163 S. 8.

Der Vf. dieses Romans, dessen Manier an das *Blüthenalter der Empfindung* erinnert, zeichnet sich einigermaassen durch das Bestreben aus, den Weg gemeiner Romanschreiber zu vermeiden, deren Werke keinen andern Zweck haben, als durch eine geschmacklose Anhäufung des Stoffes der schlaffen Neugierde Reizungsmittel zuzubringen. Indem er aber diesen Fehler vermeidet, ist er in den entgegengesetzten verfallen, durch welchen der Roman vielleicht noch weiter von seinem wesentlichen Ziele entfernt wird, und der höchst magre und nüchterne Stoff, welchen er darbietet, reicht kaum hin, die Aufmerksamkeit zu reizen, geschweige denn die Selbstthätigkeit der Phantasie aufzufodern. Den grössten Theil des Buches füllen Beschreibungen innrer Zustände und einiger Naturscenen, in denen ein gewisser Schimmer der Sprache und ein Anhauch philosophischen Sinns den Mangel an fester Zeichnung nicht verstecken kann. Alles was zu der Geschichte gehört, ist mit schwacher und unsichrer Hand angedeutet; die Umrisse zerfliessen, und wo uns der Anblick eines Gemäldes versprochen war, sehen wir nur eine Anhäufung bunter Farben, die sich durch die Auslegungen des danebenstehenden Künstlers nicht in Gestalten verwandeln können.

* * *

Gotha, b. Ettinger: *Kleine Weltgeschichte zum Unterrichte und zur Unterhaltung* von *J. G. A. Galletti, 2ter Th.* Neue verbesserte u. vermehrte Auflage. 1801. 426 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. No. 206.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig*, b. Klaubarth: *De concessione insignium in imperio Romano-Germanico,* Commentatio sexta, qua ad audiendas orationes — invitat *Friedericus Augustus Guilielmus Wenckius.* 1801. XIV S. in 4. Mit einem grossen Aufwande von historischer Gelehrsamkeit und seltenen Scharfsinn, und in einem schönen, gefälligen Vortrage, untersucht der berühmte Vf., Hr. Hofr. *Wenck* zu Leipzig, in dieser Fortsetzung die Siegel und Wappen der deutschen Universitäten, wie sie diesen von ihren Stiftern, und in der Folge von den Kaisern selbst verliehen worden sind. Die ältesten deutschen Universitäten, von der Prager an bis zu der Mainzer, bedienten sich vom ersten Anfang ihrer selbst angenommenen Siegel; von *kaiserlichen* Verleihungen zeigt sich nicht die geringste Spur. Zwar weiss man von Maximilian I und seinen beiden ersten Nachfolgern, dass sie zur Anlegung mehrerer Universitäten die erbetenen Privilegien ertheilt haben: aber von den Siegeln scheint die kaiserliche Kanzley keine Notiz genommen, sondern deren Ertheilung den Stiftern überlassen zu haben. Der erste Kaiser, welcher einer Universität ein besonderes Siegel gab, war Maximilian II; er ertheilte es der Universität zu Helmstädt, wovon hier die Worte der Urkunde vom 9ten May 1575 angeführt sind: und er that es aus besonderen Wohlwollen gegen den H. Julius von Braunschweig. Ueberhaupt glaubten nicht nur die Päpste, sondern auch die Kaiser, dass die deutschen Fürsten berechtigt wären, ihren neu errichteten Universitäten Siegel und Wappen zu ertheilen, oder auch, dass dieses Recht unter den erhaltenen allgemeinen Privilegien dergestalt mit begriffen sey, dass es einer ausdrücklichen Erwähnung und Concession desselben nicht bedürfe. Aber im 17ten Jahrhundert scheinen einige Rechtsgelehrte gemeynt, und die Fürsten, welche Akademieen stiften wollten, überedet zu haben, dass ein Reichsstand zwar einer ganzen Akademie ein Siegel und Wappen ertheilen könne, nicht aber den einzelnen Facultäten derselben, weil das Recht, akademische Grade, oder eine Art von gelehrtem Adel zu ertheilen, bloss vom Kaiser abhänge. Daher finden sich mehrere Beyspiele von angesehenen Reichsfürsten, die zwar der ganzen Universität ein besonderes Siegel eigenmächtig ertheilten, aber die Facultätssiegel sich vom Kaiser erbaten.

Im Anfange dieser lehrreichen Schrift, wo der Vf. die Stiftungsjahre mehrerer Universitäten angiebt, haben sich, wie es scheint, einige Druckfehler eingeschlichen. Die Stiftung der Prager Universität muss auf das Jahr 1348 (nicht 1347), der zu Löwen auf das J. 1325, (nicht 1326) der zu Basel auf 1459 (nicht 1460), und der zu Mainz auf das Jahr 1476 (nicht 1477) angesetzt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 22. Januar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Bremen, b. Wilmans: *Ophthalmologische Beobachtungen und Untersuchungen*, oder *Beyträge zur richtigen Kenntniss und Behandlung der Augen im gesunden und kranken Zustande*, von K. *Himly*. — *Erstes Stück*. 1801. 12 Bog. 8. (14 gr.)

„In den folgenden Blättern," sagt der, bekanntlich jetzt in Jena lehrende Vf. S. VIII. der Vorrede, „habe ich angefangen, Materialien zur allgemeinen „Augenkunde zu liefern, die mir Beobachtung „und Nachdenken an die Hand gaben. Sie enthal„ten Beyträge zur Anatomie, Physiologie, Diätetik, „Arzneymittellehre, Diognostik, der sogenannten „medicinischen und operativen Chirurgie der Augen „und ihrer Fehler; deshalb wählte ich die; zwar „fremde, aber hinlänglich allgemeine Benennung: „*ophthalmologische* Beyträge." Er wünscht, dass sich Mehrere mit ihm zu diesem Zwecke vereinigen möchten, *jedem* Zweige der Augenkunde ihre Aufmerksamkeit zu widmen, *alle* immer genauer zu verbinden, und zugleich manche, noch zu wenig entschiedene, Frage aufs Neue zur Sprache zu bringen, und bittet um Beyträge. Welcher Sachkundige wird nicht in diesen Wunsch einstimmen und zugleich die Fortsetzung auch der eignen Abhandlungen des Vfs., wozu der Titel Hoffnung macht, mit Verlangen erwarten!

Die in diesem ersten Hefte enthaltenen Stücke haben folgenden Inhalt: I. *Lähmung der Regenbogenhaut durch örtliche Anwendung des Bilzenkrautes und Benutzung derselben bey der Behandlung einiger Augenkrankheiten.* Bey einer Kranken, die vor einigen Stunden ein aus einer Auflösung des Bilsenkraut-Extractes bestehendes Augenwasser in das eine Auge gewischt hatte, fand der Vf. das Auge völlig so, wie man es sonst nur beym ärgsten schwarzen Staare findet, nämlich die Regenbogenhaut gänzlich unbeweglich, so sehr zurückgezogen, dass sie einen kaum Eine Linie breiten Ring bildete, und mit ihrem innern Rande etwas nach hinten gewandt, so, dass ihre vordere Fläche nach dem Mittelpunkte hinzu concav lag. Das schwarze Pigment im Boden des Auges hatte nicht die gewöhnliche Schwärze, sondern einen graulichten Schein. Dennoch sah die Kranke mit diesem Auge so gut, als vorher, aufser dass es ihr etwas vor demselben flimmerte, welches von der zu grofsen Menge Lichtstralen herrührte, die durch die so sehr erweiterte Pupille in das Auge kam. Einige Tropfen gerade vorräthigen Cajeputöls, in die Augen gerieben, verengerten sehr bald die Pupille wieder, und in einigen Stunden war der ganze Zufall völlig gehoben. Jenes Augenwasser war nicht einmal eingetröpfelt, sondern nur etwas von demselben mit dem Finger auf die Augenlieder-Ränder gewischt worden. Mehrere Versuche an mehreren Personen brachten immer dieselbe Wirkung hervor, so bald die Regenbogenhaut nur noch Beweglichkeit hatte. Der Vf. behielt die nämliche Vorschrift bey; nämlich er läfst einen Scrupel Bilsenextract in einer Unze Wasser auflösen, und davon einige Tropfen in das Auge fallen, und durch hinten übergebogene Lage einige Zeit in demselben erhalten. Es entsteht hierdurch gar kein Schmerz, auch keine auffallende Röthe. Die Lähmung der Pupille entsteht nach dem Verlaufe von 1 — 2 Stunden und dauert gemeiniglich 5 — 6 Stunden. — Die Wirkung eines, nach Art des Kirschlorbeerwassers bereiteten, destillirten Wassers von frischem Bilsenkraute blieb zweifelhaft. Das wässerigte Mohnsaft-Extract in einer gleichen Auflösung machte zwar Schmerz, Hitze und Röthe, aber durchaus keine Erweiterung der Pupille, vielweniger Unbeweglichkeit derselben. Das Kirschlorbeerwasser brachte dieselbe Wirkung hervor, wie das Bilsenkrautextract, am allerstärksten aber das *extractum belladonnae*, in gleicher Gabe, als das *extractum hyosciami*. Seine Wirkung war weit dauernder: der Vf. fand nach 24 Stunden die Pupille noch etwas erweitert. Auch war es dem Auge empfindlicher. Ob es auf die Netzhaut gar nicht wirkte, kann er nicht mit Bestimmtheit angeben. Vom Auflegen des *empl. hyosciami* und *belladonnae* über den Augenbraunen sah er keine Wirkung auf die Regenbogenhaut. — Die Anwendung dieses Mittels giebt 1) beym grauen Staare ein sicheres Prüfungsmittel, ob derselbe mit der Regenbogenhaut verwachsen ist, oder nicht; 2) gestattet sie die genaueste Untersuchung der Beschaffenheit des Staars; 3) ist sie ein Palliativmittel bey dem gewöhnlichsten grauen Staare, wiewohl es noch unbestimmt ist, ob das Mittel ohne Schaden so anhaltend, und in so öfterer Wiederholung, dass die Erweiterung der Pupille wenigstens für die Tageszeit permanent werde, angewandt werden darf; 4) sie schafft bey manchen Arten von Verdunkelung der Hornhaut das Gesicht; 5) erleichtert sie in manchen Fällen die Ausziehung des grauen Staares, wenn man sie mit einiger Vorsicht vornimmt; 6) muss sie bey der Conradischen Methode, durch Oeffnen der Kapsel die Zertheilung des Staars zu bewirken, von grofsem Nutzen seyn; 7) ist sie besonders nützlich bey der Verengerung der Pupille (phthi-

(*phthisis, synizesis pupillae*), die nicht mit Verklebung der Iris und Kapsel verbunden ist. — Ein Versuch des Vfs., zuerst durch die Auflösung des *extracti hyosciami* allein, nachher in Verbindung mit der Vitriolnaphthe, den Staar zu zertheilen, gelang nicht. II. *Nutzen des Lichtes bey Augenübeln.* Ein jedes Organ bedarf der erregenden Kräfte, wenn seine Erregbarkeit nicht allmälig erlöschen soll; und so auch das Auge. Augenentzündungen, besonders die langwierigen, erfodern sehr oft reizende Mittel: und der natürlichste Reiz — der des Lichtes — sollte dabey schädlich seyn? Theils hat man bisher sich zu sehr vor entzündenden Mitteln gescheuet und viele Augenentzündungen zu schwächend behandelt, indem man der ältern Theorie zu viel folgte; theils hat man bey der Wahl der reizenden Potenzen, wenn die Summe der Reize vermehrt werden sollte, zu sehr die natürlichsten Reize bey Seite gesetzt. Natürlich aber erfodert der jedesmalige Zustand der Augen seinen eignen Grad von Luft. Die Anwendung desselben empfiehlt der Vf. namentlich beym schwarzen Staare und der sich zu ihm hinneigenden Amblyopie. Er sammelt die Lichtstralen in einem convexen Glase (Staarbrillen), und wirft sie so in das Auge. Dabey vergisst er nie, bey Abmessung der gehörigen Entfernung, in welcher er es vom Auge hält, den Raum zwischen der Hornhaut und dem Boden des Auges, auf welchem erst das Bild entsteht, mit zu rechnen, und auf die neue Stralenbrechnung im Auge Rücksicht zu nehmen. Er versichert, noch kein Auge gefunden zu haben, welches so blind gewesen, dass seine Methode nicht auf dasselbe gewirkt habe: selbst bey einem achtjährigen vollkommenen schwarzen Staare wirkte sie noch. Freylich würde diese Methode bey Blindheit, die mit directer Schwäche anfängt, sehr gefährlich seyn. Am besten wird das Mittel bey solchen Personen passen, die durch Ueberreizung, Blitz, Sehen in die Sonne u. dgl. erblindet sind, und bey denen, die eine weite Pupille haben und deren Blindheit sich mit Nebel vor den Augen und, statt mit Lichtscheuheit (Lichtscheue), gegentheils mit Unentbehrlichkeit starken Lichtes, um noch etwas zu sehen, anfieng. Auf jeden Fall kann man sich durch einen stufenweisen Gang völlig sichern: man hat die Dosis so sicher in seiner Gewalt, wie bey irgend einem Arzneymittel. Die Umstände, von welchen sie abhängt, bestimmt der Vf. S. 42. f. III. *Ein paar Bemerkungen über den Bau und die Verrichtungen der Regenbogenhaut.* 1) Oscillatorische Bewegung der Regenbogenhaut. Die letztere zieht, wenn in ein beschattet gewesenes Auge plötzlich Licht fällt, sich besonders stark zusammen, erweitert sich aber binnen einer Secunde wieder etwas in demselben Lichte. Ausser dem Reize des Lichtes selbst, dessen Wirkung nachher wieder schwächer wird, haben Beobachtungen den Vf. auf eine übersehene Mitursache dieser Erscheinung geleitet. Nämlich die Regenbogenhaut geräth durch das plötzliche Eindringen neuen Lichtes in eine wahre oscillatorische Bewegung, in einen öftern Wechsel von Systole und Diastole, die, gleich den Schwingungen eines Pendels, nach und nach immer schwächer werden, deren der Vf. aber doch bey manchen Augen, besonders bey dunkler Farbe der Regenbogenhaut und auf dem weissen Grunde des grauen Staars, bey einem und demselben Lichte 4 bis 6 hat unterscheiden können. Diese Erscheinung lässt sich nicht durch anfangs angehäufte Erregbarkeit erklären, sondern hat ihren Grund in einem wirklichen Abnehmen und Zunehmen der absoluten Summe des einwirkenden Reizes. Am längsten scheinen die immer kleiner werdenden Oscillationen bey Leuten sichtbar zu seyn, deren Regenbogenhaut einen mittlern Grad von Erregbarkeit besitzt. 2) Gezackte oder ausgeschweifte Pupille. Mehremale sah sie der Vf. bis zur Tiefe einer Linie eingekerbt: einmal zählte er 7 solcher Einschnitte, wodurch der innere Rand eben so viele kleine Bogen bildete. Dabey war die Sehkraft gesund und die Bewegung der Regenbogenhaut natürlich. Gewaltthätigkeiten, die solche Risse hätten hervorbringen können, waren nicht vorhergegangen. Der Vf. hält deshalb diese Beschaffenheit für angeboren und glaubt, dass sie bey dem Verschwinden der *membrana pupillaris*, durch ein ungleiches Zurückziehen der Gefässe derselben, entstanden sind. IV. *Ueber die Ursache des undeutlichen Sehens bey schnellem Wechsel starken und schwachen Lichtes.* Sie liege in der angehäuften Erregbarkeit der Netzhaut. Etwas können auch wohl die erwähnten Oscillationen der Iris dazu beytragen. V. *Weshalb sehen Kurzsichtige besser, wenn sie die Augenlieder halb schliessen?* Sie halten dadurch das von der Seite kommende Licht ab, und es wird durch diess Manoeuvre zugleich eine Veränderung des Augapfels selbst bewirkt, die schon allein den Myops weitsichtiger macht. (Einige Kurzsichtige sehen, ohne die Augenlieder zusammen zu kneifen, besser in die Ferne aus dem Augenwinkel, als geradezu). VI. *Eine kleine optische Bemerkung.* VII. *Ueber den Nachtheil des schnellen Wechsels von Dunkelheit und Helle und einige deshalb zu beobachtende Vorsichtigkeitsregeln.* (Dieser vorzüglich für Nichtärzte bereits im Braunschweigischen Magazin gedruckte Aufsatz verdient, ausser der Aufmerksamkeit der Aerzte, ganz besonders das Studium der erstern und daher den Ankauf des 43 und 44. Stückes jenes Magazins vom Jahre 1801). VIII. *Ueber den Nachtheil der Beleuchtung von Einer Seite her.* (Warnungen für Gelehrte, sitzende Arbeiter, Liebhaber vieler Lectüre u. s. w., die allerdings von jedem beherzigt zu werden verdienen. Schon die Gewohnheit aller mechanischer Künstler, in Absicht der Stellung ihrer Arbeitstische, kann jeden Aufmerksamen von der Richtigkeit eines Theils der hier gegebenen Regeln überführen). IX. *Kurzsichtige sollten keine Tabakraucher werden,* weil sie immer (?) einen Hang haben, nur mit *einem* Auge zu lesen, und sie diesem bey der Pfeife im Munde, die sie nur seitwärts bey dem Arbeiten halten können, vollends nachgeben. (Eigentlich ist der kurze Aufsatz nur für solche, die

am Schreibtische sitzen, bestimmt. Richtiger hiesse die Ueberschrift so: Kurzsichtige sollten nie *beym Arbeiten* Tabak rauchen. Höchst wahrscheinlich fiele der Nachtheil weg, wenn sie sich gewöhnten, aus biegsamen Röhren mit gebogenem Mundstücke zu rauchen, und die Pfeife gerade vor sich hin zwischen Tisch und Unterleib zu halten). X. *Einige sehr gewöhnliche Fehler der Brillen und Lorgnetten.* (So wird letzteres Wort auch S. 77. und durchgängig in diesem Aufsatze geschrieben, statt: *Lorgnetten*). — Die Fassung zu den Brillen sollte des Glanzes wegen nie polirt und im Umkreise der Augengläser nie eine Facette geschliffen werden. Nicht selten sind die Brillen in ihrem Gelenke so fehlerhaft verfertigt, dass sie niemals gerade sitzen, sondern sich immer schief rücken: die meisten doppelten Bügel an Brillen liegen an den Seiten des Kopfes nur mit einem Punkte an, und pressen dann die Brille zu stark gegen die Nasenwurzel an. Manchmal sind an Doppel-Lorgnetten die Aerme nicht länger, als an einfachen, folglich zu kurz u. s. w. XI. *Ueber den schwarzen Ring im Umfange des harten Staars.* Er erweitert und verengert sich gleichmässig mit der Pupille, wie den Vf. besonders die obigen Versuche mit dem Hyoscyamus gelehrt haben. Mancher Kapselstaar hat denselben gleichfalls. Die Ursache desselben ist nicht das Durchschimmern des schwarzen Bodens des Auges allein, sondern vorzüglich der Schatten, welchen die an ihrer hintern Fläche (uvea) schwarze Regenbogenhaut auf den Staar wirft. Zur völligen Bestätigung dieser Meynung fodert der Vf. zu Beobachtungen der Gestalt des Ringes bey immer nicht zirkelförmiger Pupille auf, besonders an Thieren, welche eine ovale Pupille haben, wo *jeder* graue Staar mit beweglicher Pupille dazu Gelegenheit giebt. Ist nämlich bey einer eckigten oder ovalen Pupille der schwarze Ring des Staars auch eckigt oder oval: so ist es völlig bewiesen, dass der Ring nicht von der Durchsichtigkeit des dünnern Randes der doch immer runden Krystall-Linse herrührt. XII. *Erklärung zweyer Nebensymptome des schwarzen Staars, nämlich der rauchigten Pupille und der sogenannten Auflösung des Glaskörpers.* Jene scheint dem Vf. öfters bloss daher zu rühren, dass, wegen der erweiterten Pupille, mehr Lichtstralen in das Innere des Auges fallen. Den grünlichten Schein und die weisse Fläche, auf welcher man oft Blutgefässe unterscheidet, und die zuweilen auch bey einer kleinen Pupille vorkommen, kann man freylich nicht *durch* jene grössere (von jener grösseren) Erhellung des innern Auges ableiten. „Sollten sie aber," fragt der Vf., „besonders der grünlichte Schein, nicht mehr von einem Mangel an schwarzem Pigment im Boden des Auges, als von einer Verdickung der Netzhaut, herrühren? Nur genaue anatomische Untersuchungen können hierüber entscheiden." Die sogenannte Auflösung der gläsernen Feuchtigkeit hat, wenn nicht *absolute* Verengerung des Raumes, worin der Glaskörper enthalten ist, Schuld an dem Vorfalle desselben ist, eine von den folgenden zwey Ursachen; entweder eine widernatürliche Grösse des Glaskörpers, einen wassersüchtigen Zustand der Glashaut, oder einen zu geringen Widerstand derjenigen Theile, welche den Glaskörper nach Ausziehung der Linse zurückhalten müssen. Aus dem letztern Grunde fällt er auch leicht vor, wenn man, nach Beer's Methode, die Linse sammt der Kapsel auszieht: noch mehr wird diess durch die Bewegung des Staars nach allen Seiten befördert. XIII. *Ueber die Beweglichkeit der Regenbogenhaut, welche bey dem schwarzen Staare zuweilen unverletzt bleibt.* Es haben in diesen Fällen, nach der Hypothese des Vfs., Netzhaut und Augennerven ihre Erregbarkeit nicht *gänzlich* verloren, sondern nur *theilweise.* Nur die *specifische*, die durch das Licht, in sofern als es leuchtet, in den zum Sehen eingerichteten Organen erweckt wird, gieng verloren: hingegen die *allgemeine*, das Gemeingefühl der Nervenfaser blieb, und, durch den Reiz des Lichtes in der Netzhaut in Thätigkeit gesetzt, wird diese Erregung durch den Augennerven zum Gehirne geführt, und von da durch den dritten und fünften Hirnnerven auf die Ciliarnerven zurück. XIV. *Vorfall der Krystall-Linse ohne äussere Ursache.* Eine schon aus *Loder's* Journal B. I. St. 3. bekannte Krankengeschichte, bey der wahrscheinlich ein wassersüchtiger Zustand der Glashaut zum Grunde lag.

(*Der Beschluss folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Beyträge zur Kenntniss und Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens* in den K. Braunschw. Lüneburgschen Kurlanden, gesammelt und herausgegeben von D. *J. C. Salfeld.* *Dritten Bandes* 1—3tes Heft. 1801. 376 S. 8. (1 Thlr.)

Das dritte Stück fängt mit einer Reihe schon etwas alter kirchlicher Actenstücke zu Verbreitung eines vernünftigen Gebrauchs der Bibel an, die durch Umstände noch nicht ganz zur Ausführung haben kommen können. Darauf folgen interessante Beyträge zur Geschichte der öffentlichen und Privatbeichte in den hannöverischen Landen, mit einem bündigen, noch ungedruckt gewesenen Aufsatze des verstorbnen Consistorialraths *Jacobi* in Celle, gegen die Privatbeichte, der sich auch in seinen gedruckten Schriften der öffentlichen Beichte annahm. Die Privatbeichte kann freylich, nach den herkömmlichen Einrichtungen des Beichtwesens, das Gute nicht stiften, das ihre Vertheidiger von ihr gerühmt haben: aber unter andern Modificirungen würde doch für die individuelle Seelsorge mehr dadurch gewirkt werden können. Der Past. *Jesse* zu Westen theilt schätzbare Bemerkungen über die Beförderung des Schreibunterrichtes in Landschulen mit. Die zwey folgenden Numern beziehen sich auf die Verbesserung des Schulunterrichts zu Elkershausen und Deyenrode im Amte Friedland durch eine eigne Stiftung, durch einen Prämienfonds, und durch Errichtung

tung einer Industrieschule. In dem letzten Aufsatze giebt der Hofcaplan *Reinhold* über die jetzige zweckmäfsige Einrichtung der Neustädter Söhne- und Töchterschule, und zugleich über die vom Kaufmann *Bischoff* (dem Stifter der Bildungsanstalt für Kaufleute) errichtete Sonntagsschule für Handwerks-Lehrlinge der Neustadt in Hannover, Auskunft. — Das zweyte Stück enthält Proben von Candidaten-Berichten, sehr beyfallswerthe liturgische Versuche bey der Communion, bey Trauungen und bey Taufhandlungen, unter denen man auch mit Vergnügen einige aus dem Nachlasse des würdigen Jacobi in Celle findet, und eine Reihe von Verordnungen, Ausschreiben und Rescripten, die vorzüglich angehende Prediger interessiren. — Im dritten Stücke haben drey schätzbare Aufsätze die rühmliche Tendenz, die Bekanntschaft mit dem Lyceum in Hannover zu befördern und die dort wohnhaften Familien zu bewegen, mehr als gewöhnlich geschieht, ihre Söhne an den Lehrstunden desselben Antheil nehmen zu lassen. In dem ersten werden die Vortheile auseinandergesetzt, welche aus der Verbindung des öffentlichen Unterrichts mit der Privat-Unterweisung für studierende Jünglinge entspringen, und den Aeltern, welche Hauslehrer halten, empfohlen, ihre Söhne mit den Hauslehrern an dem Unterricht des Lyceums Theil nehmen zu lassen. Der zweyte Aufsatz von dem gelehrten Rector *Krause* in Hannover, enthält eine gründliche Apologie der öffentlichen Schulen, und der dritte ist ein Auszug aus dem ersten Buch von Quintilians *Institutio oratoria* über den Vorzug der öffentlichen Unterweisung. In dem folgenden Aufsatze über die Sommerschule auf dem Lande wird die Aufmerksamkeit auf diesen der Verbesserung sehr bedürftigen Gegenstand der Schulgesetzgebung gelenkt. Kurz, aber wahr ist, was Hofr. *Feder* für den Eid und dessen Unabhängigkeit vom religiösen Glauben sagt; „Da es, heifst es in seinem Aufsatze, bey Ehrlichkeit und Betrug nicht darauf ankommt, was ich denke und glaube, sondern was ich will und zu bewirken suche, dafs der *andere* glaube: so ist derjenige immer der ärgste Betrüger, der die stärksten Mittel anwendet, Vertrauen zu erzeugen, was er auch bey sich selbst vom Grunde dieses Vertrauens halten mag." Diesem Aufsatze sind zweckmäfsig einige Versuche zweyer Prediger von Anreden bey Eidesleistungen von Juden und Christen beygefügt. Den Beschluss machen zwey neuere Consistorial-Ausschreiben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Regensburg*, b. Rotermundt: *De longitudine et latitudine geographica urbis Ratisbonae observationibus astronomicis determinata a P. Placido Heinrich*, S. S. Theol. et Phil. Doct. Benedictino et Mathes. Prof. ad S. Emmer. Tentam. I. cui accedunt theses selectae ex physica et mathesi quas III. non. Dec. publice propugnabit F. Jos. Diller. 1801. 60 und 12 S. gr. 4. mit 1 Kupf. In dieser wohlgerathnen Schrift hat der Vf. eine Lücke in den Verzeichnissen der geographischen Ortsbestimmungen ausgefüllt, die in einer Stadt, welche die Reste eines *Keplers* verwahrt, nicht so lange hätte offen bleiben sollen. Indessen sagt *Lalande* noch in der *Conn. des tems* für 1799, dafs man wohl kaum 4 Orte auf der ganzen Erde finden werde, wo die Länge und Breite auf 2 Secunden genau bestimmt sey. Der rastlose Eifer des verdienstvollen Directors der Seeberger Sternwarte hat jedoch durch Ermunterung, Beyspiel und selbst thätige Unterstützung (er besorgt den Beobachtern gute Spiegelsextanten und Chronometer, ja theilt im Nothfall seinen eignen mit) diesem Bedürfnisse ziemlich abgeholfen, wie solches die vielen Nachrichten in [illegible]nen allg. geogr. Ephemeriden und seiner monatlichen Correspondenz hinlänglich beweisen, so dafs besonders Deutschland seit kurzem eine ganz andre geographische Ansicht gewonnen hat. Unser Vf. ist ebenfalls im Besitz einer kleinen Sternwarte, die mit verschiednen guten Werkzeugen (nur noch mit keinem Troughtonschen Sextant) versehen ist, von welchen er mit grofser Sachkenntnifs und anhaltendem Fleifse Gebrauch gemacht hat. Er läfst es auch nicht dabey bewenden, blofs die Resultate seiner Bemühungen mitzutheilen, sondern beschreibt, um auch andere, die sich mit ihm etwa in ähnlichen Lagen befinden, zu solchen Arbeiten aufzumuntern und sie ihnen zu erleichtern — die Einrichtung der Sternwarte, den Gebrauch der Instrumente und die Berechnungsmethode seiner Beobachtungen umständlich und erläutert sie durch mehrere Beyspiele. Die geographische Breite von Regensburg hat er theils aus Mittagshöhen der Sonne, die er durch einen Gnomon erhielt; theils nach Horrebows und Hells Methode, aus Höhen von Fixsternen, welche südlich und nördlich unter gleichen Höhengraden culminiren, hergeleitet, wobey er eigne Rechnungsvortheile beybringt. Die Höhen selbst sind mit einem Branderischen Quadranten genommen, der mit einem Mikrometer versehen ist, dessen Theile 12,96 Sec. angeben. Für andere Liebhaber werden mehrere Sternpaare, die zu solchen Beobachtungen geeignet sind, angegeben. Wie zu Bestimmung der Polhöhe *Branders* amphidioptrischer Goniometer gebraucht wird, ist ebenfalls umständlich gezeigt, und dem Künstler, der in Regensburg seine Wiege und seinen ersten Unterricht fand, dabey ein kleines Andenken gestiftet. Das Resultat aus allen hier beygebrachten Beobachtungen und Rechnungen giebt für die dasige Breite oder Polhöhe 48° 59′ 47″. Die Versicherung der Zuverlässigkeit behält er sich indefs noch bis auf die Zeit vor, wo der bestellte Troughtonsche Sextant angekommen seyn wird. Mit gleicher Sorgfalt wird im andern Theile der Schrift das gebrauchte Verfahren für die Langenbestimmung beschrieben. Es sind hier sowohl Mondsfinsternisse und Occultationen von Jupiterstrabanten, als auch Sonnenfinsternisse und Fixsternbedeckungen vom Monde, gebraucht worden. Das Resultat aus allen giebt die Länge von Ferro 29° 43′ 8″ welche der Vf. bis auf eine Zeitsecunde für zweckmäfsig hält. Am Ende sind noch Meridian-Differenzen zwischen Regensburg und einigen der berühmtesten Sternwarten beygefügt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 23. Januar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Bremen, b. Wilmans: *Ophthalmologische Beobachtungen und Untersuchungen, oder Beyträge zur richtigen Kenntniss und Behandlung der Augen im gesunden und kranken Zustande*, von K. Himly etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

XV. *Angebornes Ochsenauge, nebst einigen andern Fehlern der ersten Bildung eines Mannes.* Das eine Auge war bedeutend grösser, als das andere, und unverhältnissmässig gross gegen die Augenlieder und die Augenhöhle. Der Kranke konnte damit recht gut sehen, ob es gleich ein etwas blindes Ansehen hatte. Diese Beschaffenheit war ihm, so wie sechs Finger an jeder Hand und an einem Fusse sechs Zehen, angeboren, jedoch nicht angeerbt. XVI. *Ein angebornes unvollkommnes Auge.* Die Augenliederspalte des einen Auges hatte etwa zwey Drittheile ihrer natürlichen Länge. Die Augenlieder lagen tief in der Augenhöhle, und es war nichts von derjenigen Erhebung derselben zu sehen, die die darunter liegende convexere Hornhaut macht. Es war auch keine Spur von Hornhaut da, sondern die Sclerotica gieng in gleicher Wölbung über jene Stelle weg, welche die Hornhaut hätte einnehmen müssen; jedoch war die Sclerotica an dieser Stelle ein wenig bläulichter. Die Augenhöhle war eben so gross, als die des andern gesunden Auges, aber der ganze Augapfel zu klein, so, dass zwischen ihm und dem äussern Rande der Augenhöhle ein bedeutender Zwischenraum war. Die Augenlieder waren ganz verhältnissmässig zu diesem kleinen Auge gespalten und bildeten keinen blinden Sack, der sich bis zu der gewöhnlichen Gränze der Augenlieder erstreckte. Die zu weit nach innen stehenden Augenwimper machten durch ihren Reiz Nässen des Auges. Der Fall war bey einem Kinde von drey Wochen. Der Vf. versuchte das Weiterspalten der Augenlieder, allein der Schnitt schloss sich fast gänzlich wieder, weil keine Höhlung unter ihm befindlich war. XVII. *Eine sonderbare Art von Trichiasis.* Es stand aus dem untern Thränenpunkte ein Haar hervor, welches gerade gegen den Augapfel gekehrt war, bey jeder Bewegung des Augenliedes den Augapfel kratzte, vier Linien lang war, und von dem, vor einem paar Tagen beschnittenen, Kopfhaare in den Thränengang hineingerathen war. XVIII. *Anscheinender Anfang eines Augenkrebses.* Wiederhohltes Scarificiren, und eine, alle paar Stunden eingetröpfelte, Auflösung von Anfangs drey, zuletzt zwölf, Granen weissen Vitriols in einer Unze Rosenwassers hoben nach etlichen Monaten das Uebel. XIX. *Geschwüre der Hornhaut.* Warnung gegen Vernachlässigung derselben, mit einigen Beyspielen belegt. Es ist ein grosser Irrthum, wenn man glaubt, sie wären nie ohne Lichtscheue und Schmerzen. Sehr oft entstehen diese Geschwüre aus einer Phlyctaena. Diese Krankheit hat dem Vf. zuweilen ordentlich epidemisch geschienen, und ganze Familien litten hintereinander daran: es war ganz katarrhalische Constitution, und die Bläschen verloren sich auch gemeiniglich bey diaphoretischem Verhalten, besonders bey Blasenpflastern, Kampfer und Spiesglas. Zu gleicher Zeit litten auch viele an der katarrhalischen Art von Aphthen an der Zunge und den Lippen, und der Vf. hält jene Bläschen des Auges auch für Aphthen. Nach solchen Epidemieen bemerkte er immer, dass sich mehrere Kranke mit Geschwüren der Hornhaut einfanden, als zu andern Zeiten. Er scheuet jetzt (vergl. *Loder's* Journ. B. I. St. 3. S. 412.) die Bleymittel, wenn die Geschwürchen der Pupille gegen über sind und nicht ihre grosse Tiefe die schnellste Hülfe nöthig macht, weil es ihm mehreremal geschienen hat, als ob nach ihrer Anwendung eine undurchsichtigere Narbe entstanden wäre, als nach andern örtlichen Mitteln. XX. *Fehlerhafte Behandlung variolöser Augenübel.* Der Fehler ist häufig, dass die metastatische Augenentzündung verkannt, und für das bey Blattern im früheren Zeitraume so gewöhnliche *Oedem* der Augenlieder gehalten, und daher gar nichts (oder eine verkehrte Curart) angewandt wird. Er ist jedoch sehr leicht zu vermeiden, wenn man nur auf den Zeitraum achtet, in welchem die Augen verschwellen. Gehn sie im letzten Zeitraume der Krankheit zu, oder selbst nachdem die Blattern schon abgetrocknet sind: so ist es immer die gefährliche metastatische Entzündung, nie die unbedeutende ödematöse Verschwellung. Ein anderer Fehler ist der, dass Aerzte zuweilen glauben, gegen metastatische Flecken der Hornhaut und Staphylome von Blattern, könnten sie nichts weiter thun, als nur immer tüchtige Abführungen, besonders von Quecksilber, geben, und dass sie dabey zu spät zu örtlichen Mitteln greifen. Der Vf. zweifelt gar sehr, dass selbst Anfangs eine wahre Versetzung von Eiter hierbey vorgehe, und ist überzeugt, dass in den meisten Fällen gar kein Eiter zwischen den Lamellen existirt, sondern dass man es bloss mit einer asthenischen Entzündung und Erweichung der Horn-

Hornhaut zu thun hat. XXI. *Anfangender schwarzer und grauer Staar, durch Elektricität geheilt.* XXII. *Darwin's Vorschlag, undurchsichtige Narben der Hornhaut wegzuschaffen.* Beide Aufsätze sind aus *Loder's* Journal B. I. St. 3. wieder abgedruckt; letzterer sogar mit dem, *hier* ganz unpassIichen, Citate: „a. a. O.“ (S. 141.) XXIII. *Bequemes Instrument, manche fremde Körper vom Augapfel wegzunehmen.* Es ist dieses die flache silberne Sonde, deren sich Beer bey der Ausziehung des Staars sammt der Kapsel bedient. Man giebt ihr eine hackenförmige Biegung, schiebt sie unter den Körper, und hebt ihn so aus. XXIV. *Schwierigkeiten bey der Willburgischen Art, den Staar nieder zu drücken.* Es kann leicht dabey das *Corpus ciliare* verletzt werden, und der Staar zerbröckelt, nach des Vfs. Erfahrung, besonders leicht. XXV. *Soll man den Staar nicht operiren, so lange der Kranke noch mit dem andern Auge gut sieht?* Es ist fast in der Regel, dass der graue Staar beide Augen ergreift, und es sind beynahe nur Ausnahmen, wenn das andere zeitlebens frey bleibt, wo das eine an dieser Krankheit leidet. Es entsteht die Frage, ob diese nachkommende Verdunklung der zweyten Linse wirklich immer durch das *Fortdauern der ersten Ursache*, oder nicht auch manchmal *consensuel* durch die Krankheit der andern Linse, hervorgebracht wird? Dem Vf. ist das letztere wahrscheinlich. Die Entscheidung hängt fast allein von einer grosen Summe von Erfahrungen ab, und kann also am besten von dem Zusammentreten mehrerer Augenärzte erwartet werden. Auch *Richter* war *vormals* der Meynung, dass man je eher, je lieber, den Staar operiren müsse: Gründe, weshalb er späterhin den entgegengesetzten Rath gegeben, habe er nicht beygebracht. XXVI. *Soll man bey der Staaroperation das andere Auge verbinden? besonders, wenn der Kranke mit demselben noch sehen kann?* Allerdings, und zwar aus sehr guten Gründen, — gegen Beer. Ist das andere Auge blind: so ist das Zubinden desselben unnütz, und aufserdem mit einigen kleinen Unbequemlichkeiten verbunden. XXVII. *Ist es rathsam, die Staaroperation auf beiden Augen zugleich vorzunehmen?* Bey Richter, Beer, und andern mehr sucht man vergebens die Entscheidung dieser Frage. Angenehmer scheint dem Vf. die gleichzeitige Operation sowohl für den Kranken, als für den Operateur zu seyn, aus umständlich angeführten Gründen. Allein sie hat folgende Nachtheile: 1) die zweyte Operation wird durch eine Ohnmacht des Kranken sehr erschwert oder unmöglich gemacht werden; 2) es ist dabey zu befürchten, dass, wo nach der Operation das Auge und die Augenlieder unruhig sind, indem die Augenlieder des noch zu operirenden Auges gehörig weit aus einander gezogen werden, auch die des schon operirten sich öffnen oder scharf zusammenschnüren, Verschiebung des Lappens der Hornhaut oder Zusammenpressung des geöffneten Augapfels verursachen, und hierdurch Anlass zu Vorfällen der Regenbogenhaut und des Glaskörpers geben werden; 3) es entsteht dabey die Gefahr einer grösern Entzündung und stärkerer krampfigter Bewegung die die gelungenste Operation vereiteln können, da jedes Auge leidet hier nicht bloss seine eigene unmittelbare Reizung, sondern zugleich auch die mittelbare, von dem andern Auge ihm mitgetheilt; 4) die beste Operation wird manchmal durch unglückliche Zufälle hinterdrein vereitelt, und dann sind beide Augen verloren, wenn beide gemeinschaftlich operirt wurden. Die Nachtheile überwiegen also die Vortheile bey Weitem. Der, von einigen Wundärzten manchmal eingeschlagene, Mittelweg, etwa 6 bis 8 Tage nach der ersten Operation gleich die zweyte vorzunehmen, ist zwar sicherer, als jenes Verfahren, aber vor den späten Entzündungen, die vorzüglich einen Nachstaar bewirken, ist man alsdann doch noch nicht sicher, u. s. w. — Die Frage: ob es überhaupt nöthig sey, das zweyte Auge zu operiren, wenn die Operation des ersten gelungen ist? beantworten die Operirten selbst; sie sehnen sich nach der zweyten. Auch bleibt es immer Schonung für ein Auge, wenn es einen Gehülfen hat, und man erkennt mit zwey Augen die Distanzen der Objecte sicherer.

1) Gotha, b. Ettinger: *Georg Adam's Anweisung zur Erhaltung des Gesichts und zur Kenntniss der Natur des Sehens.* Aus dem Englischen übersetzt und mit Zusätzen und Anmerkungen versehen von *Friedr. Kries.* Zweyte verbesserte Auflage. 1800. 206 S. 8. 1 Kupfert. (14 gr.)

2) Wien, b. d. Vf. u. Leipzig, in d. Weidmann. Buchh.: *Pflege gesunder und geschwächter Augen nebst einer Vorschrift, wie man sich bey plötzlichen Zufällen an den Augen, welche nicht eine eigentlich medicinisch-chirurgische Kenntniss fodern, selbst helfen kann.* Von Georg Jos. Beer. 1800. 197 S. 8. 1 Kupfert. (12 gr.)

Nr. 1. Von dem Originale wurde schon nach ein paar Jahren (1792) eine neue Auflage nöthig. Die vorliegende Uebersetzung erschien zuerst 1793 und man muss sich freuen, dass auch von ihr eine zweyte Auflage nöthig wurde. Man stösst freylich in dieser Schrift, besonders in dem optischen Theile derselben, nicht selten auf voreilige Annahmen; diese darf man aber ihrem Vf. nicht besonders anrechnen, da sie darin ihren Grund haben, dass man auffallend genug bey den mächtigen Fortschritten der Physik fast in allen andern Zweigen während der letzten Zeit, diesen fast unberührt liess. Bey allen ihren Mängeln hat diese Schrift durch eine deutliche Belehrung über den Bau des Auges, die Brechung der Lichtstrahlen, die Wahl der Augengläser, die Nachtheile mancher Lichtschirme, etc. vielen Nutzen gestiftet. Der Uebersetzer hat durch sehr passliche Zusätze diesen noch vermehrt. Schon der ersten Aufgabe waren sie hinzugefügt, bey der zweyten sind aber auch die neuern Entdeckungen, z. B. des gelben Lochs, nachgetragen. Auch ist dieses mal ein die Augen weniger angreifender Druck gewählt. — Da das Buch durch

die

die erste Auflage schon allgemein bekannt ist, würde eine weitläufigere Anzeige unzweckmäfsig seyn.

Nr. 2. Zerfällt in drey Abtheilungen. 1) *Von der Erhaltung gesunder Augen.* Hier werden die Regeln angegeben zur Pflege derselben während der verschiedenen Tageszeiten, in Hinsicht des verschiedenen Alters, der verschiedenen Gattungen von Arbeit u. s. f. 2) *Von der Behandlung schwacher Augen,* als von der täglichen Pflege derselben, ihrem zweckmäfsigen Gebrauche, der für sie besonders nöthigen Auswahl der Arbeit und Erholung, der Behandlung der kurzsichtigen und fernsichtigen Augen und der Behandlung der Augen nach schweren Krankheiten. — 3) *Von der Behandlung der Augen bey jähen Zufällen, die keine eigentlichen medicinisch-chirurgischen Kenntnisse fodern,* als von dem Ausnehmen fremder Körper aus den Augen, der Behandlung nach Insektenstichen, bey Blutunterlaufungen, nach plötzlicher Abkühlung und während der Blatterkrankheit. — Bey allen den guten Regeln, welche *Adams, Büsch, Vest, Lichtenberg, Sömmering* und andere gaben, fehlte es uns wirklich noch an einem Volksbuche, nach dem Plane des Vf. bearbeitet, da theils jene Regeln zu sehr zerstreut in mehrern Schriften sind, theils sich nicht allgemein genug verbreiten, sondern nur Bruchstücke der Augendiätetik geben. Des Vf. Unternehmen ist deshalb sehr verdienstlich, und die Ausführung ist auch im Ganzen so, dafs wir diesem Buche recht viele Leser, nämlich *folgsame,* wünschen. Da aber bey einem Volksbuche besondere Correctheit eine strenge Foderung ist: so muss Rec. doch einige Sätze ausheben, in welchen er diese vermisst. S. 18. und an andern Stellen ist der Vf. ein zu grofser Lobredner des Waschens und Badens der Augen mit kaltem Wasser. Viel zu allgemein preist er zur Stärkung angegriffner Augen seine auf der Kupfertafel abgebildete Duschbadmaschiene an, aus welcher das in einem Eisbehälter aufgefüllte Wasser mehrere Fufs herabfällt und gegen die Augen strömt, und zu deren Anwendung der Kranke erst mehrere Tage durch kalte Umschläge auf den Kopf vorbereitet werden soll. Rec. freuet sich, dafs die Kostbarkeit der Maschine und die Umständlichkeit ihrer Anwendung viele von dem Gebrauche derselben abhalten wird. Hr. B. mag sie immerhin ein wohlthätiges Werkzeug nennen, dessen man sich auch in dem Auslande mit dem glücklichsten Erfolge bedient hat: so gehört doch nur sehr wenige Kenntnifs dazu, um zu begreifen, dafs es in sehr vielen Fällen ein sehr schädliches Werkzeug werden kann. Zu allgemeine Empfehlung derselben ist Quacksalberey, so wie sie unsere Pädagogen vor einiger Zeit mit dem allgemeinen kalten Bade trieben. — Sehr unvorsichtig ist es, dafs der Vf. S. 41. gegen hartnäckige Verstopfung *dem Layen* Klystiere von kaltem Wasser anräth; eben so wenig ist *das Trinken eines Mineralwassers bey Tisch* ein Mittel, welches bey Verstopfung *vorzüglich im Sommer in jeder Hinsicht zu empfehlen ist,* wie der Vf. glaubt (aber doch sogleich noch die Klausel anhängt, *wenn es anders die individuelle Gesundheit erlaubt*). Unvorsichtig ist S. 64. die Angabe, dafs man niemals bey dem Arbeiten *zu viel* Licht haben könne. — Falsch ist es, dafs das Gesicht Morgens die gröfste Anstrengung ohne Nachtheil leide, weil während des Schlafes der ganze Körper und so auch die Augen sich neue Kräfte gesammelt haben (S. 106.) Der Vf. fügt zwar selbst die Bedingung hinzu, dafs man nicht gleich von dem Bette an den Arbeitstisch laufen müsse, aber die angehäufte Erregbarkeit der Augen dauert länger fort, und erleichtert eben so die Ueberreizung, als derselbe Zustand des Magens etc. zur Morgenzeit. — Sehr übertrieben ist es, wenn der Vf. den Gebrauch einer mit einem zweckmäfsigen, das Licht nicht concentrirenden Schirme versehenen Argandschen Lampe deshalb widerräth, weil sie beym Mangel eines Rauchfanges die Luft verunreinigte, da es gerade bey dieser Lampe ein Vorzug ist, dafs sie dieses sehr wenig thut. — Dagegen wird das Besuchen des Theaters als ein Erholungsmittel der Augen zu warm empfohlen. Wenn auch durch zweckmäfsigere Einrichtung, als man überall findet, verhindert wäre, dafs die Lichter nicht unmittelbar in die Augen fallen: so schaden sie schwachen Augen doch leicht durch das Flattern, durch den schnellen Abfall, wenn man das Haus zur Nachtzeit verläfst, so wie mancher Theaterpomp, besonders in den empfohlenen Balletten, den armen Schwachsichtigen mit Blitzen und Furientänzen oft sehr zur Unzeit überrascht. — Den richtigen Satz, dafs das Schreiben bey Abend nicht so sehr angreift, als das Lesen, schränkt B. blofs auf das Concipiren ein, weil er den einzigen Grund darin findet, dafs man hierbey weniger genau auf die Buchstaben sieht. Es hat aber noch eine zweyte Ursache statt, nämlich, da man nicht so schnell schreibt, als man liest: so liest man in einer Stunde, in welcher man schreibt, nicht halb so viel, als in einer, in welcher man liest ohne zu schreiben. Deshalb finden auch Geschwindschreiber weniger Unterschied in Hinsicht der Anstrengung bey beiderley Arbeit. — S. 154. heifst es: „gemeiniglich verursacht das weisse Tischzeug, die Teller, „Löffel u. d. gl. schwachen Augen eine sehr unangenehme Empfindung; aber diese verschwindet fast „immer, wenn man einige Löffel *Suppe* oder sonst „eine warme und etwas *flüssige* Speise genossen hat." Hiernach sollte man glauben, dafs die Erleichterung durch die vermehrte allgemeine Erregung mittelst des Genossenen geschehe; dann hätte der Vf. aber, wie an mehrern andern Stellen, zu zweckmäfsigem innern Gebrauche von Arzneyen rathen sollen. Die Sache beruht aber vorzüglich darauf, dafs die flüssige Speise den Tellern und Löffeln den Glanz nimmt, und deshalb verschwindet die Empfindung nicht, wenn man zwar sehr viel flüssige Speise geniefst, die Gedecke aber oft gewechselt werden. — In dem Abschnitte von der Behandlung der Augen während der Pockenkrankheit hatte die später entstehende Augenentzündung, die meistens so sehr gefährlich wird, in ihrem ersten Anfange genau angegeben werden müssen

müssen mit dem dringenden Rathe, sogleich einen Arzt zu Rathe zu ziehen. — „Ich habe mich," heisst es in diesem Kapitel, „durch eine *ungeheure Menge* „*von Beobachtungen* davon überzeugt, dass — es „theils von der individuellen Beschaffenheit des Blat„terkranken, theils von der sorgsamen oder nach„lässigen, von der vernünftigen oder ganz sinnlosen „Pflege der Augen während der Krankheit, theils „von der ärztlichen Pflege, und endlich theils von „den ökonomischen Verhältnissen des Kranken ab„hänge, ob die Augen von dem Pockengifte früher „oder später oder gar nicht angegriffen werden." Diese *allgemeine* Angabe, die wahrlich doch nicht viel Beobachtung erfodert, ist nicht weiter ausgeführt, und so erscheint wohl nur ein Mäuschen, wo man einen Berg erwarten konnte. Die Schreibart ist an mehrern Stellen gezwungen, pathetisch und witzelnd.

GESCHICHTE.

NÜRNBERG u. ALTDORF, b. Monath u. Kussler: *Staatsrechtliches Verhältniss der Schweiz zu dem deutschen Reiche*, von dem Ursprunge der Eidgenossenschaft bis zum Ende des achtzehenden Jahrhunderts, von *Ludwig Friedrich Reichsfreyherrn von Jan*, Herzoglich Wirtemb. Geheimen Rath und geheimen Kanzley-Director. I. Theil. 1801. LX. u. 404 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Manche Leser dieses Titels mögen bey den jetzigen politischen Conjuncturen und bey der selbst durch Friedenstractate sanctionirten und in der Schweiz nur zu sehr bethätigten Trennung alles Verbandes zwischen Deutschland und Helvetien das von Jansche Unternehmen für überflüssig halten. In der That scheint es auch unnütz, die Dependenz eines ganzen Landes zu demonstriren, wenn davon selbst in den unbedeutendsten Verhältnissen kaum eine Spur vorhanden ist. Unterdessen ist doch nicht aller praktischer Werth verschwunden, wie die neuerlich zwischen der Helvetischen Republik und Baden abgeschlossene, noch ungedruckte Abzugs-Convention und der officielle Schriftwechsel des Fürstbischofs zu Costanz vom October und November 1801 beweisen. Auch ist es schwer, vor der Erscheinung der folgenden Theile dieses Werks, über dessen historisches Interesse bestimmt zu urtheilen. Dieser *erste* Band enthält nur in einer chronologischen Uebersicht die geschichtlichen Daten über das Verhältniss der Schweiz zu Deutschland; in dem zweyten Theile sollen diese Materialien juristisch verarbeitet werden, wozu freylich alles hier mit der schon aus den vorigen Schriften des Vf. bekannten Emsigkeit zusammengetragen worden. Ein Hauptthema für die folgenden Theile bleibt noch die Prüfung der staatsrechtlichen Verhältnisse; dagegen möchte die versprochene Beyfügung von vielen hundert Urkunden für mehrere Käufer ein lästiger Ballast scheinen. Der herrschende Geist der Zeit, der schneidende Gang unserer Politik und die Frivolität, welche sich unvermerkt in die Federn unserer Schriftsteller und in den Hang des lesenden Publicums einschleicht, machen es zweckmässiger, statt bogenlanger Urkunden des Alterthums, deren Quintessenz unmittelbar unter den Text, zu welchem sie gehören, in Anmerkungen beyzufügen. Für die folgenden Theile empfiehlt Rec. dem Vf. noch die so eben erscheinende *Histoire des Helvetiens par George Farey*. (Paris, chez Deroy 1801. 342 S.) wo die besten Quellen mit Auswahl und Sorgfalt benutzt sind.

FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Des Abbé de Tressan mit der Geschichte verglichene Fabellehre des Alterthums.* Für Schulen und für Unkundige desselben ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von *Dr. G. Köhler*, Rect. d. Detmold. Gymnas. *Erster Band.* 1800. XXIV. u. 370 S. gr. 8. Mit 12 Kpft. (1 Rthlr. 16 gr.)

Tressan's *Mythologie comparée avec l'histoire* ist ein neu aufgestutzter *Banier*, dem der Vf. seine hohe Achtung dadurch bezeigte, dass er sein Werk zum Leitfaden nahm. Sein Hauptzweck war, ein allgemeines Gemälde von der Mythologie zu entwerfen, sie von ihrem Ursprunge an zu verfolgen, auf ihren Abwegen zu begleiten und ihren Gang zu bezeichnen. Es herrscht in dem Werk französische Leichtigkeit und Seichtheit, schiefes Räsonnement, Verworrenheit der Begriffe und kecker Hypothesenbau, aber in einer gefälligen Einkleidung. Wurde es gleich in Frankreich gut aufgenommen, und erlebte es dort 1798 eine neue Auflage: so verdiente es doch nicht in ein deutsches Gewand umgekleidet zu werden, da es sich mit unsern bessern mythologischen Handbüchern nicht von fern vergleichen lässt, und uns wieder ganz zu den ehmaligen ungeläuterten Vorstellungen über diese Gegenstände zurückführt. Das sah auch der gelehrte Uebersetzer, dem die Arbeit aufgetragen worden war, sehr gut ein, sobald er sich genauer mit seinem Autor bekannt gemacht hatte, und es kostete ihm Mühe genug, durch Wegschneiden, Zusetzen und Berichtigen ein nur einigermassen geniessbares und nützliches Buch daraus zu machen. Dem zweyten Band verspricht er eine Abhandlung über die Unterwelt der Griechen beyzufügen. Der deutsche Stil ist einer grossen Politur bedürftig; bald fällt er ins Platte, bald streift er an das Gezierte. Der oft wiederkehrende Ausdruck: *Götzendienst* erinnert auch an Hederichs Zeiten. Die beygefügten Zeichnungen sind vom Detmoldischen Hofmaler Valentini im Geist der Antike erfunden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 25. Januar 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Stuttgardt, b. Löflund: *Ueber den Voraus des überlebenden Ehegatten, nach dem engern Sinne des Wirtembergischen Rechts*, von *Karl Pfizer*, Tutelarraths-Secretär in Stuttgardt. 1802. 215 S. 8. (20 gr.)

In der *Lehre* des Wirtembergischen Rechts von *Erbtheilungen* war bisher die Materie vom sogenannten *Voraus* des überlebenden Ehegatten eine von denjenigen, deren Theorie trotz ihrer praktischen Wichtigkeit noch nicht aufs reine gebracht war. Gewöhnlich waren die Schriftsteller, welche dieselbe *ex professo* bearbeiteten, entweder blosse Theoretiker, wie der neueste Commentator des Wirtembergischen Landrechts, oder blosse Praktiker. Hier tritt endlich einer auf, der nicht nur Rechtsgelehrter, sondern auch zugleich das ist, was man im Wirtembergischen einen Schreiber nennt, und daneben ein Mann, dem sein öffentliches Amt Erbschaftstheilungen als Hauptbeschäftigung anweist. Von diesem lässt sich also erwarten, dass er die Klippen, an denen die Bemühungen seiner Vorgänger gescheitert sind, glücklich vermieden, die Verirrungen der Praxis aufgedeckt, und überhaupt die ganze Lehre auf richtige und anwendbare Grundsätze zurückgeführt haben werde. Auf der andern Seite kann man freylich vermuthen, dass der Vf. an eine einmal hergebrachte bequemere Verfahrungsweise gewöhnt, und vollkommen vertraut mit den Schwierigkeiten, die zuweilen mit einer strengen Anwendung der richtigern Theorie verknüpft sind, hier und da in Versuchung gekommen seyn werde, die bessern Grundsätze da zu bestreiten, wo sie der bisher üblichen leichtern Behandlungsart entgegen sind. Diess geschah jedoch weit seltener, als die herrschende Theilungspraxis es zu erfodern schien. Wir wollen auch durch diese Bemerkung dem Werth der Schrift keineswegs zu nahe treten. Wir räumen ihr vielmehr nicht nur den Vorzug vor allen frühern Bearbeitungen des nämlichen Gegenstandes ein, sondern finden dieselbe überhaupt voll scharfsinniger Erörterungen und gründlicher Berichtigungen älterer und neuerer Theorieen. Wir können daher den Wunsch nicht unterdrücken, dass der Vf. sich durch sein öffentliches Verhältniss berufen fühlen möchte, nach diesem Muster die ganze Lehre von Erbtheilungen für das Publicum nach und nach zu bearbeiten. Um unser Urtheil zu bestätigen, wollen wir unsere Leser mit dem Inhalt der Schrift näher bekannt machen.

Der Vf. fängt damit an, dass er uneigentlichen und eigentlichen Voraus unterscheidet, und diesen auf die Auseinandersetzung der gesellschaftlichen Verhältnisse zweyer Ehegatten einschränkt, während er unter jenem die übrigen sehr heterogenen Bedeutungen zusammenfasst, in welchen der Ausdruck Voraus in dem Wirtembergischem Landrechte gebraucht wird. Den eigentlichen Voraus theilt dann der Vf. in den Voraus im weitern und den im engern Sinne. Jener ist nach §. 2. das Recht beider Ehegatten, dasjenige, was sie als privatives Eigenthum beygebracht haben, nach getrennter Ehe wieder zurückzufodern. „Dieser, von dem in der gegenwärtigen Schrift zunächst gehandelt wird, die bloss dem überlebenden Ehegatten zustehende Befugniss, gewisse Fahrnisstücke, welche vorher nicht in seinem privativen Eigenthum waren, vermöge einer besondern gesetzlichen Disposition, sogleich nach getrennter Ehe auf Rechnung der Errungenschaftsgesellschaft in Anspruch zu nehmen.“ Man sieht, dass der Vf. die Benennung *Voraus* etwas uneigentlich auf das Recht, einen Voraus zu fodern, überträgt. Auch würde der Voraus im weitern Sinne richtiger so erklärt worden seyn, dass er den im engern Sinne unter sich begriffe. Und dann legt das Wirtembergische Landrecht P. IV. Tit. 4. nur dem, was der *überlebende* Ehegatte vorausnimmt, diese Benennung bey. Wir würden *Voraus* im *weitern* Sinne alles dasjenige genannt haben, was dem überlebenden Ehegatten nach getrennter Ehe von der zur Gesellschaftstheilung bestimmten Vermögensmasse ausser der halben Errungenschaft als privatives Eigenthum zugeschieden wird. Die darunter begriffene fahrende Habe, welche erst mit dem Tode des einen Ehegatten vermöge einer besondern gesetzlichen Disposition in das privative Eigenthum des andern übergeht, würde dann Voraus im *engern* Sinne seyn. Den Ursprung des Voraus findet der Vf. §. 5. in dem sogenannten Theilrechte, ohne jedoch die Gründe für diese Behauptung weiter auszuführen. Wir wären geneigter, die Veranlassung desselben mit Fischer in dem Heergewedde und der Gerade zu suchen. Die Fundamente des Vorauses sind nach §. 6 und 7. Bedürfniss und Prädilection. Genauer würde sich der Vf. ausgedrückt haben, wenn er der Einführung desselben die Absicht untergelegt hätte, dem überlebenden Ehegatten den Besitz eines bestimmten Theils seiner wahren und eingebildeten Bedürfnisse zu sichern, und denselben sowohl von dem Besitz eigener Güter als von dem Daseyn ehelicher Errungenschaft möglichst unabhängig zu machen. Die An-

ſprache an den Voraus ſichert nur einige Bedürfniſſe, und findet auch ſtatt, wenn gleich dieſelbe durch die Zurückgabe des beygebrachten Vermögens, und durch die Zutheilung der halben Errungenſchaft hinlänglich geſichert ſind. Auf die allgemeinen Grundſätze und Notizen vom Voraus, die den Inhalt des erſten Hauptſtücks ausmachen, folgt im zweyten §. 8—22. die Aufzählung der Bedingungen, welche zu Begründung einer Anſprache auf Voraus weſentlich nothwendig ſind. Zu dieſen rechnet der Vf. Errungenſchaftsgeſellſchaft, gegen Grieſinger, der das Gegentheil behauptet, hier aber auf eine befriedigende Weiſe widerlegt wird. Warum eine Ehe zur linken Hand, vorausgeſetzt daſs alles übrige gleich iſt, den Voraus ausſchlieſsen ſolle, vermögen wir nicht einzuſehen. Im dritten Hauptſtück, das §. 23—65. von den einzelnen Vorausſtücken handelt, ſcheidet der Vf. dem überlebenden Ehegatten nicht bloſs wirklich vorhandene ſondern auch *verſprochene* Vorausſtücke alsdann zu, wenn ſie von der Geſellſchaft als ein während der Ehe vorhandenes Bedürfniſs anerkannt, und bloſs aus zufälligen Umſtänden nicht angeſchafft wurden. Das Wirtembergiſche Landrecht rechnet aber in der vom Vf. ausgehobenen Stelle, die der Sitz der Materie iſt, ausdrücklich nur ſolche Dinge zum Voraus, die damals, da der eine Gatte mit Tode abgieng, vorhanden waren, und nicht erſt nachher zum Vortheil des überlebenden von dem gemeinen Gut angeſchaft wurden. Da nun dieſs nach des Vf. Meynung einzig und allein deswegen geſchieht, weil dasjenige, was nicht vorhanden iſt, auch nicht zu den Bedürfniſſen des überlebenden Ehegatten gerechnet werden kann: ſo darf man, wie der Vf. glaubt, auch nicht vorhandene Dinge zum Voraus rechnen, ſobald ſie unter die Bedürfniſſe des überlebenden Ehegatten gezählt werden können. Aber auch angenommen, daſs Gleichheit des Grundes vorhanden wäre, wie läſst ſich eine ſolche Ausdehnung eines Geſetzes, in dem ein beſonderes Recht enthalten iſt, mit den erſten Regeln der logiſchen Auslegung vereinigen? Sagt doch der Vf. ſelbſt an andern Stellen ſeiner Schrift, daſs das, was das Landrecht über den Voraus beſtimme, keine ausdehnende Erklärung zulaſſe, weil der Voraus mit den allgemeinen Principien des Wirtembergiſchen Rechts im Widerſpruch ſtehe, und unter die Claſſe der *jurium ſingularium* gehöre. Wir wollen dabey nicht gedenken, daſs die Meynung des Vf. der Willkür der ſogenannten Waiſengerichte und der Theilungsactuare einen weiten Spielraum öffnen, und eine ſehr ergiebige Quelle von Rechtshändeln abgeben würde. Aus gleichen Gründen können wir auch dem Vf. nicht beytreten, wenn er *unverarbeitete Stoffe* dem Voraus da beyzählt, wo ſie erweislich von beiden Ehegatten die Beſtimmung erhalten haben, ein während der Ehe vorhanden geweſenes Bedürfniſs zu befriedigen. Das Geſetz giebt dem überlebenden Ehegatten zum Voraus ausdrücklich nur *ſeine Kleider* u. ſ. w. und unter dieſen diejenigen, die zur Zeit des Abſterbens *vorhanden* geweſen, und nicht erſt hernach **gemacht worden** ſind. Und indem hier daſſelbe den Voraus auf das, was während der Ehe *ſein* war, einſchränkt, bezeichnet es nicht bloſs, wie der Vf. S. 46. behauptet, das Vorhandenſeyn der Vorausſtücke, ſondern auch *dieſs*, daſs ſie zwar nicht Eigenthum, aber doch Gegenſtände des ausſchlieſsenden Gebrauchs des *überlebenden Gatten geweſen* ſeyen. Aber der Vf. begnügt ſich nicht einmal, verſprochene Voraus*ſtücke* und unverarbeitete Stoffe im Falle eines *gemeinſchaftlich* anerkannten Bedürfniſſes gegen die klare Entſcheidung des Geſetzes dem überlebenden Gatten als Voraus zuzuſprechen. Er räumt ihm unter dieſem Titel §. 61. ſelbſt ſolche Dinge ein, für welche weder roher Stoff vorhanden iſt, noch ein Verſprechen des Verſtorbenen angeführt werden kann, und fodert weiter nichts, als daſs dieſelbe als ein während der Ehe vorhandenes Bedürfniſs zu betrachten ſeyen. Der Vf. findet ſogar eine Beſtätigung *dieſer* paradoxen Meynung in dem Geſetze ſelbſt, weil dieſes nur diejenigen Gegenſtände, die zum *Vortheil* des überlebenden Ehegatten nach getrennter Ehe angeſchaft wurden, vom Voraus ausgeſchloſſen *wiſſen* wolle!! Was der Vf. §. 30—41. über die eigenthümlichen Vorausſtücke des Mannes bemerkt, und gelegentlich gegen Hn. Grieſinger erinnert, *hat* unſern ganzen Beyfall. Nur würden wir den Ausdruck *vornehmlich*, den das Geſetz braucht, *nicht für gleichbedeutend* mit weſentlich und unentbehrlich nehmen, ſondern als ſynonym der Ausdrücke, vorzugsweiſe, im eigentlichſten Sinne, anſehen. Auch würden wir unter den Gründen für die Unzuläſſigkeit, von zwey verſchiedenen Gewerben einen Voraus zu fodern, nicht angeführt haben, daſs nach dem Römiſchen Rechte und zwar in der L. I. §. 2. *D. de coll. et corp.* (einem auf bloſs römiſche Inſtitute ſich beziehenden und in Deutſchland nicht anwendbaren Geſetze) ausdrücklich verboten ſey, zweyerley Handwerker zugleich zu treiben, und daſs dieſes Verbot bey uns nicht allein nicht aufgehoben, ſondern durch das Herkommen und durch den ausdrücklichen Inhalt einzelner Handwerksordnungen beſtätigt ſey. §. 42. bis 65. zählt der Vf. die Fälle auf, in welchen der Voraus eine Einſchränkung leidet. Der Vf. behauptet mit Recht, daſs Dinge, die ihrer Beſchaffenheit nach zum Voraus gehören würden, wenn der Ehegatte dieſelbe als Beybringen erhält, nicht noch obendrein als Voraus in Anſpruch genommen werden können. Aber wir wundern uns, daſs er nicht eine Hauptſtütze dieſer Behauptung in dem Geſetze ſelbſt gefunden hat, das dem Ehegatten nur dann eine Anſprache auf den Werth beygebrachter Vorausſtücke einräumt, wenn dieſelbe nicht mehr vorhanden ſind. Die einfache Frage, wem der Vorzug gebühre, wenn der Voraus des Ehegatten, und das Hauptrecht des Leib- oder Gutsherrn einerley Gegenſtand treffen, wird §. 59. und 60. durch unnöthige Diſtinctionen mehr verwirrt als aufgeklärt. Wir ſehen nicht, warum ſelbſt unter der vom Vf. bemerkten Vorausſetzung, die jedoch wohl ſchwerlich in

Wir-

Wirtemberg vorhanden seyn wird, der Gatte dem Leib- oder Gutsherrn nachstehen solle. Der Vf. scheint zu vergessen, dass der Voraus keine Foderung ist, *die* der eine Gatte an die Erbsmasse des andern *macht*, und dass das dem Leib- oder Gutsherrn beygelegte Eigenthum erst durch die Festsetzung des *Nachlasses* und neben dem noch meistens durch eine *Wahl* seinen bestimmten Gegenstand erhält. Das vierte Hauptstück beschäftigt sich §§. 66—112. mit den Mitteln, den reinen Voraus aufzufinden. Hier söhnt der Vf. die Theorie mit dem praktischen Grundsatz aus, welcher nur dasjenige, was die zur Zeit der getrennten Ehe vorhandenen Vorausstücke mehr betragen, als die inferirten, als reinen Voraus im engern Sinne gelten läfst. Die nähere Erläuterung dieses Grundsatzes *leitet* den Vf. §. 74. auf die Rechtssätze, auf welchen die *Revision* der in die Ehe gebrachten Fahrnifs beruht. Durch die Revision wird nämlich bestimmt, wem die während der Ehe *eintretende Erhöhung* des Werths der fahrenden Habe zu gut komme, und wer die Verminderung desselben und den Verlust einzelner Fahrnifsstücke zu tragen habe. Da bey der Errungenschafts-Gesellschaft jeder Ehegatte Eigenthümer dessen bleibt, was er in die Ehe gebracht hat: so konnte der Vf. nicht umhin, als Regel anzunehmen, dass der inferirende Gatte die Folgen zu leiden habe, wenn ein inferirtes *Fahrnifsstück* durch Zufall am Werthe verliert, oder ganz zu Grunde geht. Aber nun muss ihm eine an sich richtige Ausnahme dazu dienen, die Anwendbarkeit der Regel so gut als völlig wieder aufzuheben. Er weiss nämlich dem Satze: eine in die Ehe gebrachte Sache hat der Gesellschaft wegen Schaden gelitten; unvermerkt den völlig verschiedenen: eine der Gesellschaft wegen inferirte Sache hat Schaden gelitten: unter zu schieben. Wenn man nun mit dem Vf. annimmt, ein zufälliger Schaden sey immer der Gesellschaft wegen erfolgt, so oft er Gegenstände trifft, die der Gesellschaft wegen inferirt oder beybehalten worden sind: so wird sich nicht leicht ein Fall denken lassen, in welchem man, wenn man anders consequent seyn will, dem inferirenden Ehegatten die Erstattung des Schadens veweigern kann. Aber, auch abgesehen davon, dass jene Voraussetzung selbst den Grundsätzen des römischen Rechts nicht völlig entspricht, wie läfst sich dieselbe mit dem Wirtembergischen Landrechte vereinigen, das dem Ehegatten ausdrücklich keinen Ersatz zugesteht, wenn seine liegende oder fahrende Habe „durch zugestandenen Unfall ohne des andern Ehegatten kundbare Schuld und Ursachen" zu Grunde geht, während dasselbe ihm nur dann Wiedererstattung zuerkennt, wenn etwas von seinem Vermögen „gemeiner Haushaltung zu gutem," oder, wie es an einer Parallelstelle heisst, „zu nothwendiger Ausbringung gemeiner Haushaltung" „oder des einen Ehegemachts oder der Kinder Leibeskrankheit halber in währender Ehe verkauft, verändert, eingebüfst worden, und nicht mehr vorhanden" ist? Eben so wenig sind wir mit dem Vf. einverstanden, wenn er §. 86. folg. bey der Frage: für welches Versehen der Ehegatte bey einer von dem andern beygebrachten Sache zu stehen habe, jenem die Verbindlichkeit auflegt, für das geringste Versehen zu haften. Wenn auch, wie der Vf. glaubt, das gemeine Recht, des in der Natur des Gesellschafts-Contracts liegenden allgemeinen Grundes ungeachtet, bey der Bestimmung der Prästation der Culpa einen Unterschied zwischen gemeinschaftlichen Sachen, und dem zum gemeinschaftlichen Gebrauch bestimmten Eigenthum des einen Gesellschafters annähme: so würde doch dieser Unterschied bey der Errungenschafts-Gemeinschaft im Wirtembergischen keine Anwendung finden, weil hier das Gesetz eine *kundbare* (offenbare, augenscheinliche) Schuld des einen Ehegatten voraussetzt, wenn der andere berechtigt seyn soll, Erstattung des seiner Sache zugefügten Schadens von jenem zu fodern. Das Beywort *kundbar* bezeichnet freylich an und für sich nicht den Grad der Schuld, sondern, wie der Vf. §. 87. bemerkt, eine gewisse Notorietät, die keinen Zweifel über die Wirklichkeit der Schuld zuläfst. Aber indem das Gesetz fodert, dass die Schuld notorisch seyn, keines Beweises bedürfen müsse: so kann man eher annehmen, dass nur *Culpa lata* gemeynt sey, als dass der Gesetzgeber auch *Culpam levissimam* darunter begriffen wissen wolle; dessen nicht zu gedenken, dass bey demselben auch die Natur des ehelichen Verhältnisses für gegenseitige Nachsicht geringer Versehen sprechen musste. Wie viele Streitigkeiten, wie viele unverhältnifsmäfsige Kosten müfste darneben die Anwendung der vom Vf. angenommenen Hypothese veranlassen, wenn man auch den klugen Rath desselben befolgen, und seine Grundsätze auf keine unbedeutenden Gegenstände, sondern bloss auf Sachen, welche von Belang sind, anwenden wollte? Uebrigens hätte der Vf. vielleicht mit mehr Scheine den Mann allein, als gesetzlichen Vormund seiner Gattin und Verwalter ihres Beybringens zu einem höhern Grad von Sorgfalt verbindlich machen können. Gegen die allgemeine Uebersicht, die der Vf. §§. 98. bis 112. über die Art giebt, wie diese Grundsätze bey einem Theilungsgeschäft in Anwendung gebracht werden, haben wir nichts zu erinnern. Das fünfte Hauptstück beschäftigt sich §§. 114—122. mit der Form, den Voraus bey Theilungen zu behandeln. Hier rügt der Vf. die Fehler der hier und da herrschenden Praxis, und weis't Hn. *Griesinger* zu recht, der in der bisherigen Behandlung der sogenannten Ersatzposten einen Irrthum entdeckt zu haben glaubt, und den unrichtigen Satz aufstellt, dass dem überlebenden Ehegatten aus dem Vermögen des andern nur dasjenige zu ersetzen sey, was zu der Hälfte des Werths des neu angeschaften Vorausstücks noch fehle, um dem Werthe des durch die Schuld des verstorbenen Gatten weggekommenen Vorausstücks ganz gleich zu kommen. Das sechste Hauptstück handelt §§. 123—125. von den Wirkungen des in Frage stehenden Rechts, nämlich von dem gesetzlichen Uebergang des Eigenthums derjenigen Gegenstände, die zum

zum Voraus im engern Sinne gehören, und von den hier eintretenden Rechtsmitteln. Jenen setzt der Vf. in die Zeit des Todes des einen Ehegatten, oder wo eine Wahl statt findet, in die Zeit der Ausübung des Wahlrechts. Diese geben dem Vf. Anlafs in dem letzten §en die Frage zu erörtern, in wie fern die Einrede des begangenen Ehebruchs der Foderung des Voraufes entgegengesetzt werden könne.

Leipzig, b. Böhme: D. Ernst Gottfr. Schmidts, weil. Prof. der Rechte und Hofgerichtsadvocaten zu Jena, *Theoretisch praktischer Commentar über seines Vaters, D. Joh. Ludw. Schmidts praktisches Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Einreden. Zweyte vermehrte Auflage.* Herausg. von *Joh. Christian Wilh. Faselius*, Herz. Sachsen Weimarischen Hofadvocaten und Stadtschreiber zu Jena. *Erster Band.* 1800. 396 S. *Zweyter Band.* 1801. 486 S. *Dritter Band.* 1801. 586 S. 8. (4 Rthlr. 10 gr.)

So lange das Schmidtsche Lehrbuch besonders nach der neuesten Bearbeitung unter allen über diesen Gegenstand vorhandenen Handbüchern in Rücksicht auf Ordnung und Vollständigkeit die erste Stelle behauptet: so lange wird auch der darüber erschienene Commentar von allen denen gesucht, und mit Nutzen gebraucht werden, für welche die Kürze des Lehrbuchs Dunkelheiten übrig läfst, und der Zugang zu den literarischen Hülfsmitteln, auf welche dasselbe verweist, nicht offen steht. Es war daher, nachdem die erste Auflage sich vergriffen hatte, allerdings der Mühe werth, den Commentar durch eine neue Bearbeitung für den angegebenen Zweck noch brauchbarer zu machen. Und wir müssen gestehen, dafs er durch den Fleifs des Herausg. in mehr als einer Hinsicht gewonnen hat. Ausdruck und Stil, die so sehr einer Verbesserung bedürftig waren, haben fast auf allen Seiten zweckmäfsige Aenderungen erhalten. Und dafs es an Zusätzen nicht fehle, beweist schon die Vergleichung der Seitenzahl eines jeden Bandes mit der der ersten Ausgabe. Der Herausg. bemerkt zwar in der Vorrede, dafs er seine Erläuterungen und Zusätze vorzüglich zum Behuf neu angehender Praktiker eingeschaltet habe. Indessen geräth man doch in Versuchung, ihm den Vorwurf zu machen, dafs er, statt den Commentar, wo es ohne Nachtheil geschehen konnte, abzukürzen und von unnützen Wiederholungen zu reinigen, das Erläutern und Paraphrasiren hie und da zu weit treibe, und bey seinen Lesern zu wenig eigene Geisteskraft und zu wenig Vorkenntnisse vorausfetze. Ohne Zweifel hätten es ihm neu angehende Praktiker, denen nichts so sehr Freude macht, als einen *Casum in terminis* zu finden, weit mehr verdankt, wenn er die neue Auflage mit mehreren Beyspielen und musterhaften Formularen bereichert hätte.

PÄDAGOGIK.

Halle, b. Dreyssig: *Neues Schulbuch,* oder gründlicher Unterricht in allen für Kinder, nöthigen und nützlichen Wissenschaften, zum Gebrauch in Bürger- und Landschulen, für Lehrer und Lernende, von *J. G. Meyer. Erster Band.* 142 S. *Zweyter Band.* 1801. 112 S. 8.

Das *erste Bändchen* enthält eine Anweisung zum Schönschreiben, wozu noch eine Sammlung von 20 in Kupfer gestochenen Vorschriften gehört, auf deren Titel der Vf. als Lehrer der Schreibkunst auf dem Lutherischen Gymnasium zu Halle angegeben wird. Diese Vorschriften sind sehr gut und zweckmäfsig eingerichtet. Die lateinische Handschrift ist besonders gefällig. Der Vf. giebt sich viele Mühe, die Entstehung der Buchstaben aus den Grundstrichen zu zeigen. Er hat eine grofse Menge Sprüchwörter und kurzer Sätze in deutscher, lateinischer und französischer Sprache zu Vorschriften gesammelt. Dann auch eine Anzahl von Redensarten, worin Wörter vorkommen, die fast gleich lauten, aber ganz verschieden geschrieben werden. Zu einigen gehört eine sehr harte Aussprache, um sie gleichlautend zu finden, als Paar und baar; Pathe und Bad; verbarg und Park. Die Einleitung über den Nutzen und die Geschichte der Schreibkunst hätte kürzer gefafst werden mögen. Der Vf. glaubt, dafs die Schreibkunst lange vor Mosis Zeit erfunden seyn müsse; denn dieser habe Schriften gefunden, die er las und studierte, abschrieb und in ein Ganzes brachte, was wir noch jetzt unter dem Namen der 5 Bücher Mosis mit Vergnügen lesen.

Das *zweyte Bändchen* enthält den Anfang der Rechenkunst, worauf in einem folgenden Bande mehreres folgen soll. In diesem ist eine Anweisung zum Zählen, Zahlenlesen, und zu den vier Rechnungsarten in ganzen Zahlen gegeben. Alles ist recht deutlich gemacht, so dafs ein angehender Lehrer diese Anweisung mit Nutzen wird zu Rathe ziehen können.

* * *

Berlin, b. Franke: *Gesänge und Declamations-Uebungen für Schulen.* 2te wohlfeile Ausgabe. 1801. 150 S. 8. (6 gr.) — Ein neues Titelblatt zu dem i. J. 1799 im nämlichen Verlag erschienenen Buche: *Lieder, Arien, Gesänge und Gedichte,* gesammelt und herausgegeben von *Johann Friedrich Arendt.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. Januar 1802.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Frauenholz: *Abbildungen und Beschreibungen der in Franken brütenden wilden und zahmen Vögel*, veranstaltet und verfasst von *Johann Wolf*, Lehrer an der Büchnerischen Erziehungsanstalt und herausgegeben von *Johann Friedrich Frauenholz*. 1. Heft. S. 1—22. 2. Heft. S. 23—36. Jedes Heft mit 6 illuminirten Kupfertafeln. 1799. 1800. 4. (Pränum. Pr. für jedes Heft 1 Lbthlr. Ladenpr. 2 Rthl. Sächs.)

Ebendaselbst: *Histoire naturelle des Oiseaux sauvages et privés de la Franconie*, par *Jean Wolf*, Instituteur à la Maison d'education de Büchner, traduit de l'Allemand. 1. Cahier. S. 1—14. 2. Cahier. S. 15—22. 1799. Fol. (Pränum. Pr. von jedem Heft mit 6 illuminirten Tafeln 4 Laubthlr. Ladenpr. 5 Laubthlr.)

Gegen das, was Hr. W. im Eingange zu diesem Werke von der immer wünschenswerthen genauern Betreibung der, besonders vaterländischen, Naturgeschichte, von dem, was immer noch zu thun übrig bleiben muss, von dem eingeschränkten Gebrauche, der Kostbarkeit, oder gar den Mängeln bisheriger ornithologischer Werke sagt, wird niemand etwas einzuwenden haben, um so weniger bey der billigen und wenig anmasenden Art, mit der Hr. W. diese Gedanken äussert. Da Hr. W. sich schon als einen geübten und selbstthätigen Untersucher der Vögelgeschichte bey verschiednen Gelegenheiten gezeigt hat, die Arbeiten seiner Vorgänger kennt, und insbesondre hier wieder auf eine Art über die Abbildung der Vögel spricht, die etwas Vollendetes vermuthen läfst: so würde von dieser Seite das Unternehmen sehr erwünscht, und vorzüglich nach reichhaltiger, aus der Natur selbst genommener, Erfahrung, wenn auch nicht immer etwas Neues, was ohne Unbilligkeit nicht zu fodern ist, doch Bestätigung und Berichtigung des schon Bekannten zu erwarten seyn. Die schönste und gerechteste Hoffnung müsste bey einer solchen, durch ein kleineres Land beschränkten Fauna einer ja verhältnissmässig nicht zu zahlreichen Thierklasse dahin gerichtet seyn, dass ein solcher in der freyen Natur einheimischer Forscher auf dem schönen Wege fortgehen werde, den Bechstein so glücklich betrat, indem er den Linneischen grosen Geschichtsinn in der Classe der Vögel verfolgte, und wenigstens dazu aus eigner Beobachtung neue Materialien für die Charakteristik der Form und des Lebens bey Gattungen und Arten zu Tage brachte. Mit dieser Hoffnung näherte sich auch der Rec. den eigentlichen Beschreibungen der fränkischen Vögel, fand aber fast nichts weiter als Beschreibungen, und nur sparsam etwas von Geschichte oder Kritik. Zwar verspricht der Titel nur Abbildungen und Beschreibungen, man hätte daher nicht mehr zu erwarten; die Einleitung aber, und die Versicherung des Vf., dass er seinen Vorgängern nicht nachgeschrieben, sondern mit Flinte, Garn, Messer und offnen Augen selbst untersucht habe, berechtigt zu mehrerm. Dass dazu nicht Raum gelassen sey, wird man leicht begreifen, wenn man bedenkt, dass z. B. für den Schuhu ausser den Synonymen weniger als 1½ Quartseite Text gegeben ist. Dem Kernbeisser sind 29 Zeilen zu Theil geworden u. s. w.

In dem ersten Hefte sind geliefert der Uhu (*Strix Bubo*), der Dorndreher (*Lanius spinitorquus*), die Elster (*Corvus Pica*) der Kernbeisser (*Loxia Coccothraustes*), der Gimpel (*Loxia Pyrrhula*) und die Kohlmeise (*Parus major*); im zweyten der Thurmfalke (*Falco Tinnunculus*), der Grünspecht (*Picus viridis*), die Dohle (*Corvus Monedula*), der Kreutzschnabel (*Loxia curvirostra*), in zwey Abänderungen, auf eben so viel Tafeln, und der Haussperling (*Fringilla domestica*.) Auf die französische Ausgabe in Folio ist unstreitig viel Fleiss verwendet worden, und die Behandlung, wo in getuschter Manier beym Stich die Federstriche hell ausgespart werden, hat eine eigenthümliche Schönheit, die besonders wieder bey der Kohlmeise, dem Kernbeisser, und der zweyten Abänderung des Kreutzschnabels angenehm in die Augen fällt, auch bey den meisten Pflanzenzweigen sehr gut angewendet ist. Ausserdem aber muss Rec. gestehen, dass ihm die grosen Figuren von *Strix Bubo* und *Falco Tinnunculus* zu flach und hart, und mit einer unnöthigen Düsterheit des Colorits ausgeführt scheinen, dass die Illumination von *Corvus pica* nicht rein und schicklich genannt werden kann, und dass es dem *Lanius Spinitorquus* und der *Fringilla domestica* gar sehr an Schmuckheit und Haltung fehlt.

Die Kupfer zu der Quartausgabe, sind mit Ausnahme des Kernbeissers und der Kohlmeise, die sich vorzüglich auszeichnen, nur um einige Grade besser als diejenigen, die man in den letzten Bänden der deutschen Uebersetzung von Buffons Vögelgeschichte findet. Das gewählte Papier dienet nicht sehr dazu die Bilder zu heben.

Wir wünschen übrigens dieser kostbaren Unternehmung, an der unsre Kritik das Gute anerkennt, ohne das was noch besser seyn könnte, zu verschweigen, eine reichliche Unterstützung, die beides den geschickten Herausgeber und die patriotische Kunsthandlung, zur Fortsetzung ermuntern möge!

RÖMISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Deterville: *Traduction en Vers des Métamorphoses d'Ovide*, Poëme en quinze livres, avec des Commentaires; par *F. de Saintange*, Prof. de Belles-Lettres aux Ecoles centrales de Paris avec XVI. Figures. *Tome Premier.* XLVI u. 406 S. *Tome Second.* 494 S. in 8. An IX. 1800.

Diese Uebersetzung eines der berühmtesten und bey allen seinen Fehlern anmuthigen Gedichtes hat in Frankreich nur eine Vorgängerin gehabt, und diese, die Arbeit von *Thomas Corneille*, war um desto leichter zu besiegen, da sie gänzlich veraltet und in eine verdiente Vergessenheit gesunken war. Der Vf. der gegenwärtigen Uebersetzung, bekannt als ein geübter und geistreicher Versificator, unternahm diese Arbeit vor länger als zwanzig Jahren, und liess die sechs ersten Bücher (seit dem J. 1785) in einzelnen Lieferungen ans Licht treten. Die nachtheilige Lage, in welche er sich späterhin versetzt sah, hinderte die frühere Bekanntmachung des Ganzen, und weiterhin schob er diese selbst freywillig auf, um seinem Werke eine grösere Vollendung zu geben. „Ich glaubte nichts besseres thun zu können, sagt er unter andern, als meine Uebersetzung mehrere Jahre zurück zu behalten, um besser im Stande zu seyn, die Nachlässigkeiten zu bemerken und die Fehler zu verbessern, die man sich in der Hitze der ersten Arbeit verzeiht, und endlich die Schwierigkeiten zu besiegen, über die man nur nach einem wiederholten Kampfe Herr werden kann. — Ich habe ungefähr hunderttausend Verse gemacht, um funfzehntausend drucken zu lassen."

Wenn man sich, wie es die Billigkeit fodert, in die Sphäre eines französischen Dichters versetzt, und die unzähligen Schwierigkeiten in Anschlag bringt, die ihm, bey einer Arbeit von so langem Athem, auf der einen Seite die Natur seiner Sprache, auf der andern der verzärtelte Geschmack seiner Nation, die trotz dem, was sie sich selbst hierüber einbilden mag, wenigen Sinn für das wahrhaft antike hat, überall in den Weg legen mussten, so kann man nicht umhin, eine Uebersetzung zu bewundern, die, bey einem verhältnissmäsig grossen Streben nach Treue, mit dem Scheine einer geistreichen und originalen Freyheit täuscht. Der leichte Fluss einer gefälligen Versification, der gewählte Ausdruck, die Lebhaftigkeit des Vortrags und die Klarheit des Stils — Eigenschaften, durch welche sie sich zu einer würdigen Nebenbuhlerin von Delilles Virgil erhebt — können sie selbst den profansten Lesern empfehlen; und die Kenner des Originals werden mit Vergnügen die gelungenen Anstrengungen des Uebers. bemerken, der auch da, wo er sein Original verlassen muss, einen seltnen Fleiss und Gewandheit zeigt. Es versteht sich von selbst, dass wenn von der Treue einer französischen versificirten Uebersetzung die Rede ist, nicht die Gewissenhaftigkeit gemeynt seyn kann, mit welcher einige deutsche Uebersetzer jede Schattirung ihres Originals wieder zu geben suchen, und man muss zufrieden seyn, wenn der franz. Uebers. den Ton des Originals in seinen verschiednen Theilen nachzubilden bemüht ist; wenn er das Kolorit nicht unnöthiger Weise verstärkt; so wenig als möglich hinzusetzt, und die Form der Rede, so weit es seine Sprache erlaubt, nachahmt. Alles dieses hat S. *Ange* zu leisten gesucht. Wir wollen nur einige Beyspiele der letztern Art geben. Wenn L. I. 361 Deucalion sagt: *Namque ego, crede mihi, si te modo pontus haberet, te sequerer, conjux, et me quoque pontus haberet;* so ist der sanfte Gleichfall beider Verse hi[er] so nachgeahmt:

Chère épouse, sans moi si la mer t'eût ravie
Ah crois que ton époux dans la mer t'eût suivie.

Im VI. B. 15. *Deseruere sui Nymphae vineta Tymoli: Deseruere suas Nymphae Pactolides undas.*

Pour elle, désertant les verds coteaux du Tmole,
Pour elle, désertant les rives du Pactole,
Les nymphes des vallons et les Nymphes des eaux —

Unvollkommner in folgenden Versen IV. 91. — *tarde discedere visa Praecipitatur aquis, et aquis exit ab isdem.*

Le soir vient dans les mers, le char trop lent du j[our]
Se replonge, et des mers la nuit sort à son tour.

Mit vieler Geschicklichkeit ist das Spiel des Ec[ho in] der Geschichte des Narcissus ausgedrückt;

Il s'arrête, il s'écrie: amis, qui vient à moi?
A peine achève-t-il, Echo répète, moi.
Mais où donc te trouver? viens; je t'attends, appr[oche]
Tandis qu'il cherche au loin, il entend dire proch[e]
Pourquoi donc te cacher, si tu sais où je suis?
Est-ce que tu me suis? On répond: tu me suis.
Surpris d'être appelé lorsque lui seul appelle:
Joignons nous, reprend-il; joignons nous,
elle etc.

An vielen Stellen wetteifert der Uebers. mit [dem] Original in dem lebendigen Ausdruck (*harmon[ie imi]tative*). So drückt in folgendem Vers S. 10. d[as Zu]sammenstossen der nämlichen Buchstaben u[nd die] dunkeln Töne den langsamen Gang des pflü[genden] Stiers aus: *Et le boeuf — Conduit du joug g[...] fatigue et le poids,* (*pressique jugo gemuere j[uvenci]*). Ein andermal S. 75 wird durch eine doppe[lte A]spiration — die freylich in der Mitte des Vers[es von] grösserer Wirkung seyn würde, als in dem A[...]

desselben — das tief Aufathmen des belasteten Atlas gemalt:

Vois haleter Atlas sous le poids enflammé —

oder durch die Wiederholung desselben Nasentons den durchdringenden Schall des Erzes nachgebildet (S. 149.)

Le vain bruit de l'airain frappé contre l'airain.

Bey den grossen und zahlreichen Schönheiten, die man dieser Uebersetzung zugestehen muss, und die weniger in diesen kleinen Künsteleyen, als in der freyen und leichten Manier des Ganzen bestehn, bleibt doch bey einer genauern Vergleichung mit dem Originale noch vieles übrig, was man anders wünschen möchte. Manches davon mag freylich auf Rechnung des alexandrinischen Verses und des Reimes fallen, deren Gebrauch allein schon das Kolorit des Ganzen wesentlich ändern musste. Es ist kein Wunder, dass dieses oft schwächer ist als das Kolorit des Originals. Fast ein Drittheil der Hexameter war für Einen Alexandriner zu reich; sie mussten in zwey Verse aufgelöst werden, und das konnte oft nicht ohne schwächende Zusätze abgehn. Man vergleiche folgende Stelle aus der Beschreibung des eisernen Zeitalters:

Soudain parut la Guerre amante du carnage,
Qui de l'or et du fer fait un barbare usage,
La Guerre, entrechoquant dans ses sanglantes mains
Son bouclier, son glaive, et ses dards inhumains;
Chacun vit de rapine: on s'égorge, on se pille.
Plus d'hospitalité, plus de noeud de famille.
Du beau père en secret le gendre est l'ennemi.
Entre les frères mêmes on ne voit plus d'ami.
L'époux contre l'épouse arme sa main perfide,
Et l'époux médite une trâme homicide.
La marâtre féconde en noires trahisons,
De la froide cigue exprime les poisons.

mit der Beschreibung des Originals:

— prodit bellum quod pugnat utroque;
Sanguineaque manu crepitantia concutit arma.
Vivitur ex rapto: Nec hospes ab hospite tutus,
Non socer a genero: fratrum quoque gratia rara est:
Imminet exitio vir conjugis, illa mariti:
Lurida terribiles miscent aconita novercae.

Fast alle Zusätze sind hier etwas schwächend, aber sie sind dem antiken Rahmen mit Geschicklichkeit eingepasst, und diese Sorgfalt haben wir in diesem Fall überall bemerkt. Man muss dem Mangel an Kraft um der Zierlichkeit willen etwas zu Gute halten. In der Rede Jupiters, welche unmittelbar auf die angeführte Beschreibung folgt, dürfte sich Ovid bey mehrern Stellen beklagen, dass er nicht nach Gebühr behandelt worden sey. Der Anfang der Rede ist schwach:

Quand je vis les Géans, noir déclarant la guerre,
Dans les cieux assiégés étendre leurs cent bras,
Je fus, je l'avourai, dans un moindre embarras.

In dem folgenden Vers ist durch eine etwas veränderte Stellung der Gedanken die nothwendige Beziehung der gegenwärtigen und vergangenen Zeit verdunkelt und die Worte *Il faut les perdre tous, il le faut* — kommen dem würdevollen, imperatorischen *Perdendum est mortale genus* keineswegs gleich. Gleich darauf drückt der Vers

On cherche en leur principe à pallier les maux

den Sinn des Originals: *Cuncta prius tentata* — nicht aus, wo nicht eine allgemeine Sentenz, sondern ein Factum aufgestellt wird.

Bey der dringenden Nothwendigkeit, dem Dichter bisweilen etwas zu entziehn, mochte es dem Uebersetzer, ungeachtet seines Vorsatzes und seiner Versicherungen, nicht mehr als billig scheinen, ihm von der andern Seite etwas zu erstatten, und ihm durch mancherley Interpolationen und Umbildungen, wenigstens in den Augen verwöhnter Leser einen Zusatz von Schönheit und Reiz zu geben. Hier verräth sich oft die französische Manier, auch ohne Vergleichung des Originals, auf den ersten Blick. In dem Anfang des ersten Buchs mochte in den Worten

nec brachia longo
Margine terrarum porrexerat Amphitrite

dem Uebers. das Bild nicht zierlich genug scheinen. Er schafft es um:

La terre dans le vide, où la soutient son poids,
N'était point suspendue; et pressé d'autour d'elle,
Thétis n'embrassait point les longs flancs de Cybèle.

Aber weit entfernt, dass das Bild hierdurch gewonnen hätte, ist es vielmehr verworren geworden. Thetis drängt sich um die schwebende Erde und umarmt die Cybele, und diese ist wiederum die Erde selbst! — Eben so misslungen scheint uns eine Veränderung in der Fabel der Pyrrha, welche die Steine hinter sich wirft. Ovid sagt ganz einfach: *Saxa — ponere duritiem coepere suumque rigorem, Mollirique mora, mollitaque ducere formam.* Der Uebers. giebt dafür ein abentheuerliches Bild:

Ces cailloux amollis sous leurs doigts étonnés
S'échappent de leurs mains à demi façonnés;

Minder tadelhaft, aber doch ein wenig manierirt ist es, wenn L. III. 14. der Berg, auf welchem Aktaeon jagt, *le théâtre de sa gloire* heisst; wenn Narciss (III. 42) nicht bloss *seine Augen, ein Doppelgestirn, (geminum, sua lumina, sidus)* betrachtet, sondern

dans l'azur mouvant sous sa paupière
De deux astres vivans la touchante lumière.

Wenn

wenn er es nicht wagt, das Erröthen der Salmacis (IV. 332) mit purpurgefärbtem Elfenbein zu vergleichen, sondern diesem

la rose dont Flore embellit sa carbeille

unterschiebt. Auch hier und da ein Zusatz von Schalkhaftigkeit verräth den Franzosen, wie in der Geschichte der Venus und des Mars; *Epoux, amans, tous trois sont la fable des cieux;* am meisten aber die Uebertreibungen der Leidenschaften in einzelnen Zügen. Juno will die Begleiterinnen der Ino bestrafen und ein neues Beyspiel von Strenge geben (*Saevitiae monumenta meae*):

Junon s'offense encor du cri de leurs douleurs:
Eh bien de mes fureurs toujours plus implacables
Vous aussi, vous serez des monumens durables.

Latona (VI. 204) beleidigt durch die Reden und den Uebermuth der Niobe *indignata — est, summoque in vertice Cynthi Talibus est dictis gemina cum prole locuta.* Hier:

Latone est indignée, et va dans sa fureur
Implorer, sur le Cynthe, Apollon et sa soeur.

Die hier angekündigte Heftigkeit muss sich nun freylich auch in der Rede Latonens ausathmen, die in der Uebers. daher einen ganz andern Ton hat, als Ovid ihr zu geben für gut befunden.

Eine Verletzung des Gesetzes der Treue hat sich Saint-Ange an denjenigen Stellen erlaubt, wo das genaue Detail mit dem Geschmacke seiner Nation und dem Genius seiner Sprache gar zu wenig vereinbar schien. In dem Katalog der Namen des Bacchus IV. 12—15 sind einige ausgelassen, andere paraphrasirt; in der Beschreibung des Wettstreits der Arachne und Minerva L. VI ist V. 55 (*Tela jugo vincta est, stamen secernit arundo*) übergangen; und die Beschreibung der Schiffahrt III. 639 ist, zum Nachtheil der Deutlichkeit, zusammengezogen. Freyheiten dieser Art sind in der Sprache und dem Geschmack unsrer gallischen Nachbarn so tief gegründet, dass man sie billiger Weise keiner Rüge unterwerfen darf. Auch erwähnen wir sie nur desshalb, um zu bemerken, dass sie sich in dieser Uebersetzung seltner als in ähnlichen Arbeiten der Franzosen finden.

Die Uebersetzung ist mit Anmerkungen begleitet, die zum Theil einige nöthige Erklärungen enthalten, zum Theil die Kunst des Dichters entwickeln, oder auch wohl auf die Kunst des Uebersetzers und die Irrthümer seiner Vorgänger aufmerksam machen. Weder die ästhetischen noch die gelehrten Bemerkungen sind sehr tief geschöpft. Mit Verwunderung liest man unter andern Vol. I. S. 142 dass die Rhamnusische Nemesis eine Phiole in der Hand gehalten, in welcher kleine Figuren schwarzer Menschen eingeschlossen waren. *Pausanias L. I.* 33 spricht von einer Schaale (φιάλη), auf welcher Aethioper abgebildet waren. Ganz schief heisst es auch S. 20 *Erynnis* (so schreibt der Vf. mit vielen seiner Landsleute, die noch immer an ihrem Hypocrate, Hypolite u. a. d. hängen) *était la Déesse du mal, comme Némésis était la Déesse des châtimens et de la vengeance.*

Die Einleitung handelt von Ovids Leben und den Eigenthümlichkeiten seiner Poesie. Die Vergleichung des römischen Dichters mit Voltaire S. XII. hätte weiter führen können, aber der Vf. bleibt an der äussern Aehnlichkeit hangen, ohne den innern Quellen derselben nachzuspüren. Dass er übrigens Ovids Talente übermässig bewundert und auch da Veranlassung zum Lob findet, wo höchstens Entschuldigungen statt finden, ist bey einem Uebers. allzu gewöhnlich und in der That so verzeihlich, dass wir uns gar nicht weiter bey diesem Umstande verweilen wollen.

Lemgo, b. Meyer: *Wörterbuch zu Phaedri Fabeln.* Zum Behuf der Vorbereitung ausgearbeitet, von *Alb. Chrst. Meineke*, Dir. d. Schule z. Osterode am Harz. 1801. 84 S. gr. 8. (4 gr.)

Dieses kleine Wörterbuch gehört zu des Vf. „*Phaedri Fabulae Aesopiae.* Zum Behuf der Schulen und der eignen Lectüre, herausgeg. u. m. deutschen Anmerkungen, auch m. e. deutschen Wörterbuche begleitet von *A. C. Meineke*" Lemgo b. Meyer 1801. und wird, mit obigem eignen Titel versehen, auch besonders verkauft. Die Manipulationen des Vf. sind aus seinen Wörterbüchern zum Nepos und Justinus bekannt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Lemgo*, in d. Meyer. Buchh.: *Der Futterkräuter Anbau* als der des Klees, der Esparcette, der Luzerne, der Dickwurzel oder Runkelrübe, wie auch des Timotheus- und Raygrases, mit einer Abhandlung über die Stallfütterung für den Bürger und Landmann, von *F. Krome.* 1800. 40 S. 8. (2 gr.) Wenn der so häufige Unterricht über den Anbau dieser Futterkräuter und Gewächse gar nicht in jene Gegenden hingedrungen ist, wo Hr. *Krome* haufet; so ist sein trauliches Geschwätz hierüber zu einem in der Oekonomie unwissenden Volke, ihm nicht zu verübeln; ausser diesem beynahe unmöglichen Fall aber hätte er mit seinem Unterrichte ein Publikum verschonen sollen, das durch lästige Wiederholung längst gesagter und bekannter Dinge fast ein Vierteljahrhundert hindurch gröblich misshandelt wurde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. Januar 1802.

NATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Synopsis methodica fungorum. Sistens enumerationem omnium hucusque detectarum specierum, cum brevibus descriptionibus nec non synonymis et observationibus selectis.* Auctore D. C. H. *Persoon*, Soc. reg. Gotting. Linneanae Lond. phys. Gotting. Jenens. Berolinens. Tigur. et soc. mineral. Jen. membro. *Pars I—II.* Cum tabulis aeneis. 1801. XXX. und 706 S. 8. mit 5 Kpf.

Endlich hat der Vf die Wünsche der Botaniker erfüllt, und den Reichthum dieses Faches, der bisher in Beschreibungen, Abbildungen und Systemversuchen aufgehäuft war, mit Hülfe seiner ausgebreiteten Kenntnifs und seiner vieljährigen eignen Untersuchungen in ein Ganzes geordnet und vereinigt. Durch jene Vorarbeiten und diese schöne Anordnung hört freylich Linné's ehemaliger Ausspruch: „*Fungorum ordo in opprobrium artis etiamnum Chaos est*" auf, seine Wahrheit zu behalten, wenn Linné aber fortfuhr „*nescientibus botanicis in his, quid species, quid varietas sit*": so dürfte er noch länger Recht haben, und Hr. P. ist, wie Männer von wahrem Verdienst, bescheiden genug, um nur zu hoffen, er habe *etwas* dazu beygetragen, diese Ungewifsheit zu vermindern, und wahrheitsliebend genug, um in derselben Vorrede, wo er jenes sagt, die Botaniker zur weitern Prüfung der Fälle, in denen er selbst über Art und Abänderung ungewis blieb, aufzufodern. Die Kenntnifs der cryptogamischen Gewächse ist schon so reichhaltig, dafs sie allein einen Untersucher für sein ganzes Leben beschäftigen kann; aus dem gegenwärtigen Werke wird es wahrscheinlich, dafs schon ein Theil derselben, die der schwammartigen Gewächse, zu derselben Fülle anwachsen wird, ja vielleicht zu einer gröfsern, als der von allen jetzt bekannten Cryptogamisten zusammen genommen. Die Zahl der hier aufgeführten Arten beläuft sich auf 1526, und sie ist doch, einige unbedeutende Ausnahmen abgerechnet, blofs auf Beobachtungen in Deutschland, England und Frankreich (Italien und Dänemark darf man doch auch nicht vergessen) gegründet, in Ländern, in denen man noch immerfort etwas neues aus dieser Familie entdeckt. Wie wenig wissen wir von den vielen Schwämmen der übrigen europäischen Länder, und wie sehr spannen die wenigen merkwürdigen Beyspiele von America, dem Cap, und sogar auch neuerlich von Neu-Holland, für dieses Fach unsre Hoffnung? — Der Vf. nahm, wie billig, nur solche Arten in sein System auf, von deren Wahrheit er sich selbst in der Natur überzeugen konnte, oder deren Beschreibung, durch gute Abbildungen unterstützt, ihm das Gepräge der Aechtheit zu haben schien. Er machte nicht einmal von seinem ganzen Vorrathe Gebrauch, und verschob die Bekanntmachung mancher Arten, um erst vorher noch über sie zur völligen Gewifsheit zu kommen. Das von dem Vf. gelieferte, und auch von uns angezeigte, *Tentamen dispositionis methodicae* liegt, mit einigen Aenderungen, dem gegenwärtigen System zum Grunde. Wir glauben es sowohl dem Werke, als den Lesern dieser Blätter schuldig zu seyn, den Zusammenhang dieses Systems und die Hauptmomente seiner Ausführung darzulegen.

Nach einer sehr kurzen nur 4 Seiten betragenden *Philosophia mycologica*, die der Vf wohl deshalb abgekürzt hat, weil er sich schon anderswo weitläuftiger darüber ausliefs, beginnt das System. I. Classe. *Angiocarpi. Fungi clausi s. semina utplurimum copiosa interne gerentes.* Erste Ordnung: *Sclerocarpi. Fungi duriusculi substantia interna molli.* Gattungen (durch das Ganze nun in fortlaufender Reihe): 1) *Sphaeria, peritheciis rotundis, substantia gelatinosa* (184 Arten). Diese so zahlreiche Gattung machte eine weitere Abtheilung in Sectionen nöthig, deren acht unter den Namen *Xylaria, Peripharicae, Compositae, Monostichae, Pustulatae, Circinnatae, Caespitosae, Simplices*, angeführt, bestimmt, und zum Theil selbst wieder in Unterabtheilungen gebracht werden. 2) *Stibospora, massam nigram cohaerentem, sub lente ex thecis aut sporulis constantem sistens* (6 Arten). 3) *Hysterium. Perithecium oblongum, rima longitudinali dehiscens* (15 A.). 4) *Xyloma, applanatum sub-orbiculare, inaequale dehiscens, intus farctum* (14 A.). Noch abgetheilt in *composita majora*, und *simplicia minora*. Sämmtlich auf Blättern von Laubholz. 5) *Naemaspora, gelatina fluxilis in cirros prominens, sub lente amorpha* (5.). Einige Arten *receptaculo manifesto sphaeriformi*, andre *obsoleto vel nullo.* 6) *Vermicularia. Capsula globosa sessilis, corporibus vermiformibus liberis seminiferis repleta* (3.). Diese Gattung ist vom Vf. blofs nach Tode aufgenommen, und noch zweifelhaft unter der ersten Ordnung aufgestellt. 7) *Tubercularia, receptaculum obsoletum, gelatina compacta, rotunda* (6.). Hierunter *Tremella purpurea, Leprea rosea, Lepra carnea.* Zweyte Ordnung: *Sarcocarpi. Fungi carnosi farcti.* 8) *Sphaerobulus, vesicula globosa, receptaculo globoso radiatim fisso primum inclusa* (1.). *Lycoperdon Carpobolus.* In dieser und den folgenden beiden Gattungen wird die Fruchtblase ela-

elastisch fortgeschleudert. 9) *Thelobolus*, *vesicula papillaeformis, receptaculo globoso cupulari insidens* (1.). Die Todische Art. 10) *Pilobolus*, *vesicula capituliformis, receptaculo stipitiformi hydrophoro imposita* (2.). Die eine Art ist die *Hydrogera crystallina* oder der *Mucor neceolatus*. 11. *Sclerotium*, *receptaculum nullum, forma fungi varia, intus laevis et similaris* (16.). Unter dieser Gattung der Saffrantod der Franzosen, und die für Saamen gehaltnen Schwämmchen an den Kohlblättern. 12) *Tuber*, *receptaculum nullum, magnum subglobosum intus venis seminiferis distinctum* (4.). Die gemeine Trüffel und andere. Dritte Ordnung: *Dermatocarpi*. *Fungi membranacei, coriacei, aut villosi, intus pulvere farcti*. Erste Unterordnung: *Trichospermi*, *pulvere seminali filis intertexto*. 13) *Batarrea*. *Volvata. Peridium pileiforme, stipitatum, a volva calyptratum* (1.). *Lycoperdon phalloides* der Engländer. 14) *Geastrum*, *volva radiatim fissa, peridium laeve (acaule), ore piloso dehiscens* (6.). Einige *peridio stipitato*, andre *sessili*. 15) *Bovista*. *Peridium laeve, sessile, apice dehiscens, cortice exteriore per partes evanescente* (4.). Hieher *Lycoperdon arrhizon* und *pusillum Batsch. Elench.* 16) *Tulostoma*, *peridium stipitatum, ore cylindrico, cartilagineo* (2.). *Lycoperdon pedunculatum*, und die rauchstielige von Micheli beschriebne Nebenart. 17) *Lycoperdon*. *Peridium caulescens, apice demum ruptum, verrucis (deciduis) obsitum* (14.). Die funfzehnte Gattung hat einen schwarzröthlichen oder purpurbraunen Saamenstaub, diese aber einen grünlichen. 18) *Scleroderma*. *Peridium induratum (suberosum)* (12). Der Saamenstaub ist purpurfarb, braun, oder rothfarbig. *Lycoperdon cervinum, carcinomale* u. dgl. 19) *Lycogala*. *Laevis, membranacea, interne primo pulposa* (5.). 20) *Fuligo*, *subdifformis (magna), fibroso-grumosa, primo tota mollis* (6.). Die *Mucores septici*. 21) *Spumaria*, *effusa, cortice exteriore rigido, dilabente* (2.). Hierunter eine Michelische *Mucilago*. 22) *Diderma*, *subrotundum laeve, peridium duplex, columella magna* (11.). Kleine Arten von Staubschwämmchen. 23) *Physarum*. *Peridium simplex, subfarinaceum, inaequaliter rumpens, fila adnata latentia* (16.). Theils mit, theils ohne, Stiel. Diese und die beiden vorhergehenden Gattungen scheinen nicht sicher genug von einander abzuweichen. Die Charaktere scheinen zu graduell und schwankend. Auch fühlte der Vf. bey der weitern Bestimmung, dass bey der von ihm gemachten Anwendung des Ausdrucks *Peridium* noch keine Harmonie statt finde. 24) *Trichia*. *Peridium glabrum, inaequaliter rumpens, capillitium, elastice se expandens* (11.). Birnförmige, rundliche, oder wurmförmig verlängerte Arten. *Lycoperdon vesparium, favogineum, lumbricale*. 25) *Arcyria*. *Peridium ad dimidium evanescens, capillitium ovatum* (5.). Auch hier eine Mittelart zwischen dieser und der Gattung *Physarum*. 26) *Stemonitis*. *Capillitium stylum ambiens* (5.). Die Saamenwolle bildet theils rundliche, theils verlängerte Körper. Offenbar der vorigen Gattung nahe verwandt. 27) *Cribraria*. *Capillitium reticulatum, pulverem includens* (11.). *Mucor cancellatus Batsch Elench.* *Sphaerocarpus trichioides Bulliard*. und die übrigen von Schrader beschriebenen. Die Saamenhülle verschwindet ganz oder zur Hälfte. — Zweyte Unterordnung (der dritten Ordnung): *Gymnospermi*, *pulvere nudo s. filis non reticulato*. 28) *Licea*. *Peridium solitarium, subrotundum* (5.). *Didymium parietinum* Schrader, andre *Liceae* desselben Vfs., und *Trichia gymnosperma Persoon observ.* 29) *Tubulina*. *Peridia tubuliformia in cespitulum connata* (2.). Eine den *Trichiis* sehr nahe stehende Gattung, die nur durch die mangelnde Saamenwolle abweicht. 30) *Mucor*. *Peridia stipitata, capituliformia, primo sub-aquosa, dein opaca, fugacia* (9.). Mit einfachen oder ästigen Stielen. Hieher auch *tocophora Mucedo*, und etliche *Hydrophorae* von Tode gerechnet. 31) *Onygena*, *Peridium stipitatum siccum persistens* (1.). Die Art schon in den *Observat.* bemerkt. Sie ist Wildenows *Lycoperdum equinum*, und auch schon von Dillen *Hist. musc.* t. 14. f. 5. B. abgebildet. Merkwürdig, dass sie nicht nur auf vermoderten Pferdehufen, sondern auch auf Ochsen- und Schafhörnern gefunden wird. Die zweyte in den *Obs.* beschriebne Art lässt der Vf. jetzt als ungewiss weg. 32) *Hecidium*. *Peridia aggregata, teretia, sub foliorum epidermide erumpentia* (19.). Nicht immer bloss auf Blättern, zuweilen auch mit an Zweigen, wie bey *Tragopogon* und *Pinus*. Sehr fein sind die so einfachen Arten unterschieden, was auch von den folgenden, noch einfachern gilt. 33) *Uredo*. *Peridium nullum. Sporulae rotundae uniformes* (30.). Nach der gelben (*Rubigo*), bräunlichen und schwärzlichen (*Nigredo*), weissen Farbe des Staubes (*Albugo*), unterschieden, wozu noch eine Abtheilung (*Ustilago*) kommt, in welcher das Pulver dunkelfarbig ist, und sich an Fructificationstheilen, wie an Saamen von grasartigen Gewächsen, dem Kelchboden von *Tragopogon*, und den Staubbeuteln von *Silene* und *saponaria* befindet. 34) *Puccinia*. *Peridium nullum. Sporulae septulis distinctae caudatae* (11.). Zarte Schwämme, meist auf Blättern; *P. Juniperi* auf Zweigen. 35) *Trichoderma*, *denudatum, pulvis tegmine villoso cinctus* (9.). Hieher auch die Todischen *Pyrenia*, auch eine Bulliardsche *Reticularia*, die übrigen vom Vf. 36) *Conoplea*, *fila compacta, pulvere manifesto interspersa* (4.). Bloss vom Vf. angezeigt, noch nirgend abgebildet. *Dematium sphaericum Pers. observ.* ist auch dazu gezogen. 37) *Pyrenium* (1.). Eine nur von Tode entlehnte und zweifelhafte Gattung; die Art *Pyrenium terrestre Tode fung. Meklenb.* I. t. 6. f. 50. — Die dritte Unterordnung: *Sarcospermi*, *fructibus luculentis carnosis*, besteht bloss aus einer Gattung. 38) *Cyathus*. *Receptaculum infundibuliforme, fructibus lentiformibus repletum* (7.).

Die II. Classe: *Gymnocarpi*, *fungi carnosi semina (parva) in receptaculo (Hymenio) aperto gerentes*. Die (erste, oder in fortlaufender Reihe) vierte Ordnung: *Lisothecii*. *Membrana fructificans s. hymenium in laticem (gelatinam) demum solutum*. 39) *Clathrus*. *Pileus (acaulis) ramis anastomosantibus* per-

pertusus (2.). Diese Gattung scheint noch Berichtigung zu bedürfen. 40) *Phallus. Pileus cellulis reticulatus, aut tuberculatus* (6.) Sämmtlich gestickte Arten. — Fünfte Ordnung: *Hymenothecii. Hymenium membranaceum indissolubile, sporulis pulverulentum.* Die zahlreichste Ordnung von allen, da sie die huthtragenden und keulenförmigen Schwämme enthält. Sie ist noch in mehrere Unterordnungen gebracht, die die schon bekannten grossen Gattungen bestimmen, aber hier selbst noch Vereinigungen von Gattungen vorstellen. † *Agaricoidei, hymenio lamelloso, aut venoso.* 41) *Amanita, stipes basi volvatus* (6.). Die Eyer- und Fliegenschwämme. 42) *Agaricus, evolvatus s. volva nulla* (447.). Die grosse Anzahl der Arten machte Abtheilungen nöthig. [1] *Lepiota, stipes annulatus, lamellae exsuccae s. arescentes, nec nebulosae v. fuliginosae* (1—29.). Hierunter *A. procerus* (*antiquatus*), *subantiquatus, granulosus.* [2] *Cortinaria, annulus in fila arachnoidea solutus* (30—82.). *A. violaceus, croceus, gomphus* u. s. w. [3] *Gymnopus, pileus carnosus, convexus, stipes nudus* (83—220.). Hierunter *A. lateritius, obesus, elatus, nebularis, pullus, limacinus, plateus, nitens, chrysodon, Amanitae.* [4] *Mycena, pileus membranaceus, convexus, striatus, stipes nudus* (*fistulosus*) (221—259.). *Ag. alliaceus, hypnorum, tenellus.* [5] *Caprinus, pileus membranaceus aut subcarnosus, cum lamellis deliquescens* (260 bis 300.). Die Ruſs- oder Miſtſchwämme, theils vollkommne, fast ganz zerfliessende, *A. narcoticus, papillatus*; theils minder vollkommne, wie *A. semiglobatus, titubans, ciliaris.* [6] *Pratella, pileus carnosus subdeliquescens, lamellae nebulosae, s. variegatae, aut sub-aquosae, molles* (301—324.). *Ag. campestris, aeruginosus, fascicularis.* [7] *Lactifluus, pileus et lamellae lactescentes* (325—341.). Die süssen oder unschmackhaften und gepfefferten Milchschwämme. [8] *Russula, lamellae longitudine aequales* (342—365.). Die *Agarici integri.* [9] *Omphalia, pileus excavatus orbicularis, stylus centralis* (366 bis 415.). Theils grosse und starke Arten, wie *A. involutus, cervinus, fragilis, virgineus*, theils zarte, wie *A. sacharinus, squamula, campanella, ericetorum.* [10] *Pleuropus, pileus integer, plerisque dimidiatus, stipes lateralis aut nullus* (416—447.). Die Schief- und Halbschwämme unter den *Agaricis*, jedoch nach dem Vf. mit Ausschluss seiner 44sten Gattung. Daedalea 43. (im Haupttext ist von hier an falsch numerirt, mit 42, welche Zahl der vorigen Gattung gehört; in der Gattungstabelle am Eingang laufen die Zahlen richtig fort.) *Merulius, lamellae venosae tumidulae* (*superficiales*) (25.). Die Aderschwämme oder Pfifferlinge, die noch in drey Abtheilungen gebracht sind: *Cantharellus, pileus manifestus, stipitatus, aut dimidiatus acaulis; Serpula, resupinata effusa, superne venoso-reticulata; Gomphus, clavaeformis.* Die zweyte Abtheilung ist doch wohl mehr eine Folge des örtlichen Wuchses, und die letztere dürfte sich durch Uebergänge in die erstere verlieren. — †† *Boletoidei. Hymenium in tubos varios prominens.* 44) *Daedalea, pileus suberosus, subtus sinubus oblongis sub-poriformibus reticulatus* (5.). Einige Halbschwämme, wie *Agar. quercinus.* Sie scheinen doch sehr nahe mit den Blätterschwämmen verwandt zu seyn, und machen gleichsam eine Mittelgattung zwischen den *Agaricoideis* und *Boletoideis.* 45) *Boletus, pileus manifestus, tubi teretes, integri* (93.). Die Unterabtheilungen: A. *Suilli, pileo pulvinato carnoso, a tubis elongatis facile se disjungente:* B. (ohne allgemeine Benennung) *Pileo carnoso, coriaceo, utplurimum sub-suberoso, tubis sub-brevibus, cum pilei substantia connexis* (*Bol. arcularius, lucidus, adustus, suaveolens, igniarius, versicolor*); C. *Poria, resupinata, effusa s. superne porosa* (*Bol. destructor, medulla panis*); D. *Polyporus, fungus ramoso-lobatus undique porosus* (*Bol. ramosus Bulliard.*); E. *Fistulina, tubis inter se liberis* (*Bol. hepaticus*). ††† *Hydnoidei. Hymenium in aculeos aut dentes prominens.* 46) *Sistotrema, hymenium primo porosum, demum in dentes compressos lacerum* (12.). Theils gestielt, theils mit halbiertem Huthe, theils, wie *Serpula* und *Poria*, mit der rechten Seite aufwärts gekehrt, und als Ueberzug ausgegossen. Letztere Abtheilung nennt der Vf. *Xylodon.* 47) *Hydnum, aculei integri, teretes, pileus manifestus* (26.). Eigentliche Stachelschwämme mit und ohne Stiel; ferner ausgebreitete mit den Stacheln aufwärts gekehrte (*odontia*), und endlich keulenartig gebildete, überall gestachelte (*Hericium*). — †††† *Gymnodermata. Hymenium laeve aut papillosum.* 48) *Thelephora, pileus, dilatatus, coriaceus, uniformis* (47). Verschiedne Unterabtheilungen: *Craterella, pileo infundibuliformi, integro* (*Helvela caryophyllea*); *Sterum, pileo dimidiato, demum horizontali* (*Elvela lilacina*); *Corticium, effusum, resupinatum* (*Auricularia corticalis Bull.* und mehrere noch unabgebildete, meist nur vom Vf. beschriebne Arten). 49) *Merisma, erectum, ramosum* (7.). Hierher die *Clavaria laciniata* und *anthocephala* Bulliard., und die *Cl. flabellaris* Batsch, die sich den *Sphaerien* sehr zu nähern scheint. ††††† *Clavaeformes, fungi carnosi, elongati, pileo cum stipite confluente.* 50) *Clavaria, clavula similaris, uniformis, stipiti continua* (62.). Sie sind theils ästig (*Ramariae*), theils einfach (eigentliche *Clavariae*): theils mit einem kopfförmigen Ende versehen (*Typhula*). 51) *Geoglossum, clavula carnosa ligulata, stipiti contigua eoque brevior* (7.). Die Verwandten der *Clavaria ophioglossoides.* — †††††† *Helvelloidei. Pileus stipitatus, membranaceus a stipite distinctus.* 52) *Spathularia, pileus membranaceus, ligulatus* (1.). Die auch als *Clavaria spathulata* und *Helvella spathulata*, aufgeführte Schwammart, deren wahre Stelle im Systeme allerdings sehr problematisch ist. 53) *Leotia, pileus capituliformis subtus stipitem tantum ambiens* (9.). Hieher die *Elvela cucullata* Batsch., *Mitruna Heyderi* Persoon, *Helvella gelatinosa* Bulliard. 54) *Helvella, pileus inflatus, utrinque deflexus* (10.). Die Schäfferische *Helvella acaulis*, von der *Pers.* die Hedwigsche

sche *octosporam rhizophoram*, wie es Rec. scheint, mit Recht ausschliesst, und die andern morchelähnlichen Schwämme, ohne gegitterten Huth. 55) *Morchella*, *pileus carnosus*, *areolis lacunosus* (8.). Die *Phalli non volvati*, *seminibus non in latia diffluentibus*. Die Abtheilung des Vfs., nach der er früher die Gattung *Phallus* davon trennte, zeigt an, dass sein System, wenigstens zum Theil, künstlich ist. Die Coprini unter den *Agaricis* hätten eben so aus der fünften Ordnung herausgehoben werden können, und *Clathrus* gehört natürlich nicht neben *Phallus*, sondern zur zweyten Ordnung. 56) *Tremella*, *substantia gelatinosa*, *forma anomala* (25.). Eine räthselhafte, und, wie es scheint, eben so aus Noth, wie vor dem *Mucor*, aufgestellte Gattung. Die Wassertremellen und die *Nostoc* sey abzusondern, und gehöre zu andern Gattungen. Die Schwämme verlieren sich hier an der Gränze in die *Algas*, so gut, wie bey der folgenden Gattung. 57) *Peziza*, *receptaculum concavum s. cupulaeforme*, *substantia tremellosa*, *ceracea*, *coriacea* (151.). Die zahlreiche Gattung theilt der Vf. noch weiter ab. *A. Tremelloideae* (1—14.), *substantia plus minusve tremellosa*, z. B. *Octospora elastica* Hedw. *Peziza cinerea* Batsch. B. *Helvelloideae* (15—49.). *Peziza leporina*, *radicata*, *crucibulum* etc. C. *Parvae*, *cupulae totae strigoso-hirtae*, *pilosae*, *tomentosae*, *aut pubescentes* (51—85.). Darunter P. *scutellata*, *virginea*, auch *Myrothecium hispidum* Tode. D. *Glabrae*, *saltem non manifeste tomentosae*, *carnoso-ceraceae*, *plurimae parvae* (86—129.). P. *bolaris*, *calycalus*, *aeruginosa*, *citrina*, *olivacea*. E. *Plus minusve coriaceae*, *siccae*, *glabrae*, *aut pulverulentae atplurimum sessiles* (130—144.). Unter diesen auch Hedwigs *Lichen atratus*. F. *Stictis*, *receptaculum siccum*, *coriaceum*, *ligno immersum* (145—147.). *Sphaerobolus rosaceus* Tode, und die in den *Obs. mycol.* unter *stictis* angezeigten. G. *Solenia*, *elongata membranacea* (148—151.). Aus Hoffmanns *Flora* bekannt, und sehr richtig hieher gebracht. Wir haben nicht nöthig, die Gattungen zum Uebermaass zu vervielfältigen, ob es gleich sehr zuträglich ist, ihre Unterabtheilungen genauer zu bestimmen. Selbst unter den vielen hier vom Vf. in seinem System aufgestellten *Generibus*, wird der Kenner immer die schon bekannten Hauptgattungen durchschimmern sehen, aber die Vorstellung wird durch die vielfachen Punkte der Bestimmung mehr befestigt. 58) *Ascobolus*. *Thecae e receptaculo cupulaeformi prominent et dissiliunt* (4.). *Peziza stercoraria* Bull., und einige schon in den *Obs. mycol.* bemerkte Arten. 59) *Helotium*. *Receptaculum stipitatum convexum*, *capituliforme* (7.). Die *Leotia acicularis* und *Fimetaria Obs. mycol.* ein *Acrospermum*, und zwey *Helotia* von Tode. 60) *Stilbum*, *mucoriforme*, *capitulum globosum*, *primo subaquosum*, *dein opacum* (16.). Die Arten von Tode, von Schrader, und dem Vf. beschrieben. 61) *Aegerita*. *Fungilli acaules*, *graniformes* (3.). Hievon abgebildet das *Sclerotium Aegerita*, oder *Aeg. candida* in Hoffmanns *Flora*. — Die sechste und letzte Ordnung des Systems. *Naematothecii*. *Fungi byssoidei*. Hier dürften sich wieder die *Fungi* und *Algae* sehr nahe begegnen, wie der Vf. selbst bemerkt. Die meisten Arten dieser Ordnung kommen an dunkeln, dumpfigen Oertern vor. 62) *Ascophora*. *Capitulum inflatum* (1.). Die Todische *A. ovalis*. 63) *Periconia*. *Capitulum farctum farinaceum* (3.). Die Todische *P. lichenoides*, eine ehemalige *Isaria*, und eine neue Art. 64) *Isaria*. *Subclavaeformis farinacea*. *albida* (9.). *Ramaria farinosa* Holmskiold., *Clavaria Puccinia* und *brachiata* Batsch, nebst andern. 65) (wir zählen der Reihe nach fort, ob gleich auch hier wieder keine Uebereinstimmung zwischen der Eingangstabelle und dem ausführlichen Systeme ist, da *Botrytis* in ersterer fehlt). *Botrytis*. *Erecta fruticulosa*, *dichotoma*. *Sporulae in racemum conglomeratae* (4.). Aus der *Dispos. fung.* und Micheli *generibus*. 66) *Monilia*. *Fila moniliformia* (12.). Theils machen sie runde Köpfe, theils gefingerte Büschel, theils sind sie stiellos, und breiten sich unbestimmt aus. Die folgenden Gattungen sind in der Form weniger bestimmt als die vorigen dieser letzten Ordnung. 67) *Dematium*. *Byssi cespitosi aut effusi*, *fila laevia* (17.). Hierher *Byssus aurea*, die aber auch auf Holzwerk wächst, und nicht wohl *Dem. petraeum* heissen kann. 68) *Erineum*. *Cespituli byssoidei*, *subgrumosi*, *foliis immersi* (7.). Ob diese Arten wirklich *cryptogama parasitica* sind, möchte Rec. noch bezweifeln. 69) *Racodium*. *Byssus subcompacta*, *pannum referens* (6.). Hieher *Byssus septica* Roth, und *Xylostroma giganteum* Tode. 70) *Himantia*. *Byssus ramosa*, *aut subradiciformis*, *villosa* (6.). Darunter *Byssus candida*. 71) *Rhizomorpha*. *Rigida*, *glabra*, *fibrae aut radiciformis* (3.). 72) *Mesenterica*. *Serpens*, *gelatinosa*, *venosa*, *venarum ramificationibus membranula iunctis* (3.). Die Todischen Arten und Vaillants *Corallofor-ma diffusa* mehr zur fünften Ordnung. Eine genaue Untersuchung dieses Systems würde der Raum nicht verstatten, und der Rec. musste sich mit wenigen Anmerkungen begnügen. Es lässt sich für die Folge hoffen, dass das System immer mehr an Einheit, und die Bestimmung der Arten an Schärfe gewinnen werde. Ein Register aller Hauptnamen der Arten und aller Synonymen, eine besondre Anzeige der zweifelhaften hier übergangnen Arten, und bey grossen Gattungen mehrere Zusammenstellungen der Arten nach verschiednen Rücksichten, würden willkommen gewesen seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 27. Januar 1802.

KIRCHENGESCHICHTE.

Giessen, b. Heyer: *Handbuch der christlichen Kirchengeschichte* von *Joh. Ernst Christian Schmidt*, ord. Prof. der Theol. *Erster Theil.* 1801. 591 S. ohne das Register und die Vorrede. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wenn ein Buch von der Art, wie das vorliegende, richtig gewürdigt werden soll: so muss man mit seiner Aufmerksamkeit nicht bloss an einzelnen *Stellen* hängen bleiben, sondern vor allen Dingen das Ganze im Auge behalten, und es besonders mit diesem Blicke über das Ganze beurtheilen. Denn es ist nichts leichter, als dass man bey einem solchen Schwall einseitiger historischen Materialien, dergleichen die erste Periode der Kirchengeschichte *von Jesus bis auf Konstantin den Grossen*, welche hier bearbeitet ist, liefert, auch wohl einmal fehlgreift, und etwas übersieht; oder auch bey den häufigen historischen Lücken, die sich ebenfalls in dieser Periode finden, besonders bey der Entstehung des Christenthums und gleich nachher, historische Vermuthungen und Hypothesen anbringt, die andern zu kühn oder zu einseitig, und eben deswegen nicht so wahrscheinlich sind. Alles dieses bringt die Natur der Sache und die verschiedene Ansicht der Menschen so mit sich, und der Vf. ist in Hinsicht solcher Vermuthungen und Hypothesen hinlänglich gerechtfertigt, wenn er sie nicht als baare historische Wahrheit vorträgt, sondern sie nur als Meynungen und Wahrscheinlichkeiten ankündigt, wovon ein jeder annehmen mag, so viel er kann und will. Das letzte ist hier geschehen; und was das Ganze dieses ersten Theils des Handbuchs betrifft; so zeichnet es sich sehr rühmlich aus; durch Studium der Quellen und eine strenge historische Kritik bey den aufzunehmenden Materialien, die vorzüglich Noth that; durch einen hellen Blick in den Ansichten von der eigentlichen Lage der Sachen; durch eine scharfsinnige Erwägung, Beurtheilung und Verbindungsgabe abweichender Nachrichten; durch eine grössere Vollständigkeit, als man bis jetzt in den Handbüchern der Kirchengeschichte gewohnt ist, so wie durch eine natürlich gute Ordnung. Alle die mannichfaltigen Angaben und Nachrichten dieser wegen des ersten Aufkommens des Christenthums und seiner ersten Gestalt so wichtigen Periode sind aufs neue kritisch erwogen und gewürdigt, theils durch eigene neue Ansichten in ein helleres Licht gesetzt, theils durch die Aufnahme der Resultate der neuesten Untersuchungen anderer berichtigt. Unterdessen hat der gelehrte Vf. bis jetzt die Namen der letztern nicht angeführt, sondern nur die Quellen, und erwartet das Urtheil anderer, ob er die ersten auch anführen soll. Nach unserer Meynung erfodert diess die Billigkeit, besonders da gleich Anfangs einige neuere Gelehrten wirklich aufgeführt sind, und das Weglassen der Namen der eigentlichen Kirchenhistoriker leicht Missdeutungen veranlassen könnte, abgesehen davon, dass mancher noch weitläuftigere Erörterungen über diesen oder jenen Punkt wünschen möchte, auf die also in einem Handbuche hinzuweisen ist. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit hat Hr. S. dem Entstehen des Christenthums, der Lehre der Gnostiker und der Patristik gewidmet. Diese Punkte sind theils am vollständigsten, theils von einer neuen Seite bearbeitet. Der ganze Vte Abschnitt, welcher von S. 385—591 geht, enthält Nachrichten von den wichtigsten Schriften dieser Periode, also Patristik. Diess scheint freylich etwas zu viel im Verhältnisse zu dem Uebrigen: allein die frühesten Apokryphen des N. T., so wie die andern frühesten Schriften der Kirche, verdienten schon längst eine neue kritische Behandlung und Würdigung, welche ihnen hier zu Theil wird, daher man auch diesen Abschnitt mit Vergnügen liest. Ueberdem ist das Bekanntere kürzer abgefertigt, als das Unbekanntere. Nur die Auszüge scheinen zweckwidrig zu seyn und zu weit zu führen; denn wenn damit in Zukunft fortgefahren werden sollte: so würde dieses schätzbare Werk zu unverhältnissmässig stark, und eben deswegen weniger allgemein werden. Also erwarten wir in Zukunft nur das Nothwendigste aus der Patristik. Die übrigen vier Abschnitte haben folgende Rubriken: I. *Geschichte der Entstehung des Christenthums* S. 1—96. II. *Geschichte der Verbreitung desselben bis auf Konstantin* S. 97—150. Hier kommen auch die Verfolgungen vor (aber nur sehr kurz), in so fern diese unstreitig mehr zur Verbreitung als zur Unterdrückung des Christenthums beygetragen haben, wie es die Natur der Sache mit sich bringt. III. *Geschichte der christlichen Religions- und Sittenlehre.* A. Allgemeine Geschichte derselben, B. Geschichte der Entstehung der katholischen Kirche. S. 151—305. IV. *Geschichte der gesellschaftlichen Verfassung und der religiösen Gebräuche bey den Christen.* S. 306—384. Vielleicht wäre es besser gewesen, das erste Jahrhundert mit seiner Geschichte ganz abzusondern, weil die Gestalt des Christenthums im zweyten und dritten Jahrhundert so ganz verschieden ist, und man dem Gedächtnisse durch diese Absonderung zu Hülfe kommen kann, damit nicht alles zu sehr in ein-

einander und durch einander läuft. Indessen ist dieser Umstand bey weitem nicht so unbequem, als der Mangel an einer genauern Chronologie, und einem Columnentitel nach jenen fünf Abschnitten. Der letzte wird zwar durch das Register einigermaßen wieder ersetzt; aber der Mangel an Chronologie bey weitem nicht durch das angehängte chronologische Verzeichnifs der Kaiser dieser Periode. Wie sehr aber eine fortlaufende genauere Chronologie dem Gedächtnisse und besonders der gehörigen Absonderung der Sachen in demselben aufhilft, ist bekannt und ausgemacht. Man hat sich in den neuesten Zeiten durch des Abts *Henke* Handbuch der Kirchengeschichte am besten davon überzeugt. Hätte der Vf. auch Bedenken getragen, sie zu häufig anzubringen: so hätte doch noch ein Mittelweg getroffen werden können, um die Chronologie genauer anzugeben, als durch die blosse Andeutung von dem Anfange, der Mitte und dem Ende eines Jahrhunderts, so wie durch einige nur sehr sparsam eingestreuete Zahlen. Da es gar nicht fehlen kann, dass dieses Buch mit der Zeit neu aufgelegt werden muss, weil es so viel Eignes und Neues in den Ansichten hat: so wünschen wir, dass Hr. *S.* alsdann auf diesen Punkt Rücksicht nehmen möge. — Jetzt wollen wir noch etwas über einzelne Stellen bemerken; um wenigstens dem gelehrten und scharfsinnigen Vf. einen Beweis zu geben, mit welcher Aufmerksamkeit wir alle seine Behauptungen betrachtet haben. Irren wir nicht: so ist Hr. *S.* zu geneigt, manche Ideen im Christenthume geradezu vom *Zoroaster* abzuleiten, statt dass sie eben so gut von orientalischen Philosophemen überhaupt abgeleitet werden können, die über den ganzen Orient verbreitet waren, und sich in dem philosophirenden Religionssysteme Zoroasters ebenfalls finden, ohne dass man gerade Persien als die einzige Quelle zu betrachten braucht. Es gab gewisse orientalische Philosopheme über Kosmogonie, Geogonie und Anthropogonie, vermittelst der Emanation oder Zeugung, die von dem einen Orientaler so, von dem andern anders benutzt und verarbeitet wurden, und eben so auch von dem Zoroaster. Daher die Aehnlichkeit mancher orientalischen Idee mit dem Systeme Zoroasters, welche ganz unabhängig vom Zoroaster selbst seyn kann, wenn nicht eine nähere historische Veranlassung zu der Annahme einer Abhängigkeit von ihm vorhanden ist, wie z. B. bey *Mani* und auch bey *Basilides*, der wenigstens eine Zeitlang in Persien gewesen seyn soll. Sonst lag der Dualismus allenthalben sehr nahe bey der Wahrnehmung des physischen Phänomens von Licht und Finsterniss, so wie des moralischen vom Guten und Bösen in der Welt. Die Zahl *sieben* war ferner im ganzen Orient heilige Zahl, und in Hinsicht der Anthropologie theilte man sich in der Meynung, ob der Mensch gleich ursprünglich als ein Product der Materie böse erschaffen, oder ob er erst zu Folge der ihm anklebenden Materie böse geworden sey? Will aber Hr. *S.* mit dem Ausdruck *Zoroastrisch* hin und wieder nichts weiter als die Aehnlichkeit mit dem Zoroastrischen Systeme ausdrücken, so stimmen wir völlig mit ein. — Ein anderer Punkt, der bey einer neuen Auflage noch eine nähere Begränzung und Entwickelung verdienen dürfte, scheint uns die Vorstellung der ältern Väter vom *Logos* zu seyn. Wenn es z. B. S. 174. wo auch der *Irenäus* erwähnt wird, heisst, man habe noch nicht daran gedacht, zu behaupten, dass der Logos von Ewigkeit vom *Vater* ausgegangen sey: so kann man diess leicht missverstehen, und auch auf den Irenäus beziehen, welcher jedoch eine Ausnahme macht, indem er, ein Schüler des Polykarp, allem Gnosticismus von Herzen gram, also auch dem Alexandrinischen in der katholischen Kirche, mit der Coexistenz auch eine ewige Zeugung des Sohnes behauptete. Diess ist um so auffallender, weil bis auf den *Origenes* kein Kirchenvater weiter diese Vorstellung hatte, und *Tertullian* selbst sich die Zeugung des Logos nicht anders dachte, als nach der alten Platonisirenden Vorstellungsart, wie wir sie schon beym *Justin* finden. Hiernach wird das noch eine nähere Bestimmung leiden, was der Vf. S. 283. und 284. vom Tertullian sagt. Seine Vorstellung kann nicht weiter mit der des *Athanasius* verglichen werden, als dass er schon drey *Personen* annimmt, so wie Athanasius drey Hypostasen: allein das Charakteristische in der Vorstellungsart des Athanasius, wodurch sich sein philosophischer Kopf über alle seine Vorgänger erhebt, besteht darin, dass er die *ewige Zeugung aus dem Wesen* des Vaters als einen innern *nothwendigen Act* des göttlichen Wesens darstellte, und die so erzeugte *Hypostase* des Sohns in der *Substanz* des Vaters gleich ewig mit dem Vater coexistiren liess. — Daher kann man nun aber ferner nicht wohl sagen, dass sich *Dionysius* von Rom der Vorstellung des Tertullian genähert habe; S. 288. denn er warf die alte Platonisirende Vorstellung vom Logos so weit weg, als wenn er sie kaum gekannt hätte. — Ferner wünschten wir, dass sich der Vf. über manche Sache nicht zu kurz ausgedrückt hätte, besonders wenn dadurch Thatsachen zurückgeblieben sind, die einen grossen Einfluss auf die folgenden Erscheinungen hatten. Wenn z. B. auch die Diocletianische Verfolgung, und was damit in Verbindung steht, nicht umständlicher erzählt werden konnte, als es hier geschehen ist: so hätte doch wohl das Leben des Prinzen Konstantin am Hofe Diocletians sammt seiner Flucht, S. 138. wenigstens mit einigen Worten angedeutet werden müssen, weil diese Umstände als entscheidend für seine künftigen Plane und Schicksale zu betrachten sind. Die Geschichte mehrerer gleichzeitigen Augusten und Cäsarn, die noch dazu schnell wechseln, ist zwar sehr verwirrt: allein eben deswegen dürfte eine etwas weitere geschichtliche Auseinandersetzung dieses Zeitraums nicht überflüssig gewesen seyn. Eben so haben wir eine geschichtliche Entwickelung der *disciplina arcani* nicht bemerkt. Vielleicht ist es selbst Zufall, dass dieser Punkt übersehen worden ist, welches bey einer solchen Masse von Materialien, als diese Periode enthält, nur gar zu leicht geschehen kann. — End-

Endlich möchten wir die Stelle des Papias S. 389, daſs ein jeder das hebräiſche Evangelium ſo gut er konnte, überſetzt habe, nicht ſo verſtehen, als wenn damals ſchon mehrere Ueberſetzungen davon als Manuſcript exiſtirt hätten, ſondern nur ſo, daſs es ein jeder für ſeinen mündlichen Privatgebrauch ſo gut er konnte überſetzte. Dieſen Sinn halten wir für wahrſcheinlicher. — Uebrigens freuen wir uns, daſs manche der früheſten chriſtlichen Documente durch Hn. S. wieder zu Ehren gebracht ſind, wie ſie es verdienten. Der kritiſche Skepticismus, den der ſel. Semler überall blicken lieſs, mochte ſeinen guten Nutzen haben, um Vorſichtigkeit zu bewirken: allein ſein Verdacht der Unächtheit gieng offenbar zu weit, und verbreitete ſich noch zuletzt ſogar über die Briefe des *Plinius* von den Chriſten. In dem vorliegenden Werke des Hn. S. iſt dagegen wieder gehörig auf den rechten Weg eingelenket, und eine *Gränzlinie gezogen* zwiſchen gänzlicher Unächtheit und *partieller* Unächtheit oder Interpolation. Dieſs iſt die wahre kritiſche Anſicht, und darnach kann man ſelbſt das berichtigte Zeugniſs des *Joſephus* von Jeſu zum Theil für ächt halten. — Einige Provinzialismen dürfen in Zukunft zu vermeiden ſeyn, wie z. B. *rufte* ſt. rief, *fort und fort* ſt. immer mehr oder weiter, *trotz des* ſt. trotz dem u. ſ. w.

Berlin, b. Unger: *Reiſe von Amſterdam über Madrid und Cadiz nach Genua in den Jahren 1797 und 1798.* Von *Chriſtian Auguſt Fiſcher.* Nebſt einem Anhange über Reiſen in Spanien. 2te vermehrte Auflage. 1801. XXII. u. 534 S. 8. (2 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 406.)

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Feſttags-Epiſteln.* Von D. *Joh. Wilh. Rau.* 2ter Band 2te Abth. Zweyte, veränderte, hie und da umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1801. 13 Bogen. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. Nr. 89.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. 1) *Utrecht*, b. Ten Boſch: *Brief-Wiſſeling over de Godheid van den heiligen Geeſt, gehouden tuſſchen den Hooggel. Heer J. Heringa, Eliza's Zoon, Prof. in de Uitlegkunde van het N. Teſtam. te Utrecht, en den Welerwaardigen Heere C. van Herwerden, Evangeliedienaar in de Gemeente te Amerongen.* Zweede Druk. 1800. 22 S. gr. 8.

2) *Amſterdam*, b. van Vliet, Swalm: *Gedachten over het gehouden Gedrag van den Weleerw. Heer C. van Herwerden, Predikant te Amerongen, omtrend den Hoog Eerw. Hooggel. Heer J. Heringa, Eliza's Zoon, door Kuriakeſilos.* 16 S. gr. 8.

3) *Utrecht*, b. Ten Boſch: *Aan den Schryver der Gedachten over het gehouden Gedrag van C. van Herwerden omtrend de Brief-Wiſſeling met J. Heringa, zich noemende Kuriakeſilos.* 1801. 16 S. gr. 8.

4) *Amſterdam*, b. Kroe, van Vliet: *Schetſen over de VIII en XX Afdeeling van den Heijdelbergſchen Catechismus door den Hooggel. Heer J. Heringa. Dienende tot nadere opheldering wegens de gehoudene Briefwiſſeling over de Godheid van den H. Geeſt tuſſchen gemelde Hoogleeraar en C. van Herwerden.* 26 S. gr. 8.

5) *Leyden*, b. Herdingh: *Heeft Profeſſor Heringa reeds genoeg gezegd?* 15 S. gr. 8.

Dieſe Schriften betreffen eine theologiſche Streitigkeit, die neuerlich viel Aufſehen in Holland gemacht hat. Manchem wird es doch intereſſant ſeyn, wenn er mit der Sache näher bekannt wird. So unbedeutend die Streitigkeit an ſich ſelbſt iſt: ſo kann ſie doch zu mancherley nicht ganz unfruchtbaren Bemerkungen Anlaſs geben. Der Hr. Prof. *Heringa* zu Utrecht hatte mit ſeinem ehemaligen Schüler dem Prediger *van Herwerden* eine Privatunterredung. In dem freundſchaftlichen Geſpräch kam man auch auf die Trinitätslehre und insbeſondere auf die Lehre vom heiligen Geiſt. Heringa äuſserte darüber ſeine Gedanken und nach einiger Zeit entſtand darüber ein Geſpräch in dem Publicum, welches dem Prof. Heringa nicht gleichgültig ſeyn konnte. Da er deswegen ſelbſt verſchiedentlich gefragt wurde, und ſich des Geſprächs acht Monaten vorher nicht recht mehr erinnerte, ſchrieb er an den Pred. van Herwerden, woraus der Briefwechſel entſtand, der in der erſten Schrift enthalten iſt. Heringa bat in ſeinem erſten Brief ganz freundſchaftlich, ihm dasjenige mitzutheilen, was Herwerden ſich von dem Geſpräch erinnere, und was er andern davon geſagt habe, damit die Sache der Wahrheit gemäſs könne dargelegt und den Lügen geſteuert werden. Van Herwerden antwortete nun, das Geſpräch, deſſen er ſich noch wohl erinnere, ſey folgendes geweſen: Heringa fragte den van Herwerden, ob er auch ſeine Dictaten über die achte Abtheilung des Heidelbergiſchen Katechismus habe, und ob er dieſen gefolgt ſey. Der Prediger antwortete, er habe zwar den dictirten Entwurf, es kämen aber darin Dinge vor, die ſich in den Mund eines Predigers nicht ſchickten und leicht Aergerniſs geben könnten; er bezweifle einiges, wie ſich Heringa über Perſon, Weſen, Dreyeinheit u. ſ. w. ausgedrückt habe, und glaube, daſs er ſich dieſer Ausdrücke nicht bedienen dürfe. Van Herwerden erzählt weiter: er habe den Einwurf gemacht, wenn er jene Ausdrücke weglaſſen wolle, und ein Katechiſant ihn fragte, man lehre ihn, der Vater ſey Gott, der Sohn ſey Gott, und der heilige Geiſt ſey Gott, und doch ſage man, es ſey nur ein Gott, was alsdann zu antworten ſey? Heringa habe erwiedert, er ſolle alsdann nur ſagen, halte dich an die Bibel. Als van Herwerden weiter fragte: wenn aber nun jemand ſagte, die Bibel ſey doch Gottes Wort, es könne alſo doch kein Widerſpruch darin ſtatt haben; aber dreymal eins ſeyen doch drey und nicht eins, habe Heringa erwiedert, man müſſe alsdann entweder mit Athanaſius ſagen: unterwirf deinen Verſtand dem Gehorſam des Glaubens, oder du kannſt auch ſelig werden, wenn du gleich nicht an die Gottheit des heiligen Geiſtes glaubſt. Darauf habe nun van Herwerden geſagt, die Bibel, die man für das Wort Gottes halte, lehre aber, der heilige Geiſt ſey Gott, und dieſe Bibel ſey doch zur Beförderung unſeres Glücks gegeben. Alles, was darin gelehrt werde, ſtehe deswegen in der genauſten Verbindung mit unſerm Glück, folglich auch dieſe darin enthaltene Lehre; Heringa habe darauf gefragt, lehrt uns denn die Bibel, daſs der heilige Geiſt Gott iſt, und welches ſind die Beweiſe? Da nun der Prediger die vornehmſten davon anführte, ſo ha-

be

be Heringa geantwortet: Lesen Sie doch die Bibel, die Lehre des A. Test., die Lehre Johannes des Täufers und Jesu und seiner Apostel; Sie werden alsdann auf andere Gedanken kommen; ich, habe er hinzugesetzt, halte mich an die Bibel und erkenne, das ist das ewige Leben, dass sie dich kennen, den einigen wahren Gott, und Jesum Christum, den du gesandt hast. Da Heringa ferner sagte, seine Katechisanten seyen keine Trinitarier, so habe er auf die Frage, was sind sie denn? geantwortet, das sage ich nicht. Heringa habe den Prediger nun noch einmal ermahnet, die Sache ferner zu untersuchen, und ihm alsdann seine Gedanken mitzutheilen. Van Herwerden erklärt, er habe keinen Gebrauch von diesem Anerbieten gemacht, und er bleibe bey dem Glauben, dass der heilige Geist Gott sey. Zugleich bemerkt er noch, er habe den Inhalt dieses Gesprächs einem guten Freund erzählt, aber nicht um die Sache ruchtbar zu machen; doch sey dieses geschehen. Nachher sey er selbst darnach gefragt worden, und nun habe er gesagt, wie sich die Sache verhalte, welches er auch habe thun können, da er von Heringa nicht sey ersucht worden, dieses zu verschweigen. Heringa antwortet auf diesen Brief, die Antwort von Herwerden habe ihn betrübt, und er wisse nicht, was er davon denken solle; er erinnere sich, dass das Gespräch in mehr als einer Rücksicht ganz anders gewesen sey, und müsse deswegen auch der Erzählung widersprechen. Er sey sich besserer Gedanken von dem Geheimnisse des Vaters, Sohns und heiligen Geistes bewusst, als van Herwerden ihm beylege; das, was er ihm und andern über diesen und andere Lehrpunkte gesagt habe, könne man auf den Dächern predigen. Der Prediger antwortet nun in dem 4ten Brief, er erinnere sich deutlich des Gesprächs, und lasse sich nicht irre machen; er sey bereit, es durch einen Eid zu bestätigen, dass die Erzählung des Gesprächs nicht lügenhaft, sondern Wahrheit sey. Zugleich bemerkt er, dass er die Briefe von Heringa und die seinigen auch andere lesen lasse, damit jeder sehe, er sey kein Lügner oder Lästerer. Heringa antwortet darauf im 5ten Briefe, beklagt sich über die Behandlung, bezeuget vor Gott, dass er sich des Gesprächs ganz anders erinnere; aber dennoch wolle er ihn für keinen Lügner oder Lästerer erklären. Van Herwerden habe ihn wahrscheinlich nicht begriffen, sondern unrichtig verstanden; er schaudere aber, wenn er bedenke, dass ein Prediger sich erbiete, die Sache durch einen Eid zu bekräftigen. Er ermahnt ihn daher, nicht so leichtsinnig damit zu seyn, um sich nicht durch jugendlichen Eifer zu etwas verleiten zu lassen, was er nachher bereuen könne. Zuletzt ersucht er als ehemaliger Lehrer und als Freund, den Brief aufzubewahren und nach Heringas Tod noch einmal zu lesen. Van Herwerden bleibt in seinem letzten Brief dabey, er habe die Wahrheit gesagt, und schreibt bitter und beleidigend.

Der Vf. der zweyten Schrift sucht darauf aufmerksam zu machen, dass das Betragen des Prediger van Herwerden einen schlechten Grund habe. Er stellt sich die Sache so vor: van Herwerden habe seinen ehemaligen Lehrer um Rath gefragt, wie man sich gegen einen unstudierten Menschen zu betragen habe, der an der Dreyeinheit und insbesondere an der Gottheit des heiligen Geistes zweifele; Heringa, der nichts Schlimmes geargwohnt habe, habe unbefangen und im vertraulichen Ton darüber geredet und ihn zu belehren gesucht, wie er mit einem unerfahrnen Mann ohne alle dogmatische Spitzfindigkeiten über die Sache sprechen müsse. Er meynt, es könne wohl möglich gewesen seyn, dass Heringa auch die Stelle Apostg. 19, 2. angeführt, und darauf aufmerksam gemacht habe, dass schon in den ersten Zeiten Christen gewesen seyen, die es selbst gestanden, dass sie von dem heiligen Geist noch nichts gehört hätten. Er bemerkt ferner, Heringa habe ganz unbefangen und freundschaftlich den Briefwechsel angefangen; dieses würde er nicht gethan haben, wenn er nicht gewusst hätte, dass seine Gedanken das Licht vertragen konnten. Dabey glaubt er, Heringa, als ein bekannter rechtschaffener und verdienstvoller Mann, verdiene doch mehr Glauben, als der junge Prediger, der sich überhaupt schlecht hier betragen und den guten Namen des Heringa insgeheim zu untergraben gesucht habe. Auch macht der Vf. noch auf den Unterschied des Stils in den gewechselten Briefen aufmerksam. Die Briefe von Heringa athmen den Geist Johannes; Sanftmuth, Christussinn und Salbung charakterisiren sie. Ganz anders ist aber der Stil des Predigers. Der Vf. sagt, der Gedanke habe sich ihm bey dem Lesen aufgedrungen: Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein; und wer sagt, dass er Gott liebet und seinen Bruder hasset, der ist ein *Lügner*.

Die dritte Schrift ist gegen die vorhergehende gerichtet, und beschuldigt den Vf. derselben, dass er *partheyisch sey*. Der Pred. van Herwerden wird auch dadurch vertheidigt, dass Heringa den Briefwechsel angefangen habe. Der Unterschied der Jahre und des Rangs könne hier nicht in Betracht kommen. So lange Heringa die gemachte Beschuldigung nicht durch ein deutliches, öffentliches und bestimmtes Bekenntniss von der Gottheit des heiligen Geistes, entkräfte, so lange könne man nichts nachtheiliges von dem Charakter des Predigers behaupten; auch durch ein solches bestimmtes Bekenntniss könne die Erzählung von dem unter vier Augen gehaltenen Gespräche noch nicht zur Lüge gemacht werden. Der Vf. nimmt auch Rücksicht auf die Anwendung, *die von* der Stelle Apostg. 19, 2. in der vorhergehenden Schrift gemacht wird. Die Frage, sagt er, war nicht, ob jene Christen glauben, dass ein heiliger Geist sey, *sondern ob sie den* heiligen Geist empfangen hätten? Jene Jünger wussten wohl, dass ein heiliger Geist sey, wovon sie schon durch den *Glauben* das sichere Bewusstseyn hatten; da aber *Paulus untersuchte*, ob sie auch die ausserordentlichen Gaben des Geistes empfangen hätten: so antworteten sie auf diese Art und konnten nicht anders antworten, weil sie die Wundergaben nicht kannten und derselben noch vielweniger *waren theilhaftig* worden. Von der Behauptung, dass *ein Mensch könne selig* werden, wenn er auch nicht an den *heiligen Geist glaube*, wird gesagt, es sey dieses ganz gegen den Lehrbegriff der Reformirten, den man unverfälscht lassen müsse u. s. w.

Der Herausgeber der vierten Schrift bemerkt in der Vorrede, er habe die von Heringa dictirten Entwürfe über die 8te Abtheilung des Heidelbergischen Katechismus, deren in dem Briefwechsel selbst gedacht werde, und über die 20ste Abtheilung, die von der Gottheit des heiligen Geistes handle, deswegen abdrucken lassen, um die Leser in den Stand zu setzen, über die Sache, und besonders über die Denkart des Prof. Heringa genauer urtheilen zu können. Diese Entwürfe sind auch allerdings dazu brauchbar. Man siehet deutlich daraus, dass die Beschuldigungen des Prediger van Herwerden nicht ganz mit den Aeusserungen in diesen Entwürfen zusammenstimmen. Heringa dringt mit Recht darauf, dass manches nicht in den populären Unterricht gehöre, und zeigt, wie man solchen Lehrsätzen eine praktische Wendung geben müsse.

Der Vf. der letzten Schrift sucht etwas dazu beyzutragen, dass die Streitigkeit beygelegt und unterdrückt werde. Da viele der Meinung waren und dieses auch öffentlich äusserten, Heringa sey verpflichtet, öffentlich aufzutreten und sich gegen diese Beschuldigungen ordentlich zu vertheidigen, so sucht der Vf. zu zeigen, dass man dieses nicht verlangen könne, und dass Heringa bereits in seinen Briefen genug gesagt habe.

Wir hoffen, dass diese Streitigkeit keine unangenehme und nachtheilige Folgen haben werde, und wünschen, dass der Prof. Heringa ruhig seinen Gang fortgehen möge. So viel siehet man aus allem, dass der Prediger van Herwerden nicht gehandelt hat, wie er hätte handeln sollen. Er hat wohl sicherlich das, was Heringa gesagt hat, missverstanden und unrichtig aufgefasst, und sich zugleich durch unzeitigen Eifer hinreissen lassen. Aber man muss auch mit den Schwachen Geduld haben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 28. Januar 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Sander: *Das merkwürdigste Jahr meines Lebens* von *August von Kotzebue. Erster Theil.* 1801. 410 S. *Zweyter Theil.* 383 S. 8. mit zwey Kupfern.

Die lebhafteste Neugierde hat diesem Buche schon, ehe es erschien, seinen Weg gebahnt, und es hat seinen Umlauf in der deutschen Lesewelt so schnell gemacht, dass jede Anzeige von ihm, als einer Neuigkeit, zu spät kommen musste.

Wie bekannt wurde der Vf. im April 1800 auf seiner Reise nach Russland ungeachtet eines Kaiserl. Passes auf der Preussisch-Russischen Gränze in Polangen angehalten, und nachdem ihm seine sämmtlichen Papiere abgenommen worden, in Mietau von seiner Familie getrennt, und nach Sibirien geschickt; wo er eine Zeitlang in Tobolsk blieb, nachher aber in Kurgan sich aufhalten musste. Diess unverdiente Unglück erregte gleich damals in Deutschland eine allgemeine Theilnahme. Viele glaubten indess schon damals, dass Hr. v. K. bald aus seiner Verbannung würde zurückberufen werden, da man aus andern Thatsachen wusste, wie leicht Kaiser Paul I. übereilte Befehle zu widerrufen pflege. Diese Ahndung traf auch glücklich ein, und glücklicher für den Gekränkten als man hoffen durfte. Bereits am 7ten Julius erhielt er zu Kurgan in Sibirien die frohe Nachricht, dass ihn der Kaiser nach Petersburg berufe. Bald nach seiner Ankunft daselbst schenkte ihm der Kaiser, um das ihm zugefügte Unrecht gut zu machen, das Krongut Worroküll in Liefland, mit einem jährlichen Ertrage von 4000 Rubeln, ernannte ihn zum Director der deutschen Hoffschauspieler-Gesellschaft mit dem Charakter eines Hofraths und 2000 Rubeln Gehalt, und trug ihm bald darauf das Geschäft auf, den von ihm erbauten Michailowschen Palast zu beschreiben, wobey er ihm Nicolai's Beschreibung von Berlin und Potsdam als Muster empfahl, mit dem Wunsche, dass er seinen Gegenstand gerade so, nur *wo möglich noch etwas weitläufiger* behandeln möchte. Hr. v. K. brauchte diese Arbeit, da er sah, dass ihm der Kaiser die Direction des Theaters nicht abnehmen würde, zum Vorwande, sich wenigstens einen Gehülfen dabey zu erbitten, auf dessen Schultern er die drückendste Last wälzen könnte; und es glückte ihm auch, dass ihm zu diesem Behufe einer seiner Freunde als Regisseur mit 1500 Rubeln Gehalt bestellt wurde. Nach Kaiser Pauls Tode suchte er bey dem jetzigen Monarchen auf den Fall, dass das deutsche Theater zu verbessern, nicht eine grössere Summe aufgewandt werden könnte, um seine Entlassung an, die er auch, da seine Vorschläge zu kostspielig gefunden wurden, in den gnädigsten Ausdrücken erhielt, wobey ihm der Titel eines Collegienraths mit einer lebenslänglichen Pension ertheilet wurde.

Was nun den Inhalt dieses Werks betrifft, so enthält es eine Menge interessanter Vorfälle, derentwegen wohl niemand von der Lectüre desselben ohne Vergnügen zurückkehren kann. Wir wollen hier nur einiges berühren, das mit der Literatur in näherer Verbindung steht. Zur Geschichte der Celebrität, die dem Vf. seine Schauspiele verschafft haben, gehört, dass seine Stücke in Tobolsk gespielt wurden; dass man in Nischnei Nowogorod seine Schauspiele las, und ihn als den Vf. auf seiner Rückreise sehr gastfrey bewirthete; endlich, dass eine Russische Uebersetzung seines Stücks: der *Leibkutscher Peters III.* den Kaiser Paul zuerst auf den Gedanken brachte, ihn aus seiner Verbannung zurückzuberufen. Ein junger Russe Krasnopolski war der Uebersetzer; man rieth ihm zwar, des Vfs. Namen auf dem Titel wegzulassen; er dachte aber so edel, diesen Rath nicht zu befolgen, und schickte das übersetzte Stück mit der Post an den Kaiser. Noch einen sonderbaren Umstand, der hierher gehört, müssen wir doch beybringen, den der Vf. entweder selbst nicht erfahren, oder anzuführen vergessen hat. Auf dem Gute Stockmannshof, wo Hr. v. K. des Abends in der traurigsten Gestalt als ein irrender Flüchtling ankam, sollte Tages darauf sein Stück: *die Versöhnung*, aufgeführt werden, und die drey gutherzigen Mädchen, bey denen er zuerst eintrat, waren eben mit der Probe ihrer Rollen fertig geworden, als der Verfasser, den sie nirgend anders als in Deutschland vermuthen konnten, in tiefer Nacht an ihr Fenster klopfte. — Lustig ist die Geschichte von dem sonderbaren Zeitungsartikel in der Petersburger Hofzeitung, das Turnier des Kaiser Pauls, das er mit andern Potentaten halten zu wollen vorgab, betreffend. Der Kaiser hatte den Aufsatz Französisch gemacht, und trug dem Hn. v. K. auf, ihn zu übersetzen: so übersetzt kam er denn, wie bekannt, in die Petersburger Hofzeitung, und aus dieser in mehrere deutsche Zeitungen. Zwey Tage darauf schenkte er ihm eine Dose mit Brillanten besetzt, zweytausend Rubel am Werth. „Nie ist wohl, setzt der Vf. hinzu, die wörtliche Uebersetzung von zwanzig Zeilen besser bezahlt worden.“ Allerdings, man muss aber, um es begreiflich zu finden, voraussetzen,

setzen, dafs der Kaiser dieses Geschenk nur als eine Zugabe zur Genugthuung für das dem Beschenkten zugefügte Ungemach ansah. Von der Censurbedrückung, die auch bey dem Theater herrschte, erzählt Hr. *v. K.* S. 145. erstaunliche Beyspiele. Das Wort *Republik* durfte in seiner Octavia nicht genannt werden; statt: *Wehe meinem Vaterlande*, mufste gesetzt werden: *meinem Lande;* denn es war durch einen Ukas den Russen untersagt worden, sich des Worts *Vaterland* zu bedienen.

Der anziehende Inhalt der Geschichte scheint dem Vf. hinlänglich gewesen zu seyn, sich für die etwas vernachlässigte Form entschuldigt zu halten. Im ersten Theile ist die Erzählung ein förmliches Tagebuch, wie er es in Sibirien niedergeschrieben. Hier mufste also manches Urtheil vorkommen, was er weiterhin zurücknimmt, die Erzählung mufste auch weitschweifiger werden, als sie, für das Publicum bestimmt, hätte seyn sollen. In Beurtheilung der vorkommenden Personen hört man mit Vergnügen den Vf. so viele edelmüthige Menschen dankbar rühmen, die an seinem Schicksale thätigen und liebevollen Antheil nahmen; dagegen thut es eine unangenehme Wirkung auf den Leser, dafs er auf den armen *Schtschekatichin*, der ihn nach Sibirien deportiren mufste, überall so bitter loszieht; da er doch des Kaisers Befehle befolgen mufste, und selbst seine Flucht, die dem armen Manne leicht das gröfste Unglück hätte zuziehen können, wenn er ihn nicht wieder bekam, ihm nicht auf der weiten Reise entgelten liefs. Noch mehr fällt die Beschwerde auf, die er gegen einen Mann in dem Hause des Hn. Kammerherrn *v. Beyer* auf Stockmanshof, den er Prostenius nennt (er hiefs aber eigentlich Brescius) deswegen führt, dafs dieser sich seinem Antrage an Hn. v. B. ihn zu verbergen, und auf eins seiner entfernten Güter zu schicken, kräftig widersetzte. Es war dem Vf. in dieser unglücklichen Lage zwar nicht zu verdenken, dafs er einen solchen Antrag zu seiner Rettung versuchte. Aber Hr. v. Beyer hätte ja durch diese den Befehlen des Kaisers schnurstracks zuwiderlaufende Verbergung und Entführung eines Verbannten, sich und seine Familie leicht weit unglücklicher machen können, als der Verbannte, nach der Behandlung, die er auf seiner Reise bisher erfahren, selbst war. Dafs nun, wenn allenfalls den Hn. v. B. Gutherzigkeit verleitet hätte, ein solches Wagestück zu unternehmen, ein Hausfreund sich dagegen setzte, war pflichtmäfsig und redlich gehandelt. Der Widerwille gegen diesen Mann fällt desto mehr auf, da der Vf. ihn nicht blofs auf der Reise nach Sibirien unterhielt, sondern auch (II. Th. S. 298.) da er auf seiner Rückreise nach Deutschland den Kammerherrn v. Beyer wiedersah, ungeachtet er von ihm erfuhr, dafs sein Begleiter nach Sibirien seine Instruction ihm wirklich vorgezeigt, und dafs es allerdings gefährlich gewesen seyn würde, sich lebhafter, als es geschah für ihn zu interessiren, dennoch hinzufetzt: „Den klugen und kühlen Herrn Prostenius versuchte Herr v. Beyer zu vertheidigen. Ich kann nicht dafür, dafs mein Gefühl allen seinen Gründen widersprach." Darf man denn aber dunkle Gefühle klaren Gründen des Verstandes entgegensetzen?

In Beurtheilung des Kaisers, der ihn unverhört nach Sibirien schickte, und nachher sein Unrecht an ihm wieder so gut machte, hat sich Hr. *v. K.*, wiewohl es fast räthlicher gewesen wäre, hier gar nicht zu urtheilen, sondern blofs zu erzählen, dennoch mit vieler Klugheit benommen. Er leitet solche Schritte aus Jachzorn, zum Theil aber aus Eingebungen boshafter Menschen, die auf den Kaiser Einflufs hatten, her; und würdigt unpartheyisch die wirklich guten Seiten seines Charakters. Nur ist nicht immer dabey die nöthige Präcision und Consequenz beobachtet. So heifst es S. 160. bey Gelegenheit der ersten Audienz, die der Vf. beym Kaiser hatte: „Welch eine Zaubergewalt steht Fürsten zu Gebote, sie heifst *Milde!*" Allerdings kann diese Milde den, welchen sie gerade trifft, so bezaubern, dafs er in dem Augenblicke vergifst, dafs es eine weit höhere und achtungswürdigere Fürstentugend giebt: *Gerechtigkeit.* Und wie soll man nach der schrecklichen Geschichte des Prediger *S.*, die Hr. *v. K.* selbst S. 255. u. f. erzählt, der auf eine blofse Angabe eines Menschen von höllischer Tücke arretirt, nach Petersburg geschleppt wurde; über den, ohne ihn weiter zu verhören, ohne ihm einen Defensor zuzulassen, der Kaiser Paul an das Justizcollegium *den Befehl* erläfst, dem Prediger *S. Leibesstrafe* zuzuerkennen, und ihn dann nach Sibirien in die Bergwerke zu schicken, welches auch wirklich unter den gräfslichsten Umständen vollzogen wird, wie soll man sich bey solchen Vorschritten den Lobspruch (S. 304.) erklären: dafs Paul nur immer das *Gute*, das *Gerechte* gewollt habe? Hier gilt schlechterdings keine Entschuldigung, wenn man nicht, wenigstens nach dem *ira furor brevis est*, eine Geistesverwirrung vorschützen will. Selbst an Friedrich dem Grofsen, der sonst so streng die Justizverwaltung aufrecht erhielt, und nie in Civil- oder Criminalsachen seinen Justizcollegien vorgriff, wird es die Geschichte ewig rügen, dafs er selbst aus Gerechtigkeitsliebe in der Geschichte des Müller Arnold sich zur Ungerechtigkeit gegen seinen Grofskanzler und das Kammergericht verleiten liefs. Wie viel lauter mufs aber die Geschichte die Ungerechtigkeit eines Monarchen anklagen, der sichs zur Maxime macht, bey Criminalfällen oder blofsen Policeyvergehungen seinem Justizhofe vor aller Untersuchung zu befehlen, wie er sprechen soll. Und traurig genug, wenn es einen Justizhof giebt, der nicht lieber gleich abdankt, als auf eine so gräfsliche Weise das Recht beugt. Solche Züge in dem Leben eines Regenten nicht mit strenger Abgemessenheit des Urtheils zu würdigen, ist sogar ungerecht gegen besser denkende Fürsten, deren es Gottlob noch so viele giebt; und wie sollte man ein zu mildes Urtheil über dergleichen Ereignisse in Pauls I. Regierung mit der Ehrfurcht gegen den jetzigen Kaiser *Alexander* reimen können, der nach ganz andern Grundsätzen zu regieren angefan-

fangen, und vor dessen Denkart, wenn er gleich Kniebeugungen verschmäht, sich doch der Geist aller Verständigen und Wohlgesinnten freywillig und ungezwungen beugt! — Bey einer nochmaligen Revision des Buchs, wozu die vermuthlich bald zu erwartende zweyte Auflage Gelegenheit geben könnte, lassen sich solche aus Flüchtigkeit übersehene Inconsequenzen, oder Unbestimmtheiten leicht vertilgen; und überhaupt würde man diesem Buche, nachdem die erste Neugierde gestillt ist, eine längere Dauer versprechen dürfen, wenn der Vf. die Begebenheiten dieses Jahres als von einer dritten Person erzählen, und dabey sich blofs an die Thatsachen halten wollte, ohne zu oft in der Beurtheilung dem Leser vorzugreifen.

Zwey Excurse müssen wir noch erwähnen, die nicht zum eigentlichen Thema des Vf. gehörten, die aber doch nach der einmal beliebten Anlage des Buchs, die ihnen hier eingeräumte Stelle wohl verdienten. Der erste ist ein Auszug aus des Vfs. *Beschreibung des Michailowschen Palastes* (II. Th. S. 182—246.) Man erstaunt, dass bey den grofsen auf diesen Palast verwandten Kosten, diese Kaiserliche Wohnung so feucht war, dass viele Zimmer dadurch fast ganz unbrauchbar wurden, und z. B. in dem Saale der historischen Gemälde, wo doch in den beiden Kaminen beständig Feuer brannte, in den Winkeln der vier Wände sich von oben bis unten Eis gesetzt hatte, das mehrere Hände breit, und wohl einen Zoll dick war. Und wem fällt nicht das Horazische *Mortalia facta peribunt* hier aufs Herz, wenn er am Ende der Beschreibung die Nachricht liefet: „Wenige Wochen nach dem Tode des Monarchen, sind die sämmtlichen transportabeln Kostbarkeiten von dort weggebracht, und in andere Paläste vertheilt worden, um sie vor der zerstörenden Feuchtigkeit zu retten. Jetzt steht das Schloss unbewohnt, und gleicht einem Mausoleum."

Der zweyte Excurs ist ein Anhang über die *Memoires secrets sur la Russie*, ein viel gelesenes, und in vielen Staaten gleich confiscirtes Werk, das unter folgendem Titel erschien:

PARIS, b. Pougens: *Memoires secrets sur la Russie, et particulièrement sur la fin du Règne de Cathèrine II. et le commencement de celui de Paul I. Donnant un tableau des moeurs de St. Petersbourg à la fin du XVIII. siecle; et contenant nombre d'anecdotes recueillies pendant un séjour de dix années. Suivies de remarques sur l'éducation des grands seigneurs, les moeurs des femmes, et la religion du peuple.* An VIII. (1800.) Tom. I. 355 S. Tom. II. 295 S. 8.

Der Vf. der durch seine Indiscretion, womit er über einen lebenden Monarchen sprach, nachdem es der Zufall gewollt hätte, sich selbst, oder einem andern, den man etwa irrig für den Vf. angesehen hätte, (denn dass es der jüngere Hr. v. *Masson* sey, wurde nicht gleich anfangs zuverlässig bekannt) leicht ein grofses Unglück hätte zuziehen können, hat diese beiden Bände in 11. *Cahiers* abgetheilt. Das erste beschreibt den Aufenthalt des jungen Königs von Schweden in St. Petersburg, und die Standhaftigkeit, womit er lieber dem Besitze einer höchstliebenswürdigen Braut entsagte, als dem Ansinnen der Kaiserin Catharina II., gegen die schwedischen Reichsgrundsätze seiner künftigen Gemalin den griechischen Religionscultus zu gestatten, nachgab. Das zweyte ertheilt Nachrichten von der letzten Lebensperiode dieser grofsen Frau, mit Bemerkungen über ihren Charakter; das dritte handelt von ihren Favoriten; das vierte vom Regierungsantritt Pauls I. und seinen ersten Verfügungen; das fünfte untersucht die Frage: *Paul devoit-il craindre le sort de Pierre III?* wobey wieder viele Personen des russischen Hofes charakterisirt werden. Das sechste stellt Betrachtungen über die Revolutionen, die Russland zu gewarten habe, an. Das siebente schildert den Charakter des russischen Adels, der Hofleute, der Bauern, der Künstler und Soldaten. Das achte handelt von der griechischen Kirche, den Priestern, Festtagen u. s. w. Das neunte handelt vom Einflusse der Weiber in Russland, ihrem Charakter, ihren Sitten, Bädern, Talenten und Reizen; und schliefst mit Nachrichten von der Fürstin Daschkow. Das zehnte von der Erziehung in Russland. Das elfte von den Franzosen und Schweizern, die sich nach Russland geflüchtet hatten. Im Anhange wird noch der Taurische Palast, und Potemkins der Kaiserin Catharina II. gegebenes grofses Fest beschrieben.

Ob nun gleich der Vf. von einigen hohen Personen sehr viel Gutes mit Wärme erzählt, z. B. den höchst verehrungswürdigen Charakter der verwitweten Kaiserin Maria und ihre unsterblichen Verdienste um die Erziehung ihrer Kinder schildert, auch in vielen Stücken dem jetzigen Kaiser Gerechtigkeit widerfahren läfst: so machte doch das Bestreben, recht viele Anekdoten zu erzählen, und eine durchblickende Unzufriedenheit über die Begegnung, die ihm selbst widerfahren, seine Erzählung besonders da, wo sie auf Fehler und Gebrechen ausgeht, an vielen Stellen verdächtig. Es ist daher ein wahres Verdienst, dass Hr. *v. Kotzebue* den Anfang gemacht hat, Berichtigungen zu diesem Werke mitzutheilen. Einige Verstöfse des Hn. *v. M.* sind wirklich äufserst lächerlich. Er behauptete unter andern, der Russe habe aus Vergötterungssucht den Namen Katharina in Jekatharina verwandelt, welches so viel bedeute als Erz-Katharina. „Das ist eine lustige Erfindung, setzt Hr. *v. K.* hinzu. Jekatharina ist ein Name, und heifst eben so wenig Erz-Katharina, als *Agurke* (wie man in Liefland statt *Gurke* zu sagen pflegt) eine *Erz-Gurke* bedeutet." Hr. *v. K.* führt hier unter andern mehrere Thatsachen an, dass Pauls I. übereilte Beschlüsse, die unschuldige Personen kränkten, häufig aus dem zu raschen Vertrauen auf Menschen, die jene verläumdeten, erfolgten, und dass er den lebhaftesten Abscheu gegen solche Verläumdungen äufserte, wenn er sie hinterher einsah. Und wenn man alles, was

hier

hier und anderwärts von Hn. v. K. erzählt, auch aus andern Quellen bekannt geworden ist, zusammennimmt, so verdient Paul I. mehr beklagt, als bitter getadelt zu werden. Hr. v. K. beschliesst seine Berichtigungen des Massonschen Werks mit Bemerkungen über die Sklaverey der russischen und esthnischen Bauern, und bringt einige, unsers Bedünkens, leicht ausführbare Vorschläge zu Erleichterung ihres Schicksals bey. Am Ende theilt er eine Stelle aus einem Briefe des jetzigen Kaisers an einen Grossen, der ihn um ein Erbgut gebeten hatte, mit, worin der Monarch erklärt, dass er sich zum Grundsatz gemacht habe, keine Bauern als Eigenthum zu verschenken, so dass sie verkauft und veräussert werden könnten wie das Vieh. Und diess ist nur Ein Zug von der Denkart eines Monarchen, der seit dem Anfange seiner Regierung jeden Tag mit Beweisen seiner Achtung für die Menschheit und für die Gesetze, mit Denkmalen seiner Gerechtigkeit, seiner Seelengrösse und Herzensgüte bezeichnet hat.

Leipzig, b. Roch u. Comp.: *Neues Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Zweyter Jahrgang* 1802. Herausgegeben von *W. G. Becker*. 314 S. ohne die Notenblätter und Zeichnung englischer Tänze. 8.

Zuerst prosaische Aufsätze. Die Geschichte des *San Pietro von Bastelica*, von Hn. *Becker* nach historischer Wahrheit, doch nicht ohne poetische Ausschmückung, angenehm erzählt. *Liebesnoth und Liebesglück* eine komische im Vortrage etwas gedehnte Geschichte; von Hn. *A. G. Eberhard*. Eine Gesellschaft von Frauenzimmern, die sehr ungesprächig sind, wird also geschildert: „die allerfesteste mit Kanonen und Scharfschützen besetzte Schanze, ist von einem heranrückenden Feinde zehnmal leichter zu durchbrechen, als ein Schmutzbacher weiblicher Kreis um einen Kaffeetisch herum von einem fremden sprachlustigen jungen Manne. Alle Pfeile seines Witzes, mit denen er sich die Bahn brechen will, prallen ohne Wirkung an den auswärts gekehrten Rücken der Damen ab, und die Leuchtkugeln der Galanterie, und die Schwärmer des Scherzes, welche mitten in ihren Kreis fliegen, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, und sie durch eine Kriegslist aus einander zu sprengen, zerplatzen und verknallen, ohne eine andere Wirkung hervorgebracht zu haben, als dass man die geblendeten Augen desto sorgfältiger niederschlägt, und sich desto enger an einander schliesst. So muss der Angreifer immer von selbst die Blokade und das Bombardement aufgeben, und sich, ohne dass eine einzige Stricknadel gegen ihn wäre in Bewegung gesetzt worden, bloss vor den negativen Waffen der mäuschenstillen Prüderie zurückziehen." Der Prinz Bambu und die Prinzessin Zoraide, ein Mährchen, von Hn. *Mahlmann* gut erzählt. Die Anekdoten sind unbedeutend. Zu den Gedichten haben *Kretschmann*, *Sangerhausen*, *Tiedge*, *Pfeffel* kleine witzige Stücke beygesteuert. Folgendes von dem ersten der eben genannten Dichter heben wir aus.

Eine Geistergeschichte.

Begraben war Frau Plappermund,
Da wollte keine Magd mehr in dem Hause dienen;
Der Witwer drang scharf auf den Grund;
Da hiess es: ach! die selge Frau ist uns erschienen;
„Was meine Frau? Um welche Zeit?"
Punkt zwölf Uhr jede Nacht, da kömmt sie, ächzt und weinet.
„Was trägt sie denn?" Ihr weisses Todtenkleid.
„Was spricht sie denn, wenn sie erscheinet?"
Noch hörten wir nie, dass sie spricht.
„Ach dann ist's meine Selge nicht."

Von Hn. *Manso* beym Wechsel des *Jahrhunderts* eine schöne Elegie. Noch andere Stücke von andern verschiednen Gehalts. *Sunt quaedam mediocria*, ist die Bedingung, ohne die bey der starken Concurrenz kein Taschenbuch bestehen kann. Von den *Kupfern* gedenken wir nur der schönen sächsischen Landschaften von Zingg nach der Natur gezeichnet, und von Darnstedt gestochen. Es sind die Prospecte von Augustusburg, Stein, Rechenberg und Tharand.

Leipzig, b. Schiegg: *Taschenbuch witziger und belehrender Anekdoten zur Unterhaltung für Lacher und Denker. Erstes Bändchen.* 1801. 86, 132 und 118 S. *Zweytes Bändchen.* 144 und 103 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Zu mehrerer Bequemlichkeit des Lesers auch vielleicht aus Liebe zur systematischen Ordnung sind diese Anekdoten in fünf Classen gebracht: 1) theologische, 2) militärische, 3) Theateranekdoten, 4) medicinische und chirurgische, 5) juristische. Wir haben bey vielen schon bekannten, auch eine gute Anzahl Anekdoten gefunden, die uns noch neu waren, wenigstens unsers Wissens in den bekanntesten Sammlungen dieser Art nicht standen. Die Auswahl ist im Ganzen gut; doch gehörten die Stellen aus Luthers Tischreden nicht hierher. Auch ist zu loben, dass es grösstentheils historische Anekdoten sind, die gewöhnlich mehr interessiren, als solche Geschichtchen, zu denen man weder Subject noch Ort und Zeit anzugeben weiss. Die Begebenheit: *Peter der Grosse als Zahnarzt*, ist nicht mit einem Hofcavalier, II. S. 56. sondern mit einem Bedienten vorgefallen. Die Ueberschriften über den einzelnen Geschichten sind witziger und passender als der Haupttitel; wo der Zusatz *für Denker* entweder nichts sagt, oder wenn er darauf zielt, dass bey allen Dingen sich *etwas* denken lässt, für die Bedeutung des Worts zu viel sagt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 29. Januar 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Betrachtungen über das weibliche Geschlecht* und dessen Ausbildung in dem geselligen Leben von *E. Brandes*. 1802. *Erster Theil*. XXXII. und 413 S. *Zweyter Theil* 488 S. *Dritter* und *letzter Theil* 372 S. 8. (4 Rthlr.)

Als Hr. *Brandes*, jetzt Commerzrath in Hannover, zuerst 1787 sein Buch über die Weiber herausgab, hatte Deutschland das Buch über die Ehe ausgenommen, noch keine Schriften, welche Betrachtungen über dieses Geschlecht ausschliesfsend gewidmet gewesen wären. Das Buch zeichnete sich durch Feinheit und Eigenthümlichkeit der Beobachtung, durch ungewöhnliche Freymüthigkeit, durch einen den Neigungen und Vorurtheilen keineswegs schmeichelnden Ton und durch den lebhaften, geistvollen Vortrag eines gebildeten Weltmannes aus, kurz, es hatte die meisten Eigenschaften der bessern französischen und englischen Schriften dieses Faches an sich. Kein Wunder, dafs das Werk Auffehen erregte und begierig gelesen wurde. Es hatte den Beyfall vieler Männer, weil es eine sehr strenge Kritik des weiblichen Geschlechts enthielt, wenn es gleich auch den Männern gar nicht schmeichelte, misfiel aber den meisten Frauen, welche gewisse Unarten nicht auf ihr Geschlecht wollten kommen lassen, die ihm hier aufgebürdet wurden, zum Theil auch die Strenge, mit welcher sie der Vf. aus dem Mittelpunkt der Schöpfung, auf welchem sie thronen, mehr in die Eingezogenheit des häuslichen Lebens zurückdrängt, sehr unhöflich und anmafslich fanden. Die Weiber, welche uns an Feinheit in einzelnen, concreten Beobachtungen weit übertreffen, sind überhaupt nicht geeignet, sich zu allgemeinen Beobachtungen, die ein Ganzes umfassen, zu erheben und über ihr eignes Geschlecht im Ganzen richtig zu urtheilen oder ein fremdes Urtheil zu würdigen. Auch findet hier folgende Bemerkung des Vfs. Th. 3. S. 96. ihre Anwendung: „Es ist zum Erstaunen, wie sehr manche Weiber ihr eignes Geschlecht verachten. Vorzüglich thun dieses die Klugen. Sie urtheilen oft selbst äufserst unbillig darüber. Allein, kaum sagt ein Mann noch so gegründete Sachen über den Punkt: so tritt gleich die ganze Weiber-Republik gegen ihn in Harnisch." Die Damen fanden ihren Vertheidiger am Obristlieut. *Mauvillon*, der in seinem galanten Buch: *Mann und Weib*, ihre Sache gegen Hn. Brandes verfocht, und in einer, obgleich vernachläfsigten und weitschweifigen Einkleidung, manche schätzbare Bemerkung vortrug.

Hr. *Brandes* hat sein Werk, nach erweiterten Beobachtungen und Erfahrungen, und nach den über dasselbe erhaltnen Kritiken, jetzt umgearbeitet und ihm einen Umfang von drey Bänden gegeben. Wenn gleich das Buch dadurch an Nutzbarkeit für die Lesewelt, besonders des weiblichen Geschlechts, verlieren sollte, welche nur kleine, niedliche Bücher von geringem Umfang liebt, und durchzulesen sich überwindet: so hat es auf der andern Seite in seiner jetzigen Ausdehnung an Reichhaltigkeit und Fruchtbarkeit ungemein gewonnen. Im Wesentlichen ist der Vf. seinen vorigen Ueberzeugungen getreu geblieben, aber er hat durch manche Einschränkung, durch nähere Bestimmung, weitere Erläuterung und Ausführung Misverständnissen vorgebeugt, und sich überhaupt über eine Menge Gegenstände verbreitet, die mit unserm Wohl im genauesten Zusammenhang stehen. In der wohlthätigen Absicht, noch nützlicher zu werden, erlaubte sich der Vf. viele Abschweifungen über das Erziehungswesen, den Geist der Zeit, den Einflufs der neuern grofsen Weltbegebenheiten auf den geselligen Ton, über den Werth der List und Schlauheit, über Hagestolzen, über die Mode, über den Haushalt und die Einnahme der vier Hauptclassen der höhern Stände, des Adels, der Dienerschaft, der Kaufleute und der Rentenierer u. s. w., wenn gleich das gute Verhältnifs und Ebenmaafs der Theile dadurch gestört werden sollte. Seine Bearbeitung ist überhaupt nicht schulgerecht und systematisch, sondern es sind freye, ungebundne Meditationen, in einem natürlichen, schlichten, doch immer anziehenden, immer beredten, immer gedankenvollen Vortrag. Wenn es scheint, als habe diesen der Vf. bisweilen zu wenig gezügelt, und nicht immer die strengste Rücksicht auf Correctheit genommen: so hat es sich Th. 3. S. 20 ff. selbst gewissermafsen eine Schutzrede gehalten, indem er von der Schreibart redet, die am meisten auf die Gemüther wirkt.

Will man mit wenig Worten die Art des Vfs., über die Weiber zu denken, charakterisiren: so darf man nur sagen, dafs er fast ganz in Rousseau's Fufstapfen tritt. Schon früh machte Rousseau's Brief an d'Alembert tiefen Eindruck auf ihn, und bey der Umarbeitung seiner Schrift über die Weiber ward in ihm die Ueberzeugung immer stärker, dafs kein Schriftsteller die eigenthümliche Bestimmung des weiblichen Geschlechts, seine Anlagen und die Verdrehungen, die das gesellschaftliche Leben oft in diesen hervorbringt, wahrer gefühlt und schöner ausgedrückt habe, als Rousseau in dem Briefe an d'Alembert,

bert, in der neuen Heloïse und im Emil. Nicht das Weib an sich, sondern dasselbe im geselligen Zustande, ist der Gegenstand der Betrachtungen des Vfs. Auf die Untersuchung über die eigenthümlichen Anlagen des andern Geschlechts, und die für dieselben passende Ausbildung in den höhern Ständen der Gesellschaft (mit denen sich der Vf. einzig beschäftigt), folgt die Ausführung über die Hauptquelle der weiblichen Ausbildung, die häufige Theilnehmung an dem geselligen Umgange, über die Uebertreibung des Genusses der Geselligkeit und die nachtheiligen Folgen davon für den Charakter der Weiber und der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt, nebst Bemerkungen über verschiedne weibliche Charaktere in den gebildetern Ständen, wie diese durch unsre jetzige gesellschaftliche und häusliche Verhältnisse in Deutschland entwickelt werden. Ueber die Vortheile des grösfern gesellschaftlichen Lebens bey dem rechten Gebrauch und die Nachtheile beym Misbrauch setzen wir eine schöne Stelle aus Th. 1. S. 77 f. als Probe von des Vfs. Vortrag hieher: „Das ausgebreitete gesellschaftliche Leben soll zur Ausbildung mehrerer Eigenschaften des Kopfes, mancher Talente dienen, und kann Gelegenheiten darbieten, wohlwollende Neigungen des Herzens zur Thätigkeit zu befördern. Sparsam und recht genossen ist es eine Würze des Lebens, und giebt auf diese Weise eine wohlthätige Veränderung und Erholung. Der grosse Haufen, der einige Lebhaftigkeit des Geistes besitzt, der aber des ausgebreiteten gesellschaftlichen Lebens nicht so geniesst, der dieses Leben zu seiner Hauptbeschäftigung macht, straft sich unvermeidlich selbst. Das Gute dieses Lebens verliert sich ganz für ihn. Er fühlt eine Leere, die ihn nur selten in dem Taumel verläfst. Der unmäfsige Genufs macht auch in diesem Genufs allen wahren Genufs verschwinden. Die ungleich grösere Anzahl derjenigen, die sich den Wirbeln der gesellschaftlichen Zerstreuungen gänzlich überlassen, ihre einzige oder Hauptbeschäftigung darin finden, werden für den Genufs des Vergnügens bald abgestumpft, da selbst in den gröfsten Hauptstädten, ungeachtet sie die mannichfaltigsten Abwechselungen von gesellschaftlichen Zerstreuungen darbieten, der Zirkel dieser Vergnügungen stets eng und einförmig bleibt. Den Sinn des Genusses verlieren die meisten dieser Menschen bald; aber je gröfser die daher entstehende Leere wird: je stärker steigt das Bedürfnifs, das unruhige Treiben nach ewigen Abwechselungen. Vergnügen gewähren sie zwar diesen verglaseten Geschöpfen, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, nicht mehr; allein sie sind ein Bedürfnifs geworden, dessen Entbehrung unglücklich macht, wenn gleich der Besitz uns freudenleer läfst."

Da wir voraussetzen dürfen, dafs die Hauptideen dieses Buches aus der ersten Ausgabe bekannt sind, und ein Theil davon wörtlich in die neue Bearbeitung übergegangen ist: so begnügen wir uns, hier die Hauptmomente anzudeuten.

Das Werk ist in zwey Bücher getheilt. Im ersten Kapitel des ersten Buchs werden die Grundzüge des physischen Unterschieds der Geschlechter fast ohne Veränderung, wenn uns das Gedächtnifs nicht trügt, angegeben. Das zweyte Kap. handelt von dem moralischen (und intellectuellen) Unterschied der Geschlechter, mit Hinsicht auf gemachte Gegenerinnerungen. Den unterscheidenden Charakter beider Geschlechter setzt der Vf. in folgendes S. 27.: „Anhänglichkeit, Sanftheit, zarte und tiefe Empfindung, Feinheit des Geistes, sind im Allgemeinen die hervorstechenden Anlagen der Weiber; Stärke des Kopfes, die sich in den Verbindungen mehrerer Ideen, in dem Festhalten und den Folgerungen aus den Verbindungen der Ideen beweiset, hoher und anhaltender Schwung der Einbildungskraft, thätiger Muth des Charakters hingegen die Anlagen, wodurch sich Männer auszeichnen." Im dritten Kap. wird mit Beziehung auf Hippels bürgerliche Verbesserung der Weiber und auf die Schrift der Amazone Wollstonecraft über die Rechte des Weibes, die Frage erörtert: ob, bey dem vorhandnen Unterschiede der Anlagen unter den Geschlechtern, dem weiblichen, in Gemeinschaft mit dem männlichen Geschlechte, eine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, ohne grofsen Nachtheil für die bürgerliche Gesellschaft, eingeräumt werden könne? Dieses wird verneint, und zwar vorzüglich darum, weil durch die Gemeinschaft der Geschlechter bey Erlernung der Handwerke und Künste, auf der Wanderschaft, beym gemeinschaftlichen Studieren auf Schulen und Universitäten, und in öffentlichen Aemtern und Geschäften selbst, die Sinnlichkeit grosse Unordnungen anrichten würde. Vorzüglich würde (S. 56 f.) „die zur Erhaltung der Sittsamkeit in dem Umgange der beiden Geschlechter so nothwendige, in Behandlung der Geschäfte aber so äusserst verderbliche Galanterie den nachtheiligsten Einfluss auf die Berathschlagungen und Entschlüsse erhalten." Diese Nachtheile fürchtet der Vf. aber nicht von Reichen, die von Weibern regiert werden, ungeachtet da ebenfalls eine gemeinsame Behandlung der Geschäfte zwischen der Regentin und ihren Staatsbedienten, Ministern und Generalen statt findet. „Die höchste Ehrerbietung, sagt er S. 72., die dem Landesherrn, sey er Mann oder Weib, gezollt wird, schliesst Galanterie und Rohheit aus. Nichts zügelt auch die Sinnlichkeit stärker, als die höchste Ehrerbietung, als die unermessliche Kluft, die selbst der erste Diener des Staats zwischen sich und dem Throne sieht." Allein Erfahrung lehrt, dafs Sinnlichkeit und Leidenschaft auch diese *unermessliche* Kluft bisweilen überspringt, und dafs der Staatsdiener sich durch sie auf Kosten der Wahrheit und Gerechtigkeit bestechen läfst. Das vierte Kap. beschäftigt sich mit einer weitern Auseinandersetzung der schon oben S. 27. angedeuteten vorzüglichen Anlagen der Weiber. Er hatte vorhin gezeigt, dafs das Leben für die bürgerliche Gesellschaft nicht Bestimmung des Weibes, sondern des Mannes sey; nun zeigt er, dafs das Leben in der gröfsern Ge-

Gesellschaft oder das Uebermaas der Gesellschaftlichkeit nicht der Hauptzweck des Daseyns eines vernünftigen Wesens, folglich auch nicht des Weibes, seyn könne, und dass daher nichts übrig bleibe, als das häusliche Leben für die Bestimmung des andern Geschlechtes anzusehen, welches durch eine nähere Betrachtung seiner Anlagen bestätigt wird. Das fünfte Kap. handelt von der Sinnlichkeit und Ehe, in welches wieder manches wörtlich aus der ersten Ausgabe übergetragen ist. Das sinnliche Bedürfniss ist das grösste Band unter beiden Geschlechtern, aber die Sinnlichkeit ist im Ganzen am heftigsten und reizbarsten bey den Männern, weit schwächer bey den Weibern, jedoch lebhafter und brennender bey denen der südlichten Länder. Selbst zur Ehe wird der Mann mehr durch sinnliche, das Weib mehr durch moralische Bewegungsgründe getrieben. Aber in der Ehe selbst, oder im lange fortgesetzten Besitz ausser ihr, tritt das Uebergewicht des Moralischen, auch beym Manne, wieder ein. „Die Ehe, sagt der Vf. S. 186. ist eine Verabredung, die sich auf die doppelte Natur der Menschen, die sinnliche und die moralische, gründet, und die uns gerade durch die Verbindung des doppelten Zwecks, den sie der Regel nach bezielt, so höchst ehrwürdig seyn muss. Die Vernunft soll und muss stets die Sinnlichkeit beherrschen. Darum muss der sinnliche Zweck in der Ehe dem moralischen und der Vernunft untergeordnet seyn." Der Ehe, der Heiligkeit und Wohlthätigkeit derselben redet der Vf. hier, wie Th. 3. S. 261 ff. recht nachdrücklich das Wort, und setzt die Nachtheile der Vielweiberey, Vielmännerey und überhaupt des unbeständigen Genusses auseinander. „Denken, heisst es S. 203. lässt sich freylich ein Staat, wo gar keine Ehen eingeführt wären, und der Staat für die physische und moralische Erziehung aller Kinder sorgte; aber dem unverdorbenen menschlichen Gefühle wird diese denkbare Einrichtung, die dem Einzelnen seine angenehmsten edelsten Empfindungen rauben würde, so empörend vorkommen, dass wir kein Wort weiter darüber verlieren wollen." Ein Ausländer, mit den Künsten der Sophistik ausgerüstet, suchte 1792 im d. Mercur die Schädlichkeit des Systems der Ehe darzuthun, und stellte dagegen ein System der Galanterie auf, nach welchem jede Frau so viel Liebhaber, als ihr beliebte, haben, und die mit ihnen erzielten Kinder allein erziehen sollte. Davon versprach er die höchste Civilisirung, Freyheit und Glückseligkeit. Um dieses *Paradies der Liebe* noch anschaulicher und einladender zu machen, schrieb er unlängst einen Roman, der leicht manchen Thörinnen die Köpfe verrücken könnte. Lasen doch ehemals mehrere Römerinnen mit Begierde Plato's Repub[illegible] weil darin Gemeinschaft der Weiber eingeführt w[illegible] sollte (*Epictet.* Fragm. n. 53. T. III. p. 84. der Sch[illegible]gh. Ausg.). Dagegen werden aber bey dem bessern Theile des weiblichen Geschlechts die Vernunftgründe der Sittlichkeit immer siegen; und auch dazu trägt der Vf. das Seinige bey. Das sechste Kap. ist ganz geschichtlich. Der Vf. durchläuft, an der Hand von Meiners Geschichte des weiblichen Geschlechts und vornehmlich von Ramdohrs Venus Urania, die Geschichte der Weiber zu Athen und Rom und bey den Völkern vom deutschen Stamm, um zu zeigen, dass bey den Nationen, die wir am meisten bewundern, die Gattin und Gefährtin des Mannes, die Mutter seiner Kinder, zum häuslichen Leben bestimmt gewesen sey. Das siebente Kap. ist ebenfalls meist geschichtlichen Inhalts. Um die Veränderungen, die im Mittelalter und der neuern Zeit in der Lage des andern Geschlechts vorgefallen, zu übersehen, handelt er zuerst von der Entstehung der hohen leidenschaftlichen Liebe, die bey den Griechen fast nur unter Personen gleichen Geschlechts vorkam, indem Jünglinge von Männern geliebt wurden, zeigt darauf, wie die hohe Leidenschaft in der Geschlechter-Liebe durch den Rittergeist unter den Völkern germanischen Stamms geweckt und genährt wurde, wie dieser Rittergeist, ursprünglich gegründet auf die seltne Communication unter beiden Geschlechtern, allmälig, als die Damen täglich in der Gesellschaft zu erscheinen anfingen, eine andre Gestalt gewann, und in den Ton der Galanterie überging. Es wird nun der grosse Einfluss geschildert, den das Leben in der gemischten Gesellschaft, der ununterbrochne Umgang mit dem männlichen Geschlechte, auf die Lage und Bildung der Weiber hervorbrachte, ferner die Einwirkung, welche einzelne Schriftsteller und einzelne Gattungen von Schriften in den neuern Zeiten auf die Empfindungen und die Denkungsart des weiblichen Geschlechts hatten, und zuletzt wird eine Skizze von dem gesellschaftlichen Zustande und dem geselligen Tone in den höhern Ständen der jetzigen Zeit in Deutschland geliefert.

In dem zweyten Buch werden die Fragen untersucht, welchen Einfluss die jetzige Lage und Bildung der Weiber auf ihre natürlichen Anlagen und ihre eigenthümliche Bestimmung haben, welche mannichfaltige Verdrehungen von Kopf und Charakter, und welche Verschobenheiten in den häuslichen Verhältnissen aus dem täglichen Leben des andern Geschlechts in der grossen Welt entstehen. Das erste Kap. beschäftigt sich vorzüglich mit Erörterung der Vortheile und Nachtheile, die aus dem täglichen Leben in der gemischten Gesellschaft und dem Zusammenseyn mit den Weibern für die Männer entspringen. Th. 2. S. 74. heisst es: „Scherzen sollte man gewöhnlich mit den Weibern in der Gesellschaft auf eine angenehme gefällige Weise; räsonniren mit Männern. Das andere Geschlecht würde dadurch nichts von seiner Wichtigkeit bey uns verlieren, die wir so sehr einer angenehmen, leichten Aufheiterung zu Zeiten bedürfen." Diess würde seine gute Richtigkeit haben, wenn es uns erlaubt wäre, die Weiber bloss zu Mitteln für unsre beliebigen Zwecke zu machen, und wenn es nicht unsre, vom Vf. selbst anerkannte (Th. 2. S. 303.), Pflicht wäre, zur Erhöhung der Vollkommenheit derselben auf jede Art, also auch durch unsern Umgang, beyzutragen. Wann werden doch die Weiber ihre Würde anerken-

erkennen, um nicht ein Betragen gegen sie, das sie erniedrigt, als schuldigen Tribut der Männer zu fodern!

In den drey folgenden Kapiteln untersucht der Vf., wie die Bildung unsrer Zeit und die Uebertreibung des Genusses der Geselligkeit auf die Weiber in ihren Verhältnissen als Gattinnen, Mütter und Hausfrauen wirken, und wie der zu häufige Genuss der Gesellschaft das Weib von seiner wahren Bestimmung abführt. Das 5te Kap. verbreitet sich über die Bildung, Verbildung und Ueberbildung des Geistes bey den Weibern. „Die Cultur des Herzens, sagt der Vf. S. 398 ff., der Empfindungen, muss bey dem andern Geschlechte vorzüglich besorgt werden; aber da die Vernunft die Empfindungen beherrschen soll, damit das Herz nicht stets und in den wichtigsten Gelegenheiten mit dem Kopfe davon laufe: so bedarf die Ausbildung einer gesunden richtigen Beurtheilungskraft, die Entfernung wirklich schädlicher Vorurtheile nicht minder der gröfsten Sorge. Die ganze Bildung der Weiber muss auf das Praktische angelegt seyn, stets mit einem Rückblicke auf die Erfüllung ihrer wichtigsten Pflichten als Gattin, Mutter, Hausfrau. Wird dieser Gesichtspunkt immer richtig befolgt und nicht aus den Augen verloren, dann suche man auch zugleich den Verstand der Weiber zu bilden, ihm hinlängliche Nahrung und angemessene Beschäftigung zu geben. Das Weib wird, bey einer vernünftigen, den Hauptzwecken seines Daseyns stets untergeordneten Bildung des Verstandes, an eignem Werthe, an eignem Genufs gewinnen. Wenn man bey dieser Bildung mit der gehörigen Vorsicht und Klugheit verfährt: so wird auch die leichte angenehme Unterhaltungsgabe der Weiber nicht darunter leiden; eine Gabe, die uns Männern im Allgemeinen so viele angenehme Aufheiterung gewährt, und dem einzelnen Manne gleichfalls von seiner Frau in dem häuslichen Leben so äusserst wichtig ist. Diese Gabe wird nicht nur unter den angegebenen Bedingungen nicht darunter leiden, sondern durch eine grofse Erweiterung der Gegenstände einer gemeinschaftlichen Theilnahme sehr vermehrt werden." Man sieht also, der Vf. redet der Uncultur der Weiber gar nicht das Wort; nur das tadelt er, dass sie bey der Bildung ihres Geistes, die nur ihre Früchte in dem häuslichen und gesellschaftlichen Leben zeigen sollte, nicht stehen geblieben sind, und erklärt sich im sechsten Kap. im Ganzen gegen die Schriftstellerey der Weiber. Er spricht ihnen grosse schriftstellerische Anlagen ab, und glaubt, dass der Schwindel der Autorschaft sie in den meisten Fällen von der Erfüllung ihrer zwar nicht glänzenden, aber sehr wesentlichen, Pflichten, abführe. „Moralisch, sagt er Th. 3. S. 34. verderben sie so leicht hierdurch, verlieren die Bescheidenheit der feinen Weiblichkeit, die sich selten damit verträgt, sich der ganzen Welt zur Schau, zur Beurtheilung hinzustellen, in dem Gedränge sich einen angesehenen Platz zu erringen. Ihre Eitelkeit wird gewöhnlich unüberschwenglich." Er schildert hierauf die Anmaasungen und die Geisteskoketterie der meisten Schriftstellerinnen. Da sich diese vorzüglich durch das Studium der Werke der schönen Literatur, in welchen eine grofse Kraft der Darstellung herrscht, zu bilden suchen: so geht der Vf. hier in eine Untersuchung ein, wie diese Gattung der schönen Literatur, vornehmlich das tragische Theater der Neuern, in welchem alles auf die Erweckung hoher Leidenschaften durch die lebendigste Darstellung angelegt ist, auf den Charakter überhaupt und insonderheit auf den weiblichen, *wirke*. Von der Eitelkeit auf das Bewufstseyn eines *gebildeten* Geistes kommt der Vf. im siebenten Kap. auf die Eitelkeit der Weiber, in Beziehung auf äufsere Vorzüge, und zeigt, dass die jetzt so hoch getriebene Neigung, durch Reize des Körpers, durch Putz, Aufwand u. s. w. glänzen zu wollen, eine Folge der Erziehung zur Eitelkeit und der aus dem gemischten gesellschaftlichen Leben geschöpften Idee der übergrofsen weiblichen Berechtigungen sey, und welche Vernachläfsigung der weiblichen Pflichten daraus entstehe. Am Ende werden einige Bemerkungen über weibliche Neugierde und Verschwiegenheit hingeworfen. Am wehesten hat, nach unsern Erfahrungen, schon in der ersten Ausgabe den Weibern, die in diesem Kapitel S. 93 ff. vorkommende Behauptung gethan, *dass* die Weiber, welche sich der Leidenschaft des *Spiels* ergeben, gern *falsch* spielen. Aber dadurch wird ja kein edles weibliches Wesen gekränkt, sondern es ist ausdrücklich nur von denen die Rede, welche, nach des Vfs. eignem Ausdruck, der *häfslichsten aller häfslichen* Leidenschaften fröhnen. Ist es wahr, dass bey den Weibern häufig ein Hang zur Intrigue, zur List und zu kleinen Kunstgriffen angetroffen wird (Th. 3. S. 228. ff.): so läfst sich die besondere Anwendung davon bey Spielsüchtigen sehr wohl begreifen. Das achte Kap. enthält sehr reichhaltige Betrachtungen über die engern Verhältnisse, die in den Jahren des sinnlichen Reizes aus dem, was man unter dem Namen der Liebe begreift, für die Weiber entstehen, und durch das Leben derselben in der gemischten Gesellschaft so sehr vervielfältigt werden. Das neunte Kap. beschliefst das ganze Werk mit Bemerkungen über die Lage der Weiber in dem Alter, wo sinnliche Reize verschwinden.

Das Resultat des ganzen Werkes setzt der Vf. selbst in folgende Punkte: das Eigenthümliche des Weibes von dem Eigenthümlichen des Mannes zu sondern, die Abwege und Ursachen bemerklich zu machen, die von der durch die Natur und die bürgerlichen Verhältnisse vorgezeichneten Laufbahn das andre Geschlecht wegleiten, davor zu warnen; zu zeigen, dass dem schwächern, zu beschützenden Theile der Menschheit die übertriebene Idee von einem ausschliefsenden Vorzuge, von gebührender Herrschaft, nicht zustehe; Erzieher und Männer, die die weiblichen Charaktere bilden, aufmerksamer auf diesen bis j[illegible] aus einer der Folgen wegen so gefährlichen Galant[illegible] vernachläfsigten Gegenstand zu machen, und die [illegible]ausväter zu ermuntern, sich zu der ihnen von dem Urheber aller Dinge durch die ihnen verliehenen Kräfte übertragenen Regierung der häuslichen Gesellschaft, zu welcher nur *sie* der Regel nach berufen sind, fähig und würdig zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. Januar 1802.

LITERATURGESCHICHTE.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Joh. Kasp. Lavaters Lebensbeschreibung*, von seinem Tochtermann *Georg Gessner*. *Erster Band*. 1802. 400 S. u. XVI S. Vorrede. 8. Mit einem Titelkupf. (1 Rthlr. 10 gr.)

Der verewigte *Lavater* verdient unstreitig einen *geschickten* Biographen, der uns ihn zeige, *wie er war*, und die auffallenden Contraste seines Charakters aus Einem Princip erkläre; gewiss würde auch die unpartheyische Schilderung eines Mannes sehr lehrreich seyn, der zugleich in hohem Grade vernünftig und schwärmerisch, freydenkend und abergläubisch, energisch und weich, sanft und leidenschaftlich, fein und derb, lenksam und herrschsüchtig, klug und unbesonnen, tolerant und intolerant, stolz und demüthig, männlich und kindisch, leicht zu beleidigen und leicht zu versöhnen war, und an dem man die Stärke und Schwäche desselben Menschen auf eine gewiss sehr merkwürdige Weise wahrnehmen konnte. Ob der Vf. vorliegender Lebensbeschreibung seinem Unternehmen gewachsen war, mag er uns selbst sagen. „Gern gestehe ich," heisst es in der Vorrede, „dass ich *viel zu schwach* zu dieser Arbeit bin, und weder die „Menschenkenntnifs noch die Schriftstellergabe besitze, die dazu erfoderlich sind; ja es ist beynahe „*unverzeihlich*, in einem ganz neuen Fache den ersten Versuch an einem Gegenstande zu machen, der „auch dem Geübten würde zu schaffen machen; auch „kenne ich Männer, die dazu *viel mehr* wären geeignet gewesen als ich, und Lavaters Biographie in „mancher Rücksicht *weit besser* würden geliefert „haben." Nach diesem demüthigen Geständnisse der *Unfähigkeit* zu dieser Arbeit muss man sich freylich wundern, dass Hr. G. S. 11. u. 384 es für möglich halten kann, dass er doch ein *gelungenes* Werk liefern werde. Warum unternahm er aber ein Geschäft, dem er sich nicht gewachsen fühlte? Weil er als Schwiegersohn seines Helden in dem Besitze aller Materialien zu einer guten Lebensbeschreibung Lavaters war. Allein dadurch ward die von ihm selbst eingestandene Unfähigkeit nicht gehoben, und er konnte nur insofern Lavatern zeigen, wie er war, als er *Auszüge* aus dessen hinterlassenen Papieren mittheilte; als Biograph musste er aber mehr leisten; er musste den vorgefundenen Stoff verarbeiten, und sich über den Verfertiger einer Chronik erheben; und wenn er nach S. IV. der Vorrede noch keine biographische Zeile geschrieben hatte, und sich doch an die Biographie seines Schwiegervaters wagen wollte: so musste er wenigstens gute Biographien, deren er mehrere in *Schlichtegrolls Nekrolog* finden, und wozu man ihm ausserdem insbesondere die treffliche Arbeit des jüngern *Schubarts* zum Andenken seines Vaters empfehlen konnte, studieren, um, wenn nicht etwas Vorzügliches, doch etwas nicht ganz Geschmackloses zu leisten. Der sel. L. scheint auch recht gut gefühlt zu haben, wie viel er ungefähr seinem Schwiegersohne zutrauen konnte; denn nach S. VII. der Vorr. wünschte er nur, dass nach seinem Tode von Hn. G. *ein Etwas über ihn*, wie L. im Jahre 1792 eins über seinen verewigten Freund *Pfenninger* herausgab, nicht aber eine *eigentliche Lebensgeschichte* „zusammengesetzt" würde, woraus man deutlich sieht, dass der menschenkennende Lavater selbst glaubte, dass eine biographische Arbeit über die Kräfte seines Schwiegersohns gehen würde. In der That ist diess Werk, so weit wir es aus dieser ersten Hälfte beurtheilen können, so gerathen, dass, wenn L. noch davon Kenntniss erhalten könnte, das Lesen derselben ein wahres *Fegefeuer* für seine Eitelkeit seyn müsste. Es fehlt dem Tone der Erzählung das *Edle* eines guten historischen Stils. Nicht nur kommen viele Wörter aus dem Französischen, die leicht mit deutschen vertauscht werden konnten, als: *fäsiren*, *derangirt*, *Amüsement*, *attaschiren*, *Generosität*, *Renommee*, *quittiren*, *Camaraden*, *rangiren*, *ungenirt*, vor, was freylich ein Fehler vieler helvetischer Schriftsteller ist, und dem Vf. nicht hoch angerechnet werden soll, sondern die Redensarten, deren er sich bedient, fallen auch so oft in das *Gemeine*, dass man zweifeln muss, ob er sich durch das Lesen guter Schriftsteller hinlänglich gebildet habe, um vor dem Publikum aufzutreten. Ein Beyspiel mag statt aller andern diesen Tadel rechtfertigen. In der Rechenschaft, die er am Ende dieses Bandes über sich selbst anstellt, bemerkt er: „Diese „Schrift wird mir viele *Leiden*" (aber dazu ist sie als Kunstwerk nicht bedeutend genug) und viele Freu„den bereiten; auch werde ich ohne Zweifel man„ches zu erwarten haben, das meiner Eigenliebe, mit „oder ohne Recht, **nicht behagen wird**. Das mag denn „aber auch diese an sich haben; *warum streckt die* „*Närrin immer den Kopf?* Meinem bessern Selbst „werden die *Pillen*, die ihr werden, im Grunde „immer willkommen seyn; denn wenn sie noch gar „*Obstructionen* bekäme," (wem wandelt hier nicht Ekel an?) „so wäre es sehr gefehlt." Der Vf. versteht auch die Kunst nicht, geringfügige Umstände in dem

dem Leben seines Schwiegervaters durch die Art der Darstellung zu heben, und was unter der Hand eines geübten Biographen anziehend geworden seyn würde, erscheint oft in seiner Erzählung als ganz alltaglich und unwichtig. Am meisten misfällt die Wahrnehmung, dafs der Vf., ungeachtet der Miene von Bescheidenheit, die er in einigen Stellen annimmt, doch sehr von sich eingenommen ist, und sich beständig in den *Vordergrund* des Gemäldes stellt, da man doch *ihn selbst nirgends sehen* und sich nur mit dem Manne, den er uns wichtig machen will, beschaftigen sollte. Wie sehr wäre endlich zu wünschen, dafs sich der Vf. bey der Ausarbeitung seiner Schrift nicht blofs Anhänger des Lavaterschen Glaubens und Meynens, als Leser vergegenwärtigt, sondern mehr an ganz *unbefangene* Personen, die Lavatern erst noch als einen sehr interessanten Mann kennen lernen sollen, gedacht, und mehr für die *Nachwelt* als für den Kreis vielleicht etwas beschränkter Verehrer Lavaters geschrieben hätte! Sein Werk würde dabey ungemein gewonnen haben, manches würde ganz weggefallen, manches mehr gefeilt, manchem eine andre Gestalt gegeben worden seyn; vielleicht würde er sogar bey einer solchen Erhebung zu einem höhern Gesichtspuncte sein *Unvermögen*, etwas Vorzügliches zu leisten, lebhafter gefühlt, und die Materialien zu Lavaters Lebensbeschreibung einem von den Männern anvertraut haben, von denen er selbst gestehen mufs, *dafs sie sich mehr zu Biographen dieses Mannes geeignet hätten.* Ob indessen gleich Rec. nach seiner besten Ueberzeugung von dieser Schrift, insofern sie ein Werk des Hn. G. ist, nicht anders urtheilen kann: so darf er doch mit Wahrheit versichern, dafs sie durch Auszüge aus einer von Lavatern selbst geschriebenen und seine funfzehn ersten Lebensjahre umfassenden Lebensbeschreibung *sehr unterhaltend* ist. Dieser Theil der Schrift sticht gegen das übrige ausserordentlich ab; man erkennt Lavatern ganz in den Nachrichten, die er von sich giebt, und der Psycholog findet darin die natürliche Entstehung der religiösen Denkart dieses berühmten Mannes, und die Grundzüge des Charakters, den er während seines öffentlichen Lebens so häufig gezeiget hat. Wir wollen das Wichtigste ausheben und mit einigen Urtheilen begleiten.

Lavater hatte einen Arzt zum Vater, von dem er sagt, „er sey weder besonders gelehrt, noch „scharfsinnig, weder ein Genie, noch ein philoso„phischer Kopf gewesen.“ (Mitglied der Zürcherschen Regierung war er nicht, wie Hr. G. versichert, sondern nur ein Zwölfer, oder Mitglied des grofsen (gesetzgebenden) Raths; die sogenannten kleinen Räthe machten allein die Regierung aus.) Seine Mutter hingegen war eine Frau von grofsem Verstande, hatte aber auch oft beynahe unerträgliche Launen, übte gegen Mann, Kinder und Gesinde einen weit gehenden Despotismus aus, und schulmeisterte insbesondere unsern Hans Caspar, der leicht in Furcht zu setzen war, in seiner Jugend so sehr, dafs der Einflufs der ersten Erziehung, die er von ihr erhielt, während seines ganzen Lebens sichtbar blieb. Hr. G. giebt, um es beyläufig zu sagen, S. 21 eine ganz unrichtige Erklärung des Ausdrucks Lavaters: *ich war zu Hause gedrückt*; L. sagt selbst S. 42: „O Gott, wie viele *Lügen* hat die *scharfe* „*Strenge*, und besonders das *forcirte Zusammenkup*„*peln disharmonischer Dinge*, das ein Hauptfehler „meiner Mutter war, veranlafst!“ Wie kann er denn sagen: es sey bey dem Worte: *gedrückt*, gar nicht an eine *harte Strenge* in der Behandlung, die er erfahren habe, zu denken? Da nun L. selbst auf diesen Umstand aufmerksam macht: so hätte Hr. G. dieser Spur folgen und die mannichfaltigen Wirkungen dieser verkehrten Erziehung auf L. Charakter entwickeln sollen. — Zur Notiz für Hn. D. *Faust* in Bückeburg dient, was S. 16 steht, dafs Lavaters Aeltern ihm erst beym Eintritt in die lateinische Schule *Hosen* zu tragen erlaubten. — Sehr naiv erzählt L. S. 20 was den Trieb zum Beten oft in ihm anfachte. „Wegen der Strenge meiner Mutter,“ sagt er S. 20 „*mufste* ich oft zur *Lüge* meine Zuflucht „nehmen; und war mir denn bange dabey, so bat „ich Gott, *es zu verhüten, dafs es nicht an das Licht* „*komme.*“ Und S. 25: „das Gebet, „*dafs meine Mut*„*ter gewisse Dinge von mir nicht inne werden möchte;* „war mir *sehr geläufig*, und zu meinem gröfsten „Erstaunen von dem besten Erfolge; *diese Erfah*„*rungen* attaschirten mich an Gott — und machten „mich doch auch, wie L. ehrlich hinzusetzt, *wieder* „*leichtsinnig.*“ Hier müssen wir aber noch auf einen eignen in L. Systeme wichtigen Unterschied in Ansehung des Betens aufmerksam machen. Wenn er Gott nicht um etwas *Bestimmtes* bat, sondern nur beym Allgemeinen stehen blieb, so erfolgte nichts Merkwürdiges. Als er deswegen einmal ein lateinisches Exercitium zu machen hatte, von dessen mehr oder weniger gelungenen Ausarbeitung sein Platz in dem öffentlichen Examen und insofern sein ganzes häusliches Glück in diesem Zeitpunkte abhieng, verrichtete er zwar des Morgens „mit ausser„ordentlicher und seine im Nebenzimmer schlafende „Mutter rührender Andacht“ sein gewohntes Morgengebet, „um sich bey Gott einzuschmeicheln“ aber er machte doch *fünf Errata;* denn er hatte nur „*überhaupt*, nicht aber um *besondern* Beystand oder „*Aufmerksamkeit*“ gebetet. Welch eine andre Erfahrung machte er aber, als er bey einer ähnlichen Gelegenheit, da das Exercitium schon in des Schullehrers Händen war, und er sich erinnerte, statt *religio revelata relata* geschrieben zu haben, Gott inbrünstig bat, mit schwärzerer Dinte das *ve* noch oben an zu schreiben! Mit schwärzerer Dinte, als die seinige war, sah er wirklich nachher *ve* von einer andern Hand geschrieben! Wir werden diefs bald sehr natürlich erklären. Hier nur vorher noch folgende Stelle, die das Angeführte stärker beleuchtet. „Das Gebet, heifst es S. 66, half mir aus Verlegen„heiten, aus denen mir keine menschliche Macht „und Weisheit helfen konnte. Hätte ich in der Kir„che

che *geschwatzt* und ward aufgezeichnet, mithin in ängstlicher Erwartung wohlverdienter Züchtigung, ich betete, und die Züchtigung blieb aus. Sollte mir etwas *auskommen*, das ich verhehlt hatte, und besorgte ich Lerm im Hause, ich betete, und man fragte der Sache nicht nach. Hatte ich Geld verloren oder verthan, aus Verschwendung oder Barmherzigkeit, und ich sollte der Mutter Rechnung geben, ich betete, und erhielt noch den Moment, eh' ich zur Rechenschaft gezogen ward, ohne zu heischen, von meiner Grossmutter, von meinem Vater oder sonst woher das Benöthigte." Wegen lcher Erfahrungen fand L. (S. 24) Gott ungemein - „*brauchbar*" und Hr. G. sagt uns, man werde ›ch nun wohl begreifen, warum kein Räsonnement n jemals abhalten konnte, an die „*Brauchbarkeit*" Gottes zu glauben. Was sagen unsre Leser ı dieser *Brauchbarkeit* des Erhabensten, wozu sich ɜr menschliche Geist erheben kann? Gott wie einen ɜdienten, wie einen Hausknecht *brauchbar* nennen, *auchbar* finden, welche unanständige Benennung, elche kleinliche Vorstellung, welche mit Unwillen füllende Herabwürdigung des allervollkommensten eistes! Aber auch zugleich wie äusserst bedeutsam diefer unvergessliche Ausdruck; wie genau be-ɜichnet er die Denkart Lavaters über diesen Punkt! ner Vorfall mit dem Worte *revelata* hängt übrigens it einer frühern Geschichte genau zusammen, die ɔn L. vortreflich erzählt ist, und die wir hier in ɜr Kürze vortragen wollen. Lavater hatte einmal in ɜr Schule die Eitelkeit, die Stelle eines *Custos* während einer Sonntagsnachmittagspredigt in der Münɜrkirche versehen zu wollen, und bestach den wirklien Custos, den man, weil das Aufhängen und bnehmen der den Kirchengesang bezeichnenden afeln an der Kirchthüre mit diesem Amte verbunɜn war, nicht aus so genannten vornehmern, sonɜrn nur aus Handwerker - Familien zu wählen legte, mit einigen Schillingen, um ihn zu vermöɜn, ihm seine Würde für diesen Nachmittag zu ɔerlassen. „Ein König am Tage seiner Krönung ƙann nicht fröhlicher seyn, als L. es durch diese Ehre ward." In der Schule pflegten sich die Schoren vor dem Anfange des Gottesdienstes zu sameln, und unter der Aufsicht des Custos ward geöhnlich in dem N. T. so lange gelesen, bis es Zeit ar, in die Kirche zu gehen. An diesem Tage ward ɜrade die Geschichte von Johannes des Täufers ıthauptung gelesen, und ein Knabe las aus Verseɜn: sie brachte das Haupt *in einem Schlüssel* statt *einer Schüssel*, was allgemeines Gelächter erreg-; doch wusste der Vicecustos bald die Stille wieɜr herzustellen. Man gieng jetzt paarweise in die irche, und L. griff unterwegs immer in die Tasche ıch den Schulschlüsseln, die der Custos bey sich ug, mit einem Freudengefühl, „wie etwa ein ıeuer Papst die Schlüssel Petri anfühlen mag." ahrend des Gesangs gieng er, Kraft seines Amts, ›n einer Kirchthüre zur andern, um die schon erıhnten Tafeln abzunehmen; aber o Himmel, der Drache, seine Mutter war in der Kirche, und wie empfieng sie ihn zu Hause? „Kaspar, hiess es, was „will das werden? *Du* hast den Custos gemacht? Die „Tafeln abgenommen? *Wie die gemeinsten, die ärm„sten Bürgerskinder thun!* Und das alles ungefragt! „Dem Vater, der Mutter kein Wort gesagt! Schämst „du dich nicht in die Seele? Ich hätte mögen blass „werden! *Pfui! Herrn Doctor Lavaters Sohn — ein „Custos!*" Des folgenden Tages sollte er nun noch vollends in der Schule dafür Schläge bekommen, weil er die Knaben, die über den Schlüssel in der Geschichte des Täufers gelacht hatten, nicht aufgezeichnet hatte; der wahre Custos ward wirklich unverhörter Weise gepeitscht, und der Schullehrer schickte sich an, auch L. zu misshandeln; aber L. voll Mitleiden mit dem unschuldigen Custos, und bey aller sonstigen Blödigkeit voll Ingrimm über den Schuldespoten sagte: „Bey Gott, Hr. Präceptor, „ich will wissen warum? Sonst geht es nicht gut — und da er ihn beym Kopfe nehmen wollte: „Sie sind „ein Tyrann, ein Unmensch. Das ist keine Manier, „unverhörter und unverdienter Weise zu strafen" — riss sich los, stürmte auf seinen Platz, raffte die Bücher schnaubend zusammen, drohte, es dem Scholarchen anzuzeigen und ward nur durch ein heftiges Nasenbluten davon abgehalten. Dieser Auftritt machte einen solchen Eindruck auf den Schullehrer, dass er noch in derselben Stunde Lavatern mit auffallender Partheylichkeit begünstigte, und nun musste bald darauf das Exercitium gemacht werden, in welchem er den Schreibfehler *relata* machte, und es war *derselbe* Schullehrer, dem er seinen Aufsatz zu übergeben hatte; kann man also noch einen Augenblick an dem eigentlichen Zusammenhange des erzählten Wunders zweifeln? Und ist es nicht leicht zu begreifen, dass dieser Schullehrer, der sonst keinen Sprachfehler in dem Aufsatze fand, hier ein, nicht an dem Sohne eines gemeinen Bürgers, sondern des Hn. D. Lavaters, eines Zwölfers, begangenes Unrecht vergüten wollte? — Lavater selbst fühlte in seiner Erzählung, dass diess die natürliche Erklärung seyn müsse; und doch lässt er die Sache in einem gewissen Helldunkel schweben, lässt es zweifelhaft, ob nicht doch vielleicht Gott selbst das *ve* mit schwärzerer Dinte hineingeschrieben haben könnte. Eben so leicht ist es, die S. 282. 283 erzählte Wundergeschichte auf die natürlichste Weise psychologisch zu erklären. Und wenn Lavater nicht eine so grosse Vorliebe für das Wunderbare gehabt hätte, wie hätte er (S. 32. 33) den Grund des häufigen Zusammentreffens unangenehmer Vorfälle in seinem Leben mit unmittelbar vorher sich zugezogenen sittlichen Verschuldungen noch anderswo als *in seinem eignen Gewissen* suchen können, das jedes zufällige Missgeschick, welches ihm nach gewissen Vergehungen traf, auf diese unsittlichen Handlungen bezog? — In der oben erwähnten „Custodiade" werden auch gewiss den Lesern die Vorwürfe nicht entgangen seyn, womit die Mutter ihren Sohn überhäufte. Damit ist zu verbin-

binden, was man S. 42 liest, dass L. nur mit Kindern, deren Aeltern ungefähr von seines Vaters Range waren, ja aber nicht mit Handwerkerkindern, *wenn sie auch mit ihm in dieselbe Schule gingen*, umgehen durfte; aller Wahrscheinlichkeit nach hängt es auch mit diesem lächerlichen Familien-Hochmuthe seiner sonst so gottesfürchtigen Mutter zusammen; dass sie (S. 39) es anfangs sehr übel nahm, als L. erklärte, er wolle ein *Geistlicher* werden; diess war nach ihren Begriffen so gemein, da in Zürich viele Söhne von *Handwerkern* Theologie studieren! Einen *Doctor* wollte sie aus ihrem Sohne machen, und ihn mit Gottes Hülfe auch in den *Rath* bringen; wie empfindlich musste es ihr seyn, dass Hans Kaspar nicht mehr auf sich hielt? — In seiner Kindheit gefiel er sich aber auch sehr in der Idee, der *Anführer* einer *Diebsbande* (S. 35) zu werden, und S. 34. 48. 49 erzählt er hässliche *Bosheiten* von sich, wobey er zugleich gesteht, dass solche „*Teufeleyen*" sich gar nicht selten in seinem Herzen geregt haben; und doch will Hr. G. seinen Schwiegervater besser machen, als er, mit achtungswürdiger Aufrichtigkeit, sich selbst schildert. „Schon als Knabe," sagt er S. 59 mit gänzlicher Vergessenheit desjenigen, was er selbst aus Lavaters Handschrift abgeschrieben hatte, „war L. *sehr moralisch gut!!*" L. selbst hingegen sagt S. 78 sehr ehrlich: Ich war gut und fromm, — *wenns mich ankam!* Und S. 76 erzählt er, wie gerührt er gewesen sey, als sein älterer Bruder Conrad starb. „Alles Irrdische, sagt er, kam mir ekelhaft vor; Essen schien mir *Sünde*; dass mich mein Vater die „Zeitung lesen hiess, ein *Verbrechen*. Bange schlief „ich ein, und erwachte — *mit frohen Empfindungen, nun der älteste Sohn des Hauses und der Haupterbe des von meinem Bruder gesammelten und von „ihm dirigirten Naturalien- und Münzcabinets zu „seyn!*" (Beyläufig ist hier zu bemerken, dass L. in dieser Erzählung den Tag des Erdbebens zu Lissabon unrichtig auf den 19. Dec. anstatt des 1. Nov. 1755 setzt.) — Hr. Hofr. *Wieland* wird herzlich lachen, und an *Abdera* denken, wenn er hört, dass man während seines Aufenthalts in Zürich von ihm versicherte, „er könne mit dem blossen Blicke „ein Zimmer ausmessen, und sagen, wie viele Linsen darin Raum haben!" Auch ist nicht zu übersehen, dass es S. 63 heisst, L. sey sehr begierig nach Wielands Unterrichte geworden, weil man sagte, er nehme nur „*vornehme*" Schüler an, die „*ausgesuchte Köpfe*" seyen. O Eitelkeit der Eitelkeiten! mag man hier wohl mit L. (S. 79.) ausrufen. Folgende Züge einer Charakterschilderung, die L. S. 96 von sich selbst schon als achtzehnjähriger Jüngling *entwarf*, verdienen ebenfalls Aufmerksamkeit: „Seine Blutmischung macht seine Einbildungskraft *feurig und* „*wild*, und lässt ihn selten auf das *Mittelmässige* „*fallen*. Seine auf zu viele Gegenstände zielende „Wissbegierde beweist, dass er ziemlich flüchtig ist. „Sein menschenliebendes Herz ist mehr eine Geburt „*der Natur als der Tugend*. Würde das Auge seines Verstandes nur auf seinen Zweck sehen, so „dürfte er grössre Dinge wirken. Er liebt *feurig*; „lange kann er nicht fassen; vielleicht könnte seine „zu grosse Liebe für Freunde Niederträchtigkeit gebähren. Seine Freygebigkeit mag eher *Leichtsinn* „*als Tugend* seyn." Aus den jugendlichen Aufsätzen L's, wovon man S. 116. 123. 124 Proben sieht, geht deutlich hervor, wie sehr die Phantasie schon damals bey ihm vorgeherrscht hat, und S. 118. 119 zeigt sich, wie sehr geneigt er schon als Jüngling zu der Prediger-Redseligkeit war, *die ihn sein ganzes Leben nie verliess*. Die von Hn. G. S. 132 herausgehobene Wendung einer Predigt, die L. als Student hielt, ist ganz gewöhnlich und Rec. kennt mehrere gemeine Kanzelredner, bey denen solche Wendungen vorkommen. *Lächeln muss* man über Lavaters Bekenntnisse *seiner Unwissenheit*. „Du würdest dich," schreibt er im ein und zwanzigsten Jahre seines Alters (S. 137. 138) an Heinrich Hess, „*sehr irren*, wenn du glaubtest, *meine Wissenschaft sey nur mittelmässig. Was ist meine Kenntniss der Sprachen*, die doch einem Geistlichen un„entbehrlich ist? Wie siehts um meine *Philosophie* „aus?" Und in dem Fragmente seiner erst vor zwölf Jahren geschriebenen Biographie heisst es nach S. 65: „Mit Joh. Kasp. Lavaters allergnädigster Erlaubniss bin ich noch jetzt in einem allen Glauben „übersteigenden Grade ein *Ignorant*." Um so begieriger möchte man nach den *philologischen* und *kritischen* Belehrungen seyn, die Hr. G., der ausser seinem Pfarrdienste noch ein akademisches Lehramt hat, nach S. 340 dem seligen Lavater verdankt.

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Paris*, b. Desenne: *Reflexions sur le Traité de Luneville*, par le Cit. *Perreau*. An IX. 1801. 40 S. 8. Der Vf., Tribun und Professor der Rechtswissenschaft, geht vom Westphälischen Frieden aus, und sucht zu beweisen, dass dieser keineswegs auf guten politischen Grundsätzen gegründet gewesen sey; dagegen habe der Tractat von Luneville die wahren Grundlagen des Verhältnisses zwischen Frankreich und Oestreich, und die natürlichen Gränzen der Republik hergestellt. Die Schrift erschien zu Paris im April.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 30. Januar 1802.

LITERATURGESCHICHTE.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Joh. Kasp. Lavaters Lebensbeschreibung*, von seinem Tochtermann *Georg Gessner.* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Geschichte der Anklage des Junker Landvogt *Grebels*, die in Lavaters Leben ein glänzender Punkt ist, musste *zart* behandelt werden, damit nicht ein noch lebender, rechtschaffener, Sohn dieses Mannes durch die Art der Wiederauffrischung derselben sehr gekränkt würde, als schlechterdings unvermeidlich war, wenn eine Biographie von L. geschrieben werden sollte. Ob Hr. G. sich mit Geschicklichkeit hierbey nahm, sey dem Urtheile des Lesers überlassen; Rec. kann nur keinen *Muth* (S. 157.) in Lavaters Unternehmen sehen, so lang er noch *anonym* handelte. Sonderbar sind die Titulaturen, die in dieser Geschichte vorkommen. Die Vorsteher der Dorfgemeinden des Amts Grüningen, wurden *Euer Ehrsam* titulirt, der Landvogt *Euer Hochedel*, hingegen der Magistrat zu Zürich, der ausser einigen wenigen Edelleuten, aus bürgerlichen Capitalisten, Kaufleuten, Krämern und Handwerkern bestand, *allergnädigste Herren;* Hn. Chorherrn Breitinger giebt L. S. 190. den Titel: *Euer Wohlehrwürden.* In der That wissen noch heut zu Tage die wenigsten Schweitzer, was sich in dergleichen Dingen gebührt; und immer thun sie der Sache entweder zu wenig oder zu viel. Das Schreiben an Breitingern, das am angeführten Orte vorkommt, giebt Nachricht von der Reise nach *Barth* in *Pommern* zu *Spalding;* hier das Urtheil über den sel. Sack. „Hr. Hofpred. Sack, heisst es S. 190., „scheint von der Religion ganz durchdrungen zu „seyn. Er ist überaus offenherzig, und zeigt in sei„nen Reden eben den aufgeklärten Geist, der in sei„nen Schriften leuchtet. *Vielleicht würde er besser „thun, wenn er den Verdacht, für orthodox gehalten „zu werden, auf eine minder gesuchte Weise von sich „ablehnen würde.* Seine Grundsätze, den Glauben an „das Wort Gottes betreffend, würden vielleicht bey „jedem andern, der die Wahrheit nicht mit dem „Lichte der Vernunft, nicht mit der Aufrichtigkeit „sucht, wie er, *gefährlich und eine Quelle von tausend „Irrthümern und Streitigkeiten* werden. *Wie nahe ist „man dem wirklichen Unglauben,* und was gelten dann „die äussern Beweise der Göttlichkeit der heiligen „Schrift, wenn es jedem frey steht, ganze Bücher, „Hauptstücke und jeden einzelnen Satz, der den „Schein einer Ungereimtheit hat, ohne Genade zu „verwerfen." Welche hämische Beurtheilung eines würdigen Mannes, um von der Unwissenheit, die der letzte Theil dieser Stelle verräth, nichts zu sagen! Heisst das nicht (S. 199.), „an die Zeichnung „eines verdienstvollen Mannes ein bedeutendes *aber* „anhängen, um einen Schatten auf das Licht des „Gemäldes fallen zu lassen, wodurch man glaubt, „sich selbst in ein desto günstigeres Licht zu stellen?" (So schreibt nämlich Hr. G.; *er*, nicht der *Rec.* hängt ein *aber* an eine *Zeichnung!*) Eine Aeusserung, die L. von dem Hofpred. *Koch* zu *Potsdam* hörte, ist, als Einfall, der Aufhebung werth. „Die Polemik, „sagte er, ist bey der Religion, was der *Tross* bey „einer Armee; die Wagenknechte, die Speiseverkäufer sind nicht Soldaten, sie sind eigentlich nicht „die Armee; sie sind aber doch bey derselben noth„wendig. Eben so verhält es sich mit der Polemik. „Sie ist nicht die Religion selbst; und die Polemi„ker sind nicht die eigentlichen Streiter Jesu; sie ge„hören aber doch mit zur Religion, und sind biswei„len so unentbehrlich als der Tross bey der Armee." Nach S. 212. war L., der so oft über Recensionen sich höchstempfindlich zeigte, *selbst ein Recensent;* er arbeitete nämlich in dem Jahr 1763, als er bey Spalding war, an den zu Lindau erschienenen *kritischen Nachrichten;* später lieferte er auch, wie Rec. zuverlässig weiss, Beyträge in die Frankfurter *gelehrten Zeitungen;* vielleicht arbeitete er einige Jahre an der Lemgoer Bibliothek. Wer hätte gedacht, dass L. sich bis zu *Recensionen* herabgelassen hätte? Aber freylich ein frommer Mann weiss alles zu heiligen! — Gut war der Rath, den ihm seine Mutter in einem Briefe gab, *sich in gewisse theologische Materien*, in Ansehung deren L. immer gern mehr wissen wollte, als man wissen kann, *nicht zu vertiefen;* er scheint ihn aber nicht sehr befolgt zu haben. Sonderbar fällt es auf, dass *L.* im Frühling 1764, als Spalding schon nach Berlin berufen war, von diesem verehrten Manne *auf Nichtwiedersehen auf Erden* sich trennte. Ist denn Berlin von Zürich so weit entfernt, dass man nicht zu einander kommen kann? Und wie kommt es, dass *Lavater*, der so häufige Reisen machte, der Westphalen, den Ober- und Niederrheinischen Kreis, Schwaben, Bayern und Franken, Ober- und Nieder-Sachsen, der sogar Holstein und Dänemark sah, und der in dem Jahr 1786 zu Dessau, also nur wenige Meilen von Berlin sich befand, doch nie den Mann wieder besuchte, „der so oft (S. 234.) „mit

„mit Augen voll überfliesender Zärtlichkeit auf ihn „blickte, und die Thränen aufküsste, die aus sei-„nem Dank erfüllten Auge zitterten?" Was *Lavaters* Heyrathsgeschichte betrift: so darf man wohl sagen, dass es sich damit etwas anders verhält, als Hr. *Gessner* erzählt, dass seine ihn auch hierin meisternde Mutter ihm ganz andere Vorschläge that, dass sie in mehrern *reichen* und angesehenen Familien seinethalben anfrug, dass sie Körbe bekam, weil die Mädchen nicht gern mit der wunderlichen Mutter in einer Haushaltung leben wollten, und der Sohn doch anfangs bey den Aeltern mit seiner Frau leben sollte, und dass erst zuletzt an das Frauenzimmer gedacht ward, mit der er sich verband. Aeltere Personen in Zürich werden zeugen können, ob es nicht mit diesen Umständen seine völlige Richtigkeit habe, und jeder mag urtheilen, ob Hr. G. nicht besser that, diesen Theil des Lebens L. nur kurz zu berühren, wenn er nicht recht davon unterrichtet war, oder die engen Verwandtschaftsverhältnisse ihm nicht erlaubten, hier ganz genau in seiner Erzählung zu seyn, als einen kleinen Roman zu schreiben, in welchem der Besserunterrichtete die ganze Wahrheit nicht überall erkennen kann. Charakteristisch für *Lavatern* ist der Umstand, dass er an seinem Hochzeittage ein Gebet, wie man es in gewöhnlichen Gebetbüchern findet, für sich und seine Braut aufsetzte, *das er in der Hochzeitnacht mit seiner Geliebten beten wollte.*

Diess ist einiges von demjenigen, was Rec. über diesen ersten Theil von *Lav.* Lebensbeschreibung zu bemerken fand. Er zweifelte schon vor der Erscheinung derselben, ob wohl Hr. G. der rechte Mann seyn werde, um sie zu schreiben. Denn gerade in demjenigen Zeitraume des Lebens Lavaters, in welchem dieser originelle Mann die meiste Liebenswürdigkeit besass, und seine Geisteskräfte den grösten Glanz verbreiteten, konnte Hr. G. seiner Minderjährigkeit wegen, ihn noch nicht kennen; und da wenigstens nichts von Hn. G. bekannt geworden ist, woraus man bey ihm auf vorzügliche Fähigkeiten schliessen könnte: so durfte man wohl noch nicht als ausgemacht annehmen, dass Lavater ihn als den betrachtete, der ihn ganz beurtheilen könnte. Das Lesen dieses ersten Bandes hat nun wirklich die vorläufigen Zweifel des Rec. bestätigt. Hr. G. sagt zwar in der Vorrede seiner Schrift S. X. „Nur die-„jenigen, die an Lavatern ein *Behagen* fanden, wer-„den es auch an dieser Biographie finden können;" allein hier ist er durch seine zu grosse Meynung von sich selbst zu einem groben Irrthum verleitet worden. Denn es folgt so wenig, dass, wenn man an L. ein „Behagen" fand, man es auch an Hn. G. finden werde, dass man vielmehr gerade dadurch seine *Achtung* für Lavaters vorzügliche Eigenschaften zu erkennen giebt, wenn man aufrichtig gesteht, dass dieser merkwürdige Mann an Hn. G. nicht den Biographen gefunden hat, den er in so mancher Hinsicht verdiente.

n. l

PHILOSOPHIE.

ERFURT, b. Hennings: *Gemeinfassliche Darstellung des Fichteschen Systems und der daraus hervorgehenden Religionstheorie.* Von *J. B. Schad*, D. der Philos. in Jena, ehemals Benedictiner und Prof. der Philos. zu Banz. *Erster Band.* 1800. 342 S. *Zweyter Band.* 356 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Gegenwärtige Schrift soll für diejenigen gemeinfasslich seyn, die schon im Nachdenken über philosophische Gegenstände geübt, mit einem, von gewissen Lieblingsvorstellungen freyen, und Wahrheit suchenden, aufmerksamen Geist dieselbe lesen werden; und das ist sie auch in der That. Aber eben darum liegen nun auch hier die Schwächen des Fichteschen Systems recht sichtbar zu Tage, und die Behauptung, dass dieses System kein *Kriticismus*, sondern *Dogmatismus* sey, der mit allen dogmatischen Waffen streite, beweiset sich durch diese Darstellung unwiderleglich. Dass aber in dieser Schrift das Fichtesche System unverfälscht enthalten sey, documentirt der Vf. durch folgendes Factum. „Sehr schätzbar, sagt er, ist mir die Gefälligkeit, die mir *Fichte* dadurch erwiesen hat, dass er, ehe er nach Berlin abreisete, diejenigen Bogen meines Manuscripts überlas, in welchen gerade das Wichtigste seines Systems, nämlich die Grundlage desselben, dargestellt *ist*, wofür ich ihm hier öffentlich danke. *Noch schätzbarer* aber ist mir das Urtheil, das er darüber gefällt hat, kraft dessen er mir bezeugt, dass sein Sinn auf das richtigste dargestellt sey, und dass er folglich in Rücksicht auf den Inhalt auch nicht ein Wort aussetzen könne." So grimmig auch Hr. *Sch.* am Ende des zweyten Bandes auf seinen *Erlanger* Recensenten losfährt, dass er Fichtes Zeugniss zur Empfehlung der Schadischen Darstellung anführt, und folglich nicht selbst wisse, ob Schads Darstellung mit dem Fichteschen System übereinstimme: so scheuet sich doch Rec. gar nicht, dieses Zeugniss, das doch (die historische Richtigkeit desselben vorausgesetzt) gültiger seyn muss, als alle Versicherungen der Interpreten, auch hier herzusetzen. Rec. könnte hier seine Recension schliessen. Allein da der Vf. die *Fichtesche* Philosophie der *Kantischen* entgegensetzt, und sich gegen die Vertheidiger der letztern auf eine *terroristische* Art erklärt: so muss Rec. durchaus diese Gelegenheit benutzen, mit aller Ruhe, die die gute Sache ihm schenkt, hiermit sein Gutachten über jene Philosophie und ihre Anmassungen abzugeben.

Hr. *Sch.* wundert sich in der *Einleitung*, dass die Anhänger der kritischen Philosophie die Kategorien vom Uebersinnlichen gebrauchen wollen, da sie doch mit K. behaupten, sie wären auf das Uebersinnliche gar nicht anwendbar. Allein bey allem seinen Studium der Kantischen Philosophie muss er ebenso wenig, als die übrigen Vertheidiger des Fichteschen Systems, jene *Hauptstelle* hierüber in K. Krit. der praktischen Vernunft S. 245. ff. gelesen haben, welche also lautet: *„Zu jedem Gebrauche der Vernunft in Ansehung*

ſehung eines Gegenſtandes, werden reine Verſtandesbegriffe (Kategorien) *erfodert, ohne die kein Gegenſtand gedacht werden kann.* — Nun ſind hier, fährt K. fort, *Ideen* der Vernunft, (Rec. ſetzt hinzu, z. B. die Idee von *Gott*, wie dieſs K. S. 246. und S. 108. ſelbſt ſagt, daſs er *Gott*, eine *intelligibele Welt* u. ſ. w. hier im Sinne habe), die *Realität* derſelben verſchaft reine praktiſche Vernunft, und hierbey hat die theoretiſche Vernunft nichts weiter zu thun, als *jene Objecte* (nämlich die *überſinnlichen*, die Objecte zu den Ideen, z. B. Gott) *durch Kategorien bloſs zu denken*, welches ganz wohl, ohne Anſchauung zu bedürfen, angeht, u. ſ. w. Hr. *Sch.*, ſollte man denken, müſste wie aus den Wolken gefallen ſeyn, wenn er dieſe Stelle, beſonders aber in der Kritik ſelbſt *in extenſo*, lieſet und bedenkt, wie hart er mit den, von ihm genannten, Kantianern umſpringt, wenn er ihnen vorwirft, daſs ſie nicht einmal fähig wären, von Kants Behauptung in Betreff der Kategorien die nächſte unmitttelbare Anwendung auf Gott zu machen. Hr. *Sch.* leſe doch auch *Kritik der praktiſchen Vernunft* S. 8. und 94. ff. Doch was bedarf es des Diſputirens hierüber, die That entſcheide. Kant behauptet, man könne und müſſe ſich der Kategorien in *praktiſcher Abſicht*, nach einer Analogie; auch zum Denken des Ueberſinnlichen bedienen. Hr. *Sch.* verſuche es nun, auch nur *eine Zeile* z. B. über Gott, oder über die Freyheit des Willens, und das ſie vorausſetzende moraliſche Handeln des Menſchen, zu ſchreiben, und dabey keine Kategorien zu gebrauchen (nicht den Worten, ſondern der Sache nach). So ſoll er gewonnen haben. Er behauptet ja, es ſey ein Gott, was heiſst das aber anders als Gott durch die Kategorie der *Exiſtenz* oder des *Daſeyns* denken; er ſpricht vom *Weſen* Gottes, aber was iſt das Weſen anders, als der Inbegriff ſeiner *nothwendigen Qualitäten;* er ſagt, Gott wohnt urſprünglich im Herzen des Rechtſchaffenen, iſt das nicht eine *Relation* Gottes zu dem Rechtſchaffenen? Will er die *Gottheit*, von der er doch redet, nicht als ein *für ſich beſtehendes Weſen*, (Subſtanz) denken, ſo bleibt ihm ja nichts übrig, als ſie als ein, einem andern Dinge Anhängendes (Inhärirendes) oder als *Accidenz*, oder *gar nichts* zu denken. Ohne Kategorien geht uns der Verſtand aus, und ſo wie die Begriffe, ohne einen durch die Sinnlichkeit gelieferten Stoff, für die *Erkenntniſs* (obwohl nicht *für das Denken zum Behuf des Praktiſchen*) *leer* ſind: ſo ſind dieſs auch die *Ideen*, ohne die Begriffe des Verſtandes, und zwar *in jeder Rückſicht.*

Der Vf. will in vorliegender Schrift: 1) die vorzüglichſten Foderungen beſtimmt angeben, welche die Vernunft zur Begründung alles Wiſſens, oder zur Philoſophie als Wiſſenſchaft alles Wiſſens zu machen hat; 2) den Zuſtand der Philoſophie vor Kant, und nach ihm bis auf Fichte prüfen; 3) die vorzüglichſten Punkte des Fichteſchen Syſtems und der darauf beruhenden Religionstheorie ins Licht ſetzen. Das *erſte* iſt der Inhalt des erſten, und das *zweyte* der Inhalt des zweyten Bandes: das *dritte* finden wir nicht abgeſondert vorgetragen, wie man doch nach jener Eintheilung vermuthen ſollte; aber vielleicht haben wir noch einen *dritten* Band zu erwarten. Der erſte Band enthält alſo das *erſte Hauptſtück*, welches zur Ueberſchrift hat: *Begriff der Philoſophie als Wiſſenſchaft alles Wiſſens*, und aus fünf ſehr ungleichen Paragraphen beſteht, wovon freylich der *vierte* ungeheuer lang iſt, und in 51. kleinere Abſätze zerfällt. Die fünf Sätze, welche Hr. *Schad* in dieſen fünf Paragraphen ausführt, ſind: es muſs einen letzten Grund des menſchlichen Wiſſens geben; dieſer muſs ſelbſt gewiſs ſeyn; er muſs durch ſich ſelbſt gewiſs ſeyn; er muſs über alle Erfahrung erhaben ſeyn; er muſs jedem Wiſſen Form und Gehalt mittheilen. Den erſten Satz behauptet er gleich *dogmatiſch*, d. i. ohne zu unterſuchen, wie kommt das menſchliche Erkenntniſsvermögen zu dieſem Satz (denn das würde *kritiſch* ſeyn), ſondern er macht ihn zum bodenloſen Fundament ſeines darauf zu errichtenden Syſtems. Der Menſchheit iſt daran gelegen, ſagt er, einen ſichern und unwandelbaren Standpunkt zu haben, von welchem man das Wahre und Falſche unterſcheiden kann, *alſo muſs es etwas abſolut Wahres und Gewiſſes, einen letzten Grund des menſchlichen Wiſſens geben.* Hr. *S.* muſs vergeſſen haben, wie viel Mühe es K. gekoſtet hat, die Beſchaffenheit des Begriffs des *Abſoluten* ausfindig zu machen, und wie ihm dieſer Begriff das ganze theoretiſche Vernunftvermögen aufgedeckt hat. Wahrlich, wann der Skepticismus ſo leicht zu bezwingen wäre, daſs man nur eine ſolche Behauptung aufſtellen dürfte: ſo hätte man gegen ihn leichtes Spiel. Mit dieſem ſo dogmatiſch aufgeſtellten Begriff des *Abſoluten* läſst ſich alles machen; denn freylich iſt es eine *regulative* Foderung der Vernunft in allen Dingen, alſo auch im Wahren und Gewiſſen, und alſo auch in der Reihe der Gründe des menſchlichen Wiſſens, nach dem Abſoluten zu trachten. Aber enthält darum auch das menſchliche Wiſſen *abſolute* Gründe des Wiſſens? *Relativ* erſte enthält es, das iſt gewiſs; aber *abſolut* erſte zu behaupten, heiſst den Unterſchied zwiſchen Verſtand und Vernunft verkennen, und gar nicht wiſſen, was *Ideen* in theoretiſcher Rückſicht ſagen wollen. In keiner Erfahrung kann es etwas Abſolutes geben; alles Wiſſen, alles *Wahre* und *Gewiſſe*, aber iſt ein Object innerer Erfahrung, denn es iſt ein Gegenſtand des inneren Sinnes; folglich kann es kein *abſolutes* Wiſſen, kein *abſolut Wahres und Gewiſſes*, in unſerm Bewuſstſeyn geben. Aber wir werden bald ſehen, wie *Fichte* und *Schad* dieſem Einwurf ausweichen: der Gegenſtand dieſes abſoluten Wiſſens liegt auſser dem Bewuſstſeyn und wird intellectuel angeſchaut. Der ganzen Fichteſchen Philoſophie liegt eine unrichtige Vorſtellung von den *Ideen* zum Grunde, aus der auch ihr ganzes Spiel mit dem *Ich* und dem *Nicht-Ich*, und ihre ganze magiſche Ableitung der Erfahrung und Sinnenwelt aus dem dürftigen Ich entſpringt. O möchten doch die, immer mehr ſich häufenden Urheber neuer philoſophi-

bert, in der neuen Heloise und im Emil. Nicht das Weib an sich, sondern dasselbe im geselligen Zustande, ist der Gegenstand der Betrachtungen des Vfs. Auf die Untersuchung über die eigenthümlichen Anlagen des andern Geschlechts, und die für dieselben passende Ausbildung in den höhern Ständen der Gesellschaft (mit denen sich der Vf. einzig beschäftigt), folgt die Ausführung über die Hauptquelle der weiblichen Ausbildung, die häufige Theilnehmung an dem geselligen Umgange, über die Uebertreibung des Genusses der Geselligkeit und die nachtheiligen Folgen davon für den Charakter der Weiber und der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt, nebst Bemerkungen über verschiedne weibliche Charaktere in den gebildetern Ständen, wie diese durch unsre jetzige gesellschaftliche und häusliche Verhältnisse in Deutschland entwickelt werden. Ueber die Vortheile des grösern gesellschaftlichen Lebens bey dem rechten Gebrauch und die Nachtheile beym Missbrauch setzen wir eine schöne Stelle aus Th. 1. S. 77 f. als Probe von des Vfs. Vortrag hieher: „Das ausgebreitete gesellschaftliche Leben soll zur Ausbildung mehrerer Eigenschaften des Kopfes, mancher Talente dienen, und kann Gelegenheiten darbieten, wohlwollende Neigungen des Herzens zur Thätigkeit zu befördern. Sparsam und recht genossen ist es eine Würze des Lebens, und giebt auf diese Weise eine wohlthätige Veränderung und Erholung. Der grosse Haufen, der einige Lebhaftigkeit des Geistes besitzt, der aber des ausgebreiteten gesellschaftlichen Lebens nicht so geniesst, der dieses Leben zu seiner Hauptbeschäftigung macht, straft sich unvermeidlich selbst. Das Gute dieses Lebens verliert sich ganz für ihn. Er fühlt eine Leere, die ihn nur selten in dem Taumel verlässt. Der unmässige Genuss macht auch in diesem Genuss allen wahren Genuss verschwinden. Die ungleich grössere Anzahl derjenigen, die sich den Wirbeln der gesellschaftlichen Zerstreuungen gänzlich überlassen, ihre einzige oder Hauptbeschäftigung darin finden, werden für den Genuss des Vergnügens bald abgestumpft, da selbst in den grössten Hauptstädten, ungeachtet sie die mannichfaltigsten Abwechselungen von gesellschaftlichen Zerstreuungen darbieten, der Zirkel dieser Vergnügungen stets eng und einförmig bleibt. Den Sinn des Genusses verlieren die meisten dieser Menschen bald; aber je grösser die daher entstehende Leere wird: je stärker steigt das Bedürfniss, das unruhige Treiben nach ewigen Abwechselungen. Vergnügen gewähren sie zwar diesen verglaseten Geschöpfen, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, nicht mehr; allein sie sind ein Bedürfniss geworden, dessen Entbehrung unglücklich macht, wenn gleich der Besitz uns freudenleer lässt."

Da wir voraussetzen dürfen, dass die Hauptideen dieses Buches aus der ersten Ausgabe bekannt sind, und ein Theil davon wörtlich in die neue Bearbeitung übergegangen ist: so begnügen wir uns, hier die Hauptmomente anzudeuten.

Das Werk ist in zwey Bücher getheilt. Im ersten Kapitel des ersten Buchs werden die Grundzüge des physischen Unterschieds der Geschlechter fast ohne Veränderung, wenn uns das Gedächtniss nicht trügt, angegeben. Das zweyte Kap. handelt von dem moralischen (und intellectuellen) Unterschied der Geschlechter, mit Hinsicht auf gemachte Gegenerinnerungen. Den unterscheidenden Charakter beider Geschlechter setzt der Vf. in folgendes S. 27.: „Anhänglichkeit, Sanftheit, zarte und tiefe Empfindung, Feinheit des Geistes, sind im Allgemeinen die hervorstechenden Anlagen der Weiber; Stärke des Kopfes, die sich in den Verbindungen mehrerer Ideen, in dem Festhalten und den Folgerungen aus den Verbindungen der Ideen beweiset, hoher und anhaltender Schwung der Einbildungskraft, thätiger Muth des Charakters hingegen die Anlagen, wodurch sich Männer auszeichnen." Im dritten Kap. wird mit Beziehung auf Hippels bürgerliche Verbesserung der Weiber und auf die Schrift der Amazone Wollstonecraft über die Rechte des Weibes, die Frage erörtert: ob, bey dem vorhandnen Unterschiede der Anlagen unter den Geschlechtern, dem weiblichen, in Gemeinschaft mit dem männlichen Geschlechte, eine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, ohne grossen Nachtheil für die bürgerliche Gesellschaft, eingeräumt werden könne? Dieses wird verneint, und zwar vorzüglich darum, weil durch die Gemeinschaft der Geschlechter bey Erlernung der Handwerke und Künste, auf der Wanderschaft, beym gemeinschaftlichen Studieren auf Schulen und Universitäten, und in öffentlichen Aemtern und Geschäften selbst, die Sinnlichkeit grosse Unordnungen anrichten würde. Vorzüglich würde (S. 56 f.) „die zur Erhaltung der Sittsamkeit in dem Umgange der beiden Geschlechter so nothwendige, in Behandlung der Geschäfte aber so äusserst verderbliche Galanterie den nachtheiligsten Einfluss auf die Berathschlagungen und Entschlüsse erhalten." Diese Nachtheile fürchtet der Vf. aber nicht von Reichen, die von Weibern regiert werden, ungeachtet da ebenfalls eine gemeinsame Behandlung der Geschäfte zwischen der Regentin und ihren Staatsbedienten, Ministern und Generalen statt findet. „Die höchste Ehrerbietung, sagt er S. 72., die dem Landesherrn, sey er Mann oder Weib, gezollt wird, schliesst Galanterie und Rohheit aus. Nichts zügelt auch die Sinnlichkeit stärker, als die höchste Ehrerbietung, als die unermessliche Kluft, die selbst der erste Diener des Staats zwischen sich und dem Throne sieht." Allein Erfahrung lehrt, dass Sinnlichkeit und Leidenschaft auch diese *unermessliche* Kluft bisweilen überspringt, und dass der Staatsdiener sich durch sie auf Kosten der Wahrheit und Gerechtigkeit bestechen lässt. Das vierte Kap. beschäftigt sich mit einer weitern Auseinandersetzung der schon oben S. 27. angedeuteten vorzüglichen Anlagen der Weiber. Er hatte vorhin gezeigt, dass das Leben für die bürgerliche Gesellschaft nicht Bestimmung des Weibes, sondern des Mannes sey; nun zeigt er, dass das Leben in der grössern Ge-

Gesellschaft oder das Uebermaas der Gesellschaftlichkeit nicht der Hauptzweck des Daseyns eines vernünftigen Wesens, folglich auch nicht des Weibes, seyn könne, und dass daher nichts übrig bleibe, als das häusliche Leben für die Bestimmung des andern Geschlechtes anzusehen, welches durch eine nähere Betrachtung seiner Anlagen bestätigt wird. Das fünfte Kap. handelt von der Sinnlichkeit und Ehe, in welches wieder manches wörtlich aus der ersten Ausgabe übergetragen ist. Das sinnliche Bedürfnifs ist das gröfste Band unter beiden Geschlechtern, aber die Sinnlichkeit ist im Ganzen am heftigsten und reizbarsten bey den Männern, weit schwächer bey den Weibern, jedoch lebhafter und brennender bey denen der südlichen Länder. Selbst zur Ehe wird der Mann mehr durch sinnliche, das Weib mehr durch moralische Bewegungsgründe getrieben. Aber in der Ehe selbst, oder im lange fortgesetzten Besitz ausser ihr, tritt das Uebergewicht des Moralischen, auch beym Manne, wieder ein. „Die Ehe, sagt der Vf. S. 186. ist eine Verabredung, die sich auf die doppelte Natur der Menschen, die sinnliche und die moralische, gründet, und die uns gerade durch die Verbindung des doppelten Zwecks, den sie der Regel nach bezielt, so hoechst ehrwürdig seyn mufs. Die Vernunft soll und mufs stets die Sinnlichkeit beherrschen. Darum mufs der sinnliche Zweck in der Ehe dem moralischen und der Vernunft untergeordnet seyn." Der Ehe, der Heiligkeit und Wohlthätigkeit derselben redet der Vf. hier, wie Th. 3. S. 261 ff. recht nachdrücklich das Wort, und setzt die Nachtheile der Vielweiberey, Vielmännerey und überhaupt des unbeständigen Genusses auseinander. „Denken, heifst es S. 203. läfst sich freylich ein Staat, wo gar keine Ehen eingeführt wären, und der Staat für die physische und moralische Erziehung aller Kinder sorgte; aber dem unverdorbenen menschlichen Gefühle wird diese denkbare Einrichtung, die dem Einzelnen seine angenehmsten edelsten Empfindungen rauben würde, so empörend vorkommen, dafs wir kein Wort weiter darüber verlieren wollen." Ein Ausländer, mit den Künsten der Sophistik ausgerüstet, suchte 1792 im d. Mercur die Schädlichkeit des Systems der Ehe darzuthun, und stellte dagegen ein System der Galanterie auf, nach welchem jede Frau so viel Liebhaber, als ihr beliebte, haben, und die mit ihnen erzielten Kinder allein erziehen sollte. Davon versprach er die höchste Civilisirung, Freyheit und Glückseligkeit. Um dieses *Paradies der Liebe* noch anschaulicher und einladender zu machen, schrieb er unlängst einen Roman, der leicht manchen Thörinnen die Köpfe verrücken könnte. Lasen doch ehemals mehrere Römerinnen mit Begierde Plato's Repub[illegible] weil darin Gemeinschaft der Weiber eingeführt w[illegible] sollte (*Epictet.* Fragm. n. 53. T. III. p. 84. der Sch[illegible]gh. Ausg.). Dagegen werden aber bey dem bessern Theile des weiblichen Geschlechts die Vernunftgründe der Sittlichkeit immer siegen; und auch dazu trägt der Vf. das Seinige bey. Das sechste Kap. ist ganz geschichtlich. Der Vf. durchläuft, an der Hand von Meiners Geschichte des weiblichen Geschlechts und vornehmlich von Ramdohrs Venus Urania, die Geschichte der Weiber zu Athen und Rom und bey den Völkern vom deutschen Stamm, um zu zeigen, dafs bey den Nationen, die wir am meisten bewundern, die Gattin und Gefährtin des Mannes, die Mutter seiner Kinder, zum häuslichen Leben bestimmt gewesen sey. Das siebente Kap. ist ebenfalls meist geschichtlichen Inhalts. Um die Veränderungen, die im Mittelalter und der neuern Zeit in der Lage des andern Geschlechts vorgefallen, zu übersehen, handelt er zuerst von der Entstehung der hohen leidenschaftlichen Liebe, die bey den Griechen fast nur unter Personen gleichen Geschlechts vorkam, indem Jünglinge von Männern geliebt wurden, zeigt darauf, wie die hohe Leidenschaft in der Geschlechter-Liebe durch den Rittergeist unter den Völkern germanischen Stamms geweckt und genährt wurde, wie dieser Rittergeist, ursprünglich gegründet auf die seltne Communication unter beiden Geschlechtern, allmälig, als die Damen täglich in der Gesellschaft zu erscheinen anfingen, eine andre Gestalt gewann, und in den Ton der Galanterie überging. Es wird nun der grofse Einflufs geschildert, den das Leben in der gemischten Gesellschaft, der ununterbrochne Umgang mit dem männlichen Geschlechte, auf die Lage und Bildung der Weiber hervorbrachte, ferner die Einwirkung, welche einzelne Schriftsteller und einzelne Gattungen von Schriften in den neuern Zeiten auf die Empfindungen und die Denkungsart des weiblichen Geschlechts hatten, und zuletzt wird eine Skizze von dem gesellschaftlichen Zustande und dem geselligen Tone in den höhern Ständen der jetzigen Zeit in Deutschland geliefert.

In dem zweyten Buch werden die Fragen untersucht, welchen Einflufs die jetzige Lage und Bildung der Weiber auf ihre natürlichen Anlagen und ihre eigenthümliche Bestimmung haben, welche mannichfaltige Verdrehungen von Kopf und Charakter, und welche Verschobenheiten in den häuslichen Verhältnissen aus dem täglichen Leben des andern Geschlechts in der grofsen Welt entstehen. Das erste Kap. beschäftigt sich vorzüglich mit Erörterung der Vortheile und Nachtheile, die aus dem täglichen Leben in der gemischten Gesellschaft und dem Zusammenseyn mit den Weibern für die Männer entspringen. Th. 2. S. 74. heifst es: „Scherzen sollte man gewöhnlich mit den Weibern in der Gesellschaft auf eine angenehme gefällige Weise, räsonniren mit Männern. Das andere Geschlecht würde dadurch nichts von seiner Wichtigkeit bey uns verlieren, die wir so sehr einer angenehmen, leichten Aufheiterung zu Zeiten bedürfen." Diefs würde seine gute Richtigkeit haben, wenn es uns erlaubt wäre, die Weiber blofs zu Mitteln für unsre beliebigen Zwecke zu machen, und wenn es nicht unsre, vom Vf. selbst anerkannte (Th. 2. S. 393.), Pflicht wäre, zur Erhöhung der Vollkommenheit derselben auf jede Art, also auch durch unsern Umgang, beyzutragen. Wann werden doch die Weiber ihre Würde anerken,

fcher Syfteme es der Mühe werth halten, noch einmal Kants *Dialektik* der reinen Vernunft zu ftudieren, und tiefer, als bisher in fie einzudringen; wahrlich fie würden endlich zurückkommen von dem Wahn ihrer Superiorität und Originalität und von der poffirlichen Phantafie, als erliege bereits die kritifche Philofophie unter der neuern und neueften Philofophie, und als fey unfer Zeitalter fchon von der Verehrung des ächten Kriticismus zurückgekommen, der wahrlich allen ephemeren Verfuchen ihn niederzureifsen und aus feinen Trümmern originale Gebäude aufzuführen, ftets kräftig widerftehen, und als ein ewigdauerndes Monument ächt philofophifchen Geiftes bis auf die fpätefte Nachwelt fortdauern wird.

Hr. *S.* hat gar nicht bedacht, dafs man eben fowohl, als von einem abfoluten Grunde des Wiffens fagen könne, es ift der Menfchheit alles daran gelegen, dafs es eine abfolute *Urfache*, ein abfolutes *Subject*, ein abfolut *nothwendiges* Wefen u. f. w. gebe, denn diefs find ja alles abfolute Gründe des menfchlichen Wiffens. Wie konnte denn Hr. *S.* nicht einfehen, dafs folche Beweife, als der: „der erfte Grund alles Wiffens mufs durch fich felbft gewifs feyn, denn alles Wiffen ift durch einen Grund bedingt, aber diefs kann nicht ins Unendliche fo fort gehen, wenn ein Wiffen ftatt haben foll, folglich u. f. w." auf allen Seiten der Baumgartenfchen Metaphyfik ftehen?

Die Fichtifche Philofophie fondert fich aber nicht blofs der Form nach, da fie nicht das Erkenntnifsvermögen unterfucht, vielmehr von dogmatifchen Behauptungen ausgehet und dogmatifch fortfchreitet, fondern auch der Materie nach von dem Kriticismus ab. Sie behauptet ein intellectuelles Anfchauen des menfchlichen Verftandes, und der Gegenftand diefes Anfchauens ift das *Ich*, als ein abfolut Handelndes. Aber, fonderbar! dafs wir intellectuel anfchauen, find wir uns gar nicht bewufst, fondern es wird durch einen Schlufs bewiefen. Diefer Schlufs ift der wahre *Salto mortale* der Fichtefchen Philofophie, darum müffen wir ihn noch anführen; ift er richtig: fo hilft unfer obiger Schlufs nichts gegen das Abfolute, es ift wirklich da, freylich nicht *in der Erfahrung*, fondern *aufser derfelben*, freylich nicht in der *empirifchen* Anfchauung, fondern in der *intellectuellen*. Der letzte Grund alles Wiffens kann nicht felbft ein Wiffen feyn, fonft hätte es wieder einen Grund, und wäre nicht der letzte. Gefetzt, er fey ein *abfolutes Handeln.* Soll nun diefes abfolute Handeln zum deutlichen Bewufstfeyn erhoben werden: fo mufs es freylich gedacht werden, und ift in fofern den Gefetzen des Denkens unterworfen. Allein als abfolutes Handeln felbft begründet es erft das Bewufstfeyn und die Gefetze des Denkens, folglich kann nicht durch das blofse Denken, fondern durch das Anfchauen diefes Handelns daffelbe zum deutlichen Bewufstfeyn erhoben werden; da es nun abfolut und folglich rein von allem Empirifchen ift, und der Grund alles Anfchauens und Beftimmens: fo kann die Anfchauung blofs *intellectuel* feyn. Man fieht, erft wird gezeigt, dafs die Reihe der Gründe *a parte ante* nicht ins Unendliche fortlaufen könne, wegen eines Bedürfniffes der *menfchlichen* Vernunft (es ift der Menfchheit alles daran gelegen!); daher mufs es einen abfolut oberften Grund geben; nun kann diefer Grund, weil er abfolut ift, nicht im Bewufstfeyn liegen, wegen unfers obigen Schluffes; alfo mufs er aufser ihm liegen; wie kommt er denn nun aber ins Bewufstfeyn? das wiffen wir alle, wie immer, durch Anfchauung; aber dann ift er ja bedingt? empirifch? — nun Hülfe! nun kommt der *Salto mortale!* die Anfchauung ift *intellectuell!* Und was das fchlimmfte ift, diefe intellectuelle Anfchauung, von der kein Sterblicher fich eine Vorftellung machen kann, follen wir armen Sterblichen doch anftellen. Es wird jedem zugemuthet, fagt Hr. *S.*, das abfolute Handeln in fich hervorzubringen, und durch intellectuelle Anfchauung darüber zu reflectiren! *hinc illae lacrimae.* Diefe Zumuthung ift alfo doch ein Poftulat; nur darin von den mathematifchen Poftulaten unterfchieden, dafs man ein Sonntagskind feyn mufs, um es evident zu finden.

Im *zweyten* Hauptftück, das den zweyten Band füllt, handelt Hr. *S. den Zuftand der Philofophie vor Kant, und nach ihm bis auf Fichte*, in einer *Einleitung* und *zwey Abfchnitten* nach §§. ab. In dem letzten Abfchnitt hauet er die armen Kantianer ganz zufammen. Es ift aber auch gar kein Wunder, dafs Hr. *S.* fo unbarmherzig drein fchlägt, denn, wie er erzählt, hat er fich, durch den marktfchreyerfchen Ton *Kantifcher* Quackfalber angelockt, für einige hundert Thaler Bücher angefchafft, in der *Kantifchen* Fabrik geftempelt, und die haben ihm den Kopf verwirrt (feine eignen Worte, 2 B. S. 240.*)). Daher kann man es ihm auch nicht verdenken, dafs es ihm noch jetzt immer fo vorkommt, als behaupteten die Kantianer, die unglücklichen *Dinge an fich* exiftirten wirklich, weil fie als der einzig mögliche Grund der Erfcheinung angefehen werden müfsten, und was der Vifionen mehr find, die dem um baare hundert Thaler betrogenen Mann, von jener Verwirrung her, noch vorfchweben!

* * *

Hannover, b. d. Geb. Hahn: *Kindergefpräche.* Deutfch und Franzöfifch zur Erleichterung des erften Unterrichts in der franzöfifchen Sprache. 12te verbeff. Auflage. 1802. 201 S. 8. (10 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 170.)

Monatsregister

vom

Januar 1802.

I. Verzeichniss der im Januar der A. L. Z. 1802 recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

A.

An d. Schryver d. Gedachten over het gehouden Gedrag v. C. v. Herwerden etc. 27, 213.
Adam's Anweisung z. Erhaltung d. Gesichts a. d. Engl. v. *Kries* 2 Aufl. 23, 108.
Albin, od. d. Schiffbruch am Donaustrudel 14, 111.
An d. vorzüglichsten Mächte Europens üb. d. z. Luneville abgeschlossenen Frieden 3, 23.
Antipater u. Cassander, od. d. Regenten v. Macedonien v. R. v. H. 15, 128.
Archiv z. Vervollkommnung d. Bibelstudiums herausg. v. *Scherer* 1 B. 1 St. 13, 97.

B.

Beer's Pflege gesunder u geschwächter Augen 23, 180.
Beytrag z. Geschichte d. Frohne od. Schaarwerk in Bayern 1, 2 Th. 9, 70.
Beyträge, freymüthige, üb. d. Frieden zu Luneville 13, 103.
— — z. Kenntniss u. Verbesserung d. Kirchen- u. Schulwesens her. v. *Salfeld* 3 B. 1—3 Hft. 22, 174.
Billerbeck Commentarius in Sophoclis Trachinias 18, 141.
Bitte e. bayerschen Landmanns an Max Joseph III. um Ärzte, Wundärzte u Geburtshelfer 7, 55.
Bode's allgemeine Betrachtung. üb. d. Weltgebäude 6, 45.
— Anleitung z. Kenntniss d. gestirnten Himmels 7 Aufl. 6, 45.
— Beschreib. u. Gebrauch e. allgem. Himmelskarte 6, 45.
Boley's das Wichtigste v. d. Rechten u. Verbindlichkeiten Wirtemberg. Bürger 11, 85.
Bouilottenleuchter, der 9, 72.
Brandes Betrachtungen über d. weibliche Geschlecht 1—3 Th. 29, 225.
Briefe e. Menschenfreundes an bekümmerte Mitmenschen 7, 54.
Brefwisseling over de Godheid v. h. Geest 27, 213.
Buchan's Anweisung — d. venerischen Krankheiten zuvor zu kommen u. sie z. heilen, a. d. Engl. v. *Leune* 1 Bdch. 12, 89.

C.

Companion to the royal Kalender f. the Y. 1801. 17, 135.
Correspondenz monatliche z. Beförderung der Erd- u. Himmelskunde herausg. v. Frhrn. v. *Zach* 1—4 B. 19, 145.

D.

Darstellung kurze nebst Bitte, d. Ansprüche d. Fürstl. Hauses Wied an d. Theil d. Kurtrierschen Landes — betreffend 4, 31.
Dennstedt's Weimars Flora 1 Abtheil. 3, 24.
Döderlein's christl. Religionsunterricht nach d. Latein. v. *Junge* 10 Th. 6, 41.
Dörel Tractatio de Apoplexia 12, 95.

E.

Encyklopädie, militärische, herausg. v. *Streit* 10, 78.

F.

Fabri's kurzer Abriss d. Geographie 7, 56.
Fischer's Reise v. Amsterdam — nach Genua 2 Aufl. 27, 214.
Flachshechel, die grosse thüringische 18, 143.
Friede, der, v. Luneville ist üb. alle Auslegung erhaben 5, 39.
Friedrich's II. geheime strategische Instructionen 18, 101.

G.

Galletti's kleine Weltgeschichte 2 Th. neue Aufl. 21, 168.
Gedachten over het gehouden Gedrag v. C. van Herwerden etc. 27, 213.
Gesänge u. Declamationsübungen f. Schulen 2 Ausg. 24, 192.
Gessner's Lebensbeschreibung Lavaters 1 B. 30, 233.

H.

Hecker's kurzgefaſste franzöſiſche Sprachlehre 4 Aufl. 8, 64.
Heeft Prof. Heringa reeds genoeg gezegd? 27, 213.
Heinrich de longitudine et latitudine geographica urbis Ratisbonae, Tent. I. 22, 175.
Heringa's Schetſen over de VIII. en XX. Afdel. v. d. Heijdelberg. Catechismus 27, 213.
Himly's ophthalmologiſche Beobachtungen und Unterſuchungen 1 St. 22, 169.
v. Hoff's das deutſche Reich vor d. franz. Revolution und nach dem Frieden zu Luneville 1 Th. 17, 133.
Home's prakt. Bemerkungen üb. d. Harnröhren Verengerungen durch Äzmittel a. d. Engl. v. *Hahnemann* 12, 94.
Hudſon's the new Eaſt India Kalender f. 1801 17, 135.
Hufeland's Beyträge z. Berichtigung u. Erweiterung der poſitiven Rechtswiſſenſchaften 2, 3 St. 9, 65.
Hufnagel's liturgiſche Blätter 2 B. 5 St. 14, 112.

I.

v. Jan's ſtaatsrechtliches Verhältniſs d. Schweiz z. d. deutſchen Reiche 1 Th. 23, 183.
Julius eine Blüthe d. Phantaſie v. A. G. K. 21, 167.

K.

Kalendar, the royal, f. the Y. 1801. 17, 135.
Kindergeſpräche, deutſch u. franz. 2 Aufl. 31, 247.
v. Kotzebue das merkwürdigſte Jahr meines Lebens 1, 2 Th. 28, 217.
Krebel's vornehmſte europäiſche Reiſen 15 Aufl. 2 Th. 7, 56.
Kretſchmar's Verſuch e. theoret. prakt. Darſtellung d. Wirkungen d. Arzneyen 12, 89.
Kritik d. äuſserl. Beredſamkeit 14, 111.
Krome d. Futterkräuter-Anbau 25, 199.

L.

Lacepede Hiſtoire naturelle des Poiſſons T. I—III. 3, 17.
de la Lande Hiſtoire céleſte françoiſe Tom. I. 18, 137.
Langſtedt üb. d. evangeliſchen Miſſionsangelegenheiten 20, 159.
Loſſius Meiſter Liebreich 3 Th. 12, 96.
v. Löwenörn Etwas üb. d. auf d. Küſten angelegten Leuchtfeuer a. d. Dän. v. *Degen* 8. 63.

M.

Malebranche's Geiſt im Verhältniſs z. d. philoſoph. Geiſt d. Gegenwart. 17, 129.
Mayer's Anfangsgründe d. Naturlehre 10, 73.
Meineke's Wörterbuch z. Phaedri Fabeln 25, 200.
Memoires ſecrets ſur la Ruſſie T. I, II. 28, 221.
Meyer's neues Schulbuch 1, 2 B. 24, 192.
Mnioch, Maria, zerſtreuete Blätter herausgegeb. v. *Mnioch* 7, 53.

N.

Noch e. Wort üb. Säculariſationen 6, 47

O.

Obſervations on a late publication: a Treatiſe on the Police of the Metropolis by Colquhoun 11, 87.
Ovide Metamorphoſes trad. p. *Saintange* 1, 2 Tom. 25, 195.

P.

Pennant's Journey from London to the Isle of Wight V. 1, 11. 21, 161.
Perreau, Reflexions ſur le traité de Luneville 30, 239.
Perſoon Synopſis methodica fungorum 26, 201.
Pfizer über d. Voraus d. überlebenden Ehegatten 24, 185.
Pigafetta's Beſchreib. d. von Magellan unternommenen erſten Reiſe um d. Welt 7, 49.
Preisaufgabe e. ſchleſiſchen Edelmanns: wie er ſeine Vorrechte am beſten benutzen könne 10, 79.

R.

Rau's Materialien z. Kanzelvorträgen über die Sonn- Feſt- u. Feyertags Evangelien, 5 B. 2 St. 17, 136.
— — 2 Aufl. 2 B. 2 Abth. 27, 214.
Rechtfertigung d. Verſuchs e. doctrinellen Auslegung d. 7 Friedensartikels v. Luneville 5, 39.
Rider's Britiſh Berlin f. the Y. 1801. 17, 135.

S.

Schad's gemeinfaſsliche Darſtellung d. Fichteſchen Syſtems 1, 2 B. 31, 244.
Schiller's Maria Stuart, e. Trauerſpiel 1, 1.
— Jungfrau v. Orleans, e. romant. Tragödie 14, 105.
Schmid's Anleitung z. populären Kanzelvortrag 2 Ausg. 3 Th. 8, 64.
Schmidt's theoret. prakt. Commentar üb. Schmidts Lehrbuch v. gerichtl. Klagen d. Einreden 2 Aufl. 1—3 B. 24, 191.
Schmidt's Handbuch d. chriſtlichen Kirchengeſchichte 1 Th. 27, 209.
Schmiedtgen's Kuhpockenimpfung 9, 71.
Schne's Abhandl. üb. d. Reichskriegs- u. andere Steuern 9, 68.
Sined's letztes Gedicht herausg. v. *Haſchka* 8, 61.
Smith Compendium Florae Britannicae in uſum Florae Germanicae ed. *Hoffmann* 4, 31.
Sophoclis Trachiniae ed. *Billerbeck* 18, 141.

T.

Tables of Heraldry 17, 135.
Taſchenbuch, niederrheiniſches herausgeg. von *Mohn* 1802. 16, 127.

Taſchen-

— — neues z. geselligen Vergnügen herausg. v. *Becker* 2 Jahrg. 28, 283.
— — witziger und belehrender Anekdoten 1, 2 Bdch. 28, 224.
de Tressan mit d. Geschichte verglichene Fabellehre d. Alterthums übersetzt v. *Köhler* 1 B. 23, 184.
Triesnecker u. *Bürg* Ephemerides astronomicae A. 1802. 6, 87.

U.

Ueber d. Frontangriff d. Cavallerie 11, 87

V.

Verschleierte, die, im schwarzen Schlosse 20, 195.

W.

Waffenträger d. Gesetze Jan. — Jun. 11, 81.
Wenck de concessione insignium in imperio Germanico Comment. VI. 21, 167.
Wolf's Abbildungen u. Beschreibungen d. in Franken brütenden wilden u. zahmen Vögel 1, 2 Heft deutsch u. franz. 25, 193.
Wort, ein, üb. Besoldung d. Staatsbeamten 27, 135.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 103.)

II. Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt worden.

Anm. Die Ziffern zeigen die Numer des Stücks an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften desselben Verlegers in demselben Stücke vorkommen.

Akademische Buchh. in Jena 8.
Anonyme Verleger 4. 5. (2) 6. 9. 13. 17.
Anton in Görlitz 7.

Baumgärtner in Leipzig 13.
Beckersche Buchh. in Gotha 19.
Belitz in Berlin 10.
Beyer u. Maring in Erfurt 3. 23.
Böhme in Leipzig 24.
Braun in Giefsen 12.

Comtoir f. Literatur in Elberfeld 14.
Cotta in Tübingen 1. 11.

Debrett in London 17 (5).
Defenne in Paris 29.
Deterville in Paris 25.
Dietrich in Göttingen 10. 26.
Doll in Wien 20.
Dreyfsig in Halle 24.
Duprat in Paris 18.

Ettinger in Gotha 18. 21. 23.

Feyfel in Einbeck 20.
Fleifcher d. J. in Leipzig 12.
Franke in Berlin 24.
Frauenholz in Nürnberg 25.

Gehr in Breslau 21.
Gerftenberg in Hildesheim 18.
Guilhauman in Frankfurt a. M. 23.
Güntherfche Buchh. in Glogau 7. 10.

Hahn in Hannover 22. 29. 31.
Hemmerde u. Schwetfchke in Halle 12.
Henning in Erfurt 31.
Herdingh in Leyden 27.
Herold u. Wahlftab in Lüneburg 7.
Heyer in Giefsen 9. 27.
Himburg in Berlin 6 (3).

Klaubarth in Leipzig 21.
Kleefeld in Leipzig 12.

Kroe in Amfterdam 27.
Krüll in Ingolftadt 7.

Löflund in Stuttgardt 24.

Magazin für Literatur in Leipzig 11. 14.
Meyer in Lemgo 25. (2).
Monath u Kufsler in Nürnberg 6. 23.

Nicolai Sohn in Berlin 9.

Palm in Erlangen 4. 14. 17. 27.
Perthes in Gotha 7. 12. 17.
Pichler in Wien 8.
Pougens in Paris 28.

Realfchulbuchhandlung in Berlin 8.
Rein in Leipzig 9.
Roch in Leipzig 28.
Röhfs in Schleswig 11.
Rotermundt in Regensburg 22.

Sander in Berlin 28.
Schiegg in Leipzig 28.
Schreiner in Düffeldorf 16.
Schubothe in Kopenhagen 8.
Shaw in London 11.
Stahl in Jena 8. 9.
Steiner in Winterthur 29.

Ten Bofch in Utrecht 27 (2).
Trattner in Wien 5.

Unger in Berlin 14. 27.

v. Vliet in Amfterdam 27.
Vollmer in Hamburg 13.

Waifenhausbuchhandl. in Halle 7.
Wallishaufser in Wien 16.
Weidmanns in Leipzig 23.
Weygand in Leipzig 17.
Wilmans in Bremen 22.
Wilfon in London 21.

III. Intelligenzblatt des Januars.

Ankündigungen.

Annalen d. Physik 12 St. 8, 59.
— — — Fortsetzung 8, 59.
— französische für allgem. Naturgeschichte Physik, Chemie etc. her. v. *Pfaff* u. *Friedländer* 10, 75.
— d. Literatur d. pfalzbaierschen und österreich. Staaten herausg. v. *Keyser* 12, 93.
Anzeiger, allgemeiner literarischer, Schluss 12, 93.
Baumgärtner's in Leipzig neue Verlagsb. 2, 12.
Bellona, 5 Hft. 2, 11.
Berger's Taschenbuch f. Blumenfreunde 14, 110.
Berrin, Emilie, neues Modellbuch eleganter Wäschzeichen 3, 19.
Bibliothek d. prakt. Heilkunde 6 B. N. 1. 6, 41.
Bleschke's Papparbeiter 2 Aufl. 3, 18.
Böse's in Weissenfels neue Verlagsb. 8, 61.
Bouchholz vollständige Abh. üb. d. Kuhpocken 14, 112.
Brennus e. Zeitschrift f. d. nördliche Deutschland 1 St. 14, 105.
Buffon's Naturgeschichte, neue Übersetzung 3, 22.
Chas de Nimes Tableau hist. et polit. d. operations militaires et polit. de Bonaparte Üb. 2, 11.
Cotta's in Tübingen neue Verlagsb. 4, 25.
Darmann's in Züllichau neue Verlagsb. 3, 20.
Dufresnoy Erfahrungen üb. d. heilsame Anwendung d. wurzelnden Sumachs. Üb. 7, 55.
Egeria, e. Monatsschrift her v. *Weitzel* 1 St. 12, 89.
Ephemeriden, allgemeine geograph. 1802 1 St. 9, 73.
Eunomia Decembr. 6, 41. Jan. 1802. 10, 74.
de la Faye Instrumentarium chirurgicum ed. *Siebold* 3, 19.
Feydel d. Corsen Sitten u. Gebräuche Üb. 3, 21.
Fichte's Grundlage d. Wissenschaftslehre n. Aufl. 2, 12.
Gallerie alter u. neuer Propheten 4, 30.
Geist d. Journale im Gebiete der schönen Wissenschaften 1, 7.
Gemälde, neue 3, 22.
Gemälde der merkwürdigsten Hauptstädte v. Europa 4, 29.
Göthe's Programm üb. d. Weimarische Kunstausstellung 8, 63.
Guts Muths Bibliothek d. pädagog. Literatur 3 B. 3 St. 2, 10. 4 St. 10, 79.
Harmonie, die neueste Zeitschrift 12, 90.
Heusinger's Familie Werthheim 5 Th. 4, 29.
— — Geschichte d. Kreuzzüge 2 Th. 4, 29.
Hof- u. Adress-Kalender Weimar. Eisenachischer auf das J. 1802. 1, 8.
Horn's Victors Wallfahrten e. Roman 15, 118.
Jemehr's Verheimlichung u. Eil. 14, 111.
Journal d. prakt Arzneykunde 13 B. 1 St. 8, 57.
— f. Baden herausg. v. *Bommer* u. *Holzmann* 4, 27.
— f. Veredlung d Prediger- u. Schullehrerstandes her. v. *Schuderoff* 12, 91.
— d. Luxus u. d. Moden 14, 106.
Irene, 6 St. 6, 42.
Körner's in Frankf. a. M. neue Verlagsb. 3, 21.
Krieger's in Giessen neue Verlagsb. 12, 94.
Krug d. verschiedenen Methoden d. Philosophirens 8, 61.
Krüll's in Landshut neue Verlagsb. 2, 11.
Leben u. Thaten d. General Bonaparte 3, 17.
Levrault's in Strasburg neue Verlagsb. 6, 43.

Lon-

London u. Paris 6 St. 8. 57.
Magazin, asiatisches herausg. v. *Klaproth* 10. 77.
— f. d. gemeinen deutsch. bürgerl. Process her. v. *Martin* u. *Walch* 11. 88.
Materialien f. alle Theile d. Amtsführung e. Predigers her. v. *Bullmann* 1—6 B. 15. 115.
Matthaei üb. Andr. Röschlaub's Werth, als Schriftsteller, Arzt u. Mensch 15. 119.
Michaux Histoire de chênes de l'Amerique Septentrionale Üb. 3. 22.
Modellbuch f. Silberarbeiter 1 Hft. 3. 20.
— f. Porcellan u. Fayence Arbeiter 3. 20.
v. Murr's diplomat. Geschichte Mart. Behaims 2 Ausg. 4. 29.
Niemann's Blätter f. Policey u. Cultur 12 St. 10. 75.
Nöldeke's Gedichte 8. 61.
Obstgärtner, deutscher 12 St. 8. 58.
v. Pachelbel's Supplemente z. Gadebusch Schwedisch Pommersche Staatskunde 10. 79.
Parmentier l'Art de faire les eaux de vie Üb. 7. 55.
Pigafetta's Beschreib. d. v. Magellan unternommenen ersten Reise um die Welt 4. 29.
v. Podewils, Graf, Wirthschaftserfahrungen in d. Gütern Guson u. Platkow 1 Th. 11. 85.
Provinzialblätter, sächsische, December 9. 74.
Pudel, der, auf Reisen nach d. Engl. 3. 19.
Reuss Repertorium commentationum a societatib. literar. editarum T. 2. 7. 53.
Ritter's Beyträge z. nähern Kenntniss d. Galvanismus 2 B. 1 St. 14. 107.
Robinson Mrs. Memoiren Üb. 12. 94.
Ruffs in Halle neue Verlagsb. 8. 60.
Salat's Winke üb. d. Verhältniss d. intellectuellen u. d. verfeinerten Cultur z. Sittlichkeit 11. 83.
Schöpf's Statistik d. Fürstenthums Würzburg 14. 111.
Seneca's Thyestes übers. v. *Horn* 15. 117.
Senf nonnulla de incremento ossium embryonum 15. 119.
Soulavie Memoires du Regne de Louis XVI. Üb. 14. 110.
v. Spalowsky Prodromus in systema historicum Testaceorum 7. 54.
Steinbrenner's Predigten üb. d. Kunst d. menschl. Leben z. verlängern 2. 10.
Teller dass d. Lehre v. d. Vaterliebe G. d. Grundlehre d. christlichen Religion sey, aber nicht seyn könne 4. 30.
Villers Exposition de la Philosophe de Kant 2. 9.
— Philosophie de Kant 2. 9.
Vogel's Gesundheitszeitung 15. 117.
Volksarzt, der, od. wöchentliche belehrende Unterhaltungen üb. gemeinnützige Gegenstände a. d. Arzneykunde 14. 107.
Volta's Schriften üb. Elektricität u. Galvanismus 12. 95.
Wörterbuch encyklopädisches 5 B. 3. 22.
— statist. geograph. d. Preuss. Staaten 11 Th. 15. 119.
Zeitschrift f. d. Forstwissenschaft herausg. v. *Hartmann* u. *Laurop* 14. 107.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Ackermann zu Ludwigsluft 7. 51.
Aeneä zu Haag 5. 38.
Ammon z. Göttingen 9. 72.
Arnoldi z. Dillenburg 15. 115.
Asboth z. Hasthely 1. 6.
Banks z. London 7. 53.
Beer z. Wien 1. 6.
Beireis zu Helmstädt 1. 5.
Beregszasci z. Patak 1. 6.
Best z. London 1. 6.
Binder z. Herrmanstadt 1. 6.
Bode z. Berlin 1. 5.
Bonhard z. Epstein 7. 52.
Bojanus z. Darmstadt 7. 52.
Bürg z. Wien 1. 6.
Burtin 1. 6.
Burgund z. Breslau 9. 72.
v. Careno z. Wien 9. 72.
Chaptal in Paris 1. 5.
Dolomieu in Paris 1. 5.
Eckoldt in Stockholm 15. 116.
Feuerbach in Jena 1. 5.
Fourcroy in Paris 1. 5.
Frege z. Lasse 7. 52.
Grasveld z. Haag 5. 38.
Gregoire z. Paris 5. 38.
Hadaly v. Hada z. Presburg 1. 6.
Hünlein z. Erlangen 9. 72.
Hauy z. Paris 5. 38.
Haydn z. Wien 7. 53.
Hegewisch in Kiel 15. 116.
Henry z. Paris 7. 54.
Herrmann z. Petersburg 9. 72.
Hezel in Giessen 7. 52.
Huhn in Lichtenberg 7. 52.
Hunold in Cassel 15. 116.
Jacobs in Gotha 7. 52.
Jefferson in Philadelphia 7. 53.
Keyser z. Sulzbach 9. 72.
Klefeker z. Hamburg 9. 72.
Kleinschrod zu Würzburg 15. 116.
La Cepede in Paris 1. 5.
Lafitte zu Paris 5. 38.
La Grange in Paris 1. 5.
La Lande z. Paris 7. 53.
La Place in Paris 1. 5.
Laspeyres z. Berlin 1. 6.
Lasteyrie z. Paris 1. 6.

La-

Lidbeck z. Lund 5, 38.
Link z. Darmstadt 7, 52.
Millin z. Paris 1, 6.
v. *Moll* z. Salzburg 8, 8.
de Moreau z. Paris 1, 5.
Mühlenberg z. Lancaster 1, 5.
Pfrogner z. Prag 1, 6.
Rennell z. London 1, 5.
v. *Rode* z. Berlin 9, 72.
de Sacy in Paris 1, 5.
St. Fond in Paris 1, 5.
Schmidt z. Weissenfels 6, 89.
Schrand z. Pest 1, 6.
Schulze z. Berlin 1, 7.
Schwabe z. Jena 7, 53.
Seybert 1, 6.
Siebold Kasp z. Würzburg 15, 115.
Smith Barton in Pensylvanien 1, 6.
Studemund z. Ludwigsluft 7, 52.
Voght z. Wien 5, 39.
Vogler z. Prag 1, 6.
Wurzer z. Bonn 1, 6.
Zinke z. Prag 1, 6.

Todesfälle.

de Beauchamp z. Nizza 13, 97.
Eggel z. Oehringen 9, 71.
v. *Irwing* z. Berlin 5, 38.
Lewezow z. Stettin 11, 84.
Mutzenbecher z. Oldenburg 5, 38.
Schröder z. Gröningen 5, 38.
Vanvilliers J. Franç. 11, 81.
Wakefield, Gilb. z. Hackney 9, 65.

Universitäten, Akad. u. a. gel. Anstalten.

Altdorf, *Wolfs* medicin. u. *Volkert's* jurist. Disputat. 5, 33.
Amsterdam, Gesellschaft Felix Meritis Preisvertheilung 5, 36.
— Gesellschaft z. Beförderung d. Landbaues, Preise 5, 35.
Berlin, Akademie d. Wissenschaften, Vorlesungen 5, 34.
Bourges, physikalisches Cabinet d. Faujas St. Fond 7, 52.
Cambridge, Austheilung d. Preise 1, 4.
Frankfurt a. d. Oder, *Hoffmann's*, *Lindner's*, *Bock's*, *Decamps* medicin. Disput. *Loffow's* u. *Luers* Reden 7, 49.
Gent, Akademie d. Malerey, Bildhauer und Baukust Preisaufgaben 7, 51.
Giessen, *Sebel's*, *Schulz*, *Balser's* medicin. Disput. *Kuhnöls* Prog. u. Reden 7, 49.
Göttingen Societät d. Wissensch. Stiftungsfeyer 1, 3.
Göttingen, Societät Preisfragen 1, 3.
— Universität *Gerson's* u. *Lakemann's* medicin. Disp. u. Weihnachtsprogr. 7, 50.
Gröningen, Institut f. Taubstumme 13, 101.
Haag, Nationale Kunst-Gallerie 5, 37.
Hamburg, Museum f. Literatur u. Künste errichtet v. *Campe* 13, 100.
Jena, *Schmid's* medicin. Disputat. 5, 33.
Kiel, Universität Gehaltszulage ein. Professoren u. Verordnung 7, 50.
Leyden, *Du Pui* u. *Sandifort's* Antrittsreden 5, 33.
Mainz, Vorlesungen d. 10 Jahres 1, 1.
Oostzaandam, medicinisch chirurg. Gesellschaft 5, 35.
Paris, Centralschulen Administration derselb. 1, 2.
13, 101.
— Gesellschaft d. Menschenbeobachter, Preisfragen 9, 70.
— Institut d. Jurisprudence et de l'Economie politique 1, 2.
— Nationalbibliothek, Vorlesungen 1, 2.
— Nationalinstitut 1, 3.
— Nationalmuseum, Bereicherung 1, 8.
Petersburg, Commission z. Beurtheilung aller Erfindungen u. Projecte 5, 33.
— Akademie lässt e. 20 füssigen Herschelschen Spiegeltelescop verfertigen 5, 35.
Trier, Lectionsplan d. Centralschulen 7, 51.
Upsala, Naturaliensammlung 7, 51.
Wien, Kunstakademie 5, 37.
— Universität, zwey neue Lehrstühle, Gall's Vorlesungen üb. d. Schedellehre werden verboten 13, 101.
Wittenberg, *Matthaei* Progr. *Thiele's* Rede, *Prager's*, *Sonntagen's*, *Biener's* medicin., *Müller's*, *Pfotenhauer's*, *Sieber's* jurist. Disputat. 15, 113.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Antikritik d. Vf. d. ABC Buchstabier u. Lesebuchs nebst Rec. Antwort 3, 23.
— d. Vf. d. Schrift: Dresden u. d. umliegende Gegend, nebst Rec. Antwort 6, 45.
Anzeigen, vermischte 10, 80. 11, 88. 12, 96.
Auction in Jena 2, 15.
— in Frankf. a. M. 4, 30.
— in Laybach 15, 119.
Berichtigungen 7, 54. 12, 96.
Bücher zu verkaufen 6, 44, 45. 8, 63. 12, 95. 15, 119.
Bücherverloosung z. Gotha 8, 63.
— z. Rudolstadt 10, 79.
Druckfehler 6, 48. 7, 56.
England, Studium d. orientalischen Sprachen 1, 8.
Erklärung d. Herausgeber d. A. L. Z. 4, 31.
Galvanismus, Nachrichten denselb. betreff. 13, 103, 104.
Grohmann's Erklärung 15, 120.
Hammer's Entdeckungen 5, 40.

John's

John's Bitte u. Warnung 7, 55.
Jördens üb. die Kuhpocken 4, 31.
Literatur in England 1800, tabellarische Übersicht 5, 35.
London, Einfluss des Friedens auf Literatur 1, 7.
Loos Denkmünze auf d. Regierungs-Jubiläum d. Fürsten v. Anhalt Dessau 15, 114.
Merker's Medaille auf den Frieden 1, 4.
Nekrolog 9, 65. 11, 81. 13, 97.
Nemnich's u. *Röding's* Anzeige 15, 120.
Neuwied, entdeckte röm. Alterthümer 9, 71.
Papier v. d. Haut d. Aloe in Portugall 5, 36.
— — Alter desselben in Holland 5, 40.
Paris, artistische Nachrichten 1, 4. 15, 113.
— — literarische Nachrichten 13, 101.
Petersburg, Aufhebung d. Gesetzcommission 1, 7.
Phlogoskop am Camine d. Louvois Theaters 5, 36.
Robertson's Bemerkungen über d. galvanische Fluidum 13, 103.
Rumford's Stiftung 7, 49.
Salat, Process desselben 1, 8.
Säule, galvanische, medicinische Anwendung 13, 104.
Stereotypen, Geschichte derselb. in Holland 5, 40.
Thilorier Phlogoskop 5, 36.
Wiebeking's Anzeige 7, 56.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. Februar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Frankfurt a. Mayn, in d. Andreäisch. Buchh.: *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde*, herausgegeben von *Andreas Röschlaub*, Prof. der medicinischen Pathologie und Clinik, und Arzte am Ludwigshospitale zu Bamberg. *Erster — Sechster Band.* 1tes Stück. 1799 — 1801. (Jeder Band 2 Rthlr.)

Ueber die bisher gelieferten Bände dieses Magazins ein allgemeines, ihren wissenschaftlichen Werth bestimmendes Urtheil zu fällen, halten wir wegen ihrer ungleichartigen Zusammensetzung und Tendenz für unmöglich. Dieses wird man auch um so weniger entbehren, da wir die einzelnen Abhandlungen besonders anführen und würdigen. Hr. R. fing damit an, den Brownianismus in die Erregungstheorie umzuschaffen, ein Bemühen, das viel Glück unter den deutschen Brownianern machte, und auch andern Aerzten ein Gewinn der Wissenschaft und ein bessrer Gang der Dinge schien, als der reine Brownsche, wovon aber Rec. immer das Gegentheil glaubte. Hr. R. stürzt sich nun selbst, was in den jetzigen Zeiten, wo keine Parthey lange ein System festhält, das Rathsamste seyn mag. Wir zweifeln nur, ob viele seiner Anhänger ihm in dem folgen werden, was er naturphilosophische Construction der Krankheiten und Heilungsprocesse nennt, wovon er den Beweis der Anwendbarkeit am Krankenbette durch einzelne Krankengeschichten, ihre Beurtheilung und Heilung noch schuldig ist. Je mehr Eigenthümliches und Tiefes die neuern Röschlaubischen Ansichten haben, deren Ursprung und lichtvollste Seiten er Schellings Schriften verdankt, desto mehr stechen sie gegen die Brownischen Lehren ab, deren Charakter bey allem was sie Einseitiges und Falsches hatten, Einfachheit, Leichtigkeit, Consequenz und unmittelbare Beziehung auf die Behandlung der Krankheiten war. Erst sollten Brown's Worte nur verlassen werden, um seinen Geist zu haschen. Jetzt wird aber auch dieser Geist freudig der vermeynten Naturphilosophie geopfert.

Sehr vieler Raum in dieser Recension ist mit ausgezognen Stellen angefüllt, die Hn. Röschlaub's unerhörte Art zu streiten und zu schimpfen darthun. Wir hoffen, unsre Zusammenstellung dieser Unanständigkeiten und Unsittlichkeiten soll einen heilsamen Eindruck machen, nicht auf Hn. R.; den bessert keine Kritik; sondern auf seine Anhänger, und eine warnende Strafe seyn, die abschreckt, in dieselben Fufstapfen zu treten. Dafs das ungebührliche öffentliche Benehmen eines Schriftstellers, praktischen Arztes und Lehrers der Jugend, wenn es so sehr alle Gränzen überschreitet, aus einer nur von Kunstverwandten gelesenen Schrift hervorgezogen, und vor dem gröfsern Publicum durch ein Blatt, wie das unsrige, zur Schau gestellt werde, scheint uns von Wichtigkeit zu seyn. Auf manchen Arzt hat das Urtheil andrer Aerzte leider! keinen Einfluss, aber es kann ihm nicht gleichgültig seyn, welche Meynung seine Obern, seine gebildeten, nicht medicinischen Mitbürger von ihm fassen. Diese lesen nun nicht ein solches Magazin, aber vielleicht die Hn. R. so gehässige A. L. Z.

Ersten Bandes. Erstes Stück. Bemerkungen über den Zweck, Inhalt und Plan dieses Magazins. Für den Pöbel soll dieses Magazin gar nicht seyn. [Das hat noch kein Herausgeber einer Zeitschrift zu äufsern nöthig gefunden, und sonderbar, dafs nach allen Nachrichten keine Zeitschrift den Pöbel mehr als diese durch pöbelhaftes Streiten befriedigen soll]. Strenger Kritik sollen in diesem Magazin alle neue berühmten Versuche eines Reil, Kramp, Darwin, Brandis, Brown, und der sämmtlichen Bearbeiter der Erregungstheorie, eines Hufeland, Girtanner, Wedekind, Schäffer, Hahnemann, Beddoes, Trotter, Galvani, und der Bearbeiter seiner Theorie, eines Sprengel, Hecker — kurz: aller nur Auffehen erregender Männer unterworfen werden u. s. w. [Dieses Versprechen ist in allen diesen Bänden unerfüllt geblieben. Ueber die Systeme der genannten Männer findet man in denselben nichts. Nur in sofern einige dieser Schriftsteller als Gegner des Brownianismus auftraten, haben sie Auffätze veranlafst]. Es soll in diesem Magazin keineswegs irgend eine Theorie erhoben werden, weil sie gerade diese Theorie ist, sondern nur, wenn und weil sie den Foderungen der Kritik an sie entspricht. [Wo wird mehr eine bestimmte Theorie stets erhoben als in Hn. Röschlaubs Auffätzen? wo mit mehr Verstockung gegen alle fremde Kritik? wo mit so ganz und gar keinen Spuren von eigner Kritik?]. Allen Theilen der Medicin, den theoretischen und praktischen, sagt der Herausgeber nun im Einzelnen und Allgemeinen grofse Bereicherung und vollständige Aufklärung durch sein Magazin keck zu, selbst der Chirurgie und Entbindungskunst. In Hinsicht der letztern, heifst es, wird in der Folge in diesem Magazin mancher Auffatz vorkommen, in welchem neue Ansichten, Entdeckungen, Versuche, Beobachtungen, Verbesserungen von Operationen, Bandagen, Instrumenten angegeben werden. [Durchaus nichts ist hiervon in

in Erfüllung gegangen]. Allerdings ein ungeheueres Unternehmen, ruft er selbst aus. Allein gestützt auf die versprochene Theilnahme anderer, fürchtet er nur von der Unterbrechung der Fortdauer des Magazins, dass irgend einer dieser Gegenstände unbearbeitet bleiben möge! Die Petulanz, die oft kaum dem niedrigsten Pöbel verzeihliche Ungeschliffenheit, die vielen Personalitäten, ehrlosen Beschimpfungen, — — alle solche niedrige Farcen sollen aus unserem Magazin verbannt seyn. [Dieser Bannspruch scheint verkehrt gewirkt, und die mehrsten der angeführten Laster in das Magazin hineingezaubert zu haben]. Es verlieren ohnehin, sagt er sehr treffend für jeden, der die Wirkung Röschlaubischer Schriften beobachtet hat, es verlieren ohnehin auch die gründlichsten Behauptungen vieles von ihrem Werth, und erhalten bey vernünftigen, gesitteten Menschen weniger Eindruck, wenn sie *aus einer ungezogenen Feder* fliessen. . Gegen Anonymität, und dass sich jeder der Mitarbeiter nennen solle. Auch das ist mehrmals, und in einem sehr wichtigen Fall sogar unterblieben! *Ueber die Möglichkeit der Heilkunst*, von *J. B. Erhard*. Eine selbstgedachte, sehr vieles aufhellende Abhandlung, die den ächten Schüler Kants im Vf. erkennen lässt, und sehr zu ihrem Vortheil gegen eine später in diesem Magazin aufgenommene Uebertragung der Schellingischen Naturphilosophie auf die Medicin absticht. Aus Schlüssen *a priori*, oder von blosen Vernunftgründen aus, kann in der Heilkunst nichts gefolgert werden, denn das Leben selbst ist nur in der Erfahrung gegeben, und die Art, wie die Stoffe wirken, kann, da sie selbst nur in der Erfahrung [als Erscheinungen] gekannt werden, auch nur wahrgenommen, und nicht aus reinen Principien bestimmt werden. Alle Schlüsse, welche in der Arzneykunde vorkommen, gründen sich daher auf Erfahrungssätze; und wenn man auch ihre Erfahrungen auf mechanische und chemische Grundsätze zurückführt, so erklärt man hier wieder aus Erfahrung. . Der Beweis der Möglichkeit der Heilkunst beruht auf der Beantwortung der Frage: giebt es sichere Erfahrungen zum Dienst der Heilkunst? Die Begriffe in der Sphäre der Erfahrung in allgemeiner Bedeutung sind: Wahrnehmung, Beobachtung, Erfahrung, Induction und Analogie. Wenn man die Beobachtung zur Erfahrung im engern Sinn erhöhen will, so muss man gewiss seyn, dass die Gegenstände derselben sich immer so verhalten müssen, indem man sich versichert, dass sie die Erscheinung nur durch sich selbst hervorbrachten, und keine zufällige fremde Ursache der Grund seyn konnte. Nach einem genommenen Mittel verschwindet eine Krankheit! Ist diese nun durch jene geheilt worden? Um dieses behaupten zu können, muss man wissen, welche Functionen im Körper bey der Krankheit leiden, und beobachten, wie ohne andern Einfluss durch den Genuss des Mittels diese Functionen entweder von dem zu niederen Grad gehoben, oder von dem zu hohen herabgestimmt worden. [Das bildet nicht die Erfahrung, erklärt sie nur, oder lässt sie aus Gründen erwarten. Die Allgemeinheit des Erfolgs, und dessen Unveränderlichkeit unter den bestimmten Umständen, berechtigt zu dem Ausspruch, es als eine Erfahrung geltend zu machen, dieses Mittel hebe diese Krankheit. Es ist interessant und mag selbst nicht ohne praktischen Nutzen seyn, aus der Natur der Krankheit und den Kräften des Mittels diese Wirkung darthun zu können. Aber diess mag glücken oder nicht, so gewinnt und verliert der Erfahrungssatz von der Hülfe in Krankheiten der Art nichts, wenn jene sich nur immer bewährt.] So lange man bey der Beobachtung nicht von der Frage ausgeht: welche Functionen sind gestört? sondern von der: wie nennt man die Krankheit? so ist es unmöglich, Erfahrungen zu machen. [Die Entwicklung der Störung der Functionen setzt Hr. E. den Krankheitsnamen entgegen. Der rationelle Arzt darf *sich* bloss mit Auffindung der Functionen, die leiden, nicht begnügen; sondern um zur Einsicht des vollen Zusammenhangs der Uebel und der indicirten Mittel zu gelangen, um alles erklären zu können, muss er wissen, wie und wodurch die Functionen *leiden*? was dagegen zu thun ist? und wie seine *Verordnungen* zu dem Ziel führen? Es wäre um die *Möglichkeit* der Heilkunst gethan, wenn diese Untersuchungen vollendet seyn müssten, ehe man zur gültigen Erfahrung gelangen könnte. Das sind aber Foderungen, die auf Festsetzung der Erfahrung *selbst* ganz ohne Einfluss seyn können. *Nicht Angabe* des Krankheitsnamens genügt dem *Empiriker*, der das Erklären aufgiebt, oder es nicht zur nothwendigen Bedingung beym Heilen oder bey seinen Erfahrungen über die Wirkung der Arzneymittel macht, *sondern* er dringt auf vollständige Schilderung der eigenthümlichen Krankheitszufälle und eines bestimmten Ganges der Krankheit, und aller vorhergegangnen und jetzt statt findenden Umstände.] . Wenn ich gewiss bin, dass eine Erscheinung allein durch eine andere bewirkt wurde, so bin ich auch gewiss, dass zwischen beiden eine Causalverbindung ist, [deren nähere Erörterung dem Handelnden nicht obliegt.] Erfahrung ist daher die Gewissheit, dass zwischen bestimmten Erscheinungen ein Causalverhältniss ist, [ganz richtig]; diese Gewissheit kann ich bloss dadurch erlangen, dass ich sicher bin, keine andere Erscheinung konnte Einfluss darauf haben, weil die eine die andere von Moment zu Moment bestimmte, oder weil bey Aenderung aller mit dem Versuche verbundenen Umstände der Erfolg gleich blieb, wenn nur der eine vorhanden war. [Das kann doch nur fleissige, genaue Beobachtung entscheiden. Was sollen hier die Fragen von den leidenden Functionen, und von dem, was sie hebt, oder herabstimmt? Fragen, die zu Gunsten des Brownianism sich in diese allgemeine Untersuchung über Erfahrung eingeschlichen zu haben scheinen.] Die den Aerzten so wichtigen Schlussarten der Analogie und Induction sind mit grosser Sorgfalt entwickelt und unterschieden. Nur das Verhältniss der Induction zur Erfahrung scheint uns verfehlt. Induction setzt Erfahrung

ung schon voraus, und Hr. E. will sie durch fernere Bemühungen erst zur Erfahrung erheben. Induction ist die Erwartung desselben Erfolges unter diesen Umständen, der Schluss auf diesen Erfolg, wenn Erfahrung ihn stets als unausbleiblich unter diesen Umständen gefunden hat. Er unterscheidet nicht zwischen Erfahrung, die ein Causalverhältniss voraussetzt, und zwischen Erfahrung, bey der wir die Einsicht dieses Causalverhältnisses haben, dasselbe demonstriren können. Die erste Art Erfahrung muss der Induction vorhergehen; die zweyte Art ist mehr als Induction, macht sie entbehrlich, und es ist der höchste Triumph unserer Bemühungen, muss das höchste Ziel unsers Strebens seyn, die Induction zu dieser Art von Erfahrung zu erheben, die freylich etwas enthält, was nun mit der Erfahrung in Verbindung gesetzt ist, nämlich die bestimmte Angabe des Causalverhältnisses. Sehr ausführlich über den Begriff: Ursache, und zur Festsetzung der Gesetze: gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen; keine Erscheinung kann ohne ihre Ursache fortdauern; gleiche Wirkungen haben gleiche Ursachen. In den Begriff Ursache nimmt Hr. E. nicht nur auf, was als thätig gedacht wird, die Kraft (*causa efficiens*), sondern auch, was für die Wirkung dieser Kraft gedacht wird, den Stoff (*causa materialis*) Was die Aerzte also als Empfänglichkeit, Disposition charakterisiren, und selbst was sie unter Reaction befassen, fällt beym ihm in den Begriff von Ursache. So gelingt ihm denn freylich die logische Demonstration. In praktischer Hinsicht ist es denn allerdings wichtig und schwierig, die verschiedenen Verhältnisse der Kraft und der Empfänglichkeit aufzufinden und darzuthun, und so wirkt dasselbe Aeussre allerdings nicht immer dasselbe im Innern des Menschen, und die innere Veränderung lässt nicht immer dasselbe Aeussre voraussetzen, vorzüglich nicht in Angabe des Quantitativen, der *causa efficiens*. Es folgen nun ächt wissenschaftliche Erörterungen der Begriffe von Organisation, Leben, Bildungstrieb, Lebenskraft, Erregbarkeit, die eine ganz andre Bündigkeit haben, als die vom Herausgeber aufgestellten, dem hier vortreffliche Lectionen gegeben werden. Hr. E. weiset stets auf Erfahrung hin. Nur scheint uns etwas zu übereilt gefolgert zu seyn, dass Flüssigkeiten nicht als organisirt betrachtet werden. Wir verwerfen indess nur den Grund, aus dem der Vf. folgert. Die Organisation müsse, heisst es, selbst erregende Stoffe innerhalb des Körpers erzeugen. Nun bildet aber jede Erregung eine neue erregende Ursache, durch sich selbst schon, durch ihr blosses Daseyn und dann auch durch ihre Wirkung auf die Stoffe. Dieses hängt auch mit dem Eigenthümlichen organischer Körper besser zusammen, das darin besteht, dass in ihnen alles zugleich Zweck und Mittel ist. *Ueber Beaumé's Extractum opii per longam digestionem* vom Staatsrath *Weikard.* Eine Bereitung des Mohnsaftes, die ihn als Mohnsaft vernichtet. Hn. *Eccards Tinctura opii.* Schon bekannt, und mit Recht im allgemeinen Gebrauch. *Beleuchtung der Einwürfe gegen die Erregungstheorie.* Girtanners unverzeihlich flüchtige und seichte Einwürfe werden sehr scharfsinnig beseitigt. Willmanns Darstellung und Beurtheilung des Brownischen Systems wird aber von Hn. Röschlaub sehr schief aufgefasst. Es wird alles auf die Erregungstheorie bezogen und aus ihr beantwortet, da doch nur Browns Ansichten kritisirt werden sollten. Es ist sehr wahr, was Willmanns bemerkt, dass das Brownsche System, das nur das praktische Verfahren zu leiten, nicht aber die Gesetze der thierischen Oeconomie zu enthüllen bestimmt ist, von seiner Eigenthümlichkeit nichts verliert, wenn man bloss die Vermehrung oder Verminderung der Reize in Anschlag bringt, mit Auslassung des Einflusses auf Anhäufung oder Verzehren der Erregbarkeit, da diese Modificationen doch nur bildlich dem Brown zugeschrieben werden. Dass also die Aufstellung des Begriffs von Erregbarkeit im Brownschen System ganz überflüssig ist, folgt hieraus. Dieser Willmannsche Einwurf zeigt von sehr viel Scharfsinn.

Zweytes Stück. Fortsetzung der Beleuchtung der Einwürfe gegen die Erregungstheorie. Gegen Eschenmayer, sehr gründlich. Das falsche der von Brown angenommenen Lynchischen Tabelle sieht Hr. R. sehr wohl ein. *Ueber das praktische Gefühl* von J. K. *Osterhausen* in Nürnberg. Ein mit vieler Petulanz und Oberflächlichkeit verfasster Aufsatz. Schnell in den rechten Gesichtspunkt jedesmal zu treten, gleich das zu treffen, was das wesentliche hier ist, und worauf es ankömmt, ist ein grosses Talent in der handelnden Welt, das eine seltne Leichtigkeit und Richtigkeit der Geistesthätigkeiten voraussetzt, und die Folge einer eigenthümlichen Anlage und vieler Uebung ist. Grosse Denker, und noch häufiger grosse Gelehrte sind oft ohne diesen sogenannten Tact. In der Ausübung der Medicin, bey der so vieles in einander läuft, und ein zweydeutiges Ansehen hat, bey der es so oft auf schnelles Auffassen und Entschliessen ankömmt, entscheidet das sogenannte praktische Gefühl für die Tauglichkeit des Arztes unendlich viel. Es verlangt sehr aufs Reine gebrachte Maximen und Erfahrungen, und kein verständiger Arzt wird sich ihm allein überlassen, wird es anders ansehen, als eine schätzbare Hinweisung zur angemessnen Untersuchung einer sich gleichsam von selbst darbietenden Idee. Eine Chicane des Ausdruckes ist in der That kleinlich. Hr. R. stimmt dem Vf. bey. *Analytik des Begriffes der Heilkunde* von *Geier* zu Würzburg. Ein Aufsatz seicht und leer, voll vermeynter Philosophie, ganz dazu gemacht, die schiefe Anwendung derselben lächerlich zu machen. Des Vfs. geringe Kenntniss derselben und sein weniges Talent für dieselbe zu zeigen, wird äusserst widrig durch seine Prätension. Den Anfang einer solchen Abhandlung macht er mit einer Kritik der Worte, durch die man einer wissenschaftlichen Ausarbeitung bisher Lob beylegen wollte. Wahr und gründlich bearbeitet heisse nur jener Gegenstand, dessen Darstellung seiner Existenz in der Natur völlig entspricht. Auch die Möglichkeit der Arzneykunst beschäftigt ihn. Aus seiner De-

Deduction folgt endlich, heisst es, zum Trost der Heilkunde, des Arztes und der Menschheit, dass die Heilkunde vollkommene Realität habe!! *Einige Bemerkungen über die Definition und Eintheilung der Medicin* als Zusatz zu dem vorigen Aufsatz *vom Herausgeber.* Hn. Rs. Ansichten und Eintheilungen haben unsern Beyfall im Ganzen. *Ist die Heilkunde als Wissenschaft betrachtet, möglich, und wie ist sie es?* von *Köllner.* Ein Aufsatz, der ein Studium jedes medicinischen Theoretikers seyn sollte, und vielleicht die nützlichste Anwendung der kritischen Philosophie auf die Medicin enthält. *Er ist* mit grosser Deutlichkeit, Ruhe, und, ein hier seltner Fall, mit Bescheidenheit verfasst. Er wird erst im folgenden Stück beschlossen. Die Heilkunde sey noch in keinen Zustand einer systematischen Wissenschaft übergegangen, sondern fast noch ganz in dem Zustand der Aggregation. Es herrsche eigentlich genau betrachtet, nichts als Wahrscheinlichkeit in allen medicinischen Sätzen und Behauptungen, und sie tragen fast alle das Gepräge derselben, wenn man sie unpartheyisch mit philosophisch - kritischem Blick ansieht. Finden nun in den naturwissenschaftlichen Untersuchungen (worunter auch die Medicin gehört) keine constitutiven Sätze statt, oder sollten sie es wenigstens nicht: so folgt auch nun daraus, dass es für dieselben keinen höchsten, allgemein gültigen, setzenden Grundsatz geben könne, der alle niederen in sich enthielte, und nur aus sich hervorgehen liesse. Vortreffliche Bestimmung des Begriffs, Kraft. Alles wird zum Schluss eingeleitet: bloss nothwendige, allgemein gültige Sätze, ein höchster, setzender Grundsatz u. s. w. werden zu einem streng wissenschaftlichen Systeme erfodert, und können dasselbe möglich machen und begründen. In der Medicin giebt es bloss comparativ allgemein gültige, keine apodictisch allgemein gültige Grundsätze, auch keinen höchsten, allgemein gültigen und nothwendigen Grundsatz. Die Medicin kann folglich nie ein streng wissenschaftliches System werden. Sehr vortrefflich und lehrreich nun, wie die ersten wissenschaftlichen Bemühungen in der Medicin dahin gehen müssen, regulative Principe aufzufinden und anzuwenden.

Drittes Stück. Erinnerungen über Rheumatism und Gicht von *Thomann*, Prof. zu Würzburg. Der Vf. bemüht sich zu zeigen, dass beide Formen in einander laufen, nicht eigenthümlich sich unterscheiden. Die festgesetzte Diagnostik einzelner Uebel wankend zu machen, im Einzelnen zu bestreiten, hat eine verführerische Leichtigkeit. Es ist nur die Frage, was das Interesse der Kunst fodert, was zum Auffassen des Ganges der Natur und zur besten Behandlung der Kranken führt. Wie alle Brownianer will Hr. Th. in Gicht und Rheumatism nichts sehen, als Sthenie oder Asthenie, allgemeines oder locales Uebel. Er könnte seinen Satz erweitern, ins Unendliche erweitern. Er könnte sagen, mit denselben Gründen sagen, Gicht, Rheumatism, Schlagfluss, Scorbut u. s. w. sey eins und dasselbe, und käme nur auf den dargethanen Charakter der Sthenie oder Asthenie an; alle diese Uebel kämen von denselben fehlerhaften äussern Einflüssen. Uns sagt unsere Erfahrung, in vielen Fällen von Rheumatism und Gicht, hilft weder die Behandlung gegen Sthenie, noch gegen Asthenie, und doch ist kein Localleiden bloss wahrzunehmen. Zeigt der Vf. bey hunderten von Kranken dieser Art das Gegentheil, so soll sein Ausspruch bey uns Gewicht haben. Uebrigens müssen wir hinzusetzen, dass auch wir nicht an eine rheumatische und gichtische Schärfe glauben. *Ueber die Wassersucht*, von *F. A. Pop.* Die Brownschen Ansichten sind bey diesem Uebel mit den bessern Ideen der neuern Praktiker nicht so sehr in Widerspruch, obgleich die häufigen guten Wirkungen des Cremor tartari mit Borax in der gemeinen Praxis sehr viel auffallendes haben. Des Vf. Behandlungsart verdient die Aufmerksamkeit der Praktiker. Den Terpentin in der Wassersucht hält er gleich dem Quecksilber in der venerischen Krankheit. Auf denselben lässt er Mohnsaft mit Aloe folgen. Die Gaben sollen dem Zustand der Erregbarkeit angemessen seyn. Auch der äussere Gebrauch des *Terpentinöls*, besonders in die Fusssohle eingerieben, *ist ihm wichtig.* Opium, nach dem Grad der Erregbarkeitssumme des Individuums vermindert, wirke sehr urintreibend, was der sel. Niemeyer so sehr bestätigt fand. Die angeführten Krankengeschichten haben alle einen schnellen, glücklichen Verlauf. Aber er fodert zur Nachprüfung seines Verfahrens am Krankenbett auf. Die Krankheit ist häufig, sagt er, und für den Werth eines halben Gulden Terpentinöls lassen sich beynahe 30 mit diesem Uebel behaftete Personen heilen, wenn anders das Uebel noch nicht den äussersten Grad erreicht hat, und der Fall noch allgemeiner Art ist.

In einer Schlussrede verspricht der Herausgeber, durch den Verein mit seinen Mitarbeitern zuversichtlich die Medicin diejenige Würde in diesem Magazin erreichen zu lassen, welche sie bisher nie erreichen konnte!

(Die Fortsetzung folgt.)

* *

Mühlhausen, im Oberrhein, b. Risler u. Comp.: *Rolando's und seiner Gefährten Reise um die Welt.* Ein Lesebuch für die Jugend u. s. w. Aus dem Franz. von L. F. Jauffret. *Dritter Theil.* 4 Hefte 1800. 269 S. *Vierter Theil.* 4 Hefte. 396 S. 1801. 12. (XVI—XXVIIste Kap.) (1 Rthlr. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. Nr. 148.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 2. Februar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., in d. Andreäischen Buchh.: *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde*, herausgegeben v. *Andreas Röschlaub*, etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Zweyten Bandes. Erstes Stück. *Versuch eines Organons der Heilkunde*, von *Erhard*. Einleitung: Ueber die Erfodernisse eines Organons der Heilkunde. Unter einem Organon versteht er den Inbegriff von Kenntnissen, welcher dazu führt, sich einen bestimmten Begriff von einer Wissenschaft zu machen, und das für sie Entdeckte einzusehen; die noch mangelnden Lehren zweckmässig aufzufinden und darzustellen, und, wenn es eine technische Wissenschaft ist, die richtige Methode ihrer Anwendung, und die Gränzen, innerhalb welchen sie möglich ist, zu bestimmen. Ein Organon hat daher 1) einen analytischen Theil, welcher aus dem Begriff der Wissenschaft ihre Bedingungen aufsucht, 2) einen kritischen, welcher die Mittel zur Begründung und Vollendung der Wissenschaft prüft, und ihre Brauchbarkeit bestimmt, 3) einen methodischen, welcher zeigt, wie die Wissenschaft wirklich zu Stande zu bringen ist. Der Vf. liefert hier nur den ersten Theil, die Analytik. Zur Ausführung des ganzen Plans vereinigt kein uns bekannter Schriftsteller ein so grosses philosophisches Talent mit medicinischem Wissen, und es wäre ein sehr zu bedauernder Verlust, wenn er das Organon der Heilkunde nicht vollendete. *Ueber Ursache der Krankheit, Anlage, Opportunität*, vom *Herausg.* Ueber den Sinn und Gebrauch dieser Worte müsten alle Aerzte einig zu werden suchen, da sonst die grösten Missverständnisse in den wichtigsten Verhandlungen unvermeidlich sind. Hr. R. sucht sich hier an Gaubius anzuschliessen, was aber über einen gewissen Punkt hinaus nicht gehen will. In medicinisch-praktischer Rücksicht hat der Satz, gleiche Wirkungen setzen gleiche Ursachen voraus, nach unserer Einsicht nicht volle Bedeutung. Es kömmt da zu sehr auf weitere Zerlegung dessen an, was man unter Ursache zusammenfasst, und da ist doch nicht zu läugnen, dass ein verschiedenes Verhältniss der einzelnen Momente statt finden kann; so dass was die Empfänglichkeit hier zu viel hat, sie dort entbehren kann, und doch dieselbe Krankheitserscheinungen sich bilden, wenn im erstern Fall die *potentiae nocentes* schwächer, und im letztern Fall stärker einwirken. Wie entgegengesetzt bey denselben in die Sinne fallenden Zufällen der innere Charakter des Uebels, und also die Ursache seyn kann, erhellet daraus, dass die Brownianer den Werth der Diagnostik so heruntersetzen, und so viele Symptome einzeln und zusammen, auf Sthenie und Asthenie zugleich beziehen. Anlage zur örtlichen Krankheit nennt Hr. R. auch die Möglichkeit zu mechanisch-chemischen Verletzungen. Anlage setzt mehr als Möglichkeit voraus. Es hat weitern üblen Einfluss auf die Untersuchung, dass dieser Begriff verfehlt ist. Dass darauf gedrungen wird, unter Anlage und Browns Opportunität zu unterscheiden, hat sehr unsern Beyfall. *Nachtrag* zu Thomanns Abhandlung *über Gicht und Rheumatism; vom Herausgeber.* Gegen den Lentinschen Ausspruch: gegen Rheumatism helfen Mercurialia, gegen Gicht Vitriolsäure. Ueber Specifica überhaupt. Fortsetzung der *Beleuchtung der Einwürfe gegen die Erregungstheorie*, gegen Hn. Prof. *Schmid* in Jena.

Zweytes Stück. Fortsetzung der Beleuchtung. Noch gegen Hn. Schmid und gegen Hn. Hufeland. Was Browns Elementa angeht, bezieht Hr. R. auf die Lehren seiner Pathogenie, und vertheidigt diese, oft weitläufig und mit dem bekannten Prahlen von Naturphilosophie, der er sich erst in den letzten Bänden des Magazins mächtig gezeigt hat. Aber gestehen müssen wir doch, er sagt manches sehr treffend, und mehrere Einwürfe werden seine Gegner gewiss zurücknehmen müssen. Aber welche Ziererey in Complimenten, die nicht ernst gemeynt sind, und denen gleich darauf sehr plumpe Aeusserungen folgen. Mehrere Winke des Hn. Schmid erklärt er für superkluge Witzeleyen, dieser lasse an vielen Stellen seinen bissigen, aber leider schiefen Witz spielen. Hn. Hufeland wirft er eine aus regelloser Phantasie gegriffene Sophistik vor. Er hat aber gleichwohl die Stirn, die Hn. Hufeland und Schmid zu ermahnen, ihre Einwürfe in einem ruhigen, bescheidnen, einem Gelehrten geziemenden Ton vorzutragen. *Einige Bemerkungen: aus Gelegenheit einer Recension Brownscher Schriften in der A. L. Z.* von Prof. *Schelling*. Sein hier ausgesprochnes zu grosses Lob der Stieglitzischen Recensionen vom Febr. 1799 hat Hr. Schelling sehr weislich in einer spätern Streitschrift gegen die Herausgeber der A. L. Z. sehr beschränkt. *Zerstreute Bemerkungen gegen dieselben Recensionen in der A. L. Z. vom Herausgeber.* Betrift nur das, was Hn. R. selbst angeht. Im Journal der Erfindungen ist eine Antwort des Recensenten abgedruckt. *Einige Bemerkungen über die Behandlung der venerischen Leistendrüsengeschwülste von Thomann.* Ob die *lues* im Brown-

Brownschen Sinn eine allgemeine Krankheit sey, bezweifeln wir. Sollte sich der Lustseuchenstoff in der That bestreiten lassen, so wie man den rheumatischen Stoff zweifelhaft gemacht hat? Nun so muss man auch das Blatterngift leugnen. Eine sehr merkwürdige Krankengeschichte nebst der Leicheöffnung ist beygefügt.

Drittes Stück. Deduction des lebenden Organism von Eschenmayer, geht in die Tiefen der Fichteschen Philosophie. *Medicinische Abhandlung über den Missbrauch von Opium von J. G. Streng* in Jena. Die Abhandlung fängt mit Erklärungen an, was medicinische Anwendung, was Missbrauch sey. Man mache sich nun einen Begriff von der unerträglichen Weitläuftigkeit des Ganzen, das erst im folgenden Stück beendigt ist. Die Krankheiten, welche durch Opium entstehen, sind der Gegenstand des Vfs. Man stösst aber auf keine eigne Erfahrung. Es ist alles nur theoretisches Gerede nach Brown und Röschlaub. *Erklärung des Herausgebers.* Ein sehr heftiger Aufsatz gegen *Hufeland*. Er macht sich anheischig, auf Verlangen zu beweisen, dass niemand mehr Partheygeist besitze, als der berühmte Hufeland. Dieser bediene sich in einer Erklärung gegen ihn eines Kunstgriffes, der nur in einem Manifest von einem rohen Krieger zu entschuldigen sey. Er spricht nachher noch von einer übel ausgedachten, sehr lächerlichen Kriegslist desselben. Durch die Art, wie H. gegen ihn streite, erniedrige er sich unter die Würde eines gesetzten Gelehrten, und mit solchen Menschen, heisst es, kann man einmal nicht besser umgehen, als wenn man ihnen zeigt, *dass sie niedrig handeln*; dass sie gar nicht Ursache haben, auf ihre Albernheiten stolz zu seyn! *Antwort des Herausgebers auf einige Fragen des Hn. D. Stieglitz.*

Des dritten Bandes. Erstes Stück. Fortsetz. des Organons der Heilkunde, von *J. B. Erhard.* Zweyter Theil. Kritik. Des ersten Abschnitts, 1tes Kapitel findet sich nur hier, und enthält ein System aller Probleme für die Kräfte des Menschen, oder eine encyklopädische Darstellung der Wissenschaften nach der Kantischen Analysis des Erkenntnissvermögens. *Beytrag zu den Principien für jede künftige Pharmacologie von Prof. Reil.* Der Titel bezeichnet den Inhalt nicht, welcher eine mit grosser Beurtheilung und Einsicht verfasste Kritik der Arzneymittellehre begreift, und zugleich die Wege zur bessern Bearbeitung bezeichnet. Wir kennen keinen lebenden medicinischen Schriftsteller, der uns stets mit so viel Bewunderung erfüllt und so viel Belehrung gewährt. Wie wenig erkennt man bis jetzt noch die grossen Verdienste dieses ausgezeichneten Kopfes! *Gedanken über das Nervenfieber* von *Thomann.* Die gewöhnlichen Lehren der Brownianer mit der gewöhnlichen Zuversicht aus den gewöhnlichen Gründen. Alles fliesst aus Schwäche, alles ist Schwäche, alles weicht den Mitteln gegen Schwäche. Bey dieser Krankheit ist diese Ansicht nun noch am ersten durchzuführen, und die praktischen Schriften der Brownianer sind zum Ekel voll von Fällen geheilter Nervenfieber. Aber so ganz alle Complication, alle hinzukommende Localaffection, die Folgen von zu vielem Essen ausgenommen, zu läugnen, und nicht zu berücksichtigen; nicht einigen Unterschied in der Behandlung und Wahl der Mittel nach den Theilen, die leiden, und nach der Art von Zufällen, die hervorstechen, eintreten zu lassen, das werden wir immer für verderbliche Grundsätze halten.

Zweytes Stück. Schreiben von Joseph Frank über Hufelands Bemerkungen über das Nervenfieber. Voll der unerhörtesten Bitterkeit, Härte und Ungerechtigkeit gegen einen der achtungswürdigsten Aerzte und Menschen, dessen Schriften einige Mängel haben mögen, aber durch viele grosse und seltene Vorzüge ihren unbestreitbaren Werth immer behaupten werden, und der, da er allgemeiner als irgend ein anderer jetzt lebender Schriftsteller unter den Aerzten gelesen wurde, am mehrsten zu einer vom Brownianism Gottlob unabhängigen Verbesserung der deutschen Medicin beytrug. Viele der gerügten Schwächen fallen weg, wenn man erwägt, dass die Grundsätze, durch die sie als solche dargestellt werden sollen, noch so sehr im Streit sind, und von den besten Köpfen der Nation noch verworfen werden. So nimmt selbst Reil mit grosser Consequenz ein Zusammenseyn von Typhus und sthenischer Entzündung in verschiedenen Theilen desselben Organism an. Und wie viel Unhaltbares *ist nicht in den* Demonstrationen und Declamationen der Brownianer und Erregungstheoristen aufgedeckt worden, worauf sie die wissenschaftliche, *nicht die persönliche* Antwort schuldig geblieben sind? Alle Sünden gegen Anstand und Sittlichkeit in dieser Kritik fallen aber mehr dem Herausgeber, als Hn. Frank zur Last, da jener ein Privatschreiben von diesem ohne Einwilligung und Milderung drucken liess. Um unsere Unpartheylichkeit nicht verdächtig zu machen, müssen wir aber gestehen, dass auch wir finden, dass Hr. Hufeland die Mittel in den Recepten zu sehr häuft, nicht musterhaft mischt, und überall zu wenig einfach verfährt. Unabhängig von der Beziehung zu Hufeland sagt aber Hr. Frank sehr viel treffendes und gedachtes, und unter allen Brownianern ist er unstreitig der, welcher sich durch Geist, durch reiche, geläuterte Erfahrung am meisten auszeichnet und sich am weitesten von Einseitigkeit entfernt hält. Das Nosocomialfieber habe gewöhnlich seinen bestimmten Gang, beynahe so wie Blattern und Masern. Meistens entscheidet sich die Krankheit zwischen dem 14ten und 18ten Tag. Die Besserung ist öfters von einer fürchterlichen Zunahme von Zufällen angekündigt, geschieht rasch, und ist mit Herstellung der während der Krankheit unterdrückten Ausleerungen begleitet, so dass wenigstens sehr wahrscheinlich ist, dass hier die Ursache des Uebels plötzlich aus dem Körper gestossen, oder in ihm verwelkt sey. [Merkwürdige Worte und Erfahrungen in dem Munde eines Brownianers.] Er läugne nicht, dass die schnelle Besserung, besonders im Typhus, ein Phänomen sey, dessen Grund wir noch nicht

icht genau erforscht haben. Wenn Brown behauptet, der Unterschied der Reize hänge vom Grad ihrer Wirkungskraft ab, so läugnet er durch die Beaung dieses Satzes keinesweges, dass jeder besondere Reiz eine besondere von seiner Beschaffenheit herrührende, und dem verschiedenen Baue der Organe angemessne Wirkungsart habe. Das Resultat unzähliger Erfahrungen sey: dass die *polygala amara* die nämlichen Kräfte, bloss im schwächern Grade, als die *polygala Senega* besitze, und durch eine grössere Gabe dasselbe mit ihr geleistet werden könne. Brown hätte immer bey der Behandlung gewisser asthenischen Krankheiten, in welchen das Geschäft der Nutrition vorzüglich gestört ist, rathen sollen, dass man nicht allein auf den Reiz, oder die unmittelbare Erhöhung der Erregung, sondern zugleich auf die Zuführung eines reichlichen Stoffes für die Reparation der Organisation denken müsse. Bey der aus blosser Schwäche entstandenen Abzehrung, so wie bey verschiedenen andern chronischen Krankheiten, thun manchmal die unbedeutendsten Reizmittel, bloss weil sie nähren, die besten Dienste, während die allerkräftigsten nichts nutzen, oder gar schaden. Nebst der reizenden Wirkungsart der Luft müsse man auch auf die durch sie bewirkte Oxygenesirung der organischen Masse, vorzüglich des Blutes denken. Brown setze das Wesen der Bleichsucht in blosse Asthenie, und übersehe, dass das Blut an Oxygen Mangel leide. Die Erfahrung thut dar, dass eine Säure als *Elix. acid. Haller;* und gewisse Oxyden als *Aethiops martialis*, *magisterium Bismuthi*, *Flores Zinci* am schnellsten helfe, und den Wangen die rothe Farbe wieder gebe. In der Auswahl der Arzneyen im Nervenfieber müsse man auf den Theil Rücksicht nehmen, in welchem die Krankheit prädominirt. Der Vf. bestimmt das sehr genau. Was man in der gewöhnlichen Praxis rheumatische Complication nennt, heisst bey ihm Asthenie in den äussern Theilen, und der Erfahrung gemäss giebt er gegen sie die reizende Mittel, denen man eine vorzügliche Wirkung auf die äussere Oberfläche des Körpers zuschreibt. So läuft alles auf eins in praktischer Rücksicht hinaus. Sein Vater und er gaben oft in einem ganzen Jahr kein Brechmittel, und in vier Jahren einer grossen Praxis habe er kaum drey Brechmittel verordnet. Eine vortreffliche Vorschrift ist, die reizenden Mittel des Morgens in schwächern Gaben, oder etwas verdünnt zu geben, weil sie in dieser Tagszeit so leicht Brechen machen. [Der Kranke mag die Nacht geschlafen haben oder nicht? Die Nacht durch Arzney genommen haben, oder nicht? Das verdient Beachtung!] Auf seiner Spitalabtheilung sterben viel weniger als auf der eines andern Primararztes, der nach Hufelands Methode verfährt. Hr. Fr., der so vieles höchst kleinlich im Hufelands Recept corrigirt, irrt sich, wenn er zweymal statt eines Tropfens einen Gran geschrieben haben will, da ein Gran wohl zwey Tropfen hat. Ueber den Gebrauch des Mohnsaftes im Nervenfieber erklärt sich Hr. Fr. anders, als die Aerzte des Bamberger Hospitals. *Ueber Philosophie in Bezug auf Medicin von Loos* in Heidelberg. Treffende Kritiken einiger Sätze der Hn. Geyer und Röschlaub. *Ueber das Vorurtheil, dass jeder Arzt sein eignes System haben müsse von Köllner.* Eine etwas weitschweifig verfasste Abhandlung, die manches Gute enthält, aber doch zu wenig das Eigenthümliche der Medicin auffasst. Das Thema ist gut gewählt. Aber der Vf. setzt diesem Vorurtheil ein anderes, noch viel schädlicheres entgegen, dem er huldigt, das Vorurtheil von nur einer einzig wahren, richtigen Theorie, und von nur einem einzig wahrem System. Wo sind sie? was sind ihre Kennzeichen? was versichert einem, dass man sich ihnen nur nähert? Hr. Köllner überlasse doch diese Sprache Hn. Röschlaub. Das Uebertragen der Theorie auf die Praxis siehet der Vf. nur von dem individuellen Talent abhängig. Es giebt aber Theorien, deren Wahrheit man einräumen kann, ohne ihnen einen praktischen Einfluss zu zugestehen, und bey denen sich die Unmöglichkeit darthun läst, in der Anwendung am Krankenbett von ihnen genügend auszugehen. Die Abhandlung wird erst im folgenden Stück beendigt.

Drittes Stück. Figürliche Darstellung der Erregungstheorie und Erläuterung derselben, von Pop. Eine neue Tabelle. Nur aus Missverstand legte man diesem Erläuterungsmittel der Theorie, das in der Anwendung auf einzelne Krankheiten nie Stich hält, so viel Gewicht bey. *Fortsetz. der Beleuchtung.* Gegen Pfaff und Kappel. Der letztre hat bekanntlich seine frühern Einwürfe zurückgenommen, und ist jetzt ein warmer Anhänger Browns. *Ueber die Wiedergenesung* von *Malfatti*, Arzt am allgemeinen Krankenhause zu Wien. Die Reconvalescenz sey ein Mittelzustand, so wie die der Krankheit vorhergehende Opportunität und könne selbst Opportunität zur Gesundheit genannt werden. Ihre Beurtheilung hänge davon ab, ob und wie sie näher an Krankheit oder Gesundheit gränze. Schwierigkeit, dieses in der Praxis zu bestimmen. Die Wiedergenesung verlange Rücksicht auf den Zustand der Erregung und der Organisation, ob die letzte durch die Krankheit gelitten habe. Grosses Lob eines Chinadecoctes, erst in Verbindung mit flüchtigen Mitteln, und dann mit Salep, Isländischen Moose, Milch u. s. w. Die China verhalte sich zur asthenischen Reconvalescenz, wie zu den Wechselfiebern, und vielleicht helfe sie nur gegen die letztern, weil die Intermission zwischen den Anfällen der Wechselfieber als ein Zustand der Reconvalescenz anzusehen sey. Man solle in Fiebern oft etwas nährendes in kleinen Gaben darreichen. Nutzen von Milch mit Zimmtwasser versetzt. Eine sthenische Reconvalescenz folge selten, weil gewöhnlich die antiphlogistische Methode zu sehr ausgedehnt worden sey und Uebergang in Asthenie zur Folge habe. Der Vf. hat zu viel Erfahrung, um nicht den Nutzen mancher Diarrhöen in der Reconvalescenz nach Asthenien anzuerkennen. Nicht ohne Grund beschuldige man allgemein die Brownianer, dass sie auf den Organismus

nismus zu wenig Rücksicht nehmen. In allgemeinen Krankheiten hat man auf die wichtigen Veränderungen desselben wenig oder gar nicht Acht, bis sie in unheilbare örtliche Zerstörungen ausarten. Höchst vortrefflich sagt der Vf., mir scheint es ausser allem Zweifel, dass zwischen diesen zwey grossen Abtheilungen von Krankheiten (der allgemeinen und örtlichen) noch eine grosse Lücke in der Mitte bleibt, die besonders die verschiednen Veränderungen und Missstimmungen des Organismus ausfüllen; dass in dieser Lücke eine lange Reihe von Mittelstufen und mannichfaltigen Ereignissen sowohl bey Leiden der Erregung als des Organismus sich darbieten, ehe eine Classe von Krankheit wechselseitig in die andre übergeht; dass diese Mittelstufe fast eine eigene Classe von Krankheiten bilden, die in der Praxis oft dem Arzte, der sie in die erwähnte Classification bringen will, die grösste Schwierigkeit in den Weg legen, und die beträchtlichsten Irrthümer veranlassen. Der Zustand von Reconvalescenz stellt uns das deutlichste Bild der erwähnten Störungen in der Organisation dar. In dieser Epoche kommen eigentlich, nachdem der allgemeine Aufruhr der Erregung besänftigt ist, die organischen Störungen mehr oder weniger zum Vorschein, gehen sichtbar in örtliche Leiden über, werden zu der allgemeinen Quelle unglücklicher Reconvalescenzen, und sind mit einem Worte eine der vorzüglichsten Ursachen, die das Wesen der Reconvalescenz bilden, und ihre Dauer, wie nicht minder die Dauer der Krankheiten im Allgemeinen bestimmen. Sehr schön führt der Vf. das weiter aus, und macht uns durch sein Versprechen einer Pathogenie der organischen Leiden die grösste Freude. Für Brownianer ist hier viel zu lernen, und wir empfehlen des Vf. Ansichten besonders Hn. Thomann, dem Verfasser der oben angeführten Abhandlung über Nervenfieber.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Erfurt*, b. Beyer und Maring: *Sendschreiben des hochwürdigsten Fürsten und Herrn, Karl Theodor*, Bischofs zu Konstanz, des heil. Röm. Reichs Fürsten, *an seine Geistlichkeit*. 1801. 32 S. 4. Der würdige Prälat, den die Zeitumstände von seinem Bisthum entfernten, wollte doch dem Clerus desselben, durch diesen im Anfange des J. 1801. zu Erfurt unterzeichneten Hirtenbrief einen Beweis seiner wachsamen bischöflichen Sorgfalt geben, und ihn besonders an seine Pflichten lebhaft erinnern. „Ein rechtschaffener Oberhirt der Seelen, sagt er, erkennt den Endzweck seines Berufs; er weiss, dass das Seelenheil seiner Pflegbefohlnen darin besteht, dass sie Gott über alles, und ihren Nächsten wie sich selbst lieben." Aber Berge von Hindernissen stehen seinem Eifer entgegen. Die gesunkene Menschheit ist so bald ermüdet, wenn es darauf ankömmt, den Allmächtigen beständig und über alles zu lieben. Die sinnliche Wollust, das abwechselnde Spiel der Zerstreuungen, die stolze Selbstliebe, die Vorbildung eigner Verdienste, verdrängen besonders jene Liebe. So viele Menschen beten mit den Lippen, und nicht mit dem Herzen. „Sophisten rühmen sich, in ihrem Innern alles Gute durch reine lebhafte Vorstellungen zu bewirken; und doch wissen sie aus eigner Erfahrung, dass der Mensch in vorübergehender Erkenntniss der Wahrheit gut spricht und denkt, und in andern Augenblicken nach blendendem gegenwärtigen Antriebe der Leidenschaften handelt. Manche sonst scharfsinnige Denker leugnen alle Wirkung des Gebets, welches doch den Betenden bessert, indem er sich in der Demuth seines Gemüths zu seinem guten allmächtigen Vater erhebt. Diese sonst scharfsinnige Denker messen die Gränzen der göttlichen Allmacht nach den immer beschränkten menschlichen Gränzen ihres Gesichtkreises; da doch in der göttlichen Gewalt keine Gränzen denkbar sind, als die Gränzen des möglichen Guten." Ausser dem Unglauben aber steht auch der Aberglaube dem Guten entgegen. „Anhänglichkeit an verjährte Missbräuche, und der vermessene Wahn, dass fromme Beruhigung hinlänglich sey, und dass alles Selbstbestreben der Tugend durch diese Beruhigung entbehrlich werde; liebloser Hang zum ungegründeten Verketzern, Scheinheiligkeit bey verdorbenem Herzen, sind der christkatholischen Tugend gleich sehr zuwider." Gegen diese und andere Hindernisse vermögen die Priester sehr viel, wenn sie sich mit dem Bischof vereinigen, dass sie ihre Pflegempfohlne lieben, sie zu Christen bilden, und ihr Beyspiel werden. Die Ausführung dieser drey Obliegenheiten macht nun von §. 8. an, den Hauptinhalt des gegenwärtigen Pastoralbriefs aus. Das Wohlgefallen, heisst es, am Sittlichguten und Tugendhaften ist geistliche Liebe; diese aber durch göttliche Liebe belebt und erweckt, ist die Triebfeder aller guten Werke. So grossen Abschen dem Seelsorger der Anblick der Falschheit, des *Lasters* und der Bosheit veranlasst: *so vergisst er doch auch niemals*, dass bey den Menschen sehr vieles auf den ersten Schritt ankommt; dass Verirrte in dem Bösen meistens nur stufenweise fortschreiten; dass Schwachheit, Verführung, Gewohnheit, Vorurtheil und Täuschung des Stolzes auf das menschliche Leben einen grossen Einfluss haben; dass oft in dem Verirrten grosse Seelenkraft liegt, der nur die wahre Richtung fehlt. Es wird auch gezeigt, wie die mildeliebevolle Gesinnung des Seelsorgers gegen Verirrte keine Schwachheit sey, wenn sie sich mit ernstem öffentlichen Abscheu gegen Laster und Bosheit vereinigt, u. s. w. Er bildet seine Pflegbefohlnen zu Christen durch das Licht der Offenbarung, indem er durch dasselbe ihren Glauben und ihr Vertrauen auf Gott, ingleichen auf die guten Wirkungen eines frommen Gebets stärkt; indem er ihnen Belehrungen, Trost, Kraft, selbst bessernde Richtschnur und Aussichten möglicher Vollkommenheit für dieses Leben und für die Zukunft, durchaus eine leitende, rettende Hand darbietet. Der sittlich blühende Zustand seiner Gemeine ist der sicherste Beweis von seiner edeln Sorgfalt. Eine Anzahl biblischer und Stellen der Kirchenväter wird beygebracht, um es zu bestätigen, dass Glaube, Hoffnung und Liebe den Geist der christlichen Religion zusammenknüpfen. Auf eben diese Art, so wie durch besondere Anleitungen, wird die ganze Wirkung des Beyspiels entwickelt, welches der Seelsorger geben muss. Als eine Hauptregel für ihn kann folgendes gelten: „In dem Evangelium und in allen Theilen der heiligen Schrift ist der göttliche Geist der Religion enthalten, in dessen himmlische Reinheit er durch bedachtsames Lesen mehr und mehr einzudringen sucht." Die Entscheidungen, Verordnungen, Gebräuche der christkatholischen Kirche, und die Diöcesan-Vorschriften sind ihm vollständige, genau bekannte Richtschnuren seiner Glaubenslehren und seiner Amtsverrichtungen. Zuletzt wird noch Gott um seinen Beystand angerufen; und zugleich werden die heilige Mutter des Erlösers, die heiligen und auserwählten Engel des Herrn, die heiligen Patronen, und alle Angehörige des Bisthums gebeten, ihre Fürbitte und Gebet mit dem Gebete des Clerus zu vereinigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. Februar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Frankfurt a. M., in d. Andreäisch. Buchh.: *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen u. praktischen Heilkunde*, herausgegeben von *Andreas Röschlaub* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Vierten Bandes. Erstes Stück. *Deduction der Erregbarkeit* nach Schellings erstem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie bearbeitet von *Streng*. Als Auszug des angeführten Werkes muss Rec. diese Abhandlung andern zu beurtheilen überlassen, da er frey gestehet, in diese subtilen Untersuchungen, insofern sie an die Ichphilosophie sich anschliessen, nicht hineingehen zu können. Die kurze Einleitung hat uns sehr wohl gefallen. *Einige Ideen über Arzneymittel und ihre Classification* von *Matthaei* (jetzt zu Verden). Der Vf. läst alle Einflüsse die Mischung und Form mehr oder weniger ändern und selbst die Erregbarkeit von veränderter Mischung und Form verändert seyn und sich äussern. Aber unsre mangelhaften Einsichten geben uns hierüber zu wenig Aufschluss, und also zu wenig Data zum festen Handeln. Es sey unmöglich, absichtlich die vorige Mischung weiter darzustellen. Der Praktiker halte sich also an ein niedres Gesetz, bis der Physiolog seine Wissenschaft weiter gebracht habe. Das niedre Gesetz ist die Ansicht der Erregbarkeit nach der Summe der vorhergegangenen Reize, und die daraus sich ergebende Folgerungen, die Reize zu vermehren oder zu vermindern. (Also die ächte Theorie haben wir nicht, und müssen uns mit einem untergeordneten Princip begnügen, dessen Gültigkeit und Anwendbarkeit in des Vf. System so beschränkt ist.) Wenn er finde, dass ein Einfluss keine bemerkbare Veränderung in der organischen Mischung hervorbringt: so beurtheile er ihn bloss darnach, in wiefern derselbe die Summe der Erregbarkeit durch die Erregung verändert, und nennt ihn erregende Potenz, Reiz. (Wie wenig sind wir aber im Stande zu bemerken. Wer weiss, wie viele Mittel Theile unsers Körpers so verändern, als die Färberröthe unsre Knochen, aber nicht mit einer so auffallenden Farbe, und deshalb von uns unbemerkt. Wie schwankend stellt also der Vf. einen so wichtigen Begriff seiner Theorie dar.) Die Erfahrung habe von allen Einflüssen gelehrt, dass sie reizen, und immer nur im Grade verschieden sind. Brown habe dies aus den Beobachtungen aller Zeiten durch Induction und Analogie dargethan. [Das ist leicht gesagt, aber den Beweis sollte der Vf. wohl schuldig bleiben.] Man sehe, dass nicht Arzneykörper aufgestellt werden dürfen, welche die Summe der Erregbarkeit absolut ohne das Mittelglied der Erregung vermehren oder vermindern. [Der Vf. nimmt aber Mittel an, die die Organisation verändern, und auf diese Weise die von ihr abhängige Erregbarkeit. Diese Veränderung ist nach ihm nur Vermehrung oder Verminderung ihrer Menge, aber nicht im Verhältniss der Erregung. Zudem stellt er die Erfahrung über die Theorie, und es wäre also nur die Frage, ob jene so etwas aussage?] Dieser Aufsatz des Hn. Matthaei enthält sehr viele eigne Gedanken, bey denen wir bedauern, nicht verweilen zu dürfen. Er ist reich an Belegen zur Wahrheit, wie sehr das Brownsche System zurücktreten muss und mangelhaft erscheint, sobald ein Mann von wirklicher Erfahrung und ächter Wahrheitsliebe es auf die ganze Praxis ausdehnen will. Die Brownische Sprache läst sich retten, aber die Hauptsätze desselben müssen aufgegeben oder sehr modificirt werden. Der Vf. gehört zu denen, die es sich nicht verhehlen können, dass sehr viele grosse Uebel durch andere, ja durch entgegengesetzte Methoden gehoben werden, als das System will. Um dadurch nun nicht in Verlegenheit zu kommen, setzen diese Herren den Grundsatz fest, man könne die Form der Asthenie ändern, und auf einige Zeit die Krankheitserscheinungen verschwinden machen, wenn die Asthenie selbst vergrössert wird. Hr. M. scheint geneigt, das selbst als eine Maxime, die befolgt werden solle, für manche Fälle anzunehmen. Aber diese Erklärung ist ohne alle Haltung. Es liegt die falsche Brownsche Angabe zum Grund, welche seine wärmsten und consequentesten Anhänger längst aufgegeben haben, dass die Grade der Asthenie die verschiednen Formen der Krankheiten nothwendig zur Folge haben, so wie es die Lynckische Tabelle aussagt, jetzt z. B. die Epilepsie und dann die Apoplexie. Und die Erfahrung zeigt sehr selten diese Uebergänge, oder ein solches kurzes Schwächen von Krankheitsäusserungen und bald darauf einen Ausbruch grösserer Uebel. *Fortsetzung der Beleuchtung der Einwürfe.* Die Hn. Pfaff und Cappel geben den Stoff zur Vertheidigung der Erregungstheorie noch her.

Zweytes Stück. Ueber die Wortbegriffe Kuriren und Heilen, von *J. A. Schmidt*, Rath u. Profess. der Josephsakademie in Wien. Ein mit vielem Witz und seltnem philosophischen Talent für Sprachforschung,

fchung, fehr lebhaft und fchön gefchriebner Auffatz, den jeder praktifcher Arzt als eine Uebung der Befcheidenheit wenigftens zweymal im Jahr zu lefen verpflichtet werden follte. Traurig ift es, dafs der Vf. zuletzt noch das Räthfel aufzugeben berechtigt ift: *Was ift heilen? — Briefe an Prof. Röfchlaub die Verbindung der Philofophie mit der Heilkunde betreffend, von feinem Freunde X.* Das einzige, was uns in diefen Briefen gefiel, ift eine Eintheilung der Aerzte nach ihrer Anficht des Organifm mit abgefchmackten Benennungen. Alles ift zur Verherrlichung der Schellingifchen Naturphilofophie und ihrer Anwendung auf die Medicin angelegt. Es ift die Gefchichte eines von Befchwerden des Unterleibes leidenden Gelehrten fehr weitläuftig erzählt, und wie abgefchmackt ein Arzt ihn behandelte, durch 21 Briefe deffelben fehr langweilig dargethan. China und gute diätetifche Rathfchläge ftellten den Kranken endlich her. Wie der angeführte Arzt, fprach und fchrieb und handelte nie ein guter und gefchätzter, oder denkender Arzt unferer Zeit, und das war nicht das gewöhnliche Vorbrownfche Verfahren, fo wie in der glücklichen Heilungsart nichts der Brownfchen Schule eigenthümliches liegt. Das einzige Piquante, was das elende Ganze hat, ift, dafs es am Ende heifst, die praktifchen Aerzte wolle er nicht nennen, aber die Begierde befriedigen, die man haben werde, den Namen des Kranken zu wiffen. Dafs er ein gelehrter und ein witziger Kopf ift, und mit dem Buchftaben K anfängt, fey fchon gefagt worden, man rathe nun felbft. Wer könnte es anders feyn, find die eignen Worte, als Hr. *Kotzebue, der Poet*, welcher gerade in dem Zeitpunkt, als ihm Illuftr. die Belladonna reichten, *zur Ehre der Experienz und der Abtritte* (!!!) *die bewufste Komödie fchrieb.* [Bekanntlich hat Hr. v. Kotzebue, den man, als diefer Auffatz erfchien, nach Sibirien verbannt glaubte, alles, alles, was ihn betreffen follte, als das unverfchämtefte Gewebe von Lüge, das je erfonnen worden ift, umftändlich dargethan, und Hn. Röfchlaub feyerlich aufgefodert, feinen verläumderifchen Freund X. öffentlich zu nennen. Hr. v. K. fcheint zu glauben, es zwecke auf Verläumdung feines gefchätzten Arztes ab, des Hn. D. Bluhm in Reval. Das möchten wir aber bezweifeln. Aber was mit diefer zu nichts führenden Nichtswürdigkeit beabfichtigt wurde, ift uns ein Räthfel.] **Wedekind**, Arzt der franzöf. Armeen u. Profeffor der Klinik zu Mainz, *über die Mafern.* Ein Auffatz, in dem alles auf die bekannten Hoffmannfchen Sätze bezogen ift. Ich weifs, heifst es, dafs Aerzte in der Idee, die Afthenie bey zufammenfliefsenden fchwärenden Pocken durch das wirkfamfte Mittel zu heben, warme Bäder verordneten, aber *gemordet* wurden die Kranken *augenfcheinlich.* Man wäre nun begierig und es würde lehrreich feyn, die nähern Umftände zu erfahren, aber der Vf. nimmt eine fentimentalifche Stimmung und fährt fort: und mein Gefühl wird zu fehr beftürmt, als dafs ich davon weiter reden könnte. Ein eintretender Durchfall in den Mafern fey fchädlich, den eine auffallende Verfchlimmerung aller Zufälle, befonders des Huftens begleitet. Rec. fahe zum öftern das Gegentheil davon, und namentlich eine offenbare Minderung des Huftens. Er hatte gar keine Urfache, eine gallichte Complication zu vermuthen, den einzigen Fall, den Hr. W. ausnimmt. Unter den üblen Folgen der Mafern zählt er auf: Wafferfucht, wenn Scharlach mit den Mafern verbunden war. Sahe der Vf. oft diefe Verbindung und wie war der Verlauf? Eine Entdeckung kündigt derfelbe uns an, und fcheint viel Werth darauf zu legen, dafs bey den Mafern ein Knötchen zu fühlen fey, aber nicht fo tief als bey den Blattern, und es fcheine das Hauthaar aus deffen Mitte zu kommen. Das Knötchen eitre nicht, und nur manchmal entdecke man in demfelben etwas klare, hellgelbe Feuchtigkeit. Die Fortfetzung haben wir bis jetzt vergeblich erwartet. *Ueber die Stuhlverhaltung in afthenifchen Krankheiten, vom Herausgeber.* Bis jetzt die erfte und einzige grofse praktifche Bereicherung unfrer Kunft aus des Vf. grofsen Praxis, von der er fo viel und oft fpricht, und von deren Anftellung als zweyten Arzt am Bamberger Hofpital! Durch Laxiermittel wäre ein geringes anhaltendes Fieber eines Frauenzimmers in den fchlimmften Zuftand eines fogenannten Faulfiebers verfetzt worden. Im Bamberger Hofpital liefs man die Perfon nun über drey volle Wochen ohne irgend eine Stuhlausleerung. Diefe erfolgte erft am Ende der vierten Woche von felbft, nachdem fie zugleich feit 14 Tagen zwey, auch dreymal Fleifch in nicht geringer Menge und mit gröfster Efsluft genoffen hatte. Alle Merkmale ihrer Krankheit waren fchon überftanden. In afthenifchen Fiebern gieng es fchneller zur Genefung, wenn Stuhlverhaltung zugegen war, als wenn täglich *einer* oder gar mehrere Stuhlausleerungen eintraten. In einem Anfall von *vomitus cruentus*, wo durch den Stuhl, wie gewöhnlich, auch Blut abgieng, liefs der Vf. vom 3ten Tag an die Kranke 20 Tage durch ohne alle Leibesöfnung, wo fie von felbft erfolgte. Es zeigten fich keine üblen Folgen davon und es gieng alles vortreflich dabey. *Nicht felten* fahe ich, fagt er, *auf eine einzige zähe* Stuhlausleerung in der Reconvalefcenz, durch Kunft bewirkt, Recidive in Fieber eintreten, was bisher mehrere Aerzte [welche?] beobachtet haben. Ich wagte immer länger und länger die Stuhlverhaltung zuzulaffen, bis ich endlich vollends überzeugt wurde, dafs bey einer afthenifchen Krankheit *eine Stuhlverhaltung von drey, vier Wochen, und auch noch darüber, gar keinen Schaden bringe.* Ich halte fogar dafür, dafs die Verhaltung des Stuhles bey fehr vielen Fällen für fehr heilfam, für ein wirkliches Heilmittel anzufehen fey: in allen rein afthenifchen Krankheiten nämlich (alfo nach Brown von 97 unter 100 Kranken?) in welchen die Saftmaffe fehr vermindert, für den individuellen Organifmus unzulänglich geworden ift. Als Ausnahme ficht der Vf. nur an, wenn Cruditäten von Speifen in den erften Wegen da find. Ueber die Stuhlverhaltung bey eingeklemmten

ren Brüchen u. s. w. will er sich erst noch erklären. Noch eine Ausnahme führt er an, in manchen Fällen stelle sich bey der Stuhlverhaltung ein besondres Drücken im Unterleibe, ein dumpfer oder auch stechender, reissender Schmerz in demselben, schmerzhafte Verhaltung des Urins, oder Beschwerden bey dem Urinlassen, bey etwas aufgetriebenen Unterleibe ein u. s. w. Dergleichen sind nun hie und da von der Art, dass sie zur Hebung der Stuhlverhaltung auffodern. Man müsse aber doch vorher genau untersuchen, ob nicht locale Zustände diese Erscheinungen bewirken, als Tripper, Hämorrhoiden, fehlerhafte monatliche Reinigung u. s. w. oder nicht Ueberschläge, Einreibungen u. s. w. oder Fortsetzung der allgemeinen Kur schon hinlänglich sind, und ob anzunehmen sey, dass Koth in solcher Menge in den Gedärmen sey, dass deren Druck oder Ausdehnung diese Folgen habe. Rec. verweiset die Leser, welche die Räsonnements des Vf. sich nicht hinzudenken können, auf die Abhandlung selbst. Er sieht sich verpflichtet, hinzuzusetzen, dass nach seiner Ueberzeugung noch nie verderblichere Maximen aufgestellt worden sind!! *Beobachtung einer asthenischen Entzündung* von F. C. *Holst* in Hamburg.

Drittes Stück, Antwort auf die von Hecker gethane Auffoderung von G. L. *Miniker* jun. in Göttingen, *mit Anmerkungen und einem Nachtrag vom Herausg.* Mit einzelnen Krankengeschichten ist gegen den deutschen Brownianism, Erregungstheorie, Browns Geist genannt, in der That nichts auszurichten. Dieser hat sich zu viele theoretische und praktische Schlupfwinkel geschaffen. Rec. sahe das nie als Verbesserung, nie als erfreuliche Annäherung zu den gewöhnlichen Vorstellungsarten an. Es macht nur alles verwickelter. Einzelne Thatsachen, die gegen Browns Lehre sprechen, findet man nirgends so gehäuft als in den Schriften von Frank dem Vater und Sohn, und doch sind diese Schriften die vorzüglichsten Stützen des jetzigen Brownianism. Auch zeigen die Brownianer bey Krankengeschichten, die ihnen entgegen gestellt werden; dass sie wissen, worauf es bey Anwendung ihres Systems ankommt, und dass sie überhaupt der Kritik mächtig sind, welches man bey ihren eignen Krankengeschichten, wie wir gezeigt haben, immer vermisst. Sie verlangen dann dass man zwischen directer und indirecter Schwäche, zwischen localen und allgemeinen Leiden unterscheide; verlangen die immer steigende oder fallende Veränderung der Reizsumme in der Behandlung, und die deutlichste Rechtfertigung jeder Voraussetzung. Darauf hätten sie allerdings das grösste Recht zu dringen, wenn sie selbst hierin nur in etwas die geringsten Foderungen zu befriedigen vermöchten. Die Ungezogenheit des Hn. Röschlaubs in seinem Nachtrag geht sehr weit, er beimisst dem Hn. Hecker, wirft ihm offenbare Unwahrheiten, Albernheiten, Gaukeleyen u. s. w. vor. – *Ueber die Heilkräfte der Natur oder Entwicklung der Principien der Therapie vom Herausgeber.* Diese Abhandlung, die im 5ten Bande und im 1ten Stück des 6ten Bandes fortgesetzt wird, aber noch nicht geendigt ist, zeichnet sich durch Scharfsinn, Bündigkeit, eigne Ideen und geschmackvollern Vortrag aus. Gern gesteht es Rec., dieser Aufsatz ist der erste, der ihm eine besondere Achtung für die Talente des Hn. Röschlaubs einflösste. Auch ist ein sehr angemessener Gebrauch von einigen schönen Schellingischen Ideen gemacht. Wir behalten es uns vor, beym Schluss tiefer in die Untersuchung einzugehen, und werden zeigen, dass wir auch da, wo wir nicht einstimmen können, das tiefgeschöpfte und zweckmässige zu schätzen wissen. *Miscellaneen. Einige Erläuterungen über die Jenaische A. L. Z. in Betreffe der Brownschen Erregungstheorie.* Hr. R. glaubt seine Anhänglichkeit für die Schellingsche Naturphilosophie dadurch zu bewähren, dass er sich hinzudrängt, Theil an dem Ausfalle des Hn. Schelling auf die Allg. Lit. Zeitung zu nehmen. Er werde zeigen, sagt er, wie schlecht sich besonders die A. L. Z. dazu eigne, die Stimmführerin für Aerzte zu seyn, und wie schlecht diejenigen gewählt wurden, welche die Kritik personificirt vorstellen sollten, [welche Deutung des so einfachen, von uns so anspruchlos geübten Recensentengeschäftes! Man sieht also, mit welcher Prätension Hr. R. auftritt, wenn er recensirt.] Um den Beweis zu führen, muss er wieder zu der ersten Recension Brownscher Schriften von 1795 zurückgehen, der schon so viele Vorwürfe gemacht wurden. Mit widriger und kleinlicher Weitläuftigkeit widerlegt er sie, und verweilt auch bey der grossen Untersuchung, ob Hr. Hufeland selbst, oder nur ein Schüler desselben sie verfasst habe. Spätern Einwürfen gegen die Brownsche Lehre und gegen ihre Modification in seiner Pathogenie geht er doch immer offenbar aus dem Wege, und kommt nach Jahren nicht dazu, sie zu entkräften, wie er so oft versprochen hat. In einer kleinen Recension im J. 1795 wird von der Stimmung der Facultät gesprochen. Damit soll nun die Jenaische medicinische Facultät gemeynt seyn. Sollte Hr. R. wirklich den Sprachgebrauch nicht kennen, der den ganzen medicinischen Stand oft mit dem Worte: Facultät, bezeichnet? Sehr verständig spricht ein Rec. der Erlangischen Literatur-Zeitung bey Gelegenheit von Osterhausens Aufsatz über das praktische Gefühl. Hr. R. macht den Schluss, es sehe *sehr verwirrt* in dem Kopfe desselben aus!!

Fünften Bandes. Erstes Stück. Ueber das Verhältniss der medicinischen Theorie zur Praxis von L. Zum Vortheil der Theorie, aber mehr Declamation, als eindringende Untersuchung. *Einige Gedanken über den Schlagfluss von Thomann.* Wenn er nicht von örtlichen Uebeln des Gehirns abhängt, oder von Indigestion, oder von entfernten Unordnungen, als unterbrochene Hämorrhoiden u. s. w. so ist er nur als Asthenie zu behandeln. Die Erscheinungen des Schlagflusses selbst sind sehr gut geschildert. Die Krankheit sey noch wenig aufs Reine gebracht, daher

her sahe man selten (!) einen Schlagflüssigen retten, (vor Browns Entdeckungen nämlich) und durch Ströme Blutes, das man öfters aus der Ader liess, *Menschen morden!!* Wo *Serum* ausschwitze, müsse auch Blut aussickern. *Unmöglich* könne das Gegentheil stattfinden. [So viele Zergliederungen zeigten doch die Wirklichkeit.] Es wird als ein Erfahrungssatz angeführt und Brownisch erklärt, dass an den Brunnenorten viele Menschen am Schlagfluss sterben. Der Vf. giebt hier fälschlich eine Muthmassung als eine Thatsache. Zu Zeiten epidemischer Krankheiten von schwächenden Einflüssen waren auch Schlagflüsse epidemisch beobachtet worden. [In der letzten Zeit war am Wohnort des Rec. der Schlagfluss auffallend häufig, sonst aber keine Epidemie und die von Krankheiten jeder Art freyeste Periode] Wenn man nicht *einen Beweis des verlornen gesunden Menschenverstandes* ablegen wollte, so könne man den Schlagfluss unmöglich von Stärke der Erregung, noch weniger von Vollblütigkeit oder gar von Schärfe her *deräsonniren!!* [Es giebt bekanntlich mehrere Arten von Vollblütigkeit, und Vollblütigkeit und Sthenie ist nicht immer dasselbe. Die grosse, wichtige Lehre von Congestion und Stockung des Blutes in einem Theil, zumal von so besonderem Bau, als das Gehirn hat, (*confer. Walter de apoplexia*) ist ganz übersehen. Aber die Lehre vom Schlagfluss hat von Hospitalärzten wohl am wenigsten Aufklärung zu erwarten.] *Fortsetzung der Beleuchtung der Einwürfe.* Gegen *Schäffer. Erörterung der Begriffe scharf, reizend, Schärfe, Reiz* und der damit verwandten Begriffe besonders in Hinsicht der Säfte des Organismus, vom *Herausgeber.* Eine Abhandlung, die nur dem genügen kann, welcher mit dem Vf. in den ersten Grundsätzen übereinstimmt, und die also keinen Gegner überzeugen wird. Den angegebnen Unterschied zwischen Reiz und Incitament vermögen wir nicht zu fassen. Aecht Brownisch ist es, als eine allgemeine Behauptung aufzustellen, dass Säfte um desto weniger reizen, je mehr sie zu irgend einer Art von Verderbniss neigen, oder solche schon angenommen haben, welche man bisher mit dem Namen Schärfe belegte. Aber der Vf. bewährt auch seine Anhänglichkeit an Schellings Naturphilosophie. Will der Arzt, was er soll, heisst es, als wirklicher Heilkünstler am Krankenbette auftreten: so fodre ich von ihm, dass er in jedem Falle, ehe er noch an das Verschreiben einer Cur denkt, die zu behandelnde Form des Uebelseyns von der Entstehung an bis zu dem Zeitpunkt, in welchem er am Krankenbette steht, construire, — — — sich selbst an die Stelle der Natur setze, gleichsam selbst, nach Principien der Naturphilosophie, die gesammte Krankheit schaffe. — — — [Diese Sprache führt Hr. R. in den letztern Bänden in jedem Aufsatz. Aber er hat noch nie eine Krankengeschichte aufgestellt, in der er eine solche Construction zu Stand gebracht hat.] Hallers Satz: ins Innre der Natur schaut kein erschaffner Geist, ist blos einem Manne *verzeihlich* (?) welcher ganz empirisch handeln zu dürfen glaubt, *welcher gar keine Ahndung von Naturwissenschaft und Kunst hat,* und der, [diess erklärt denn endlich den Sinn dieser schrecklichen Lästerung,] das *Ding an sich* nicht erst durch sein eignes Denken entstehen lässt, sondern es für eine selbst vorher existirende nothwendige Bedingung der Möglichkeit seiner Erkenntniss hält! *Kurze Bemerkungen und Notizen.* Ermüdender und ekelhafter Streit mit seinen Recensenten. Die Ungezogenheit und Unbescheidenheit geht über alle Gränzen. Da es ihm keiner seiner Rec. recht macht, so will er sich nächstens vor dem Publicum selbst recensiren! Alle Recens. Brownscher Schriften in der A. L. Z. hätten ein Betragen gezeigt, *das Züchtigung verdient.* Dem Hofr. Widemann in Eichstädt wirft er Eingeschränktheit wahren Wissens vor, spricht von Albernheiten, die er habe drucken lassen u. s. w.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Unger: *Militärischer Kalender* auf das Jahr 1802. 180 S. (ohne den Kalender, die genealogischen und Postcurs-Tabellen.)

Enthält lauter ihrer Bestimmung angemessne, wohlgearbeitete und gutgeschriebne Aufsätze. 1) Historische Uebersicht der Kriegsgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts; also vom spanischen Successionskriege bis zum Frieden von Lüneville. 2) Johann von Oesterreich. 3) Belagerung von St. Jean d'Acre in den Jahren 1103. 1104. 1187. 1188. 1799. Mit einem Grundriss von dieser Stadt. 4) Epochen der merkwürdigsten kriegerischen Erfindungen. Hier werden an 130 Erfindungen, mit ihren Jahren aufgeführt. Einige Artikel gehörten nicht in diese Liste; als die Stiftungen militärischer Orden. Unter den wirklichen Erfindungen zeichnen sich aus: im J. 1364 Pistolen. 1500 Pulverminen. 1517 das Radschloss. 1520 schwimmende Batterien. 1521 Musketen in Karls V. Heere. 1546 erste Magazine (zu Regensburg unter Karl V.) 1574 Petarden in Frankreich. 1593 Fladderminen. 1629 lederne Kanonen der Schweden. 1670 blecherne Pontons bey den Holländern. 1740 eiserne Ladestöcke der preussischen Infanterie. 1744 Wiedemanns Kanonen aus über einander gelötheten Kupferplatten. 1759 reitende Artillerie unter Friedrich II. 1790 Tempelhoffsche Mörser. 1798 fahrende Infanterie in England, und Schwimmer-Brigade bey den Franzosen. 5) Alexander Farnese, Prinz von Parma und Piazenza. 6) Feldzug der Franzosen in Italien von 1494. Zur Verzierung dienen die schön gearbeiteten Porträte von Richard Löwenherz, Karl VIII. K. v. Frankreich, Johann v. Oesterreich, Saladin Sultan v. Aegypten, Adolf von *Solms*, Graf v. Nevenaar und Meurs, Franz v. Alençon, Gonzalo Fernandez von Cordova, Alexander Farnese, Philipp Croy, Philipp II. K. v. Frankreich.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 3. Februar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., in d. Andreäischen Buchh.: *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde*, herausgegeben v. *Andreas Röschlaub* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zweytes Stück. *Ueber das Indicirtseyn der peruvischen Rinde*, vom *Herausgeber*. Sehr weitschweifig, anmassend und leer finden wir diesen Aufsatz. Die China verstärke die Erregung, diese müsse aber selbst so viele Energie, besonders in den ersten Wegen haben, dass der Process unterhalten werde, der zur Entwicklung der Grundstoffe der China erfoderlich sey. Mangel dieser Energie und wesentliche Leiden der ersten Wege sind ihm *Contra indicantia*. Sagt das mehr, als der bekannte Satz, die Rinde erfodre, zumal in Substanz, eine gewisse Verdauungskraft? Selle's *medicina clinica*, heisst es, sey dazu geeigenschaftet, rohen empirischen Schlendrian nach der alten Kochtheorie (wenn anders der Name Theorie so gemissbraucht werden dürfte?), Zöglingen der Medicin zu verschaffen. *Vom Gebärmutter-Blutflusse* von *Thomann*. Die Brownische Lehre, auf Röschlaubische Art. Viel eigne Erfahrung bemerkt man nicht, und Krankengeschichten sind nicht hinzugefügt. Dass mit Ohnmacht solche Blutflüsse oft aufhören, fanden wir nicht angeführt. Merkwürdig ist, auf welche sophistische Weise die nützliche Anwendung der Kälte wegräsonnirt wird. *Einiges über Theorie und ihren Werth für den Arzt*, nebst *Würdigung eines Aufsatzes* von *Matthäi* [in Verden] im Hufelandischen Journal, vom *Herausg.* Eine Abhandlung, die die tiefste Indignation eines jeden erregen muss, der für Anstand und gute Sitten nicht allen Sinn verloren hat. Hr. Matthäi, einer der einsichtsvollsten, gemässigtesten und erfahrensten deutschen Brownianer, führte mit sehr viel Geist den Satz aus; Krankheitsfälle, gegen die uns reine und zuverlässige Erfahrung eine sichere Heilmethode gelehrt habe, müsse man aus moralischen und wissenschaftlichen Gründen behandeln, wie der glückliche Erfolg der geläuterten Empirie es verlange. Nur wenn, wie es sehr oft sich ereigne, die Erfahrung uns keinen sichern Weg zeige, habe man die Theorie zu befragen und ihre Vorschriften zu befolgen. Diese Theorie ist ihm dann der Brownianism. Rec. glaubt, hier werde der Theorie und dem Brownianism schon mehr, viel mehr zugestanden, als ihnen zukommt. Aber Hn. R. erscheinen die Rechte der Theorie aufs äusserste beeinträchtigt, und er vertheidigt sie, indem er Hn. Landphys. Matthäi auf alle Weise zu beschimpfen sucht. Vermuthlich erkannte er in ihm den Rec. der neuern Auflage seiner Pathogenie in der Salzburger medicinisch-chirurgischen Zeitung, der dieselbe Behauptung aufstellte, gegen welche Hr. R. schon im vorhergehenden Stück mit denselben Waffen zu Felde zog. Haller wird der *Gefschärftaugige* genannt. Mit diesem barbarischen Worte soll diesem grossen Schriftsteller Verachtung bezeigt werden! Wann war denn bis jetzt, ruft Hr. *R.* aus, der glückliche Zeitpunkt, wo es *wahre Theorieen gab*? Ist wahre Theorie einmal vorhanden, dann muss aller Streit unter denen, *welche sie verstehen*, nothwendig aufhören. [Nun wissen wir doch, warum Hr. R. jedem, der ihm nicht beystimmt, den Vorwurf des Nichtverstehens zu machen sich berechtigt hält]. Das Brownsche System lehrte Krankheitsformen heilen, welche bisher man für unheilbar ansah, oder, was noch mehr ist, welche man verschlimmern zu müssen glaubte. *Man denke nur an die sogenannten gastrischen Fieber.* Die Empiriker à la Sydenham, Boerhave, Grant, Holl, d. h. Curirer nach den Methoden dieser Männer, welche aber selbst nicht viel mehr als Empiriker waren, wussten wahrlich nichts anders, als die sogenannten *Sordes*, die *Saburra* u. s. w. *seyn unheilbar*; d. h. sie mussten *ausgefegt*, hinweggeschaffen. [Wir schweigen über die Art, wie Hr. R. über die Zierden unsrer Kunst hier sich äussert. Wir wollen nur den Lesern sagen, was er eigentlich behaupten will, und ihn berichtigen. Die Behandlungsart der gastrischen Fieber nach der Methode der angeführten Männer begleitete eine sehr geringe Tödlichkeit, und ein vielfacher glücklicher Erfolg. Aber sie nahmen allerdings an, verdorbne Säfte müssten ausgeleert werden, durch die eigne Kraft der Natur oder durch Kunst. Sie curirten zu Zeiten durch Ausleerung dieser Säfte. Hr. R. glaubt diese verdorbne Säfte selbst curirbar, und meynt, das Unheilbare sey nun heilbar. Welche schiefe Darstellung! Die Unreinigkeiten der ersten Wege nicht als Ursache der Krankheit anzusehn und zu behandeln, sondern als Product nicht zu achten, und ihre Quelle, den Fehler der absondernden Organe zu heben, war lange vor Brown eine Lehre der Nervenpathologen.] Hr. M. habe albernes Zeug vorgebracht; er wisse nicht, ob er seinen Einfall komisch oder erbärmlich nennen soll; welche Unwissenheit gehörte dazu, dieses anzunehmen; Hr. M. wusste nicht, was er niederschrieb; es ekele ihn an, alle Albernheiten, die wei-

weiter vorgetragen würden, anzuführen, solche Sprache müsse jeder, der die Medicin bloss handwerksmässig treibe, so wohl im Doctorshute, *als im Räpelskleide* führen u. s. w. *Einiges über die Geschichte der Medicin vom Herausg.* Sehr wegwerfend spricht Hr. R. über die Bemühungen eines Sprengel, Ackermann u. s. w. Er hat sich eigne willkürliche Begriffe von Theorie, System, Wissenschaft, Geschichte gebildet, und was diesen nicht gemäss ist, soll keinen Werth haben. Geschichte der Medicin, scheint seine Meynung zu seyn, soll den Zustand des empirischen Zeitraums schildern, d. h. der ganzen Vorbrownschen Medicin von der Erschaffung der Welt an, in sofern derselbe das Brownsche System nicht zu Stande kommen liess; dann das Brownsche System, das sich zuerst dem Studium der wahren Kunst näherte, und dann die weitre Annäherung zur wahren Kunst, mit Angabe der noch bestehenden Mängel. In andern Aufsätzen dieses Magazins hat er schon oft uns gesagt, wie hoch er die deutsche Erregungstheorie, d. h. seine Pathogenie und andere Schriften von sich selbst in dieser Betrachtung schätzt. *Miscellaneen.* Gegen Mursinnas Journal. Bey Kopferschütterungen und bey eingeklemmten Brüchen rathet Hr. R. unbedingt reizende Mittel. Er beruft sich zu unserm Erstaunen auch hier auf *seine* Erfahrung. Hn. Stütz verübelt er es, dass er seine Entdeckung nicht durch die Erregungstheorie gemacht haben will, sondern auf seine Heilmethode des Tetanus u. s. w. durch v. Humboldts Versuche kam, über den er sich sehr ungünstig äussert. Auch die Verdienste eines Alex. v. Humboldt schützen also nicht vor seinen Vorwürfen, so bald man der Erregungstheorie in etwas entgegenarbeitet. Er nimmt sich dann vor, seinen Tadel streng zu beweisen, bleibt aber die Ausführung schuldig. Die A. L. Z. halte sich nicht für zu gut, platter Erdichtungen, sonst im groben, aber richtigen Ausdrucke, *Lügen* genannt, sich zu bedienen, (wo?) um dem Publicum etwas Blaues vor die Augen zu streuen, und zu täuschen, wer nur immer sich täuschen lassen wolle. *Einige Worte an Hn. J. Fr. L. Lentin und an Jedermann, welcher à la Lentin raisonnirt.* Hr. Lentin, der Sohn, ein unterrichteter, verständiger und bescheidener junger Mann, hat in einem Briefe an seinen Vater, den berühmten Hannöverischen Leibarzt, Hn. Röschlaub sehr lobend aufgeführt, nur seine Art, sich gegen seine Gegner zu benehmen, und überhaupt seine Art zu streiten, mit vieler Mässigung getadelt. Dieser Brief wird gedruckt, und Hr. R. schraubt diesen Aufsatz, so pöbelhaft zankend und schimpfend, als wir selbst in einem *deutschen Journal* (was viel sagen will) noch nie fanden. Wir führen nur zwey Stellen an. Hn. L. Betragen verdiene, dass man ihm bey einem fernern Besuche, wo Gott vor sey, *die Thüre zeige.* Der Vorwurf eines die gelehrte Liberalität beleidigenden Tons, den Hr. L. dem Hn. R. mache, stemple Hn. L. als einen niedrigen und zugleich einfältigen Menschen. Gegen Hn. v. Kotzebue stimmt Hr. R. einen sehr hohen Ton an. Die erdichtete Krankengeschichte solle nur Satyre seyn. Das ganze Wesen des Hn. von Kotzebue bürge, dass kein Brownianer ihm stärkende Mittel gegeben habe. Ich bin überzeugt, sagt er, dass von jeher lauter auflösende Einflüsse auf ihn wirkten, die sein Genie in immer grössere und grössere Auflösung brachten, so dass er endlich, wie jedermann es erkennen kann, vor Aufgelöstheit *ganz* transparent, wie Aether, und eben darum *ganz unsichtbar* wurde, so dass man immer weniger und weniger Genie in allen seinen Handlungen und Arbeiten erblicken konnte. Auf keiner Seite der Physiologie des Hn. Autenrieths finde man eine Spur, dass derselbe denken gelernt habe, und diese Physiologie selbst bezeichnet Hr. R. als durch ein albernes Zusammenstoppeln allerley unverdauter Stücke in eine unförmliche Masse hervorgebracht. Hn. Prof. Schmid in Jena nennt er Hr. Philosophie-Schmid. Möchte doch jemand zählen, wie oft Hr. R. in diesen Miscellen seinen Gegnern den Vorwurf der Albernheit macht!

Sechsten Bands. Erstes Stück. Bemerkungen über die fernere Fortsetzung, den Inhalt und die Tendenz dieses Magazins. Grösstentheils, wo nicht ganz allein, will der Herausgeber die Bearbeitung dieses Magazins selbst übernehmen. Die Medicin zu einem beträchtlichen Grade der Vervollkommnung emporzuheben, sey der Zweck dieses *Magazins.* Die Gegner Browns hätten bis jetzt *kaum einen hauptsächlichen* Satz in den Brownschen *Elementen* verstanden. Sie stellten einen Zirkel von blossen Kindern dar. Alexander v. Humboldt wird wieder der verworrensten Vorderbegriffe, der kühnsten Sprünge in Folgerungen u. s. w. beschuldigt. Unter wenigen andern, welche ihm entgegengesetzt werden, und welche günstigere Aussichten für die gesammte Naturlehre darbieten sollen, findet sich auch der Name Göthe (der berühmte Dichter?) *Einiges zur Erörterung und Entwicklung des Begriffes der Erregbarkeit organischer Individuen.* Eine sehr tiefgedachte, vortrefflich ausgeführte Bestimmung der der ganzen Natur und jedem einzelnen organischen Körper zukommenden, in Gegeneinandersetzung beider bestehenden Begriffe von Organisation. Wir finden hier Neuheit, Richtigkeit und Schönheit der Darstellung in der anziehendsten Vereinigung, und einen Reichthum fruchtbarer Anwendung. Die ursprünglichen Ideen sind von Schelling entlehnt, und fodern zum tiefen Studium des Systems desselben nachdrücklich auf. Nichts destoweniger macht die Abhandlung dem Tiefsinn des Hn. R. grosse Ehre, und das Ganze gewinnt, da es unabhängig von den idealistischen Ansichten Hn. Schellings dargestellt ist. *Fortsetzung der Beleuchtung der Einwürfe.* Gegen einige das Brownsche System betreffende Aeusserungen in Hufelands System der praktischen Heilkunde. Hn. R. Urtheil ist, dass Hufeland das Brownsche System äusserst schlecht, verstümpelt, verkehrt reproducirt, dass derselbe also gar nicht vom Brownschen System, sondern von seiner eigenen schlechten Darstellung desselben spricht, wenn er solche hochtönende (?) Aussprüche

:he darüber fället. Er habe nichts dagegen, wenn Ir. Hufeland behaupten wolle, er verstehe den Siegwart oder den Carl von Carlsberg, aber Browns Sytem verstehe er nicht, und werde kaum je es verlehen lernen. Da Hr. Hufeland doch nicht ruhen ann, heisst es, *seinem Hn. R. gegebenen Worte ganz zuwider fortfährt*, alberne Ausfälle n die Welt zu schicken, und, da er wirklich imner noch fortfährt, Unvorsichtige durch seine und einer Mitarbeiter Geschreibsel zu täuschen, so u. s. w. *Beweis, dass die Heilanzeige, indicatio, zunächst durch lie Prognose, und nicht durch die Diagnose begründet verde.* Das Seichteste und Schiefste, was noch aus les Herausgebers Feder floss. Er spreche nur vom Arzt, der nach Principien an die Natur geht, und bemüht ist, nach höhern Ideen und *naturphilosophichen Constructionen* am Krankenbette zu handeln. Mit den meisten Aerzten wäre er selbst vor einigen Jahren der Meynung gewesen, dass die Indication wirklich durch die Diagnose der Krankheit *zunächst* bestimmt werde. Das sey aber *baarer* Irrthum [Hr. R. hat, wie es scheint, so wenig historisches Talent, ältere Meynungen, welchen er selbst einst anhieng, richtig anzugeben, als er überhaupt vermag, andere Standpunkte von Aerzten und Systeme, welche nicht die seinigen sind, gehörig zu fassen und zu würdigen. Den Werth und Einfluss der Diagnostik herunter zusetzen, war von Anfang an sein Hauptbemühen. Nicht die Erkenntniss gegenwärtiger Krankheitserscheinungen, sondern die Einsicht in die Reihe der vorherigen und jetzigen äussern Einflüsse sollte das Verfahren des Arztes vorzüglich bestimmen. Jetzt soll nun der Blick mehr vorwärts, als rückwärts gehen. Das Orientiren in der Gegenwart, das Ergreifen des gegenwärtigen Moments hielt man sonst für das hervorstechendste Talent dessen, welcher zum Handeln einen vorzüglichen Beruf habe. Es ist merkwürdig, dass die Brownischen Aerzte und besonders Hr. *R.* es sich stets zur grossen Angelegenheit machen, auf alle Weise Geringschätzung diagnostischer Bemühungen zu bewirken.] Der Hauptgedanke ist nun, der Arzt soll etwas Zukünftiges herbeyführen, die Gesundheit; er muss also die Einsicht in die nothwendig zu bewirkenden Veränderungen haben, die Zukunft zu construiren verstehen; dass heisse, prognosticiren. In wie fern die Zukunft durch die Gegenwart gegeben sey, habe die Diagnostik allerdings ihren Werth u. s. w. [Das Prognosticiren hiess im zeitherigen allgemeinen Sprachgebrauch das Vorhersagen des Ausgangs, das Verkündigen von Tod und Leben, oder einer andern zukünftigen Erscheinung, eines Ausschlages, einer bestimmten Crise an einem bestimmten Tag. Es schloss das aus, was Hr. *R.* zum Wesentlichen macht, die Construction der Zukunft. Fast glauben wir, der Vf. hätte den Sinn seiner Meynung besser ausgedrückt, wenn er gesagt hätte, die richtige Anwendung der Arzneymittel, wie sie eine gute *Materia medica* lehrt, ist der Hauptpunkt, und die Diagnostik hat nur Werth, in so fern sie das möglich macht. Aber dabey gienge es denn freylich ohne naturphilosophische Construction am Krankenbette zu!] Die Aphorismen des Hippocrates träfen jetzt seltner als die Bauernregeln ein! Der Arzt, heisst es, soll nicht aussagen, was vermuthlich eintreten werde, sondern was nothwendig eintreten müsse. Nur ein Müssen existirt in der Natur. Wer dieses nicht kennt, kennt gar nichts von der Natur. Er ist ganz unwissend und vermessen, wenn er sich an das Leben von Menschen bey der Einsicht seiner Unwissenheit wagt!! Gegen den Satz: *contraria contrariis curantur*, sehr weitläuftig. *Ueber die Behandlung der Entzündungen überhaupt, besonders derjenigen, welche Folgen örtlicher Verletzungen sind.* Für falsch erklärt Hr. *R.* die Erklärungsweise: jede Entzündung beruhe auf einer vorzüglichen Reizung einer Stelle des Organismus, hervorgebracht also von einem besondern Reize auf diese Stelle. Da, wo ein besonderer Reiz wirkt, entsteht vermehrte Thätigkeit dieses Theils. Diese vermehrte Thätigkeit sey ein Hinderniss der Aufnahme des Blutes, und müsse veranlassen, dass nach allen andern Theilen mehr Blut getrieben werde. Es sey also ganz unmöglich, dass auf diese Weise diese Form des Uebelseyns entstehe. Denn Entzündung kann schlechthin, sagt er, nur dann existiren, wenn eine ungewöhnlich grosse Menge Blutes nicht nur in die im Normalzustand blutführenden Gefässe, sondern auch in die Fortsetzungen derselben, in die Kanäle, welche im Gesundheitszustande gar kein Blut aufnehmen, getrieben wird. Schon im 9ten Theil der Pathogenie habe er als Vorurtheil den Satz dargestellt: *ubi irritatio, ibi affluxus.* Aber der besondere Reiz finde nicht einmal statt. Alle äussern Verletzungen, als Druck, Stoss, Zerreissen, Aetzen, u. s. w. können nur Schwächung der Erregung zur Folge haben. Aber selbst in denjenigen Fällen, in welchen man sogenannte innere oder innerliche Entzündung annimmt, sehe er nicht ein, wie man einen besondern Reiz als den Grund ihrer Entstehung anzunehmen berechtigt sey; vielmehr halte er dafür, dass man gerade das Gegentheil davon annehmen müsse. Wo sich zur Hypersthenie der Erregung der Lebensthätigkeit Entzündung hinzugeselle, enthalte sie nicht den Grund der Entzündung, sondern diese hänge von der gradualen Verschiedenheit der Erregung in den verschiedenen Organen ab, und nicht die Hebung der Hypersthenie, als solcher überhaupt (durch Aderlassen u. s. w.) gewähre die Heilung dieser Form des Uebelseyns, sondern die Widerherstellung des Normalverhältnisses der Erregung, der Energie der Lebensthätigkeit der einzelnen Organe gegen einander. Kaum möchte man einen einzelnen Fall aufzeichnen können, in welchem nicht Verkühlung diejenige Schädlichkeit wäre, von deren Einfluss man durchaus die Bildung der Form der Krankheit herleiten muss, welche solchen [innern] Entzündungen als Ursächliches zum Grund liegt. Und es möchte jetzt kaum mehr bestritten werden, dass Verkühlung einzelner Stellen organischer Individuen ihnen wohl abso-

absolute Entziehung reizender Gegenstände, keinesweges aber Vermehrung der absoluten Gewalt des Incitaments verursache, oder, was wohl dasselbe sagen soll, einen besondern Reiz gebe. Wird nun die absolute Gewalt des Incitaments durchgehends durch diejenige Schädlichkeit, welche die Bildung der Entzündung bewirkt, nicht nur nicht vermehrt, sondern vielmehr vermindert: so folgt daraus offenbar, dass, wenn dennoch eine Hypersthenie der Erregung der Lebensthätigkeit zugegen ist, die Hypersthenie als Hypersthenie es gar nicht seyn könne, was die Entzündung begründet, sondern dass gerade in solchen Fällen, die, sey es auch nur relative, Schwächung der Erregung einzelner Stellen des Organismus dazu erfodert werde, dass eine Entzündung entstehe. Es werde nur die bestimmte Form der Abnormität des Zusammenstimmens der Lebensthätigkeit erfodert, welche verursacht, dass der Zutrieb des Blutes in die blutführenden Gefäse einer bestimmten Stelle und ihre Fortsetzungen beträchtlich vermehrt ist u. s. w. Diese Abnormität könne sowohl bey allgemeiner Asthenie, als bey allgemeiner Sthenie statt finden. Er nimmt also die Brownsche Behauptung zurück, die er einst vertheidigte, dass Lungen- und Halsentzündungen u. s. w. eine Form hypersthenischer Krankheit sey, welche in Stellen der Brust- oder Halsorgane u. s. w. den höchsten Grad erreicht habe. Dass der in allen andern medicinischen Systemen eine so grosse Rolle spielende antiphlogistische Apparat, Hn. R. ohne allen Sinn zu seyn scheinen muss, folgt von selbst. *Miscellaneen. Was hat die Medicin als Kunst durch Loders Journal bisher gewonnen?* Medicinische Kunst ist Hn. R. Construction des Heilungsprocesses nach Röschlaubischen Principien, und davon hat Gottlob Hr. *Loder* seine vortreffliche Zeitschrift zur Freude aller verständigen praktischen Aerzte und Wundärzte frey zu erhalten gewusst. Hr. R. nimmt sich die Mühe, alle einzelnen Aufsätze durchzugehen und zu zeigen, dass sie nichts dahin gehöriges enthalten, und also *für ihn* ohne Werth sind. Er hätte mit demselben Recht, um die Unähnlichkeit seines und des Loderschen Instituts darzuthun, die Frage aufwerfen können, was hat die Kunst zu schimpfen und zu zanken, durch das Lodersche Journal gewonnen? Wie consequent Hr. R. zu verfahren sich *nicht scheuet*, erhellt am besten aus der Art, wie er ein vortreffliches Gutachten des Hn. Prof. Roose über einen muthmasslichen Kindermord beseitigt. Wo Tod ist, sagt er, kann keine Krankheit existiren, also auch von Construction der Heilungsprocesse gar nicht die Rede seyn. Folglich ist dieser Aufsatz gar nicht über einen Gegenstand verfertigt, wodurch Medicin als Kunst (!) berücksichtigt werden könnte!! Es folgen nun zwey Aufsätze gegen Hufelands Journal. Hn. Schmids Classification der verschiedenen Arten des Wahnsinns gehöre nur in das Hufelandsche Journal, wenn man diese Abhandlung selbst für einen *praktischen Fall* halten wollte, der unter die Rubrik des *gemeinen* Wahnsinns fallen würde. Hufelands Journal sey bloss da, *damit alle möglichen Salbader und Ratzenfänger* in Eichstädt und Hameln, (die Herren Wiedemann und Mathäi) vorläufig noch zum Wort kommen u. s. w. Gegen Geiger's Inauguraldissertation: *Cogitata quaedam generalia circa amputationem, adjecta observatione huc spectante. Jena* 1800. *Auch an Hn. Kurt Sprengel einige Worte.* Mein! wie kommen Sie denn, spricht er ihn an, zu dem Gedanken, sich einfallen zu lassen, zur kritischen Uebersicht des Zustandes der Medicin im letzten Jahrzehend gehöre nichts, als einen jährlich wohl bereicherten Zettelkasten auszuleeren, die Zettelchen in Reihe zu setzen, und einige *alberne* Bemerkungen beyzufügen? Da wo es auf Urtheilen, auf Denken, ankommt, da sey Hr. Sprengel eine wahre Nulle, von welcher somit in der Folge keine Notiz genommen werden kann. *Notizen.* Hr. Prof. Herz *fasele* 100 Seiten über Kuhpockenimpfung, diese Brutalimpfung zu nennen, sey ausgefallener (?), als sein Räsonniren *Brutalisiren* zu heissen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Lincke in Comm.: *Kleines Taschenbuch zur Bildung und Veredlung der Jugend,* von Fr. G. mit 12 allegor. Sprüchwörter-Kupfern. 1801. 153 S. 8.

Einige moralische Erzählungen; ein Dutzend erläuterte Sprüchwörter, wozu die Kupfer schlecht gezeichnet, und schlecht illuminirt sind. Endlich Scharaden und Räthsel. Die Scharaden sind nicht witzig, viele aber noch dazu schleppend; z. B. „die zwey ersten Sylben sind die Weiber der dritten Sylbe, *und die dritte Sylbe ist der Mann von diesen ersten beiden Sylben;* (das versteht sich ja aus dem ersten schon von selbst.) Das ganze ist ein zahmes Thier das der Landmann benutzt.“ Besser so: Die zwey ersten Sylben bedeuten das Weib des Ganzen. Die zweyte Sylbe bedeutet ein stössiges Thier, und einen grammatischen oder moralischen Verstoss.

Leipzig, b. Müller: *Taschenbuch für edle deutsche Frauen.* Mit Kupfern. 1802. 342 S. kl. 8.

Enthält manche eigene ganz lesbare moralische und historische Aufsätze, neben einigen entlehnten oder übersetzten. Der Beytrag zur Philosophie der Ehe, ist eine unschädliche, aber auch nicht ausgezeichnete, Gabe. Der *Auszug* aus der Frau von *Riedesel* interessanten *Reise nach Amerika* ist für diesen Platz zu kurz und zu trocken.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 4. Februar 1802.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *C. Plinii Caecilii Secundi Epistolarum libri X.* Recensuit notisque illustravit *Gottlieb Erdm. Gierig*, Prof. Trem. Tomus Prior. 1800. XXXVI. u. 464 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Des Herausgebers kritisches Verdienst und noch mehr sein Talent der grammatisch genauen Erklärung ist aus der Bearbeitung von Ovids Verwandlungs-Gedicht und von Plinius Lobrede auf den Trajan bekannt, die wir ihm verdanken. Die Ausgabe von Plinius Briefen ist seiner nicht weniger würdig.

Die vorangeschickte Abhandlung „*de disciplina vitae condiendae*, (nämlich, wie es in dem Auffatze näher bestimmt wird: *morum suavitate atque sermonum) quam Plinii epistolae proponunt*" ist ein fleissig und schön gearbeitetes rhetorisches Stück, um es nicht eine Chriee zu nennen. Was der Vf. bisweilen in den Anmerkungen am Plinius tadelt, dass sein Mund immer des Lobes zu voll ist, das ist auch seinem Lobredner hier begegnet, aber man würde ihm eine kritische Würdigung von Plinius Schreibart und Manier sicherlich mehr gedankt und sich weniger gewundert haben, dass hier nur Lob ausgetheilt, und dagegen in den Anmerkungen doch nicht selten auf Plinius rhetorisirende Künsteleyen, auf Haschen nach Witz, auf Dunkelheiten, die aus dem Bestreben, schön und ausgesucht zu schreiben, entspringen, hingedeutet wird.

Ueber Art und Form der Bearbeitung brauchen wir nichts weiter zu sagen, als dass es dieselbe ist, welche man aus dem Panegyricus kennt. Ungeachtet der Vf. keine neuen kritischen Hülfsmittel benutzte: so hat er dennoch durch einen wohl überlegten Gebrauch der schon bekannten und durch eine richtige kritische Urtheilskraft den Text an vielen Stellen verbessert, abgerechnet, dass die Anmerkungen noch viele Beweise beyfallswerther kritischer Vermuthungen enthalten, die nicht in den Text aufgenommen worden sind. Für solche Leser, die des Griechischen unkundig sind, hat der Herausgeber die Einrichtung getroffen, dass unmittelbar über den häufig im Plinius vorkommenden Griechischen Worten und Versen jedesmal eine lateinische Uebersetzung steht. Wir wünschen ihm hierin keine Nachahmer, nicht nur, weil diese Zwischenzeilen für das Auge etwas Misfälliges haben, und oft ganz in einander fliessen, so dass es schwer ist alles recht auseinander zu finden, wie S. 118., sondern auch, weil man in der Eil oft verleitet wird, bey der lateinischen Uebersetzung zu glauben, man lese Plinius eigene Worte, zumal, wenn diese Uebersetzung sich nicht durch eine kleinere Schrift auszeichnet, welches bisweilen vernachlässigt worden ist.

Wie der Herausgeber den gerechten Foderungen einer ausreichenden und fortlaufenden Wort- und Sacherklärung entspreche, wird man am besten aus den vortrefflich bearbeiteten Schilderungen von Plinius Laurentinum (2, 17.) und von seinen Tuscis, wie er es selbst nennt (5, 6), ersehen. Es erleichtert das Verständniss sehr, dass dem erstern eine Zeichnung beygefügt ist. Nur wäre zu wünschen gewesen, der Vf. hätte Krubsacius Entwurf (wovon der Herzog von Gotha die Original-Zeichnung besitzt) nach seinen in den Anmerkungen dargelegten bessern Einsichten abändern und berichtigen lassen. Ueber den Geschmack der Römer in ihren Garten-Anlagen und Landhäusern wären einige Anmerkungen in der Beschreibung beider Villen nöthig und nützlich gewesen. Aber auch das Charakteristische der Garten-Arabeske, wie sie seltsam in Buxbaum, Epheu, Akanth u. s. w. zu einer Zeit spielt, wo der Arabesken-Geschmack in Rom in die Malerey eingeführt wurde, wird nicht besonders beachtet. Gar nichts sagt auch der Herausgeber über die artige Idee eines Gemachs der Nacht und des Schlafes (man muss schreiben: *cubiculum Noctis et Somni*), welches Plinius in der Laurentinischen Villa 2, 17, 22. hatte. Es hatte ganz eine so stille, einsame Lage, und wird so beschrieben, wie die Behausung des Schlafgottes beym Ovid und Statius.

Der Erläuterung des Sprachgebrauchs ist der grössere Theil der Anmerkungen gewidmet, und hier trifft man vorzüglich eine Menge schätzbarer Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit des Röm. Redegebrauchs in Plinius Zeitalter an. Beyspiele führen wir nicht an, weil jede Seite dergleichen darbietet. Den schönen, im silbernen Zeitalter üblichen Sprachgebrauch von *expositus*, offen, der sich jedermann hingiebt, hätten wohl Beyspiele zu 1, 10, 2. erläutern sollen, wie sie Spalding zum Quintilian 2, 5, 19. „*candidissimum quemque et maxime expositum*" giebt. In demselben Briefe des Plinius n. 5. hätte der Herausgeber bey den Worten: „*Multa in Euphrate eminent et elucent*" auch auf 3, 13, 4. „*elata et excelsa*" und hier wieder auf jene Stelle verweisen sollen. Beide Stellen werden vom Herausg. richtig aus

Brownschen Sinn eine allgemeine Krankheit sey, bezweifeln wir. Sollte sich der Lustseuchenstoff in der That bestreiten lassen, so wie man den rheumatischen Stoff zweifelhaft gemacht hat? Nun so muss man auch das Blatterngift leugnen. Eine sehr merkwürdige Krankengeschichte nebst der Leichenöffnung ist beygefügt.

Drittes Stück. Deduction des lebenden Organism von Eschenmayer, geht in die Tiefen der Fichteschen Philosophie. *Medicinische Abhandlung über den Missbrauch von Opium von J. G. Streng* in Jena. Die Abhandlung fängt mit Erklärungen an, was medicinische Anwendung, was Missbrauch sey. Man mache sich nun einen Begriff von der unerträglichen Weitläuftigkeit des Ganzen, das erst im folgenden Stück beendigt ist. Die Krankheiten, welche durch Opium entstehen, sind der Gegenstand des Vfs. Man stösst aber auf keine eigne Erfahrung. Es ist alles nur theoretisches Gerede nach Brown und Röschlaub. *Erklärung des Herausgebers.* Ein sehr heftiger Aufsatz gegen *Hufeland*. Er macht sich anheischig, auf Verlangen zu beweisen, dass niemand mehr Partheygeist besitze, als der berühmte Hufeland. Dieser bediene sich in einer Erklärung gegen ihn eines Kunstgriffes, der nur in einem Manifest von einem rohen Krieger zu entschuldigen sey. Er spricht nachher noch von einer übel ausgedachten, sehr lächerlichen Kriegslist desselben. Durch die Art, wie H. gegen ihn streite, erniedrige er sich unter die Würde eines gesetzten Gelehrten, und mit solchen Menschen, heisst es, kann man einmal nicht besser umgehen, als wenn man ihnen zeigt, *dass sie niedrig handeln*; dass sie gar nicht Ursache haben, auf ihre Albernheiten stolz zu seyn! *Antwort des Herausgebers auf einige Fragen des Hn. D. Stieglitz.*

Des dritten Bandes. Erstes Stück. Fortsetz. des Organons der Heilkunde, von J. B. Erhard. Zweyter Theil. Kritik. Des ersten Abschnitts, 1tes Kapitel findet sich nur hier, und enthält ein System aller Probleme für die Kräfte des Menschen, oder eine encyklopädische Darstellung der Wissenschaften nach der Kantischen Analysis des Erkenntnissvermögens. *Beytrag zu den Principien für jede künftige Pharmacologie von Prof. Reil.* Der Titel bezeichnet den Inhalt nicht, welcher eine mit grosser Beurtheilung und Einsicht verfasste Kritik der Arzneymittellehre begreift, und zugleich die Wege zur bessern Bearbeitung bezeichnet. Wir kennen keinen lebenden medicinischen Schriftsteller, der uns stets mit so viel Bewunderung erfüllt und so viel Belehrung gewährt. Wie wenig erkennt man bis jetzt noch die grossen Verdienste dieses ausgezeichneten Kopfes! *Gedanken über das Nervenfieber von Thomann.* Die gewöhnlichen Lehren der Brownianer mit der gewöhnlichen Zuversicht aus den gewöhnlichen Gründen. Alles fliesst aus Schwäche, alles ist Schwäche, alles weicht den Mitteln gegen Schwäche. Bey dieser Krankheit ist diese Ansicht nun noch am ersten durchzuführen, und die praktischen Schriften der Brownianer sind zum Ekel voll von Fällen geheilter Nervenfieber. Aber so ganz alle Complication, alle hinzukommende Localaffection, die Folgen von zu vielem Essen ausgenommen, zu läugnen, und nicht zu berücksichtigen; nicht einigen Unterschied in der Behandlung und Wahl der Mittel nach den Theilen, die leiden, und nach der Art von Zufällen, die hervorstechen, eintreten zu lassen, das werden wir immer für verderbliche Grundsätze halten.

Zweytes Stück. Schreiben von Joseph Frank über Hufelands Bemerkungen über das Nervenfieber. Voll der unerhörtesten Bitterkeit, Härte und Ungerechtigkeit gegen einen der achtungswürdigsten Aerzte und Menschen, dessen Schriften einige Mängel haben mögen, aber durch viele grosse und seltene Vorzüge ihren unbestreitbaren Werth immer behaupten werden, und der, da er allgemeiner als irgend ein anderer jetzt lebender Schriftsteller unter den Aerzten gelesen wurde, am mehrsten zu einer vom Brownianism Gottlob unabhängigen Verbesserung der deutschen Medicin beytrug. Viele der gerügten Schwächen fallen weg, wenn man erwägt, dass die Grundsätze, durch die sie als solche dargestellt werden sollen, noch so sehr im Streit sind, und von den besten Köpfen der Nation noch verworfen werden. So nimmt selbst Reil mit grosser Consequenz ein Zusammenseyn von Typhus und sthenischer Entzündung in verschiedenen Theilen desselben Organism an. Und wie viel Unhaltbares ist nicht in den Demonstrationen und Declamationen der Brownianer und Erregungstheoristen aufgedeckt worden, worauf sie die wissenschaftliche, *nicht die persönliche* Antwort schuldig geblieben sind? Alle Sünden gegen Anstand und Sittlichkeit in dieser Kritik fallen aber mehr dem Herausgeber, als Hn. Frank zur Last, da jener ein Privatschreiben von diesem ohne Einwilligung und Milderung drucken liess. Um unsere Unpartheylichkeit nicht verdächtig zu machen, müssen wir aber gestehen, dass auch wir finden, dass Hr. Hufeland die Mittel in den Recepten zu sehr häuft, nicht musterhaft mischt, und überall zu wenig einfach verfährt. Unabhängig von der Beziehung zu Hufeland sagt aber Hr. Frank sehr viel treffendes und gedachtes, und unter allen Brownianern ist er unstreitig der, welcher sich durch Geist, durch reiche, geläuterte Erfahrung am meisten auszeichnet und sich am weitesten von Einseitigkeit entfernt hält. Das Nosocomialfieber habe gewöhnlich seinen bestimmten Gang, beynahe so wie Blattern und Masern. Meistens entscheidet sich die Krankheit zwischen dem 14ten und 18ten Tag. Die Besserung ist öfters von einer fürchterlichen Zunahme von Zufällen angekündigt, geschieht rasch, und ist mit Herstellung der während der Krankheit unterdrückten Ausleerungen begleitet, so dass wenigstens sehr wahrscheinlich ist, dass hier die Ursache des Uebels plötzlich aus dem Körper gestossen, oder in ihm verwelkt sey. [Merkwürdige Worte und Erfahrungen in dem Munde eines Brownianers.] Er läugne nicht, dass die schnelle Besserung, besonders im Typhus, ein Phänomen sey, dessen Grund wir noch nicht

linius hinzu: „*dum destringitur tergiturque, audiebat aliquid aut dictabat.*" Wir fürchten, der Herausg. habe durch seine, an sich leichte, Veränderung weniger die Abschreiber als den Plinius selbst verbessert, der sich freylich etwas deutlicher und bestimmter hätte ausdrücken können. Man muss aber bey *alinei* gleich aus dem vorhergehenden hinzudenken: *tempus studiis eximebatur.* Während er, will Plinius sagen, im Bade verweilte, enthielt er sich zwar von angreifenden Studien, aber dennoch liess er sich beym Abtrocknen und Bürsten irgend etwas vorlesen oder dictirte etwas. Er brauchte nicht, wie der Herausg. meynt, zu sagen: „*remissius aliquid audiebat,*" weil sich das *remissius* von selbst aus dem Gegensatz der *interiora* ergiebt. Gegen das Ende n. 18. sagt Plinius: „*Nonne videtur tibi, recordanti, quantum legerit, quantum scripserit, nec in officiis ullis, nec in amicitia Principis fuisse? Rursus, cum audis, quid studiis laboris impenderit, nec scripsisse satis nec legisse? Quid est enim, quod non aut illae occupationes impedire, aut haec instantia non possit efficere?*" Der Vf. stellt den Gegensatz, welchen der Zusammenhang erfodert, her, indem er: „*quid studii laboribus impenderit*" liest; nur ist uns nicht klar, wie er die nächst folgenden Worte versteht. Vermuthlich legt er Plinius Worten diesen Sinn unter: Wenn du dagegen hörst, wie viel Zeit er auf die öffentlichen Geschäfte gewendet hat, kommt es dir da so vor (*videturne tibi*, herausgenommen aus dem vorhergehenden: *Nonne videtur tibi*), als habe er noch nicht genug geschrieben oder gelesen? d. h. du wirst dich wundern, dass er noch so viel gelesen und geschrieben hat. Uns scheint die Stelle deutlicher zu werden, wenn wir, mit Beybehaltung der Verbesserung des Herausg., noch *satis* wegstreichen: Solltest du nicht glauben, wenn du dich erinnerst, wie viel er gelesen und geschrieben hat, er habe in keinen öffentlichen Aemtern und in keinen Verhältnissen mit dem Fürsten gestanden? Wenn du dagegen vernimmst, wie eifrig er sich den öffentlichen Geschäften gewidmet, solltest du da nicht glauben, er habe sich gar nicht mit Lectüre und Schriftstellerey abgegeben? Denn, das ist der Sinn des folgenden Satzes, seine Geschäfte (*illae* geht hier auf das nähere Subject, *haec* auf das entferntere) waren so gross, dass sie ihn von allen andern Arbeiten (also auch vom Lesen und Schreiben) abhalten konnten, dagegen aber sein Fleiss so anhaltend, dass er alles möglich machte, also auch Zeit für die Wissenschaften gewann. In dem Briefe über den Silius Italicus 3, 7 hat der Vf. n. 4. eine bessere Interpunction in folgenden Worten eingeführt: „*Fuit inter principes civitatis sine potentia, sine invidia. Salutabatur, colebatur: multumque in lectulo jacens, cubiculo semper non ex fortuna frequenti, doctissimis sermonibus dies transigebat, cum a scribendo vacaret. Scribebat carmina cet.*" Nur in der Erklärung dieser Stelle können wir dem Vf. nicht beystimmen, welcher behauptet, es sey hier noch nicht von der Zeit die Rede, wo sich Silius ganz den Geschäften entzogen. Wie? Steht denn nicht vorher deutlich, er habe, nach der Verwaltung des Proconsulats in Asien, den Flecken seiner ehemaligen zu grossen Betriebsamkeit (in Anklagen) durch ein *laudabile otium* abgewaschen? Und das darauf Folgende bestätigt dieses offenbar. Er wurde noch immer als einer der Ersten im Staate geachtet, wiewohl er kein Amt mehr hatte (*sine potentia*). Er brachte die Tage mit Schreiben und gelehrten Unterhaltungen zu Hause zu, und, obgleich Niemand mehr in Geschäften mit ihm zu thun hatte, wurde sein Zimmer doch nicht leer (*cubiculum semper non ex fortuna frequens*), weil seine Verehrer und Freunde seinen lehrreichen Umgang suchten, so wie dieses auch Cicero *de Or.* 1, 45. von den grau gewordnen Staatsmännern sagt, die sich zur Ruhe setzen, aber wegen ihrer Erfahrungen und Einsichten noch häufig besucht und um Rath gefragt werden. Er schrieb, setzt Plinius unmittelbar darauf hinzu, Gedichte; aber das that er ja, wie sich Hr. *Gierig* hier selbst ausdrückt, erst als Greis und *in otio.* Man darf aber nicht mit den Auslegern und mit dem *Cellarius de vita Silii* annehmen, er habe sich, nach seiner Rückkehr aus Asien, sogleich aufs Land in Campanien begeben. Nein; er privatisirte noch eine Zeitlang in der Stadt, von welcher Zeit Plinius in der angeführten Stelle redet, und zog sich darauf erst in die ländliche Einsamkeit zurück. In dem Briefe 3, 6, wo Plinius *Tuscos suos* beschreibt, wird von dem Clima geredet n. 2.: „*Et sane gravis et pestilens ora Tuscorum, quae per litus extenditur.*" Der Herausg. will, wie vor ihm *Corte*, lesen: *Est sane*, welches wohl nicht nöthig ist, da Plinius 2, 17, 25 einen Satz eben so anfängt: *Et omnino litoris illius mira natura.* Aber ist nicht *ora, quae per litus extenditur* sehr pleonastisch gesagt, und würde nicht passender seyn: „*Gravis et pestilens aura Tuscorum, qua litus extenditur?*" *Gravis aura* oder *aer* ist ein gewöhnlicher Ausdruck von einem schädlichen Dunstkreise. In demselben Briefe macht folgende Beschreibung der Villa n. 14. Schwierigkeit: *Villa in colle imo sita prospicit quasi ex summo, ita leniter et sensim, clivo fallente, consurgit, ut, cum adscendere non putes, sentias adscendisse.*" Der Herausg. bemerkt das Witzige, aber auch das Zweydeutige dieser Stelle. Er nimmt an, die Villa habe auf der Spitze der Anhöhe gelegen, und erklärt daher mit Gesner die Stelle so: *villa prospicit ex summo ea, quae sita sunt in colle imo.* Da aber von dem, was auf dem Gipfel gelegen ist, nicht wohl gesagt werden könne, es erhebe sich, auch die Sätze *prospicit — consurgit* nicht wohl ohne Bindewort bestehen können (welches doch Plinius in ähnlichen Fällen zuweilen auslässt): so streicht der Herausg. *consurgit* durch. Wir glauben, die Schwierigkeit liege bloss in dem Streben des Plinius, witzig und auffallend zu reden, welches ihn dunkel macht. Die Villa im weitern Sinn, den ganzen Park mit einbegriffen, fing vom Fusse des Hügels an und erhob sich bis zu dessen Gipfel. Obgleich, will nun Plinius sagen, die Villa am Fusse des Hügels liegt (eigentlicher: anfängt): gewährt sie

nismus zu wenig Rücksicht nehmen. In allgemeinen Krankheiten hat man auf die wichtigen Veränderungen desselben wenig oder gar nicht Acht, bis sie in unheilbare örtliche Zerstörungen ausarten. Höchst vortrefflich sagt der Vf., mir scheint es ausser allem Zweifel, dass zwischen diesen zwey grossen Abtheilungen von Krankheiten (der allgemeinen und örtlichen) noch eine grosse Lücke in der Mitte bleibt, die besonders die verschiednen Veränderungen und Misstimmungen des Organismus ausfüllen; dass in dieser Lücke eine lange Reihe von Mittelstufen und mannichfaltigen Ereignissen sowohl bey Leiden der Erregung als des Organismus sich darbieten, ehe eine Classe von Krankheit wechselseitig in die andre übergeht; dass diese Mittelstufe fast eine eigene Classe von Krankheiten bilden, die in der Praxis oft dem Arzte, der sie in die erwähnte Classification bringen will, die gröste Schwierigkeit in den Weg legen, und die beträchtlichsten Irrthümer veranlassen. Der Zustand von Reconvalescenz stellt uns das deutlichste Bild der erwähnten Störungen in der Organisation dar. In dieser Epoche kommen eigentlich, nachdem der allgemeine Aufruhr der Erregung besänftigt ist, die organischen Störungen mehr oder weniger zum Vorschein, gehen sichtbar in örtliche Leiden über, werden zu der allgemeinen Quelle unglücklicher Reconvalescenzen, und sind mit einem Worte eine der vorzüglichsten Ursachen, die das Wesen der Reconvalescenz bilden, und ihre Dauer, wie nicht minder die Dauer der Krankheiten im Allgemeinen bestimmen. Sehr schön führt der Vf. das weiter aus, und macht uns durch sein Versprechen einer Pathogenie der organischen Leiden die grösste Freude. Für Brownianer ist hier viel zu lernen, und wir empfehlen des Vf. Ansichten besonders Hn. Thomann, dem Verfasser der oben angeführten Abhandlung über Nervenfieber.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Erfurt*, b. Beyer und Maring: *Sendschreiben des hochwürdigsten Fürsten und Herrn, Karl Theodor*, Bischofs zu Konstanz, des heil. Röm. Reichs Fürsten, *an seine Geistlichkeit.* 1801. 32 S. 4. Der würdige Prälat, den die Zeitumstände von seinem Bisthum entfernten, wollte doch dem Clerus desselben, durch diesen im Anfange des J. 1801. zu Erfurt unterzeichneten Hirtenbrief einen Beweis seiner wachsamen bischöflichen Sorgfalt geben, und ihn besonders an seine Pflichten lebhaft erinnern. „Ein rechtschaffener Oberhirt der Seelen, sagt er, erkennt den Endzweck seines Berufs; er weiss, dass das Seelenheil seiner Pflegbefohlnen darin besteht, dass sie Gott über alles, und ihren Nächsten wie sich selbst lieben." Aber Berge von Hindernissen stehen seinem Eifer entgegen. Die gesunkene Menschheit ist so bald ermüdet, wenn es darauf ankömmt, den Allmächtigen beständig und über alles zu lieben. Die sinnliche Wollust, das abwechselnde Spiel der Zerstreuungen, die stolze Selbstliebe, die Vorbildung eigner Verdienste, verdrängen besonders jene Liebe. So viele Menschen beten mit den Lippen, und nicht mit dem Herzen. „Sophisten rühmen sich, in ihrem Innern alles Gute durch reine lebhafte Vorstellungen zu bewirken; und doch wissen sie aus eigner Erfahrung, dass der Mensch in vorübergehender Erkenntniss der Wahrheit gut spricht und denkt, und in andern Augenblicken nach blendendem gegenwärtigen Antriebe der Leidenschaften handelt. Manche sonst scharfsinnige Denker leugnen alle Wirkung des Gebets, welches doch den Betenden bessert, indem er sich in der Demuth seines Gemüths zu seinem guten allmächtigen Vater erhebt. Diese sonst scharfsinnige Denker messen die Gränzen der göttlichen Allmacht nach den immer beschränkten menschlichen Gränzen ihres Gesichtkreises; da doch in der göttlichen Gewalt keine Gränzen denkbar sind, als die Gränzen des möglichen Guten." Ausser dem Unglauben aber steht auch der Aberglaube dem Guten entgegen. „Anhänglichkeit an verjährte Missbräuche, und der vermessene Wahn, dass fromme Beruhigung hinlänglich sey, und dass alles Selbstbestreben der Tugend durch diese Beruhigung entbehrlich werde; liebloser Hang zum ungegründeten Verketzern, Scheinheiligkeit bey verdorbenem Herzen, sind der christkatholischen Tugend gleich sehr zuwider." Gegen diese und andere Hindernisse vermögen die Priester sehr viel, wenn sie sich mit dem Bischof vereinigen, dass sie ihre Pflegempfohlne lieben, sie zu Christen bilden, und ihr Beyspiel werden. Die Ausführung dieser drey Obliegenheiten macht nun von S. 8. an, den Hauptinhalt des gegenwärtigen Pastoralbriefs aus. Das Wohlgefallen, heisst es, am Sittlichguten und Tugendhaften ist geistliche Liebe; diese aber durch göttliche Liebe belebt und erweckt, ist die Triebfeder aller guten Werke. So grossen Abscheu dem Seelsorger der Anblick der Falschheit, des Lasters und der Bosheit veranlasst: so vergisst er doch auch niemals, dass bey den Menschen sehr vieles auf den ersten Schritt ankommt; dass Verirrte in dem Bösen meistens nur Stufenweise fortschreiten; dass Schwachheit, Verführung, Gewohnheit, Vorurtheil und Täuschung des Stolzes auf das menschliche Leben einen grossen Einfluss haben; dass oft in dem Verirrten grosse Seelenkraft liegt, der nur die wahre Richtung fehlt. Es wird auch gezeigt, wie die mildeliebevolle Gesinnung des Seelsorgers gegen Verirrte keine Schwachheit sey, wenn sie sich mit ernstem öffentlichen Abscheu gegen Laster und Bosheit vereinigt, u. s. w. Er bildet seine Pflegbefohlnen zu Christen durch das Licht der Offenbarung, indem er durch dasselbe ihren Glauben und ihr Vertrauen auf Gott, ingleichen auf die guten Wirkungen eines frommen Gebets stärkt; indem er ihnen Belehrungen, Trost, Kraft, selbst bessernde Richtschnur und Aussichten möglicher Vollkommenheit für dieses Leben und für die Zukunft, durchaus eine leitende, rettende Hand darbietet. Der sittlich blühende Zustand seiner Gemeine ist der sicherste Beweis von seiner edeln Sorgfalt. Eine Anzahl biblischer und Stellen der Kirchenväter wird beygebracht, um es zu bestätigen, dass Glaube, Hoffnung und Liebe den Geist der christlichen Religion zusammenknüpfen. Auf eben diese Art, so wie durch besondere Anleitungen, wird die ganze Wirkung des Beyspiels entwickelt, welches der Seelsorger geben muss. Als eine Hauptregel für ihn kann folgendes gelten: „In dem Evangelium und in allen Theilen der heiligen Schrift ist der göttliche Geist der Religion enthalten, in dessen himmlische Reinheit er durch bedachtsames Lesen mehr und mehr einzudringen sucht." Die Entscheidungen, Verordnungen, Gebräuche der christkatholischen Kirche, und die Diöcesan-Vorschriften sind ihm vollständige, genau bekannte Richtschnuren seiner Glaubenslehren und seiner Amtsverrichtungen. Zuletzt wird noch Gott um seinen Beystand angerufen, und zugleich werden die heilige Mutter des Erlösers, die heiligen und auserwählten Engel des Herrn, die heiligen Patronen, und alle Angehörige des Bisthums gebeten, ihre Fürbitte und Gebet mit dem Gebete des Clerus zu vereinigen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 5. Februar 1802.

KIRCHENGESCHICHTE.

Prag, in der K. K. Normalschul-Buchdruckerey: *Einleitung in die christliche Religions- und Kirchengeschichte überhaupt, und in die Kirchengeschichte Böhmens insbesondere.* Von L. Chrysostomus *Pfrogner*, Canonicus Reg. des Stiftes Tepl, der Philosophie und Theologie Doctor., K. K. öffentlichem und ordentlichem Professor der Kirchengeschichte an der Karl Ferdinandischen Universität zu Prag. *Erster Theil.* 1801. 242 S. ohne Vorrede und Inhalt von 28 S. *Zweyter Theil.* 326 S. ohne das Register von 8 S. 8.

Während dass man immer noch auf die Fortsetzung der von Hn. *Royko*, ehemaligem Professor, jetzigem Gubernialrath zu Prag, mit nicht gemeinen Einsichten und seltener Freymüthigkeit vor mehrern Jahren herausgegebenen Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte wartet, erscheint neben ihm der Vf. des gegenwärtigen Werks als ein Mann, der, wenn er auch nicht eigentlich in die Fusstapfen desselben zu treten Willens ist, doch ihm zur Seite zu stehen verdient. Nach einem vieljährigen Studium der christlichen Kirchengeschichte, und dreyzehn Jahren Vorlesungen über dieselbe, übergiebt er diese Einleitung seinen vormaligen und jetzigen Schülern zu einer Aufmunterung und Anweisung, sich dereinst um die so merkwürdige, aber noch gar nicht hinlänglich bearbeitete vaterländisch-böhmische Kirchengeschichte, verdient zu machen. In dieser Absicht entwickelt er ihnen hier die Grundsätze der richtigen Methode, nach welcher die Geschichte überhaupt, und die allgemeine Kirchengeschichte behandelt werden müssen; beurtheilt die vornehmsten Geschichtschreiber sowohl über diese, als über die böhmische Geschichte, und endigt mit einem Entwurfe zu der Kirchengeschichte Böhmens. Wenn er gleich in dieser besondern Rücksicht etwas weit ausholt, und sich bey vielen bekannten Dingen verweilen musste: so hält er doch auch andere Leser dafür durch viele gute Bemerkungen und nützliche Nachrichten schadlos. Man sieht oft, dass er nicht bloss das längst Gesagte wiederholt; sondern auch jeden Gegenstand durchgedacht, und nach seiner Art vorgetragen hat.

Der erste Theil enthält *die nöthigen Vorkenntnisse der Geschichte.* Indem der Vf. hier zuerst *von ihrer Bestimmung* handelt, schickt er einiges *von der Erfahrung überhaupt* voraus, (S. 1—16.) was sie sey, wie sie entstehe, welche Wirkungen und Eindrücke ihr zugehören; wie wichtig die Erfahrungen der Alten für die Jugend seyen; welche Beziehung die lange Lebensdauer der ältesten Menschen darauf gehabt habe; u. dgl. m. Bey dieser Gelegenheit sucht er die ungereimten Folgen der Hypothese zu zeigen, dass die Mosaischen Jahre anfänglich Mondrevolutionen, nach Abraham dreymonatliche, später achtmonatliche, und nach den Zeiten Josephs erst zwölfmonatliche Perioden gewesen wären. Aber äusserst gezwungen ist (S. 13.) die Erklärung der Stelle im 90sten Psalm: *Unser Leben währet siebzig Jahre*, u. s. w. es sey in derselben von der Zeit die Rede, welche die Nachkömmlinge (Nachkommen) Israels unter abwechselnden Schicksalen in Aegypten zugebracht haben, nämlich 70 Jahre; und wenn man die Zeit der Macht und des Wohllebens betrachte, 80, was darüber war, sey Noth und Elend gewesen. Hierauf folgt *der Begriff der Geschichte, und ihre Eintheilung*, ingleichen eine Uebersicht *der allgemeinen Religionsgeschichte;* wo unter andern der Vorzug des Alters der Mosaischen Urkunden vor allen andern vertheidigt wird; endlich der Begriff *der christlichen Religions- und Kirchengeschichte*, sowohl im Allgemeinen als Besondern. Im *zweyten Abschnitte* (S. 46. ff.) hat der Vf. nöthig gefunden, erstlich einzuschärfen, *dass die Beschäftigung der Geschichte auf wirkliche Vorfälle eingeschränkt seyn müsse.* Manchem wird dieses überflüssig vorkommen; wer sich aber erinnert, wie viele jetzt ihre Geschichte vorher im Kopf fabriciren, ehe sie dieselbe beschreiben; oder ihre Leser mit der geheimsten Denkungsart, Politik, u. dgl. m. berühmter Männer aus entfernten Jahrhunderten bekannt machen, der wird es dem Vf. nicht verargen, seine Zuhörer vor diesen und vielen andern Verfälschungen der historischen Wahrheit gewarnt zu haben. Er ist übrigens nicht zufrieden mit den frommen Menschen, welche vergnügt mit dem eingeschränkten Vorrathe der Religionsbegriffe des Katechismus, bloss darum die unangenehmen historischen Wahrheiten fürchten, weil sie von Herzen aufrichtig wünschen, dass sie doch niemals geschehen wären. „Ihre Sorgfalt, sagt er, alles zu beseitigen, das irgend zum Aergernisse der christlichen Kirche begangen wurde, so aufrichtig sie auch im Grunde gemeynt seyn mag, ist eine irrige und kurzsichtige Vermuthung, als wenn durch die Erzählung tadelhafter Vorfälle, und durch die Darstellung einiger im Alterthum nicht gegründeter Gebräuche, die Religion zu Grunde gerichtet würde." Ferner zeigt der Vf. *dass die Merkwürdigkeit der Vorfälle*

fälle ihre Wahl für die Geschichte bestimme, und dass ihr historischer Glaube sich auf quellenmässige Nachrichten gründe. (S. 54—86.) Hier ist viel Gutes für die Lehrlinge gesagt; doch hätte noch einiges über den Werth der Wahrscheinlichkeit bey der Entscheidung über das Glaubwürdige hinzugesetzt werden können, weil dabey leicht und oft gefehlt wird. *Authentische Urkunden* nennt Hr. *Pfr.* S. 81. „schriftliche Zeugnisse, zu dem Ende verfertigt und ausgestellt, damit die andenkenswerthe Thatsache nach ihren wesentlichen Umständen, zur Belehrung derjenigen, die sich von derselben nicht durch die eigenen Empfindungswerkzeuge zu unterrichten im Stande waren, aufbewahrt würde." Allein in dieser weitschweifigen Beschreibung ist gerade das Charakteristische einer zuverlässigen Urkunde weggelassen. Diesen Namen verdient nicht jedes schriftliche Zeugniss von der gedachten Art und Absicht; sondern nur solche, die entweder unter öffentlichem Ansehen; oder, dafern sie von Privatpersonen herrühren, mit gewissen gesetzmäfsigen Feyerlichkeiten ausgestellt worden sind.

Den Geschichtschreibern der allgemeinen christlichen Kirchengeschichte ist der *dritte Abschnitt* (S. 87. bis 131.) gewidmet. Wenn der Vf. hier neben den gleichzeitigen Schriftstellern, als eigentlichen Zeugen, alle übrigen bloss *Sammler fremder Erzählungen* nennt: so würdigt er sie sehr unbillig herab. Es giebt unter den spätern Geschichtschreibern nicht wenige, welche die Quellen sorgfältig geprüft, mit einander verglichen, aus einander ergänzt und berichtigt, sie trefflich erläutert und zur eigentlichen Geschichtbeschreibung benützt haben: und diese kann man doch keine blofsen Sammler fremder Erzählungen nennen. Uebrigens hat der Vf. in diesem Abschnitte zwar manche richtige Abrisse historischer Schriftsteller gegeben; aber auch eben so viele flache, unbestimmte, oder sonst auf mancherley Art misslungene. Von der Geschichte des *Philostorgius* (nicht *Philostorchius*) sagt er S. 93. dass darin die Ketzer vom J. 300. bis 425. eben so gelobt, wie die Orthodoxen geschmäht worden seyn sollen. Da wir aber bloss einen sehr kurzen schimpfreichen Auszug derselben vom *Photius* haben: so läfst sich über seine Partheylichkeit gar nicht urtheilen, und wahrscheinlich wird sie wohl nicht ärger gewesen seyn, als die von den Orthodoxen in ihren Schriften wider die sogenannten Ketzer bewiesene. Die S. 101. befindliche Stelle: „Die nie gehaltene Treue der Griechen war endlich Ursache, warum die Abendländer denselben wider die Belagerer von Constantinopel keinen Beystand geleistet haben," sollte eigentlich nach der erweislichen Geschichte so lauten: Der allergröfste Theil der griechischen Kirche behielt stets eine so starke Abneigung gegen die Oberherrschaft des Papstes, dass die mehr als einmal von ihren Kaisern aus politischen Ursachen eingegangene Vereinigung mit der lateinischen Kirche, keinen Bestand haben konnte; und die auch nachher von den Päpsten mehrmals zur Rettung von Constantinopel vorgeschlagenen Türkenkriege, hatten theils wegen der damaligen Verfassung des abendländischen Europa, theils besonders darum keinen Fortgang, weil man sich an den Kreuzzügen der Päpste längst gesättigt hatte. Vom *Baronius* gesteht der Vf. (S. 102.) dass er im römischen Archiv sehr viel Gutes; aber auch aus Mangel der griechischen Sprache, und der gesunden Kritik, sehr viel Schlechtes gesammelt habe; sobald etwas zur Verherrlichung des apostolischen Stuhls diente, so musste solches, es mochte untergeschoben oder authentisch seyn, in seinen Jahrbüchern aufgezeichnet werden. Die *Critica Baron.* des *Pagi* schränkt sich nicht bloss, wie S. 103. gesagt wird, auf die Fehler des Bar. wider die Zeitrechnung ein; sie enthält vielmehr auch eine Menge schätzbarer historischer und antiquarischer Erörterungen, selbst für die politische Geschichte. Keinen Schriftsteller seiner Kirche auf diesem Felde bewundert Hr. *Pfr.* mehr, als den Bischof *Bossuet*. Aber, wie es mit der Bewunderung zu gehen pflegt! sie stöfst die kaltblütige Kritik fern von sich weg, und verwandelt jeden Schimmer in eine glänzende Sonne. „*Boss.* bleibt, schreibt der Vf. von ihm, (S. 105.) er mag seinen Religionsgegnern gefallen, oder nicht, als ein schätzbares Muster der Welt bekannt." Unpartheyische Protestanten haben schon zu seiner Zeit den grofsen Geistesgaben, der Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit des berühmten Mannes alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen; sie haben ihn aber auch für einen feinen Hofbischof, für einen zu arglistigen Disputator, und für einen der gewandtesten Sophisten, in der Geschichte, wie in der Theologie, erkannt; er hat ihnen also gefallen, und nicht gefallen; was will Hr. P. mehr? Doch er fährt fort: „Sein umfassender Geist, die ihm eigene Kunst, kurz und voll zu seyn, der vortreffliche Geschmack, die edle und natürliche Beredtsamkeit, zeichnet vorzüglich *seine Einleitung in die Universalgeschichte* so sehr aus, dass man sich wundert, *wie es der dänische Hofprediger wagen konnte, ihn fortzusetzen*, welcher an manchen Stellen seiner Berichtigungen so deutliche Beweise giebt, *dass er den grofsen Mann nicht einmal richtig verstanden hat.*" Man wird hier zuerst bemerken, dass der Vf. *Boss. Discours sur l'histoire universelle* eigentlich nur von Seiten des Ausdrucks und der Darstellungsgabe rühmt: und daran that er auch recht wohl. Denn ein Meisterstück der Beredtsamkeit ist das Buch allerdings; aber auch der Geschichtschreibung? nichts weniger. Bey einer Menge wahrer und treffender historischer Schilderungen, enthält es doch auch eben so viele pomphafte Declamationen, unter welchen sich manche seichte, auch wohl falsche Stellen ganz bequem verbergen konnten. Da *B.* die Geschichte der christlichen Zeiten hauptsächlich eine religiöse Tendenz nehmen läfst: so hat er bisweilen auch die gemeinsten Auftritte des Clerus und der Mönche mit einem sonderbaren Prunk überladen. So sagt er, „die Kirchengeschichte wisse nichts Schöneres zu erzählen, als den Einzug *Augustins* mit seinen vierzig Mönchen in das König-

Königreich Kent.“ Man lese die Erzählung selbst beym *Beda:* und man wird lächeln müssen. Fast glauben wir auch, dass *Cramer*, zwanzig, dreyssig Jahre später, nachdem sein historischer Geschmack reifer geworden war, dieses Buch nicht übersetzt, und seine Fortsetzung als eine von demselben unabhängige Arbeit herausgegeben haben würde; — was über sein *Nichtverstehen des grossen Mannes* anbetrifft: so mag er freylich in der Geschichte gar vieles anders verstanden und benützt haben, als B. An einem andern Orte (S. 120.) nennt der Vf. *den gutherzigen Bossuet:* ihn, der den weit ehrwürdigern und wirklich gutherzigen *Fenelon* verfolgt hat; spricht von seiner *unüberwindlichen Beredtsamkeit;* als wenn diese in der Geschichte entscheiden könnte, u. dgl. m. Was S. 104. *der unbemühte Kalenderkritiker Launoi* sagen soll, wissen wir nicht; wenigstens hat derselbe der Kirchengeschichte noch wichtigere Dienste geleistet, als die Ausmerzung einiger Kalender-Heiligen. Von den protestantischen Schriftstellern dieses Fachs urtheilt der Vf. zwar ziemlich gemässigt; macht ihnen aber bisweilen höchst unerwartete Vorwürfe; z. B. *Mosheimen*, dass er die Quellen nicht sorgfältiger studiert habe; welches wohl schwerlich sonst jemand einfallen wird zu behaupten. Von *Spittlers* Grundrisse sagt er: „Das Werkchen ist blos ein Raisonnement über die Kettenfolge der wichtigsten Begebenheiten; welches, da manche Facta hin und her (hin und wieder) nicht immer aus dem wahren Gesichtspunkte betrachtet, andere irrig angenommen, oder unrichtig aufgestellt werden, sehr viel blos gedachte Behauptungen enthält;“ er bedauert auch, dass darin wenigstens bey kritischen Stellen, die nöthigen Zeugnisse nicht angeführt worden sind.

Im vierten Abschnitt, von den Geschichtschreibern Böhmens, zeigt sich der Vf. noch mehr einheimisch und geübt auf seinem Felde. Die ältesten sind Ausländer; darauf folgen *Christannus*, *Cosmas*, Dechant an der Metropolitankirche zu Prag, der erste ordentliche Geschichtschreiber Böhmens, der sein Werk mit dem J. 1125 schloss, das zuletzt zu Prag 1784 in den *Scriptt. Rer. Bohemic.* gedruckt worden ist; und verschiedene andere bis zum funfzehnten Jahrhunderte hin; worunter *Weitmilens*, eines Erzdiakons zu Saaz, (oder Sazka) um das Jahr 1370 vortreffliche Chronik erst im Jahr 1784 in der gedachten Sammlung, Tom. II. ans Licht gezogen worden ist. Den mittlern Zeiten von den Hussitischen Händeln an, fehlt es noch weniger an Historiographen und Urkunden. Einen merkwürdigen Brief des *Andreas von Broda* an *Johann Hussen*, von dem *Joh. Cochläus* nur ein Fragment mitgetheilt hatte, hat der Vf. S. 151—153. ganz eingerückt. Das Tagebuch des *Lorenz Brzezina*, Magisters der Philosophie, und Kanzlers bey dem Neustädter Magistrat zu Prag, welches *Ludwig* in seinen *Reliquiis*, T. VI. unter dem fremden Namen Byzynii sehr mangelhaft herausgegeben hat, enthält, wenn er gleich ein Anhänger der gemässigten Hussitischen Parthey war, viel glaubwürdige und anderswo nicht vorkommende Nachrichten. Des berühmten *Aeneas Sylvius* böhmische Geschichte hat zwar viele Fehler wider die Zeitrechnung und Entstellungen böhmischer Namen; erzählt aber auch viele wichtige Begebenheiten und Bemerkungen über Böhmens damalige Cultur. Unter mehrern handschriftlichen Beyträgen zu dieser Geschichte, welche der Vf. beschreibt, hat er M. *Georgii Piscensis, Rectoris Acad. Prag. Notata historica ab a. 1518 usque ad obitum Regis Ludovici*, 1526 abdrucken lassen. (S. 164—180.) In der Hussitischen Geschichte des *Joh. Cochläus* erkennt zwar der Vf. Partheylichkeit und ungemein intolerante Gesinnungen; hält sie aber doch für einen trefflichen Beytrag zur Böhmischen Kirchengeschichte. Bemerkungswerth sind auch die S. 184—189. abgedruckten Fragen, welche *Ferdinand I.* im Jahr 1564 nach Prag schickte, und die darauf erfolgten Antworten der Administratoren des Prager Erzbisthums, welche als Grundlage zur Einführung der Communion unter beiden Gestalten, verlangt wurden. *Wenzel Hagek von Liboczan*, Propst bey der Collegiatkirche zu Altbunzlau, wird von dem Vf. der Verdienteste unter allen Böhmischen Historikern genannt; man mag seinen Fleiss oder die Menge der aufgezeichneten Gegenstände betrachten; wenn er gleich Versehen wider die Zeitrechnung, und auch wider die historische Wahrheit begangen hat. Die lateinische Uebersetzung und Verbesserung des Werks von dem auch verdienstvollen P. *Dobner*, in sechs Quartbänden, ist bekannt; der siebente wird nach dessen nun erfolgten Tode, nächstens ans Licht treten. Wir übergehen andere, um bey *Zach. Theobalds* berühmten Geschichte des Hussitenkriegs etwas stehen zu bleiben. Hr. *Pf.* stellt ihn, wegen seines entgegengesetzten Religionseifers neben dem eben so partheyischen *Cochläus;* hält aber doch sein Werk für ein unentbehrliches Hülfsmittel zur Bearbeitung der böhmischen Geschichte. Seine Nachricht, es sey zuerst zu Wittenberg, 1609 zum zweytenmal zu Nürnberg, 1621, und endlich in lateinischer Sprache zu Breslau, 1750 Tom. III. 4. erschienen, ist folgendergestalt zu verbessern. Der erste Theil des Werks kam zu Wittenberg 1609 zum Vorschein. Im J. 1621 wurde derselbe sehr vermehrt und verbessert, mit dem zweyten und dritten Theil zu Nürnberg gedruckt; in eben dem Jahre kam zu Frankfurt am Mayn eine lateinische Uebersetzung des ersten Theils heraus; die deutsche Urschrift aber ist vollständig zu Breslau 1750 in drey Theilen in Quarto, mit *Baumgartens* Vorrede, wieder aufgelegt worden. Ueber die neuere böhmische Geschichte werden *Joh. Amos Comenius*, *Paul Stransky*, *Melch. Goldast*, *Joh. Thomas Pessina von Czechorod*, *Bohusl. Balbin*, und andere berühmte Geschichtschreiber, bis auf einen *Gelas. Dobner*, *Adauct. Voigt*, *Franz Martin Pelzel*, *Franz Pubitschka*, *Joseph Dobrowsky*, u. a. m. nicht blos aufgeführt, sondern auch nach ihren Verdiensten gewürdigt. Wenn von *Lenfants Hist. de la guerre des Hussites et du Concile de Basle* gesagt wird, (S. 215.) sie enthalte unter manchem Guten so viele grundlose Muthmassungen, dass es ein Product

duct aus Thatsachen und Erdichtungen sey, indem der Vf. alle Fehler und historische Irrthümer seiner Gewährsmänner wiederhole: so dünkt uns dieses Urtheil nicht allein überhaupt zu hart zu seyn; sondern auch desto unbilliger, weil *Lenfant* sein Werk durch den Tod übereilt, nicht mit aller Genauigkeit vollenden konnte. Den Beschluss machen die schätzbaren Arbeiten der böhmischen gelehrten Privatgesellschaft; die Sammlung böhmischer Landesgesetze und anderer Urkunden; endlich das Geständniss, dass es an einer böhmischen Kirchengeschichte noch gänzlich fehle; obgleich der Weltpriester *Karl Kržiž* im J. 1764 eine sogenannte Einleitung in dieselbe ans Licht gestellt habe.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Wolf u. Comp.: *Musenalmanach für 1802.* Herausgegeben von *I. S. Siegfried* und *G. Klinkicht.* 263 S. 8.

Hr. *Siegfried* hat zu dieser Sammlung nur drey Stücke, mehr als zehnmal so viel Hr. *Klinkicht* beygetragen; unter diesen und Hn. *Noacks* Beyträgen sind die meisten Epigramme. Zu den bessern von Hn. *Kl.* rechnen wir folgende:

An einen Dichter.

Dein Lied hat viel Füsse, und gehet doch nicht,
Es strömet von Wasser, und fliesset doch nicht,
Sprüht Feuer und Flammen, und wärmet doch nicht,
Häuft Blumen auf Blumen, und riechet doch nicht,
Ist alles ersonnen, und doch kein Gedicht.

Der vierte Vers aber ist verunglückt, da man in keinem Verstande einem Gedichte das Riechen beylegen kann.

Der Teufelsläugner.

Als Jüngling läugnete den Teufel stets Kleanth,
Als Ehemann kam ihm der Glaube in die Hand.

Beredtes Gefühl.

Weg mit beredtem Gefühl! Es plätschert das flache Gewässer,
Aber verschwiegen und stark wühlt in der Tiefe der Strom.

Misrathen ist in der *Pointe* folgendes:

Grabschrift eines Lügners.

Hier ruht der Lügner Veit! wie und was er gewesen,
Das glaubtet ihr doch nicht, wär es auch hier zu lesen.

Das könnte nur treffen, wenn der Lügner die Grabschrift selbst gemacht hätte. Dafür ist folgendes besser:

Das Pfand.

Stax giebt die Seel' in Gottes Hand, denn diese konnt' er nicht verpfänden,
Sonst wäre sie seit Jahren schon in seiner Creditoren Händen.

Von Herrn *Noack* würde folgendes ein gutes Epigramm seyn, wenn bloss die vier letzten Verse des wesentlichen nach blieben:

Grabschrift eines Phlegmatikers.

Hier ruht ein Mann der immer ruhte,
Er liebte nicht das Bös' und hasste nicht das Gute;
Nie war ihm haglicher zu Muthe,
Als wenn er in dem Lehnstuhl sass,
Der Welt beym Pfeifchen ganz vergass,
Wohl auch gebratne Tauben ass,
Wenn sie sich nur die Mühe nahmen,
Und ihm ins Maul geflogen kamen,
Wohl eingewiegt in weiche Zuversicht,
Erharrt er hier das ew'ge Leben,
Wenn's ihm der Liebe Gott hinein ins Grab will geben,
Denn aufstehn kann er nicht.

Die acht ersten Verse reizen durch ihre Langweiligkeit den Leser so zum Gähnen, dass er, wenns zur Pointe kömmt, unmöglich lachen kann. Auch das *wohl eingewiegt in weiche Zuversicht* ist ein ganz müssiger Gedanke. Wir würden diese Abänderung vorschlagen:

Ein Freund der Ruh, der nie der Pflicht,
Sich auszuruhn hienieden was vergeben,
Erwartet gern das ew'ge Leben,
Will's Gott ihm hier in seiner Ruhstatt geben,
Denn auferstehn ist seine Sache nicht.

Glücklicher sind Hn. N folgende gerathen:

Auf einen Weinschenken.

Durch Weinschank ward in kurzer Frist,
Valer reich, grob und stolz. Ihr fragt, wie kann der Wein
So grosse Dinge thun? Doch wisst:
Der Wein thut's freylich nicht allein,
Das Wasser thut's so mit und bey dem Wein.

Gegenbemerkung.

Ey spottet nur, denkt Herr Valer,
Ihr habt die Sache schlecht durchschauet,
Der Glaub', ihr Herren, thut's vielmehr,
Der solchem Wein im Wasser trauet.

Die Apostrophe an das Geld aber:

Geld du Licht und Recht der Welt,
Du ihr Trost und Heil o Geld.

die auf diese Art noch durch zwanzig Verse fortläuft, und sich schliesst:

Geld du Alles in der Zeit,
Geld du ew'ge Seligkeit.

ist nichts als eine elende Reimerey.

Man wird aus diesen Beyspielen ungefähr abnehmen können, welche Proportion zwischen Gut und Schlecht in diesem Almanache statt finde, ob wir gleich die Stücke einiger andern Verfasser ganz übergehn; er gehört weder zu den schlechtesten noch zu den besten dieses Jahrs.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. Februar 1802.

KIRCHENGESCHICHTE.

PRAG, in d. K. K. Normalschul-Buchdruckerey: *Einleitung in die christliche Religions- und Kirchengeschichte überhaupt und in die Kirchengeschichte Böhmens insbesondere.* Von L. *Chrysostomus Pfrogner* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Im *zweyten Theil*, der *von der Zubereitung der zweckmässigen Materialien, und von der Herstellung* (Abfassung) *einer vollkommenen Geschichte* handelt, setzt der Vf. seine Theorie der allgemeinen, besonders aber kirchlichen Geschichtschreibung fort, und wendet sie immer, vornehmlich aber zuletzt, auf die Böhmische an. Unter *die Hülfswissenschaften* rechnet er im *ersten Abschnitte* zuerst *die Sprachkenntniss.* Das Hebräische ist hier vergessen; dessen man doch schon zum Verständnisse der christlichen Religionsurkunden, und in der Folge zur Beurtheilung des ganzen Gangs der biblischen Auslegung nicht entbehren kann. Auch geht die Vorliebe des Vfs. für die lateinischen Schriftsteller (S. 10.) viel zu weit. Es ist unrichtig, dass alles, was sich bis in die spätesten Zeiten in Beziehung auf Religion und christliche Kirche Merkwürdiges zutrug, in jener Sprache aufgesetzt worden sey, und eben so wenig kann man mit ihm sagen, im 4ten und 5ten Jahrhunderte habe es schon so viele und so ansehnliche Schriftsteller unter den Lateinern gegeben, dass es schwer sey, zu entscheiden, ob man den Griechen oder Lateinern den Vorzug einräumen soll. Auf die Menge kommt es doch wahrhaftig nicht an; ausser dem *Hieronymus* konnte die lateinische Kirche der griechischen kaum einen einzigen Theologen an Gelehrsamkeit entgegen stellen; und vollends im 5ten Jahrhunderte! Man weiss, was für ein mittelmäsiger Gelehrter der sogenannte *grosse Leo* gewesen ist. Weiter empfiehlt der Vf. *die Alterthumskunde, die Hermeneutik,* (nur nicht die jetzt gewöhnliche, von der er S. 27. sagt, sie werde eine nach und nach verfeinerte Zauberlaterne, durch welche der Mann mit wenig Verstande und viel Dreistigkeit, aus der Geschichte zu machen im Stande ist, was er will). *Die Zeitrechnung,* deren Gattungen ausführlich entwickelt werden, und *die Erdbeschreibung* (wo er zwar S. 60. gesteht, dass im 4ten und folgenden Jahrhunderten nur die *suburbicarischen* Bischöfe dem *römischen Patriarchen* gehorcht haben; gleich darauf aber den schiefen Begriff einmischt, dass die übrigen Patriarchen vor demselben in ihren Angelegenheiten *erschienen wären;* gleichsam als wenn sie ihn für ihren Richter erkannt hätten).

Die *Kritik*, welche den *zweyten Abschnitt* dieses Theils einnimmt, nennt er (S. 71.) subjectiv betrachtet; eine Fertigkeit, das Product mit dem Ideale nach den hierzu erfoderlichen Grundsätzen in der Absicht zu vergleichen, um ein kunstrichterliches Urtheil zu fällen, wie viel oder wie wenig der Gegenstand durch Anwendung der Gesetze mit dem Vorbilde übereinkomme, oder abweiche. Diese wendet er nun auf die Geschichte im Allgemeinen, aber auch auf die Kirchengeschichte an, wo er eine Menge Erdichtungen, z. B. in den Lebensbeschreibungen der Heiligen, in den falschen Dekretalen u. s. w. zugesteht; aber noch etwas deutlicher hätte er zeigen sollen, aus welchen Quellen dieselben geflossen sind. Dann lehrt er den Kritiker die Zeugen in Ansehung ihrer Sachkenntniss und Redlichkeit prüfen, und giebt folgende Gründe eines vernünftigen Verdachts gegen die letztere Eigenschaft an: eine verschwendete Beredsamkeit, eine ausserordentliche Gemüthsbewegung, Entzückung für das Vaterland, fanatischer Religionseifer und übermäsige Vorliebe des Lebensstandes. Freylich kann man daraus nicht immer auf Mangel an Redlichkeit schliessen, sondern nur auf Unfähigkeit, die Wahrheit unverfälscht darzustellen. Wie sich ferner die Kritik bey unsichern Denkmälern und zweifelhaften Urkunden betragen; wie sie die Geschichtschreiber einzeln und mit einander verglichen, ingleichen die übereinstimmenden und die verschiedenen Nachrichten prüfen müsse, wird umständlich gelehrt. Auch werden die Merkmale des Untergeschobenen angegeben. Den Hülfswissenschaften der Geschichte wird endlich noch *die Philosophie* beygefügt, und in derselben besonders die Vernunftlehre, die Physik, die psychologische und praktische Menschenkenntniss zur Prüfung der Handlungen einzelner Menschen; ingleichen die politische Weltkenntniss um die Ursachen grosser Begebenheiten in den politischen Gesellschaften richtig angeben zu können.

Näher kommt der Vf. seiner Hauptabsicht im *dritten Abschnitte, von der methodischen Einrichtung der Geschichte,* S. 134 fg. *Der Zeitfolge* gemäss, werden die vier von *Mosheim* bestimmten Perioden angenommen, und eine Uebersicht derselben ertheilt: grossentheils bündig genug; auch unter einigen Versuchen von Freymüthigkeit; doch möglichst schonend und verschweigend für Päpste und ihren Clerus. Wenn der Vf. insonderheit S. 180. sagt; „Die Kir-

Kirche hat freylich kein Recht, mit politischen Reichen der Erde zu disponiren; allein auch die weltliche Macht soll vom *Tabernakel* immer in der gehörigen Entfernung ehrerbietigst stehen bleiben:" so hätte er anstatt des jüdischmystischen *Tabernakel* lieber Deutsch sprechen sollen. Wollte er damit so viel sagen, dass die weltliche Macht niemanden seinen Glauben und seine Religionsgesinnungen vorschreiben darf: so war diese Maxime ganz überflüssig; sollte es aber so viel heissen: sie dürfe sich gar nicht in kirchliche Angelegenheiten mengen: so ist es falsch. Noch mehr wundern wir uns, dass der Vf. dem Tross gemeiner Controversisten folgende Ursachen des Beyfalls, den *Luthers* Reformation fand, nachschreiben konnte (S. 185.): die Fürsten durften die einträglichen Besitzungen des geistlichen Standes einziehen; die Priester und Mönche konnten sich zu ihrer Entschädigung, nach seinem Beyspiele, (*der Hauptschlüssel zur Erklärung seines Eifers*) in die Arme einer Gemalin werfen, und der gemeine Mann fand in den Predigten und Flugschriften des Reformators und seiner Freunde von den Menschensatzungen und der päpstlichen Tyranney, seinen übelverstandenen Abgott, die Freyheit. Jeder Anfänger in der Reformationsgeschichte weiss doch, dass in ihren ersten Jahren von gar keiner Einziehung der Kirchengüter die Rede war; dass, als die Klöster so häufig freywillig verlassen wurden, ihre Güter meistentheils den Universitäten, Kirchen und Schulen angewiesen worden; die Bisthümer aber noch lange stehen geblieben sind; dass *Luther* erst acht Jahre nach dem Angriffe des Ablasses geheirathet hat, mithin kein verständiger Mann seinen Eifer wider die römische Kirche aus Heirathslust erklären kann; dass manche seiner Anhänger weit früher als er, den ehelosen Stand des Clerus verworfen, und ein Beyspiel des Gegentheils gegeben haben; wohl aber, dass er die Nichtigkeit und Schädlichkeit der Mönchsgelübde zeitig aufgedeckt hat; dass endlich die Freyheit, welche er herstellen wollte, nichts weniger als bürgerliche, sondern bloss die christliche des Verstandes und Gewissens war. Eine andere Eintheilung *nach der Ordnung der Aehnlichkeit* (deutlicher, nach der Realordnung, oder nach gewissen Classen von Begebenheiten), hat der Vf. S. 189. fg. vorgetragen. Er glaubt, dass die allgemeine Religions- und Kirchengeschichte nachstehende Abhandlungen fodere: die Geschichte der versammelten und verbreiteten Kirche Jesu; die Geschichte der eingetretenen äusserlichen Hindernisse, oder Verfolgungen; die Geschichte der Gesetzgebung oder der Hierarchie, und ihrer späterhin erfolgten Entwickelung; die Geschichte der Gesetze (das sollen die alten Glaubensbekenntnisse der Kirche, die Schlüsse der allgemeinen Kirchenversammlungen, und die Schriften der Kirchenväter, als unverwerfliche Zeugnisse der mündlichen Ueberlieferungen, mithin die einzigen zuverlässigen Commentarien der wahren Lehre Jesu seyn!); die Geschichte der Gesetzverkündigung, nämlich der Methode, oder Theologie, und der vorzüglichen Lehren; die Geschichte der Gesetzbefolgung, und beym äusserlichen Gottesdienste, im sittlichen Lebenswandel und in der gewöhnlichen Kirchenzucht; die Geschichte der innern Hindernisse oder Missverständnisse der Glieder, die in ihren Folgen entweder theologische Streitigkeiten, oder Ketzereyen waren, welche Trennungen der Kirche bewirkten; endlich die Geschichte der Vereinigungsmittel (die sie wahrlich sehr selten waren), oder der Kirchenversammlungen, deren Absicht (sagt der Vf. S. ...) die Bestätigung der alten Religionswahrheiten war (zu Ephesus des θεοτόκος? zu Costniz der *Commun. sub una*? u. dgl.) waren. Man sieht leider, dass diese Classification um die Hälfte kürzer hätte ausfallen können, wenn nicht die hierarchische Gesetzgebung mit ihren Folgen so viel Platz gefodert hätte. Noch können wir nicht unbemerkt lassen, dass Hr. Pf. S. 200. den Kirchenvätern seine mildern Gesinnungen auf eine gezwungene Art unterschiebt, indem er schreibt: „Wenn sie sagen: *ausser der Kirche ist kein Heil*: so verstanden sie unter dem Ausdrucke nie etwas anders, als: dass man ausser der Kirche kein ordentliches Mittel kennet, selig zu *werden*; *nicht* aber, dass sie dadurch *irgend ein Individuum verdammen* wollten." Man muss den *Augustinus* nicht gelesen haben, oder nicht verstehen wollen, um dieses zu behaupten: ihn, der sogar (*L. de corrept. et gratia*) *die ungetauften Christenkinder von Gott zur Verdammniss bestimmen* lässt.

Nach eben dieser zweyfachen Methode hat der Vf. auch S. 219 fg. einen *Entwurf zu der Kirchengeschichte Böhmens* gemacht. Wir wollen aber diese Anzeige nicht durch einen Auszug daraus verlängern, und begnügen uns, das Einzige anzuführen, dass er bey allem Glimpf, mit dem er von *Hussen* zu urtheilen sich bestrebt, es doch, wegen der wider die Ketzer bestehenden kaiserlichen, königlichen und canonischen Gesetze, sehr natürlich findet, dass man ihn verbrannt habe; ihn zwar bedauern, aber nicht entschuldigen kann (S. 260 fg.). Die Ehre der theuren Hierarchie muss also gerettet werden, es koste, was es wolle! Uebrigens ist Hr. Canonicus Pf. mit allen Quellen und Hülfsmitteln seiner vaterländischen Kirchengeschichte so vertraut, dass man sie allerdings von ihm beschrieben zu sehen wünschen möchte.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LANDSHUT, b. Krüll: *Auserlesene Rechtsfälle und Ausarbeitungen* vom Hofr. und Prof. *Gönner* zu Landshut. *Erster Band*. 1801. 476 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Eine sehr schätzbare Sammlung von Berichten, Gutachten und Urtheilen, von denen sich mehrere durch die Wichtigkeit des Falles, alle aber durch die Klarheit und Leichtigkeit der Behandlung, und die Reinheit des Vortrags auszeichnen, und in dieser Rücksicht als Muster aufgestellt zu werden verdienen. Die meh-

nehresten sind von dem Vf. als Mitglied einiger Collegien eines bischöflichen Staates (Bamberg) ausgearbeitet worden. Der Inhalt der Sammlung ist folgender: 1) Vortrag mit Gutachten in Sache Obmann und Geschlecht von Engfeld, gegen Seine Hochfürstl. Gnaden zu X. höchst Dero Regierung u. s. w. Mandati auf die Pfandungsconstitution 1795. Der Gegenstand betrifft ein Reichshofräthliches Mandat auf die Pfandungsconstitution gegen eine Fürstl. Regierung in einer Huthungssache, die eigentlich bloss eine Dorfgemeinde betraf: und die erst späterhin geschehene Ausdehnung des Mandats auf die Dorfgemeinde selbst, wogegen die Gemeinde aber Revision ergriff, und die Fürstliche Regierung ihr darin beyzustehen hat. Es wird gezeigt, dass sowohl das Mandat selbst, da die Regierung in dieser Sache gar nicht Parthey war, als die Extension des Mandats auf die Gemeinde ungerecht sey, vielmehr die Sache als eine blosse Partheysache an den Richter der ersten Instanz hätte gewiesen werden sollen. Der Vf. räth dem Fürsten, durch Intervention zu der Revision der Gemeinde aufzutreten. 2) Ist die Interventionsschrift selbst, die in der ersten Abhandlung erwähnt wird. 3) Rechtliches Gutachten in Sache Johann Kr. Schultheiss zu St., entgegen den Schutzjuden H. aus T. einen nicht erfüllten Getreideaccord betreffend. Rechtsgutachten in einer Processsache, wo auf Erfüllung eines Getreidekaufcontracts geklagt, aber vom Beklagten die Exception gemacht wurde, dass der Aufkauf des Getreides durch landesherrliche Verordnung verboten, folglich der Contract null sey, dahin entschieden, dass, da doch der Getreidekauf in sofern erlaubt worden, als einer einen fürstlichen Regierungspass dazu habe, das Geschäft zwar, weil Beklagter dergleichen nicht gehabt, allerdings null, Beklagter aber gleichwohl Klägern zu allem Schadenersatz verbunden sey, weil Kläger berechtigt gewesen, eine Bedingung, ohne welche Beklagter nicht abschliessen konnte, als wirklich erfüllt voraus zu setzen. 4) Bericht an das Reichskammergericht in Sache einiger Mitglieder der Brandversicherungsgesellschaft zu X. gegen Seine hochfürstl. Gnaden zu X. angebliche unerlaubte Einmischung des fürstlichen Cabinets in Justizsachen betreffend 1798. Eine Vertheidigung des Fürsten, der mehreren Mitgliedern der Brandassecuranz, die sich weigerten, die durch die Franzosen angerichteten Brandschäden zu bezahlen, und weshalb auch ein Process bey der Regierung eingeleitet worden war, befahl, dieselben vorläufig zu entrichten, mit der Freyheit, ihre Sache im Wege Rechtens auszuführen. Streng genommen, möchte aber doch wohl das Verfahren des Fürsten nicht von dem Namen einer Cabinetsinstanz freyzusprechen seyn, so gut auch seine Absicht seyn mochte, und so gut es gewesen wäre, wenn die Regierung einen kürzern Weg eingeschlagen hätte. 5) *Exceptiones sub et obreptionis* an Seite des Hofkammerfiscals zu X. gegen Franz Peter G. Reiserjäger zu L. Mandati, den Retract eines Zehends zu N. betreffend. — Auch hier dürfte die eigenmächtige Besitznehmung des Zehnden von Seiten der fürstlichen Hofkammer nicht ganz entschuldigt werden können. Die Hofkammer wollte das Retractsrecht ausüben, dem Käufer aber bloss den Kaufpreis ersetzen, und da dieser seine Federungen höher spannte, griff sie nach dem Zehend, und deutete dem Käufer an, dass er den Kaufpreis bey dem Amte erheben könne. 6) Vortrag mit Gutachten, die Erhöhung der Taxe für die Courierpferde auf den Taxischen Reichsposten betreffend 1795. Der Fürst von Taxis hatte ein Regulativ zur Erhöhung der Taxe für Courierpferde an den Fürsten von . . . gesandt, mit der Aeusserung, dass die getroffenen Maassregeln den Fürsten über das beruhigen könnten, was seine landesherrliche Vorsorge dabey etwa zu erinnern haben könne. Diese Aeusserung benutzt der Vf., der im Namen der Regierung ein Gutachten deshalb fertigen musste, um zu zeigen, dass auch in den Ländern, wo die Posten ein kaiserliches Reservat seyen, das Recht der Oberaufsicht des Landesherrn bey allen und jeden in dieser Rücksicht von dem Reichspostmeister zu treffenden Anordnungen eintrete, und daher durchaus Genehmigung der landesherrlichen Gewalt zu den von der Reichspostdirection bestimmten Taxen nothwendig sey. Der Landesherr hat allerdings bey solchen kaiserlichen Reservaten eine negative Stimme, d. h. er kann sie in so weit einschränken, als ausserdem das Wohl seines Landes nicht damit bestehen könnte; ob man aber deshalb das Ganze von seiner *Bewilligung* abhängig machen könne, ist wohl zu bezweifeln. 9) Gutachten über die Verbindlichkeit des Klosters L., eine jährliche Abgabe unter dem Namen Hundelagergeld an die fürstliche Hofkammer zu X. zu bezahlen. Unbedeutend. 9) *Supplica pro Mandato S. C.* von Seiten der Regierung zu G. wider die Regierung zu K., ein Fall, wo man, ohnerachtet eines schon vorhandenen günstigen älteren Mandats doch lieber um ein neues statt der blossen *Citatio ad reassumendum* nachsuchte, und sich auf das ältere bloss zum Beweise des älteren Besitzes berief. 10) Gutachten Thomas Wiederhold entgegen Maria Barbara Wiederholdin, das Versprechen einer Belohnung nach dem Tode betreffend, wo man zweifelhaft ist, unter welche Classe von Verbindlichkeiten man es zählen soll, von dem Vf. aber dasselbe dem Contracte: *do ut facias*, beygezählt wird. 11) Vorstellung um Aufhebung der Temporalinhibition nebst Beschwerdenlibell an den kaiserlichen Reichshofrath von Seiten der hochfürstlichen Hofkammer zu X. wider die Gemeinde Fronhof, verschiedne Beschwerden, insonderheit die Rechtmässigkeit einer Temporalinhibition betreffend. Untersuchung über Zulässigkeit oder Unzulässigkeit einer Inhibition. 12) Urtheil mit Zweifels- und Entscheidungsgründen in Sache Andreas Hufnagel Revidenten wider Caspar Ziegler, Revisen, Realinjurien betreffend. Urthel über Unzulässigkeit eines ergriffenen Revisionsmittels, weil der Bescheid, gegen welchen Revision gesucht wurde, bloss Folge eines vorhergegangenen rechts-

erworben, und für dieses fteht daher die Vermuthung, nur ausnahmsweise ift fie hie und da reichslehnbar geworden. Hingegen haben die über die durch Landeshoheit gebildeten Staaten übrig gebliebenen *reichshoheitlichen Rechte* oder *Regalien*, da fie durch Verleihung vom Oberhaupte erworben wurden, die Vermuthung der *Reichslehnbarkeit* für fich; doch erftreckt fich die Wirkung diefes Unterfchieds nicht weiter als auf Succeffion und Heimfall an das Reich.

Die Prüfung des vom Vf. entworfenen Urbildes unferer Conftitution, das bey aller feiner auffallenden Sonderbarkeit doch mehr in Rückficht der Ausführung, als einzelner Beftandtheile neu ift, wollen wir hier bey Seite fetzen; nur über den Werth dergleichen hiftorifcher Hypothefen in einem ftaatsrechtlichen Syfteme erlauben wir uns um fo mehr ein paar Worte, als einige fonft achtungswürdige Rechtsgelehrte neuerdings unferer ftaatsrechtlichen Literatur eine überwiegende Tendenz zu einer folchen Bearbeitung zu geben fuchten. Der *Geift* einer pofitiven Staatsverfaffung gehört allerdings, in der Reihe nach ausdrücklichen Staatsgrundgefetzen, Obfervanzen und der Analogie, unter die Quellen des pofitiven Staatsrechts; aber diefer Geift darf nicht von der ältern Verfaffung, befonders wenn fie in der Folge wefentliche Veränderungen, wie in Deutfchland, erlitten hat, abgezogen werden. Sollen aus der Natur einer pofitiven Conftitution praktifche Refultate hervorgehen: fo können fchlechterdings nur *jetzt gültige* Staatsfundamentalgefetze und Herkommen den Grundftoff zur Beftimmung jenes allgemeinen Charakters hergeben: nur zum Beweife oder zur Erläuterung einzelner Obfervanzen, einzelner fich gleich gebliebener Rechtsinftitute und Verträge kann die Gefchichte zu Hülfe gerufen werden. Da aber Hr. *M.* die *Gefchichte*, als ftaatsrechtliche Entfcheidungsquelle, zu würdigen unterlaffen, ja nicht einmal feinem Blicke in die Vorzeit gewiffe Gränzen gefteckt hat: fo mufste der Grundlage feines Gebäudes die Haltbarkeit gänzlich fehlen. Von keinem klaren und feften Begriff vom Geifte einer pofitiven Staatsverfaffung geleitet, fah er aus dem Gefichtspunkte feiner weltlichen Hierarchie in der Reichsverfaffung (S. 266.) „eine Ariftokratie mit der Modalität eines „aus Oberhaupt und Gliedern beftehenden Corpus;" in der oberhauptlichen Würde (S. 79.) „das Recht, „bey den Gliedern des Reichs vermittelft einer *recto-„rifchen Auctorität*, die *Aufpicien* zu führen" u. f. w. und in dem Namen *Reichsftände* für *Reichsglieder*, noch mehr aber darin, dafs fie dem Kaifer gegenüber geftellt, ein abgefondertes Corpus ausmachen (S. 171.) eine ärgerliche Praxis, und eine Ausartung von der ehemaligen erhabenern Eigenfchaft der *procerum imperii*. Durch Vermifchung der *Veranlaffung* [illegible] *rechtlichen Grunde* eines Rechtsinftituts wur[illegible] auf fein „pofitives germanifches Grund[illegible] fyftem" geführt, welches ihn beftimm[illegible] u. f.) fogar eine verfchiedene *Natur* der [illegible]lt in den von ihm fogenannten Patrimonial- und Landfaffiatftaaten anzunehmen. Bleibt aber das Wefen der Landeshoheit nicht immer das nämliche, der landshoheitliche Sprengel mag den Landesherrn als alleinigen Grundeigenthümer oder noch andere Grundherrn in fich faffen, wenn gleich das Staatsrecht beiderley Länder dadurch manche Verfchiedenheit bekommt? Warum foll die Idee einer bürgerlichen Vereinigung, oder das *Socialprincip*, wie es Hr. *M.* nennt, nur hier, nicht *dort*, der Landshoheit zum Grunde gelegt werden können? Ein wefentlicher Fehler, welcher der Keim vieler Irrthümer werden könnte, fcheint Rec. auch darin zu liegen, dafs Hr. *M.* die Landeshoheit unmittelbar aus der alten *Vogtey* entftehen läfst, ohne auf die Zwifchenurfache, nämlich die ftillfchweigende oder ausdrückliche Einwilligung des Reichsoberhaupts, Rückficht zu nehmen; dafs er im Zufammenhange mit diefer Vorausfetzung die Landeshoheit mehr als eine *Privatfache* betrachtet, und von Confolidation derfelben mit Grundherrlichkeit fpricht, da doch die Landeshoheit, felbft nach dem Zeugniffe der Gefchichte, entweder aus der Reichswürde, oder durch ein Avulfum von der Reichswürde entftanden ift; dafs Hr. *M.* endlich, aufser den wirklichen Refervatrechten des Kaifers, neben der Landeshoheit noch folche reichshoheitliche Rechte ftellt, deren Verleihung doch gerade zur Entftehung der Landeshoheit Gelegenheit gegeben hat. — Uebrigens ift nicht zu leugnen, dafs manche Materien, wo den Vf. die Phantome feiner Hypothefen nicht umfchwebten, mit mehr Deutlichkeit und Richtigkeit der Vorderfätze behandelt, auch dort die Auswüchfe der Sprache, wie z. B. *die Spielarten des Privatismus, begrafen, behoheiten*, u. dgl. feltner find.

Prag, b. Widtmann: *Verfuch zu einem Lehrbuch über die praktifche Rechtswiffenfchaft nach ihrem ganzen Umfang im Königreiche Böhmen mit Hinficht auf deffen Brauchbarkeit für den Praktiker.* Von *Leonard Stöhr*, der Rechte Doctor und Landesadvocaten im Königreiche Böhmen. *Dritter Theil.* 1800. 591 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Für den böhmifchen Gefchäftsmann ift diefes Werk ein überaus fchätzbares Gefchenk: denn es findet hier nicht nur die Gefetze feines Vaterlandes nach gewiffen Materien zufammengeftellt, fondern auch eine gemeinverftändliche Anleitung, wie er die vorkommenden Gefchäfte den vorliegenden Gefetzen gemäfs zu behandeln hat. Zwar darf man keine fyftematifche Entwickelung der einfchlagenden Rechtslehren fuchen, auch Darftellungs- und Schreibart nicht ftreng nach Regeln prüfen; allein der Praktiker, der bey einzelnen Fällen fchnell fich unterrichten will, was die Gefetzgebung feines Landes anordnet, wird diefes Werk als Handbuch gewifs höchft brauchbar finden.

Diefer *dritte Band* befchäftigt fich mit der *Verlaffenfchaftsabhandlung*, das heifst, mit dem Inbegriffe aller gerichtlichen Schritte, wodurch Jemand zum

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 6. Februar 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Hamburg, b. Bohn: *Deutsche Staatsconstitution.* Entwickelt und dargestellt von D. *Johann Christian Majer*, Königl. Dän. wirkl. Justizrath und ord. Lehrer des deutschen Staats- und Lehnrechts zu Tübingen. *Zwey Bände.* 1800. 726 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Ein Schriftsteller, der einige Jahrzehende nach der ersten Bearbeitung seiner Wissenschaft mit einer Revision derselben auftritt, erweckt allerdings eine besondere Aufmerksamkeit. Dass Hr. *M.* seit der Erscheinung seines weltlichen und geistlichen Staatsrechts vorzüglich durch sorgfältiges Studium der ältesten und mittleren deutschen Geschichte die Wissenschaft, der er sich widmet, zu vervollkommnen strebe, beweisen seine historischen Vorläufer, über die *beiden höchsten Würden des h. röm. Reichs* (A. L. Z. 1800. B. III. S. 103.), und über *Germaniens Urverfassung* (A. L. Z. 1800. B. II. S. 603.). Ungeachtet aber der Vf. selbst von diesen Bemühungen (Vorr. zum II. Bd.) versichert, dass er dadurch in den Stand gesetzt worden sey, für das Reichs- sowohl, als das Land-Staatsrecht die ihm eigenthümlichen, und für ganze darin vorkommende Rechtsmaterien und Verhältnisse, richtige und feste Rechtsprincipien aufzustellen, und von den Sachen, die sie betreffen, lautere, deutliche und bestimmte Begriffe anzugeben: so kann doch Rec. in der That dieses Verdienst in dem gegenwärtigen Amalgama seiner historischen Abstractionen mit dem wirklich bestehenden deutschen Staatsrechte nicht finden, und möchte sogar einem früherem publicistischem Werke, das, seiner Mängel ungeachtet, doch aus richtigen Quellen bearbeitet ist, einen bedeutenden Vorzug vor diesem neuern Product einräumen.

Der Vf. liefert, seiner ehemaligen Eintheilung des deutschen Staatsrechts in *Verfassungs-* und *Regierungsrecht* getreu, nur *jenes* in vorliegender Schrift. Der *erste* Band umfasst, nach einer allgemeinen Einleitung über die ersten Begriffe, Quellen, und Schulen des deutschen Staatsrechts, die *Constitution des Reichs.* Der *erste Abschnitt* handelt in mehrern Abtheilungen von den Regentenpersonen d. i. von dem deutschen und italiänischen König, und den Gliedern des Reichs, in Beziehung theils auf ihre verschiedene Nebenverbindungen, theils auf ihre Hauptverbindung mit dem Oberhaupte als Corpus, auf dem die Reichshoheit beruhet; von dessen Versammlung und dem Geschäftsgang auf dem Reichstag; der *zweyte Abschnitt* von der Reichsunterthänigkeit, ihrem wesentlichen Charakter, ihren Gattungen, besonders der Reichsritterschaft, endlich von der Reichshuldigung. Mehr beschäftigt sich der Vf. mit der *Constitution aller einzelnen Reichslande*, im *zweyten Bande*, wo er im *ersten* Buche über die Entstehung, Ausbildung und Grundprincipien der Landeshoheit, ihr Verhältniss zum Eigenthumsrechte, zur Reichslehnbarkeit, und den Reichsregalien ausführliche Untersuchungen anstellt, dann ihre Organisation, und zwar zuerst die Regentenpersonen in den geistlichen Wahl- und in den weltlichen Erbherrscherstaaten, (wo auch die Grundsätze des Privatfürstenrechts vorkommen), ferner in den reichsritterschaftlichen Gebieten, und den reichsstädtischen Autocratien; hierauf die Art und Weise, wie die Landeshoheit in den deutschen Staaten organisirt ist, besonders die landständischen Verfassungen betrachtet; das *zweyte* Buch begreift endlich die Lehre von der Landesunterthänigkeit, ihren Verhältnissen zur Landeshoheit, und von der Erb- und Landeshuldigung. — Die durch das ganze System verflochtenen Grundzüge bestehen darin: Die christlichen Staaten in Europa, als das heilige römische Reich, und Deutschland als ein Theil desselben, bildeten ursprünglich, gleich der geistlichen, eine *weltliche Hierarchie;* in Hinsicht auf das deutsche Reich beruhte sie, und mit ihr die Hoheit des Reichs, auf der oberhauptlichen und den übrigen Reichswürden, den Herzogthümern, Grafschaften u. s. w. Der Kaiser erhielt durch bischöfliche Salbung und Krönung die Würde eines Oberhaupts des ganzen heiligen römischen Reichs, und die besondere eines deutschen Königs; und verlieh durch diese Gewalt wieder die andern Reichswürden, gleichsam als *ministeria dei*, deren Besitzer aber auch eine erhabenere Classe der Reichsvasallen ausmachten. Die *Landeshoheit* stürzte in Deutschland diese weltliche Hierarchie, die neben jener nur *fragmentarisch* stehen blieb. Bey städtischen Corporationen entstand die Landeshoheit mittelst ihres *Collegialrechtes*, bey andern Reichsassen bald mittelst ihrer *Reichswürde*, bald mittelst ihrer *Grundherrlichkeit;* in beiden ersten Fällen hat die Landeshoheit auch ein National- oder Socialrechtsprincip zur Norm, (dass der Vf. darunter eine Art von Volkseinwilligung versteht, kann, wie so oft in diesem Buch der Fall ist, nur aus dem Zusammenhange entnommen werden). Daher theilen sich die deutschen Staaten in *Patrimonial-* und *Nationalstaaten*, und die letztern in *Landsassiatstaaten*, und in *autocratische* Volksstaaten (Reichsstädte). Aber alle haben die Landeshoheit nach *Eigenthumsrechte* erwor-

Diese wenigen Proben werden nicht nur unser Urtheil bestärken, sondern auch unsere Leser belehren, welche Behandlungsart überhaupt sie hier zu erwarten haben.

Tübingen, b. Cotta: *Sammlung im Herzogthum Wirtemberg einzeln ergangener Verordnungen zu Ergänzung und Fortsetzung der Hochstetter- und Gerstlacherischen Sammlungen.* Von D. *Johann Friedrich Melchior Kapff*, Herzogl. Wirtembergischem Hofgerichtsadvocaten in Tübingen. 1800. 518 S. 8.

Wenn je ein einzelnes deutsches Territorium, so ist es Wirtemberg, das an einer übergrosen Menge einzelner gesetzlicher Verordnungen leidet. Kein Geschäftsmann wird sich hier einer vollständigen Gesetzkenntniss rühmen; nicht einmal in den landesherrlichen Archiven und Registraturen findet man eine ganz complete Sammlung aller einzelnen Gesetze, sondern diese sind durch den Fleiss eines Privatmanns, des Hn. Hof- und Domainenraths *Hartmann*, dessen Vorrath der Vollständigkeit am nächsten kommt, bey weitem übertroffen. Noch viel auffallender aber muss es seyn, dass selbst den landesherrlichen Collegien bisher ein Realindex über die statutarische Gesetzgebung des Herzogthums abgieng, und dass dieses für jeden Wirtembergischen Geschäftsmann so unentbehrliche Hülfsmittel, das der schon genannte Hr. *Hartmann* endlich neuerlich zu Stande gebracht hat, noch immer, wegen Mangels am Fond, weder dem öffentlichen, noch auch nur dem freyen Gebrauche der Landescollegien überliefert ist.

Zwar haben schon *Hochstetter* und *Gerstlacher* durch ihre Sammlungen einzelner Verordnungen, und *Hartmann* durch sein bekanntes grösseres Werk, die Gesetzkunde Wirtembergs zu verbreiten und zu erleichtern gesucht; allein jene erstern Sammlungen reichen nur bis zu dem Jahre 1760, erstrecken sich auch nicht über alle Gegenstände der Gesetzgebung, und das letztere Werk, das freylich fast jeden Wunsch befriedigen würde, schreitet in so langsamen Schritten voran, dass, menschlichem Ansehen nach, der Herausgeber dessen Vollendung nicht überleben wird.

Unter diesen Umständen verdient daher Hr. D. *Kapff* allerdings Dank, dass er sich die Mühe nahm, den Abdruck einzelner gesetzlicher Verordnungen seines Vaterlandes zu veranstalten. Den Plan, den er hierbey befolgte, wollen wir mit seinen eigenen Worten angeben. In der Vorrede S. 4. schreibt er: „ich glaubte meine Nebenstunden nicht unnütz anzuwenden, wenn ich die in den *Hochstetter*- und *Gerstlacherischen* Sammlungen nicht enthaltene, vorzüglich neuere Rescripte, Circularien und andere Verordnungen, *die für den Rechtsgelehrten und Staatsbeamten ein Interesse haben*, zusammentragen, und als eine Privatsammlung durch den Druck bekannt machen würde. Der Plan, den ich dabey befolgte, stimmt mit dem *Gerstlacherischen* in so fern überein, dass nur diejenigen Verordnungen, die für den Rechtsgelehrten wo nicht immer ein bleibendes, doch wenigstens ein historisches Interesse haben, aufgenommen, alle diejenigen aber, die nicht in das Fach des Juristen einschlagen; oder durch vorübergehende Zeitumstände veranlasst wurden, davon ausgeschlossen sind. Diess ist der Gesichtspunkt, von welchem ich bey Veranstaltung der vorliegenden Sammlung ausgegangen bin. Bey der Auswahl der Verordnungen musste es zwar mein erstes Augenmerk seyn, keine aufzunehmen, die entweder schon in ältern oder neuern Sammlungen enthalten ist, oder einen integrirenden Theil eines andern Landesgesetzes ausmacht. Doch glaubte ich einige von denen, die in *Mosers* Realindex der Hofgerichtsordnung stehen, und des Hn. Hofraths *Storr* Bemerkungen über die Oberamts-Praxis angehängt sind, einrücken zu müssen. Was die Ordnung betrifft, so habe ich die chronologische befolgt. Man ist zwar nicht einig, welche unter den drey bekannten Hauptarten der Landesgesetz-Sammlungen, die systematische, alphabetische, oder chronologische den Vorzug verdiene. Ich bin aber überzeugt, dass die Zusammenstellung nach der Zeitfolge für den Zweck der gegenwärtigen Sammlung die angemessenste war. Nur in wenigen Fällen, wo der Zusammenhang der Materie es nothwendig erfoderte, und bey zwey neueren Hofgerichtlichen Decreten, und einem Decret der Herzoglichen Revisions-Instanz habe ich mir eine Ausnahme erlaubt. Für die Zuverlässigkeit des Abdrucks bin ich vorzüglich besorgt gewesen; überall sind die Worte des Gesetzes mit der äussersten Pünktlichkeit beybehalten. Zu Erleichterung des Nachschlagens endlich ist dem Werk selbst sowohl ein chronologisches Verzeichniss aller einzelnen in der Sammlung enthaltenen Verordnungen, als auch ein möglichst vollständiges Sach-Register beygefügt."

Weimar, b. den Gebr. Gädicke: *Reisen und Abentheuer Rolando's und seiner Gefährten.* Ein Robinson für Kinder zu Erlernung geographischer und naturhistorischer Vorkenntnisse. Nach dem Franz. des *Jauffret*. Drittes Heft. 1802. 327—488 S. 8. (Enthält die Kapitel XVI—XX. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. Nr. 97. und Nr. 318.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. Februar 1802.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Jena, b. Göpferdt: *De Platonis Phaedro.* Inclutae Societatis Latinae Jenensis auctoritate, scripsit ejus sodalis *Fridericus Astius* Gothanus. Accessit *Epistola Henr. Carol. Abr. Eichstadii.* 1801. XVI. u. 180 S. 8. (10 gr.)

Es ist eine für alle Freunde der classischen Literatur gewiss erfreuliche Erscheinung, von der ehemals berühmten lateinischen Gesellschaft zu Jena, nachdem sie einige Zeit geschlummert hatte, wieder ein Zeichen ihrer verjüngten Lebenskraft zu vernehmen. Durch die Einsicht und den Eifer des Hn. HR. *Eichstädt* ist dieses Institut dem Geiste und Bedürfnissen unserer Zeit angemessener und zugleich zu einer Bildungsanstalt für Philologen eingerichtet, welche auf keiner Universität fehlen sollte. Denn um den nicht ungegründeten Klagen über den erkalteten Eifer für das philologische Studium, und über die mangelhafte und einseitige Bildung, mit welcher so oft Jünglinge von Universitäten in den Kreis des thätigen Lebens treten, abzuhelfen, giebt es kein zweckmässigeres Mittel, als auf Universitäten, ausser andern praktischen Instituten, auch eine Anstalt zu errichten, in welcher Jünglinge eine erwünschte Gelegenheit finden, ihre humanistischen Kenntnisse, die Grundlage aller gelehrten Bildung, zu erweitern und zu vervollständigen, sich in der Kunst zu interpretiren zu üben, alle Verstandeskräfte durch eignes Forschen und Denken auszubilden, endlich auch den Geschmack in Beurtheilung schöner Darstellung und in eignen Versuchen der Art zu cultiviren. Daher erneuerte auch Hr. H. E. unter andern ein, in Vergessenheit gekommenes, lobenswürdiges Gesetz, das die Mitglieder verbindet, von Zeit zu Zeit ihre gelehrten Arbeiten dem Publicum mitzutheilen, um einen nützlichen Wetteifer anzufachen und zu unterhalten, der um so nöthiger ist, da das Institut noch nicht so glücklich ist, sich eines Fonds zu erfreuen, aus welchem der Fleiss und das Talent durch öffentliche Prämien belohnt werden könnte. Indess bedurfte es dieser Aufmunterung nicht bey Hn. *Ast*, der schon durch seine Observationen über den Properz eine vielversprechende Probe seiner Talente und Kenntnisse abgelegt, und seitdem durch fortgesetztes Studium einen reichen Vorrath zu gelehrten Arbeiten gesammelt hat. Er fühlte noch einen innern Beruf, die Liebe zur Philosophie, der er in der Vorrede eine Lobrede hält. Es that ihm bey diesem Enthusiasmus weh, dass der Phädrus des Göttlichen unter den Philosophen, der so viele Ahnungen der erst neulichst entdeckten Wahrheiten enthalte, von Einigen unrichtig verstanden und beurtheilt sey. Diess ist die Entstehungsgeschichte dieser Schrift, in welcher Hr. *Ast* eine gute Kenntniss der griechischen und lateinischen Literatur, eine grosse Belesenheit, meistentheils ein richtiges Urtheil und Geschmack an den Tag gelegt hat; — Eigenschaften, welche einst noch schätzbarere Früchte seines Geistes hoffen lassen, wenn er in der Cultur des Geistes noch weiter fortzuschreiten, und insonderheit seinem Verstande und Beurtheilungsvermögen mehr Reife zu geben, und mit der Leichtigkeit, Klarheit und Gefälligkeit der Darstellung noch mehr Gründlichkeit in dem Forschen zu verbinden streben wird. Diese höhere Cultur und die Beherrschung seiner etwas üppigen Einbildungskraft wird ihm aber freylich nicht leicht werden, so lange er nach dem Geiste einer gewissen philosophischen Schule, von einem falschen Begriffe der Originalität geleitet, das leichte Spiel der Seelenkräfte für den höchsten Grad menschlicher Grösse und Vollkommenheit, ja für das Göttliche in uns hält. Schon hat ihn sein Enthusiasmus für die neueste Philosophie, oder den absoluten Idealismus, nicht selten, theils zu Behauptungen, welche keine Kritik aushalten, theils zu Missgriffen in dem Plato verleitet, welche mit seinen übrigen Behauptungen von der Unentbehrlichkeit der Philosophie zur gründlichen Philologie — gar sehr contrastiren. Wir werden in der nähern Anzeige auf diesen Punkt vorzüglich Rücksicht nehmen; denn wenn wir gleich überzeugt sind, dass er, wenn seine Begeisterung dem ruhigem Nachdenken Platz gemacht hat, das Meiste von dem hier Behaupteten selbst zurücknehmen wird, so wäre es doch Schade um seine Talente, wenn sie durch eine falsche Richtung an Brauchbarkeit für das Fach, in welchem sie am glücklichsten wirken können, verlieren sollten.

In dem ersten Kapitel handelt der Vf. von den Eigenthümlichkeiten der Platonischen Dialogen überhaupt; und zeigt ihre Verwandtschaft sowohl in dem Ausdruck als in der äussern Form des Dialogs mit der alten Comödie. Diese auszeichnende Eigenthümlichkeit leitet der Vf. scharfsinnig davon her, dass Plato in seinem Jünglingsalter wirklich Dramen für die Bühne ausgearbeitet hat, und vermuthet daher auch, dass der Phädrus, in welchem dieser Charakter am sprechendsten ist, nicht, wie Tennemann aus andern Gründen behauptete, nach seiner ägyptischen Reise, sondern weit früher um die 93 Olympiade, und zwar vor dem Symposium, in welchem

(IX. 7. nach Wolf's Ausg.) auf den Phädrus angespielt werde, verfertiget worden sey. (Da aber diese Stelle wohl auf Lysias Rede, aber nicht deswegen auch auf den Phädrus des Plato hinweiset, die dramatische Anlage aber in allen Dialogen des Plato mehr und weniger, in den frühern wie in den spätern, angetroffen wird: so wird sich diese Zeitbestimmung schwerlich behaupten können. Sollte Hn. A. Grund gültig seyn, so müsste der Lysis, von dem es bekannt ist, dass er noch bey dem Leben des Sokrates geschrieben ist, das dramatische Gepräge mehr als andere an sich tragen. Was aber der Fall nicht ist. Uebrigens schliesst auch der Vf. von einem Theile des Dialogs auf das Ganze, mit Unrecht. Die grössere Hälfte des Phädrus ist von dem dithyrambischen Fluge, der in den Reden herrscht, weit entfernt.) Es ist dem Vf. auch wahrscheinlich, dass die dramatischen Werke des Epicharmus und die Silli Einfluss auf diese Form des Vortrags gehabt haben, so wie man dieses ganz bestimmt von des Sophrons Mimen weiss. Dieses giebt dem Vf. Veranlassung zu einer Digression über die Mimen der Griechen und Römer, welche er von einander nach bestimmten Merkmalen unterscheidet. Die griechischen, sagt er, waren lebendige Darstellungen menschlicher Charaktere und Handlungsweisen, die einen erustern Zweck hatten, als Lachen zu erregen, auch nicht fürs Theater bestimmt waren; die römischen hingegen wurden auf dem Theater mit Pantominen aufgeführt; es waren Possen, deren Stoff aus dem gemeinen Leben genommen war. Hr. A. hat hier einen glücklichen Anfang zur Aufhellung eines noch im Dunkeln liegenden Gegenstandes gemacht, wenn er gleich noch irrig annimmt, dass die griechischen Mimen alle von einer Art waren, wie Hr. *Eichstädt* in der angehängten Epistel mit seiner bekannten Gelehrsamkeit unwidersprechlich beweiset. Etwas sonderbar vertheidigt der Vf. die in denselben, und den Komikern vorkommenden Obscönitäten, aus dem Grunde, weil der Scherztrieb, die Neigung zum Komischen, *eben so absolut und unbedingt sey*, als das Streben, welches sich auf das Praktische und Moralische bezieht, und der Dichter, in dem höchsten Grade von Begeisterung in Rücksicht auf Zeit, Ort, Personen und Umstände keine Beschränkung anerkenne. Ja er glaubt, dass diese groben Scherze und Scurrilitäten gar wohl der Form des Schönen empfänglich seyen. Solche Urtheile verrathen den Jüngling, so sehr er eine Kennermine annimmt. Lehrreicher ist die Ableitung dieser Mimen von den Fescenninen, welche er mit den φαλλικοις der Griechen vergleicht, so wie in dem 2. Kapitel des Ursprungs der römischen Satire aus eben denselben, wobey über das Verhältniss der Satiren des Lucilius und Horatius, über die Spuren Sokratischer Weisheit, und die Nachbildung der Form des Platonischen Dialogen in den letzten, feine Bemerkungen vorkommen. Dieses führet den Vf. in dem 3. Kap. auf eine Vergleichung der Horazischen *Ars poetica* mit dem Phädrus des Plato in Ansehung des Zwecks. Seine Ansicht von dem Gedicht des Horaz, dessen Form und Zweck so viele abweichende Meynungen veranlasst hat, empfiehlt sich durch die natürliche Auflösung aller Schwierigkeiten, welche den andern Erklärungen anhängen. Horaz wollte die Dichter seiner Zeit, welche ohne Genie oder ohne gelehrte Bildung sich der Poesie widmeten, mit feinem Spott züchtigen. Die *Beyspiele* von Fehlern, welche solche unberufene *Dichter begehen*, nimmt er gewöhnlich aus Schauspielen, *weil* sie am bekanntesten und einleuchtendsten waren. Wielands und Hurds Erklärungen werden geprüft. Eben denselben Zweck hatte Plato sich bey seinem Phädrus in Ansehung der gewöhnlichen Redner vorgesetzt; er verbindet, wie Horaz, mit dem Tadel des Fehlerhaften zugleich die Regeln der ächten Beredsamkeit. Diese Aehnlichkeit betrifft aber nur das Allgemeine; die Untersuchung des Unähnlichen sowohl in dem Zwecke, als in der Form und Ausführung würde vielen interessanten Stoff dargeboten haben, welchen der Vf. ganz unberührt gelassen hat. Der Plan des Ganzen, und die dramatische Form des Dialogs, in der Individualisirung der Zeit und des Ortes, in der Haltung der Charaktere der unterredenden Personen, in der Aehnlichkeit der beiden von Sokrates eingewebten Reden mit den Dithyramben oder den Episoden in den Komödien wird nun weiter entwickelt. In dem letzten *Punkt kann* Rec. nicht dem Vf. beystimmen. *Der Zweck, die* Verirrungen der Redner, *denen sie* ohne philosophische Kenntniss der Sache, in Lob und Tadel sich aussetzten, verbunden mit der Fülle und dem Feuer der Einbildungskraft des philosophischen Schriftstellers klärt alles auf, ohne ihm die falsche Absicht, ein Drama in einem Dialoge nachzubilden, die hier gar nicht statt fand, unterzuschieben. In *dem* 4. Kap. untersucht der Vf. die Frage: ob die Sermonen des Horaz wahre Gedichte sind. Wenn der Vf. S. 45. auch Plato's Dialogen als zu dieser Untersuchung gehörig nennt, so geschah es wohl hauptsächlich des Titels wegen. Denn wer hat sie noch je unter die Gedichte zählen wollen, ausser dem Vf. in dem vorigen Kapitel? Er verneinet die Frage aus zwey Gründen. Der erste Grund ist dieser: Gedichte, welche den Zweck haben, etwas zu lehren, zu beweisen, Irrthümer zu widerlegen, sind keine wahren Gedichte; dieser Zweck streitet mit dem Schönen. Denn das Schöne hat zwar eine Verwandtschaft mit dem Guten, aber nur in Ansehung der Form; an sich ist es über alles, was zur menschlichen Natur gehört, die immer beschränkt ist, erhaben. — Der Dichter erhebt sich zu einer höhern Region gleichsam, und sucht auch die Leser durch die Begeisterung und Intensität aller Kräfte des Geistes hinauf zu schwingen. Diese Begeisterung wird durch das Schöne bewirkt. Dass das Schöne etwas Unendliches und Absolutes sey, wie der Vf. hiebey annimmt, ist nicht bewiesen, und wenn es wahr wäre, würde es zu viel beweisen, weil es dann gar nicht dargestellt werden könnte. Man kann auch den Satz: ein Gedicht, das dieses Namens würdig ist, kann nicht Be-

leh-

ehrung zum Zweck sich setzen, zugeben, ohne dafs
ladurch die Möglichkeit eines Lehrgedichts aufge-
oben ist, und das nicht allein in dem Sinn, wie
ler Vf. S. 46. eine Mittelclasse von Geisteswerken
zwischen Poesie und Prosa annimmt, an welchen nur
die Form schön, der Inhalt aber belehrend ist, wo-
hin er die Platonischen Dialogen und die Horazi-
schen Sermonen, auch mehrere seiner Oden rech-
net. — Mit Recht rügt der Vf. an den Alten, dafs sie
us Unkunde der Gränzen der Poesie, zu ihren Ge-
lichten oft Stoffe wählten, die keiner dichterischen Be-
arbeitung fähig waren, wobey er mehrere gelehrte Be-
merkungen über die *σοφοί* einstreut, welche in Ver-
en schrieben. Er entwickelt dieses aus den bekann-
en Gründen, dafs die Prosa sich später bildete, dafs
las Metrum dem Gedächtnifs zu Hülfe kam; ersetzt
ber noch einen aus dem transcendentalen Idealis-
nus entlehnten Grund hinzu. Die Philosophie, *sagt*
er, steht in nothwendigem Zusammenhang mit der
Poesie, und ist aus ihr entsprungen. S. 51. „*Utra-*
ue ab una eademque libera mentis actione regitur et
moderatur (?) *quasi*, (*quippe poeta supra naturam et*
mundum vulgarem, ut ita dicam, sese tollit et effert;
dem facere debet philosophus) *eo tamen discrimine,*
quod in poesi illa actio foris tendit et id, quod semper
ntelligentiam nostram fugit (das nie Objective, die
blofs ideelle oder anschauende Thätigkeit, die be-
wufstlos producirt) *rebus externis* (äufsere Producte)
repraesentat; in philosophia autem mentem non excedit
t obscuram illam animi actionem, quam dixi, pro-
luctivam interiore mentis actione (intellectuelle An-
schauung) *intuetur.* — *Etenim philosophus, quemad-*
modum poeta, mundum suum ex se procreare, et quae
produxerit, intueri debet." Solche Sätze machen al-
le Widerlegung überflüssig. Aber schaden wird es
nichts, wenn der Vf. beherziget, was der nach
S. 52. *vere poetico spiritu tactus* Plato über das Ver-
hältnifs der Poesie und Philosophie, und über ähn-
liche *τερατείαι* und *γοητείαι*, als hier häufig vorkom-
men, in dem Sophista und seiner Republik hier und
da sagt. Es ist eine Unbegreiflichkeit, wie Plato, wie
alle wahre Philosophen, so wenig, als alle grofse
Dichter diese Identität zwischen Poesie und Philoso-
phie nicht erblicken konnten. Freylich gilt in un-
sern Zeiten zum Theil, was er auf derselben Seite
sagt: alle Philosophie kehre, wenn sie vollendet ist,
zur Poesie zurück, und löse sich gleichsam in dersel-
ben auf. Aehnliche unbestimmte und verworrene Be-
griffe findet man S. 55. Der zweyte Grund ist ein
mystisches, verworrenes Raisonnement. — Die Ari-
stophanischen Comödien hingegen, ob sie gleich mit
den Satyren des Horaz Aehnlichkeit haben, zählt er
unter die Gedichte. Man höre warum? *quia dicaci-*
tas et sales, quibus imbutae sunt, plane artificiosi et a
divina quadam mente (von einem begeisterten Ge-
müth) *profecti sunt, sic ut perfectum artis opus effi-*
ciant. In dem 5. Kap. hat der Vf. einen Versuch ge-
macht, die Philosopheme des Plato von dem Schönen,
welche in dem Phädrus meistentheils in Allegorien
eingekleidet sind, durch Hülfe der neuesten Philoso-
phie aufzuklären; dazu aber eine ganz falsche Me-
thode gebraucht, indem er, ohne die Ideen des Pla-
to zu entwickeln, und ihren Gehalt zu bestimmen,
und dann die gewonnenen Resultate mit den Grund-
sätzen des transcendentalen Idealismus zu verglei-
chen, diesem Philosophen jene Behauptungen auf-
dringt, und oft selbst gegen allen Schein, und ge-
gen den Geist seiner ganzen Philosophie den Worten
unterschiebet. — Zu Anfange wo der Vf. sich an die
Gedanken des Plato näher anschliefst, gehet es ganz
gut. Sobald er aber auf das Schöne kommt, ver-
läfst er diesen Weg, und giebt uns seine Vorstel-
lungsart, oder vielmehr die Erklärung der transcen-
dentalen Idealisten, die mit der des Plato nicht über-
einstimmet, ungeachtet er bey Lesern, die weniger
mit dem Plato vertraut sind, den Schein davon er-
regt, weil er einige Worte hin und wieder, aus dem
Zusammenhange gerissen, einmischt, die nun eben
das zu sagen scheinen. So ist gleich der S. 63. auf-
gestellte Satz: das Schöne entstehe durch die harmo-
nische Vereinigung der beiden Triebe nach Sinnen-
lust und nach dem Besten, nichts weniger als Pla-
tonisch; der Vf. würde weit richtiger zu Werke ge-
gangen seyn, wenn er nicht aus dem Phädrus al-
lein, sondern aus andern Dialogen nach dem Be-
griffe geforscht hätte, welchen Plato von dem Schö-
nen gefafst hatte. Diesen bezeichnet er selbst S. 101.
ganz richtig, wenn er sagt, Plato habe das Schöne
mit dem Guten verwechselt. Dieses hätte ihm aber
ein Fingerzeig seyn müssen, nicht so gerade zu die
Behauptungen des Idealismus dem Plato beyzulegen.
Ohne nun die Behauptung, Plato's Philosophie kom-
me dem Idealismus am nächsten, und würde völli-
ger Idealismus seyn, wenn er die Accidenzen durch
die productive Kraft des Ichs hervorgebracht wer-
den liefse, einer Prüfung zu unterwerfen, welches
hier überflüssig wäre, mufs schon der Vf. von der
Unrichtigkeit seiner Methode überzeugt werden,
wenn er so viele Sätze, die mit dem Idealismus stim-
men, als Platonisch anführt, so sehr sie auch mit dem
Platonischen Sprachgebrauch streiten, wenn er z. B.
S. 151. dem Dichter und Redner eine transcendenta-
le Schaffung beylegt, und diesen Begriff mit dem
Wort *ποίησις* verbindet. Zwar sagt auch Plato *ἡ γάρ*
τοι ἐκ τοῦ μὴ ὄντος εἰς τὸ ὂν ἰόντι ὁτῳοῦν αἰτία πᾶσά ἐστι
ποίησις. Allein da bezeuget *τὸ ὄν*, wie ihn der So-
phista und andere Dialogen belehren können, nichts
anders als Wirklichkeit in dem gemeinen Sinne.
Was übrigens Plato zu der ihm angedichteten abso-
luten productiven Kraft sagen würde, wenn er diese
Schrift zu Gesicht bekäme, kann der Vf. aus Republ.
X. S. 283. sehen. Aus diesem Streben, Dinge zu
identificiren, die sich nicht vereinigen lassen, mufs
man das Schwanken und die Inconsequenz des Vf.
erklären, welche sich an so vielen Orten offenbaret.
Nachdem er S. 86. die Grundzüge der Platonischen
Ideenlehre im Ganzen richtiger, als wir erwar-
teten, (wahrscheinlich, weil er da einem andern
Führer folgte) gezeichnet hat, findet er die Ursache,
warum Plato die Urbilder aufser dem Gemüth setze,

S. 90.

S. 90. darin, dass er in dem Phädrus die Philosopheme von der Seele dichterisch behandelt habe. *Poëseos enim est ea natura, ut vel iis, quae sub sensus non cadunt, et sola mente ac cogitatione percipi a nobis possunt, corporeum ac sensile, ut ita dicam, involucrum induat, adeo ut oculis ea cernere nobis videamur.* Was folgt daraus, als Plato hält die Ideen für Producte der unendlichen Thätigkeit des absoluten Ichs, ob er gleich in dichterischen Bildern anders zu sprechen scheint. Wir lesen auf der folgenden Seite in der Note, dass Plato die unendliche Productionskraft des absoluten Ichs, und die absolute Synthesis, aus der sich alles entwickelt, auf das vollkommenste eingesehen habe, und der Leser wird deshalb auf den Meno S. 349, 351, 361. und Tennemanns System I. B. S. 257, 261. verwiesen, wo gar nichts von der Art zu lesen ist. Gleichwohl fährt er in derselben Note fort: *Plato autem cum, quomodo in mentem nostram venerit illa rerum infinitas formarumque quasi complexus, non intellexisset, eamque ipsa animi nostri actione oriri et nasci non perspexisset, alio modo sibi id explicare non poterat, quam ut superiorem vitam quandam statueret, in qua formas rerum omnium totiusque naturae, ut ita dicam complexum mens accepisset nostra; in qua quidem sententia poetico ejus ingenio plurimum tribuendum esse apparet.* — Dieses führt uns auf einen andern Punkt, welchen ein Ausleger des Plato nicht aus den Augen lassen darf; nämlich die Unterscheidung der Spiele seiner dichterischen Phantasie von den Producten seines philosophischen Geistes, so wie die Unterscheidung fremder Meynungen von seinen eignen Behauptungen. Dagegen hat Hr. *A.* nicht selten gefehlt, von der Sucht den Idealismus allenthalben zu finden verleitet. Dahin gehöret das Bild von den zwölf Göttern, von ihrem Wagen, in welchen Hr. *A.* philosophische Wahrheiten entdeckt. Wenn Plato in dem Phädrus S. 279. die Erklärung der Mythen als eine undankbare, mühsame, und anderen nachstehende Arbeit von sich weist, so findet Hr. *A.* darin den Satz, die Natur der Götter und des Schönen könne von uns, ihrer Unendlichkeit wegen, nicht begriffen werden. Eben so ziehet er die Stelle Leg. VII. S. 887. τὸν μέγιστον θεὸν φαμὲν οὔτε ζητεῖν δεῖν, οὔτε πολυπραγμονεῖν τὰς αἰτίας ἐρευνῶντας dahin, da doch dieses nicht Plato's, sondern eine gemeine Vorstellungsart ist, welche er verwirft. — Wir hätten noch manches über die Sätze des Idealismus selbst zu sagen, welche dem Plato angeeignet werden sollen; allein wir hoffen, dass der Vf. bey reiferen Jahren gar vieles von dem zurücknehmen wird, was er hier als Orakel behauptet. Das sechste Kapitel. *Eloquentia ψυχαγωγικὴ a Platone dicta. Kantiana ejus criminatio reprobatur. Platonis de arte rhetorica praecepta illustrantur*, hat uns im Ganzen weit mehr Genüge geleistet, als das vorhergehende. Einige Stellen abgerechnet, welche denselben Tadel verdienen, ist die gewählte Materie gut ausgeführt, selbst die Widerlegung des Kantischen Urtheils von der Beredsamkeit, enthält viel Wahres, ungeachtet der Vf. nicht gehörig darauf geachtet hat, dass Kant von der Beredsamkeit auf der Kanzel und vor den Richtern spricht, wo sie wirklich nicht zulässig scheint. Lehrreich ist die Darstellung der Platonischen Regeln von der Beredsamkeit, als Resultat seiner Kritik der Lysianischen Rede, und die Vergleichung ähnlicher Gedanken in der *ars poetica* des Horaz. Mehrere Stellen derselben erhalten ein neues Licht durch diese Parallele, z. B. gleich der Anfang der *ars poetica*, verglichen mit Phädrus S. 35[illegible], wie auch einige andere Stellen aus andern Schriftstellern hier und da erläutert werden.

Die angehängte Epistel des Hn. *Eichstädt* ist nicht allein durch die Art und Weise, wie er diese Erstlinge der lateinischen Societät in das Publicum einführt, sondern auch durch die gelehrten Untersuchungen, welche der Vf. einwebt, interessant. Nach dem Zweck, den diese Schriften haben, konnte er an dem wesentlichen Inhalte und dem Zuschnitte des Ganzen nichts ändern; daher darf man auch nicht glauben, dass er allem seinen Beyfall gebe; er tadelt vielmehr mit Nachdruck die Anwendung von dem transcendentalen Idealismus zur Erklärung alter Philosophen, die er mit der moralischen Auslegung vergleicht. *Non ignoras, quod Diogenes narret Socratem dixisse de Platone, quum ejus Lysidem audiret recitari. Idem mihi Plato, et quia veteris Comoediae sales amabat, etiam festivius ille ac dicacius, videtur dicturus fuisse, si quae recentiores quidam philosophi eorumque sectatores ingeniose ipsi de suo affinxerunt, ea legere ac perpendere potuisset.* Uebrigens zeichnet er auch mehrere Punkte aus, wo der Vf. in seinen Untersuchungen weiter hätte gehen sollen, z. B. über die Verschiedenheit der griechischen Mimen, über den Unterschied der Horazischen Episteln und Sermonen, und füllet, zum Theil mit kurzen Zügen, die aber die Meisterhand verrathen, die gelassenen Lücken aus.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Marburg, in der neuen akadem. Buchh.: *Friedr. Wilhelm Voigtel*, d. A. W. D. *Bruchstücke aus der Zeichenlehre der Entbindungskunst.* Aus dem Lateinischen übersetzt von D. *C. F. E.* 1800. 216 S. 8. Mit sechs Kpft. (20 gr.)

Da das Original dieser Schrift bald nach der Erscheinung derselben, in diesen Blättern angezeigt worden ist: so schränkt sich Rec. darauf ein, bey der Uebersetzung zu bemerken, dass solche treu und verständlich abgefasst ist, übrigens aber keine wesentliche Vorzüge besitzt, und, in Absicht der beygefügten Kupfertafeln, dem Originale sehr zurückstehen muss. Der Uebersetzer ist Hr. *Christian Friedrich Elias*, Arzt zu Wolfhagen im Hessischen, von dem wir ebenfals eine Zeichenlehre der Geburtshülfe besitzen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 9. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, in der Weygand. Buchh.: *Biblische Theologie des Neuen Testaments. Erster Band. Christologie nach den drey ersten Evangelisten.* 1800. 381 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Es wird schon diesem Buch zur Empfehlung gereichen, wenn wir unsern Lesern sagen, dass es von eben dem Vf. ist, der die *Theologie des A. Test.* oder *Darstellung der religiösen Begriffe der alten Hebräer.* Leipzig 1796. und die *dicta classica V. T. notis perpetuis illustrata* Leipz. 1798 u. 99. geliefert hat. Beide Schriften, die eigentlich zusammengehören, indem die letztere manches in der ersteren näher bestimmt, erläutert und berichtiget, sind mit Beyfall aufgenommen worden. Sie verdienen es auch wirklich, dass sie wegen der gründlichen Kenntniss und guten Darstellung der Sache und wegen des darin herrschenden freymüthigen Forschungsgeistes jedem Theologen empfohlen werden. Aber eben deswegen wird auch einem jeden, der jene Schriften gelesen hat, eine biblische Theologie des N. Test. von ebendemselben Verfasser willkommen seyn. Diese schliesst sich, wie der Vf. selbst sagt, an jene Theologie des A. Test. genau an, und er hofft sie in drey Bänden zu liefern. Dieser erste Theil enthält, nach der Vorerinnerung über die biblische Theologie überhaupt, die Christologie nach den drey ersten Evangelisten, wie schon der Titel lehrt. Der zweyte soll die noch übrige Theologie im engeren Verstande mit der Angelologie und Anthropologie nebst dem Lehrbegriff des Johannes enthalten, und alsdann soll im dritten Theil der Lehrbegriff Pauli etc. nebst dem Resultat über das Ganze, über Einstimmung oder Nichtübereinstimmung des Systems und über den Werth oder Unwerth desselben geliefert werden. Wir enthalten uns des Urtheils über die Anlage und Einrichtung des Ganzen, bis das Werk vollendet seyn wird, und wollen einstweilen unsre Leser mit dem Inhalt dieses ersten Bandes näher bekannt machen, und einige Bemerkungen einschalten.

Nicht ohne Grund sagt der Vf., dass wir noch keine reine biblische Theologie hätten. In der Vorerinnerung erklärt er, was sie seyn soll, nämlich eine reine von allen fremdartigen Vorstellungen gesäuberte Entwickelung der Religionstheorie der Juden vor Christo, und Jesu und seiner Apostel, nach den verschiedenen Kenntnissen und Ansichten der heil. Schriftsteller, aus ihren Schriften hergeleitet. Daraus wird nun gefolgert, dass man nicht alle in die biblische Theologie des A. Test. und die biblische Theologie des N. Test. absondern, und bey jener die Religionsbegriffe chronologisch ordnen und aufsuchen, sondern auch bey dieser die Darstellung der Religionstheorie bey den verschiednen Schriftstellern des N. Test. unterscheide und das, was sie mit einander gemein oder was jede eigentlich hat, ausmitteln müsse. Es müsse also zuerst aus Matthäus, Marcus und Lucas, die mit einander übereinstimmen, der Lehrbegriff zusammengestellt werden, ferner müsse dieses nach dem Typus des Johannes geschehen, der seinen eigenen Gesichtspunkt und seine eigene Weise und Sprache habe; und da Paulus das Christenthum am weitesten ausgebreitet, und was allgemein christliche Wahrheit sey, bestimmt und mehr entwickelt habe: so sey es besonders der Mühe werth, sein System zu erörtern und zugleich auch das, was sich in den Briefen der andern Apostel finde. Zugleich müsse man aber Zeitbegriffe und allgemein gültige Wahrheit, Lehre und Beweis der Lehre, von einander absondern, und die eigenen Vorstellungsarten und Traditionen der Apostel von dem Lehrbegriff Jesu unterschieden, um zu bestimmen, was allgemein gültiges Christenthum und in wiefern die Lehre Jesu wahr und göttlich sey. Die hier aufgestellten hermeneutischen Grundsätze sind gut und empfehlungswürdig, aber bey der Anwendung derselben in einzelnen Fällen kommt so viel auf die subjective Ansicht des Interpreten an, dass es wirklich eine schwierige Sache bleibt, den Lehrbegriff des N. Test. nach dieser Unterscheidung von allen fremdartigen Vorstellungen gereinigt darzulegen. Der Vf. hat einen rühmlichen Versuch gemacht, dieses zu thun; aber dennoch möchte Rec. nicht behaupten, dass sich nichts fremdartiges in dieser Darstellung finde.

Der Vf. fand es zweckmäfsig, vorläufig zu untersuchen, für wen sich Jesus ausgab und gehalten wurde, und was er sich für einen Zweck vorgesetzt habe: weil dieses ganz natürlich Einfluss auf seine Lehre haben musste. Er redet also zuerst von dem Zweck Jesu und handelt kurz von dem Messias der Propheten, und den Hoffnungen von ihm zu den Zeiten Jesu. Er untersucht ferner, was Johannes von Jesu und seinem Reiche gelehrt habe, wodurch Jesus in dem Gedanken, dass er der Messias sey, bestätigt wurde, wie er sich dazu vorbereitete, und darauf auftrat und die Erscheinung des Messiasreich verkündigte, welches auch die Folge hatte, dass man ihn als Messias erkannte; in welchem Sinn sich Jesus der Messias nannte und die Ankunft des Reichs Gottes verkündigte, wie die Ausdrücke, deren sich Jesus

Jesus von diesem Reiche bedient, zu verstehen seyen; in welchem Sinne sich Jesus auf die Erfüllung der Weissagungen der Propheten berufen habe; was es mit den Wundern Jesu, die er für einen Beweis seiner Messiaswürde erklärte, für eine Bewandniss habe, wie insbesondere die Zerstörung des Reichs der Dämonen zu verstehen sey; in welcher Verbindung der Tod Jesu mit seinem Geschäfte als Messias stehe, und unter welchen Bedingungen man an dem Messiasreiche Jesu Theil haben könne; wobey zugleich von der Aufnahme durch die Taufe und dem Gedächtnismahl der Stiftung der neuen Religion gehandelt wird. Bey diesem allem findet man vieles sehr gut zusammengestellt und richtig bemerkt. Die einzelnen Stellen, worauf sich die in den Paragraphen aufgestellte Behauptung gründet, werden angeführt, übersetzt und zweckmäsig erläutert, und überall wird auch auf die neueren Schriften Rücksicht genommen. Mit unter kommen auch eigene Bemerkungen des Vfs. vor, aber nicht immer kann Rec. den Ansichten des Vfs. Beyfall geben. S. 16. wird behauptet, die Magier seyen keine Juden aus Arabien gewesen, sondern persische Astrologen, die etwa einen Cometen, dessen Stellung gegen Paläftina war, beobachtet und daraus auf die Geburt eines Prinzen geschlossen hätten. Sollten aber wohl persische Gelehrte ein solches Interesse bey der Geburt eines jüdischen Prinzen gehabt und gezeigt haben? Die alte Sage, die schon bey Justin dem Martyrer bestimmt angegeben ist, dass die Magier aus Arabien kamen, verdient doch wirklich nicht so geradezu verworfen zu werden. Auch in Arabien waren Magier, die sich mit Astrologie beschäftigten. Der Hauptgrund des Vfs. hat auch wenig Gewicht. Er sagt, die Frage nach dem neugebornen König *der Juden* zeige schon an, dass sie nicht zu dieser Nation gehörten. Allein ist es denn so etwas ganz fremdes und ungewöhnliches, dass die Juden den Messias König der Juden, König Israels, nennen! Man vergleiche Marc. XV, 32. mit Luc. 23, 27. Kann etwa auch Nathanael kein Jude deswegen seyn, weil er zu Jesu sagt: du bist der König Israels Joh. 1, 50.? Eben so wenig beweisend ist dieses, dass sie als Juden nicht erst den Geburtsort des Messias zu Jerusalem hätten erforschen dürfen. Wie kann aus der Antwort des Sanhedrins, welches den Geburtsort des Messias aus Micha 5, 1. bestimmte, schliessen, dass dieses eine allgemein bekannte Sache gewesen sey? Warum fragte denn Herodes darnach? Musste nicht das Sanhedrin dem argwöhnischen König einen bestimmten Ort nennen? Aus Joh. 7, 27. sieht man doch, dass es der herrschende Gedanke war, man wisse den eigentlichen Geburtsort des Messias nicht. Dass Johannes der Täufer, der Jesum für den Messias erklärt hatte, nachher Scrupel darüber bekommen habe, ob er auch wirklich der Messias sey, folgt gar nicht aus der Geschichte Matth. 11, 1 ff. Die Geschichte zeigt vielmehr, dass eben die Wunder Jesu den Johannes veranlassten, die Gesandschaft an Jesum zu schicken. Johannes wollte Jesum veranlassen. sich öffent[lich] für den Messias zu erklären. Das rühmliche Ze[ug]niss, dass Jesus von Johannes bey dieser Geleg[en]heit ablegte, zeigt auch deutlich genug an, dass [Je]sus die Frage des Johannes nicht als Zweifel an [sei]ner Messiaswürde aufnahm. Dass Jesus von ein[em] Pharisäer sey versucht worden, wird mit Recht [be]stritten, und das Ganze als innere Versuchung [er]klärt. S. 38. werde in der Stelle Matth. 16, 19. [die] Worte δεω und λυω, weil von Schlüsseln die [Rede] ist, vom *öffnen* und *schliessen* der Thüre erklärt, [da] man vor Alters die Thüre mit Stricken verwahr[te]. Aber wie schicken sich alsdann die Schlüssel hieher? Wegen der Construction ὁ ἐαν δησῃς — ἐσαι δεδεμενον ἐν τοις οὐρανοις schickt sich auch die im jüdischen Sprachgebrauch gewöhnliche Bedeutung *verbieten* und *befehlen* am besten. Bey der Gelegenheit, da der Vf. zeigt, dass die geheilten Kranken Jesum für den Messias erklärten, ohne dass er widersprach, wird auch die Geschichte des dämonischen Menschen Matth. 8, 29. angeführt. Um den Vorwurf zu entkräften, dass die Handlung Jesu menschenfeindlich gewesen sey, indem Jesus es erlaubte, dass die Heerde Schweine ins Meer gestürzt wurde, bemerkt *der Vf.:* die Schweine seyen in den Augen eines Juden höchst unrein gewesen; da nun der Dämonische eine Heerde desselben vor sich sahe: so rannte er auf dieselben zu, nachdem er sich die Erlaubniss dazu ausgebeten hatte, die er sich aber wohl selbst würde genommen haben, in der Einbildung, die Dämonen führen in diese. Jesus benutzte diesen Wahn zu seiner Genesung ohne vorherzusehn, dass die Schweine ins Meer stürzen würden; welches Unglück zufällig entstand. Rec. findet auch in dieser Ansicht wenig befriedigendes, indem sie auf willkürlichen Behauptungen beruhet, die eigentlich nicht in der Erzählung liegen. Dass Jesus kein weltliches Reich, sondern ein moralisches Reich habe stiften wollen, wird S. 46 ff. sehr gut gezeigt, und zugleich der Einwurf, den man von dem Einzug Jesu in Jerusalem entlehnt hat, S. 70. befriedigend beantwortet. Der Vf. bemerkt, dass der ganze Vorgang ohne die Absicht und ohne die Veranstaltung Jesu geschah und dass er dem Zuruf, dass er der Messias sey, desswegen nicht widersprach, weil er überzeugt war, dass er wirklich der Messias sey, obgleich *in* einem andern Sinne, wie er auch gleich bey seiner Ankunft in Jerusalem durch seine Handlungen zeigte. Bey der Stelle Matth. 21, 2. glaubt der Vf., *dass das* Füllen mit der Mutter sey angebunden gewesen, aber das Füllen sey nur allein zu Jesu gebracht worden, wovon auch die übrigen Evangelisten nur reden. Er meynt die Stelle Zach. 9, 9. habe Einfluss auf die Erzählung gehabt, indem man die Begebenheit dieser ganz conform machen wollte. Rec. würde dieser Meynung beystimmen, wenn in dem griechischen Text blos ονον και πωλον stünde. Man könnte alsdann sagen, der griechische Uebersetzer habe aus Versehn die Verbindungsartikel dazwischen gesetzt. Aber der Zusatz δεδεμενην und μετ αυτης muss doch auch im Original oder dem Urevangelium gestanden ha-

iben. Warum sollte auch dieser Umstand nicht richg seyn können, wenn ihn gleich die andern Evan:listen nicht bemerken, weil wirklich nur das Füln zu Jesu geführt wurde? Dass Matthäus sich nacher so ausdrückt, als wenn beide, die Eselin und as Füllen, zu Jesu wären geführt worden, und er af beiden geritten hätte, lässt sich aus dem ungebiletem Erzählungston, den man bey Matthäus geöhnlich findet, erklären. Die verschiednen Meyingen von dem Reich Gottes werden angeführt, id zum Theil genauer geprüft. Der Vf. zeigt, dass ch einigen Stellen das Reich Gottes zu den Lebiten Jesu schon da war, und dass Jesus darunter ein oralisches Reich, eine Anstalt Gottes, nach weler er richtige und vollkommenere Religionsbeiffe und Bestreben nach reiner Tugend allgemein erbreiten wollte, verstanden habe. Zugleich wird er auch auf die Stelle aufmerksam gemacht, wor. Jesus das Reich Gottes als noch zukünftig schilert. Er beschreibt dieses Reich so, dass er zum veytenmal sichtbar auf Erden erscheinen, und zum eweise seiner allgemeinen Herrschaft ein feyerlies Weltgericht halten, die guten Menschen zur vigen Glückseligkeit einführen, und die gottlosen ir immerfortdauernden Strafe verdammen werde. 'ie der Ausdruck Jesu hierüber zu verstehen sey, ird S. 106 ff. ausführlich entwickelt. Der Vf. zeigt, ifs einzelne Stellen, welche von einem Reich auf :den bey der Erscheinung Jesu zu handeln scheion, bildlich zu verstehen seyn, indem Jesus in anrn Srellen ganz deutlich die Belohnungen im Reie Gottes nicht auf irrdische Freuden, sondern auf is himmlische ewige Leben beziehet. Dass Jesus atth. 25. von seiner Wiederkunft zum allgemeinen 'eltgericht rede, wird gegen Eckermann behaupt. Was die Zeit dieser Ankunft Jesu, um Gericht i halten, betrifft: so sagt der Vf., es scheine, dass sus selbst die Hoffnung gehabt habe, er werde bald m Weltgericht erscheinen, und daher hätten auch e Apostel eine baldige Ankunft Jesu erwartet. Er eynt, wenn Jesus auch eine solche irrige Hoffnung nährt habe: so sey doch ein solcher Irrthum der ittlichen Autorität Jesu nicht nachtheilig; denn es lge nur daraus, dass er nicht allwissend war. Aber ird auf diese Weise die Lehre Jesu nicht ungewiss? 'enn er sich selbst darin geirrt hat, kann er nicht ch in andern Dingen irrigen Vorstellungen der Jun gefolgt seyn? Die Stelle Matth. 25, 31 ff. ist doch e einzige, wo Jesus bestimmt von seiner Zukunft m Gericht redet; aber hier wird doch eigentlich ichts davon gesagt, dass diese Zukunft bald erfolen solle. Die Stellen im 24 Kap. die man gewöhnlich ıführt, handeln nicht vom Weltgericht. Jesus beant'ortet zuerst die Frage, wegen der Zerstöhrung Jerusams und des Tempels und den Anzeigen davon. Auf en letzten Theil der Frage, wegen des Endes der Welt ommt er erst Kap. 25. 31. redet aber ganz allgeein und unbestimmt von dieser Erscheinung. Daris, dass die Apostel die Rede Jesu nach jüdischer orstellung sich als nahe bevorstehend gedachten, folgt noch nicht, dass Jesus dieselbe Vorstellung hatte. Er bestritt sie nur nicht direct. Bey den Weissagungen des A. Test. werde mit Recht die Stelle, worauf sich Jesus selbst als in ihm erfüllt berufen hat, von denen, welche die Schriftsteller des N. T. auf ihn ziehen, unterschieden. Bey der Frage, in welchem Sinne sich Jesus auf die Erfüllung der Weissagungen der Propheten in seiner Person berufen habe, setzt der Vf. als hinlänglich erwiesen voraus, dass in dem A. T. keine specielle Weissagungen von dem Individuum Jesu und seinen Schicksalen und Werken enthalten seyen. Inzwischen sucht er zu zeigen, wie Jesus sich überzeugt habe, dass in den Propheten alles von ihm vorhergesagt sey; theils weil manches, was die Propheten von dem Messias gesagt hatten, auf ihn völlig passte, theils weil die damals unter den Juden übliche Schriftauslegung zugleich einen höheren Sinn annahm. Auch hier glaubt der Vf., dass die Vorstellungen Jesu irrig gewesen seyn konnten, indem er manches speciel auf sich anwendet, woran die alten Propheten nicht gedacht hatten; doch sey es eine Fügung der Vorsehung, dass Jesus diese Idee auffasste und das grosse Werk der Menschenbeglückung vollendete. Inzwischen ist der Vf. auch nicht ungeneigt anzunehmen, dass Jesus sich bey solchen Citationen accommodirt und zu den Begriffen seiner Zeitgenossen herabgelassen habe. Der neutestamentliche Begriff eines Wunders wird also bestimmt es sey eine Wirkung, welche von Menschen nicht durch eigne Kraft, sondern durch unmittelbare Einwirkung entweder der Allmachtskraft Gottes oder eines Dämons vollbracht wird. Die Richtigkeit dieser Erklärung wird vornehmlich aus Matth. 12, 22 bis 29. erwiesen, weil Jesus ausdrücklich sagt, er treibe durch πνευμα θεου, wodurch keine mittelbare Einwirkung Gottes könne verstanden werden, die Dämonen aus. Billig hätte hier der Einwurf, den man aus V. 27. zu machen pflegt, kurz beantwortet werden müssen. Jesus beruft sich bloss deswegen auf die Heilungen der Exorcisten, um den Pharisäern das boshafte und hämische in ihrer Beschuldigung fühlbar zu machen. Dass die Exorcisten durch das πνευμα θεου ihre Kuren verrichteten, behauptet er nicht, sondern dieses eignet er sich allein zu, und will es deswegen auch als Beweis angesehen haben, dass das Messiasreich erschienen sey. Die Stelle Matth. 12, 38—40. wird so erklärt, dass Jesus die Pharisäer auf das künftige Wunder seiner Auferstehung verwiesen habe. Doch meynt der Vf., es könnte der 40 V. eine Glosse seyn, womit der Evangelist oder ein anderer die Rede Jesu erweitert hätte. Die Meynung von Eckermann und Paulus, welche es leugnen, dass Jesus durch Wunder seine Messiaswürde habe bestätigen wollen, werden S. 195 ff. geprüft und widerlegt; doch hätte noch mehr gesagt werden können. Bey der Untersuchung: ob die Wunder Jesu wirkliche Wunder waren, wird zugegeben, dass einige Wunderthaten und Kuren natürlich könnten erklärt werden, aber andere waren doch von der Art, dass sie sich nicht aus natürlichen Ursachen erklären lassen.

Wenn

Jesus von diesem Reiche bedient, zu verstehen seyen; in welchem Sinne sich Jesus auf die Erfüllung der Weissagungen der Propheten berufen habe; was es mit den Wundern Jesu, die er für einen Beweis seiner Messiaswürde erklärte, für eine Bewandniss habe, wie insbesondere die Zerstörung des Reichs der Dämonen zu verstehen sey; in welcher Verbindung der Tod Jesu mit seinem Geschäfte als Messias stehe, und unter welchen Bedingungen man an dem Messiasreiche Jesu Theil haben könne; wobey zugleich von der Aufnahme durch die Taufe und dem Gedächtnismahl der Stiftung der neuen Religion gehandelt wird. Bey diesem allem findet man vieles sehr gut zusammengestellt und richtig bemerkt. Die einzelnen Stellen, worauf sich die in den Paragraphen aufgestellte Behauptung gründet, werden angeführt, übersetzt und zweckmäsig erläutert, und überall wird auch auf die neueren Schriften Rücksicht genommen. Mit unter kommen auch eigene Bemerkungen des Vfs. vor, aber nicht immer kann Rec. den Ansichten des Vfs. Beyfall geben. S. 16. wird behauptet, die Magier seyen keine Juden aus Arabien gewesen, sondern persische Astrologen, die etwa einen Cometen, dessen Stellung gegen Palästina war, beobachtet und daraus auf die Geburt eines Prinzen geschlossen hätten. Sollten aber wohl persische Gelehrte ein solches Interesse bey der Geburt eines jüdischen Prinzen gehabt und gezeigt haben? Die alte Sage, die schon bey Justin dem Martyrer bestimmt angegeben ist, dass die Magier aus Arabien kamen, verdient doch wirklich nicht so geradezu verworfen zu werden. Auch in Arabien waren Magier, die sich mit Astrologie beschäftigten. Der Hauptgrund des Vfs. hat auch wenig Gewicht. Er sagt, die Frage nach dem neugebornen König *der Juden* zeige schon an, dass sie nicht zu dieser Nation gehörten. Allein ist es denn so etwas ganz fremdes und ungewöhnliches, dass die Juden den Messias König der Juden, König Israels, nennen! Man vergleiche Marc. XV, 32. mit Luc. 23, 27. Kann etwa auch Nathanael kein Jude deswegen seyn, weil er zu Jesu sagt: du bist der König Israels Joh. 1, 50.? Eben so wenig beweisend ist dieses, dass sie als Juden nicht erst den Geburtsort des Messias zu Jerusalem hätten erforschen dürfen. Wie kann aus der Antwort des Sanhedrins, welches den Geburtsort des Messias aus Micha 5, 1. bestimmte, schliessen, dass dieses eine allgemein bekannte Sache gewesen sey? Warum fragte denn Herodes darnach? Musste nicht das Sanhedrin dem argwöhnischen König einen bestimmten Ort nennen? Aus Joh. 7, 27. sieht man doch, dass es der herrschende Gedanke war, man wisse den eigentlichen Geburtsort des Messias nicht. Dass Johannes der Täufer, der Jesum für den Messias erklärt hatte, nachher Scrupel darüber bekommen habe, ob er auch wirklich der Messias sey, folgt gar nicht aus der Geschichte Matth. 11, 1 ff. Die Geschichte zeigt vielmehr, dass eben die Wunder Jesu den Johannes veranlassten, die Gesandschaft an Jesum zu schicken. Johannes wollte Jesum veranlassen, sich öffentlich für den Messias zu erklären. Das rühmliche Zeugniss, dass Jesus von Johannes bey dieser Gelegenheit ablegte, zeigt auch deutlich genug an, dass Jesus die Frage des Johannes nicht als Zweifel an seiner Messiaswürde aufnahm. Dass Jesus von einem Pharisäer sey versucht worden, wird mit Recht bestritten, und das Ganze als innere Versuchung erklärt. S. 38. werde in der Stelle Matth. 16, 19. *die* Worte δεω und λυω, weil von Schlüsseln die Rede ist, vom *öffnen* und *schliessen* der Thüre erklärt, da man vor Alters die Thüre mit Stricken verwahrte. Aber wie schicken sich alsdann die Schlüssel hieher? Wegen der Construction ὁ ἐαν δησῃς — ἐσται δεδεμενον ἐν τοις οὐρανοις schickt sich auch die im jüdischen Sprachgebrauch gewöhnliche Bedeutung *verbieten* und *befehlen* am besten. Bey der Gelegenheit, da der Vf. zeigt, dass die geheilten Kranken Jesum für den Messias erklärten, ohne dass er widersprach, wird auch die Geschichte des dämonischen Menschen Matth. 8, 29. angeführt. Um den Vorwurf zu entkräften, dass die Handlung Jesu menschenfeindlich gewesen sey, indem Jesus es erlaubte, dass die Heerde Schweine ins Meer gestürzt wurde, bemerkt der *Vf.*: die Schweine seyen in den Augen eines Juden höchst unrein gewesen; da nun der Dämonische eine Heerde desselben vor sich sahe: so rannte er auf dieselben zu, nachdem er sich die Erlaubniss dazu ausgebeten hatte, die er sich aber wohl selbst würde genommen haben, in der Einbildung, die Dämonen führen in diese. Jesus benutzte diesen Wahn zu seiner Genesung ohne vorherzusehn, dass die Schweine ins Meer stürzen würden, welches Unglück zufällig entstand. Rec. findet auch in dieser Ansicht wenig befriedigendes, indem sie auf willkürlichen Behauptungen beruhet, die eigentlich nicht in der Erzählung liegen. Dass Jesus kein weltliches Reich, sondern ein moralisches Reich habe stiften wollen, wird S. 46 ff. sehr gut gezeigt, und zugleich der Einwurf, den man von dem Einzug Jesu in Jerusalem entlehnt hat, S. 70. befriedigend beantwortet. Der Vf. bemerkt, dass der ganze Vorgang ohne die Absicht und ohne die Veranstaltung Jesu geschah und dass er dem Zuruf, dass er der Messias sey, desswegen nicht widersprach, weil er überzeugt war, dass er wirklich der Messias sey, obgleich in einem andern Sinne, wie er auch gleich bey seiner Ankunft in Jerusalem durch seine Handlungen zeigte. Bey der Stelle Matth. 21, 2. glaubt der Vf., dass das Füllen mit der Mutter sey angebunden gewesen, aber das Füllen sey nur allein zu Jesu gebracht worden, wovon auch die übrigen Evangelisten nur reden. Er meynt die Stelle Zach. 9, 9. habe Einfluss auf die Erzählung gehabt, indem man die Begebenheit dieser ganz conform machen wollte. Rec. würde dieser Meynung beystimmen, wenn in dem griechischen Text blos ονον και πωλον stünde. Man könnte alsdann sagen, der griechische Uebersetzer habe aus Versehn die Verbindungsartikel dazwischen gesetzt. Aber der Zusatz δεδεμενην und μετ αυτης muss doch auch im Original oder dem Urevangelium gestanden ha-

iben. Warum sollte auch dieser Umstand nicht richg seyn können, wenn ihn gleich die andern Evanelisten nicht bemerken, weil wirklich nur das Füla zu Jesu geführt wurde? Dass Matthäus sich nacher so ausdrückt, als wenn beide, die Eselin und as Füllen, zu Jesu wären geführt worden, und er af beiden geritten hätte, lässt sich aus dem ungebileten Erzählungston, den man bey Matthäus geöhnlich findet, erklären. Die verschiednen Meyungen von dem Reich Gottes werden angeführt, id zum Theil genauer geprüft. Der Vf. zeigt, dass ich einigen Stellen das Reich Gottes zu den Lebeiten Jesu schon da war, und dass Jesus darunter ein oralisches Reich, eine Anstalt Gottes, nach weler er richtige und vollkommenere Religionsbeiffe und Bestreben nach reiner Tugend allgemein erbreiten wollte, verstanden habe. Zugleich wird er auch auf die Stelle aufmerksam gemacht, wor- Jesus das Reich Gottes als noch zukünftig schilert. Er beschreibt dieses Reich so, dass er zum veytenmal sichtbar auf Erden erscheinen, und zum eweise seiner allgemeinen Herrschaft ein feyerlies Weltgericht halten, die guten Menschen zur vigen Glückseligkeit einführen, und die gottlosen ir immerfortdauernden Strafe verdammen werde. Vie der Ausdruck Jesu hierüber zu verstehen sey, ird S. 106 ff. ausführlich entwickelt. Der Vf. zeigt, ass einzelne Stellen, welche von einem Reich auf rden bey der Erscheinung Jesu zu handeln scheien, bildlich zu verstehen seyn, indem Jesus in anrn Srellen ganz deutlich die Belohnungen im Reie Gottes nicht auf irrdische Freuden, sondern auf s himmlische ewige Leben beziehet. Dass Jesus atth. 25. von seiner Wiederkunft zum allgemeinen Velgericht rede, wird gegen Eckermann behaupt. Was die Zeit dieser Ankunft Jesu, um Gericht halten, betrifft: so sagt der Vf., es scheine, dass sus selbst die Hoffnung gehabt habe, er werde bald im Weltgericht erscheinen, und daher hätten auch e Apostel eine baldige Ankunft Jesu erwartet. Er eynt, wenn Jesus auch eine solche irrige Hoffnung nährt habe: so sey doch ein solcher Irrthum der öttlichen Autorität Jesu nicht nachtheilig; denn es lge nur daraus, dass er nicht allwissend war. Aber ird auf diese Weise die Lehre Jesu nicht ungewiss? Venn er sich selbst darin geirrt hat, kann er nicht ich in andern Dingen irrigen Vorstellungen der Juen gefolgt seyn? Die Stelle Matth. 25, 31 ff. ist doch ie einzige, wo Jesus bestimmt von seiner Zukunft um Gericht redet; aber hier wird doch eigentlich ichts davon gesagt, dass diese Zukunft bald erfolen solle. Die Stellen im 24 Kap. die man gewöhnlich nführt, handeln nicht vom Weltgericht. Jesus beantvortet zuerst die Frage, wegen der Zerstöhrung Jerusaems und des Tempels und den Anzeigen davon. Auf en letzten Theil der Frage, wegen des Endes der Welt ommt er erst Kap. 25, 31. redet aber ganz allgeein und unbestimmt von dieser Erscheinung. Dars, dass die Apostel die Rede Jesu nach jüdischer orstellung sich als nahe bevorstehend gedachten, folgt noch nicht, dass Jesus dieselbe Vorstellung hatte. Er bestritt sie nur nicht direct. Bey den Weissagungen des A. Test. werde mit Recht die Stelle, worauf sich Jesus selbst als in ihm erfüllt berufen hat, von denen, welche die Schriftsteller des N. T. auf ihn ziehen, unterschieden. Bey der Frage, in welchem Sinne sich Jesus auf die Erfüllung der Weissagungen der Propheten in seiner Person berufen habe, setzt der Vf. als hinlänglich erwiesen voraus, dass in dem A. T. keine specielle Weissagungen von dem Individuum Jesu und seinen Schicksalen und Werken enthalten seyen. Inzwischen sucht er zu zeigen, wie Jesus sich überzeugt habe, dass in den Propheten alles von ihm vorhergesagt sey, theils weil manches, was die Propheten von dem Messias gesagt hatten, auf ihn völlig passte, theils weil die damals unter den Juden übliche Schriftauslegung zugleich einen höheren Sinn annahm. Auch hier glaubt der Vf., dass die Vorstellungen Jesu irrig gewesen seyn konnten, indem er manches speciel auf sich anwendet, woran die alten Propheten nicht gedacht hatten; doch sey es eine Fügung der Vorsehung, dass Jesus diese Idee auffasste und das grosse Werk der Menschenbeglückung vollendete. Inzwischen ist der Vf. auch nicht ungeneigt anzunehmen, dass Jesus sich bey solchen Citationen accommodirt und zu den Begriffen seiner Zeitgenossen herabgelassen habe. Der neutestamentliche Begriff eines Wunders wird also bestimmt es sey eine Wirkung, welche von Menschen nicht durch eigne Kraft, sondern durch unmittelbare Einwirkung entweder der Allmachtskraft Gottes oder eines Dämons vollbracht wird. Die Richtigkeit dieser Erklärung wird vornehmlich aus Matth. 12, 22 bis 29. erwiesen, weil Jesus ausdrücklich sagt, er treibe durch πνευμα θεȣ, wodurch keine mittelbare Einwirkung Gottes könne verstanden werden, die Dämonen aus. Billig hätte hier der Einwurf, den man aus V. 27. zu machen pflegt, kurz beantwortet werden müssen. Jesus beruft sich bloss deswegen auf die Heilungen der Exorcisten, um den Pharisäern das boshafte und hämische in ihrer Beschuldigung fühlbar zu machen. Dass die Exorcisten durch das πνευμα θεȣ ihre Kuren verrichteten, behauptet er nicht, sondern dieses eignet er sich allein zu, und will es deswegen auch als Beweis angesehen haben, dass das Messiasreich erschienen sey. Die Stelle Matth. 12, 38—40. wird so erklärt, dass Jesus die Pharisäer auf das künftige Wunder seiner Auferstehung verwiesen habe. Doch meynt der Vf., es könnte der 40 V. eine Glosse seyn, womit der Evangelist oder ein anderer die Rede Jesu erweitert hätte. Die Meynung von Eckermann und Paulus, welche es leugnen, dass Jesus durch Wunder seine Messiaswürde habe bestätigen wollen, werden S. 195 ff. geprüft und widerlegt; doch hätte noch mehr gesagt werden können. Bey der Untersuchung: ob die Wunder Jesu wirkliche Wunder waren, wird zugegeben, dass einige Wunderthaten und Kuren natürlich konnten erklärt werden, aber andere waren doch von der Art, dass sie sich nicht aus natürlichen Ursachen erklären lassen.

Wenn

Wenn der Vf. S. 212. auf die Zerstörung des Reichs der Dämonen als Geschäft des Messias kommt: so untersucht er, was unter Teufel und Dämonen zu verstehen sey, welche Macht denselben beygelegt werde, dass Christo die Absicht die Herrschaft der Dämonen zu zerstören zugeschrieben werde, und ob Jesus sich dabey nach den abergläubischen Meynungen gerichtet, oder sie selbst angenommen habe. Bey diesem allem sind die neueren Schriften und Aufklärungen hierüber gut genutzt, doch hätte einiges noch genauer können bestimmt werden. S. 276. meynt der Vf., Johannes habe nicht die Taufe von der Proselytentaufe entlehnt, sondern als Aufnahmsceremonie zuerst eingeführt. Seine Gründe sind aber nicht sehr wichtig. Freylich reden nur spätere Rabbinen von der Proselytentaufe, aber doch als einem sehr alten Gebrauch, und es ist gar kein Grund anzugeben, warum sie dieses sollten erdichtet haben; vielmehr stimmt die Proselytentaufe mit dem übrigen jüdischen Ritus vollkommen zusammen. Hillel und Schamai disputirten schon über einige Nebenumstände. Sollte dieses blofs erdichtet seyn? Das ungewöhnliche der Ceremonie zog auch nicht eigentlich die Menge herbey, sondern die ganze Handlungsweise des Johannes, und besonders war das auffallend, dass er Juden zur Taufe einlud, und diese auf den erwarteten Messias taufte. Eben deswegen gab man ihm auch den Beynamen βαπτιστης. Die Einsetzung des Abendmahls wird ganz richtig aus den bey der Passahmahlzeit gewöhnlichen Formeln erläutert, und εστι durch *es bedeutet, es ist Symbol* erklärt.

Bey der Betrachtung über die Person Jesu, wird erst untersucht, wer er nach dem Bericht der drey Evangelisten sey, und alsdenn wird von seinen Schicksalen gehandelt. Jesus war Mensch aus Davids Familie entsprossen, aber durch göttliche Kraft übernatürlich gebildet. Doch hält der Vf. das letztere für unwahrscheinlich, und glaubt, die Nachricht, dass eine Jungfrau Jesum geboren habe, und er durch Gottes Wunderkraft sey gebildet worden, sey eine spätere ungewisse Sage. Jesus nannte Gott seinen Vater, weil Gott durch ihn das grofse Werk der moralischen Weltbeglückung ausführte, und ihn mit göttlicher Kraft dazu ausgerüstet hatte. Von einem inneren Verhältnifs zwischen Vater und Sohn ist in den drey Evangelisten nirgends etwas zu finden. Die Erzählung des Lucas von der Geburt Jesu ziehet der Vf. in Zweifel. Der erste Grund, dass in der Angabe der Zeit schon ein Fehler sey, ist unbedeutend; denn die Angabe läfst sich rechtfertigen, ohne dass man πρωτη für προτερα nimmt. Die Engelerscheinung ist freylich auffallender. Der Vf. vermuthet, es sey in der Nacht ein Ungewitter entstanden, wobey es stark wetterleuchtete. Dieses sey die δοξα κυριου gewesen. Die Hirten wären in ihren Stall geflüchtet, und hätten dort das Kind, den Nachkömmling Davids, angetroffen und ihre Hoffnung auf den Messias dabey bezeugt. Gegen die Behauptung, dass Jesus von den Essenern seine Geistesbildung erhalten habe, werden mit Recht Erinnerungen gemacht. Es hätte aber noch mehr gesagt werden können. Bey der Lehrart Jesu wird auf die drey Vorzüge aufmerksam gemacht, auf die kluge Bequemung nach *Personen*, Zeit, Ort und Umständen, die *Gemeinverständlichkeit* und Gemeinnützigkeit. Von der *Frage: warum wählte Jesus den Judas zum Apostel?* sagt der Vf.: Lasst uns offenherzig gestehen, er wählte ihn, weil er nicht allwissend war; weil Judas besser schien, als er war. Wie ist es aber zu erklären, dass Jesus doch sein Leiden und auch die Verrätherey des Judas so genau voraus sagte? Wenn der Vf. von dem blutigen Schweifs Jesu sagt, dieses sey erdichtet, der Text des Lucas habe nichts davon, der Vergleichungspunkt sey die Gröfse der Schweifstropfen, die an Gröfse dem Blutstropfen ähnlich waren: so kann Rec. nicht beystimmen. Wir haben Erfahrungen, dass gesunde Menschen in grofser Angst Blut geschwitzt habe. Dass Jesus am Kreuz *wirklich* gestorben sey, wird mit Recht behauptet, *und durch* Gründe unterstützt. Von der Auferstehung wird geurtheilt, wenn sich auch in der Erzählung der Nebenumstände Widersprüche zeigen: so thut dieses doch nichts gegen die Wahrheit des Ganzen. Die sichtbare Himmelfahrt Jesu wird *vertheidigt, und auf* die gemachten Einwürfe kurz *geantwortet.* Wir sehen der Vollendung des ganzen Werks mit Verlangen entgegen.

GESCHICHTE.

PRAG, b. Calve: *Unterhaltungen mit jungen Freunden der Vaterlandsgeschichte. Zweytes Bändchen.* Geschichte Böhmens und seiner österreichischen Könige vom Ferdinand II. Regierungsantritt bis zum Schluss des siebenzehnten Jahrhunderts. Von *Ignaz Cornova.* 1800. 310 S. 8. (18 gr.)

Dieses zweyte Bändchen ist am Werth dem vorigen gleich. Die Begebenheiten werden gröfstentheils mit historischer Treue in einer natürlichen Ordnung und auf eine auch für die Jugend fassliche Art dargestellt. Gegen die getroffene Auswahl derselben läfst sich wohl das Meiste erinnern, indem sich der Vf. blofs auf die politische Geschichte einschränkt, ohne auf die mannichfaltigen Veränderungen, die sich in Ansehung der Cultur während diesem Zeitraum ereigneten, die mindeste Rücksicht zu nehmen; so dass er nicht einmal den Einfluss berührt, welchen der 30jährige Krieg auf den innern Zustand von Böhmen äufserte. Auch macht die dialogische Form der Erzählung, die man blofs durch häufige an die Jugend gerichtete Anreden mit den Worten: „meine Besten" oder „meine Lieben" entdeckt, keinen angenehmen Eindruck.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. Februar 1802.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Gräff: *Beyträge zur Pflanzen-Anatomie, Pflanzen-Physiologie und einer neuen Charakteristik der Bäume und Sträucher*, von *Friedr. Casim. Medicus.* Heft 1—7. 1799—1801. 521 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Nur durch Beobachtungen und Versuche kann der Bau und die Oekonomie der Gewächse erläutert werden, und es ist Pflicht eines jeden denkenden Mannes unter den Oekonomen, Gartenkünstlern und Forstmännern, Beyträge zu dieser wichtigen Lehre aus ihren eignen Erfahrungen zu liefern. Der Vf. ist ein berühmter, erfahrner und gelehrter, praktischer Botanist und Forstwirth. Von ihm sind mit Recht Bereicherungen der Phytotomie und Phytonomie zu erwarten, und diese Erwartung wird durch das Studium dieser Schrift auch zum Theil erfüllt. Man findet über den Unterschied der Knospen, über den Bau des Splints und der Rinde, über die Markhöle und über mehrere andere Theile der Gewächse sehr viele trefliche Untersuchungen, die manche gute Aufschlüsse über die Oekonomie der Pflanzen geben. Aber der Vf. ist nicht allein nicht frey von Vorurtheilen, sondern er hängt ihnen auch mit einer Hartnäckigkeit an, die keines Naturforschers würdig ist. Zu den schädlichsten Vorurtheilen, die er in dieser Sammlung vertheidigt, gehört die Geringschätzung der mikroskopischen Untersuchungen, die Rec. gleichwohl für die einzige Methode hält, wodurch man in den Stand gesetzt wird, die Geheimnisse der Natur einigermafsen zu enthüllen. Auch bemerkt man sehr bald, dafs diese Vernachläfsigung der mikroskopischen Untersuchung sich an dem Vf. selbst bestraft; denn vom Aufsteigen der Säfte, von den Werkzeugen derselben, wie von den Gefäfsen der Gewächse hat er völlig irrige Vorstellungen. Ein zweytes, sehr eingewurzeltes und fast schimpfliches Vorurtheil des Vf. ist seine Verachtung der Linnéschen Methode, des Linnéschen Systems und der Linnéschen Nomenclatur. Aus höchst seltsamen, fast lächerlichen Gründen sucht er die Charaktere der Pflanzen, welche man aus den wesentlichsten Theilen, den Befruchtungs-Werkzeugen, hernimmt, verdächtig zu machen. Er bringt die Mühe mit in Anschlag, die die Untersuchung der Baumblüthen verursache, spricht unter andern von Leitern, die man ansetzen müsse, und glaubt, dafs durch Kennzeichen, die aus dem Habitus entlehnt werden, die Bäume und Sträucher sich besser bestimmen lassen. Wie wenig ausführbar dieser Vorschlag ist, werden wir an den Beyspielen sehen, die der Vf. im ersten Hefte aufstellt; und wie wenig er sich anmasen darf, der Linnéschen Nomenclatur eine bessere substituiren zu wollen, erhellt aus seinen Benennungen: *Pseudo-Acacia vulgaris, Opulaster bullatus, Siliquastrum orbiculare* u. s. f. Doch Rec. geht ins Einzelne, und will, da er seit mehrern Jahren den Bau der Pflanzen, aus Berufs-Pflicht und aus Neigung, zum Gegenstande seines anhaltenden Studiums gemacht hat, freymüthig seine Meynung über die vorgeblichen und wirklichen Entdeckungen, und über die wahren und unwahren Behauptungen des Vf. hersetzen. Hn. *Medicus* hofft Rec. zwar nicht zu überzeugen: aber er hofft bey dieser Gelegenheit manche wichtige Bemerkungen, als Resultate seiner eignen Wahrnehmungen, machen zu können, und er bittet Hn. M., ja keine Privat-Absicht zu vermuthen oder in dem Rec. einen seiner vorgeblichen Feinde zu ahnen.

Im *ersten Hefte* untersucht der Vf. die verschiedenen Formen der Baumknospen, und schlägt die letztern, als Unterscheidungs-Merkmale der Bäume und Sträucher vor. Von der einen Seite ist diese Idee beyfallswerth, in so fern man oft im Winter in Verlegenheit ist, wenn man Bäume bestimmen soll, die weder Blätter noch Blüthen haben. Allein Rec. fürchtet, dafs die Knospen dennoch keine so grofse Verschiedenheit der Formen darbieten möchten, wodurch man die zahlreichen Arten der Bäume zu unterscheiden im Stande wäre. Denn aufser der Farbe ist doch wohl das *mehr oder weniger* zugerundet oder spitz, alles, was wir von der Verschiedenheit der Formen an diesen Theilen mit Worten ausdrücken können. Der Vf. führt als Beyspiele für die Wichtigkeit der Knospen-Formen die Ahorn-Arten an: er hätte eben so gut die Eschen anführen können, deren Knospen sich durch ihre verschiedene Farben sehr auszeichnen: denn *Fraxinus Ornus* hat allein grau bepuderte, *Fr. simplicifolia* und *excelsior* schwarze, und die übrigen braune Knospen. Bey den Ahorn-Arten sucht der Vf. besonders die Linne'sche Unterscheidung des spitzen (*Acer platanoides*) und des Zucker-Ahorns (*Acer saccharinum*) verdächtig zu machen. Rec. glaubt, dafs beide sich sehr wohl durch die Blätter unterscheiden lassen. Die Blätter des Zucker-Ahorns sind auf der Unterfläche behaart, die Blätter des spitzen Ahorns aber glatt: die Einschnitte der Blätter des Zucker-Ahorns sind wenig oder gar nicht gezähnt, dagegen haben die Einschnitte an den Blättern des spitzen Ahorns lange und

und scharfe Zähne. Wir wollen aber nicht läugnen, dass die vom Vf. angegebenen und von den Knospen hergenommenen Charaktere allerdings als Hülfsmittel dienen können. Der spitze Ahorn hat wirklich, wie der Vf. sagt, zugerundete, röthliche Knospen, die in den ausgehöhlten Blattstielen liegen, dagegen der Zucker-Ahorn spitzige, schwärzliche Knospen hat, welche frey von den Blattstielen abstehen. Für die Auffindung dieses Merkmals verdient der Vf. allen Dank. Ueber den Unterschied des rothen und rauhen Ahorns (*Acer rubrum et dasycarpum*) ist der Vf. noch sehr wenig unterrichtet. Ausser der Glätte der Fruchtknoten bey dem ersten, und der weisshaarigen Beschaffenheit derselben bey dem zweyten, findet Rec. einen besondern Unterschied darin, dass *A. rubrum* nur vier Antheren, *A. dasycarpum* aber acht hat. Auch pflegen die jüngern Zweige mit weissen feinen Strichen besetzt zu seyn, und Hr. *M.* nimmt noch mehr auf die Knospen Rücksicht, welche im *A. dasycarpum* abgerundet, in *A. rubrum* spitzig seyn sollen. Er geht noch weiter. Auch sogar Gattungs-Charaktere sollen von den Knospen hergenommen werden, wie er schon ehemals bey dem *Hyacinthus non scriptus* versuchte. Hier führt er die Gattung *Rhus* als Beyspiel an, die seiner Meynung nach in drey, *Toxicodendron*, *Rhus* und *Cotinus* zerfällt, weil die Früchte verschieden seyn. Diese Verschiedenheit ist indessen hier nicht sehr beträchtlich, da alle Arten entweder eine Beere oder eine Fleisch-Frucht haben. Der Vf. benutzt nun vorzüglich die Knospen, um zu zeigen, dass diese Gattungen wirklich wesentlich verschieden seyn. Darin wird er hoffentlich keine Nachahmer finden. Eben so wenig kann er auf Beyfall rechnen, wenn er *Acer Negundo*, als eine eigene Gattung unter dem Namen *Negundo* aufführt, weil die Blumen auf langen Stielen sitzen. Wahrscheinlich kennt Hr. *M.* die Blüthen des Zucker-Ahorns nicht: auch diese sitzen auf langen Stielen. Einen zweyten Grund zu dieser Trennung sucht er in der Bildung der Knospen, die in den Ast so eingedrückt sind, dass sie ganz verborgen bleiben, bis man das natürliche Abfallen der Blätter abwartet. Dieselbe Erscheinung finden wir aber auch beym rothen Ahorn, und es ist gar nicht abzusehen, wohin diese Aufnahme eines so wenig wesentlichen Merkmals in den Gattungs-Charakter führen soll. So theilt der Vf. die Gattung *Robinia* in drey, *Pseudo-Acacia*, *Robinia* und *Caragua*, weil sie verschiedene Formen der Knospen haben: denn die Unterschiede der Saamenhülle sind zu unbedeutend.

Im *zweyten Hefte* sucht der Vf. den Unterschied der Wurzeln vom Stamm und den Aesten darin fest zu setzen, dass die erstern kein Mark haben. Er bemüht sich, diess durch mehr als 100 Beyspiele darzuthun. So sehr wir die Sorgfalt schätzen, womit diese inductiven Beobachtungen angestellt sind: so gestehen wir doch, dass jener Unterschied uns auf einem unrichtigen Begriff vom Marke zu beruhen und zum Theil der Natur zu widerstreiten scheint. Mark ist doch wohl nichts anders als Zellgewebe in der Mitte der Holzringe, welches sich gewöhnlich durch seinen lockeren Bau und durch seine unterschiedene Farbe auszeichnet. Der Vf. hat selbst in dem letzten Hefte sehr gut gezeigt, dass das Mark, als unterschiedene Substanz, nur in jüngern Zweigen vorkomme, dass es sich hingegen in ältern Aesten und im Stamme vieler Bäume durch die gedrängte Beschaffenheit der Holzringe verliere, oder dass sein Bau wenigstens hier nicht so unterschieden sey. Gerade so verhält es sich mit dem Marke der Wurzel, oder des Stamms unter der Erde. Hätte der Vf. mikroskopisch die Wurzeln der gemeinsten Gewächse untersucht: so würde er allerdings eben das Mark darin gefunden haben, was man in den ältern Aesten und Stämmen der Bäume annehmen kann. Die Mohrrübe und Pastinake hat so gut ihr Mark in der Mitte der Wurzel, als der Stamm der Eiche; aber freylich ist es sowohl in jenen Wurzeln als in diesen Stämmen sehr weit von dem Marke des Hollunders und der jungen Zweige des Wallnussbaums unterschieden. Es ist auch nicht schwer zu erklären, woher die gedrängte Beschaffenheit des Markes in den Wurzeln kommt. Die ringsum die Wurzel umgebende Erde muss nämlich eben so auf das Mark der Wurzeln wirken, als die festen Holzringe es in Eichenstämmen auf das Mark derselben thun. Es muss also dadurch seine Lockerheit verlieren und dichter werden. Rec. hat die Luftwurzeln des *Cactus grandiflorus* und *triangularis* und die Anfänge der Wurzeln beym keimenden Pflänzchen oft untersucht, und allerdings ein sehr lockeres Mark in der Mitte derselben gefunden. — Hr. *M.* behauptet ferner, auch die Wurzel-Triebe, die zu Aesten bestimmt seyn, (beym *Rhus radicans*) hätten schon ihr Mark unter der Erde, weil sie nicht zu Wurzeln, sondern zu Aesten bestimmt seyn. Dagegen will Rec. nur die sehr alltägliche Erfahrung anführen, dass Aeste von Bäumen, die man mit Spalttöpfen umgeben hat, innerhalb der Erde des Spalttopfs ein gedrängtes Wurzelwerk bekommen, oder, nach Hn. *M.*, ihr Mark verlieren, da sie unter und über dem Topfe dasselbe in seiner gewöhnlichen Gestalt enthalten. Eben so verhält es sich mit den Aesten der Rosensträucher, die man einlegt, damit sie Wurzeln schlagen sollen. Man kann diese sichere Erfahrungen des Rec. auf keine Weise mit Hn. *M.* Meynung reimen. Was der Vf. noch am Ende dieses Heftes von dem festen Körper der Pflanzen und seinem grossen Nutzen sagt, ist dem Rec. dunkel, und vermuthlich hat auch der Vf. nichts deutliches dabey gedacht, wenn er nicht unter diesem festen Körper das Zellgewebe versteht.

Im *dritten Hefte* untersucht der Vf. die Theile des Stamms. Er bedient sich hiebey des Ausdrucks Fasern, weil er nicht weiter gehen will, als seine unbewaffneten Augen reichen. Hätte er sich des Mikroskops bedient: so würde er diese sogenannten Fasern aus einem ganz andern Gesichtspunkte ansehen.

In

dem Holze unterscheidet er aufsteigende und Spiegelfasern, welche letztere vom Mittelpunkt sich zum Umfange verbreiten. Er glaubt, dass er der erste Naturforscher ist, der die letztern untersucht und beschrieben habe. Darin irrt er sich sehr; von *Malpighi* an, der diese Strahlenkanäle auf der 6ten und ten Tafel seiner *Anatome plantarum* deutlich genug abgebildet und in seinem Werke umständlich beschrieben hat, sprechen alle Pflanzen-Anatomen von denselben. Der Ausdruck Spiegelfasern, den der Vf. gebraucht, ist sehr zu tadeln, da er auf die unrichtige Idee leitet, als ob diese Platten, die anfangs Kanäle waren, wirklich als Fasern zu betrachten seyn. Was er von Markfasern und ihrem Daseyn zwischen den Holzlagen sagt, beweiset, wie wenig klare Begriffe er mit jenem Ausdrucke verbindet und wie wenig er seiner eigenen Theorie getreu ist: denn *hier* heisst es ausdrücklich: die Markfasern finden sich auch in den Wurzeln, und im zweyten Heft wurde die Marksubstanz den Wurzeln abgeläugnet. In der That sind die Markfasern des Vf. nichts anders als gestreckte Zellen, die die Schraubengänge oder die sogenannten Spiral-Gefässe mit einander verbinden. Ihre Entstehung ist dem Vf. nicht bekannt: Rec. glaubt dieselbe beobachtet zu haben. Man sieht nämlich in den carbonisirten, schleimigen Pflanzensäften des Zellgewebes, durch die stärkste Linse des Mikroskops, krystallische Niederschläge, die in den Pfeffer-Arten wie in der Eiche Kerne oft auch Bläschen bilden. Aus diesen Bläschen entsteht auf organische Art das Zellgewebe. Der Vf. behauptet ferner, die Zwischenräume der aufsteigenden Holzfasern seyen die wahren Saftkanäle. Diese Behauptung widerlegt sich sogleich durch das Mikroskop und durch die Zergliederung einer jungen Pflanze, die weder Holzfasern noch Zwischenräume derselben besitzt. Den höchst merkwürdigen Bau der Schraubengänge kennt der Vf. nicht, und es ist ihm also das Aufsteigen des Saftes durchaus dunkel. Ueber die Anlegung und Zeitigung des Holzes und die Bildung der Fahrringe kommen mehrere sehr nützliche Bemerkungen vor. — Dann aber stellt der Vf. mit grosser Keckheit einige Gründe für seine Meynung auf, dass es keine Gefässe in den Gewächsen gebe, sondern dass alle Säfte sich in den Zwischenräumen der Fasern bewegen. Allein diese Gründe sind durchgehends unhaltbar. Er sagt unter andern: „Wenn man den Umfang einer Pflanze „nimmt, und dann die nach statischen Gründen be„stimmte Menge von Feuchtigkeit darnach berech„net: so ist es klar, dass die Gefässe, die diese Feuch„tigkeit enthalten sollen, mit blossen Augen müssen „aufgefunden werden können, und dass man zu „deren Entdeckung keiner mikroskopischen Gläser „bedürfe." Soll dieser Schluss einen Sinn haben; so muss man ihn so ausdrücken: Wenn die Gefässe der Pflanzen den Gefässen vollkommnerer Thiere durch Zerästelung ähnlich sind; so müssen ihre Stämme so gross seyn, dass sie, bey der Eiche z. B. in die Augen fallen. Allein die Aehnlichkeit der Pflanzen-Gefässe mit dem Gefäss-System vollkommnerer Thiere ist auf keine Weise zuzugeben. Die Zerästelung der Gefässe in thierischen Körpern verliert sich schon bey Insecten und nackten Würmern. Hr. M. hätte nur eine Bienen-Larve microscopisch zergliedern, oder die trefflichen Zeichnungen in *Swammerdams* Bibel der Natur nachsehn dürfen, um sich zu überzeugen, dass der ästige Bau der Gefässe nur den vollkommnern Thieren zukommt; und dass die Gefässe der Pflanzen allerdings so fein sind, dass sie nothwendig mit stark vergrössernden Gläsern aufgesucht werden müssen. Noch schwächer ist der Grund, den der Vf. von dem Veredlen der Obstbäume für den Mangel an Gefässen in Pflanzen hernimmt. „Das „Auge wächst an," sagt er, „ohne dass sich solches „mit den Mündungen der Gefässe des alten Holzes „hätte anastomosiren können *noch wollen*." Wenn sich der Vf. die Mühe genommen hätte, den Zusammenhang eines edlen Pfropfreises mit dem Wildling näher und microscopisch zu untersuchen: so würde er bald die Nichtigkeit seines Räsonnements eingesehn haben. Allerdings anastomosiren die abgeschnittenen Mündungen der Schraubengänge und der Zellen der Rinde in copulirten Zweigen mit einander, denn der vorzügliche Kunstgriff der Gärtner besteht beym Copuliren darin, dass die Zweige des edlen Reises und des Wildlings recht genau auf einander passen, damit die Schraubengänge der Holzfasern sich eben so mit einander verbinden können, als die Rindenzellen. Ausser diesen so wenig haltbaren Gründen weiss der Vf. keinen einzigen gegen die Gefässe vorzubringen. — Er geht dann zur Bildung des Bastes und zur Theorie des Absterbens der Rinde über, und macht darüber mehrere sehr wichtige Bemerkungen. Das Anlegen des Bastes folgt ganz andern Gesetzen, als das Anlegen des Splints und des Holzes, weil jenes hauptsächlich durch das Absteigen, diess durch das Aufsteigen der Säfte bewirkt wird. Daher kommts, dass manche Bäume viel Bast und wenig Holz, andere aber viel Holz und wenig Bast haben, und hieraus zieht der Vf. den sehr richtigen und gegründeten Schluss, dass weder der Bast in Splint, noch dieser in jenen übergehe.

(*Der Beschluss folgt.*)

STATISTIK.

Ohne Druckort: *Anhalt-Bernburgischer Hof- und Address-Calender auf das Jahr* 1801. 260 S. kl. 8.

Der Erstling eines Staatskalenders des alten Anhaltschen Fürstenhauses, ohne Angabe des Druckorts und Verlags und nur für eine Linie desselben mit grosser Raumverschwendung abgedruckt, übrigens aber ziemlich nach dem von *Schwarzkopfschen* Plane eingerichtet. Voran geht der Zeitkalender und von S. 47—115 die Genealogie des Gesammthauses von 1603 an. Rec. empfiehlt diesen reichhaltigen Abschnitt vorzüglich den Verfassern genealogischer

fscher Handbücher und den Sammlern unstandesmäfsiger Heyrathen. Für letztere ist hier eine reichhaltige Aernte; wie die Namen Nüfsler, von Wrede, von Wimpfen, von Kampen, von Pfuhl, von Rath, von Wuthenau, von Pramnitz, von Loen, von Zeutsch, von Sperlingen u. f. so wie auch die kaiserlichen Standeserhöhungen zu Grafen von Ballenstedt, von Behrenfeld, von Bähringen, von Waldersee, von Nienburg, von Warmsdorf u. f. w. beweisen. Einige sind hier, vielleicht geflissentlich, ausgelassen; z. B. S. 63 die Gemalin des Prinzen Franz, Tochter des Oberamtsregierungsraths Maltarp zu Brieg. Zum Staatsrechte des Gesammthauses liefern die Listen der Senioriate S. 114 u. 115 und die Gesammthaus-Dienerschaft S. 134 ff. nützliche Beyträge. Durch den Anfall eines Zerbstischen Hausantheils wurde die Dienerschaft, welche hier in den Hof- und Civil-Etat abgetheilt ist, ansehnlich vermehrt. Aufserdem ist sie sowohl in Rücksicht der Besoldeten bis auf die untersten Stufen, als auch durch Neben Rubriken z. B. die Vasallen S. 144. die privilegirten Apotheker S. 167. die Candidaten der Theologie S. 191. die Pensionärs nebst Beyfügung des Wohnorts, (unter welchen 67 Wittwen) S. 230. ff. und die charakterisirten Personen mit Angabe des Patents - Dati S. 232 — 236 sehr vollständig. Den Beschlufs macht ein dreyfaches Register über den Inhalt, über Jahrmärkte und Posten, unter welchen das letztere die vortrefliche Einrichtung des Botenwesens in dortigen Gegenden deutlich anzeigt. Der Vf. hat sich nicht genannt. Rec. glaubt aber, den S. 133 genannten Hn. Geh. Secretär *Gottschalk* darin zu erkennen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Hadamar*, in der neuen Gelehrtenbuchhandl.: *Rechtliche Abhandlung über die Frage: Ist die Gerichtsbarkeit des Kaiserlichen und Reichskammergerichts bey Absonderungsklagen des Lehns vom Erbe, unter Reichsunmittelbaren in possessorio ordinario, in erster Instanz gegründet?* und stehen die Austräge sowohl als der XXI. Art. §. 1. des Wahlvertrags nicht im Wege? — von *A. Kleber*, des Kaiserlichen und Reichskammergerichts-Secretair. 1801. 85 S. 8. (8 gr.) Diese, einigen Reichskammergerichtsbeysitzern gewidmete, Abhandlung ist wahrscheinlich grofsentheils aus einer bey dem Kammergericht über diesen Gegenstand abgelegten Relation genommen, wie sich schon aus dem Stil und der Manier des Vortrags abnehmen lässet. Die Bekanntmachung derselben ist aber bey allem dem ein sehr nützliches Unternehmen, und es wäre für die praktische Jurisprudenz sehr zu wünschen, dafs mehrere Abhandlungen dieser Art, in einer Jahrweise fortgehenden Sammlung — gleich der ehemaligen Cramerischen, und der nachherigen Hoscherischen, welche seit einigen Jahren aufgehört hat —, zur Erleichterung zweifelhafter Rechtsfälle dem Publicum mitgetheilt werden möchten.

Um sich zu der aufgestellten Hauptfrage den Weg zu bahnen, wird vorläufig untersucht a) *was eigentliche Lehnsachen seyen?* und b) *ob die Absonderung des Lehns vom Erbe dazu gehöre oder nicht?* — Ad a) schränkt der Vf. den Begriff der Lehnsachen auf solche ein: welche zwischen den im Lehnsverbande stehenden Personen und zwar über ein Lehn, verhandelt werden. Daher können auch Streitigkeiten über die aus dem Lehn zu erhebenden Früchte, über die Verpfändung des Lehns und die darauf verwandte Verbesserung nicht unter die Kategorie von wirklichen Lehnsachen gehören. (Dieses möchte wohl von keinem Lehnhof zugestanden werden, besonders wenn es darauf ankommt, den Meliorations- und Hypothek-Anspruch aus der Substanz des Lehns zu befriedigen.) ad b) werden die Schriftsteller für die bejahende und verneinende Meynung sehr umständlich angeführt, und für die verneinende gestimmt, welche auch schon aus der Beantwortung der ersten Frage folgt. (Der Vf. nennt seine Meynung die *affirmativa*, ob es gleich richtiger *negativa* ist, dafs es *keine Lehnsache* sey. Er behauptet S. 11 dafs der Lehns-Nachfolger die Qualität der Lehngüter erweisen müsse. Diefs läfst sich aber allgemein nicht sagen: wenn das Hauptgut Lehn ist, und die *Zubehörungen* in dem Lehnbrief nicht eigends benannt, sondern durch eine generelle Clausel angezeigt sind. So mufs vielmehr bey allen mit dem Lehn bisher besessenen Stücken der Lehneigenschaft, vermuthet, und die Allodialität von dem Gegentheil bewiesen werden. Die Zahl und die Autorität der Rechtslehrer welche die Sache an die ordentliche Obrigkeit verweisen, ist allerdings überwiegend. Die Billigkeit scheint aber wegen des beiderseitigen Interesse, ein *zusammengesetztes Gericht* zu fodern, welches auch in mehrern Ländern üblich ist, wo bey Schlichtung solcher Streitigkeiten einige Mitglieder des Lehnshofs zugezogen werden.) Die Entscheidung der Hauptfrage wird, nach diesen Voraussetzungen, dem Vf. sehr leicht: wenn man aber auch die Absonderung des Lehns vom Erbe als eine Sache von gemischter Gerichtsbarkeit ansieht; so läfst sich nach der doctrinellen Auslegung der K. G. O. Th. II. Tit. 7. und der bisherigen Observanz behaupten, dafs solche Absonderungsklagen unter Reichsunmittelbaren *quoad possessorium ordinarium*, bey dem Reichskammergericht in erster Instanz statt finden, und dafs die Austräge dabey nicht in Betrachtung kommen, wenn — wie bey solchen Absonderungen fast immer der Fall ist — der Gerichtsstand wegen des Zusammentreffens mehrerer Untergerichtsbarkeiten, oder verschiedener Austräge *in continentia causae* gegründet werden kann. Die bekannte Stelle der W. K. art. XXI. §. 1. ist dem Vf. nicht entgegen, da er von dem Grundsatz ausgeht, dafs die Absonderung des Lehns vom Erbe keine Lehnsache sey; er führt aber auch die verschiedenen Gründe der Rechtslehrer an, welche die Auslegung dieser Stelle sehr zweifelhaft und daher eine authentische Erklärung derselben nöthig machen. Uebrigens hat derselbe seine Ausführung, durch einige bey dem Reichskammergericht vorgekommene Rechtsfälle, bestätiget.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 10. Februar 1802.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Gräff: *Beyträge zur Pflanzen-Anatomie, Pflanzen-Physiologie und einer neuen Charakteristik der Bäume und Sträucher*, von *Friedr. Casim. Medicus.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension).

Im *vierten Hefte führt* der Vf. fort, sehr interessante Bemerkungen über die Zeitigung des Splints und die Hindernisse derselben zu machen. Sehr richtig ist es, wenn der Vf. ein vorzügliches Hinderniss der Zeitigung des Splints in frühen Frösten und sehr rauhen Wintern sucht, weil der Frost das regelmäfsige und langsame Absetzen der festern Bestandtheile des Holzes stört. Aber Rec. glaubt, dass aufserdem auch viel auf die Organisation des Baums, auf seine Pflege, und auf den Boden ankommt. Unsere Lombardischen Pappeln setzen fast lauter Splint an, der selten zeitig wird: Obstbäume, die man zu sehr treibt, bekommen kein reifes Holz, und Waldbäume, die auf einem feuchtern Boden stehen, als sie erfodern, pflegen ebenfalls kein reifes Holz zu bekommen. Da der Vf. aber bloss auf die Witterung sieht: so giebt er auch jene Rathschläge, die von Forstleuten nur zur Verhütung des Schadens, den der Frost den Waldbäumen zufügt, angewandt werden können. Der Wald muss keine Blöfsen haben, durch welche kalte Winde eindringen können. Der Waldboden muss mit Gras bewachsen seyn, und im Winter mit abgefallenem Laube bedeckt bleiben, und endlich muss man jede Verwundung der Rinde durch Wildpret u. s. w. zu verhüten suchen. Vortrefflich zeigt der Vf., dass unser Bauholz sich immermehr verschlechtert, und dass daher die Zimmerleute, statt in Eichenstämmen reifes Holz zu finden, eine Menge Splint in die Späne hauen müssen. Der Grund davon liegt offenbar hauptsächlich in der schlechten Bewirthschaftung und in der lichtern Hauung unserer Forste, wodurch die Bäume den kalten Winden und dem Froste mehr ausgesetzt werden, als ehemals, da die Waldungen ungleich dichter und der Waldschluss vollkommener war. Dieser ganze Auffatz ist ein Meisterstück von kräftiger Schreibart, von Erfahrung und Wissenschaft, und verdient von Gutsbesitzern und Forstmännern Beherzigung. Hr. *M.* zeigt ferner, dass das Fällen der Bäume und das Schälen der Rinden nur im Frühlinge bey eintretendem Safte vorgenommen werde, weil sonst das Holz noch nicht seine gehörige Winterreife erlangt hat, auch die Splintlagen, wenn die Rinde früher abgelöst wird, vertrocknen und sich gar nicht consolidiren können. Zugleich bemerkt er beyläufig, dass die abgeschälte Buchen-Rinde am innern Umfange mit hervor stehenden Blättchen versehen ist, die in übereinstimmende Hölungen des Holzes eingreifen, und, nach seinen Untersuchungen nichts anders als Spiegelfasern, oder bessere Strahlenkanäle sind, die vom Mittelpunkte in die Rinde gehn. Er führt Erfahrungen an, wo Pflaumenbäume, die völlig ihrer Rinde beraubt waren, dennoch grünten, blühten und Früchte ansetzten, doch geschah diess nur Einen Sommer hindurch, und in der Folge gingen sie, wie leicht zu begreifen, aus. Die Erfahrung eines geschickten Forstmanns, Hn. *Becker* in Rostock, beweiset überdiess, dass selbst in gefällten Bäumen eine Zeitlang die Bewegung der Säfte fortdauert, und dass man besonders von Eichen, die im härtesten Winterfroste gefällt waren, im folgenden Frühjahr eben so gut die Rinden abschälen konnte, als wenn sie noch auf ihren Wurzeln gestanden hätten. Diese Beobachtung wird uns verständlich, wenn wir die im Winter sehr langsame Bewegung der Säfte und die Fähigkeit der Oberhaut der zartern Aeste, Luftstoffe einzusaugen, bedenken. Aus eben der Ursache grünt und blüht das Hauslauch aus der Erde gerissen, und Rec. hat bey manchen andern Stauden dieselbe Fortdauer des Wachsthums, nachdem sie von der Wurzel getrennt waren, beobachtet. — Der Vf. unterscheidet in der Folge noch genauer die Zeit, wo das Brenn- und Nutzholz gefällt werden müsse. Das Brennholz nämlich wird am besten im Frühlinge gefällt, wo die vorjährigen Splintlagen schon ihre gehörige Reife erhalten haben, und der Saft schon von neuem eingetreten ist. Mit dem Nutzholz verhält es sich anders: wollte man diess im Frühlinge mit der Rinde fällen; so würde durch den eingetretenen Saft sich schon neuer Splint angesetzt haben, den man doch in die Späne hauen müsste. Hr. *M.* schlägt also vor, die zu Nutzholz zu fällenden Bäume im Frühlinge erst zu schälen, sie dann ohne Rinde auf der Wurzel stehen zu lassen, bis die Blätter der Baumkrone anfangen zu welken, und sie hierauf sogleich zu fällen. Der Mangel der Rinde macht, dass sich die äussersten Jahrringe mehr verhärten, austrocknen, und dadurch den nöthigen Grad von Dauerhaftigkeit und Festigkeit annehmen. Da auf solche Art ein grofser Vorrath von Baumrinden erzeugt werden würde: so räth der Vf., nach *Weigels* Vorschlag, auf Benutzung der Baumrinden zu mancherley Gebrauche zu denken.

Im *fünften Hefte* führt der Vf. noch einige ältere Erfahrungen von *Duhamel* und Andern für die Fortdauer der Vegetation nach abgehauenem Stamme der Bäume und Stauden, an, sucht zu zeigen, dafs der Ausdruck *Pflanzentod* zu unrichtigen Begriffen führe, und dafs das Aufhören der Vegetation in einem bloſsen Vertrocknen bestehe. Gleichsam triumphirend citirt er den berühmten *Duhamel*, als Apostaten der Meynung von den Gefäſsen der Pflanzen. Rec. gönnt ihm diesen Triumph, und verweiset ihn noch dazu auf *Senebier's* neuestes Werk, wo Hr. *M.* eine völlig mechanische Erklärung der Bewegung der Säfte in Pflanzen finden wird. Was der Vf. ferner über die Vermehrung der Pflanzen durch Verlängerung sagt, ist weder sehr wichtig noch neu: und seine Einwürfe gegen *Hedwigs* Entdeckungen von der Fortpflanzung der Moose durch Saamen sind eigentlich gar keine Einwürfe. Er giebt den Forstmännern den Rath, statt der langweiligen und misslichen Vermehrung der Laubhölzer durch Besaamung, die Vermehrung durch Wurzel-Loden, nach gefälltem Oberholze, sich empfohlen seyn zu lassen.

In diesem und den *letzten Heften* untersucht der Vf. die Markhölen, und zeigt die Verschiedenheit ihrer Formen, nachdem sie in manchen Gewächsen fächerig, in andern saftig, und in noch andern völlig hohl sind. Er zeigt sehr gut, dafs der Hauptnutzen des Markes darin besteht, den Säften mehr Aufenthalt und Ausbildung zu geben, und dafs dazu vorzüglich die Scheidewände der Markhöle beytragen, dafs daher das Mark in dieser Hinsicht mit der Zeit überflüssig werde, indem in ältern Aesten der Trieb der Säfte an sich nicht mehr mit der Schnelligkeit von Statten gehe, wie in jüngern Zweigen. Er kommt dann auf die Dornen, deren Unterschied von den Zweigen und Blattstielen er blofs in dem Mangel an Nahrungssaft findet, und sie daher für verkrüppelte Blattstiele hält. Hierin aber kann ihm Niemand Recht geben, wer da weifs, dafs die Dornen keine blofs zufällige, sondern wahrhaft wesentliche Theile bey vielen Gewächsen sind, die sich weder durch Mangel noch durch Ueberfluss an Nahrung verändern. Ja, nach *Pallas* Erfahrungen sollte man eher das Gegentheil von dem vermuthen, was Hr. *M.* behauptet. Denn in der fruchtbarsten Landschaft Persiens, in Ghilan, fand Pallas die meisten Gewächse voll Stacheln und Dornen, die anderwärts keine tragen. Auch weifs man, dafs Alpengewächse, z. B. die Alpenrosen, oft einen gänzlichen Mangel an Dornen haben, da die verwandten Arten auf plattem Lande reichlich damit versehen sind.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Frankfurt und Leipzig: *Philologisches Thargum des alten Testaments. Erstes Stück.* 1800. 128 S. gr. 8.

Wieder ein neuer Versuch, um den Anfängern die Erlernung der hebräischen Sprache und das Lesen des Originaltextes des A. Test. zu erleichtern! Auf dem blauen Umschlag, der einstweilen die Stelle des ordentlichen Titels und der Vorrede vertritt, wird ein Auszug aus dem Gespräch des Verlegers mit dem Vf. mitgetheilt, woraus man über die Entstehung und die Absicht dieses angefangenen Werks folgendes erfährt. Der Vf. äusserte in dieser Unterhaltung seine Gedanken über die Erlernung des Hebräischen. Er bemerkte, dafs zwar die Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache durch die Bemühungen neuerer Philologen sehr erleichtert sey; bey dem Hebräischen fehle es aber noch zu sehr an Hülfsmitteln, und deswegen könne der Theolog nur mit Anstrengung Fortschritte darin machen. Es sey zwar nicht möglich, eine Sprache, die gar nicht gesprochen werde, aus dem Umgang zu erlernen, aber dieses sey doch einigermafsen dadurch zu imitiren, dafs der Lehrer, ohne erst die Grammatik allein mühsam vorzutragen, sogleich eine praktische Anwendung von derselben mache, indem er jedes Wort analysire und die Sätze erst von Wort zu Wort hebräischartig, und dann nach der deutschen Grammatik übersetze. Dadurch würden die Regeln der Grammatik gehörig verstanden, das System der Sprache eingesehen, und Wörter und Redensarten gelernt, die, weil sie in Verbindung mit Vorstellungen von Sachen in das Gedächtnifs gekommen sind, auch darin bleiben. Der Vf. versicherte zugleich, dafs er diese Methode bewährt gefunden habe, und erklärte sich geneigt, ein solches Hülfsmittel zur Analyse und Exegese der hebräischen Schriften für angehende Theologen zu liefern. Dem Verleger gefiel dieser Vorschlag, und er wurde mit dem Vf. einig, dieses Werk, das vorläufig auf 12 bis 16 Alphabeth berechnet wurde, zu übernehmen.

Die Methode des Vf. verdienet im ganzen Beyfall und Nachahmung. Der Anfänger erlernt die hebräische Sprache am leichtesten und besten, wenn mit der Erlernung der Paradigmen und der Hauptregeln der Grammatik gleich die praktische Anwendung derselben, und um das Trockene des grammatischen Unterrichts zu vermindern, zugleich eine zweckmäſsige Anleitung zur richtigen Interpretation verbunden wird. Hier fehlt es aber doch auch nicht an guten Hülfsmitteln, die der Anfänger sowohl bey der Vorbereitung auf den mündlichen Unterricht, als auch zur eigenen Uebung mit Nutzen gebrauchen kann. Das Handbuch von Leun und die treffliche Clavis von Meifsner erleichtern ihm schon hinlänglich die Erlernung der Sprache, und geben auch Winke, wie schwierige Ausdrücke und Stellen zu verstehen sind. Freylich sind sie nicht so ausführlich, als dieses philologische Thargum; aber selbst diese Ausführlichkeit des Werks wird den Gebrauch desselben schon sehr einschränken. Manches mufs doch auch dem mündlichen Unterricht überlassen werden. Wollte man auf solche Rücksicht nehmen, die in Ansehung des Unterrichts sind vernachläſsigt worden, und nun durch eigenes Studium die Sprache noch erlernen: so dürfte es vielleicht zweckmäſsiger seyn.

seyn, wenn nur etwa ein historisches und ein poetisches Buch des A. T. auf diese Weise grammatisch und exegetisch erläutert würden. Ein solches Buch würde schon leichter angeschafft werden können, und auch hinreichend seyn, um einem solchen Anfänger so weit fortzuhelfen, dass er bey den übrigen Büchern des A. T. an den vorhandenen Hülfsmitteln genug hätte.

Dieses Stück gehet nur über die sieben ersten Kapitel der Genesis. In der kurzen Vorerinnerung über den Pentateuch findet es der Vf. am wahrscheinlichsten, dass Moses zwar alte Urkunden gesammelt und selbst Aufsätze verfertigt habe, dass aber ein späterer Schriftsteller, ungefähr in dem Zeitalter Davids, selbige zusammengetragen, mit beträchtlichen Zusätzen vermehrt, und in fünf Bücher abgefasst habe. Die Gründe, worauf sich der Vf. stützt, sind die gewöhnlichen, die Aehnlichkeit der Schreibart mit den übrigen Büchern, (die aber doch auch ihre Archaismen hat,) und einzelne Stellen im ersten Buche, die eine spätere Hand oder Ueberarbeitung zu verrathen scheinen. Bey den vier letzten Büchern möchte doch wohl der Beweis schwer zu führen seyn, dass ein späterer Vf., etwa zu Davids Zeiten, sie so geordnet und zusammengestellt habe. Bey der Genesis nimmt der Vf. an, dass sie vornehmlich aus zwey Urkunden zusammengesetzt sey. Die Kosmogonie K. 1, 1—2, 4. sollen die Hebräer von den Aegyptiern und Phöniziern übernommen haben, weil diesen alle übrige Völker die Anfangsgründe der Künste und Wissenschaften nach dem Zeugniss der Geschichte zu verdanken haben. Bey der Bearbeitung der Genesis selbst gehet der Vf. also zu Werke. Er übersetzt zuerst die einzelnen Sätze ganz buchstäblich, und erklärt alsdann den Sinn derselben, darauf gehet er die Wörter einzeln durch, giebt ihre Bedeutung und Abstammung an, bestimmt ihre Form und verweiset dabey auf die Regeln in der Vaterschen Sprachlehre. Die Erläuterungen, die mit eingeschaltet werden, sind bald kürzer, bald weitläufiger, theils um den Gesichtspunkt zu bestimmen, woraus man die Stellen zu betrachten hat, theils um den Sinn einzelner Ausdrücke genauer zu entwickeln und zu erweisen. K. 1, 14. übersetzt der Vf. *dass sie Zeichen wären, sowohl für die Jahrszeiten, als für die Tage und Jahre.* אתת erklärt er durch *Zeichen*, wodurch etwas kennbar gemacht und bestimmt wird, und bemerkt, dass die Hebräer mit dem vorgesetzten ל zuweilen den Nominativ umschreiben. Kap. 24, 67. 3. Mos. 26, 12. 5. Mos. 21, 13. wie auch die Hellenisten thun, 1. Kor. 4, 3. Aber warum wird denn in dem Verfolg, da die Verbindung doch dieselbe ist, das Präfix durch *für* übersetzt? V. 26. wird bemerkt, dass der Plural נעשה ein blosser Sprachgebrauch sey, der sich in allen Sprachen finde. Hiob 18, 2. 3. rede auch Bildad von sich im Plural. Wahrscheinlich habe der Vf. der Urkunde geglaubt, Gott sey ihm an Gestalt ähnlich: denn alle nicht durch die Philosophie gebildete Menschen stellen sich Gott in menschlicher Gestalt vor. Von der Urkunde K. 2, 4—3, 24. wird gesagt, es scheine, dass diese Erzählung wegen der kindischen Einfalt und der Lebhaftigkeit der sinnlichen Vorstellungen von den ersten Menschen selbst herrühre, sich von einem Menschenalter zum andern fortgepflanzt habe, und nach der Erfindung der Schrift sey aufgezeichnet worden. Bey V. 4. verwirft der Vf. die Erklärung, nach welcher man die Worte אלה - הארץ für die Aufschrift der Erzählung hält, weil im Verfolg die Schöpfung der Welt nicht ausführlich beschrieben wird. Er übersetzt wörtlich: die Entstehung des Himmels und der Erde war diejenige, da sie geschaffen wurden zu der Zeit, da der selbstständige Gott Erde und Himmel schuf, d. i. die Welt entstand ursprünglich dadurch, dass sie der selbstständige Gott erschuf — die Welt erhielt ihren ersten Ursprung von Gott. Die Construction ist aber doch etwas seltsam. Die Erzählung K. 3. wird so erklärt, dass die ersten Menschen von den Früchten, welche eine zur Befriedigung des Geschlechtstriebs reizende Kraft befassen, gegessen hatten, worauf die erste Begattung erfolgt sey; — den Anfang des geschehenen hätten sie sich aus den Folgen erklärt. K. 4, 1. wird איש את יהוה *ein Mann des Pfluges Jehovas* d. i. ein Mann des mächtigen Pfluges — ein mächtiger Pflüger übersetzt. Der Vf. nimmt את als Substantiv in der Bedeutung *Pflugschar, Pflug* wie 1. Sam. 13, 20. 21. Jes. 2, 4. Micha 4, 3. und Joel 4, 2. wo es die 70. durch σκευος und ἀροτρον übersetzen. Diese Erklärung ist aber doch gesucht. Den Gebrauch des Pflugs kannten doch auch die ersten Menschen noch nicht, und dem Hebräer fehlt es nicht an andern Wörtern, die den Pflüger oder Ackersmann bezeichnen. Gleich im Verfolg V. 2. kommt die gewöhnliche Benennung vor. V. 7. wird erklärt: *wenn du Gutes thust, so nehme ich dich mit deinem Opfer an* — so schenke ich dir meine Huld. V. 23. redet Lamech, der ein starker Mann war, und in seiner zahlreichen Familie einen Schmidt hatte, der scharfe Gewehre verfertigen konnte. Der Sinn wird also bestimmt. Ich will den Habel, um dessen Ermordung willen Kains Familie so sehr verfolgt wird, erschlagen haben — ich trete an Kains Stelle, und stelle mich gegen alle Gefahren, die unserer Familie von Adams Familie drohen. In dem vorhergehenden 22. V. übersetzt der Vf. חרש durch *Zweig*. Die Stücken gediegen Kupfers und Eisens, sagt er, werden darum Zweige genannt, weil sie die Gestalt von Zweigen haben. Aber läfst sich diese Bedeutung auch aus dem Sprachgebrauch hinlänglich rechtfertigen? Die Etymologie ist allein nicht genug. Die Erklärung, welche K. 6, 3. gegeben wird: „Mein den Menschen ertheilter Geist, (nämlich die Vernunft) soll nicht beständig ihr (alleiniger) Richter seyn: weil sie dabey (nämlich, dass er ihr Richter ist) doch sinnlich sind," ist gezwungen und giebt in dem Zusammenhang einen sonderbaren Sinn. Auch die Uebersetzung V. 4. diese Gefallenen waren in denselben Tagen auf Erden d. i. solche verworfene, nichtswürdige Menschen waren damals auf der Erde, kann Rec. nicht billigen.

Jesus von diesem Reiche bedient, zu verstehen seyen; in welchem Sinne sich Jesus auf die Erfüllung der Weissagungen der Propheten berufen habe; was es mit den Wundern Jesu, die er für einen Beweis seiner Messiaswürde erklärte, für eine Bewandniss habe, wie insbesondere die Zerstörung des Reichs der Dämonen zu verstehen sey; in welcher Verbindung der Tod Jesu mit seinem Geschäfte als Messias stehe, und unter welchen Bedingungen man an dem Messiasreiche Jesu Theil haben könne; wobey zugleich von der Aufnahme durch die Taufe und dem Gedächtnismahl der Stiftung der neuen Religion gehandelt wird. Bey diesem allem findet man vieles sehr gut zusammengestellt und richtig bemerkt. Die einzelnen Stellen, worauf sich die in den Paragraphen aufgestellte Behauptung gründet, werden angeführt, übersetzt und zweckmässig erläutert, und überall wird auch auf die neueren Schriften Rücksicht genommen. Mit unter kommen auch eigene Bemerkungen des Vfs. vor, aber nicht immer kann Rec. den Ansichten des Vfs. Beyfall geben. S. 16. wird behauptet, die Magier seyen keine Juden aus Arabien gewesen, sondern persische Astrologen, die etwa einen Cometen, dessen Stellung gegen Palästina war, beobachtet und daraus auf die Geburt eines Prinzen geschlossen hätten. Sollten aber wohl persische Gelehrte ein solches Interesse bey der Geburt eines jüdischen Prinzen gehabt und gezeigt haben? Die alte Sage, die schon bey Justin dem Martyrer bestimmt angegeben ist, dass die Magier aus Arabien kamen, verdient doch wirklich nicht so geradezu verworfen zu werden. Auch in Arabien waren Magier, die sich mit Astrologie beschäftigten. Der Hauptgrund des Vfs. hat auch wenig Gewicht. Er sagt, die Frage nach dem neugebornen König *der Juden* zeige schon an, dass sie nicht zu dieser Nation gehörten. Allein ist es denn so etwas ganz fremdes und ungewöhnliches, dass die Juden den Messias König der Juden, König Israels, nennen! Man vergleiche Marc. XV, 32. mit Luc. 23, 27. Kann etwa auch Nathanael kein Jude deswegen seyn, weil er zu Jesu sagt: du bist der König Israels Joh. 1, 50.? Eben so wenig beweisend ist dieses, dass sie als Juden nicht erst den Geburtsort des Messias zu Jerusalem hätten erforschen dürfen. Wie kann aus der Antwort des Sanhedrins, welches den Geburtsort des Messias aus Micha 5, 1. bestimmte, schliessen, dass dieses eine allgemein bekannte Sache gewesen sey? Warum fragte denn Herodes darnach? Musste nicht das Sanhedrin dem argwöhnischen König einen bestimmten Ort nennen? Aus Joh. 7, 27. sieht man doch, dass es der herrschende Gedanke war, man wisse den eigentlichen Geburtsort des Messias nicht. Dass Johannes der Täufer, der Jesum für den Messias erklärt hatte, nachher Scrupel darüber bekommen habe, ob er auch wirklich der Messias sey, folgt gar nicht aus der Geschichte Matth. 11, 1 ff. Die Geschichte zeigt vielmehr, dass eben die Wunder Jesu den Johannes veranlassten, die Gesandschaft an Jesum zu schicken. Johannes wollte Jesum veranlassen, sich öffentlich für den Messias zu erklären. Das rühmliche Zeugniss, dass Jesus von Johannes bey dieser Gelegenheit ablegte, zeigt auch deutlich genug an, dass Jesus die Frage des Johannes nicht als Zweifel an seiner Messiaswürde aufnahm. Dass Jesus von einem Pharisäer sey versucht worden, wird mit Recht bestritten, und das Ganze als innere Versuchung erklärt. S. 38. werde in der Stelle Matth. 16, 19. die Worte δεω und λυω, weil von Schlüsseln die Rede ist, vom *öffnen* und *schliessen* der Thüre erklärt, da man vor Alters die Thüre mit Stricken verwahrte. Aber wie schicken sich alsdann die Schlüssel hieher? Wegen der Construction ὁ ἐαν δησῃς — ἐσται δεδεμενον ἐν τοις οὐρανοις schickt sich auch die im jüdischen Sprachgebrauch gewöhnliche Bedeutung *verbieten* und *befehlen* am besten. Bey der Gelegenheit, da der Vf. zeigt, dass die geheilten Kranken Jesum für den Messias erklärten, ohne dass er widersprach, wird auch die Geschichte des dämonischen Menschen Matth. 8, 29. angeführt. Um den Vorwurf zu entkräften, dass die Handlung Jesu menschenfeindlich gewesen sey, indem Jesus es erlaubte, dass die Heerde Schweine ins Meer gestürzt wurde, bemerkt der *Vf.*: die Schweine seyen in den Augen eines Juden höchst unrein gewesen; da nun der Dämonische eine Heerde desselben vor sich sahe: so rannte er auf dieselben zu, nachdem er sich die Erlaubniss dazu ausgebeten hatte, die er sich aber wohl selbst würde genommen haben, in der Einbildung, die Dämonen führen in diese. Jesus benutzte diesen Wahn zu seiner Genesung ohne vorherzusehn, dass die Schweine ins Meer stürzen würden, welches Unglück zufällig entstand. Rec. findet auch in dieser Ansicht wenig befriedigendes, indem sie auf willkürlichen Behauptungen beruhet, die eigentlich nicht in der Erzählung liegen. Dass Jesus kein weltliches Reich, sondern ein moralisches Reich habe stiften wollen, wird S. 46 ff. sehr gut gezeigt, und zugleich der Einwurf, den man von dem Einzug Jesu in Jerusalem entlehnt hat, S. 70. befriedigend beantwortet. Der Vf. bemerkt, dass der ganze Vorgang ohne die Absicht und ohne die Veranstaltung Jesu geschah und dass er dem Zuruf, dass er der Messias sey, deswegen nicht widersprach, weil er überzeugt war, dass er wirklich der Messias sey, obgleich in einem andern Sinne, wie er auch gleich bey seiner Ankunft in Jerusalem durch seine Handlungen zeigte. Bey der Stelle Matth. 21, 2. glaubt der Vf., dass das Füllen mit der Mutter sey angebunden gewesen, aber das Füllen sey nur allein zu Jesu gebracht worden, wovon auch die übrigen Evangelisten nur reden. Er meynt die Stelle Zach. 9, 9. habe Einfluss auf die Erzählung gehabt, indem man die Begebenheit dieser ganz conform machen wollte. Rec. würde dieser Meynung beystimmen, wenn in dem griechischen Text blos ονον και πωλον stünde. Man könnte alsdann sagen, der griechische Uebersetzer habe aus Versehn die Verbindungsartikel dazwischen gesetzt. Aber der Zusatz δεδεμενην und μετ αυτης muss doch auch im Original oder dem Urevangelium gestanden ha-

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. Februar 1802.

NATURGESCHICHTE.

PARIS: *Histoire naturelle des Salamandres de France*, précedée d'un *Tableau methodique des autres reptiles indigènes*, avec *figures coloriées*. Par *P. A. Latreille*, membre associé de l'Institut National, des Sociétes Philomathique et d'Histoire naturelle de Paris, de celle des Sciences, Belles-Lettres et Arts de Bordeaux. An VIII. 1800. 120 S. 8. mit 6 Kupferplatten.

Zu dem ersten Versuche über die einheimischen Arten von Salamander, welchen Rec. aus dem *Bulletin des Sciences* von 1797 kennen lernte, hat der Vf. nach wiederholten Untersuchungen jetzt die Geschichte dieser Gattung überhaupt, so wie eine kurze Notiz von allen in Frankreich einheimischen Amphibien hinzugefügt. Die letzte geht hier voraus. Der Vf. folgt der Classification von A. Brongniart (im *Bulletin des Sciences* Nr. 35.), aus dessen Schrift hier S. 43—47. ein kurzer Auszug beygefügt ist. Die ganze sehr lesenswürdige Schrift Br. aus Nr. 35. und 36. des besagten Bulletin bestehend, findet man übersetzt in *Wiedemanns Archiv für Zoologie und Zootomie* 2 B. 1 St. S. 206 — 215. Der Vf. fängt mit den Schildkröten an, nennt aber zu *Testudo coriacea L. lutaria* und *graeca L.* als einheimischen Arten blofs seinen Landsmann Lacépéde, ohne die geringste eigne Bemerkung, und nicht ohne Fehler. Z. B. bey der letzten Art sagt er *Doigts récouverts par une membrane*, welches wo nicht fehlerhaft, doch gewifs sehr undeutlich ist. Eben diefs gilt von den Eidechsen, wovon 2 Arten *Lacerta viridis* und *muralis* angenommen, und darunter eine Menge von Abarten beschrieben werden, welche höchst wahrscheinlich für sich bestehende Arten sind, ohne eigne Bemerkungen. Darauf folgt *Le Geckotte* und *Lezard Leps*, welche der Vf., wie Lacepede, für *Lacerta Leps L.* ganz falsch ausgiebt. Von den Schlangen beschreibt er zuerst *La Couleuvre Aspis* S. 19. und versichert, dafs sie ganz und gar nicht Linnés *Coluber Aspis* sey, wie Lacepède geglaubt hatte. (Dasselbe hat neulich auch Hr. Bechstein in der Anmerkung zur Ueberfetzung 3 B. S. 198. bemerkt). Sie ist die gröfste von allen einheimischen giftigen Arten, 3 franz. Fufs lang, hat auf dem Kopfe gekielte Schuppen, gleich denen auf dem Rücken, eine auch wohl 3 etwas gröfser; die Farbe des Leibes ist oben röthlich grau mit 3 Reihen brauner, runder oder länglicher mit schwarz geränderten Flecken. Auch auf dem Kopfe befinden sich dunkle Flecken, und an den Seiten geht, wie bey allen franz. giftigen Schlangen und bey *Couleuvre lisse*, ein Streifen durch die Augen, braun von Farbe. Der Rand der Kinnladen schwarz gefleckt. Die Unterseite des Leibes ist braun, die Ränder der Bauchschilder weifs. Deren Anzahl ist 155, unter dem Schwanze stehen 37 Paar. Die von Rasumowsky beschriebene *Aspis*, so wie die andre bey Daubenton in der *Encycl. methodique* sind von dieser ganz verschieden; diese hält der Vf. für einerley mit Laurentis *Coronella austriaca*, jene aber mit der Linneischen *Aspis*. Unter dem Namen *Coluber berus* begreift der Vf. zwey Abarten; wovon die eine von Farbe aschgrau, mit gezacktem Rückenstreifen und einer Reihe von gleichfarbigen Flecken auf jeder Seite unter den einfallenden Winkeln des gezackten Streifen, der wahre *C. berus* bey Linné seyn soll; die andre mit einem im Zikzak gehenden oft unterbrochenen Streifen auf dem Rücken, ohne die beiden Seitenreihen von Flecken, und mit röthlichem Körper soll Linnés *Coluber aspis* seyn, wie sie denn auch in Frankreich (in Poito, Dauphiné, in der Heide von Montmorenci und Fontainebleau) unter dem Namen *Aspic* bekannt ist. Diese letztere hat Charas beschrieben und untersucht. Beide haben 146 Bauchschilder und 39 Paar unter dem Schwanze, auf dem Kopfe kleine Schuppen ohne Kiel, wovon einige auf dem obern Theile etwas gröfser sind, und aufser einigen kleinern 2 gröfsere schwarze Flecke, welche ein oben offenes V bilden. Der Rand der Kinnladen gefleckt. Die Schuppen auf dem Leibe sind gekielt, unter dem Halse sammt den ersten Querschildern gelblich mit schwarzen Pickeln; die übrigen Bauchschilder schwärzlich mit gelblichten oder weifslichen Seiten. Bey der ersten Abart oder *Berus* ist der Unterleib dunkler. Die zurückgebogene Spitze der Schnauze (*le museau retroussé*) hat die Abbildung bey Charas zu stark ausgedrückt, und daher sey bey Linné der falsche Zusatz *naso verruca erecta terminato* entstanden; eben so ist nach des Vfs. Vermuthung die Zahl 49 *scutellorum* ein Schreibefehler für 39 Paar. Die dritte Art *Col. chersaea L. la Vipere rouge* (*Histoire naturelle du Jorat* I. p. 118.) ist stets kleiner als die vorigen, höchstens 14 Zoll lang, oben röthlich aschgrau, auf dem Kopfe und dem Rücken mit gekielten Schuppen bedeckt, in der Mitte des Kopfs steht eine gröfsere; hinter jedem Auge ein kurzer schwarzer Streif; der Streif längst dem Rücken braun mit schwärzlichen rundlichen wechselsweise stehenden Flecken an den Seiten, 146 ganzen und 33 paar halben Schildern unten. Der Rand der Kinnladen so wie die Unterseite des Kopfs bis an den Hals weifslich. Die zunächst an

an die Bauchschilder stoſsenden Schuppen haben eine schwärzliche Spitze, und den übrigen Theil des Randes weiſslich. Die Bauchschilder sind verwischt (lavées) mit schwarzbraunen Pickeln an den Rändern mit Weiſs untermischt. Diese Art findet sich um Montpellier und auf den Pyrenäen, wo sie Brongniart gefunden hat. Rec. weiſs nicht, wie er es verstehen soll, wenn der Vf. in der Beschreibung dem in dem Charakter gesetzten Merkmale widerspricht, indem er sagt: *Les côtés du corps n'ont pas de taches noires, comme dans la Vipere commune; ils sont marqués d'une ligne plus pâle.* Die vierte Art *C. prester* L. hat vorn auf dem Kopfe gekielte Schuppen, oben aber oder hinten 3 kleine Schilder; der schwärzliche Körper hat oben eine Reihe dunkler Flecke, wie eine Binde geordnet. Man hat sie bey Arras getroffen. Von den unschädlichen Schlangen werden hier auſser der gemeinen Ringelnatter beschrieben *Coluber Aesculapii*, Lacépède. Sie ist oben braun oder röthlich, mit einer breiten schwarzblauen Binde, und einer Reihe kleiner weiſser Flecke längst den Bauchschildern, letztere 175 an der Zahl, nebst 64 paar Halbschilder. Auf dem Kopfe steht ein brauner Fleck, die Rückenschuppen zeigen eine Furche, sie wird 3 Fuſs 10 Zoll lang, und findet sich im mittägigen Frankreich. *C. Quadrilineatus*, bereits von Lacépède abgebildet Pl. 7 F. 1. ist oben röthlich oder gelblich mit 2 braunen Streifen auf jeder Seite, welcher von der Schnautze aus durch die Augen gehn, und hinten breiter werden. Die Schuppen gekielt. Die Unterseite gelblich; 218 bis 224 ganze, 73 paar halbe Schilder. An Länge übertrifft die vorige. Sie findet sich in der Provence. Diese Art hat neulich Dr. Gmelin, im Naturforscher, und aus ihm Hr. Bechstein im dritten Bande seiner Uebersetzung von Lacépède S. 313. genauer beschrieben. Eben diess ist dort S. 296. mit der gemeinen französischen dunkelgrünen und gelbgestreiften Natter geschehn, welche hier Nr. 8. *la Couleuvre commune* heiſst. Von der neunten Art, *La couleuvre lisse* (*Coronella Austriaca* Laur. *La Lisse* Lacépède) setzen wir die ganze Beschreibung her, weil sie merklich von der Lacépédischen abweicht. *Corps tres-luisant et fort lisse, d'un gris verdâtre ou rougeâtre en dessus, avec une ligne derriere les yeux, une bande transversale sur le derrière de la tête, et deux rangs de taches dorsales et alternes brunes ou noirâtres. Plaques inferieures n'occupant guère que le tiers de la circonference d'un brun noirâtre dans le milieu, jaunâtres sur les côtés. Plaques abdominales* 172—178 *subcaudales* 46 *paires environ. Longueur* 1 *pied* 10 *pouces.* Die schillernde Natter von Rasoumowsky beschrieben, fand der Vf. mit dieser Art ganz übereinstimmend, ausgenommen die Anzahl der Bauch- und Schwanzschilder. Sogar die daran bemerkten drey tiefen Furchen der Kehle, finden sich an der französischen Natter. Daher findet der Vf. sich nicht berechtiget, jene für eine eigne Art anzusehen, wie Lacépède gethan hat. Zuverläſsig ist sie auch nach des Rec. Ueberzeugung keine giftige Art, wozu sie Hr. *Bechstein* gemacht hat, indem er sie mit seiner thüringischen Natter verglichen, und nach dem französischen Beobachter S. 189. beschrieben hat. Jedoch selbst Hn. *Bechsteins* thüringische Natter ist, wie man sich aus der Stelle S. 185. sehr leicht überzeugen kann, nichtsweniger als eine giftige Schlange, und Rec. begreift noch nicht, wie Hr. B. sie mit *Coluber berus* in irgend einer Rücksicht vergleichen konnte. Um sich von der Beschaffenheit der Zähne zu überzeugen, braucht ein Kenner nicht eben lebendige oder frische Exemplare zu haben, sondern jedes wohlerhaltene Exemplar ist dazu hinreichend. Noch bemerkt Latreille, daſs die von Daubenton unter dem Namen *Aspic* beschriebene Natter ihm dieselbe mit seiner neunten zu seyn scheine. Die zehnte Art, *La Couleuvre tetragone* haben einige für ein junges Thier von der vorigen Art ansehn wollen, weil sie ihr allerdings sehr gleicht, und nur 7 Zolle lang ist, aber der Vf. konnte keinen Grund der merklichen Verschiedenheiten in dem Wachsthume allein auffinden; daher hält er sie für eine eigne Art. Hier ist seine Beschreibung: *Corps tetragone, fort lisse et très-luisant. Dos d'un gris verdâtre ou cendré, avec une ligne de points noirs au milieu. Côtés d'un gris roussâtre. Dessous jaunâtre, avec une ligne de points noirs de chaque côtés. La bande roussâtre qui regne sur les côtés a trois lignes plus foncées. Plaques abdominales* 126—128 *subcaudales* 40 *paires. Les rapports de la longueur du corps jusqu' à l'anus et de celle de la queue sont dans la Lisse comme* 2 *est à* 13 *ou environ dans la tétragone comme* 3 *est à* 18. *La largeur des plaques abdominales n'est que le quart de la circonférence du corps. On voit par là et par quelques autres rapprochemens, que cette espèce est peu eloignée des reptiles qui forment le genre Anguis. Environs de Paris.* Freylich ist die Abweichung in Farbe und Gestalt des Körpers auffallend, aber dagegen ist auch nicht zu leugnen, daſs die Beschreibung in andern Stücken noch sehr mangelhaft ist, und nicht hinreicht, um über die Identität zu entscheiden. Vielleicht sah der Vf. das Thier nur einmal, und konnte es nicht mit der so nahe verwandten Art vergleichen, aber auch das hat er uns verschwiegen, und aus dem Ganzen dieser Aufzählung von französischen Amphibien ergiebt sich deutlich genug, daſs er der Beobachtung derselben nicht viele Aufmerksamkeit und nur seit kurzer Zeit gewidmet hatte So kann er also auf unser Zutrauen nicht rechnen. Die Blindschleiche heiſst in Frankreich auch *Anvoye* und *Serpent de verre.* Nicht der Leib, wie hier S. 36. steht, sondern der lange Schwanz ist sehr zerbrechlich. Die *Batrachiens* (*Batrachii* in der neuen Classification von Brongniart) haben hier das Merkmal der Ordnung *langue libre à son extremité antérieure.* Vermuthlich nennt der Vf. vorn, was andre Leute hinten nennen. Unter den Merkmalen der Gattung 1. *Grenouille* befinden sich auch *machoires dentées.* Eben so auch bey der zweyten *Raine*, welches ihm kein Kenner zugestehn wird. Bey der Kröte nimmt er *parotides saillantes* mit zum Merkmale an, und den runden warzigen Körper. Hier

findet

findet sich auch die grüne Kröte aus Bourgogne, und ganz unerwartet traf Rec. hier auch *Le Crapaud accoucheur* des Demours S. 40. an, den Lacépède für eine Abart der gemeinen grauen Kröte ansah. Er wird also bestimmt: *D'un gris verdâtre en dessus, avec quelques verrues brunes. Des grains blancs sur les côtés et sous l'anus. Dessous du corps blanchâtre. Pattes posterieures demipalmées. On le trouve sous les pierres aux environs de Paris.* Damit konnte der Mann sich begnügen, um eine eigne Art daraus zu machen? Doch den Mangel hat Brongniart a. a. O. Nr. 36. ersetzt, welche Stelle auch im Wiedemannischen Archiv übersetzt steht. Wir begreifen nicht, wie Latreille gerade das wichtigste daraus hat übergehn können. Dort aber heissen die Warzen Flecke und die weissen Körner werden ganz übergangen. Dagegen wird angeführt, dass das Paukenfell sehr deutlich sey, hingegen die poröse Ohrendrüse sich nicht unterscheiden lasse. Diese Art geht auch nicht einmal zur Zeit der Begattung ins Wasser. Die grossen Eyer hängen durch dünne aber starke Fäden zusammen, welche das Männchen herauszieht und um seine Hinterpfoten wickelt. In dem Augenblicke, wo die Jungen auskriechen sollen, trägt es dieselben ins Wasser. Die Materie, welche die Eyer oder Embryonen einhüllt, ist dünner und fester als bey den übrigen Arten. In der Naturgeschichte der Salamander folgt der Vf. ebenfalls dem A. Brongniart, welcher in der Reihe der Ordnungen der ganzen Classe von Amphibien den Fröschen, Kröten und Salamandern den letzten Platz und der letzten Ordnung noch vor den Schlangen, als weniger vollkommenen Geschöpfen anweist und die Salamander mit zu der Ordnung der Frösche und Kröten rechnet, weil sie zunächst an die Fische gränzen sollen. Er will nämlich die systematischen Eintheilungen mit der natürlichen Ordnung vereinigen, und sieht daher die Kennzeichen von den Bedeckungen und Bewegungswerkzeugen hergenommen für Kennzeichen einer niedrigen Art an, welche den von edlern und höhern Organen hergenommenen nachstehen müssen. Da nun die Salamander mit den Eidechsen nichts als den verlängerten Körper, die Pfoten und den Schwanz gemein haben, hingegen so wie die Kröten und Frösche nur eine Vorkammer des Herzens, nur Rudimente von Rippen, eine gleichförmige Haut und Pfoten haben, da dem Männchen das äussre Zeugeglied mangelt, da endlich bey ihnen keine wirkliche Paarung Statt findet, sondern die Eyer im Wasser ausserhalb des Körpers befruchtet werden: so hielt sich Br. berechtiget, die Salamander zu der Ordnung der *Batrachii* zu rechnen. Man könnte dawider mancherley einwenden, und den kurzen Rippen der Salamander den Mangel des Brustbeins und Beckens bey den Schlangen entgegen setzen. Das Zeugeglied der Schildkröten ist doch gewiss sehr unvollkommen, und ihre Ribben ganz unbeweglich und mit der Rückenschale verwachsen. In Ansehung der sonst sogenannten edlern Theile, werden die Salamander den Schlangen wohl ziemlich gleich seyn, denn beide haben nur eine Vorkammer des Herzens; und in Ansehung der Lungen möchte wohl Länge und Grösse nicht viel zur Bestimmung des höhern Ranges dieses Organs beytragen. Ein andrer Baumeister eines natürlichen Systems, welcher seine Materialien auch von den Fresswerkzeugen hergenommen hat, setzt in jeder Rücksicht die Schlangen den Fröschen, Kröten, Eidechsen und Salamandern nach, und will jene den vollkommensten Vierfüssern näher gestellt wissen. Doch zur Sache! Mit den bisherigen Beobachtungen über die Begattung und Erzeugung des Erdsalamander ist der Vf. S. 13. nicht zufrieden, und erwartet genauere Bemerkungen. Vorzüglich fragt er S. 19. ob die jungen Thiere wirklich im ersten Alter Kiemen, wie die Wassersalamander haben, deren grössere Arten sie nach des Vfs. Meynung früher verlieren sollen als die kleinern. Der Zweifel des Vfs. gründet sich auf die Vermuthung, dass die Schriftsteller, welche den jungen Erdsalamandern Kiemen geben, das Factum nicht selbst beobachtet, sondern es bloss nach der Analogie gefolgert haben möchten. Diese Vermuthung gilt doch wohl weder vom Joh. Hermann noch von Blumenbach. Hat doch Bechstein den gefleckten so wie den ungefleckten Erdsalamander zur Zeit der Fortpflanzung im Junius häufig in den Pfützen und Quellen, auf runden Bergen und Thälern herumkriechen und sich begatten gesehn. M. s. dessen Anmerkungen zur Uebersetzung von Cepede Naturg. der Amphibien II B. S. 211 u. 215. Dass die gezackte Rückenflosse der männlichen Wassersalamander nach vollendetem Zeugegeschäfte sich verliert, hat auch Dümeril durch seine Beobachtungen bestätiget. Nach dieser Zeit kann man die männlichen Thiere, aber nur die ausgewachsenen, an der aufgeblähten Gegend der Zeugeglieder (*saillie exterieure*) erkennen. Auch sind die Hinterpfoten stärker als bey den weiblichen. Bey dem gewöhnlichen Erdsalamander erwähnt der Vf. S. 83. einer Abart, welche ein wenig grösser oben und unten ganz schwarz ist, und zusammenhängende gelbe Bänder hat. Die zweyte Art *La Salamandre marbrée Planche* 3. F. 2. hatte der Vf. in seinem ersten Versuche für Linné's *Lacerta palustris* und *la Queue platte* von Lacépède gehalten. Hier nimmt er einen grossen Theil des gesagten zurück. Der Inhalt seiner Bemerkungen ist folgender: Sie ist die grösste von allen einheimischen, ungefähr 5½ Zoll lang, oben hell oder dunkelgrün oder aschblau, mit rothbräunlichen Flecken auf dem Kopfe und Rücken, an den Seiten marmorirt; unten schmutzig roth mit vielen weissen Punkten. Bey dem Weibchen ist die Kehle blasser und weniger gesprenkelt. Das Männchen hat eine kammartige, ausgezackte, schwarzgefleckte Flosse auf dem Rücken und oben am Schwanze. Längs der Seiten des Schwanzes läuft eine glänzend weisse Binde mit schwarzbraunen Flecken, dergleichen auch am untern Rande stehn. Beym Weibchen ist die Binde weniger sichtbar. Die männlichen Zeugeglieder (*les organes sexuels*) haben zweymal mehr Umfang als die

die weiblichen, sind schwärzlich und mit kleinen Warzen besetzt. An einer zweyten Stelle (S. 41.) heisst es: die Zeugeglieder des Männchen beständen aus 2 löffelförmig ausgehöhlten Stücken, an einem Ende zusammenhängend, welche einen fleischigen, platten, fast dreyeckigen am Ende durchbohrten Theil einschlössen. Die weiblichen Geburtsglieder bestehn aus einer länglichten Spalte mit dicken Lippen, auf welchen mehrere Reihen von Warzen stehn. Beym Weibchen geht vom Nacken aus eine orangengelbe Linie über den Rücken, der obere Rand des Schwanzes ist gerade und ganz, der untere weisslicht. Die Zeugeglieder braun und mehr mit Körnern besetzt (*granuleux*) als beym Männchen. Mit dem Wachsthume verändert die Farbe sich ins Bräunliche; doch gesteht der Vf., dass er die verschiedenen Grade der Verwandlungen und Häutungen der jungen Thiere nicht im Zusammenhange beobachtet habe, und etwas gewisses über das Ansehn der Jungen sagen könne, welche er oft in verfaulten Baumstämmen gefunden hat. Die Begattung geschah wie beym Erdsalamander. Der üble Geruch, welchen diese Art gereizt verbreitet, scheint dem Vf. von einer milchigten Materie herzurühren, welche aus den feinen Oeffnungen am Halse dringt. Der Vf. meynt, diess sey Laurentis *Triton niger Gesneri;* aber die wenigen Worte der Gessnerschen Beschreibungen passen nicht. Zu dieser Art bringt der Vf. als die unausgewachsenen Jungen derselben, diejenigen Thiere, welche er in demselben Garten an feuchten schattigten Orten, unter Steinen und in einer ziemlichen Entfernung vom Wasser im Sommer gefunden hat. Sie hatten ungefähr 11 Linien in der Länge, oben eine graugelblichte Farbe, unten eine ziegelrothe und weisse Kehle. Die Augen waren schwarz, mit goldener Iris, mit einem schwärzlichen Querstriche an jedem Ende. Zwey schwärzlichte wellenförmige Linien gehn von der Nähe der Augen über die Seiten weg. Der Schwanz war rundlicht ohne häutige Schneide. Sie hatten keine Kiemen, und ins Wasser gesetzt, schienen sie sich darin nicht wohl zu befinden. In morastigen Gegenden sind sie häufig, und die Landleute leiten von dem Verschlucken derselben den plötzlichen Tod ihrer Hausthiere ab. Sie verlassen bey bevorstehendem Regen, wie die Kröten, ihre Schlupfwinkel, und verbreiten sich überall in die Wege und Gänge. Doch findet der Vf. es selbst möglich, dass diese Thiere zu der Gattung gehören können, welche er *l'Abdominale* nennt.

(*Der Beschluss folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hamburg, b. Meyn u. Mahnke: *Hamburgisches neues Taschenbuch* auf das Jahr 1802. *zur Beförderung froher Laune, Menschen- und Sittenkunde im neuesten Jahrhundert.* Herausgegeben von I. F. *Schütze*, Kanzleysecretaire. Mit Kupfern und Musik. 1802. 216 S. 8.

Auf die in dem vorjährigen Taschenbuche angefangenen und hier fortgesetzten Wanderungen durch Hamburg, die mitunter satirisch seyn sollen, folgen Gedichte, deren Schlechtigkeit *transscendental* heissen kann; denn sie *übersteigt* wirklich allen Glauben. Es ist z. B. von einer ersten Predigt die Rede:

Und Jochen trat hervor mit Zittern und mit Zagen,
(Ein volles Haus und eine Predigt sind
Kein Katzenspuk) man sah sein Händeschlagen
Sein Kopfgenik, wie man's in unsern Tagen
Im Kasten wohl an Gassenecken find't.
Doch *sans comparaison*, allein das Schlimmste war
Man hört kein Sterbenswort. —

Es lief alles in der Kirche davon;

Als Jochen Amen sprach,
Da, o des Jammertags und *dreymal O und Ach*
War niemand mehr im Gotteshause da,
Als wir, der Küster, ich, der Sohn und die Mama.

Nun diese Mama ärgert sich über die undeutliche Aussprache ihres Sohns, und apostrophirt ihn wie folgt:

Du Schlingel, sprach sie laut, du Lümmel und du Esel
Mir, deiner Mutter so viel Schand' auf einen Tag!
Ach hätt' ich ihn, den dicken Bullenpesel
Womit mein Mann, wenn unser Phylax sich
Im Stall vergeht, das Fell ihm gerbt, zur Hand,
O du, du Dummerjahn, du Schöps und Höllenbrand
Hätt' ich ihn hier, ich! ja wie wollt' ich dich.

Die grosse Handelsstadt Hamburg handelt zwar mit allerley Waaren; aber dass solche poetische Waare Käufer dort finden sollte, können wir unmöglich glauben; vielmehr steht zu erwarten, dass jeder sie mit dem Protest, der S. 85. angeführt wird, abweisen werde:

Solch Musenlumpenpack dient nicht in unsern Kram.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Supprian: *Veterum Auctorum lectio quantum prosit proficere in virtutis studio cupientibus*, breviter exposuit *Jo. Ludovicus Wendler*, Rev. Min. Cand. et A. Mag. 1800. 48 S. 8. (4 gr.) Eine sehr mittelmässige Chrie über ein schon oft behandeltes Thema, in einem nicht schlechten Latein abgefasst. Der Vf. führt im ersten Abschnitt mehrere alte Schriftsteller auf, und zeigt, wie ihre Lectüre in moralischer Hinsicht nützen könne. Die Urtheile über dieselben sind oberflächlich, und verrathen keine aus eigenem Lesen gewonnene Kenntniss. Im zweyten Abschnitt sucht er sich vor dem bösen Leumund, als habe er den Profanschriftstellern zu viel eingeräumt, ernstlich und weitläuftig dadurch zu verwahren, dass er die Vorzüge der christlichen Sittenlehre bemerkbar macht. Aber auch hier ist alles aus anderen Schriften, besonders aus den Reinhardischen geschöpft, welche jedoch Hr. *W.* anzuführen nicht unterlassen hat.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 12. Februar 1802.

NATURGESCHICHTE.

Paris: *Histoire naturelle des Salamandres de France*, précedée d'un *Tableau methodique des autres reptiles indigènes*: avec *figures coloriées*. Par P. A. *Latreille*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die dritte Art, *la Sal. crêtée* Pl. 3. f. 3. A. (das Männchen) gleicht der vorigen an Wuchs und Ansehen, ist oben schwärzlicht aschfarbig, und vorzüglich an den Seiten mit kleinen runden mehr oder weniger schwarzen Flecken übersäet; unterscheidet sich aber durch folgende Merkmale. Der Rand der Kinnbacken, die Seiten des Kopfs und Leibes, so wie die Oberfläche der Pfoten an der Basis sind ganz mit weissen Körnern bedeckt. 2) Dagegen ist die Unterseite des Leibes und der Pfoten safrangelb mit schwarzen Flecken, welche bisweilen in der Mitte fehlen, die Kehle bleich braun mit weissen Pickeln; die Zehen schwarz gefleckt; unter dem Anfange der äussersten Zehe steht eine Warze. Das Männchen unterscheidet sich durch die grosse ungleich eingeschnittene Flosse am Rücken und Schwanze, ohne die weissgrünlichten Flecke der vorigen Art. Die Zeugungstheile sehen schwärzlicht, bey der vorigen aber rothgelblicht aus; die Kehle dunkler braun mit zahlreichern weissen Pickeln; der Rand der Kinnbacken hat mehr weisse Körner, und die hintern Pfoten sind stärker als die vordern. Die weisse glänzende Binde an den Seiten des Schwanzes sieht man kaum am Weibchen, auch ist sie da weniger gefleckt; die beiden scharfen Ränder sind so wie der Rückgrat (*l'arête du dos*) safrangelb. Diess ist die von Dufay beschriebene und abgebildete Art *la grosse Salamandre noire* Pl. 15. f. 1.; darauf deutet der Vf. auch den Wassersalamander in *Histoire naturelle du Jorat* T. I. p. 109—111. mit allen seinen Abänderungen. Statt der undeutlichen Abbildung bey Blasius von den innern Theilen des Weibchen giebt er hier Pl. 4. eine Zeichnung des berühmten *Cuvier* nebst dessen kurzen Erklärung. Zur Uebersicht der Lage und Anzahl aller Theile mag sie hinreichen. Die vierte Art, *l'abdominale*, Pl. V. fig. 4. A. ist ungefähr drey Zolle lang, oben dunkel gelblicht oder dunkel braun, mit zwey schwärzlichten Linien, welche vom Halse aus an beiden Seiten des Rückens weggehen, und gegen das Ende des Schwanzes sich verlieren. Die erwachsenen Thiere haben an den Seiten des Leibes weisslichte Körner; die untere Seite ist weisslichtgelb oder orangegelb; die Kehle, die Unterfläche der Pfoten, die Gegend des Afters, und der untere Rand des Schwanzes haben eine lebhaftere röthlich orange Farbe. An der Kehle und am Bauche stehen häufige schwärzlichte Striche, welche an den Seiten durch ihre Vereinigung eine bis zu dem Schwanze gehende Linie bilden. Ueber dieser Linie zeigt sich ein blosser weisslichter Zwischenraum, welcher eine Art von Binde von den Augen bis an das Ende des Leibes bildet. Der Rücken des Weibchens ist niedergedrückt, und zeigt an jeder Seite eine Art von Gräte. Beym Männchen zeigt sich eine kleine hautige Vorragung, welche unmerklich zunimmt, und am obern scharfen Rande des Schwanzes fortgeht; an diesem bemerkt man einige Querrunzeln. Die Fig. 4. D. der 5ten Platte stellt ein junges Thier mit den Kiemen vor, welche nach der Vermuthung des Vf. zu dieser Art gehört; *les branchies m'ont paru formées de trois à quatre tiges courtes, inégales, garnies sur les côtés d'appendices laciniées ou foliacées, ponctuées de noir, vues à la loupe.* So lautet die ganz unbestimmte Beschreibung. Fig. 4. B. und F. 4. C. stellen muthmasslich ebenfalls zwey junge Thiere dieser Art vor, welche man unter Steinen fand. Alle Merkmale der Linneischen *Lac. palustris* sollen auf diese Art passen; auch soll Laurentis *Proteus Tritonius* das junge Thier mit den Kiemen, sein *Triton palustris* aber das ausgewachsene von dieser Art seyn. Die fünfte Art, *la S. ceincturée*, Pl. 5. f. 5. (das Männchen) ungefähr drey Zolle lang, ist oben graugrünlicht, oder gelblicht mit dunklern Marmorflecken auf dem Kopfe und Rücken. Die Farbe der Seiten ist lichter mit schwarzen oder schwärzlichten Punkten, welche eine Binde oder Gürtel bilden: dieselben Punkte zeigen sich an den Zehen und am Schwanze; nur stehen sie am letztern bisweilen in zwey Linien; der untere scharfe Rand desselben ist wie der Untertheil des Körpers safrangelb. Statt des Kamms dient dem Männchen ein kurzes Blättchen mit gelb und schwarz gemischt. Längst an den Seiten des Schwanzes geht eine glänzend weisse Binde, welche jedoch nicht allemal deutlich ist. Die männlichen Zeugungstheile sind schwarz gefleckt; beym Weibchen ist der obere Rand des Schwanzes und die Rückengräte gelblicht. Diess soll Laurentis *Triton salamandroides Wurfbeinii*, und muthmasslich die zweyte Art des Dufay seyn. Die sechste Art, *la S. ponctuée*, P. 6. f. 6. A. (das Männchen) f. 6. B. (das Weibchen) hat einen 31 bis 32 Linien langen Körper, oben dunkelgrau grünlich, unten röthlich weiss, ganz mit schwarzen runden, ungleichen Flecken übersäet, welche an der Kehle Linien oder eine Art

Art von Schrift bilden. Auf dem Kopfe zeigen sich 5 schwarze Striche, 3 zwischen den Augen, 2 auf den Seiten, welche nach der Schnauze zu gehen: die untere Kinnlade ist mit Schwarz eingefasst: über die Mitte des Rückens geht beym Männchen ein deutlicher Kamm, gezähnelt und gefleckt, bey dem Weibchen eine Vorragung, welche in beiden sich durch den obern scharfen Rand des Schwanzes erstreckt. Dieser hat an den Seiten beym Männchen eine weisse Linie; in beiden aber zwey oder mehrere Reihen von Flecken; der untere Rand ist hochroth. Die hintern Pfoten sind beym Männchen gross, die Zehen aber daran breit, und wie durch eine Schwimmhaut verbunden. Diess ist die dritte Art des Dufay, und *Triton Parisinus* bey Laurenti. Die siebente Art, *la S. palmipède*, Pl. 6. f. 7. A und B. (das Männchen) ist *la Sal. suisse* bey Rasoumowsky, dessen Beschreibung der Vf. erst nach seinem ersten Versuche aus Schneiders Werke kennen lernte. Die Schwimmhaut an den Hinterzehn soll sich mit dem Alter verlieren. Diess versicherte Sparmann dem Hn. Bosc. Fig. 7. A. stellt ein Männchen vor, dessen Schwimmhaut fast ganz verschwunden ist. Daher vermuthet der Vf., dass diese Art wohl die Linnéische *Lac. aquatica* ohne Schwimmfüsse seyn könne. Sie gleicht der vorigen Art in vielen Stücken, ist aber immer kleiner und hat weniger deutliche Flecken. Der Kopf hat ebenfalls schwarze Striche, und durch die Augen geht (*traversés*) besonders eine breitere Linie; die Iris ist goldgelb; die Unterseite des Leibes ist weiss; nur gegen den After zeigen sich Flecken, nur über die Mitte des Bauchs geht eine röthliche Linie. An den beiden Seiten des sehr zusammengedrückten Schwanzes stehen zwey Reihen schwärzlicher Flecke, wovon die obersten dichter an einander liegen. Der obere Rand macht beym Männchen einen kleinen Bogen. Ueberdiess hat dieses auf dem Rücken drey Gräten, welche bis zum Schwanze gehen; die mittelste ist der Rückgrat: ferner sind die Hinterzehen durch eine schwärzliche zwischen jeder sehr ausgeschweifte Schwimmhaut vereiniget; endlich endiget der Schwanz sich plötzlich mit einer kurzen schwärzlichen und zylindrischen Spitze, die einem Faden gleicht. Die Kiemen gleichen denen, welche Dufay an der vorigen Art bemerkt hat; im Magen fand der Vf. eine Menge Schnecken (*buccins*). Nur im Frühjahre kann man beide Geschlechter unterscheiden.

Diess ist der Inhalt der ganzen Schrift, welche nach der Versicherung des Vf. nicht als eine vollständige Geschichte aller in Frankreich einheimischen Arten angesehn werden soll oder kann, weil die südlichen Gegenden des Landes in dieser Absicht noch wenig untersucht worden seyen. Man bemerkt beym Lesen bald, dass der Vf. wenigstens in diesem Theile der Naturgeschichte noch keine Uebung erlangt hat, und dass seine Beschreibungen mit unter noch sehr unbestimmt, unordentlich und zweydeutig im Ausdrucke sind. Keine einzige Art der beschriebenen Thiergattung hat er von der Begattung oder Geburt an, so lange beobachtet, bis die Jungen erwachsen und im Stande waren sich fortzupflanzen. Viel weniger hat er noch die verschiedenen Arten zu gleicher Zeit und neben einander beobachtet, mit einander verglichen, und darnach bleibende und sichere Merkmale der Arten in beiden Geschlechtern festsetzen können. Am wenigsten verstand der Vf. von der Zergliederung und Physiologie; daher die schwankenden und unrichtigen Benennungen des *organes sexuels*, wo bloss von der äussern Oeffnung oder Vorragung der im Leibe verborgenen Zeugungsglieder oder ihrer Enden die Rede ist. Auf dem Titel werden *figures coloriées* angegeben. In dem Exemplare aber, was der Rec. erhalten, sind die Tafeln nicht illuminirt. Die Abbildung vom Gerippe des Erdsalamander Pl. 2. ist ohne alle Erklärung geblieben, übrigens aber übertrifft sie bey weitem alle vorhandene Zeichnungen, obgleich die Umrisse, z. B. des Brustbeins und der Schulterblätter nicht immer scharf und genau gezeichnet sind; oder vielleicht hat der Kupferstecher Coqueberts Zeichnung durch einen feinen Stich mehr verdunkelt als erhöht. Wir Deutsche können uns rühmen, dass wir jetzt durch Hn. *Bechsteins* vieljährige Beobachtungen über die in Thüringen einheimischen Arten dieser Gattung in der Naturgeschichte dieser Thiere viel weiter gekommen sind; und zur Vollendung derselben scheinen dem Rec. nur noch genaue Beobachtungen über die innern Theile des Mundes, die Eingeweide, Zeugeglieder, und besonders über den Larvenzustand, und die verschiedene Gestalt und Anzahl der Kiemen zu fehlen. Hr. Bechstein bringt die meisten jetzt genauer beschriebenen Arten auf drey zurück, auf seinen grossen Sumpfsalamander, 2) den mittlern oder Brunnensalamander, der sich nie in feuchten Kellern, wie die beiden andern, einfindet, 3) den kleinen oder Teichsalamander; welche oft alle drey zusammen in Teichen bey einander wohnen, aber nie mit einander sich begatten. Zur ersten Art rechnet er Linnés *Lac. palustris*, ferner *Triton cristatus Laur.* als Männchen, *Triton Utinensis et Gesneri Laur.*, und *Salamandra pruinata Schneid.* als Weibchen. Da aber die Weibchen allemal fast um ein Drittheil grösser sind, und einen dickern Kopf und Leib haben: so kann Rec. die Art *salamandra pruinata* durchaus nicht für einerley mit der Bechsteinschen halten, oder er müsste annehmen, dass das Thier noch nicht ausgewachsen war. Diese erste Art hat als Larve nur zwey Kiemenstralen an jeder Seite, wie Hr. B. S. 258. versichert. Weder Dufay noch Laurenti haben die Anzahl der Kiemenstralen angegeben. Nur hat Dufay im Allgemeinen, ohne die Art zu bestimmen, vier Kiemenbogen auf jeder Seite angegeben. Zur zweyten Art rechnet Bechstein *Lacerta triton Merrem* und *Triton Salamandroides Laur.* als Männchen, *Triton alpestris Laur.* aber als Weibchen. Wegen des einfarbigen orangerothen Unterleibes soll diese Art nicht leicht zu verwechseln seyn. An den Hinterfüssen des Männchen bemerkt Hr. B. merklich breite Zehen: aber die Gestalt und Farbe der Larve hat

hat er so wenig als die Zahl und Beschaffenheit der Kiemen angegeben. Die Larve soll *Proteus tritonius Laur.* seyn. Zu der dritten Art rechnet er *Triton parisinus Laur.* (von Dufay beschrieben) *Salamandra taeniata* und *palmata Schneid.* (von Rasoumowsky beschrieben) als Männchen, *Triton palustris*, *carnifex* und *Salamandra exigua Laur.* wie auch *Salam. palustris* und *carnifex Schneid.* als Weibchen; endlich auch die Linnéische *Lac. vulgaris*, und den gemeinen *Erd- oder Gartensalamander*. Das Weibchen hat einen rundlichten Schwanz mit einer langen und dünnen Spitze. Die Haut durchs Vergröfserungsglas beobachtet ist oben überall rauh, und wie Hr. *B.* versichert, mit lauter *Hautschuppen?* besetzt. Der hautige Rückenkamm ist höher als an der zweyten Art; die Zehen der Hinterfüfse sind von einer auslaufenden Haut etwas breiter, *und an dem Weibchen bemerkt man im Schwimmen ein Häutchen, wie zwischen den Haushühnerzehen.* Gleichwohl sollen die Zehen der Hinterfüfse nicht so breit als am Männchen, und *die Schwimmhaut in den Winkeln derselben* nicht so merklich seyn. Nach der Paarung werden auch am Männchen die Zehen runder; und dieses scheint das Wasser nie oder selten zu verlassen. Das Weibchen bekommt nach mehreren Häutungen, oft einen ganz runden Schwanz. Wenn sie ruhen, legen sie den Schwanz gekrümmt nach dem Kopfe zu. Das geöffnete Männchen zeigte nur *einen* Hoden auf jeder Seite, da die andere Art doppelte Hoden hat. Ihre Eyer legen sie abgesondert, einzeln oder 2 und 4 auf einmal an das Gras. Die Larve hat drey gebogene Kiemenfasern. Ueber die Eyer der ersten Art drückt Hr. *B.* sich sehr kurz und unbestimmt aus S. 258., die von der zweyten Art übergeht er ganz. Ueberhaupt aber versichert er S. 235. dafs er die Eyer immer getrennt und einzeln gefunden habe, da Dufay an zwey Schnüren gereihte Eyer gefunden haben will. Diefs ist eine kurze aber treue Darstellung von dem gegenwärtigen Zustande, in welchem sich die Naturgeschichte dieser Thiergattung befindet, wo der aufmerksame Leser bey der Vergleichung mit der Arbeit des Franzosen bald die Lücken bemerken wird, welche noch durch genaue Beobachtungen aus zu füllen sind, um zu einer sichern Angabe und Bestimmung der Arten zu gelangen. Denn was Brongniart in der neuen Classification der Amphibien über die Salamander bemerkt hat, war von deutschen Naturforschern schon berichtiget. Niemand hat darzu bessere Gelegenheit, und vereinigt in solchem Grade Vorkenntnisse, Neigung und Eifer als Hr. *Bechstein;* daher Rec. sich gedrungen fühlt, ihn zu dieser letzten so verdienstlichen, und ihm gewifs nicht unangenehmen Bemühung aufzufodern, um wenigstens in diesem Fache den Vorrang der deutschen Naturforscher zu bewähren und zu sichern.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GIESSEN u. DARMSTADT, b. Heyer: *Beobachtungen beym Ausbruche eines Concurses, und bey Zurückfoderung des vom Schuldner vorher veräufserten Vermögens.* Von *George Happel*, Hessen-Casselischem Amtsverweser zu Grüningen. 1801. 163 S. 8. (12 gr.)

Ungeachtet in neuern Zeiten so Vieles über den hier behandelten Gegenstand geschrieben worden ist: so hielt doch der Vf. eine nochmalige Untersuchung nicht für überflüssig. Ihm scheint die so beliebt gewordene Abtheilung des Concurses in den imminenten, materiellen und formellen eben so ungegründet, als überflüssig, und er glaubt S. 69. durch Aufstellung folgender Regel den eigentlichen Stein der Weisheit entdeckt zu haben — „dafs nämlich nach römischen Gesetzen dasjenige, was ein Schuldner, dem die eigene Verwaltung seines Vermögens nicht entzogen war, in der *böslichen Absicht*, seine Gläubiger zu verkürzen, veräufsert oder verpfändet hatte, es sey nun, dafs er zu der Zeit, wo dieses geschah, entweder schon aufser Stand war, sie alle zu befriedigen, oder es doch durch diese Handlung wurde, *besonders!!*, wenn derjenige, der ihm etwas abgenommen hatte, von der betrüglichen Absicht wufste, von den wirklich auch in Schaden gesetzten Gläubigern zurückgefodert werden könne."

Ohne unser Erinnern, wird der Sachkenner das Unbestimmte und Unzulängliche in diesem angeblichen obersten Princip sogleich entdecken; aber der Vf. selbst gerieth in grofse Verlegenheit, als er von S. 106. an zu zeigen sich bemühte, wie man in vorkommenden Fällen von seiner Regel praktischen Gebrauch zu machen im Stande sey. Hier schreibt er: „Bey Untersuchung der Frage: was für Veräufserungen des Schuldners durch die Paulianische Klage angefochten werden können? müssen wir auf folgende Fälle Rücksicht nehmen: I. ob der Schuldner eine Verringerung seines Vermögens vorgenommen habe? das heifst, ob er eine Sache, die wirklich in seinem *unbeschränkten!* Eigenthume war, und als Theil seines Vermögens angesehen werden konnte, veräufserte? sey es nun, dafs diefs geradezu geschah, oder, dafs er, *ohne einsweilige wirkliche Uebergabe*, Jemanden ein Recht auf sein Vermögen einräumte? II. Ob er einen der Gläubiger vor dem andern begünstigt? III. Ob ein Gläubiger sich selbst bezahlt zu machen gewufst? und IV. ob der Schuldner etwas zu erwerben unterlassen habe, das er hätte an sich bringen, und wodurch er sein Vermögen hätte vergröfsern können?"

Folgen können wir dem Vf., ohne eine eigene Abhandlung zu schreiben, bey Beantwortung dieser einzelnen Fragen nicht; aber einem Jeden, der dem Gegenstande nur einige Aufmerksamkeit widmen will, mufs es doch sogleich einleuchten, dafs wenn der von dem Vf. als durchgreifende Regel, angegebene Grundsatz richtig wäre, es überflüssig seyn müfste, so viele Fälle zu unterscheiden; und liefst man vollends die hier gegebene Entscheidung der aufgeführten einzelnen Fälle, so wird man kaum begreifen können, wie es der Vf. wagen mochte, einen Zusammenhang zwischen dieser und der von ihm angegebenen Regel vorspiegeln zu wollen.

Ge-

Gewonnen hat demnach die Wissenschaft durch diese Abhandlung nichts, und der Vf. sollte billig um so mehr Bedenken tragen, auf Entwickelung solcher schwierigen Rechtslehren sich einzulassen, da er, wenigstens nach diesem Versuche zu urtheilen, einer logisch richtigen, und darneben klaren und einleuchtenden Darstellungsgabe durchaus unfähig ist.

Ermüdender war für den Rec. seit geraumer Zeit das Durchlesen einer kleinen Abhandlung nicht, als der vorliegenden. Ohne einen eigentlichen Ruhepunkt zu finden, muss man sich durch eine Reihe verworrener Sätze, und durch eine Menge zur Sache nicht gehöriger Abschweifungen durcharbeiten, ohne dass man am Ende auch nur mittelst einiger erheblicher Resultate für die angewandte Mühe belohnt wird. Human ist daneben der Ton des Vf. gar nicht; über die Meynungen sehr verdienter Männer lässt er sich nicht selten auffallend derb aus.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. 1) *Berlin*, b. Hayn: *Einige Gedanken und Vorschläge über Seminarien.* Eine Einladungsschrift zu den Schul-Feyerlichkeiten, welche d. 10. 13 u. 14 Oct. in der hiesigen K. Real-Schule und dem mit derselben verbundenen Kur-Märkischen Landschullehrer- und Küster-Seminar veranstaltet werden sollen, von *Andr. Jak. Hecker*, Dir. d. genannten Schul-Anstalten. 1800. 16 S. gr. 8. (2 gr.)

2) *Halle*, b. Gebauer: *Uebung der Seminaristen* oder künftigen Lehrer der Elementarschulen, in ihrer Selbstbildung, von *Karl Gottlieb Horstig*, Schaumb. Lipp. Cf. Rth. u. Superint. 1801. 80 S. gr. 8. (6 gr.)

Jede Art von Lehranstalten erfoderte eigentlich eine Pflanzschule zur Bildung der Lehrer für dieselbe, und so sollte es Seminarien für die Universitäten, für die gelehrten Schulen, für die höhern Bürger- oder Realschulen und für die niedern Bürger- und Landschulen geben. Ueber diese verschiedenen Arten von Seminarien theilt Hr. *Hecker* Nr. 1. seine Gedanken und Vorschläge, vorzüglich in Bezug auf den preussischen Staat, mit. Der Mangel an Seminarien für Universitäten, die auch ihre eignen Schwierigkeiten haben würden, soll dadurch ersetzt werden, dass 1) bey Berufung auswärtiger Professoren vorzüglich auf Lehrgeschicklichkeit gesehen werde, 2) dass ausser den von andern Universitäten berufenen Professoren, nur solche Männer angestellt werden, die sich schon als Privatlehrer auf der Universität oder als Lehrer der obern Classen in gelehrten Schulen geübt haben, 3) dass die Privatlehrer unter eine gewisse Aufsicht eines erfahrnen Professors gesetzt werden, 4) dass man Lehrer gelehrter Schulen zu Universitäts-Lehrern mache, weil jene schon Lehrübung haben, und, setzen wir hinzu, die Bedürfnisse der jungen Leute aus Erfahrung am besten kennen. Zur Bildung der Lehrer für gelehrte Schulen sind in den preussischen Staaten drey Seminarien, für welche der Vf. folgende Vorschläge thut. 1) Es muss Niemand Seminarist werden, der nicht mit dem Zeugniss der Reife von einer gelehrten Schule entlassen ist, und bey mündlichen und schriftlichen Prüfungen, Beweise von Lehrgaben und materiellen Kenntnissen abgelegt hat. 2) Die Seminaristen müssen unter der genauesten Aufsicht und Leitung des Directors stehen, und von ihm theoretisch und praktisch in der Kunst zu lehren unterrichtet werden. 3) Die höhern Lehrstellen des ganzen Landes müssen nur mit Subjecten der Seminarien besetzt werden. Für Seminarien zur Bildung der Lehrer in den höhern Bürger- oder Realschulen, dergleichen es noch nicht im Preussischen giebt, die aber leicht mit schon bestehenden höhern Bürger- oder Realschulen verbunden werden könnten, schlägt der Vf. ähnliche Regeln wie für die Pflanzschulen der gelehrten Schulen vor. Noch äussert er, mit Snetlage, den Gedanken, dass, den Rector ausgenommen, die Lehrer der höhern Bürgerschulen keine eigentlichen Studierten zu seyn brauchen. Am meisten ist bis jetzt für Seminarien der niedern Bürger- und Landschulen gesorgt worden, für welche der Vf. daher auch keine besondern Vorschläge zu machen nöthig findet.

Hr. *Horstig* Vf. von Nr. 2. prüft, als Aufseher des Bückeburgischen Landschullehrer-Seminariums, welches mit der dortigen Hauptschule in Verbindung steht, wöchentlich die Seminaristen in ihren Fortschritten, giebt ihnen Winke zum weitern Fortschreiten, stellt praktische Uebungen, vorzüglich über solche Dinge mit ihnen an; in denen es ihnen noch an Uebung fehlt, macht sie im Ganzen mit den Pflichten ihres künftigen Berufs bekannt, und sucht überhaupt durch sein Benehmen, seine Unterredungen und Vorträge auf ihre Sprache, ihre Sitten und ihr Gefühl zu wirken. *In* der Ueberzeugung nun, dass „bey einem gleichen *Maasse von* Zeit- und Kraftverwendung in unsern Schulen- und Bildungs-Anstalten, so wie im Privat-Unterrichte, viel mehr geschehen würde als bisher; wenn die Schüler mehr angeleitet würden, ihre Kräfte und Fähigkeiten durch ihre eigene Sorgfalt zu entwickeln" entwarf er die unter Nr. 2. angegebene Anleitung zur Selbstbildung der Seminaristen, welche er seinen Beschäftigungen mit den letztern zum Grunde legt, und wodurch er sie zum eigenen Denken, Entwickeln und Lernen zu reizen sucht. Ehe er an die praktische Ausführung geht, macht er sie genau mit dem bekannt, worauf sie bey ihrer Bildung vor allem hinzuarbeiten haben. Sie sollen gut sprechen, lesen, schreiben, rechnen, zeichnen lernen, sollen sich gute Religions- und andere gemeinnützige Kenntnisse, aus der Physik, Anthropologie, Geographie, u. s. w. endlich auch Kenntnisse in der Musik erworben. Der Entwurf beschreibt nun an einzelnen Beyspielen die vom Vf. mit dem ihm eigenen Scharfsinn ausgedachten Methoden, wie die Seminaristen in den Stand gesetzt werden können, durch eigenen Fleiss und Thätigkeit, und durch die zweckmässigste Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel sich diese Ausbildung so viel möglich selbst zu verschaffen. Der Vf. bedient sich dabey der Sokratischen Methode; er lockt aus ihnen die Grundbegriffe hervor, leitet sie an, Begriffe zusammenzusetzen und zu entwickeln, übt ihren Verstand, und überlässt ihnen nun, jedoch unter seiner Aufsicht und Mithülfe, sich selbst in den nöthigen Sprach- und Sachkenntnissen weiter zu bringen. Wir können den Vf. nicht ins Einzelne begleiten, machen aber nur z. B. auf seine Anleitung zum eigenen Sprachstudium aufmerksam. Unter einer recht zweckmässigen Anleitung und Vorbereitung wird diese Methode bey guten Köpfen die beste Wirkung thun, und wenn gleich die Kenntnisse in den Wissenschaften langsamer gewonnen werden, die man selbst gleichsam erfinden oder sich wenigstens entwickeln muss: so wird doch der Verstand dadurch desto mehr geschärft und die Einsicht desto gründlicher. Nur dürften mittelmässige Köpfe, auf diese Weise geführt, sehr langsam vorwärts kommen; und wenn gleich auch mit ihnen, zur Weckung des Selbst- und Nachdenkens, solche *einzelne* Uebungen vorgenommen werden müssen: so wird man sich doch im Ganzen begnügen müssen, sie eine Wissenschaft durch *lehren* lernen zu lassen. Diese Erinnerungen thun den Vorschlägen des Vf. keinen Eintrag, da auch mit der Anleitung, die er in seinem Seminarium zum Selbstdenken giebt, von den andern Lehrern der Seminaristen ein mehr positiver Unterricht verbunden wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

London, b. Crosby und Lattermann: *A Sketch of the denominations of the Christian World*, accompanied with a persuasive to religious Moderation, to which is prefixed an Account of Atheism, Deism, Theophilanthropism, Judaism and Christianity adapted to the present times. By John Evans, A. M. Master of a Seminary for a limited number of pupils, Pullings-row, *Islington.* V Edition. With considerable additions and improvements. 1801. 235 S. in 8. Mit ganz passenden Brustbildern von *Wickliffe, Luther, Calvin, Baxter, Penn, Winchester, Whitefield* und *Wesley.* (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. giebt, in der edlen Absicht, die Toleranz zu befördern, von einer Menge Religionspartheyen kurze, meist richtige Nachrichten, um ihre Entstehung, die Hauptgründe ihrer besondern Lehrmeynungen und ihren neuesten Zustand, besonders in England und Amerika zu charakterisiren. Die Bigotterie, sagte Edm. Burke, wird eine Verfolgerin, weil sie sich um die Entstehungsursachen und Sachgründe anderer Religionspartheyen nicht bekümmert, und deswegen sie alle für grundlos und abgeschmackt, folglich für Producte des Eigensinns und bösen Willens hält. Nach dieser Ansicht ist eine Skizze der vorhandenen Lehrmeynungen, insofern sie alle bey gewissen Mitmenschen wirkliche Ueberzeugung sind und seyn können, eines der besten Mittel gegen jene *blinde* Verfolgungssucht. Die *sehende* Verfolgungssucht nämlich, d. i. die, welche unterdrückt, damit sie oben an stehen bleibe, wird sich *nie* durch solche Mittel der Billigkeit und Vernunft berichtigen lassen. — — Da übrigens der Vf. bey den in England verbreiteten Partheyen am meisten verweilt und überall Notizen, welche ausser seinem Vaterlande weniger bekannt sind, einmischt, so können wir für unsre Leser mehrere Fragmente zur neuern Kirchengeschichte und Literatur aus den übrigen bekannteren ausheben.

Unter den Antitrinitarischen Ansichten sticht hervor (S. 51) das *Einwohnungssystem* von Dr. *Watts.* Er schrieb (s. *Johnson's Life of Watts, ed. Palmer*) der Gottheit eine ewige Einwohnung, *indwelling*, in der Seele Jesu zu, welche deswegen bey Gott vor der Weltschöpfung schon existirt habe und zu seiner Zeit, bewohnt von der Gottheit, eingekörpert worden sey. Auch Dr. *Doddridge* soll diese Hypothese gut gefunden haben. Sie ist vertheidigt von *Benj. Fawcett* von Kidderminster in dessen *Candid Reflexions concerning the doctrine of Trinity.* — Im Anfang des 18 Jahrhunderts hatte der Arianism oder *Subordinatianism* in England viele Anhänger. Die Literatur des *pro* und *contra* in jener findet man in dem *Account of all the considerable Books and Pamphlets, that have been wrote on either side in the controversy concerning the Trinity, from the year 1712.* London 1720. — Ueber den *Materialism* machte Sensation *the Light of Nature pursued, by Ed. Search* Esq. Der wahre Name des Vfs. ist *Tucker.* Dieser starb 1775. — *Toulmin's life of Socinus* verdiente in Deutschland bekannter zu seyn. Die neueste Darstellung des Socinianism in England ist zu ersehen aus *Lindseys Historical View of Unitarianism.* Den Namen *Unitarier* legt sich nämlich diese Parthey als gleichsam eigenthümlich bey, ungeachtet Arianer, Sabellianer etc. eben so streng Unitarier sind. — Gegen Priestley und Belsham wurde der *Calvinism* neuerlich vertheidigt durch *Fuller's The Calvinistic and Socinian System compared.* F. gebraucht unter andern das Argument: Wir Calvinisten sind *bessere* Christen als ihr Socinianer; folglich muss unsre Lehre die *wahre* seyn! Hier wäre denn einmal Nathans des Weisen Probirkunst des ächten Opals angewendet. — Unter den jetzigen Vertheidigern eines gereinigten Katholicismus in England werden mehrmals Dr. *Geddes*, dessen *apologetische Schilderung des Katholicismus in England* kürzlich nebst Ge. Coopers Briefen über Irland (Jena 1801) wegen ihrer vorzüglichen Freymüthigkeit und Billigkeit übersetzt herauskam, und Hr. *Berrington* mit verdientem Ruhm genannt. Solche Männer sollten nicht zum Papismus (*Popery*) gerechnet, sondern als *catholic Dissenters* angesehen werden. Der Vf. sagt überhaupt: „die Römischkatholischen in England sind dem grössern „Theil nach einsichtsvoller und liberaler, als vor„mals.“ (S. 99.) Wie sehr verdienten sie also, dass eine wahre politische Union ausgeführt und in Absicht auf den Staat keine christliche Religionsparthey von dem Genuss *aller* bürgerlicher Rechte ausgeschlossen wäre, so wie in Leistung der bürgerlichen Pflichten keine eximirt seyn soll. — Den *Protestantismus* hat, schon unter Karl dem I. *Chillingworth* sehr richtig definirt. Wie die Katholiken, schreibt er in seinen *Works* (ed. 1742.) nicht Bellarmins, oder Baronius, oder der Sorbonne oder der Jesuiten Lehrsystem als Lehre ihrer Kirche ansehen, sondern das ihnen allen verbindliche Concilium von Trident, so ist

ist die Religion der Protestanten nicht an Luther, Calvin, Melanchthon, nicht an die Confession von Augsburg oder Genf, nicht an den Heidelberger Katechismus oder die Artikel der Kirche von England, auch nicht an das, worin die Protestanten etwa jetzt übereinstimmen, sondern einzig an die *Bibel* gebunden. Mehr soll man von keinem fodern, als dass er in dieser das Wort Gottes anerkenne, ihren eigentlichen Sinn zu verstehen suche und ihr gemäss lebe! — Was die *bischöfliche Kirche von England* betrifft, so erhielt der König, welcher als Oberhaupt derselben betrachtet wird, den Beynamen *Defensor Fidei* bekanntlich noch vom Papst, da Heinrich der VIII. gegen Luther geschrieben hatte und einen der ersten und besten Bibelübersetzer, *Will. Tyndal*, verbrennen liess. Er behielt den Titel, da er sich vom Papstthum lossagte. — Konnte dieser Titel bleiben, da der König zum Gegentheil des Papstthums übergegangen war, wie natürlich wäre es, dass nun der königliche Beyname nicht bloss von der Defension den *Fides* der im Aeusserlichen gerade mit der römischen Kirche am meisten homogenen Episcopalkirche, sondern von politischer Handhabung der Rechte *aller* christlichen Glaubensbekenntnisse, welche sich auf die Bibel gründen, antipapistisch ausgelegt und verstanden würde. Nicht die Kirche von England aber sollte hierdurch um ihre weltliche Besitzungen und Vortheile gebracht werden; sie sollten und müssten ihr vielmehr desto mehr gesichert seyn, wenn die übrigen Partheyen, von politischen Aemtern nicht mehr ausgeschlossen, (*diskabilitirt*) sie um jene ihre alten Glücksgüter nicht weiter zu beneiden gereitzt wären. Kein Besitz ist durch Verjährung und Macht sicher, sagt unsere Zeitgeschichte, wenn er sich nicht durch Billigkeit gegen andere sicher stellt. — Ueber die 39 Artikel, auf welche sich die Episcopalkirche bezieht, dachten ohnehin ihre gelehrteren Mitglieder, Warburton, Hoadley etc. sehr viel anders, als die Menge. Die 1772 vorgekommenen wichtigen Parlamentsdebatten über und gegen die *Subscription* derselben waren durch eine dritte Auflage von des Archdeacon, *Blakburne*, *Confessional* (1770) vorbereitet. *Dyer's Treatise against subscription* erschien mehrere Jahre später. Sollten sich nicht wieder Tage der Ruhe nähern, in denen diese Stimmen mit Billigkeit neu gehört werden könnten; eben sowohl als des gelehrten *Watson* (*Bish. of Landaff*) *Letter to the Archbishop of Canterbury* von 1781 oder Bitte um bessere Besoldungen für die niedere Geistlichkeit. — *Bish. Pretty man's Elements of Theology* werden bis jetzt für die beste Dogmatik der herrschenden Kirche in England gehalten. Man vergl. damit *Will. Friends Letters* an diesen Prälaten als Prüfungsversuch. — *Neal's History of the Puritans* als die beste Erzählung über den Ursprung der *englischen Dissenters überhaupt* wird von Dr. *Toulmin* (*of Taunton*) zur neuen Ausg. bearbeitet. — Die *Test-Acte*, nach welcher zunächst nur römische Päpstler von Aemtern in England ausgeschlossen seyn sollten, wird gegen alle Dissenters angewendet, so dass sie, ohne bey den Episcopalisten das Sacrament zu empfangen, nicht zu öffentlichen Aemtern kommen können. Erst 1787 war die Aufhebung dieses Requisits Gegenstand grosser Parlamentsverhandlungen. Man meynt, die Sicherheit der bepfründeten Kirche (*established church*) hange von der Fortdauer der Test-Acte ab. Es ist leicht einzusehen, dass die Unsicherheit der Privilegirten von solchen Oppositionen abhängen muss, die, weil man sie nur drücken, nicht unterdrücken kann, zu immer stärkern Gegendruck durch den Geist der Zeit gereizt werden. Wer kann berechnen, in welchem Moment die gespannte Elasticität die Kraft des Drucks übertreffen werde? Und Jesu Brüdermal — soll es immer noch das Signal unbrüderlicher Ungleichheit der Bürgerrechte bleiben? — In der presbyterianischen Kirche von Schottland dauern die *Seceders* seit 1730 fort, die sich ausschliesslich für *Gottesvolk* halten. Ihre Stifter waren die Brüder Ralph und Ebenezer Erskine. — Unter den englischen Dissenters sind die *Baptisten*, welche *nicht wiedertaufen*, aber bloss solche, die sich ihre Parthey wählen können, und zwar untertauchend taufen, vorzüglich bedeutend. Vgl. *Robinsons History of Baptism*, eine in Deutschland nicht genug bekannte, gründliche Arbeit! Vor wenigen Jahren hielten sie zu *Whittlesford*, 7 englische Meilen von Cambridge eine, hier beschriebene, *feyerliche Taufe vieler Männer und Frauen mit grosser Decenz im Fluss*. *Von der gelehrten Erziehung der Dissenters* überhaupt werden in dem *Life of Dr. Doddridge*, welches Kippis dessen *Family Expositor* in der 7. Ausg. vorsetzen wird, umständliche Nachrichten gegeben werden. — Die neueste Vertheidigung der *Quäcker* ist: *a Refutation of some of the more modern misrepresentations of the Society of Friends, commonly called Quakers, with a Life of Jam. Nayler; by Joseph Gurney Bevan*. *Will. Penn* hielt sich zu ihnen. Seine Werke aber zeigen, dass der Mann zu gross und zu edel war, um in Sachen des Nachdenkens zu einer Parthey zu gehören. — Der Quacksalberey in der Medicin setzt man in England die „methodischen Aerzte" entgegen, nach dem englischen Ausdruck *the Methodists*. Da zwischen 1729 — 35 zu Oxford die strengere Lebensweise der Wesley, Whitfield's und and. Aufsehen machte, so nannte man sie im Scherz „eine neue Art von Methodisten." Daher der Name dieser sehr ausgebreiteten Gattung von Pietisten, die in Ansehung der Dogmen sehr verschieden und nachgiebig sind. Sie theilen sich in Calvinianer, Arminianer etc. s. Dr. *Haweis's History of the Church of Christ*. Das bekannte Parlamentsglied, *Will. Wilberforce* vertheidigte sie, rechnete aber auch manche Lehrauswüchse z. B. von der Erbsünde in einer neuen Abhandlung *on Vital Christianity* zu ihren Eigenthümlichkeiten, wogegen *Charl. Bulkley* eine *Apology of human nature* schrieb. Nach Wesley's Tod trennte sich *the New Methodist Connection* 1797 von den übrigen, weil sich ihre Geistlichkeit gar zu viel Gewalt über die Gemeinden anmasste. Wesley suchte

suchte seine Anhänger immer mit der *established Church* soweit in Verbindung zu erhalten, dass er sie das Abendmahl in den Kirchen derselben empfangen liess, folglich der *Test-Acte* auswich. Leider hat der Secteneifer nach seinem Tode die Parthey in solche, welche es nur in Privatcapellen empfangen wollen, und in solche, welche bey Wesleys kluger Fraternisation bleiben, getrennt. Muss es noch immer einen Moriah und einen Garizim geben, ungeachtet Jesus seit 18 Jahrhunderten die Gottesverehrung im Geist für den Charakter seines Messianismus oder Christianismus erklärt hat? — Da reisende Methodistische Prediger nach Wales kamen, so riefen sie dem Volke am Ende ihrer oft auf freyem Felde gehaltenen Predigten zu, dass man aus Freuden über so viele evangelische Seligkeiten immer *Gogoniant* (auf Wälisch so viel als *Preis Gottes!*) ausrufen und wie David vor der Bundeslade *hüpfen* sollte etc. Wer sollte denken, dass auch hieraus eine Religionsparthey entstehen konnte! Sie heissen die *Jumpers*. Der Vf. sah 1785 selbst eine solche Jumping-Zusammenkunft. Bis gegen 8 Uhr Abends hatte ihr Volksredner sie von den Wohlthaten unterhalten, über welche man wie Johannes im Mutterleibe hüpfen müsste. Endlich da er sie entflammt sah, fieng er selbst das Jumping (mit beiden Beinen in die Höhe hüpfen) an. Neun Männer und sieben Weiber trieben es mit ihm bis gegen 11 Uhr in der Nacht. Endlich knieeten sie im Kreise nieder, fassten einander bey den Händen und beteten mit gen Himmel gerichteten Blicken, dass sie bald dort unzertrennlich zusammenkommen möchten, in der Hoffnung, zu Gottes Ehren, ohne Ermüdung Tag und Nacht, zu hüpfen (*to jump.*) Sonderbare Dinge hievon s. in *Bingley's* und *Evans's Tours through Wales.* — Unter den *Universalisten* ist neuerlich *Broughton* in seinen *Dissertations on Futurity* auf die glückliche Auskunft gekommen: der Ausdruck αιωνιος als *doppelsinnig* sey von der Inspirationskraft absichtlich gewählt, um die Leichtsinnigen zu schrecken, den Gläubigen aber die Hoffnung der Wiederherstellung aller Dinge durchscheinen zu lassen. — Andere wollen, dass die Verdammten nach langer Erduldung der verdienten Höllenstrafen zur Gnade eine *endliche Zerstörung* zu erwarten hätten. Da in diesen Dingen so vieles aus der Criminaljustiz geborgt worden ist, so darf man sich nicht wundern, dass endlich auch der Gnadenstoss seine Anwendung gefunden hat. John Masson hat dafür 2 Volumes geschrieben. — Noch giebt es in London selbst 2 Versammlungen von *Sabbatariern*; in Amerika sind deren viele, welche gegen Vertauschung des Sabbats mit dem Sonntag mächtig protestiren. Das neueste darüber ist S. *Palmer's Nature and Obligation of the Christian Sabbath.* Ist von Consequenz die Rede, so würden viele Andere, welche auf Ceremonien z. B. des Eintauchens etc. eine hohe Wichtigkeit legen, den Sabbatariern keine Vorwürfe zu machen haben. Es sind auch wirklich viele der Baptisten zugleich Sabbatarier. — Die *Mährischen Brüder* halten sich meist an *La Trobe's* Uebersetzung von *Spangenbergs Idea Fidei Fratrum.* Vgl. Welds Reisen in die vereinigten Provinzen über die Niederlassung zu Bethlehem. — Auch die *Sandemanier* in Schottland dauern fort, halten wöchentlich ihr Abendmahl noch mit Agapen, dem Bruderkuss, der Fusswaschung, gebrauchen das Loos, und empfehlen statt der Gütergemeinschaft möglichst willfährige Mildthätigkeit. Ihre Hauptschriften sind *the Testimony of the King of Martyrs* von *John Glass* 1728. welcher auf das Zeugniss Jesu drang: Mein Reich ist nicht von dieser Welt etc. und *Robert Sandemans Letters to Mr. Hervey* (1756.) — Keine Parthey, sollte man glauben, hätte in England früher aussterben müssen, als die *Hutchinsonianer.* Nach ihnen liegt alle Weisheit in der — hebräischen Sprache. In diesem Sinn schrieb *John Hutchinson* 1724 seine *Moses's Principia* gegen *Woodwards Natural History of the Earth.* Hr. de Luc hat uns neuerlich bewiesen, dass man alle Weisheit im Mose suchen kann, selbst ohne hebräisch zu verstehen. — Aus Pensylvanien herüber wird man an die „*harmless Tunkers*" erinnert, die in Dominicanerkleidung die Essäische Lebensart erneuert haben und bey der Taufe auf Eintauchung bestehen. Seit 1774 hat eben dort eine *Anna Leese*, „die Mutter der Auserwählten" eine Parthey, welche Gott durch allerley körperliche Bewegungen verehren, *the Shakers* (Schüttler) aufgebracht. Das 12. Kap. der Apokalypse soll von ihr handeln; sie soll die 72 Zungen des Pfingsttags verstanden und mit den Verstorbenen conversirt haben! S. Rochefoucault's Reise durch Amerika 1. Th. — Auch *Em. Swedenborg* ist nicht umsonst zu London gestorben (1772.) Seine *New Jerusalem-Church* versammelt sich noch, besonders bey dem Buchdrucker *Hindmarsh.* Sie hat bekanntlich ein *Indwellings*-System. Christus besteht als Gott aus Vater, Sohn und Geist. Das jüngste Gericht ist nach ihren Nachrichten in der Geisterwelt schon 1757 abgehalten worden. Denn alle Schrift hat einen natürlichen, geistigen und himmlischen Sinn. Nach dem letztern aber bedeutet das jüngste Gericht die Zerstörung alles Kirchenchristenthums, des katholischen wie des protestantischen. Dabey ist das neue Jerusalem für Willensfreyheit in geistigen Dingen und erklärt sich sehr stark gegen die Lehren von der Versöhnung, stellvertretenden Genugthuung, Prädestination, unbedingte Gnadenwahl, Rechtfertigung durch den Glauben allein, körperliche Auferstehung, wogegen jeder sogleich nach dem Tode einen geistigen Leib erhält. — *Winchester* hat in seinen *Lectures on the Prophecies* den *Chiliasmus* aufs neue ausgemalt. Christus kommt zur Erde wieder, an Einem der Aequinoctien. Die tausend Jahre seines Kommens auf Erden sind der *Eine grosse Tag* (2 Petr. 3, 8.) des jüngsten Gerichts. Alle grosse Flüsse in Amerika gehen deswegen gegen Osten, damit man sich desto schneller nach Palästina einschiffen kann.

Die Zahl aller Nonconformisten (*Dissenters*) in England wurde vor 60 Jahren von *Neal*, dem Haupt-

schriftsteller hierüber auf 150,000 Familien geschätzt. Sie sollen inzwischen sehr abgenommen haben. Ihr Verhältnifs gegen die Glieder der *Church of England* soll seyn wie 1 zu 5 so wie dagegen das Verhältnifs der Anhänger dieser Kirche in Irland zu den dortigen Katholiken ebenfalls auf 1 zu 5 geschätzt wird; nur mit dem Unterschied, dafs in England das 1 von 5 und in Irland das 5 von 1. gedrückt wird.

STATISTIK.

HALLE, b. Ruff: *Angabe und Berechnung der Gebornen, Verstorbenen, Copulirten und Communicanten in den evangelisch-lutherischen Gemeinden der Stadt Halle, und der damit verbundenen Amtsstädte vom Jahr* 1701 *bis* 1800. Herausgegeben und mit einigen Anmerkungen begleitet von *H. E. Güte*. 1801. 7 B. 4. (6 gr.)

Der hier vollständig mitgetheilte Titel zeigt hinlänglich, was unsre Leser in dieser Schrift zu erwarten haben, nämlich eine aus den sichersten Quellen geschöpfte Anzeige der nach den vier oben benannten Rubriken jährlich vorgefallenen Veränderungen unter den Einwohnern von Halle nebst den beiden Vorstädten Glaucha und Neumarkt. Man findet hier nicht nur die Anzahl der jährlich in jedem lutherischen Kirchspiel Gebornen, Verstorbenen, sondern Hr. G. hat auch diese speciellen Tabellen durch eine allgemeinere Uebersicht anschaulicher gemacht, in welcher nach Perioden von zwanzig Jahren Zuwachs oder Abnahme der Einwohner, gröfsere oder geringere Mortalität, Vermehrung oder Verminderung der Ehen, nebst andern politischen Arithmetikern interessanten Thatsachen aufbewahrt sind. Aehnliche Kirchenlisten von den katholischen, reformirten und jüdischen Gemeinden hat Hr. G. nicht erhalten können, vielleicht weil diese in vorigen Zeiten nicht genau oder sorgfältig genug verfertigt wurden. Sie machen indefs wohl nur einen kleinen Theil der ganzen Bevölkerung aus. Vergleichungen mit andern Städten gleicher Gröfse hat der Vf. nicht angestellt, jedoch hin und wieder einzelne Resultate aus diesen hundertjährigen Tabellen gezogen, weil es seine Absicht nicht war, solche mit einem ausführlichen Commentar zu begleiten. Aehnliche vollständige Listen aus dem siebzehnten Jahrhundert konnte er nicht erhalten. Doch ist es ihm geglückt, dergleichen von den drey lutherischen Stadtpfarrkirchen zu erlangen. Diese erweisen, dafs in der eigentlichen Stadt Halle ohne die Vorstädte die Zahl der Heyrathen im siebzehnten Jahrhundert weit gröfser war, als im achtzehnten, hingegen in der ersten Periode weniger Kinder geboren wurden, als in der letzten. Denn im siebzehnten Jahrhundert wurden 13,988 Paar copulirt, in dem folgenden nur 10,994, nämlich in eben diesen drey Gemeinden. In dem ersten Zeitraum war die Zahl der Getauften, denn die Todtgebornen wurden bis 1769 blofs unter den Verstorbenen aufgeführt, 34,959 und in dem letzten 45,026. Die unehlichen Geburten haben sich in neuern Zeiten gewaltig vermehrt, und obgleich Hr. G. nur acht Jahre des siebzehnten Jahrhunderts, mit eben so vielen des folgenden vergleichen konnte, so wird der Einflufs der neugestifteten Universität auf diese Geburten schon merklich. Denn vor 1695 ist 16 die höchste Zahl, diese steigt seit dem auf 20, 27, 31. In die acht Jahre von 1691 bis 1698 fallen 145 uneheliche Geburten. Hingegen von 1791 bis 1798 wurden 995 uneheliche Kinder geboren. Die Geburten in Halle und den Vorstädten nach einem zwanzigjährigen Durchschnitt variiren von 12,607 der niedrigsten Summe bis 14,617. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wurden nicht viel weniger Kinder geboren, als in den letzten zwanzig Jahren. Allein die Geburten vermindern sich allmälig bis 1760. Seitdem steigt die Zahl der Gebornen wieder stufenweise, und von 1781 bis 1800 wurden 14617 Kinder geboren. In den letzten 31 Jahren des vorigen Jahrhunderts (der Vf. hat S. 19 durch ein Versehen nur 21 Jahre gerechnet) zählte man 1352 Todtgeborne, unter 21,748 lebendig zur Welt gekommenen Kindern, folglich wenn im Durchschnitt dieses Zeitraums jährlich 701 Kinder geboren wurden, so befanden sich 43 $\frac{19}{31}$ Todtgeborne darunter. Die Zahl der Communicanten hat stufenweise abgenommen. In den ersten zwanzig Jahren des vorigen Jahrhunderts stieg diese in den lutherischen Gemeinden auf 630,989, von 1761 bis 1780 war sie bereits bis auf 356,296 und von 1781 bis 1800 auf 257,630 gefallen. Da dem Vf. aufser den Kirchenlisten auch die Rathhäuslichen Controllen offen standen, so vermissen wir in seinen Tabellen vorzüglich die jährlichen Zählungen der wirklich vorhandenen Einwohner. Von einzelnen Jahren stehen sie zwar in bekannten Büchern; aber hätte er diese von dem ganzen Jahrhundert oder nur von der Zeit an mitgetheilt, wo sie mit möglichster Genauigkeit gemacht wurden, so könnte sie der Politiker zu noch fruchtbarern Bemerkungen benutzen.

* * *

TÜBINGEN, b. Cotta: *Maria Stuart*, ein Trauerspiel von *Schiller*. 2te Aufl. 1801. 200 S. 8. (20 gr.) (Vgl. A. L. Z. 1802. No. 1.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. Februar 1802.

LITERATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Repertorium Commentationum a Societatibus literariis editarum* secundum Disciplinarum ordinem digeffit *J. D. Reufs*, in Univerf. Georgia Augufta Philof. et Hift. lit. Profeffor et Sub Bibliothecarius. *Scientia naturalis.* T. I. Hiftoria naturalis, generalis et Zoologia. 1801. 574 S. 4.

Schon fingen wir an zu beforgen, dafs die Ausführung diefes Werks, an welchem der Vf. lange im Stillen arbeitete, durch die Collifion mit der von Hn. Buchh. Cotta in Tübingen angekündigten Unternehmung gleicher Art vereitelt werden dürfte, als wir durch die Erfcheinung diefes erften Theils auf eine angenehme Art vom Gegentheile überzeugt werden. Das Bedürfnifs eines folchen Repertoriums, das zum Theil verborgene Schätze bekannt, und wenigftens für den, der in der Nähe einer beträchtlichen Bibliothek ift, nutzbar macht, wurde längft gefühlt, und befonders feit der Erfcheinung zweyer Repertorien über deutfche Journale mehr als je gewünfcht; aber die Befriedigung deffelben war kein leichtes Unternehmen. Die nöthigen Sprachkenntniffe abgerechnet, wurden dazu neben ausgebreiteten literarifchen, auch encyklopädifche Kenntniffe, ein ausharrender Fleifs und vorzüglich der freye Gebrauch einer reichen Bibliothek erfodert, die alle dazu gehörigen Materialien vollftändig lieferte. Dafs diefe Eigenfchaften bey Hn. R. fehr glücklich zufammentreffen, weifs jeder, der feine frühern Arbeiten und feine Verdienfte um die Göttingifche Bibliothek kennt, die, wie man an diefem Werke fieht, auch in Rückficht der Sammlungen von Schriften gelehrter Gefellfchaften den berühmteften Bibliotheken, wo nicht überlegen ift, doch fchwerlich nachfteht. Nur unter diefen Umftänden liefs fich ein folches Werk mit Erfolg unternehmen, und nur die Gleichgültigkeit des Publicums könnte den Fortgang hindern. Indeffen wollen wir gegenwärtig, nach wiederhergeftelltem Frieden, die Vollendung des Werks um fo mehr hoffen, da der Vf. nicht nur durch die Wahl der gelehrten Sprache ganz Europa zum Ankaufe deffelben einladet, fondern auch durch die Bearbeitung nach Difciplinen, ohne dem Ganzen zu fchaden, die Vereinzelung der Theile möglich macht. Was man übrigens bey diefer Wahl der Bearbeitung fchon im voraus vermuthet, dafs der Vf. auch in Rückficht des Details (wie es unter andern auch in den *Repertorien der Literatur* 1785—95 gefchehen ift) einer fyftematifchen Ordnung gefolgt feyn werde, zeigt der erfte Blick auf das Werk. In diefem Theile werden in der *erften* Abth., aufser den verfchiedenen ifagogifchen und allgemeinen Auffätzen, über die Naturgefchichte überhaupt, die vermifchten, als *Icones*, *Defcriptiones rerum naturalium et Obfervationes mifcellae de rebus naturalibus* (und zwar hier, wie in ähnlichen Fällen die einzelnen Beftandtheile der Auffätze) *Micrographi, Mufea, Hift. nat. Script. topographici, Scr. H. n. Maris et Lacuum, Thaumatographi, Scr. de Palingenefia* u. *Phyfiologi mifcelli* (S. 1—74.), in der *zweyten* Abth. aber nach den vermifchten Abhandlungen die befondern das Thierreich betreffendern Auffätze nach den Claffen, Ordnungen u. f. w. aufgeführt, und zwar zuerft die fogenannten naturhiftorifchen und dann die anatomifchen und phyfiologifchen, alles in einer lichten Ordnung, deren Ueberficht noch durch einen vorausgefchickten *Elenchus Sectionum* erleichtert wird. Von der Einrichtung des Details felbft ift folgendes ein Beyfpiel:

Ofteologi.

Peter Camper

De collectione fua fceletorum et craniorum diverforum animalium.

Nova Acta Ac. Petropolit. T. 2. Hift. p. 92. Mem. p. 250.

*Louis Jean Marie d'*Aubenton

Sur la différence de fituation du grand trou occipital dans l'homme et dans les animaux.

Mem. de l'Acad. des Sc. de Paris A. 1764. Hift. p. 59. Mem. p. 568.

* * *

Robert Annan

Account of a Skeleton of a large animal found near Hudfons River.

Memoirs of the american Acad. V. 2. P. 1. p. 160.

. . . . Geoffroy

Memoire fur les prolongemens frontaux des animaux ruminans.

Mem. de la Soc. d'Hift. natur. de Paris Cah. 1. p. 91.

Thomas Knowlton u. f. w.

Aus diefer an fich unvollftändigen, hier aber hinlänglichen Probe eines Abfchnitts — die zugleich einen Beweis von der Behutfamkeit des Vfs. giebt; da er dem hier öfters vorkommenden Naturforfcher *Geoffroy* faft unbedenklich die Vornamen *Etienne Louis* hätte beyfügen können, — erfieht man auch, dafs nicht blofs die allgemeinen akademifchen Samm-

lungen (unter welchen man selbst die isländischen findet), sondern auch die Schriften der besonders für die Naturkunde bestehenden Gesellschaften aufgenommen worden. Auch sind die hieher gehörigen Aufsätze der Sammlungen medicinischer Gesellschaften benutzt, und ausserdem wird man durch mehrere, theils vergessene, theils minder bekannte Provinzial - Societäten überrascht. Uebrigens sind nicht blofs die Originale, sondern auch die Uebersetzungen angegeben. Was die vom Vf. gewählten Anfangs- und Endtermine betrifft: so ergiebt sich bey der Durchsicht des Werks (dem die Vorrede noch fehlt) dafs die aufgenommenen Sammlungen vom Anfange an bis 1800 benutzt wurden. — Zu wünschen wäre vielleicht noch gewesen, dafs der Vf., zur Bestimmung des äufsern Umfangs der einzelnen Abhandlungen, nicht nur die Anfangs- sondern auch die Endseiten derselben angegeben haben möchte, um so mehr, da Druckfehler in den Zahlen durch das aufmerksame Auge des Vfs. auch hier verhütet werden konnten, wie wir sie da, wo wir Vergleichungen anstellten, vermieden fanden. — Ein alphabetisches Register der angeführten Schriftsteller, wenn auch nur, da die Mitglieder von Akademien und gelehrten Gesellschaften gröfstentheils bekannte Schriftsteller sind, nach den blofsen Namen, mit Beyfügung der Seiten, wo Abhandlungen von ihnen vorkommen, wird wahrscheinlich jeder Disciplin beygefügt, und dadurch zugleich ein schätzbarer Beytrag zur Schriftstellerkunde und ein nützliches Hülfsmittel zu allen künftigen Gelehrten Lexicis und einzelnen Biographieen geliefert werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Marburg, in d. neuen akad. Buchh.: *Hessische Denkwürdigkeiten.* Herausgegeben von *Karl Wilhelm Justi* und *Joh. Melchior Hartmann*, D. und ordentlichen Professoren der Philosophie auf der Universität Marburg. *Zweyter Theil.* 1800. 370 S. 8. (1 Rthlr.)

I. *Der Christenberg in Oberhessen* von *Justi.* Zwischen den oberhessischen Dörfern Ernsthausen und Mellnau, im Amte Wetter, dem vier kleine Stunden von Marburg entlegnen Dorfe Münchhausen gegenüber, erhebt sich eine beträchtliche Anhöhe, welche den Namen des Christenbergs führt. Auf dem Gipfel derselben erblickt man eine Kirche, nach der Tradition die älteste in Hessen, welche aus einem heidnischen, dem Castor geweihten Tempel entstanden seyn soll. In der That ist der mittlere Theil derselben einem heidnischen Tempel nicht ganz unähnlich; auch würde sich jene Sage allenfalls dadurch rechtfertigen lassen, dafs man in dieser Gegend noch andre Denkmäler von den Römern findet. Doch ist es wahrscheinlicher, dafs, wenn auch je an dieser Stelle ein heidnischer Tempel gestanden, man diesen bey Einführung des Christenthums lieber ganz zerstört, und an dessen Statt eine neue christliche Kirche erbaut, als einen ehemaligen Heidentempel blofs in eine christliche Kirche umgewandelt haben werde. Uebrigens wurde der Berg, auf welchem die gedachte Kirche lag, bis in das 15te Jahrhundert *Kesterburg* oder *Kesterberg* genannt, und erst im 16ten Jahrh. findet man den Namen *Christenberg.* II. *Anfrage Landgraf Wilhelms IV. wegen eines Basilisken-Eies* (In einem Schreiben an Victorinus Striegel vom 19. Sept. 1578.). III. *Von der Eintheilung des alten Hessenlandes in das Daunland und in das Darnland;* von *Konr. Wilhelm Ledderhose.* Dafs diese Eintheilung ungegründet sey, wird aus den Worten des Testaments der Landgräfin Anna von 1509 gezeigt, worin sie mehrere Gelehrte zu finden glaubten. IV. *Beytrag zur Geschichte des 30jährigen Krieges in Hessen;* von *Ernst Lud. Wilh. Nebel.* Unter dieser Rubrik werden einige in dem Knopfe des Thurms zu Hochweisel gefundene Actenstücke mitgetheilt, die eine Beschreibung von Schandthaten enthalten, welche ungeachtet ihrer Abscheulichkeit zu den gewöhnlichen Ereignissen jenes Kriegs gehören. V. *Von des weifs Kuniges Schwert;* von *Hans Friedr. August Freyherrn von Dörnberg.* Der Erzherzog und nachmalige Kaiser Maximilian, der unter dem Namen des weifs Kunigs verstanden wird, suchte bey seiner römischen Königswahl dadurch die Kölnische Wahlstimme auf seine Seite zu ziehen, dafs er verschiednen Personen, welche mit dem Kurfürsten Herrmann von Köln in genauer Verbindung standen, Hans von Dörnberg, Johann Schenk zu Schweinsberg und Wilhelm von Bibra ansehnliche Summen schenkte. Letztre konnten zur bestimmten Zeit nicht ausgezahlt werden, im Gegentheil fügten die beschenkten Personen dieser Summe noch einen Vorschufs von 10,000 Gulden hinzu, wovon Kaiser Maximilian 4000 baar erhielt, und die übrigen 6000 angewendet wurden, um das zuvor an einige Bürger zu Köln nebst andern Kleinodien verpfändete kostbare Schwert des Königs, das zu dem Burgundischen Hausschmuck gehörte, einzulösen, welche Stücke künftig den neuen Darleihern sowohl wegen dieses Capitals, als wegen jener Geschenke, zur Sicherheit dienen sollten. Da die Auslösung dieser Pfänder nicht erfolgte: so sahen sich die Inhaber derselben genöthigt, noch unter Karl V. deshalb beständige Unterhandlungen zu pflegen, die aber insgesammt vergebens waren. (Die Fortsetzung dieser Geschichte soll in dem nächsten Stücke folgen). VI. *Letzte Krankheit und Tod Landgraf Wilhelm* VI. *von Hessen-Cassel.* VII. *Der Meifsner in Hinsicht auf mythisches Alterthum,* von *Karl Lud. Aug. Freyherrn von Münchhausen.* Ein schätzbarer Beytrag zu den deutschen Alterthümern, worin der Vf. zu zeigen sucht, dafs man an der Felsenstirne des Meifsners, des berühmtesten Gebirgs in Hessen, unter dem Namen der Frau *Hulda* oder Frau *Holde*, jene auch in andern Gegenden Deutschlands angebetete Göttin der Erde, die Mutter *Hertha* verehrt habe. VIII. *Noch etwas zur Geschichte des Klosters Haina in Hessen.* Wegen dieses ehemaligen Cistercienser-Klosters, welches

ches Landgraf Philipp der Grofsmüthige in ein Hospital verwandelt hatte, erliefs derselbe 1559 ein hier mitgetheiltes Schreiben an den damaligen Obervorsteher Reinhard von Schenk des Inhalts: dafs Niemand, er fey wer er wolle, mit des Hospitals oder dessen Unterthanen Geschirre fahren, noch das Hospital jemanden auf seine Kosten bewirthen solle; auch wolle der Fürst selbst nie sein Lager daselbst nehmen, es sey dann, dafs er den Aufwand bezahle. IX. *Vom Namen der hessischen Herrn von Breidenbach zu Breidenstein, und wie die Benennung von Breidenbach sowohl, als von Breidenstein, sonst mehreren ganz unterschiednen Familien zugekommen;* von *Renatus Karl Freyherrn von Senkenberg.* Ausser dem Geschlechte der hessischen Herrn von Breidenbach, welches von dem Grunde Breidenbach benannt worden ist, gab es noch Familien dieses Namens in Thüringen, in der Oberpfalz und der Schweiz. Am häufigsten aber wurden erstre mit denen von Breidenbach, welche Bürger zu Gelnhausen waren, verwechselt, die nach einer beygefügten Urkunde eine ganz nahe an dem Grund Gelnhausen gelegne Besitzung 1360 verkauften; allein aus einer gleichfalls mitgetheilten Urkunde Kaiser Karl V. von 1545 ergiebt sich: dafs diese Breidenbache ganz ausgestorben und ihre Güter dem Schwiegersohne des letzten derselben, einem Schelm von Bergen zu Lehen gegeben wurden. Auch existirte eine Patriciat-Familie zu Frankfurt, welche diesen Namen führte, und in der Gesellschaft des Hauses Limburg gewesen ist, aber wahrscheinlich von der Gelnhausischen abstammte. X. *Dem Andenken jüngst-verstorbener Hessen geweiht.* 1) *Valentin Keppler.* Ein ehemaliger Töpfer zu Marburg, der es unter günstigern Umständen, und bey besserer Unterstützung, wahrscheinlich sehr weit in der Plastik gebracht haben würde. 2) *Ludwig Philipp Schröter,* Hofrath, erster Professor der Arzneygelahrtheit und Landphysicus der Graffschaft Schaumburg. Hat sich besonders um das Bad zu Nendorf Verdienste erworben. 3) *Leonhard Johann Karl Justi,* der alten Literatur- und Theologie nach dem lutherischen Lehrbegriff Professor, Consistorialrath und Superintendent zu Marburg. Ein Mann, der nicht nur seiner Schriften, sondern auch seines Charakters wegen dieses Denkmal verdiente. XI. *Einige Data zur Geschichte des alten hessischen Geschlechtes der Diedén zum Fürstenstein.* Enthält Nachrichten von den Besitzungen und der Genealogie dieser Familie, in soweit sich letztre aus sichern Zeugnissen erweisen läfst. XII. *Die Baumeisterfamilie Du Ry zu Cassel. Zum Andenken des letzten dieser Familie;* von *Wilh. Joh. Christ. Gustav Casparson.* Einem jeden, der sich einige Zeit in Cassel aufhielt, wird jene Familie nicht unbekannt seyn, indem sich Paul Du Ry, der von dem Landgrafen Karl 1682 in hessische Dienste berufen wurde, so wie auch sein Sohn Karl und sein Enkel Simon Ludwig (der den 23sten Aug. 1799 starb) die gröfsten Verdienste um die Verschönerung jener Stadt erworben haben. XIII. *Uebersicht der im Jahre 1798 von hessischen Gelehrten erschienenen Schriften.* XVI. *Mineralogische Beschreibung des Frauenberges im Oberfürstenthum Hessen,* von *Joh. Christoph Ulman.* XV. *Landgraf Philipps des Grossmüthigen Schenkungsbrief eines freyen Hauses zu Marburg, an M. Adam Krafft aus Fulda.* XVI. *Miscellen.*

Basel, b. Decker u. Paris, b. d. Gebr. Levrault: *Winter Evenings, or, Lucubrations on Life and Letters.* A new Edition, in two Volumes. Vol. I. 342 S. Vol. II. 420 S. 1800. gr. 8. (2 Rthlr. 10 gr.)

Schon im J. 1788 erschien diese Sammlung sehr vermischten Inhalts in London, in drey Duodezbänden. An mannichfaltiger, besonders classischer Gelehrsamkeit fehlt es dem ungenannten Vf. gewifs nicht; vielmehr sind die Spuren seiner Kenntnisse und seiner weitläuftigen Belesenheit in diesen Aufsätzen überall nur zu sichtbar und häufig; destoweniger aber herrscht darin eine zur Reife gediehene Beurtheilung, und ein durch Weltkenntnifs und feines Gefühl gebildeter Geschmack. Wortkritik und literarische Forschung ist mehr seine Sache; und das Buch wird daher den gelehrten Leser mehr befriedigen, als den Dilettanten, den der Titel leicht verführen kann, Unterhaltungen und Beobachtungen über Welt und Menschen darin zu erwarten. Selbst der vorliegende neue saubre Abdruck davon, ganz in der Form der beliebten Baseler Ausgaben englischer Schriftsteller, kann jene Erwartung eines vorzüglich gemeinnützigen und geschmackvollen Werks noch mehr erregen. Weniger willkommen werden indefs selbst dem Freunde der Literatur manche theologische, metaphysische, und zum Theil wirklich scholastische Erörterungen seyn, die viel Einseitigkeit und Partheygeist verrathen, und nicht selten in leidenschaftlichen Eifer ausarten. Dazu kommt in den meisten Behauptungen und Grundsätzen, die der Vf. geltend zu machen sucht, ein sehr schneidender und absprechender Ton; auch ist die Schreibart nicht durchaus rein und fehlerfrey, zum öftern mit fremdartigen und nach dem Griechischen oder Lateinischen ungelenkig gebildeten Ausdrücken durchflochten. Wie mannichfaltig und ungleichartig der Inhalt sey, wird man schon aus folgenden Rubriken der in Bücher vertheilten Kapitel sehen, die jedoch kaum den zehnten Theil des Ganzen ausmachen: über Büchertitel; über Streitigkeiten und die beste Art, sie zu führen; über gelehrtes Einerley; falsche Philosophie; Motto's, Citationen, Randglossen; Witzeley und Affectation der Gelehrsamkeit; Erziehung; über Xenophon's sokratische Denkwürdigkeiten; über medicinische Schriftsteller; über das Predigen, das Universitätswesen, Schriftstellerey, Biographie, Kinderschriften, Unzuverläfsigkeit der Geschichte, Unglauben und Indifferentismus, das Gesundheitstrinken, den Geist des Umgangs, die Etymologie, den Methodismus, die Sonntagsschulen, Schreibart, Selbstgefälligkeit u. s. f.

E R.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

GERA, b. Haller u. Sohn: *Christliche Lieder über die jährlichen Sonn- und Festtags - Evangelia, von Christian Friedrich Förster.* 1800. 208 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. dieser Lieder ist, wie wir aus der Vorrede des Herausg., des Hn. Mettenpredigers *Uhrlandt* zu Gera erfahren, eines redlichen Bürgers und Schumachers Sohn; welcher noch bey seinem Vater arbeitet. Ueber seiner Berufsarbeit, die er als Gottesdienst verrichtet, dichtet er seine Lieder, in mancher Woche zwey, drey und mehrere. Des Sonntags schreibt er sie auf; kann er aber eben nicht: so hat er auch die besondere Gabe, sie einen und mehrere Monate im Gedächtnisse zu behalten und noch andere dazu zu machen etc. Der Vf. selbst erinnert die Leser in seiner Vorrede an die Verheissungen, welche der Heiland seinen Jüngern, und in ihnen allen seinen Gläubigen gegeben hat: Und ich will den Vater bitten, und Er soll euch einen andern Tröster geben — den Geist der Wahrheit etc. Er versichert, dass auch er an der Erfüllung dieser Verheissung des Heilandes Antheil habe. „Denn, sagt er, schon von meiner Jugend an leitete mich der heilige Geist; so, dass es bald zur Entscheidung der wichtigsten Frage kam: Was muss ich thun, dass ich selig werde? Die nächste Antwort gab mir der heilige Geist, indem Er mir den wahren Glauben mit seinen seligen Früchten schenkte, so dass ich diese Periode meines Lebens nie vergesse, weil ich mich von da an unaussprechlich wohl befand; denn der heilige Geist liess mich gleichsam das sehen, und zu meiner Beseligung empfinden, was für mich in dem Wesen Gottes geschah etc." Von diesen Aeusserungen wird man schon von selbst auf den *Inhalt* der Lieder schliessen können. Zur Probe einige Verse aus dem Lied über das Evangelium am 2ten Sonntag des Advents.

> V. 10. Ach Gottlob! der Feigenbaum fängt an auszuschlagen; du, mein Heiland! machst dir Raum auch in unsern Tagen anderswo, wo man froh ist dein Wort zu hören, ohne es zu stöhren.
>
> V. 11. Denn du gehst mit deinem Wort, Heiland zu den Heiden, da seh ich ja manchen Ort schon für dich bereiten; mir ist diess ganz gewiss Anfang jener Zeiten, die mich freu'n von weiten.
>
> V. 12. Wo die Nationen dich, als den Herrn verehren, und der Erden Kön'ge sich zu dir auch bekehren, wo das Licht auch anbricht, dort in Salems Tempel, Andern zum Exempel.

Hätte der Vf. einen gründlichen Religionsunterricht und wissenschaftliche Bildung empfangen: *so würde* er vielleicht ein guter Dichter *geistlicher Lieder* geworden seyn. Nach der Versicherung des *Herausgebers* haben diese Lieder eine *freudige Aufnahme* unter den Inwohnern und Nachbarn zu Gera gefunden, welche in dieser unsrer Zeit des Irrthums und Abfalls von Christo nicht mit irren und abfallen — auch seine auswärtigen christlichen Freunde in verschiedenen Ländern, welchen er die Lieder zugetheilt hatte, haben ihn *schriftlich* mit Freuden versichert, dass sie selbst und andere redlichen Seelen dadurch zum Lobe Gottes und unsers Heilandes erweckt worden seyen etc. — Dagegen ist nun nichts zu sagen; nur sollte Hr. *Uhrlandt* anders denkende Christen nicht des Abfalls von Christo beschuldigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERDBESCHREIBUNG. Ohne Druckort: *Skizze von Frankfurt am Mayn.* 1800. 60 S. 12. (3 gr.) So klein auch die Seitenzahl dieser Skizze ist: so giebt es doch wenig Dinge, die den Reisenden, oder auch den entfernten Leser in einer Stadt interessiren, über die man hier nicht wenigstens einen Fingerzeig fände. Lage, Umfang, Bevölkerung, Charakter der Einwohner, Verfassung, Handel, Cultur, Kunst, Sehenswürdigkeiten — nichts ist hier vergessen, und alle diese Artikel sind so behandelt, dass der Leser freylich nicht einen ausführlichen, aber doch einen allgemeinen und nicht unrichtigen Begriff von allen den genannten Gegenständen erhält. Wäre es erlaubt, Auszüge aus einem so kleinen Werke zu machen: so könnte Rec. daraus dem Leser mehr Wissenswerthes und Interessantes über Frankfurt vorlegen, als sich aus manchem weitläuftigen Werke ziehen liesse. Dabey hält der Vf. einen schönen Mittelweg zwischen dem partheyischen Bürger, der Alles unbedingt lobt, dem Fremden, der *mit Anmaassung* und unzureichender Kenntniss tadelt, und *dem cynischen*, unzufriedenen Bewohner, der den Ort anfeindet, in dem es ihm nicht nach Wunsche geht, und wo, wie er glaubt, sein hohes Verdienst nicht nach seinem ganzen Werthe belohnt wird. — Eine Kleinigkeit will Rec. noch bemerken: die Manier, in der Aberli arbeitete, heisst nicht Gouache, sondern gewaschne Manier, denn seine Lichter sind ausgespart, nicht mit Farben aufgetragen. Die Gouache, oder Malerey in Wasserfarben deckt Alles, folglich bestehen auch die Lichter aus Körperfarben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 15. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Weidmann: *Allgemeine Bibliothek der biblischen Literatur*, von *Joh. Gottfr. Eichhorn*, Hofr. und Prof. zu Göttingen. *VII. Bd.* 4. 5. St. 1796. S. 577—972. 6. St. 1797. S. 973—1196. *VIII. Bd.* 1797. 98. 99. 1163 S. *IX. Bd.* 1799. 1800. 1154 S. *X. Bds.* 1. 2. 3. 4. St. 1800. 5. 6. St. 1801. 1145 S. 8.

2) Ebendas.: *Hiob*, übersetzt von *J. Gottfr. Eichhorn.* 181 S. 8. welche Uebersetzung im 4. St. des X. Bds. enthalten ist.

Da von den Abhandlungen, welche diese Bibliothek liefert, die in den ersten Stücken des siebenten Bandes enthaltenen in der A. L. Z. 1796. Nr. 326. angezeigt worden sind, so fahren wir von dort an fort, das Merkwürdigste daraus in unsern Blättern aufzubewahren. Eine gleiche Anzeige dessen, was aus früheren Bänden noch auszuzeichnen ist, wird schicklicher in unsern *Ergänzungsblättern* ihren Platz erhalten.

Im *siebenten Band*, 4. und 5. St. S. 577—651, wird die zweyte Hälfte des sehr schätzbaren, auch besonders zur Messe gebrachten *Beytrags zur orientalischen Sternkunde.* Von *E. W. V. Lach.* mit einem Anhang über andere zur arabischen Astronomie gehörige Worte und Redensarten, nebst einem Register, gegeben. S. 783—830. folgen *kritische Bemerkungen über Ulphilas gothische Uebersetzung der Evangelien.* Aus den Papieren des verstorb. CR. *Franz Anton Knittel.* Sie enthalten zugleich viele exegetische Proben von dem bekannten Fleifs des Vfs. Die kritischen bestätigen die grosse Uebereinkunft der gothischen Version mit Cd. D. dem Stephanischen β. Man sehe Mark. 7, 19. ισχετον. 9, 2. αναγει, 10, 7. μητερα αυτου. Luc. 17, 22. των ἡμερων τετων u. dgl. m. Da, wo dem Vf. in diesen kritischen Bemerkungen, als einem *opusculum posthumum*, Paroramen entschlüpft sind, hätten wir eine Note des Herausg. gewünscht. Z. B. S. 789. dafs Mark. 10, 7. *alle* Codd. und Uebersetzungen die Worte και προσκολληθ. bis αυτε haben, und nur Ulph. sie weglasse; ist unrichtig. Auch in B. Mt. c. fehlen sie. — Mark. 11, 14. soll Ulph. statt αποκριθεις die sonderbare Lesenart haben βασταζων. Kn. will βασταζων *mit der Hand untersucht habend* (ob nämlich Feigen dort seyen) übersetzen. Eher ist das goth. *usbairands* ein Schreibefehler statt des dem αποκριθεις correspondirenden gewöhnlichen Ausdrucks. — Bey Mark. 14, 65. zeigt sich ein Zusammentreffen des goth. Textes, und einer Auslegung des Chrysost. Ulphila setzt και ὑπηρεται ἡδεω (gabaukgaba) ρα πισμασιν εβαλλον αυτον. Chrysost. Hom. 86. in Matth. 26. beschreibt den Frevel mit dem Nebengedanken, dass sich die Soldaten diess zum Festspiel gemacht hätten, μεθ' ἡδονης ποιουντες. Auch die Codd. der *Itala*, *brix.* und *corb.* haben: *cum voluntate s. libenter alapis eum caedebant.* Luc. 19, 13. *scheint* die goth. Version statt δεκα μνας zu übersetzen δεκα μεριδας. Sottbergs scharfes Auge entdeckte als ihren Text: *taihun dailos.* Knittel hält diese Leseart μεριδας sogar für ursprünglichen Text, und erklärt μνας aus einer Abbreviatur. Allein sein Hauptgrund, dass nach Vs. 25. 26. *Einer* der Knechte zehn μνας erhalten habe, folglich die *ganze* Summe im Vs. 13. mehr gewesen seyn müsse, ist abermals ein blosses Versehen. Die δεκα μναι Vs. 25. 26. sind nicht die *erhaltene*, sondern die durch Eine μνα *gewonnene.* Der andere von Michaelis angegebene Grund, dass zehn μναι in Gold etwa 1250 Ducaten seyn würden, diese Summe aber für einen Königsschatz zu klein sey, ist ebenfalls sehr unbündig. Denn der Text behauptet nicht, dass der Prinz seinen *ganzen* Schatz seinen Knechten vertheilt habe. Vermuthlich steht im Ulphila ein Wort, welches *Talente* bedeutet, statt *dailos*, *Theile.* — In den Ausgaben des *Cod. argenteus* findet man Mark. 12, 36. *Daweid wath du* [zum] *Ahmin Weihamm.* Man fragte: ob Ulph. das ἐν vor πνευμ. nicht in seinem griechischen Texte gehabt habe. Allein Eric Sottberg, welcher 1732 das einzige Manuscript, das der Raub der Zeit von der goth. Version der vier Evangelisten übrig gelassen hat, und aus welchem alle Ausgaben geflossen sind, revidirte, fand: dass dieser Cd. nicht *du* sondern wirklich *in* hat. Wie lange man sich oft mit Erklärung eines Räthsels plagt, das, genauer betrachtet, nicht existirt! —, S. 832—864 fängt M. *Ernst Gottlieb Bengel* die schätzbare Untersuchung an, dass *die alte lateinische Uebersetzung des Buchs Sirach, welche von Hieronymus nur wenig geändert worden ist, nicht aus der griechischen Uebersetzung, sondern unmittelbar aus dem hebräischen Texte entstanden sey.* Noch Hieronymus sagt in seiner *praef. ad Prov.* „*Panareton Jesu fil. Sirach.. hebraicum reperit.*" Diejenige von den sogenannten *Proverbiis ben Sirae* (*ed. Drus.* 1597), welche der Sammler wahrscheinlich aus unsern Sirach genommen, sind *Hebräisch*, während in den andern der chaldäische Dialect herrscht. Unter den Stellen der lateinischen Version, welche ihre Entstehung aus dem *griechischen* Texte beweisen sollen, wird vornehmlich C. 20, 7. angeführt, wo das gewöhnliche περι ψυχων

υἱῶν καταδεσμεύσει τραύματα αὐτοῦ unächt, und dagegen περιψήχων υἱὸν zu lesen seyn soll, ungeachtet auch der Lateiner übersetzt: *pro animabus filiorum colligabit vulnera sua.* Hr. *B.* glaubt zu der Vermuthung sich flüchten zu müssen, dass der lateinische Uebersetzer neben dem hebräischen auch den Text der griechischen Uebersetzung schon zur Hand gehabt habe. Dergleichen zusammengesetzte Hypothesen sind immer minder wahrscheinlich. Rec. würde vielmehr behaupten, dass περὶ ψυχῶν υἱων der ächte Text der griechischen Uebersetzung, und aus dem hebräischen על נפשי בנים entstanden sey, welche man *wegen des Lebens der Söhne* d. h. *deswegen weil er Söhne am Leben hat* — übersetzen müsse. In einigen andern Stellen möchte vielleicht die lateinische Version des Siracha aus der griechischen durch Abschreiber, welche sie emendiren wollten, corrumpirt worden seyn; z. B. 43, 23. wo die, welche überall Jesus zu finden eilten, statt εφυτευσεν εν αυτῃ (*sc.* αβυσσῳ) νησυς lasen εφυτευσεν αυτὴν Ἰησοῦς. Diess war nun ein Fund, den man der lateinischen Version auch mittheilen zu müssen glaubte. Man gab ihr *plantavit illum Dominus Jesus*, statt *plantavit illam Dominus* (*sc. Deus*) *insulis*. C. 30, 18. ist der wahre Sinn unstreitig im griechischen αγαθα εκκεχυμενα. Der Lateiner übersetzt *bona abscondita.* Sieht man nicht, dass er κεκρυμμενα mit εκκεχυμενα verwechselte? sagten die Erklärer. Hr. *B.* weiss keinen Rath. Rec. denkt als hebräischen Text טובות נסכות und dass der Lateiner an סכך im *Niphal* (נִסְכּוֹת) der Grieche richtiger an נסך *effudit* gedacht habe. Und so erscheinen die Stellen, aus denen man erweisen wollte, dass die griechische Version Quelle der lateinischen sey, noch unbedeutender, als sie selbst Hn. *B.* vorkamen. Dagegen hat er auch noch wenig entscheidendes *für* seine Behauptung beygebracht, dass der Lateiner aus einem hebräischen Texte geschöpft habe. Er hat bloss aus dem 1. und 31. Kapitel Proben von allerley Anmerkungen gegeben. Wir wünschten, er hätte aus dem ganzen Sirach bloss die für sein Thema: ob der Lateiner aus einem hebräischen Text geschöpft habe? entscheidendsten Argumente, ohne Einmischung anderer Observationen, vorgelegt. Will er oder ein anderer Gelehrter sich künftig dieses Verdienst machen, so müssen Stellen, in denen der griechische und lateinische Text wahrscheinlich bloss wegen eines Schreibefehlers verschieden sind, nicht als Beweise oder Räthsel aufgeführt, vielmehr berichtigt, und dadurch andern die Mühe erspart werden. So hat C. 34, 6. der Grieche κατα προσωπον αυτου, der Lateiner: *in Specie ipsius.* Hier ist ohne Zweifel im lateinischen zu lesen: *in facie ipsius*, und im griechischen κατα προσ. αυτȣ. In dem nächstfolgenden ist wahrscheinlich im griechischen statt ενθυσιαζουσιν αυτῳ zu lesen θυσιαζουσιν αυτῳ *sc.* χρυσιῳ *seu* Μαμμωνᾳ. Im Lateiner ist *aurum* bloss wiederholt aus dem vorigen Vs., und seine Worte: *Lignum offensionis est aurum sacrificantium* (*ei*) sind zu übersetzen: Gold ist ein Anstossblock für die, welche ihm, dem Golde, opfern. Setzt gleich darauf der Lateiner *depoiit*, wo jetzt der Grieche λησεται, so darf nicht auf ein hebräisches Wort gerathen werden. Man lese auf alle Fälle ἐλέσεται. Ueberhaupt kann diese Untersuchung schwerlich ohne viele sehr unnöthige Mühe weiter fortgesetzt werden, ehe man *Holmes's* Variantensammlung zum Sirach erhält. Was ist über Texte zu entscheiden, welche beide erst durch *die schärfste* Reinigung der Wortkritik gehen müssen, *weil sie* beide voll von Schreibfehlern und Glossen sind. Auch von den blossen Glossen sind manche aus dem griechischen erst ins lateinische übergegangen, s. 1, 7. πολυπειριαν, wo der lateinische Text *multiplicationem ingressus* also πολυπορειαν erhielt. In andern Stellen findet Rec. Versetzungen, ohne zu einem hebräischen Text seine Zuflucht zu nehmen. 1, 17. hat der Grieche: επιθυμηματων ... γεννηματων, der Lateiner zuerst *generationibus*, und nachher *thesauris*. Im lateinischen Text gab diese Transposition zweyer Synonymen einen leichteren Sinn, und geschah daher bloss durch eine Emendation der Abschreiber. — Unter die scharfsinnigsten Bemerkungen des Vfs. gehört, dass 1, 15. bey θεμελιον und *graditur* das hebräische Wort אשיות *fundamenta Jerem.* 50, 15. mit dem ähnlichen אשורים *gressus* auf irgend eine Art vom Lateiner verwechselt worden sey; dass im lateinischen Vs. 29. (vgl. griech. 23.) *redditio* sey das hebräische גמול; dass wo der Grieche Vs. 26. διατηρησον εντολας, der Lateiner im parallelen Vs. 33. *conserva justitiam* hat, beiden Texten das hebräische משפט zum Grunde liege; dass wo Vs. gr. 29. εν στομασιν ανθρωπων, Vs. lat. 37. aber *in conspectu hominum*, als Text על פני zum Grunde liege, wofür vom Griechen על פה gelesen worden sey. Genug; bey weiterer Untersuchung scheint die Vermuthung des Hn. *B.* vieles für sich gewinnen zu können.

Siebenten Bandes, 6. St. liefert S. 973—1053. *Briefe über das Evangelium Johannis von verschiedenen Verfassern.* Sie enthalten mehrere freymüthige, zum Theil den Vff. eigene Erklärungen, unter denen uns die Gründe, dass Jesus mit seinen Jüngern nie von einer körperlichen baldigen Auferstehung zum voraus gesprochen habe, S. 1035. ff. am besten ausgeführt scheinen. „Die Abschiedsreden Jesu bey „Johannes sind ganz so eingerichtet, wie man sie nur „unter der Voraussetzung erwarten kann, dass Jesu „keine bestimmte Hoffnung gehabt, seine Jünger auf „Erden (bald) wieder zu sehen... Auch beruft sich „Jesus nachher nicht auf eigene Voraussagungen hier„über, sondern auf prophetische, Luc. 24, 44." Auch dieser ungenannte Vf. hält daher Matth. 12, 40. für eine nicht von Jesu gesagte, sondern von andern nach ihrer Einsicht gemachte Deutung, wie Joh. 2, 21. 22. Bey andern Stellen aber, wie Matth. 16, 21. 17, 9. Mark. 9, 9. 10. wird, mit Herder (s. dessen Erlöser der Menschen S. 133.) angenommen, dass αναστηναι εκ νεκρων von Jesu in einer weitläuftigeren Bedeutung gebraucht worden sey, in so fern er und seine Sache auch bey den heftigsten Verfolgungen nicht

nicht unterliegen könnten. Dass der Ausdruck „ehe drey Tage vergehen" überhaupt eine kurze Zeit bedeute, hält der Vf. für richtig, doch nicht durch den Sprachgebrauch belegt. Man kann Hos. 6, 2. dünkt uns, als Beleg anführen. Vgl. auch Jes. 17, 6. — Andere Erklärungen dieses Aufsatzes möchten näherer Bestimmungen bedürfen, z. B. dass ποιειν, in dem eigenen Dialect des Joh. *lehren* bedeute 5, 19. und daher εργα *die Lehre*. Der Zweck des Vfs. ist erreicht, und doch der allgemeine Sprachgebrauch erhalten, wenn man bemerkt, dass εργα bey Joh. alles Handeln Jesu folglich *unter andern* auch sein Lehren bedeutet; nur diess letztere nicht zunächst oder gar ausschliesend. Sehr wahrscheinlich wird Joh. 5, 22. übersetzt: Gott überführt (jetzt) niemand (unmittelbar) von dem Guten oder Schlimmen in seinem Betragen. Diess hat der Messias (jetzt) zu thun. κατακρινειν bedeutet allerdings in solchen Stellen nicht ein besonderes Gericht, sondern die Ueberführung, dass unrecht gehandelt worden sey. Joh. 12, 31. 16, 8. Matth. 12, 21. Hebr. 11, 3. κρισις ist das generische, nämlich Ueberführung entweder, dass gut, oder dass böse gehandelt sey. Dass aber εν μνημειοις οντες *geistigtodte* seyen, 5, 8. ist gegen den Sprachgebrauch. Auch setzt der Context Gott als Urheber der Körperauferstehung, und Messias als Urheber der geistigen Resurrection in Parallele. Der Sohn handelt nicht identisch, aber in seinem Kreise *ähnlich* mit dem, was der Vater (die Gottheit) in ihrer Sphäre thut. — S. 1053—1071. giebt der Herausg. das *Leben* des eleganten und gründlichen Polyglotten, *Joh. Jac. Barthelemy*, und zugleich eine Geschichte von den Entzifferungen des Palmyrenischen Alphabets. Der Gehalt von *Bs.* und Swintons Arbeiten dieser Art verdienten, vollständig ins Deutsche übergetragen zu werden. — Nach S. 1090. ist das Manuscript von *Bode's Pseudocritica Wetsteniana* auf der Helmstädter Universitäts Bibliothek deponirt; eine Stelle, wo sie, in der Nähe von Henke, Pott, Bruns etc. gewiss keine verlorne Arbeit seyn wird. Sollten nicht in die *Pottische* schätzbare Sammlung lateinischer, des Aufbewahrens würdiger Aufsätze bisweilen wichtige Stücke aus der Bodeschen Arbeit aufgenommen werden können? — — Möchte doch auch der *dritte* Theil der Niebuhrischen vortrefflichen Reisebeschreibung endlich erscheinen. Nach S. 1105. sind die dazu gestochenen Kupferplatten im Kopenhagener Brand (wie das Birchische Werk) verunglückt. Hr. von *Zach* beweist jetzt eben von einer neuen Seite, wie ruhmvoll Niebuhrs Anstrengungen auf seiner Reise waren. Sollte seine Regierung nicht das, was sie durch jene Reiseunternehmung ruhmwürdig begann, durch zweckmäsige Unterstützung der Beendigung der in ihrer Art einzigen Reisebeschreibung gerne vollenden wollen?

Achten Bandes, 1. St. S. 1—22. *Nachricht von einem mit arabischen Buchstaben geschriebenen spanischen Manuscript*, von *A. L. Silvestre de Sacy*. Der Aufsatz war in Frankreich in Quart gedruckt. — Dergleichen Manuscipte sind selten. Unter den im gegenwärtigen befindlichen Gebetsformeln, liturgischen Ceremonien etc. fand sich eine *Reise in die Türkey*, nebst Regeln für eine solche Reise, und ein Fragment über Erscheinung der fünf Engel beym Tode eines Moslem. Diese interessanten Stücke hat der glückliche Fleiss des Hn. de *S.* hier aufbewahrt. — S. 22—42. *J. M. Hartmanns Vorschläge zur Erleichterung der hebräischen Punktation*, wenn man nämlich auf die ursprünglichen drey Vocalzeichen, einen Punkt über, und einen unter dem Buchstaben, und das Strichelchen Patach, zurückgienge. Ein anderer Vorschlag ist, dass man für die schwer zu unterscheidende Zeichen, wie ָ als Kamezchatuf etc. besondere Zeichen wählen sollte. Da das Hebräische *nur* von Gelehrten erlernt wird, so sehen wir die Zweckmäsigkeit solcher Aenderungen nicht ein. Ihr Erfolg würde seyn, dass man diese neue, und doch auch zugleich die ältere Punktation verstehen müsste und sich die Mühe verdoppelte. Ganz anders wäre es mit Volney's Vorschlag, zum Gebrauch gewohnter occidentalischer Buchstaben in arabischen, persischen etc. Büchern für Kaufleute, Naturforscher etc. denen nur der jetzige, nicht der antiquarische, Sinn des Arabischen interessant ist. S. 42—49. *Warum in den zwey alphabetischen Psalmen* 25. *und* 34. *der Vers, welcher mit Vav anfangen sollte, fehle und dagegen am Ende ein mit Phe anfangender hinzugefügt sey, ungeachtet schon ein mit Phe anfangender Vers im Psalm selbst steht?* von *Hasse*. Es wird erinnert, dass das alte phönizische Mutteralphabet in der *sechsten* Stelle einen Consonanten hatte, aus welchem das lateinische F, und das griechische επισημον Bau oder *Vaw*, das man durch Corruption seiner Figur jetzt als ς für 6. in den griechischen Zahlzeichen schreibt, nebst dem hebräischen ו entstanden ist. Ein späterer Zusatz zum phönizischen Alphabet aber werde uns dadurch angedeutet, dass die Griechische nach τ (ת) noch folgen lässt υ, Υ, als gleich dem Laute *u*. Für dieses u oder v meynt nun Hr. *H.* stünde jenes ו der beiden Psalmen. Es sey hier nicht Phe. — Sollte denn aber פדה Ps. 25, 22. *vedeh*, nicht *phedeh?* und פודה Ps. 34, 23. *vodeh*, nicht *phodeh*, zu lesen seyn, da doch diess Wort auch in andern semitischen Dialecten ein gewöhnliches *phe* als Anfangsbuchstaben hat? — Wohl aber ist Rec. auch, wie Hr. *H.* überzeugt, dass man bey der Frage, ob die Iliade ursprünglich schon habe geschrieben werden *können*, in die Archäologie der semitischen Alphabete, der Quellen des griechisch Kadmischen, (das heisst, aus dem *Kedem*, Orient, entstandenen) zurückgehen müsste.

Achten Bandes, 2. St. S. 192—222. *J. M. Hartmann*, *über das Dagesch Forte*. — S. 222—236. Ein Ungenannter, *über das Verhältniss Jehova's zu den Heyden*. Kein Volk hat einen so mächtigen Schutzgott, und durch ihn so vortreffliche Gesetze, wie Israel. Deut. 4, 7. 8. Doch sind die mit Israel besser stehenden Heydenvölker ihm auch noch näher empfohlen, 2, 4—22. 23, 7. 8. andere hingegen, je nach-

nachdem sie gegen Israel inhuman und arrogant gewesen waren, wie Canaaniter, Moabiter, Ammoniter, sind von Jehova gehasst. s. ebend. Wer Israel in dem von Jehova ihm gegebenen Landesbesitz stört, hat in diesem „Völkerprocess" unrecht, ist רשע und Gott ist Rächer gegen eine solche Nation. Diess sind die hebräischen Nationalbegriffe vor der babylonischen Deportation. Nach dieser (oder vielmehr schon vor ihr, da man näher mit den Heyden bekannt wurde) denkt Jerem. 12, 14—17. Jonas etc. von Heydenvölkern gelinder. Moab, Edom lässt Jerem. Glück hoffen, C. 48. 49. Dagegen muss Assur und Babel, diese damaligen Hauptfeinde der Hebräer, zu Grunde gehen C. 50. 51. 25, 12—38. 30, 16. ff. — Nach Cyrus werden die Jehovasbegriffe gegen die Heyden noch viel milder. Ihn selbst schickt und beglückt Jehova, Jes. 45, 1—6. Auch die Heyden sollen Jehovas Bekenner (Juden) werden, 45, 21—23. 49, 6. 55, 4. 5. Diese Hoffnungen finden sich zuerst bey Zephanjah 3, 8—10. So sollte der Judäer Tempel und Cultur, Hagg. 2, 8—10. Zachar. 2, 11. 8, 20—23. Malach. 1, 11. auch von den Heyden angenommen, verehrt, beschenkt, und endlich das alte Volk Gottes das Volk der Völker, die letzte Weltmonarchie, werden. Unter den Apokryphen ist Sirach eben so mild, Baruch und die Weish. Sal. aber sind härter gegen die Abgötter. Es wäre interessant, wenn diese Stufenfolge der Begriffe und ihre Abhängigkeit von äussern Umständen vollständig entwickelt würde. An die Stelle der allgemeinen Heydenbekehrung zum Judenthum und des Judenreichs über die Welt stellte das Christenthum die allgemeine Bekehrung der Juden und Heyden zu einem, dem geistig irrdischen Reich des Messias. Zuletzt fanden die Theologen statt der alten prophetischen Heydenbekehrung zum Judenthum eine endliche allgemeine Judenbekehrung zu den ehemaligen Heyden, den Christen. Der gewöhnliche Mensch unter allen Gestalten und Zeiten will allein recht haben, und setzt voraus, dass, wer recht hat, auch nach Gottes Weltordnung die Macht erhalten müsse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brandenburg, b. Leich: *Christliche Volksmoral.* Von *August Ephraim Jenchen*, Prediger zu Hohen-Nauen bey Rathenow. 1802. 323 S. 8. (16 gr.)

Dass eine Moral für das Volk, die den Grundsätzen der Vernunft und des Christenthums gemäss ist, sehr nützlich sey, wird kein Verständiger leugnen; und obgleich ähnliche Schriften von *Bahrdt, Feddersen, Funk* und *Olshausen* vorhanden sind, so können doch neue Versuche nicht überflüssig seyn. Das Werk des Hn. Pred. Jenchens bestehet in kurzen moralischen Betrachtungen, die in einer gewissen zusammenhängenden Ordnung auf einander folgen, und zusammen ein Ganzes ausmachen. In den drey ersten Betrachtungen, die als eine Einleitung angesehen werden können, sind die Grundsätze angegeben, von welchen der moralisch Handelnde ausgehen muss, und die der Vf. in den folgenden Betrachtungen überall anzuwenden gesucht hat. Er glaubt, diese christliche Volksmoral *werde* ausserdem, dass sie für den ungelehrten Bürger und Landmann ein sehr nützliches Lesebuch abgebe, auch Predigern, besonders auf dem Lande, manchen Stoff zu ihren Vorträgen darbieten, und zugleich die Stelle eines kleinen Predigtmagazins sehr gut vertreten können. — Für den ungelehrten Bürger und Landmann wird das Buch allerdings brauchbar und nützlich seyn; denn der Vortrag ist populär; nur etwas zu trocken. Es sind auch oft Beyspiele aus der Geschichte und dem gemeinen Leben mit angeführt, die besonders aus *Snells* Moral in Beyspielen entlehnt sind, um dadurch manche Tugend anschaulicher darzustellen, und desto mehr zu ihrer Ausübung zu ermuntern. Das ist ganz gut; *es hätte aber* öfter geschehen können, und hierzu *würde der Vf.* in den bekannten Schriften des Herrn Prediger *Wagnitz*, und des dem Rec. unbekannten Herausgebers eines Exempelbuchs zum Hannöverschen Landeskatechismus (er hat sich bloss mit den Anfangsbuchstaben seines Namens D. L. D. genannt,) Stoff genug gefunden haben. In der Einleitung würde Rec. den Beweggrund zur Tugend, welcher von den nützlichen Folgen hergenommen ist, nicht zuerst, sondern zuletzt angegeben haben. Ob es gleich wahr ist, dass der Mensch Bewegungsgründe, die von der eigenen Glückseligkeit hergenommen sind, bedarf, so muss doch auf alle mögliche Art auf uneigennützige Tugend gedrungen werden. Die Begriffe hätten bisweilen genauer entwickelt, und die Beweggründe einleuchtender dargestellt werden sollen, welches ohne philosophische Subtilitäten, auf eine populäre Art hätte geschehen können. Vom *Aberglauben*, der nicht nur unter den Landleuten, sondern auch unter Bürgern, ja auch vielen Personen vom Stande noch sehr im Schwange geht, ist S. 69. ff. zwar etwas, aber viel zu wenig gesagt. — Indessen werden Landleute und ungelehrte Bürger dieses Buch immer mit Nutzen gebrauchen; aber als ein Predigtmagazin betrachtet, ist es viel zu *dürftig*, und zu arm an brauchbaren Materialien.

* * *

Mannheim, in d. neuen Hof- u. Akadem. Buchh.: *Betrachtungen über das Universum.* 4te Auflage. 1801. 96 S. 8. (12 gr.) (S. A. L. Z. 1789. Nr. 119.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 16. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Weidmann: *Allgemeine Bibl. der bibl. Literatur*, v. *J. G. Eichhorn. VII. Bd.* 4. 5. St. *VIII—X. Bd.* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Achten Bandes, 3. St. *Ueber die paläftinenfifche Landesfprache in dem Zeitalter Jefu und der Apoftel, ein Verfuch zum Theil nach de Roffi.* (*Differtazioni della lingua propria di Chrifto e degli Ebrei nazionali della Paleftina da' tempi de' Maccabei.. Parma* 1772. 244 S. 4.) entworfen von *Heinr. Fr. Pfannkuche.* Die Frage ift für den Erklärer des N. Ts. und mancher Apokryphen intereffant genug. Hat man gleich, fo weit Rec. prüfen kann, keinen Beweis, dafs irgend ein Buch des N. Ts. in der nämlichen Form, in welcher wir es jetzt haben, zuerft hebräifch oder paläftinifch-aramäifch verfafst, und ins griechifche überfetzt worden fey: fo mögen doch viele Reden und Erzählungen, die wir in den Evangelien jetzt gefammelt vor uns haben, in der aramäifchen Landesfprache aufgezeichnet gewefen feyn, ehe eine Sammlung gemacht wurde. Und hätte es fogar dergleichen einzelne Aufzeichnungen und kleinere Auffätze vor der „Diataxis" der Evangelien nicht gegeben: fo wäre es fchon Bedürfnifs, zu prüfen, ob das, worauf längft *de Dieu* (*praef. ad Grammat. lingg. orient.*) drang: „*fancti viri fyriace conceperant, quae graece fcripferunt*, durchaus fo zu verftehen fey, dafs fie nicht auch in einer aramäifch-griechifchen Sprache, wie fie fchrieben, gedacht haben könnten. Mit Recht erinnert Hr. *Pf.*, dafs man, jenachdem das Refultat diefer Unterfuchung ausfalle, jene Sprachenverwirrung, nach welcher man beym N. T. bald aus dem reinhebräifchen, bald aus dem aramäifchen, als dem zu errathenden Urtext, das griechifche erklären will, aufgeben müffe. Das reinhebräifche kann im N. T. nur dort als anwendbar verfucht werden, wo die Redenden mit Stellen aus dem alten T. oder mit Anfpielungen auf daffelbe befchäftigt find. Im übrigen mufs immer vorausgefetzt werden, dafs fie *entweder* aramäifch, *oder* aramäifch-griechifch gedacht, gefprochen und gefchrieben haben. De Roffi und der Vf. wollen das erftere ausfchliefsend behaupten, fo wie *Dominic Diodati Exercitatio de Chrifto graece loquente.* (Neapol. 1767. 8.) ausfchliefsend das aramäifch-griechifche zur Mutterfprache Jefu zu machen fuchte. Zum Glück für die Sache, obgleich zum Unglück für einen Theil der Mühe des Vfs., gehört diefer Streit unter diejenigen, in denen beide Theile Recht und Unrecht haben. Nur das Ausfchliefsende, welches fie durchfetzen wollen, und ein Mangel an Unterfcheidung der Gegenden macht, dafs jeder Theil gewiffermafsen Unrecht hat. Wird die Frage darauf gefetzt: ob Jefus und die zwölf Apoftel urfprünglich aramäifch oder aramäifch-griechifch zu denken und zu fprechen gewohnt waren? fo wird das ächte Refultat aller Gründe und Gegengründe feyn: Beides zugleich! In der von jeher dem Verkehr mit den heydnifchen Nachbarn ausgefetzten Galiläa (Γαλιλαια των εθνων) mufsten die Einwohner, wie Salmaf. fich ausdrückt, *bilingues* feyn. Die Volksfprache des jüdifchen Paläftinenfers war und blieb feit der Rückkunft aus Babel aramäifch. Diefs ift kein Zweifel. Aber, feit das griechifche in dem Handel der Küfte und in dem fyrifchen und ägytifchen Reiche die Sprache der herrfchenden Parthey ward, fo entftand, wenn gleich die Mutterfprache der Einheimifchen nirgends aufhörte, zunächft in der Gränzprovinz Galiläa, dem Vaterland Jefu und der Apoftel, jene unwillkommene Coexiftenz zweyer einander verderbenden Landesfprachen, des aramäifchen und des verhafsten aber doch fich unentbehrlich machenden griechifchen, gerade wie zu Strasburg, feit es franzöfifch wurde, das deutfche zwar die geliebtere Sprache, die Sprache der Gebieter aber doch auch die angenommene wurde, und jedermann beide, die wenigften aber eine von beiden mit Richtigkeit fprachen. Alle Gründe des Vfs. hingegen beziehen fich theils darauf, dafs das aramäifche durch die Gräcität *nicht verdrängt* worden fey, theils auf Nachweifungen, dafs die ächt rabbinifche, und vornehmlich die pharifäifche Judenfchaft zu Jerufalem immer aramäifch *lieber* gehört habe, als aramäifch-griechifch, welches *gut reden* zu können felten fich einer die Mühe gab. Häufig ift das aramäifche und griechifche *nebeneinander*, in Namen, wie Salome und Alexandra, Tadmor und Palmyra etc. auf Münzen wie der Vf. felbft anführt, auf Infchriften, wie die bekannten palmyrenifchen etc. Dafs man auch fogar zu Jerufalem, wohin alljährlich eine fo grofse Menge auswärtiger Juden für mehrere Wochen lang wallfahrteten, felbft vom Volk verftanden wurde, wenn man aramäifch-griechifch fprach, erhellt fchon aus eben den Stellen, welche das Dafeyn des Aramäismus, und die Vorliebe dafür zu Jerufalem beweifen. An einem Ort, wo man einzig im neuhebräifchen, d. i. aramäifchen Dialect vom Volke verftanden werden konnte, hätte es gar keiner Anführung gebraucht, dafs Pau-

Paulus Apg. 21, 40. 22, 2. vgl. 1, 19. seine Vertheidigung an die Menge gerade τῃ ἑβραϊδι διαλεκτῳ gehalten habe, und deswegen *um so lieber* gehört worden sey. Vgl. 26, 14. Hätte der *Läufer* des Agrippa (Archäol. 18, 7, 10.) nur aramäisch reden können, so wäre es überflüssig gewesen, zu bemerken, dass er seinem Herrn die Nachricht: ὁ λεων τεθνηκεν zugerufen habe τῃ ἑβραιων γλωσσῃ. Wofür bemerkte *Josephus de Maccab.* C. 16. dass die Söhne zur Mutter τῃ ἑβραϊδι διαλεκτῳ redeten, wenn sie keine andere Sprache hätten reden *können*. Eben so 2. Makk. 7, 8. 21. 24. 27. 13, 37. Streng genommen war auch das aramäische nicht ἡ πατριος φωνη, *die Sprache der Vorväter*, aber gegen das griechische gestellt, hatte es doch diese Empfehlung der Verwandtschaft. Nur fällt von selbst auf, dass bey dem, von welchem man ausdrücklich anmerkt, er sey in dieser Sprache angeredet worden, die Möglichkeit, ihn auch in einer andern verständlich anzureden, angedeutet wird. Von dieser Coexistenz beider Sprachen als Landessprachen zeigen sich nun überall Spuren, vornehmlich in Galiläa. Wie der Vf. aus dem Beynamen Kephas etc. auf das aramäische schliesst, eben so stark wenigstens ist aus Πετρος etc. für das aramäisch-griechische zu schliessen. Dabey blieben die Apostel doch immer ἰδιωται κ. αγραμματοι Apg. 4, 23. Sie verstanden beide Sprachen nur etwa so, wie der gemeine Elsasser deutsch und französisch. Aber selbst die griechische Uebersetzung des alten Test. wird in ihren Briefen und Reden, (s. Petrus und Jacobus in der Apg. auch Johannes in der Apokalypse) so gebraucht, dass man in einem Zeitalter, wo bey solchen Personen alle diese Kenntnisse aus dem frühen Vorlesenhören in Synagogen und Schulen herkommen musste, daraus auf eine viel nähere Bekanntschaft mit der alexandrinischen Version in Galiläa schliessen muss, als der Vf. S. 477. ff. annimmt, den wir dagegen zu weiterer Ausführung seiner Muthmassungen, dass die ältere chaldäische Targumim selbst der alexandrinischen Version zur Grundlage gedient haben sollte, auffodern möchten. — Wir machen noch einige einzelne Bemerkungen über diesen Aufsatz. Dass das Heer, mit welchem Alexander gegen Jerusalem zog, wie S. 390. sagt, *nicht aus Griechen*, sondern aus Phöniziern und Chutäern, [Statt χαλδαιοι ist χουθαιοι zu lesen, und an Saneballets Hülfsvölker zu denken, vgl. Archäol. B. 9. C. 14.] bestanden habe, sagt der vom Vf. angeführte Josephus nicht. Alexander hatte seine griechische, eigentliche Armee bey sich. Josephus sagt nur, dass die phönizischen und samaritischen erst bey Tyrus dem griechischen Sieger zugeführten Hülfsvölker auf Plünderung des ihnen verhassten Jerusalems gehofft haben. Dass alsdann die vielen unbeschadet ihrer Religionsgebräuche in sein Heer aufgenommenen Judäer „nur etwa ein paar griechische Worte" ins Vaterland zurückgebracht haben sollten (S. 391.) ist dem Gang der Dinge nicht gemäss. — Das althebräische war nicht, wie S. 422. will, den Palästinern um Jesu Zeit so fremd, als uns das altdeutsche von 11. 12 Jahrhundert. Hörte man doch Mose und die Propheten immer in den Synagogen zuerst althebräisch vorlesen, und dann targumisiren; waren doch althebräische Schriften das Schulbuch der Juden, selbst zum Lesen und Schreiben lernen, wie noch immer; machte doch jeder Landrabbine seinen Cursus in Mose. Daher ist es gar nicht unwahrscheinlich, dass Bücher, wie Sirach, z. B. Makk. etc. althebräisch verfasst waren. Dass *Philo in Vita Mos. L. II. p. 657. ed. Frcf.* indem er sagt, die alexandrinische Version sey aus der *chaldäischen* Sprache übersetzt, anzeige, ein chaldäischer Targum sey die Grundlage der griechischen Uebersetzung gewesen, ist gegen den Context der ganzen Stelle. Ph. spricht von dem chaldäischen Text als dem Original, und der LXX. als Uebersetzung, nimmt also chaldäisch in einer eben so weitläuftigen Bedeutung, als wir die Benennung semitisch. — In der S. 440. angeführten Hauptstelle des Josephus Archäol. 20, 10, 2. sagt dieser keineswegs, dass es ihm an *Fertigkeit*, vielmehr dass es ihm an *Genauigkeit* (ακριβει') *im Griechischreden* fehle, und gerade diese Stelle beweist, dass Griechischreden in Palästina sehr gewöhnlich war. Denn eben deswegen achteten, *wie er* sagt, seine Landsleute das Lernen fremder Sprachen nicht hoch, weil diess eine gemeinschaftliche Beschäftigung für jeden Freygebornen mit den Sklaven sey, [es muss folglich von beiden Classen unter ihrem Volke manche, welche des Griechischen und anderer Sprachen durch Gebrauch und Gewerb kundig waren, gegeben haben!] Auch habe ihn an der *Genauigkeit im Griechischreden* die vaterländische Gewohnheit ἡ πατριος συνηθεια [nämlich fremde Sprachen bloss schlecht und ohne Feinheit zu sprechen] gehindert. Selbst die Mühe, welche er sich gegeben, das Griechische grammatikalisch zu erlernen, habe daher [in seinem Schreiben wohl, aber nicht] in seinem Sprechen ihm ακριβεια *Sprachrichtigkeit* verschafft. — Dass die ins Lager der Römer unter Titus fliehenden Ueberläufer nichts *griechisches* verstanden oder sprachen, ist nirgendsher erweislich, am wenigsten daraus, dass sie mit den Römern, d. h. mit Nichtgriechen, nicht sprechen konnten. — Endlich bemerken wir noch, dass die aus den Talmudisten S. 447. angeführten Stellen nicht gegen die *lingua*, sondern gegen die *sapientia* oder Philosophie der Griechen eifern.

Achten Bandes, 4. St. S. 571. — *Notice d'un Ms. Syriaque du Pentateuque deposé à la Biblioth. Nation. à Paris par Behnam, Prêtre Chaldéen.* Von *Silv. de Sacy*. Eine Nachricht, welche man zu weiterer Aufklärung des §. 259. der Eichhornischen Einleitung in das A. T. wünschen musste. Das Manuscript enthält eine (so sagen die Unterschriften der Bücher) nach der unter den Griechen und der unter den Syrern gebräuchlichen Version durch *Jacob, Bisch. von Edessa*, im Seleucid. J. 1015. (Chr. 704. und 5.) im grossen Kloster zu Teleda *corrigirte Uebersetzung*. Von Jacobs Aufenthalt zu Teleda s. Barhebr. in Assemani Biblioth. or. T. II. p. 337. Ein anderes Manuscript der Nationalbibliothek (Syr. Nr. 5.) enthält den *Daniel* ebenfalls nach der Revision des Edessen. Jacobs. Der hier beschriebene

bene Codex ist nicht blofs in Estrangelo, sondern bey gewiffen Zufätzen auch in der einfachen fyrifchen Schrift gefchrieben, folglich nicht über das J. Chr. 1000 hinaufzurücken. Die Syrer hatten 2 Verfionen; eine wird *Pefchito* (die *direct* aus dem hebräifchen genommene) genannt; die andere erhielt fonderbarer Weife den Namen *Figurata*, weil Pocock eine arabifche Stelle des Abulpharadfch, die ihre Entftehung befchreibt, überfetzte: *alteram figuratam juxta 70 Seniorum verfionem*, wo aber *figurata* nichts anders ist, als *formata*, *facta*. Der arabifche Text der Stelle ist im Namen der 70 nicht richtig. Die Emendation, welche *de S.* giebt, mufs S. 589. wahrfcheinlich unrichtig abgedruckt feyn. Der wahre Text ist صاحب صورة السبعين wörtlich: *focia i. e. particeps formae* των 70. d. i. *formata fecundum* την των 70. Jacobs des Edeff. Arbeit behält oft die *Pefchito* bey.

Ueber Indien als Quelle der Mythologie. Aus einer Rede des Hn. D. *Lichtenftein*, zu Hamburg fchon 1797 gehalten. Mit Recht proteftirt der Vf. gegen die von Jones und andern Engländern verfuchte Methode, blofs aus Verwandtfchaft der Namen die griechifche und römifche Mythologie durch die Indifche zu erklären. Dagegen ermuntert er, andere bleibendere Eigenthümlichkeiten in Betrachtung zu ziehen. So hat z. B. Hecate immer eine kleine *gehörnte* Hirfchkuh neben fich, dergleichen nur am Ganges exiftirt, ähnlich dem Axis Platykeros. Nur in Indien behält diefe Thierart auch im weiblichen Gefchlecht die Hörner. So ist die Diana πολυμαστος offenbar eine Indifche Figur. Die Aehnlichkeit des Lingamcultus und des Priaps ist auffallend, (doch, da dort nicht eine perfönliche Geftalt verehrt wird, fchwerlich von einander abzuleiten!). Der dem Jupiter gewöhnlich beygegebene Adler ist nach dem Urtheil des Hn. *Ls.*, eines Kenners der Naturgefchichte, von keiner andern Art, als der von den Ornithologen bey Pondichery aufgefundenen. Die gedrehten Blitze aber hält der Vf. für die Hörner des *Oryx* der Alten (*Pallas Antelope Bezoartica*) welche nach Agatharchides u. a. in Indien als Waffen gebraucht worden find. Aus diefem Gebrauch erklärt der Vf. die „Hörner in der Hand des Jehova" Habacuc 3, 4. vgl. 2. B. Kön. 22, 3. 2. Chron. 18, 10. Micha 4, 13. nebft dem griechifchen κεραΐζειν. Auch hat nach des Vfs. Verficherung der *oryx* und *leucoryx* der Alten alle Attribute der biblifchen ראמים und רימים die er nur für eine Thierart hält.

Ueber die Engelerfcheinung beym Grabe Jefu. S. 629—640. Des Vfs. Erklärung geht von der, wie uns fcheint, unrichtigen Vorausfetzung aus, dafs Petrus und Johannes *zwifchen* dem Kommen der andern Frauen und dem der Maria Magd. bey der Gruft Jefu angelangt feyen, und doch keine Engel gefehen haben. Blofs der Anblick der fchneeweifsen Tücher, welche Jefus zurückgelaffen, habe bey den Frauen die Engelerfcheinung hervorgebracht. Wie aber konnten diefe Tücher den *beftimmten* Gedanken: Jefus gehe voraus nach Galiläa, bewirken?

In diefem Heft fängt *die Ueberficht der biblifchen und morgenländifchen Literatur von 1787 bis 1797 an*, welche zugleich viele in der Bibliothek nicht recenfirte Schriften, mit kürzeren Notizen nachträgt.

Achten Bandes, 5. St. *Von Dombay über die Marokkanifchen Gold-Silber- und Kupfermünzen.* S. 761 bis 792. Der Vf., welcher als kaiferl. Dollmetfcher zu Agram in Kroatien fteht, war felbft mehrere Jahre in Marokko. — Das übrige des 5. und das ganze 6te Stück enthält *Fortfetzungen der Ueberficht.* Am Schlufs noch von Hn. *A. J. Penzel*, welcher aus Luft, die armenifche Literatur genauer zu ftudieren, fich im armenifchen Klofter zu Triefte aufhielt, die Auffoderung zur Subfcription für eine *deutfcharmenifche Grammatik und Chreftomathie.* Das weitere Schickfal diefer Arbeit, welcher Rec. alle Unterftützung wünfchte, ist uns nicht bekannt.

Neunten Bandes, 1. St. *Hufnagels Erinnerungen an einige biblifche Stellen aus Elmacin.* S. 1—26. Die Vergleichung zwifchen dem Johanneifchen εγω εν τῳ πατρι και ὁ πατηρ εν εμοι εστιν mit den Worten Moftanfirs: *non timebo nifi Deum meum, cui eft excellentia, Avus meus in filio meo eft et ego fum in patre meo. Mea vero fententia eft: unio et juftitia!* (f. *Elmacin. ed. Erp.* 1625. *p.* 276.) war, da *H.* fie in feinem Handbuch der biblifchen Theologie anführte, fo auffallend und treffend, dafs jeder mehrere folche Parallelen wünfchte. Der Sinn obiger Stelle ist nach dem Context: *Meine ganze Familie ftimmt für Einigkeit und Rechtfchaffenheit!* und man fah daraus klar, wie nach orientalifcher Art fich auszudrücken, Jefus feine Willenseinheit mit Gott für alles Gute in den obigen Worten lebhaft gemalt hatte. Durch fein jetziges Amt an dergleichen Forfchungen gehindert, theilt H. das vormals über Stellen des N. Ts. angemerkte mit. Die Humanität, welche diefe feine *ftudia humaniora* auch hier begleitet, macht fie doppelt angenehm. Möchte er, auch was er zum A. T. aus Elmacin fich notirt hat, mittheilen!

S. 26—64. *Ueber Gal.* 3, 20. von *Harras*, *Archidiakon. zu Uelzen.* Der Sinn des Apoftels foll feyn: Alfo ist auch die Autorität des Mofe nicht von unveränderlicher Befchaffenheit, ὁ δε μεσιτης ἑνος, fc. τροπȣ, ȣκ εστι, aber Gott ist und bleibt in Anfehung feiner Verheifsung unveränderlich. — Dafs ἑνος τροπȣ von unveränderlicher, immer eines bleibender Befchaffenheit bedeute, und dafs man τροπȣ alsdann doch auslaffen könne, ist nicht erweislich. Auch εἱς bedeutet Röm. 3, 20. (Lev. 24, 22.) nicht *unus idemque*, oder *femper idem.* Des Apoftels Sinn in der letztern Stelle ist: Juden und Heyden haben nur *einen* (*eundem numero*) Gott; diefe können daher, in Beziehung auf die Seligkeit nicht fchlimmer daran feyn, wie jene. — Dennoch ahnet der Vf. den nach dem Zufammenhang von Paulus beabfichtigten Sinn richtig, und fchon ȣκ ειναι an fich, kann: *nicht mehr gelten*, ειναι fc. τι aber *gelten* bedeuten.

S. 143—215. *Ueber die neuefte Bereicherung der arabifchen Literatur aus Sicilien her.* Ein Zögling der orientalifchen Akademie zu Wien, Dr. *Hager*, hat dreyer-

dreyerley Betrügereyen zur völligen Gewissheit gebracht. 1) War der von *Abbate Vella* dort vorgeblich entdeckte *vollständige Livius* nichts als eine maltesisch-arabische Version der Epitome des Florus, so, wie Vella maltesisch-arabisch versteht. S. Hagers Reise von Warschau nach der Hauptstadt von Sicilien. (Wien 1795. 8.) 2) Ist der zwischen 1789 und 1792 in vollen sechs Quartanten, mit einem Aufwand von ungefähr 10,000 Kaisergulden übersetzt erschienene *Codice Diplomatico di Sicilia* von eben diesem Abbate, welcher dadurch Prof. der arabischen Sprache zu Palermo und Abt von St. Pancrazio wurde, nichts als eine betrügerische Zusammensetzung, welche der Vf. nicht einmal aus arabischen Quellen, sondern aus den fehlerhaften, lateinischen Uebersetzungen derselben bey Caruso und Jveges, nebst den dortigen Fehlern, aushob. Er gab vor, dieses alles aus einem arabischen Codex zu nehmen, welcher aber, genauer betrachtet, nichts als Traditionen über Mohammeds Familie enthält. Nur das in Kupfer gestochene, fast unlesbare, erste Blatt der Vorrede verfasste Vella arabisch, aber in seinem, d. i. dem maltesischen, Dialect, von welchem man auf diese Weise eine, mit Vasalli's zu Rom neuerlich erschienener maltesischer Sprachlehre vergleichbare, Probe erhalten hat. Im übrigen machte er den vorgeblich übersetzten Codex unlesbar, liess ihn mit Goldschlagblättchen belegen, und zeigte ihn so selten, als möglich, vor. 3) Ist auch die auf den *Codice diplomatico* gefolgte Urkundensammlung: *Libro del Consiglio di Egitto tradotto da Giuseppe Vella, Capellano dal sac. ordine Gierosolimitano, Abate di S. Pancrazio, Prof. di lingua Arabe nella reale Academia di Palermo è socio nazionale della R. Acad. delle Scienze, belle lettere et arti di Napoli T. I. fol.* 1793. 370 S. ein von Vella erdichteter Briefwechsel der normännischen Fürsten Robert Guiscards und Rüdiger mit Almostanser Billah, ihrem Nachbar in Africa, in welchen zugleich *Gesetze dieser Normannen* eingerückt sind. Rec. hat die ersten Theile des *Codice diplomatico* in der A. L. Z. mit manchen Zweifeln gegen ihre Aechtheit angezeigt. Bey der Fortsetzung bemerkte er, so bald von dem *Libro del Consiglio di Egitto* die Rede wurde, ebendaselbst, dass nunmehr ein bedeutender Zweck, warum hier Unterschiebungen geschehen seyn können, ersichtlich zu werden anfange. Die hier bekanntgemachten normännischen Verfügungen nämlich gaben der Krone manche bis dahin streitige Vortheile gegen den dortigen Adel. Grade von dieser Seite entdeckte sich denn aber auch, so bald die Sache politische Wichtigkeit bekam, die Betrügerey, deren Entlarvung ohne dieses Betreiben, sonst wenigstens, um einige getäuschte Personen nicht blosszustellen, wahrscheinlich verheimlicht worden seyn würde. Da der königl. Sachwalter, Donato Tomasi, in seiner Abhandlung *della Nullità delle alienazioni de Beni delle Chiese etc. Palermo* 1791. die Pseudonormännischen Statuten benutzte, so wurde schon 1794 der König vom Adelstand gebeten, den Codex in den Gerichtshöfen, so lange seine Aechtheit nicht näher geprüft sey, nicht als gültig gebrauchen zu lassen. Man ahnete Erdichtungen, deren Beförderer der damalige Staatssecretär, *Don Ciccio Carelli*, seyn sollte. Während der zweyte Tom gedruckt ward, *entdeckte Hager* unter mancherley Hindernissen *den Betrug* durch viele hier detaillirte, entscheidende *Spuren* an Ort und Stelle. Die wichtigsten Documente darüber sind hier zum Theil aus der Schrift: *Nachricht von einer merkwürdigen literarischen Betrügerey* (entdeckt) auf einer Reise nach Sicilien 1794 von *Joseph Hager*, auf d. Hoh. Schule zu Pavia Dr. (Leipzig und Erlangen bey Palm 1799. 88 S. in 4.) zum Theil aus authentischen Privatmittheilungen von dem Herausgeber vorgelegt. Gegen das Organ der Betrügerey wurde das Urtheil gefällt: *Vella detrudatur in castrum Excellentiae suae Benevisum quindecim annis. Beneficium S. Pancratii, Pergio, aliaque ejus bona fisco addicantur, deductis alimentis ducatorum 36 annuorum, donec, quantum Regii aeris insumtum, restituatur.*

Diese Nachricht kann zugleich für die A. L. Z. als Recension der eben genannten Hagerischen Schrift und ihrer französischen Uebersetzung: *Relation d'une insigne Imposture literaire, decouverte dans un Voyage fait. en Sicile en 1794. Par Mr. le Dr. Hager. Traduit de l'Allemand.* (à *Erlang.* 1799. *chez J. J. Palm.* 88 S. in 4.) dienen. Schon vor Hn. Hager hatte auch *Deguignes im Journal des Savans* Aug. 1788. ferner der päpstliche Archivist, Martini, und andere sich, mehr oder minder stark, gegen die Aechtheit des *Codice diplom.* erklärt. Vornehmlich trat ein Canonicus *Gregorio*, unter dem erborgten Namen *Louis Veillant* dagegen auf, *in Lettre à Mr. Deguignes.* Malta. (eigentlich Neapel.) Hr. Hager, welcher jetzt zur Ausbreitung der chinesischen Literatur zu Paris angestellt ist, vollendete die Entlarvung sehr befriedigend. Dass Hr. Hofr. Tychsen zu Rostock, welcher sich sonst so oft gegen das, was gewöhnlich für ächt gehalten wird, erklärt hat, den *Codice diplom.* lange als ächt vertheidigte, ist bekannt. Was Wunder? *Papst Pius der VI.* in einem lateinischen Schreiben an Vella (*Romae XIII. Kal. Nov MDCCXC. Pontificatus anno XVI. ap. St. Mariam majorem*) bezeugte dem Vf. für den *Cod. diplom.* seinen Dank feyerlich und bedauerte ihn sehr, dass er über Entzifferung der schweren Charaktere ein Auge verloren habe. — — Schade, dass nicht der Eifer der Sicilianer für ihre vaterländische Geschichte und der verschwendete Kostenbetrag auf Bekanntmachung der vielen ächten arabischen Münzen und Inschriften, welche der Beförderer des Vella, Reichsrichter *Airoldi*, und dessen Widerleger, Canonicus *Gregorio*, u. a. besitzen, verwendet worden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Weidmann: *Allgemeine Bibl. der bibl. Literatur*, v. *J. G. Eichhorn. VII Bd.* 4. 5. St. *VIII — X. Bd.* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Neunten Bandes, 2. St. S. 221 — 273. *Ueber das Buch Jonas*, von *J. C. C. Nachtigall*. Der Vf. nimmt an, es habe ein altes Gebet von „Jonas, dem „Sohn Amithai (1 B. Kön. 14, 25.) *nachdem ihn (als „Gesandten) Gott aus der Hand des Königs von Assy„rien gerettet hatte*" existirt, welches jetzt noch, Jon. 2, 3 — 10. sich finde. An dieses Rettungsgebet habe ein Anderer das 3. und 4 Kapitel, als Apolog wider den Nationalhass und Stolz der Israeliten gegen andere Völker angefügt, und ein wahres Datum von Jonas benutzt, um seiner Lehrerzählung leichtere Aufnahme zu verschaffen. Weil aber in dieser die Worte: Lieber wäre ich nach Tarschisch (Tartessus) geflohen! vorkamen, habe ein Dritter die Geschichte einer solchen Flucht und das Seeabentheuer hinzugedichtet, und die 2 vorhandenen Stücke in diese seine Ausschmückung K. 1, 1 — 16. 2, 2. 11. 3, 1. eingeflochten. — Rec ist sehr dafür, aus dem Inhalt und den kleinen innern Spuren die Entstehungsart alttestamentlicher Schriften aufzusuchen. *Nur aber müssen dann nicht gerade die Data, auf denen alles folgende ruhen soll, schlechthin fingirt, und dem Texte fremd seyn, wie bey dieser Hypothese!* In dem nach einer grossen Lebensrettung gesungenen Liede Jon. 2, 3 — 10. ist nicht die geringste Spur, dass der Sänger je durch einen König von Assur, als israelitischer Gesandter an ihn, in Lebensgefahr war. Keine Zeile des Lieds spricht von andern Gefahren, als solchen, die dem Sänger durch tiefe Wasser drohen. Hätte der Anfang des Vs. 7. den Sinn, welchen ihm Hr. N. beylegt: „Herab stürz ich den Bergfels": so wäre diess allerdings eine Spur, dass die übrigen, obgleich gar sehr ausgemalten, Wassergefahren tropisch zu deuten seyen. Aber der Text לקצבי הרים ירדתי sagt nichts anders, als was zum ganzen Apolog, vom Aufenthalt des Jonas im Bauche des Fisches passt, nämlich: „Zu Bergklippen bin ich hinabgekommen", und der Vers setzt in eben diesem Sinne weiter hinzu: „die Erde; wie mit Riegelthoren umschliesst sie mich für immer." Auch können die nächstvorhergehenden Worte סוף חָבוּשׁ עלראשי auf keinen Fall bedeuten: „Schon wirft über mein Haupt die Schlinge der Tod." Ist doch חָבוּשׁ ein Passivum, und der *Tod als personificirt* heisst nie סוף *das Ende*. Endlich sagt K. 4, 2. nicht „Lieber wäre ich geflohen nach Tarschisch." Dieser Sinn würde im Texte מִצְאַתִי fodern. Man *kann* nicht anders übersetzen, als: Desswegen bin ich *zuvorgekommen zu fliehen*; d. h. desswegen bin ich zuvor geflohen etc. Damit die höhere Kritik nicht in den Verdacht komme, als ob sie alles aus allem mache, muss man wahrhaftig Männer von so vielem Geschmack und Forschungstrieb, wie Hr. N. hat, recht sehr bitten, dass sie sich nicht durch eine gewisse Ingeniosität verleiten lassen, völlig willkührlich und ohne Grund Data zu fingiren, auf denen andere Künstlichkeiten der Composition, welche schon an sich im Alterthum kaum zu vermuthen sind, ihre Basis finden sollen. — Ein anderes Datum in dem Rettungsgebet ist dagegen dem Rec. auffallend. Wie konnte ein *israelitischer* Prophet zweymal so angelegentlich „an den Gottgeheiligten Tempel" (Vs. 5. u. 8.) sich erinnern, an dieses Eigenthum *Judäa's*? Folgt hieraus nicht, dass ein Anhänger des Tempels zu Jerusalem, *ein Judäer*, den Namen des *israelitischen* Propheten zu einem an sich lehrreichen Apolog gebraucht habe, in welchem aber der Prophet nichts weniger als eine schöne Rolle zu spielen hatte? Dass dieser Judäer *den israelitischen* (vgl. B. Richt. 5, 7, 6, 17) *Volksdialect* wenigstens in einigen Eigenheiten nachgeahmt habe, besonders im Gebrauch des שׁ, und שֶׁל, welcher aber eben so wohl im K. 4, 10. (שֶׁבִּן) als im K. 1, 7. 12. vorkommt, wäre immer sehr begreiflich.

Neunten Bandes, 3. St. S. 379 — 451. giebt Hr. *Nachtigal* eine sehr interessante Abhandlung: *Ueber die Weisenversammlungen der Israeliten*. Er zeigt, dass um die Zeit der Entstehung des Christenthums bey den Synagogen mehrerer Städte ein בֵּית מִדְרָשׁ, ein Versammlungssaal für Rabbinen und Rabbinenschüler, μαθηται von einem gewissen Alter, war, wo man sich, abgesondert vom Volk, über allerley Probleme der Schrift und Religionslehre in Fragen, Antworten, Vorträgen, Gesängen etc. übte; Anstalten, aus denen die Sammlungen der Mischna und Gemara entstanden. Weiter zurück führen die den prophetischen ähnlichere Weisenversammlungen der Essäer, nach Philo, welche mit den christlichen, nach Paulus 1 Kor. 14, 26 — 33. mit Recht parallelisirt werden. Vgl. ἡ συναγωγη γραμματεων 1 Makk. 7, 12. und wie ein Weiser sich bilden müsse, Sirac. 39. In diesen Weisenversammlungen müssen die Trennungen der Rabbinen in Pharisäer, Sadducäer und Essäer entstanden seyn, wie späterhin die der Hillelianer und Schammäaner. Ueber das Exilium hinauf sammelt

melt Hr. N. die Stellen von solchen Weisenversammlungen und ihren Arbeiten bis auf Samuel und bis auf Moses nabälsirende Gehülfen vgl. Exod., 18, 13-26 mit Num. 11, 24—29. Dass Kohelet und die Proverbien aus solchen Weisenversammlungen abstammen, sagen sie selbst. Der Vf. deutet darauf, dass auch die Jobiade aus den verschiedenen Vorträgen Davids, Assaphs, Nathans, Hemans und Ethans über das Problem: ob Gott jedes Unglück als Belohnung oder Strafe des religiösen Betragens verhänge? entstanden seyn möchte, und diese Personen unter Hiob, Elipha, Bildad, Elihu und Zophar verborgen seyen. Rec. hält da, wo nur historische Hypothesen möglich sind, nichts für gefahrvoller, als das Bestreben, alles aus Einer Ansicht erklären zu wollen. Es ist gewiss vortrefflich, dass die vom Vf. gesammelten und mit Einem Sinn benutzten Data die Culturgeschichte der Hebräer auf mancherley Weise erklärbarer machen, und selbst auf frühe Einrichtungen der Christen, bis auf die Schule des Johannes zu Ephesus hinab, Licht verbreiten. Aber dass auch die Jobiade aus Reden wirklicher Personen gegen einander bestehe, und nicht planmäsige; freye Lehrdichtung eines Einzigen, der alles auf Einen Zweck hinlenkt, seyn müsse, möchte sich ohne gewaltsame Trennungen und Muthmassungen schwerlich auch nur scheinbar machen lassen. Auch das in den Prophetenschriften oft angebrachte Wechseln (מִמְּנ) z. B. Jes. 14, 4—21. ist viel eher Ausdruck der wechselnden Empfindungen eines einzigen begeisterten Mannes, als etwas durch die unpoetische Wirklichkeit redender und einfallender Personen entstanden. Wie sollten mehrere versammelte extemporisirend so schicklich einander in die Rede fallen, dass am Ende ein geordnetes Ganze, mit steter Richtung aller Theile auf den abgerundeten Schluss hin, hervorgebracht wäre? Den im Anfang gebrauchten rabbinischen Stellen hätte Rec. die genauere Citation und selbst die Angabe der entscheidenden Worte wenigstens so weit beygefügt zu sehen gewünscht, als sie aus den intermediären Sammlungen Lightfoots, Schoetgens, Rhenfords, Meuschens und einigen andern christlichen Rabbinisten geschöpft werden können, an welche man sich wohl, weil man nicht alles selbst thun kann, halten muss. Wie nöthig hier die möglichste Behutsamkeit sey, erfährt man nur allzu oft, wenn man von den secundären Quellen auf die ersten zurückgeht. Ferner möchte Hartwigs Abhandlung über die Prophetenschulen, der auch schon an Johannes Schule zu Ephesus in der Anwendung gedacht hat, eine dankbare Anführung verdient haben. Die vom Vf. am Ende über den Schluss der Proverbiensammlung, die *Worte Agurs*, gemachte Deutungen sind sehr scharfsinnig.

S. 451—481. *Ueber die Erforschung des Innern von Africa.* Eine literarhistorische Uebersicht mehrerer dahin gehörigen neuer Schriften und Notizen. Eben so S. 521—544. *Von der Schifffahrt nach Indien über das arabische Meer.*

Das 4. St. und der Anfang des 5. Stücks *enthält* die *Uebersicht der biblischen und morgenländischen Literatur von 1787 bis 1797 über das N. Test.* Genau Recensionen von wichtigeren Schriften, wie Griesbachs neue kritische Ausgabe des N. Test., dessen *Symbolae criticae* p. II. Morus Hermeneutik von Eichstädt, Euthymius Zigab. von Matthäi, *und einige* wenige andere dieser gehaltreichen Gattung *hätten* den Lesern einer biblischen Bibliothek *sehr erwünscht* seyn müssen, da nicht nur die gründliche Beurtheilung solcher Bücher nicht jedermanns Ding ist, sondern selbst zur Benutzung derselben die Fingerzeige des Herausg. vielen sehr vortheilhaft hätten seyn können.

Neunten Bandes, 5. St. S. 829—842. *Prof. Rinks Zusätze, Varianten und Berichtigungen zu Alb. Schultens Historia Joktanidarum*, aus Masudi, von welchem Sch. ein mangelhaftes Mspt. benutzte. — Von Berichtigungen des Schultens. Textes findet sich hier wenig. Die Zusätze sind immer der *Aufbewahrung* werth gewesen. Hr. R. giebt sie mit allen Unrichtigkeiten des Abschreibers. *Möchte* er diese doch am Rande berichtigt, und *dadurch* vielen *Lesern* eine Mühe erspart haben. Der Vf. beschwert sich zugleich über (eines andern Mitarbeiters) Recension seiner Bearbeitung der Brequignyschen Memoires über Muhammed, in der A. L. Z., zu deren Beleuchtung auch noch zwey Programme des Vfs. gehören, welche Rec. nie gesehen zu haben bedauert.

S. 944—950. *Proben, wie das Buch der Weisheit die alte hebräische Geschichte durch moralische Anwendungen und andere Ausschmückungen umgestaltet.* Z. B. nach der Regel der Wiedervergeltung: *per quod quis peccat, per idem punitur.* XII, 23. 27. wobey Rec. Röm. 1, 22—27. zur Vergleichung empfiehlt. — Uebrigens sind schon manche Psalmen gegen die mosaische Geschichte im nämlichen Verhältniss, wie der Vf. des Buchs der Weish. und durch alle spätere Theil • des A. Test. hindurch ist keine Regel nothwendiger, als das ursprüngliche Factum von der Ansicht der Ueberlieferer zu unterscheiden, welche jenes überall in ihren Gedankenkreis zu übersetzen eilten.

6. Stück S. 953—1054. *Beyträge zur Erläuterung des N. Test.* von *Carl Georg Schuster*, Hospes im Kl. Loccum. Etwas wortreich; im Wesentlichen aber Beweise einer feinen Forschungsgabe. *Die Versuchungsgeschichte*, bemerkt der Vf. ganz richtig, war, man nehme davon an, welche Deutung man will, immer eine sehr zweckmässige Erzählung von Jesus gegen falsche Hoffnungen und Wünsche, dass er die Theokratie durch unschickliche und verwerfliche Mittel beschleunigen sollte. — Bey Jesu Heilungen sollte man sich immer erinnern, dass Heilen durch Heilmittel auch zum Geschäft der *alten Propheten* gehörte. s. die Feige des Jesaias 38, 21. Zum Geschäft der religiösen Personen hatte es Mose gemacht, durch seine den Priestern gegebene Instructionen über Aussatz u. dergl. Uebel. (Auch die

Essaer

Essäer übten dergleichen heilbringende Künste, als eine Art von Religiosen, als Nachahmer der alten Propheten!). Den Zusammenhang der Rede vom Berge erläutert der Vf. sehr befriedigend. Dass aber Mose einen feyerlichen *Gerichtsschwur*, und sogar bloss einen solchen, Levit. 19, 12. im Sinn gehabt habe, ist unglaublich und durch Michaelis mosaisches Recht nicht erwiesen. — Mit hellem Blick sieht Hr. Sch. in dem prophetischen ελεον θελω ȣ θυσιαν Matth. 12, 7. ein Licht aus einem dunkeln Ort, welches in die Seele Jesu gefallen war, und jene Feuerflamme des Geistes, womit er die Seinigen übergoss, mit entzündet hatte, um an die Stelle des blossen Cultus die Religion des Herzens zu setzen. (Eine solche wirksame Prophetenstelle war bey Paulus jenes: ὁ δικαιος εκ πιϛεως ζησεται, auf welches er desswegen auch als auf den Centralpunkt seiner reinern Glaubenslehre mehrmals, wie Jesus auf den seinigen auch schon Matth. 9, 13. hinweisst!). Hr. S. macht noch die treffliche Anmerkung: So gewiss Jesus nicht θυσια, sondern ελεο; zur Hauptsache der Religion machen wollte, und diess hell als seines Vaters Willen ansah, so gewiss dachte er auch von seinem eigenen Tode, weder eigentlich noch in einer Accommodation, als von einem *Opfertode für die Versöhnung Gottes* (wohl aber als von einer Aufopferung für die gute Sache, wodurch diese vielen zu gut komme, und sie zur wahren Freyheit führe. Jesu letzter Kampf im Garten der Villa, Getsemane, wird als Stärke des Gefühls nach grosser Anspannung, nicht als Charakterschwäche, sehr gut, psychologisch entwickelt. Genug; Hr. S. giebt hier sehr schöne Erstlinge eines ächten exegetischen Geistes. Rec. macht noch ausdrücklich auf das, was Hr. Sch. über den Tod Jesu anmerkt, aufmerksam.

Zehnter Band, 1. St. S. 1—176. *A. J. Silv. de Sacy Comm. de Versione Samaritano-arabica Librorum Mosis e duobus Codd. Bibliothecae reipubl. gallicae, olim regiae.* Das Arabische, verbreitet durch die mohammedanischen Sieger, half unter andern Sprachen kleiner Völkerschaften auch die Samaritanische, in welcher eine eigene Uebersetzung des Pentateuchs vorhanden war, verdrängen; den Samaritanern wurde eine arabische zum Bedürfniss. (Diess Absterben des alten Volksdialects scheint zugleich die Epoche zu seyn, in welcher manche alte Denkmale unter ihnen verloren giengen, von denen nur einige Auszüge ins arabische übergetragen wurden, z. die im neuen Repertorium der bibl. Literatur 1 Th. bekannt gemachte samaritanische Chronik u. dgl.). Nach der arabischen Vorrede des Codex 4. der einen Hdschr., welche der gelehrte de S. hier lateinisch liefert, war *Abusaid*, Abulhosains Sohn, Abusaids Enkel ihr Vf.. Sein Zweck war, die unter den Samaritanern gangbare, einem Tyrier Abulhassan zugeschriebene arabische Version, welche er für das Werk eines Juden, des berühmten Saadias Fijumensis, oder (wie ihn der Samaritaner nennt) Saada Phijumi erkannte, zu verdrängen. Auch Randanmerkungen fügte er bey, schrieb sein Product selbst öfters ab, und machte wahrscheinlich in spätern Copien mancherley Nachbesserungen. In der Vorrede der andern Hdschr. (Codex 2.) scheint sich ein *Abilberecat* Saids Sohn aus Bozra die Vorrede, Version und Noten des erstern anzumaassen, in den Worten: *Haec ait servus pauper, veniam sperans a Deo Abilberecât Abn Said Bosrensis* u. s. f. Noch immer aber scheint es dem Rec. ungewiss, ob nicht *Abilberecat* als Genitiv (der Nominativ wäre *Abulb.*) auf das vorhergehende *Deo* zu beziehen, alsdann aber *Abu* statt *Abn* zu lesen und folglich zu übersetzen sey: *haec ait .. veniam sperans a Deo, patre benedictionum; Abu Said, Bosr.* s. *Paulus Comm. exhibens e Bibliotheca Bodlejana specimina Versionum Pentateuchi arabicarum, nondum editarum, Specimina VII.* (*Jenae* 1789. 8.) p. 35. Die ganze Vorrede ist, wenn gleich übrigens Codex 2. nach Hn. de S. der brauchbarere ist und als Grundlage zur Herausgabe der Version empfohlen wird, so ungenau geschrieben, dass die Verwechslung von *Abn* mit *Abu* nur gar zu leicht wäre. Den arabischen Text hat Hr. de Sacy schon im III. Bd. dieser Bibliothek S. 5. ff. mitgetheilt. Aus diesem ergiebt sich, dass im Mspt. 4. dieses streitige *Abilberecat* gar nicht steht, sondern bloss: *Haec ait servus indigens misericordia Dei altissimi, Abusaid, filius Abi'l Hosain; Fil. Abusaidi.* Um so wahrscheinlicher ist es also, dass das im Genitiv (Abi, nicht Abu) geschriebne Abi'lberecât, wie das „*altissimi*" vollends als *nomen appellativum* zu *Dei* gehöre. Hr. de Sacy mag hierüber als der beste Richter den letzten Ausspruch thun. Er zeigt, dass die samaritanisch arabische Uebersetzung später als 942. (das Todesjahr des R. Saadias) und früher als 1227 zu setzen sey, spricht über die Varianten der 2 pariser Hdschr. gegen die anderswo bekannte (bloss nach einigen wenigen Stellen) giebt zu, dass Abusaid oft den Saadias, zeigt aber, dass er bisweilen auch die samaritanische ältere Version, welche in der Vorrede des Cod. 2., weil das Samaritanische ein aramäischer Dialekt war, syrisch genannt ist, benutzt habe. Exod. 4, 24. weicht die samaritanische Version sowohl als Abusaid der Uebersetzung, dass Gott den Mose habe *tödten* wollen, als einer Gotteslästerung aus, leitet המית von המה ab und schafft sich den Sinn: *Angelus Dei quaerebat eum ad iter accelerandum cogere.* Jene setzt מאבמאת; dieser اهلاكة welches Abus. in einer Note so rechtfertigt, dass er in solchen Stellen offenbar zur Erklärung der samaritanischen Version sehr nützlich wird. Exod. 16, 21. erklären beide כזרע גד durch *semen decorticatum*. Im Ganzen aber schöpfte Abusaid, nach Noten und Text, seine Version unmittelbar, nur mit Beyhülfe jener beiden Uebersetzungen, aus dem samaritanisch-hebräischen Texte selbst. Vom exegetischen Gebrauch seiner Arbeit zeugt Genes. 49, 22: wo sie mit dem samaritanischen Text die Leseart בני צעירי voraussetzt, statt עלי aber עלי annimmt: *Mein jüngster Sohn ist mir eine Mauer.* Vgl. den arabischen Commentar im Eichhorn. Re-

pertorium XVI. Th. Hr. de S. nimmt auch statt des vorhergehenden פְּנֵי die Aenderung an לִי und übersetzt: *fuit mihi quasi fons*. Was ist dem Nomaden mehr als eine Quelle? — Num. 22. 5. übersetzt Abuf. mit der Alex. dem Chald. und Saadias פתורה الفسر *interpretem*. (Allein Deut. 23. 5. entscheidet, dass Petor ein aramäischer Ort war!). Wer Abusaid herausgeben wollte, müsste, wo möglich, mit den beiden Pariser Mscpt. die Varianten aus 2. Bodlejanischen und dem Barberinus trilinguis, aus welchem Hwiid Proben gab, verbinden. Hr. de S. beschliesst seine gelehrte Abhandlung mit mehreren Stücken von Abusaids Version und Scholien, wobey er auch die von Hottinger und Blanchini einst davon bekannt gemachte Fragmente vergleicht, Num. 22. und Genes. 49. findet der Liebhaber hier ganz excerpirt. Für *Schiloh* haben auch Cod. 2. und 4. Paris. *Soleiman* (Salomo) als den, durch dessen Betragen der Uebergang des Reichs von Juda auf Ephraim oder die 10 Stämme veranlasst war. Die letztere sind von jener Zeit an, nach der Samaritaner Schriftauslegung die Besitzer des Scepters. — Nach S. 159. 162. hat Abusaid auch einen *Ibn Asad, Karaitarum praestantem interpretem* gebraucht. Nach S. 171. wollten die Samaritaner zu Abusaids Zeiten noch viele (Drachmen) *Dirhems* besitzen, welche *zu Salomo's Zeit geschlagen* seyen, deren Gewicht 4½ jetziger Drachmen gleich sey. Ein *Schekel des Heiligthums* soll 20 Daneks eines Denars gleich seyn. Bey Num. 34. 5. wird *der Fluss Aegyptens* von dem *Fluss bey Elarisch* erklärt, welcher auf dieser Seite die Gränze Syriens mache.

(Die Fortsetzung folgt.)

OECONOMIE.

Berlin, b. Pauli: *Der Gartenfreund; oder Inbegriff des Wesentlichsten aus allen Theilen der Gartenkunst in alphabetischer Ordnung*, herausgegeben von G. S. Ideler, Prediger in der Priegnitz. *Vierter Band.* Von Käse-Pappel bis Malthesenkreuz. 1800. 942 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Dieser Theil hält in Rücksicht der Brauchbarkeit gleichen Schritt mit den ersteren; hin und wieder leidet er jedoch einer Berichtigung. So wird z. B. gleich anfangs S. 1. vom *Kastanienbaum* gesagt: „er „leide nicht von der Winterkälte unsers nördlichen „Klima, wohl aber von den späten Nachtfrösten im „Frühjahr, weil er zeitig ausschlage." Das verhält sich gerade umgekehrt. In den vorjährigen kalten Wintern erfroren 100 und 200jährige Kastanienbäume (wenige junge litten dabey), aber von den späten Nachtfrösten im Frühjahre können sie nicht leiden, weil der Kastanienbaum erst lange nach dem Apfelbaum ausschlägt, und seine Blüte erst um Johannis kommt. — Die Wasserprobe bey den Samenkastanien passet hieher nicht; man siehet sogleich, was tauglich ist: die tauben sind ganz leer; und vor überjährigen braucht man sich nicht zu hüten, da sie sich kein halbes Jahr halten, ohne auszuwachsen oder zu keimen. Die Aufbewahrung der Kastanienfrüchte darf nicht in einer lüftigen Kammer geschehen, weil sie nicht nur sehr bald vertrocknen, sondern auch im Winter bald erfrieren würden, *da sie wenig Frost vertragen können*; sie müssen *in Kellern* entweder ausser oder besser in ihren stachlichten grünen Gehäusen aufbewahrt, die Samenkastanien aber können am füglichsten in Töpfe in mässig feuchten Sand schichtenweis eingelegt und zum Keimen in den Keller gestellt werden. Im Februar aber sie in die Erde zu legen, würde zu frühe seyn, da sie leicht erfrieren könnten: im April geschiehet die Ausspflanzung am rathsamsten; 3—4 Zoll Zwischenraum bey den ausgesteckten Kastanien ist zu wenig, die Wurzeln wachsen dann zu enge in einander. Uebrigens weiss man bey den Kastanien-Anlagen und Kastanien-Wäldern am Rhein nichts davon, dass man sogar die Schweine mit Kastanien mäste: man weiss sie besser zu versilbern. — Bey der Zwergkirsche mit Weidenblättern, *Cerasus Canadensis pumila*, oder *Ragoumenier* und *Nega*, ist eine Verirrung, da es heisst: die Früchte seyen in der Form den wilden Kastanien ähnlich. Es sind kleine rothe sauere Weichseln. — Bisweilen stehen auch die Beschreibungen mancher Pflanzen nicht immer am rechten Ort. Z. B. bey *Lathyrus*, worunter der Vf. richtig 18 Species beschreibt, verweiset er bey der 13ten *Lathyrus tuberosus* auf den zweyten Th. p. 728. unter dem Wort *Erdnuss*, da doch die Beschreibung unter *Lathyrus* gehörte, und dort bey Erdnuss auf *Lathyrus* hätte sollen gewiesen seyn.

Inzwischen können dergleichen wenige Fehler die Güte des Werks nicht vermindern, da der Liebhaber der Wörterbücher (wie die Deutschen vorzüglich sind), in allen Theilen der Gärtnerey, der Gartenkunst, der Forstwissenschaft etc. seine Befriedigung findet, indem nicht nur die Pflanzen aller Art sehr vollständig beschrieben, sondern auch andere Artikel sehr belehrend abgehandelt sind. Man schlage z. B. in diesem Theile das Wort *Laube* nach: so findet man zuvörderst, was des Worts und Ursprung Begriff sey; was man in den vorigen Zeiten der spielenden und tändelnden Gärtnerey daraus gemacht habe; wie sie dagegen nach der Anleitung der Natur angenehm, gefällig und reizend gemacht werden sollen, sowohl in kleinen Gärten als bey grossen Anlagen; was für Sträucher, Pflanzen, Blumen etc. man dazu wählen könne, wobey denn angeführt werden *a*) allerley bloss zum Schatten dienende wilde Holzgattungen, theils nur im Sommer grüne theils im Sommer- und Winter grüne etc. *b*) Die passenden Blumen- und Rankengewächse: *c*) Fruchttragende Sträucher und Bäume etc. — Nur Schade, dass dieses gute und beträchtliche Werk auf Papier gedruckt ist, das in allem Betracht das Auge und Gefühl beleidiget, und sonst nur bey den geringsten Kalendern gebraucht wird.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 17. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Weidmann: *Allgemeine Bibl. der bibl. Literatur, v. J. G. Eichhorn. VII. Bd.* 4. 5. St. *VIII—X. Bd.* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Zehnten Bandes, 2. St. S. 189—242. Hr. Archidiakonus, *J. M. H. Harras*, zu Uelzen trägt, etwas weitschweifig, die Hypothese vor, dass *das Feyerliche des Einzugs zu Jerusalem* von Jesus beabsichtigt und veranstaltet worden sey, damit das von seinen Feinden gegen ihn beschlossene Todesurtheil nicht etwa heimlich ausgeführt, und folglich der mannichfache Eindruck, welchen seine Hinrichtung machen müsste, verloren werden möchte. Ohne diese Publicität wäre der an ihm verübte Justizmord nicht als Folge von der Trägheit der ganzen Nation aufgefallen, das Vorurtheil von einem irrdisch messianischen Reich (der Gewalt) wäre nicht so sinnlich und öffentlich widerlegt worden; leichter wäre es gewesen, sein Betragen in den letzten Stunden zu verkennen oder zu verunstalten, und das wahre Urtheil darüber der Nachwelt zu entziehen. Rec. sieht ein, dass das meiste angegebene zu den Folgen von dem öffentlichen Betragen Jesu in seinen letzten Tagen gehört; leicht aber möchte diesem auch hierin, wie in vielen Theilen seiner Geschichte, allzu viel beabsichtigtes und planmäsiges zugeschrieben werden.

S. 284—378. und im 3. St. S. 548—554. *Erläuterung der ägyptischen Götterlehre durch die griechische in besonderer Rücksicht auf den Ursprung der Mosaischen Kosmogenie und des Mosaischen Gottes.* Von *Karl Fr. Dornedden.* Der Vf. des Phamenophis entdeckt hier ganz sonderbare Dinge, dass nämlich in jener Reise des Zeus und der Götter zum Ωκεανος (Iliad. I.) der letztere den bürgerlichen Tag, diesen Zirkelfluss der Zeit, Ζευς aber das Jahr, und zwar (nach einer allegorischen Erklärung der 7. Heerden von Rindern und Schafen, welche auf der Insel Trinakia dem Sonnengott heilig waren, und nach wundersamer Vermischung dieses Mythos mit einem Lästrygonischen) ein Jahr von 354 Tagen, die 12 Tage des Aussenbleibens der Götter aber gewisse hinzugefügte festliche *dies intercalares* bedeuten; dass folglich die griechische und eben deswegen die ägyptische Götterlehre eine geheime Darstellung des aus Tagen und Monden werdenden Jahrs sey; endlich dass Mose daher die sechs Schöpfungstage, und selbst seinen „Gott Himmels und der Erde" genommen habe. Von dieser seiner „genuinen Erklärung" homerischer Stellen, glaubt der Vf. nach S. 356. dass sie vielleicht schon Jahrhunderte vor Homer unverständlich war, dieser Dichter selbst dazu den Schlüssel nicht haben mochte, und (S. 347.) daher selbst bisweilen etwas ihr entgegenstehendes dichtete. Rec. will nur die Willkürlichkeiten bemerken, durch welche Hr. D. aus den *zwey* Hüterinnen der trinakischen 350 Rinder oder — Taglängen, und 350 Schafe oder — Nachtlängen *vier* Tage herausbringt, um das altgriechische Jahr von 354 Tagen zu haben; durch welche er ferner die *zwölf* Zusatztage in zwey Perioden theilt, so dass jedes Jahr nur *sechs* davon erhalten haben solle, wovon kein Wink bey Homer vorkommt. Die Priester zu Phylä mögen ihr Jahr dadurch gezählt und gleichsam geheiligt haben, dass sie von 360 aufgestellten Gefäsen mit Anbeginn jedes natürlichen Tages ein neues füllten. Aber dass der Trinakier eine seiner entweder den natürlichen Tag oder die Nacht vorstellenden zwey Heerden jedesmal mit dem Anfang eines solchen natürlichen Wechsels *so oft* auf die Weide hinausgetrieben habe, bis die Zahl des Austreibens der Zahl des Tags oder der Nacht, die nun angebrochen waren, gleich kam, diess wäre die überflüssigste Mühe und wahrhaftig auch die fehlbarste Art zu zählen gewesen. Man denke eine Herde, die in einer Nacht 349 bis 350mal ausgetrieben werden solle, blos um zu bezeichnen, dass man nun die 349ste oder 350ste Nacht habe. Die ägyptischen drey Götterordnungen sollen die Woche, die Monate und das Jahr ursprünglich bezeichnet haben. Zu den Monaten taugt die Zwölfzahl der zweyten Classe. Aber in die erste Classe setzt Herodot *acht* Götter. Unser Vf. hilft sich schnell. Pan oder Mendes bezeichne die Woche überhaupt; die 7. übrigen alsdann die Wochentage. Wo wäre dann der 13te in der zweyten Ordnung, welcher nach der Analogie den Monat überhaupt bezeichnen müsste? Zur Erklärung des Mose trägt das Ganze, auch wenn viel mehr Wahrscheinlichkeit darin wäre, so wenig bey, dass wir uns über die Aufnahme dieser Abhandlung in die Bibliothek der *biblischen* Literatur wundern. Der feine, historische Sinn des Herausgebers kann unmöglich an diesen Künsteleyen etwas zu billigen gefunden haben. Eine sehr kurze Fortsetzung zeigt sich im 3ten Stück. S. 548—554.

Zehnten Bandes, 3. St. S. 379—425. *Ueber Habakuks Zeitalter und Schriften.* Von *Friedrich.* Nicht nur Hab. 2, 14. ist mit Jes. 11, 9. sehr ähnlich (denn diese Stelle hält der Vf., nicht unwahrscheinlich, für eine alte prophetische Gnome) sondern auch in den Spott-

Spottgedichten auf Babels Zerstörung findet er zwischen Hab. 2, 17. und Jes. 14, 8. Hab. 2, 9. und Jes. 14, 13., Hab. 2, 13. und Jes. 14, 20. grosse Gleichheit. Der dem Jesaias 13, 1—14, 27. beygelegte Sarkasm auf Babylons Untergang durch Meder und Perser muss, vermöge seiner anschaulich malenden Umständlichkeit, *nach* der Geschichte selbst verfasst seyn. Auch fallen zwischen Hab. 2, 13. und Jerem. 51, 58. und überhaupt zwischen Hab. 2. und Jerem. 51. viele nicht zufällige Parallelen auf. S. Hab. 2, 9. 10. und Jer. 51, 25. 26. Hab. 2, 18. 19. und Jer. 51, 17. 50, 2. Habacuc aber ist in dem, was er von der Chaldäer Sturz sagt, viel unbestimmter; folglich früher. Endlich bestimmt der Vf., dass Hab. 3, 7. auf die Niederlage der Moabiter und ihrer Alliirten, von welcher 2. B. Kön. 24, 2. 2. Chron. 36, 9. 10. als einer Kriegsthat Jojakims reden, und Zephaniah 2, 8—12. das Siegreiche beschreibe, als von einer Begebenheit seines Zeitalters rede. Die Uebereinstimmung zwischen Habacuc und Zephaniah findet auch Rec. Sie ist aber auch schon von andern nachgewiesen worden. Allein 2. B. Kön. 24, 2. kann nur von Feinden, welche *gegen* Jojakim glücklich waren, verstanden werden. Die ganze Abhandlung ruht also auf einem sehr unsichern Grunde.

S. 425—458. *Ueber den Stammvater, das Vaterland und die älteste Geschichte der Chaldäer.* Von *Ebendemselben.* Dass die Chaldäer ursprünglich Bewohner der gorduchischen Gebirge, dass sie aber nicht Kephenier (κηφηνες) gewesen seyen, dass כשד *nomadisiren* bedeute, und daher der Name Chasdim entstanden sey, dass alle Chaldäer von Chesed, Nahors fünftem Sohn abstammen, diess und mehreres ähnliche hat der Vf. mehr gesagt, als dargethan. Wie könnte Abrahams Stammort *schon Ur Chasdim* genannt worden seyn? Denn dass die Bezeichnung Chasdim erst später vom Sammler der Genesis hinzugefügt worden sey, ist schwer zu glauben, weil vor neuen Namen gewöhnlich eine Anzeige ihrer Neuheit steht. Warum sollte nicht der Name Arph Chasd (Arphachsad) schon Chaldäer enthalten, wie Schlözer scharfsichtig vermuthete? — Von Assarhaddon werden die Chasdim zum Schutz gegen die Meder und zur Eroberung Babels gebraucht. Dafür erhalten sie Weideplätze am Euphrat und hier fängt auch die Bekanntschaft judäischer Propheten mit dem Namen dieses Volks an. Jes. 23, 13. 22, 6. Hiob 1. — Und bald nach dieser Zeit scheint sie, nach des Rec. Meynung, Habacuc zu kennen, ehe sie Babylonien beherrschten.

S. 458—467. Wird eine Erzählung aus den *Memoires sur l'Egypte dans les années VI. et VII.* dass ein eingefangener Aegyptier, um zu beweisen, er sey kein Mamluke, „*leva sa chemise bleue et prenant son phallus à poignée resta un moment dans l'attitude théatrale d'un Dieu jurant par le Styx*" — angewendet, um den Eyd des Hausverwalters Abrahams Genes. 24, 2. als alte orientalische Volkssitte mit einem lange vermissten Beyspiel zu belegen. — Allein, genauer betrachtet, gehört diess alles unter die Beyspiele, wie unglücklich oft die Reisenden, welche die Sprache der fremden Nation nicht verstehen, die Gebärden derselben deuten. Der arme eingefangene Copte wollte den Franzosen zeigen, dass er nicht zu den Beschnittenen gehöre, und nicht in den Verdacht kommen könne, ein Freund der Mamluken, der Unterdrücker seiner Nation zu *seyn. Vgl. Sonnini Reise II. Th. S. 179. Diese Bemerkung fiel* dem Rec. sogleich beym ersten Lesen auf, um *so* mehr, weil Abrahams Knecht, schwörend, nicht die Hand unter seine eigene Hüfte, sondern unter die Hüfte Abrahams legen musste. Vgl. Genes. 47, 29. Hr. de Sacy hat indess im Magazin Encyclop. An VI. T. I. p. 58—71. ausführlich gezeigt, dass diese Beobachtung St. Juliens von Degerando in seinen *Considerations sur les divers methodes à suivre dans l'observations des peuples sauvages* unter die warnenden Beyspiele, wie man *nicht* beobachten müsse, gezählt werden sollte. S. Allg. geogr. Ephemeriden. Dec. 1800. S. 549.

S. 516—526. *Bearbeitung des biblischen und orientalischen Fachs im letzten Decennium in Schweden.* Das Eigene von Dr. *Joh. Ad. Tingstadius* Uebersetzung der Proverbien, Psalmen, der Hohenlieds und anderer Stücke des A. T. wodurch eine verbesserte Kirchenversion in Schweden vorbereitet werden soll, verdiente sehr, ins Deutsche übergetragen zu werden. Ihr Vf. beweist feinen Geschmack und viele Kenntnisse. Auch von Oedmann wären die neueren Schriften einer Bekanntmachung in Deutschland werth.

Das 4. St. liefert, von dem Herausgeber selbst, eine „*Uebersetzung des Hiobs*, als Probe, wie er die „poetischen Theile des alten Testaments im Deut„schen darzustellen im Stande wäre." Der Vf. recensirt sich selbst sehr richtig. „Der allgemeinen Pflicht eines jeden Uebersetzers eingedenk, habe ich gesucht, mein Original, so wie ich es verstand, treu nachzubilden, und es ganz, wie es ist, in seinen Vorzügen und Mängeln darzustellen. Mit Wissen habe ich mir *nie* eine Verschönerung erlaubt. Ich habe vielmehr jedes ausgesuchte Wort und jede poetische Wendung, wozu ich keinen Grund im Original fand, vermieden. Ich bin so genau bey den Worten geblieben, dass ich häufig, wenn es irgend der Genius der deutschen Sprache erlaubte, *ihre* Stellung beybehielt. Dieser Vorsicht und Bedächtigkeit ungeachtet wird es nicht an Stellen fehlen, wo die Copie hinter dem Original zurückgeblieben ist." Sollte auch die Bescheidenheit der letzten Zeile nicht ganz vom unpartheyischen Beurtheiler verneint werden können, da auch der trefflichste Uebersetzer keine Sprache hat, durch welche er alle Nebenbeziehungen des Originals andeuten kann: so fällt schon aus den Grundzügen, wie sich der Vf. seine Aufgabe gedacht hat, in die Augen, dass auch ihm die aufgeblasene, durch pomphafte Ausdrücke und ungestaltete Wortstellungen zur Carricatur verzerrte Manier mancher neuen Uebersetzungen, unter denen besonders die poetischen und prophetischen Schriften

ten des A. Ts. seit Jahren vieles erleiden mussten, äusserst missfalle. Hoffentlich wird seine geschmackvolle Probe auch als Beyspiel viel wirken, damit nicht die Mode von Uebersetzungen, die man nicht ohne das Original verstehen kann, und die den ungelehrten Leser, statt des Totaleindrucks kunstloser Naturtöne, geschraubte, bombastische, in ein monotonisches Sylbenmaass gepresste Urschriften vermuthen lassen müssen, immer mehr auch in das Fach der biblischen Literatur eindringe. Auch den wahren Mittelweg zwischen Vermeidung der im Deutschen überflüssigen und missfälligen, (nämlich der an sich bloss polylogischen) Hebraismen, und zwischen Verwerfung der charakteristischen, die Farbe des Originals erhaltenden hebräischen Eigenheiten zeigt diese Uebersetzung sehr gut. Ueber das Einzelne will Rec. nur einige Bemerkungen anhängen, nicht um zu zeigen, dass hier und da auch anders übersetzt werden könnte (denn darüber kann zwischen Sachkundigen keine Frage seyn,) sondern um Data, wo nach Gründen eine andere Uebersetzung nothwendig scheint, der Beurtheilung der Leser und des Vfs. selbst vorzulegen. K. 1, 6. und sonst wird *Satan* der *Weltkundschafter* übersetzt. Zwischen שוט Vs. 7. und שטן ist ohne Zweifel ein Wortspiel. Dennoch kann das letztere mit *s* geschriebene Wort nicht von jenem Wurzelwort, welches *sch* zum ersten Buchstaben hat, abgeleitet werden. Schwerlich kann השטן etwas anders bezeichnen, als dass einer jener Söhne Elohim unter den andern, nach seiner Denkart, den Beynamen *der Hasser* gehabt habe. Freylich nicht als ein vom Vater der Elohim abgefallener, rebellischer Geist; aber doch als *der Momus des Nomadenhimmels*, der, vermöge seiner vielen Beobachtungen über menschliche Scheinreligiosität, *ein Menschenfeind, ein Timon* geworden ist. — Die Verwünschung des Geburtstags K. 3. wird unrichtig gefasst, wenn sie auf das Zukünftige bezogen wird. Ob der nämliche Tag in folgenden Jahren wieder komme, ist dem Unglücklichsten gleichgültig. Aber dass er selbst nicht geboren worden wäre, dass sein Geburtstag einst nicht in der Tage Reihe erschienen wäre, dieser Optativus über das Vergangene liegt in der ganzen Stelle. Vgl. Vs. 11. 12. Sogleich der Anfang kann nicht übersetzt werden: vertilget sey der Tag, da ich geboren bin! Denn יאבד ist Futurum; und es ist eine willkürliche dem Sprachgebrauch und der Sprachphilosophie nicht angemessene Behauptung hebräischer Grammatiker, dass irgend einmal das Futurum für ein simples Präteritum stehe. Die *Forma Futuri* geht immer auf die Zukunft, entweder auf die unbedingte direct, oder indirect auf die bedingte, welche der Grieche durch Subjunctive, Optative und Imperative genauer zu bezeichnen wusste. Der Sinn ist: „Dass doch verloren gewesen wäre der Tag, an dem „ich geboren werden sollte! Auch die Nacht, wel„che sagte: erzeugt ist ein Knabe! Jener Tag — wä„re er Finsterniss geblieben; hätte Gott von oben „ihn nicht nachgefragt; hätte ihn das Licht nie be„schienen!" u. s. w Auch der 16. Vs. ist aufs neue ein Wunsch: „Oder wär' ich doch, wie eine Fehl„geburt die man versteckt, nie gewesen!" Der Vf. hängt diesen Vs. mit Vs. 15. zusammen: „Gleich ei„ner unbemerkten Fehlgeburt wär' ich wie nie ge„wesen!" Genau genommen bezieht sich das *oder* (או) auf den vorher ausgesprochenen Wunsch: Wär' ich doch sogleich nach der Geburt gestorben! *Oder*, fährt Vs. 16. fort, gar noch früher. — Die nämliche Bemerkung wegen der *Forma Futuri* muss Rec. sogleich auch auf K. 4, 12—16. anwenden. Eliphas giebt nicht vor (denn für ein blosses Vorgeben würde es ihm und dem Dichter doch jedermann anrechnen, dass er gerade einen so passenden Traum schon gehabt haben sollte) dass ihm ein Geist im Schlaf etwas auf Hiobs Schicksal anwendbares schon zugeflüstert habe. Vielmehr bezeugt er seine Besorgniss, dass, wenn er mit Hiob anders spräche, und Gott eine Schuld beyzumessen wagte, wohl gar eine schauerliche Erscheinung des Nachts sich ihm nähern, und ihm zu seinem grossen Schrecken zurufen möchte: „Kann ein Mensch recht haben gegen Gott? Kann jemand reiner seyn als jener, sein Bildner?" Rec. kann daher nicht übersetzen 2, 12. „Ein Geisterspruch stahl sich mir zu, mein Ohr vernahm den leisen Laut davon" etc. Vielmehr ist der Sinn: Auch ich könnte strafbar werden etc. oder wörtlich: „Auch „könnte zu mir sich verstohlen ein Geisterwort nä„hern, dass mein Ohr einen eilenden Laut davon „fasste, im Taumel über nächtliche Gesichte, wenn „tieferer Schlaf über Menschen fällt. (Schon trifft „mich Furcht und Zittern, und macht mir alle Glie„der bebend — *horresco referens*). Ein kalter Hauch „würde mir über das Gesicht gehen, und jedes Haar „am Leib erstarren. Da würde stehen ein Unerkenn„barer; eine Gestalt vor meinen Augen seyn. Still „wär' es und ich würde eine Stimme hören: Kann „ein Mensch Recht haben gegen Gott?" u. s. f. So können tausend Stellen, besonders in den Propheten, nur alsdann ihren genau richtigen Sinn erhalten, wenn man an der aus der Sprachphilosophie folgenden Regel festbleibt, dass keine Nation, am aller wenigsten eine, die so wenige *tempora* hat, zwey verschiedene Formen annehmen, und doch in der Bedeutung sie wieder völlig vertauschen, und als gleichgültig gebrauchen sollte. Das Gegenwärtige, das Vergangene, und das Zukünftige, oder gleich der Zukunft, unbestimmt schwankende Bedingte ist im menschlichen Gemüth viel zu sehr verschieden, als dass nicht verschiedene Zeichen dafür entstehen, und dann diese in ihrer verschiedenen Bedeutsamkeit festgehalten werden müssten. Es ist immer noch Kindheit genug in der hebräischen Sprache, dass die Hebräer nicht bis zum vollen Unterscheiden des Zukünftigen von dem der Zukunft ähnlichen, bedingten, das wir durch *mögen*, *können*, *sollen*, *wollen*, *pflegen*, ausdrücken, in ihren Zeichen fortschritten. So gewiss eine Uebersetzung, wie diese Eichhornische, vor vielen andern eine ächte Grundlage zu einer richtigen und doch allgemein verständlichen Bibelübersetzung werden kann, und so lebhaft des-

wegen

wegen Rec. den Vf. zu ähnlicher Bearbeitung mehrerer poetischen Werke des hebräischen Alterthums auffodern möchte, eben so unentbehrlich scheinen ihm für diesen Zweck, da in Sachen der Philologie nichts wahres kleinlich ist, die äussersten Foderungen der Pünktlichkeit nach der Sprachlehre und streng berichtigter Wortforschung. Selbst ein groser Scharfsinn, wie ihn der Vf. besitzt und anwendet, um den Gedankengang zu bestimmen, kann diesen nicht immer richtig ahnen, wenn nicht jenen beiden eigensinnigen Gebieterinnen aller Interpretation geduldig Folge geleistet wird. Um nicht weitläuftig zu seyn, berührt Rec. nur noch den Schluss des 4. Kap. Hr. E. übersetzt:

18. „Selbst seinen Dienern traut er nicht,
„Und an seinen Boten findet er noch Mängel,"

19. „Sonst würden, die in Leimen Hütten
„Auf Staub gebauet, wohnen,
„Noch schneller als die Motte sterben."

20. „Vom Morgen bis zum Abend würden sie geschlagen
„Von allem Schutz entblösst, giengen sie zu Grund."

21. „Ihr innerer Lebensfaden würde abgerissen,
„Sie stürben hin, nicht nach der Weisheit Schluss."

War denn aber wirklich in der alten Welt eine so schlimme Idee von den Schutzgeistern einzelner Menschen und ganzer Reiche, dass man fürchtete, sie würden die Menschen, schneller als die Motte, sterben lassen, wenn ihnen Gott so viel anvertraute? Glaubte man nicht, so bald man an sie glaubte, dass sie recht eifrig für ihre Pflegebefohlenen sorgten? Und, wenn wir noch genauer gehen, zeigt sich wohl im hebräischen Alterthum der Glaube an Schutzengel einzelner Menschen? In den spätern Schriften, wie Daniel, giebt es nur erst einen Glauben an Schutzgeister ganzer Reiche! Endlich; hätte Gott auch die einzelnen gewissen Schutzgeistern übergeben, so wären diese doch nie, nach der alten Denkart, ohne seine Aufsicht gewesen, die Menschen also nie „von allem Schutz entblösst." Diese Gedanken führen darauf hin, zu fragen, ob denn der Text sage, was nach den alten Begriffen nicht zu erwarten ist. Rec. versucht die Reihe der Gedanken, welche Eliphas etwa von einer schauerlichen Erscheinung hören zu müssen befürchtet, auf folgende Art bis an ihren Schluss zu führen. Der Geist könnte, sagt Eliphas, fortfahren:

18. „Bedenk'! An seinen Dienern sollt' Er (Gott) unwahr handeln?
„An seinen Geschäftsträgern sich selbst verfehlen?" —

19. „Als Bewohner bloss leimerner Hütten,
„Die auf Staub sich gründen,
„Müssen sie selbst, ehe eine Seuche kommt, die sich aufreiben."

20. „Vom Morgen an bis zum Abend werden sie zerstossen,
„Und gehen zu Grund, weil er sie nicht für die Dauer bestimmt hat."

21. „Nicht wahr? Der Menschen Kraft verzehrt sich.
„Durch sich selbst müssen sie sterben, ohne besondere Absicht."

Eliphas denkt in seiner ersten Trostrede an die erste Ursache der körperlichen Leiden und des Sterbens auch der besten Menschen. „Gott, sagt der Geist, dem Eliphas seine Gedanken in den Sinn legt, thut ihnen kein Unrecht. Der Mensch kann nichts anders erwarten. Sein Körper ist aus Erde, seine Knochen sind aus Staub zusammengesetzt. Dieses schwache Gebäude wird immer den ganzen langen Tag über erschüttert. Keine *besondere Absicht Gottes*, bloss seine vergängliche *Natur ist* es, *dass es zu Grunde geht.*" Dieser Sinn ist an sich der natürlichste, und eben er ist den Texteswortén durchaus gemäss. Hiob ist einer der Verehrer (עבדים) ja der Sprecher Gottes s. Vs. 3. 4. An ihm handelt Gott gewiss treu und richtig. Aber — auch sie „sind Erde und zur Erde müssen sie werden!" ידכאום sie selbst können nicht anders, als dieselbe ihre leimerne Hütten zum Umsturz bringen. *Leimerne* Hütten erinnern nicht an *Motten*. עשש ist *contabuit.* Ps. 6. 8. 31, 10. 11. יכאו *sc.* חמר בית - יתר ist hier, wie Genes. 49, 3. Jes. 56, 12. zu deuten. Der *Lebensfaden* ist unsers Wissens kein Bild der hebräischen Dichtungen, noch weniger ein „*innerer* Lebensfaden." — — Könnten gleich, wenn es der Raum gestattete, diese Bemerkungen durch die ganze Uebersetzung fortgesetzt werden, so erklärt doch Rec. gerne noch einmal seine Ueberzeugung von den Vorzügen derselben, und wünschte, dass dieser Probe bald mehrere andere, gewiss nicht minder schätzbare, nachfolgen mögen.

(Der Beschluss folgt.)

* * *

Wien, b. Schalbacher: *Der Christ im Gebet und Betrachtungen zu allen Zeiten und in allen Fallen des menschlichen Lebens.* Nebst den bey dem öffentlichen Gottesdienste gebräuchlichen Gebeten und Gesängen. Dritte Aufl. 1802. 174 S. 8. (10 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Weidmann: *Allgemeine Bibl. der bibl. Literatur*, von *J. G. Eichhorn. VII. Bd.* 4. 5. *St. VIII—X Bd.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension).

Zehnten Bandes, 5 *St.* S. 759—844. *Fortgesetzte Beyträge zur Erläuter. des N. Tests.*, von *Karl Ge. Schuster.* Eben so sehr der Auszeichnung werth, als die oben schon erwähnten. Sie betreffen das Evangelium des Johannes. Der Vf. hat recht, dass man nicht, wie in den Memorabilien St. 8, S. 172. geschah, Joh. 1, 39. 15. übersetzen darf: Er war mir stets vor Augen. εμπροσθεν und לפני bedeutet im hebr. und der Alex. immer *vornen*, entweder nach dem Raum oder nach der Zeit. Joh. der Täufer hatte sonst einmal den räthselhaften Ausdruck gebraucht: Ein gewisser *nach* mir kommender ist *vor* mir gewesen. Diesen Ausdruck, sagt er jetzt, beziehe Er auf Jesus. Der Nachsatz ὅτι πρωτος μου ην gehört nicht mehr zu dem, was Joh. vorher gesagt hatte; er kommt jetzt erst als Aetiologie hinzu. Was ich einst sagte: Ein nach mir kommender ist vor mir gewesen! gilt von diesem Jesus, weil Er *früher war* als ich. Einen Ankündiger des Messias nämlich kann es nur geben, wenn schon bestimmt ist, dass es einen Messias geben solle. So ist der nach dem Ankündiger kommende doch in der Bestimmung selbst der frühere. Uebrigens wollte Joh. ein Paradoxon sagen, nicht ein Dogma. — Ausser mehreren scharfsinnigen Erklärungen einzelner Schwierigkeiten giebt der Vf. eine psychologische *Charakteristik des Pilatus.*

S. 846—878. *Pfannkuche über die Gebetsformel der Messiasschüler, Matth.* 6, 9—13. *Luk.* 11, 2—4. Der Vf. sucht vornehmlich die vierte Bitte durch eine allegorische Deutung in Vergleichung mit Matth. 8. 11. Luk. 14, 15. Joh. 6, 34. aufzuklären, ist aber dabey genöthigt, σημερον für einen Uebersetzungsfehler zu halten und היום zu erklären: *an jenem Tag.* Durch Vergleichung einiger passenden rabbin. Stellen macht er andere Theile der Gebetsformel beziehungsvoller.

S. 879—888. *Ueber die Johannisjünger*, von *Lindemann*, Superintendent zu Danneberg. Auch dieser Gelehrte findet im N. T. keine Data, dass Jünger des Täufers diesen selbst für den Messias gehalten haben, folglich keinen Grund, zu behaupten, der Evangelist beweise Jesu Messiasschaft *gegen* Johannisjünger. Dennoch, da es Johannisjünger gab, die von Jesus als Messias noch nichts wussten oder ihn dafür noch nicht anerkannten (Apg. 19.) so führte der Evangelist wohl auch *für* Johannisjünger dieser Art die Aussprüche ihres hochverehrten Lehrers über Jesu Messiasschaft an, um sie, wie am angeführten Ort Paulus, nicht polemisch, aber thetisch zu Jesus als Christus zu führen. Uebrigens zeigen die Stellen Joh. 1. 8. Luc. 3, 15 allerdings, dass es dem Täufer möglich gewesen wäre, sich für den Messias auszugeben. Manche hätten es leicht geglaubt. — Der denkende Vf. findet im Prologus des Joh. Evang. „eher jüdische Gelehrsamkeit auf Christus angewendet, als Widerlegung der Johannesjünger oder der „gnostischen Philosophie. Erst durch Johannis Worte „veranlasst, liess sich vermuthlich die letztere zu „Träumereyen von Aeonen verleiten." Diess ist mit kurzen Worten der wahre Schlüssel der schweren Stelle.

Um die Bibliothek mit dem Jahrhundert zu schliessen, folgt in diesem und dem folgenden Stück die *Uebersicht der bibl. und morgenl. Literatur von* 1798—1800.

Zehnten Bandes, 6 *St.* S. 955—984. *Bemerkungen über den Prediger Salomo*, von *B. H. Bergt*, Pastor zu Mittelnkirchen im Alten Lande, Vf. der Schrift: der Prediger Salomo, deutsch bearbeitet für nichtkatholische Bibelleser, Hamb. 1799. Er leitet, weil im Koheleth von Gott der Name Jehovah gebraucht wird, diess Buch aus einem Zeitalter ab, in welchem man aus 3 B. Mos. 24, 16 schon geschlossen habe, dass man den Namen Iehova *nicht aussprechen* solle. [War denn aber auch für geboten gehalten, dass man ihn nicht schreiben solle? Koheleth setzt ja auch nicht אדני dafür! Als philosophirende Volksschrift schreibt es immer Elohim, den *allgemeineren* Namen der Gottheit.] Der Vf. folgert aus dem angezeigten sehr unsichern Datum, Koheleth sey jünger als selbst Esra und Nehemiah. Mit Sophisten sey der Orient durch Alexanders Kriegszüge erst bekannt geworden und *Koheleth* oder *Redner* bedeute *eine Art morgenländischer Sophisten*, in Judäa entstanden durch Nachahmung der Griechischen, welche besonders über die göttliche Weltregierung gerne dreist und leichtsinnig absprachen. Ueber ihrer Schriften Vervielfältigung klage der Schluss des Koheleth mit Widerwillen. Nach dieser Idee verbessert der Vf. Manches in seiner Uebersetzung. Beyläufig wird bemerkt, dass Koh. 4, 17. *Bet elohim* nicht eine *Synagoge* bedeute und darin hat Hr. B. ohne Zweifel recht. Unser Be-

Begriff von einem Gotteshaus d. i. einer Kirche, wo das Volk Belehrung über göttliche Dinge erhalten soll, ist nicht in die jüdischen Sitten zurück zu tragen.

Den Schlufs macht S. 1077-1118 eine *Beantwortung der Frage: Warum die schriftlichen Orakel der hebr. Propheten erst um das Jahr 800 vor Christus anfangen?* 600 volle Jahre, seit Josua, scheinen sich die Propheten blofs auf *mündliche* Wirksamkeit eingeschränkt zu haben. Der erste Prophetenausspruch, im B. Richt. 2, 1—3 beyläufig aufbewahrt, ist ungefähr 1426 Jahre früher als Jesus. (Schon von Josua hätte Jos. 6, 26. Vgl. 1 B. Kön. 16, 34 angeführt und nach gleichen Grundsätzen beurtheilt werden können.) Der Vf. sammelt die in den historischen Schriften des A. Ts. zerstreuten Orakel der Propheten und übersetzt sie, mit interessanten Anmerkungen über manche Zeitumstände als Aussprüche, die nur in der Ueberlieferung fortgedauert und daher vom Mund zu Mund aus dem Erfolg sich vervollständigt hätten. Vornehmlich sind die Betrachtungen über Eli's angemafste Hohepriesterschaft, die daher entstandene für die Ithamariten verderbliche Eifersucht der beiden des Hohenpriesterthums fähigen Pinechasitischen Familien und die spätere Entstehung des Orakels 1 Sam. 2, 27 ff. merkwürdig. Der historische Anfang der Prophetenschulen, in welche auch der Laye kommen konnte 1 Sam. 10, 12. Die nachgetragene Umständlichkeit in Nathans, zuerst gewiss nur unbestimmter, Drohung 2 Sam. 12, 10. 11. 12. Das spätere in der Bestimmung „Josias heifst sein Name" 1 B. K. 13, 2. Die Motive zu Achijahs Orakel für Ierobeam ebend. 11, 29—40. — alles diefs ist sehr scharfsichtig enträthselt. Mit Achijah kam der Vf. bis gegen 954 vor Christus. Schade, dafs nun die Aufgabe, *warum* jetzt erst etwas schriftliches von den Prophetenorakeln beginne, nicht weiter gelöst wird. Die Abhandlung schliefst sich an die eben so anziehende *Darstellung der Prophetensagen aus dem Reiche Israel* an, welche schon im 4 Bd. der Biblioth. geliefert ist. Aber auch dadurch ist jenes Warum? noch nicht beantwortet. Sollten wir hieraus auf den Vorsatz des Herausg. schliefsen dürfen, eine für die Aufbewahrung solcher Auffätze zweckmäfsige Fortsetzung der Bibliothek zu veranstalten? Ohnehin haben die spätern Bände, durch ihre meisten gehaltreichen Abhandlungen dem Fache der biblischen und morgenländischen Literatur mehr als durch Recensionen genützt. In den früheren waren auch die Recensionen gröfstentheils bedeutender und inhaltsvoller. Rec. begreift sehr wohl, wie man über dem Recensiren eines so grofsen und mit mittelmäfsigen Produkten überladenen Fachs allmählig ermüden kann. Der Raum kann alsdann leicht durch diese Anzeigen und Abfertigungen der nächsten Schriften weggenommen seyn, ehe die vollen Beurtheilungen wichtiger und schwieriger Produkte zur Reife kommen. Liegt vielleicht in dieser Abnahme der Lust, sich mit dem Recensiren und Ueberarbeiten der Recensionen zu beschäftigen, ein Grund, weswegen die Bibliothek geschlossen worden ist: so wünscht Rec. dafs der Herausg. das Ende des letzten vortreflichen Auffatzes, und viele andere ähnliche Früchte seines genialischen Forschungsgeistes, verbunden mit würdigen Seitenstücken von manchen vorzüglichen Männern, mit denen uns die Bibliothek indefs bekannt gemacht hat, bald in einer andern, an Recensionen nicht gebundenen, Sammlung mitzutheilen fortfahren möge.

OEKONOMIE.

Hof, b. Grau: *Oekonomisch-praktische Bemerkungen über den Ackerbau*, eine Sammlung vieljähriger Erfahrungen über alle Gegenstände desselben, herausgegeben von *Ludwig Christoph von Feilitzsch*, vormals Königl. Preufs. Rittmeister. 1800. 300 S. XVI S. Vorr. 8. (16 gr.)

Was bald in den ersten Jahren der von Schubart veranlafsten ökonomischen Reform praktische Oekonomen so sehnlich wünschten: *dafs Männer von Erfahrung und Talent, in den durch Lage und Verfahren vor andern sich auszeichnenden Districten* unsers Vaterlandes das Eigne ihres Terrains, sammt dessen Bearbeitung und Benutzung, getreulich anzeigen, ihre bisherige Bewirthschaftung rechtfertigen, aber auch deren Gebrechen nicht verhehlen möchten, damit nicht nur dem Unfuge, alles über *einen* Leisten zu spannen, gesteuert, sondern auch die Theorie in den Stand gesetzet werde, ihre Grundsätze für die gesammte deutsche Landwirthschaft, nach dem Bedürfnifs eines in Lage und Bodengüte sich sehr ungleichen Landes, so zu entwerfen, dafs der Oekonom am Rhein, eben so, wie der im Schwarzwald und Tyrol, sich belehrt fände: das hat, zum rühmlichsten Beyspiel für ähnlich qualificirte Landwirthe, der Vf. dieser vortreflichen Schrift von Seiten des Bayreuthischen Voigtlandes rühmlich gethan. Mit heller Naturkenntnifs und reifer Erfahrung nach dreyfsigjähriger Praxis, beschreibt der Vf. in einem lichtvollen Vortrage Klima, Kraft und Unvermögen jener grofsen Gegend, deren Verbesserung im Ackerbau, nach Abschnitt I. zwar viele, zum Theil gar nicht, zum Theil nur durch die höhere Polizey allein zu hebende Schwierigkeiten und Hindernisse entgegen stehen; von welchem aber, nach einem der Natur des Bodens angemessenen Verfahren, (das Abschn. III—X. dargestellt wird) allerdings ein höherer Ertrag sicher zu erwarten wäre. Zu diesem wichtigen Behuf hat der Vf. diese seine Bemerkungen mitgetheilt; und wir wünschen ihm für seine Gegend alle Aufmerksamkeit einverstanden mit den S. XIII. enthaltenen Grundsätzen: „Oekonomische „Belehrungen müssen, wenn sie einen Werth haben „sollen, immer local seyn. So viel es verschiedene „Landesarten und Himmelsstriche giebt, so viel „müssen auch verschiedene Verhaltungsregeln für „die Landwirthschaft Statt finden." Doch auch der gesammten Landwirthschaft sind diese Bemerkungen ein

ein angenehmes Geschenk. Der gelehrteste Theoretiker wird sie mit wahrem Vergnügen lesen, und sich mehrere Provincialschriften solcher Art wünschen; der praktische Oekonom aber, er sey in einer reichen oder armen Gegend, wird in jedem Abschnitt nützliche Regeln finden. Uebrigens hat der Vf. wirklich alle Gegenstände des Ackerbaues mit Einschluss des Einärntens des Getraides behandelt; nur die Oelsaat mit Raps, Sommer- und Winterrübsamen ist, als unzweckmäfsig für jene Gegend, übergangen, und wir wünschen recht sehr und baldigst die S. 247 versprochne Abhandlung: über Veredlung und bessere Benutzung der rohen Erdprodukte im Bayreuthischen Voigtlande, verbunden mit einer nützlichen Notiz von der innern Oekonomie, Viehzucht und besten Benutzung derselben etc. in welchen allen nicht wenige Abweichungen seyn mögen. Unter dem vielen Bemerkungen, die Rec. aus dieser gehaltvollen Schrift auszeichnen könnte, will er hier nur bemerken, dass er im XVI. Abschn. den so benannten Schwarzhafer in des Vf. Gegend einheimisch und von ihm als eine in kaltem Grunde, schweren und nassen Boden reichlich wuchernde Sommerfrucht empfohlen zu finden erwartete, ihn aber wegen geringerer Körnergüte widerrathen fand. Letztere ist nicht abzuläugnen; 3 Scheffel Schwarzhafer sind zu eben derselben Futterportion nothwendig, wozu 2 Scheffel Weisshaber hinlänglich sind; aber er bringt auch auf dem schlechtesten Grunde 3 Scheffel und drüber ein, gegen den weissen in gleichem Maas und Garbenzahl, wo letzterer kaum 2 gewährt. Pferde, Ochsen und Mastvieh fressen ihn gern, ja fast lieber als weissen; gleich so angenehm als von letzterem ist dem Zuchtvieh sein Stroh. Bey dieser Herabwürdigung desselben ist es ein ökonomisches Problem: warum in ähnlichen Distrieten in Sachsen, abwärts von Bayreuth, von Alters lauter Schwarzhafer zu herrschaftlichen Zinsen und Deputat und kein weisser angesetzt und aufgegeben worden ist: war letzterer vor Alters noch gar nicht daselbst angepflanzt?

Frankfurt am M., b. Guilhauman: *Versuch einer Geschichte des Obstbaues in Frankreich*, aus dem Französischen des Hn. le Grand d'Aussy. 1800. 140 S. 8. (12 gr.)

Diese Abhandlung ist ein Auszug aus der *Histoire de la vie privée de François, depuis l'origine de la nation jusqu'à nos jours, par Mr. le Grand d'Aussy.* Paris 1782. Sie ist zwar ganz artig zu lesen, und die Uebersetzung ist gut; aber den Namen einer Geschichte verdient sie nicht. Der ganze Inhalt beschränkt sich auf folgendes: Der Anfang der Obstcultur in Frankreich war ein entstehender Kunstfleiss, worauf bald eine grobe Unwissenheit, Aberglauben, Irrthümer und endlich unzählige Spielereyen folgten, bis sich endlich nach Quintinye der Obstbau zum hohen Flor erhob. Die Erfindung der Spaliers fällt in das Ende des 16. Jahrhunderts. Es waren aber die Spaliere anfänglich blofs Hecken, die niedrig gehalten und gut gedüngt wurden. Die Zweige flocht man in einander, und die warme Lage an den Mauern machte die Früchte früher reif. Um sie klein zu halten, pflanzte man sie in Kasten. Dazu kamen dann die freystehenden Zwergbäume, die man mit der Haagscheere schnitt, und ganz nahe als Hecken zusammensetzte. Man formte sie in Bogen, schnitt Fenster darein etc. und als sich noch in den vornehmen Gärten die Taxus- und Buchs einschlichen, und in allerhand Gestalten von Thieren und Vögeln, Thürmen etc. geschnitten wurden; so verstümmelte man auch die Obstbäume auf diese elende Weise. Man machte die seltsamsten Pfropfungen von allerley Bäumen auf einander. — Der erste vernünftige Mann, der die Missbräuche in Ziehung der Bäume, die abgeschmackten Veredlungsarten und den mörderischen Gebrauch die Obstbäume wie Buchenhecken zu scheeren, bekämpfte, war ein Einsiedler, *Arnold von Antilly*, der 1652 *la manière de bien cultiver les Arbres fruitiers* herausgab. Die Spaliere behandelte er auf vernünftige Art, und brachte sie zuerst in Aufnahme. *Laurent* schrieb 1675 *Abregé pour les Arbres nains.* Er pries zuerst das Lattenwerk zu Spalieren an. — Aber unter König Ludwig XIV, der selbst ein grosser Liebhaber der Gärtnerey war, und aus allen Welttheilen Bäume und Saamen herbeybringen liess, und unter seinem Oberaufseher der Gärten, dem *Quintinye*, der 1690 lebte, gieng erst das gröfste Licht in der Obstbaumzucht auf, da der Aberglaube mit den Mondsveränderungen und die Kindereyen im Baumschnitt verdrängt wurden. *Quintinye*, der Patriarch unter den Gärtnern, war der erste, der den Baumschnitt nach Regeln der Natur und Vernunft einführte. Unter ihm kamen die Treibhäuser und Treibkästen auf. Einige Jahre nach *Quintinye* fieng *Girardot*, der zuvor in Kriegsdiensten stand, an, seine Privatgärten zu Bagnolet zu lauter Obstspalieren anzuwenden, wodurch er ein unsägliches Geld gewann. Ihm ahmten die Einwohner von Montreuil nach, die noch heut zu Tag vorzüglich in Erziehung der Pfirschen berühmt sind. — In der neuern Geschichte des Obstcultur Frankreichs führt der Vf. verschiedene Obstsorten von Aepfeln, Birnen, Pflaumen, etc. an, welche von Zeit zu Zeit die angenehmsten waren, und giebt über einzelne Punkte Erläuterungen, die angenehm zu lesen, im Ganzen aber unbedeutend sind. Nicht einmal die französischen Haupt-Pomologen, *du Hamel*, *Schabol* etc. hat er nach *Quintinye* genannt.

Leipzig, b. Voss u. C.: *Allgemeines ökonomisch-chemisch-technologisches Haus- und Kunstbuch, oder Sammlung ausgesuchter Vorschriften zum Gebrauch für Haus- und Landwirthe, Professionisten und Kunstliebhaber*, von *C. A. F. Hochheimer*. Fortgesetzt und mit einer Vorrede von *M. Hoffmann. Dritter Theil.* 1800. 760 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Diess nützliche Buch, von welchen bereits bey den vorhergehenden Theilen bemerkt worden, dass es

es keineswegs von dem Schlag der gewöhnlichen sogenannten Kunstbücher sey, welche allerhand abentheuerliche Mittel vorschlagen, enthält viele gute Vorschriften aus der Chemie, Kochkunst, etc. und viele in der Erfahrung bewährte Probestücke. Dieser Theil ist mit den vorigen von gleichem Werthe. Die Vorschriften sind meist gut geordnet und den Grundsätzen der Chemie, Botanik, Pflanzkunst etc. nicht widersprechend. Indessen lasst sich nicht für die Richtigkeit aller und jeder vorgeschlagener Mittel einstehen. Einen höhern Werth aber hätte der Vf. seinem Buch beygelegt, wenn er wenigstens bey den meisten vorgeschlagenen Mitteln, besonders bey den wichtigern die Schrift citiret hätte, woraus er dieselben genommen, wie er bey Bereitung des Zuckers aus Runkelrüben S. 513 sonst aber äusserst selten gethan hat. Es würde sein Verdienst, dass er sie mit Klugheit gesammelt hat, nicht geschmälert, vielmehr erhöhet, und das Zutrauen gestärket haben. Nr. 220. S. 372. enthält Verhaltungsregeln bey den Blattern oder Pocken. Welcher Arzt hat sie besonders vorgeschrieben? — — wird jeder sogleich fragen, den es vorzüglich interessirt. Nebenbey fragt Rec., warum der Vf. bey dieser Gelegenheit nicht die wohlthätige Erfindung der Kuh- oder Schutzpockenimpfung gepriesen habe, um so manches Leben retten zu helfen. — Das Trocknen des Stein- und Kernobstes, der Frostableiter etc. ist aus Christ's Handbuch über die Obstbaumzucht. — S. 496 hat er gute Vorsichtsregeln bey der Ruhr; aber wo sind sie her? — — Das Mittel des Hn. de Meuve, die Pfirschenbäume von den Baumwanzen, durch Bestreichung mit Baumöle zu befreyen, taugt nicht.

Eisenach, in d. Wittekindtschen Hofbuchh.: *Guter Rath für Hauswirthe und Oekonomen.* — Ebenfalls ein Noth- und Hülfsbüchlein. 1800. 154 S. 8. (9 gr.)

Diess Noth- und Hülfsbüchlein ist ein Quodlibet von allerley zusammengestoppelten Künsten, die aus den hunderten von Kunstbüchern öfters aufgetischt worden und hier besonders ohne alle Ordnung bunt und kraus sich aufeinander drängen. Bald kommt ein Recept aus dem Kochbuch: bald ein Kunstück: bald ein Trank für Ochsen, Küh und Kälber; vom Stall kommt er in die Waschküche; dann *fällt ein* Brosämlein aus der Gartnerey etc. Gleichwohl ist der Vf. weder Gärtner, noch Arzt, noch Oekonom. Wenigstens hätte er doch prüfen sollen, was er hie und da fand, und wieder niederschrieb. Z. B. Sein Noth- und Hülfsbüchlein fängt sogleich ohne allen weitern Eingang mit dem Kunststück an: „Leinewand „in kurzer Zeit schon weiss zu bleichen. Man muss „schichtenweiss zwischen die Leinewand, Merrettig- „Blatter, oder auch Wermuth legen, und alsdann „siedend Wasser darauf giessen." — Welche Hausmutter wird nicht für diese weise, deutliche und umständliche Belehrung dankbar seyn! Das darauf folgende Mittel; „Eyer frisch zu erhalten," *bestel*: in dem jeder Wirthin bekannten Einlegen in *Rog*[illegible] oder dergleichen; eine jede Bäurin aber hätte [illegible] sagen können, dass es nur Eyer seyn müssten, [illegible] vom August an gesammelt werden: denn die [illegible] Junius und Julius würden gleichwohl darin [illegible] ben. So würde ihm auch eine jede kluge [illegible] haben sagen können, dass Butter, in steinern [illegible] eingesalzen, keineswegs der Gesundheit nach[illegible] theilig sey, wie er S. 10 vorgiebt: Viell[illegible] stand in dem Kochbuch, woraus er geschr[illegible] solle die Butter nicht in irdene *glasurte* Topfe [illegible] Hie und da kommt freylich auch ein gutes u[illegible] bares Mittelchen vor; aber diese wenigen [illegible] übrigen zu sondern, würde der Mühe nicht [illegible]

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Kiel,* gedr. in d. Schulbuchdr.: *Authentische und umständliche Beschreibung der Seeschlacht,* die am 2ten April (1801) zwischen der Escadre des Admiral *Parker,* insbesondere zwischen derjenigen Division derselben, die Lord *Nelson* commandirte und der dänischen Defensionslinie, unter dem Befehle des Kommandeur *O. Fisher* auf der Kopenhagener Rhede vorfiel. Von Professor *Olivarius.* — Dieser Beschreibung, die sich auf die officiellen Berichte und andere zuverlässige, von beiden Partheyen herrührende Documente gründet, ist eine sehr genaue Karte angehangt, welche auf die erste Ansicht die Lage der Schiffe und Batterieen zeigt, so wie die Anzahl ihrer Kanonen, die verschiedenen Gattungen von dem Fahrzeugen und die damit vorgenommenen Manövres. 1801. 32 S. 8. Was der ausführliche Titel verspricht, findet man in der kleinen Schrift wirklich; sie setzt den Leser in den Stand, diese berühmte Schlacht, von der so widersprechende Berichte erschien[illegible] übersehen, und enthält zur Beantwortung [illegible] chen Fragen alles Nöthige, unter andern [illegible] kung über den Durchgang der Engländer [illegible] über den man sich so manche unrichtige An[illegible] sonders zum Nachtheile Schwedens, erlaubt [illegible] die dänische Marine. Der Vf. ist derselb[illegible] zur nähern Bekanntschaft mit den nordisch[illegible] stimmten, (von *Bundus's Spectateur du Nord* [illegible] Journale: *le Nord literaire, physique, politique* [illegible] rere Beyträge über die dänische Marine, so [illegible] Gegenstände seines Vaterlandes und der ben[illegible] ten geliefert hat, und wahrscheinlich auch [illegible] chem Eifer fortfahren wird, die nähere Kenn[illegible] der immer mehr zu befördern.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 19. Februar 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im Industrie-Comptoir: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen* u. f. herausgegeben von *M. C. Sprengel. Fünfter Band.* 1801. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Dieser Band enthält 1) *Reise nach der westlichen Küste von Africa, in den Jahren* 1786 u. 1787 *von L. Degrandepré. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen.* Nicht blofs in den genannten Jahren, sondern auch 1777 war der Vf. als Negerhändler in dem westlichen Africa an der Südseite des Aequators oder in den Ländern Loango, Cacongo und Angoy, welche letztere auch Malemba und Cabenda genannt werden. Wenn er gleich von den Producten nicht viel und nicht gelehrt gehandelt hat: so findet man doch bey ihm schätzbare Bemerkungen über die innere Verfassung, die Gebräuche, die Sitten und den Charakter der Neger, und den Negerhandel, welche man bey Proyart und andern nicht antrifft, und seine Beschreibung, wodurch die Erdkunde wirklich erweitert ist, verdiente in eine diesem Zweck gewidmete Bibliothek aufgenommen zu werden. Die von andern als ungesund verschrieene Küste wird als sehr gesund gerühmt. *Die Natur hat alles für dieses schöne Land gethan; das Clima ist vortrefflich* u. f. Die S. 6. erwähnten *Erbsen mit Füssen* sind wohl die von Bruns in Afrika 4. Bd. S. 72. angeführten *Jecuba* oder Erbsen, die unter der Erde wachsen, und wovon man in *Zimmermann's* Taschenbuch der Reisen für 1802 eine Abbildung findet. Schade, dafs Hr. *S.* den sonderbaren Ausdruck nicht erklärt hat. Aber das ist leider oft der Fall mit den Anmerkungen, womit die aus fremden Sprachen übersetzten Reisen versehen sind. Man erklärt einige Schwierigkeiten, und läfst sehr viele unerläutert stehen. Den Waldmenschen, Troglodyt, hat der Vf. nie bekommen können. Was er von der Sagacität eines Weibchens von dieser Art, das er selbst gesehen hat, S. 16. erzählt, erregt Bewunderung. Anatomen werden vielleicht am meisten bezweifeln, dafs er den monatlichen Reinigungen unterworfen war. Der 1te *Abschnitt* von *Producten*, der im Ganzen sehr mager ist, wird mit dem Rathe beschlossen, hier Colonien anzulegen, wodurch man das Deficit decken könnte, welches durch den *Verfall* (S. 22. soll wohl heissen *Verlust*) — der Antillen entstehen muss. — 2ter *Abschn. Religion, Sitten und Gebräuche.* Manches war schon aus früheren Reisen bekannt. Allein man findet doch auch verschiedenes, was andern Beobachtern entgangen war. Z. E. man kennt keine andere Strafe als von dem Pöbel zerrissen zu werden. Der Vf. hat die Vollziehung der Strafe selbst mit angesehen, erstaunte nicht wenig über die Wuth, womit man den Verurtheilten zerriss, bemerkte aber nicht das mindeste Verlangen, ein Stück von dem zerrissenen Körper zu verzehren. Die Liebhaber der Kirchengeschichte werden S. 50. die neuesten Schicksale der Mission nach Congo, die sehr traurig für sie ausfielen, mit Interesse lesen. 3. *Abschn. Regierungsform.* Hier kommt der Vf. mit Proyart in der Hauptsache überein, ohne es zu bemerken, vielleicht ohne es einmal zu wissen, und diess bestätiget seine Glaubwürdigkeit. Die europäischen Schiffscapitains haben das Vorrecht der Prinzen von Geblüte, innerhalb ihres Bezirkes alle Schwarzen ohne Unterschied, die Prinzen ausgenommen, zu rauben und zu verkaufen, und sie machen nur gar zu oft Gebrauch davon. Das Land wird dadurch so sehr entvölkert, dafs der Vf. die Anzahl der Einwohner in den 3 Königreichen nur auf 600,000 Menschen anschlägt. Der 4. *Abschn.* enthält schätzbare Nachrichten von dem *Negerhandel* in Loango. Die Neger von Montele haben sich die Zähne befeilt, um sie spitzer und schärfer zu machen. Sie sind also nicht von Natur so, wie einige geglaubt haben. *Loango* liefert den vierten Theil aller Sklaven auf dieser Küste. In *Malemba* werden die besten eingehandelt. In der Bucht *Cabenda* haben die Portugiesen sich mehrmalen niedergelassen, welches aber die Franzosen nicht haben zugeben wollen. Jetzt ist das Fort zerstört. Die Neger sind Nachbaren von *Sogno*, das von einem feigen und verrätherischen Volke bewohnt wird, welches die Missionarien, die dahin gegangen sind, sehr übel empfangen hat. Fast die Hälfte der Neger, die eingeschifft werden, sind beschnitten. In *Ambriz* 7° 20′ S. B. ist der Negerhandel von keinem Belang. Bey dem Flusse Massula, etwas weiter südwärts, findet man den ersten portugiesischen Posten. Die Neger wissen alten Sklaven, die sie verkaufen, ein junges Ansehen zu geben; daher Vorsicht nöthig ist, um nicht betrogen, oder, nach der Sprache des Uebers., die nicht die correcteste ist, *angeführt* zu werden. Doch werden die Negermäkler von den listigen Europäern bey dem Menschenhandel auf mancherley Art betrogen, welches der Vf. offenherzig erzählt. Hoffentlich hat er auf dem Lande sich so ehrlich gegen sie bewiesen, als er sie auf dem Schiffe menschlich behandelt hat. Denn nie hat er seinen Sklaven Fesseln angelegt. Die lesenswürdige Einleitung des Hn. *S.* recensirt die Bücher, die man als

als Quellen für diesen Theil von Africa ansehen kann, und die er nicht in Uebersetzungen, sondern in der Urschrift vor sich liegen hatte. Seine Anmerkungen sind zum Theil aus den neuesten englischen Schriften über den Sklavenhandel genommen.

2) *Johann Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Africa in den Jahren* 1797 und 1798. *Aus dem Englischen.* S. 400. In der Einleitung werden nach Gewohnheit die bisherigen an Ort und Stelle aufgenommenen Beschreibungen des südlichen Theils von Africa, mit kritischen Bemerkungen angeführt. Hr. *S.* scheint sie aber nicht mit der Sorgfalt entworfen zu haben, welche er sonst anzuwenden pflegt. S. IV. werden *Forster* und *Thunberg* in eine Classe unter die Reisenden gesetzt, die am Cap gelegentlich ansprachen. Welch ein grosser Unterschied ist aber zwischen *Forster*, der sich nur einige Wochen, höchstens Monate auf dem Cap aufhielt und die Capstadt nicht verliess, und *Thunberg*, der 3 Jahre lang die Colonie in mehreren Richtungen durchwanderte. Hr. *S.* verliess sich, als er dieses schrieb, auf sein Gedächtniss, und hatte weder Thunberg noch andere, die vor ihm kritische Verzeichnisse der in dem südlichsten Afrika unternommenen Reisen geschrieben haben, vor Augen. Von Patterson urtheilt er unsrer Meynung nach unbillig, wenn er ihm Schuld giebt, Auszüge aus Sparrmanns Reise in die seinige aufgenommen zu haben. Die Gegenden, wohin er gereiset ist, werden nicht deutlich angegeben. S. XIII. Masson, den englischen Gärtner, dessen Nachrichten Bruns im 3. Bd. von Africa excerpirte und der nachher zum zweytenmal auf dem Cap gewesen ist, nebst andern übergeht er ganz mit Stillschweigen. Die Zeit, die Sparrman auf dem Cap zubrachte, kann auch nach der Art, wie Hr. *S.* S. XI. davon schreibt, für länger genommen werden, als sie wirklich war. *Er beschäftigte sich*, sagt er, *dort als Naturforscher von* 1771 *bis* 1776, *die Zeit ausgenommen, da er auf dem Schiffe Resolution als Begleiter der beiden Forster in der Südsee zubrachte.* Die meiste Zeit, nämlich 3 Jahre war er auf dem Schiffe, es bleiben also nur 2 Jahre für seinen Aufenthalt auf dem Cap übrig.

Doch genug von der Einleitung. Die Reise selbst ist eine von den vorzüglicheren und der Ehre vollkommen werth, die ihr Hr. *S.* erzeigt hat, ganz und nicht auszugsweise übersetzt zu werden. Was die Franzosen während des letzten Krieges in Aegypten, das haben die Britten auf dem Cap gethan, d. i. beide Nationen haben ihren Besitzstand zum Besten der Erdkunde angewandt, und Mittel, die eroberten Länder zu einem bessern Wohlstande zu erheben, vorgeschlagen. Nur ist es in Nordafrica von vielen Gelehrten, im Süden nur von einem, der aber die Kenntnisse vieler in sich vereiniget, als Secretär des Gouverneurs, in wichtigen Geschäften Reisen in der Colonie machte, und die beste Gelegenheit hatte, sich von dem Zustande der gesammten Colonie zu unterrichten, geschehen. Gleich der 1. *Abschn.* giebt eine viel gründlichere Uebersicht der Colonie am Cap, und genauere Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, als man in andern Reisen liest. Nach einer Berechnung, die sich auf geometrische Vermessungen gründet, wobey aber die Art, wie man dabey zu Werke gegangen ist, nicht angegeben wird, ist der Flächeninhalt 128150 englische Quadratmeilen gross, und die Zahl der Weissen ausser der Capstadt hier nur 15000. (In der sonst getreuen Uebersetzung ist ein Druck- oder Schreibfehler. Für *about* hat sie *mehr als.* Vielleicht war geschrieben *nicht mehr als*). Das Ganze wird eingetheilt in 4 Districte, das Cap, *Stellenbosch*, *Drakenstees*, *Zwellendam* und *Graffreynet.* Der Verbesserungsgeist der Engländer hat sich hier schon thätig bewiesen, und wer muss nicht als Kosmopolit bedauern, dass er in dem *letzten* Frieden sein Grab gefunden hat. Der von den Holländern in den letzten Jahren vernachlässigte Garten auf dem Cap sollte nicht allein *africanische Pflanzen*, sondern auch aus andern *Welttheilen aufnehmen.* Man wollte Versuche mit Baumwolle, Indigo, *Zucker*, Kaffee, Thee und andern Producten machen. *Steinkohlen* wurden in der Nähe der Capstadt entdeckt. Auch in der Gerichtsverfassung wurden Reformen gemacht. Die Tortur und das Rädern sind auf königlichen Befehl abgeschafft, und doch wider die Erwartung des Gerichtshofes wenigere Menschen hingerichtet. Neue Abgaben hat die englische Regierung nicht auferlegt, vielmehr einige der alten aufgehoben. Das Papiergeld hat mit dem baaren Gelde gleichen Werth bekommen, und von diesem hat England 2 Millionen Thlr. im Umlauf gebracht. Unordnungen, welche im Begriff waren auszubrechen, wurden durch die Engländer unterdrückt. Wenn alle diese Nachrichten wirklich gegründet sind (uns scheinen sie wenigstens sehr glaubwürdig): so ist die englische Besitznehmung von der Colonie sehr wohlthätig für sie gewesen. 2. *Abschn.* enthält Bemerkungen auf einer Reise durch das Karro oder die trockene Wüste nach der Landgvogtey Graaf-*Reynet.* Nicht bloss die Naturreiche, unter denen das von den vorigen Reisenden wenig geachtete Mineralreich die Aufmerksamkeit des Hn. B. hauptsächlich an sich gezogen hat, sondern auch die Menschen in allen ihren bürgerlichen und politischen Verhältnissen werden von ihm genau beobachtet. Man lese nur, was er von den Bauern S. 71. u. f. sagt, die gegen die hochaufgeklärten englischen sehr contrastiren. Weil er sich nicht einfallen liess, dass die Britten diese Colonie wieder zurückgeben würden: so berechnet er den Vortheil, den sie von der bessern Benutzung der Producte ziehen würden. Z. E. der Pflanze Salsola, um Sode oder Barilla daraus zu bereiten. Dass der Strauss mit 2, 3 auch 5 Weibchen in Gemeinschaft lebt, ist eine Erfahrung, die Hr. B. zuerst gemacht hat. 3. *Abschn.* Bemerkungen auf einer Reise in das Land der Kaffern. Nachdem der Landdrost mit Hn. B. in Graafreynet angekommen war, machte jener Anstalt, durch münd-

mündliche Unterredung die Kaffern, welche in grofsen Haufen über den Fischflufs, der den Kaffern und Holländern zur Gränzlinie diente, in das holländische Gebiet gegangen waren, zum Rückzuge zu bewegen. Das Dorf, wo der Droft wohnt, im 22° 11' S. B. und 26° O. L. das wie fein gefammter weitfchichtiger Diftrict bisher auf allen Karten gefehlt hat, ift nicht von der Art, dafs ihn feine Collegen in Europa darum beneiden werden. Es hat ein traurigeres Anfehen, als irgend ein Dorf in England. Die Lebensnothwendigkeiten können nur mit Mühe erhalten werden. Die Reife nach dem Kafferlande gieng erft gegen Süden nach den berühmten Zoutpans, deren Salzigkeit fich der Vf. nicht aus der Nähe des Meeres, fondern aus dem Steinfalz, das das Waffer berühret, erklärt. Die Trägheit der Holländer erfiehet man auch daraus, dafs fie weder das Zebra und Quagga, noch den Büffel zu zähmen verfucht haben. Jedes andere Volk, meynt Hr. B. welches 150 Jahr im Befitz des Caps gewefen wäre, würde es verfucht haben. Aber auch die Spanier? auch die Portugiefen? möchte man fragen. Die Zwartkopsbay, wobey man die Karte anfehen mufs, weil die von Hn. B. gezeichnete von allen übrigen abweicht, ift zwar nicht vor den Winden gedeckt, allein fie gewährt einen guten Ackergrund und reichen Fifchfang, und könnte, weil das Land fruchtbar und mit Waldungen bewachfen, und das Rindfleifch fchmackhaft ift, für die oftindifche Compagnie und für die ganze Colonie fehr nützlich werden. Da kein Küftenhandel Statt findet: fo hat man die Bauern nicht bewegen können, den Ackerbau zu erweitern. Eine Antelopengattung, Rietboek genannt, deren Seltenheit auch Sparrmann bezeugt, traf Hr. B. hier in Menge an, und befchreibt fie. Er vermuthet auch, dafs um die benachbarte Camtoosbay Bleyminen mit Nutzen bearbeitet werden könnten. Die Hottentotten haben feit einigen Jahren fehr abgenommen, und werden binnen kurzem ganz ausgeftorben feyn. In dem grofsen Diftrict Graaffreynet ift nicht eine einzige Horde freyer Hottentotten, und vielleicht nicht 20 Einzelne, die aufser dem Dienfte der Holländer leben, obgleich in dem Diftrict 10,000 (?) und in der ganzen Colonie 15,000 Hottentotten leben. Sie werden zwar nicht von ihren Herren verkauft; allein die Bauern in Südafrica haben die in ihren Dienften ftehenden Hottentotten mit nicht minderer Graufamkeit behandelt, als die Pflanzer in Weftindien ihre Negerfklaven. Die Prügel, welche fie bekommen, werden nach der Zeit, und da die Bauern keine Uhren haben, nach Pfeifen Tabak abgemeffen. Eine Zeitbeftimmung, wonach auch in Malacca von den Holländern Prügel ausgetheilt werden. An der Oftfeite des Sonntagfluffes ftiefsen unfre Reifende bald auf eine Horde von Kaffern, die, ob fie gleich Nachbarn der Hottentotten find, doch an Manieren, Körper und Charakter weit von ihnen unterfchieden find. Hr. B. halt die Männer für die fchönften Geftalten, die er je gefehen hat. Auf Befragen, warum fie fich an die Weftfeite des nach den Verträgen zur Gränze angenommenen grofsen Fifchfluffes begeben hätten, antworteten die Häupter, dafs die Coloniften zuerft den Bund gebrochen und im Kafferlande gejagt hätten. Es war diefes vollkommen wahr; Coloniften hatten einen Theil des Landes als ihr Eigenthum beftellt, und waren im Begriff, fich noch weiter auszubreiten. Ehe Hr. B. und feine Gefellfchaft zum Kafferkönige reifeten, zogen fie nach der Mündung des Fifchfl., die wie alle Flüffe auf der Oftfeite von Africa verfandet ift. Die Ochfen, wenn fie nicht ziehen wollten, wurden von ihren Führern mit Meffern über die Ribben und Schenkeln zerfetzt; eine Behandlungsart, welche vielleicht die Bauern von den Kaffern gelernt haben, bey denen Hr. B. kurz vorher fo übel zugerichtetes Rindvieh gefehen hatte. Das Gefchäft mit dem Könige, welcher 40 engl. M. gegen Often von dem Fl. refidirte, wurde bald abgethan, und die alte Gränze beider Gebiete aufs neue feftgefetzt. Die Kaffern legen fich mehr auf Viehzucht (und ausfchliefslich wird Rindvieh von ihnen gezogen), als auf den Ackerbau. Sie jagen viel, und das gröfsere Wild ift fchon felten geworden. Aus dem Befitz der Meeresküfte ziehen fie weder durch Fifcherey noch durch Schifffahrt den mindeften Nutzen. Auf der Oftfeite des Fifchfl. unterfuchte auch Hr. B. die Mündung des Keiskammafl. Auf der Rückfeite über den Fifchfl. nach Reynet entdeckte er neue Arten von Bauholz, und Eifen und Ocher auf den Bergen, welche diefe Mineralien faft überall hervorbringen.

(Der Befchlufs folgt.)

MATHEMATIK.

Hannover, b. Helwings: *Vollftändige nach dem Decimalmaafs berechnete Tabellen zur Beftimmung des cubifchen Inhalts, fowohl des runden, als des befchlagenen Holzes*; nebft einer Tabelle über Bauholz, über die Beftimmung der Gröfse des aus einem Baume zu hauenden Blocks, und über die Schwere eines Kubikfufses verfchiedener deutfcher Holzarten, wie auch einer doppelten Preistabelle nach Marien- und guten Grofchen. Zum Gebrauch für Forft- und Baubediente, Zimmerleute und Holzhändler. 1801. 72 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. diefer Tabellen, Hr. *G. L. Duve*, fetzt ihren Vorzug vor andern bisher erfchienenen hauptfächlich darin, dafs bey Berechnung derfelben die Decimalrechnung zum Grunde gelegt worden; wogegen Rec. nur bemerkt, dafs diefe Art zu rechnen fo lange bey den Holzabgaben nicht allgemein werden möchte, als unfre Werkleute ihren in 12 Zolle getheilten Werkfufs, nicht mit dem in 10 Zolle getheilten vertaufchen werden. Es find übrigens der berechneten Tabellen fechs. Die erfte betrifft das runde Holz von 5—56 Zoll und von 1 Zoll Länge bis

bis 66 Fufs. Die andere ist für das beschlagene Holz berechnet, und geht von dem quadratischen Balken von 3 Zoll bis auf jene von 40 Zoll fort, so dafs dabey die Stärke immer um 1 Zoll bis auf 5 Zoll zunimmt, und so z. E. für 3 und 3, 3 und 4, 3 und 5, 3 und 6, 3 und 7, 3 und 8 Zoll, die Balken von 1 Zoll bis auf 66 Fufs berechnet find. Die dritte Tabelle dienet zu Ueberschlägen des Bauholz-Bedarfs bey Gebäuden, und läuft von der 3zolligen Vierung bis auf die 13zollige von Zoll zu Zoll, und so immer einen Zoll weiter bis auf die Differenz von 3 Zoll fort, und die Längen find dabey von 70 bis 13000 Fufs berechnet. Die vierte Tafel giebt das in dem Zirkel stehende Quadrat von 5 bis 56 Zoll Durchmesser; die fünfte ist eine Preistabelle, und die sechste macht anhangsweise die *Hartigsche* Tabelle der specifischen Schwere unserer Holzarten. — Der Vf. hat sowohl den Gebrauch dieser Tafeln, als auch die bey denselben vorkommende Einschaltungen sehr deutlich auseinander gesetzt, und die hieher gehörigen Berechnungen der Balken-Stücke, und der Bau-Ueberschläge beygefügt; nur scheint ebenfalls in jenen Irrthum verfallen zu seyn, den man noch hin und wieder selbst in Forstbüchern antrifft, dafs er in §. 7. die Tanne als einen geradlinichten Kegel berechnet, da bekanntlich die Nadelbäume immer vollholzigter wachsen, und besonders nach Rec. Erfahrungen die ausgewachsene Tanne fast immer die Hälfte des Cylinders ist, in dem sie stehet. Auch die im §. 8. und 16. geführte Rechnung für den gestutzten Kegel und die Pyramide kann nur in so weit Anwendung finden, als die obere Dicke gegen die untere nicht viel geringer ist, wenn man auch auf die Vollholzigkeit des Stammes Verzicht thun wollte: das gestutzte Stück des Baums bleibt mehr ein Stück einer Parapoloide, als eines geradlinichten Kegels, und müfste auch als solcher berechnet werden, wenn man genau verfahren wollte. Uebrigens find diese Tafeln für Forst- und Werkleute, und auch für Holzhändler *sehr brauchbar*, und ihnen bestens zu empfehlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Altenburg* u. *Erfurt*, b. Rink u. Schnuphase: *Die Möglichkeit synthetischer Urtheile a priori gerettet* gegen den Angriff des Hn. Hofrath *Schulze* in dessen Kritik der theoretischen Philosophie. Von dem Verfasser der Schrift: über den Paulinischen Gegensatz: Buchstabe und Geist. 1801. XII. und 20 S. 8. Nach einigen *allgemeinen* Bemerkungen in der *Vorerinnerung*, wodurch der Vf. seine Behauptung zu rechtfertigen sucht, dafs auch Hr. *Schulze Kanten* misverstanden habe; und nachdem unser Vf. sodann in der Abhandlung selbst, theils den Begriff, den die V. Kr. mit synthetischen Urtheilen *a priori* verbindet, bey seinen Lesern als bekannt vorausgesetzt, theils auf die Wichtigkeit der Sache aufmerksam gemacht hat, unternimmt er nun die Beurtheilung und Widerlegung des gegen die gedachten Urtheile gerichteten Einwurfes selbst, den er mit Hn. *Schulze's* eigenen Worten vorträgt, und welcher in der Kürze gefafst, in der Behauptung besteht: „Es sey ungedenkbar, dafs es synthetische Urtheile *a priori* gebe, weil Subject und Prädicat „derselben nicht identisch seyn sollen, und doch auch wieder identisch seyn sollen, in sofern eine Nothwendigkeit „ihrer Verbindung behauptet wird." — Hiergegen bemerkt nun unser Vf.: dafs der Begriff von synthetischen Urtheilen *a priori*, den dieser Einwurf treffe, nicht der Kantische sey; und er hat Recht, dieses zu bemerken, da ja *Kant* ausdrücklich behauptet, die Identität des Subjectes und Prädicates sey der *eigenthümliche* Charakter und der *ausschliessende* Vorzug der analytischen Urtheile. Der *Grund des Misverständnisses* von Seiten des gemachten Einwurfes könne demnach, wie der Vf. in seinem Räsonnement weiter fortfährt, lediglich darin liegen, dafs Hr. *Schulze Identisch seyn* und *Nothwendig verbunden werden*, fälschlich selbst *für identische Begriffe* hielt, und dafs er sonach, um die logische Unmöglichkeit der synthetischen Urtheile *a priori* nach dem Kantischen Begriffe von denselben, zu erweisen, hätte darthun müssen: *Es sey ungedenkbar, dafs aus einem andern Grunde, als weil gewisse Begriffe identisch sind, Nothwendigkeit der Verbindung derselben in Urtheilen Statt finden könne*, welches er aber nicht gethan habe. Allerdings kommt hier alles darauf an: ob das Princip der Identität und des Widerspruches der alleinige Grund einer nothwendigen Verknüpfung zwischen Subject und Prädicat in Urtheilen sey; oder ob es nicht auch eine Bedingung dieser Nothwendigkeit gebe, unabhängig von jenem blofs logischen Princip, und ohne durch dasselbe vermittelt zu seyn? — Um die Gültigkeit synthetischer Urtheile *a priori* zu bestreiten, müfste nämlich dargethan werden: dafs dasjenige *Dritte*, worauf alle reine Synthesis a priori, als das Medium derselben, beruht — die reine Anschauung, und durch sie die mittelbare oder unmittelbare Beziehung auf die Möglichkeit der Erfahrung — völlig unstatthaft, und dafs der Satz der Identität und des Widerspruches das einzige zugleich *positive* und *negative* Criterium der Wahrheit alles unsers Erkenntnisses sey. Ob es nun Hn. *Schulze* gelungen sey, diese Behauptung gegen die Lehren der V. Kr. geltend zu machen, darüber zu urtheilen, ist hier der Ort nicht. Unser Vf. äufsert am Schlusse der Vorerinnerung den Vorsatz, über das ganze Werk des Hn. Hofr. *Sch.* einst seine Meynung ausführlicher zu erkennen zu geben; und unserm Urtheile nach, berechtiget ihn die kleine hier gelieferte Probe allerdings, über philosophische Gegenstände überhaupt, so wie insbesondre über den Charakter und Werth eines Werkes, wie Hn. Hofr. *Sch.* Kritik der theoretischen Philosophie ist, dem unser Vf. alle Gerechtigkeit wiederfahren läfst, auch seine Stimme zu geben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. Februar 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Industrie-Comptoir: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen u. s.* herausgegeben von *M. C. Sprengel.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nach einer Abwesenheit von zwey Monaten kam Hr. *B.* wieder in Reynet an, und reisste drey Wochen nachher nordwärts hinter die Schneeberge in das Land der Buschmänner, wovon der 4. *Abschn.* handelt. Diese auf dem Cap sehr gefürchteten Menschen leben bloss von natürlichen Landesproducten und Räubereyen, die sie an den Colonisten und Nachbaren begehen. Man wollte einen Versuch machen, sie durch Geschenke zu gewinnen, dass sie ihr wildes Leben verlassen möchten, und die Gränze jenseit der Schneeberge gegen Norden genauer kennen lernen. Man gelangte bald zu ihren Hölen, und bemerkte darin Abbildungen von Thieren dieser Gegend, die sehr gut gerathen und zum Theil frisch gezeichnet waren. Auf dem Schneeberge ist gar kein Strauchwerk, und es giebt daselbst viele Menschen, die nie einen Baum gesehen haben. Doch wächset das Getreide so gut, als in den niedrigeren Theilen. Die Verwüstungen, welche die Heuschrecken und die Buschmänner anrichten, sind die Plagen des Landmanns, der auf den Höhen die besten Schafe, und in den Ebenen die besten Rinder in der ganzen Colonie ziehet. Hr. *B.* war auf dem Schneeberge, als das Land von einer unzähligen Menge von Heuschrecken nunmehr in das dritte Jahr heimgesucht wurde. Doch schmeichelte man sich, durch die Heuschreckenfresser, eine Drosselart, die sich gezeigt hatte, bald davon befreyt zu werden. Antelopen und andere Thiere, welche von andern Reisenden, die nicht so weit vorgedrungen sind, nur selten gesehen wurden, sah Hr. B. Heerdenweise und jagte sie z. B. das Gnuthier, Quagga, u. a. m. Die Hauptabsicht, mit den Buschmännern eine freundliche Unterredung anzuknüpfen, wurde nicht ohne Blutvergiessen erreicht. Gewiss ist noch von keinem Reisenden diese Menschenrasse so genau und umständlich geschildert, als von Hn. *B.* An den Männern bemerkte er, dass, um desto schneller laufen zu können, die Hoden an die obere Seite der Ruthe gedrückt waren, und an den Weibern, dass die Nymphen oder innere Schamlefzen verlängert waren. Diese Verlängerung ist bey allen Hottentottinnen, nur nicht so stark, und zu diesem Stamme gehören auch die Buschmänner. Beide sollen Abkömmlinge der alten Aegyptier und Aethiopier seyn! Die guten Vorschläge, die Buschmänner durch Sanftmuth zu gewinnen, werden schwerlich von den Holländern ausgeführt werden. Als unsere Reisende den Seekuhfluss verfolgten, kamen sie endlich am Ende desselben an einen grossen Fluss, der gegen Nordwesten floss, und aus seiner Breite und Richtung schloss man (ob nicht zu voreilig, mögen spätere Reisende untersuchen,) dass es derselbe Fluss sey, der sich auf der Westküste zwischen den grossen und kleinen Namaquas ergiesst, und welchen der Oberst Gordon den Orangefluss nannte. Auf dem Rückwege hielt man sich mehr gegen Osten, und fand auf dem Zuureberg, der zu der höchsten Bergkette in der Südspitze von Afrika gehört, sehr viele seltene Pflanzen. Aus einer Zeichnung, die Hr. *B.* an einer Felsenwand wahrnahm, folgert er die Existenz des Einhorns, die aber, wie Hr. *S.* erinnert, dadurch noch lange nicht ausser Zweifel gesetzt ist.

Der 5. *Abschn.* enthält die Bemerkungen, welche Hr. *B.* auf einer Reise längs der Küste, von Graf Reynet nach dem Cap machte. Wegen der anhaltenden grossen Dürre war es unmöglich, durch das Karro oder die Wüste zu reisen. Was schon Stubengelehrte in Deutschland vorgeschlagen haben, dass man sich auf dem Cap der Kameele zum Fortschaffen der Waaren und Reisenden bedienen sollte, das hat auch den Beyfall des Hn. *B.* Aber wird der träge unthätige holländische Bauer zu dieser Veränderung gebracht werden können? Die Plettenbergs- und Muschelbay wurden besucht. Sie sind wie alle auf dieser Küste dem Südostwind offen. Im District Stollenbosch haben Herrenhuther Missionarien zu nicht geringem Aerger der Bauern über 600 Hottentotten zu civilisiren angefangen, und wollen auch unter den Buschmännern und Kaffern das Christenthum verbreiten. Sie wurden von der englischen Regierung begünstiget, und werden sehr gelobt. — War Hr. B. in Südosten viel weiter gekommen, als einer seiner Vorgänger: so ist er im Norden der Colonie hinter ihnen zurückgeblieben. Denn hier gieng seine Reise noch nicht bis an den 30° S. B. da Vaillant bis an den Wendekreis kam. Der 6. *Abschn.* enthält die Bemerkungen auf einer Reise in das Land der Namaquas. Da der Vf. auch diesesmal in Geschäften der Regierung reisete: so mussten die Bauern, wo es verlangt wurde, umsonst Vorspann leisten. Was S. 351. und vorher S. 274. von Vaillant's Reisen aus dem Munde derer, die ihn gekannt haben, angeführt wird, muss die Zweifel an seiner Glaubwürdigkeit, die

die verschiedene geäussert haben, bestärken. Es wird ihm vorgeworfen; dass die Heldenthaten, welche er in diesem Welttheile verrichtet haben will, grösstentheils erdichtet sind. Die Saldanhabay hat zu jeder Jahrszeit einen guten Ankerplatz, ist aber wegen Mangels an Holz und frischem Wasser zum Sammelplatz einer Flotte untauglich. Hr. B. thut Vorschläge, dem Mangel abzuhelfen. Von der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Bauern werden merkwürdige Beyspiele angeführt; allein man muss sich nicht darüber verwundern, da auf dem Kap selbst keine Druckerey als für Anzeigen und Rechnungen existirt. Nach den Versuchen, die Hr. B. in dem Namaquas Lande anstellte, ist es ihm wahrscheinlich, dass unter den meisten Flussbetten unterirdische Ströme fliessen. Die Eingebornen sind von den Bauern fast ganz verdrängt, und werden in wenigen Jahren sämmtlich ihre Sklaven seyn. Am Ende werden noch Versuche erzählt, die die Engländer mit dem Anbau von Viehfutter, Sesamum, Hanf u. a. m. auf dem Cap gemacht haben, und gut ausgefallen sind. Wäre die Colonie von einem thätigeren Volke bewohnt: so würde vielleicht der Aufenthalt der Engländer bald die Folgen nach sich ziehen, dass sie des Mutterlandes entbehren könnte.

Wenn wir gleich das vorhin der Uebersetzung im Ganzen ertheilte Lob der Treue nicht zurücknehmen wollen: so müssen wir doch gestehen, dass wir bey einer nur Theilweise vorgenommenen Vergleichung mehr als einmal Fehler bemerkt haben, die den Sinn verderben. Z. B. S. 45. wird von den Einwohnern in der Capstadt behauptet, dass es *nur wenig Wohlhabende* unter ihnen gebe. Wer kann dieses für wahr halten, der nur irgend eine Reise um das Vorgebirge der guten Hoffnung gelesen hat, oder die Holländische Sparsamkeit in und ausser Europa nur einigermassen kennt. Hr. B. hat gerade das Gegentheil gesagt — *many in easy circumstances.* — *Ebend.* Gegenstände der öffentlichen Mildthätigkeit *objects of public charity* werden zu solchen, *die auf öffentliche Unkosten leben* erniedriget. — *Ebend.* Aus einem sehr geringen Abzug *very little drawback* wird *gar kein Abzug* gemacht. — S. 46. Bey dem Frauenzimmer auf dem Cap mag der Uebersetzer es verantworten, dass er den Zug *generally of a small delicate form* in ihrer Beschreibung ausgelassen hat. — S. 48. wird von der Einfuhr auf dem Cap behauptet dass sie *verringert sey.* Das Original sagt aber, dass die Preise der Einfuhrs-Artikel gefallen sind, *the articles of import have fallen in their prices.* — *Ebend. Die Hausbesitzer haben eine doppelte Einnahme.* Woher die Vermehrung der Einnahme entstanden sey, wird im Original bestimmt angezeigt, nämlich durch die erhöhete Hausmiethe. *The proprietor of houses in town has more than doubled his rent.* — S. 109. Von dem Landdroste in Graf Reynet muss man sich einen falschen Begriff machen, wenn man liefet, dass das Dorf, worin er residirt, von Handwerkern und *Bedienten des Landdrosts* bewohnt ist. Es sind aber nicht Bediente, sondern Unterbeamte *and such as hold some petty employments under the Landrost.* — S. 140. Die Abhängigkeit der Hottentotten von den Bauern wird von Hn. B. so kläglich geschildert, dass er Sklaverey für einen glücklichen Zustand in Vergleichung mit dem ihrigen hält. *Existence to which that of slavery might bear the comparison of happiness.* Der Uebersetzer hat, wir wissen nicht warum, es gemildert, *Existenz welche der Sklaverey wenig nachsteht.*

RECHTSGELAHRTHEIT.

Frankfurt a. M., in d. Andreä. Buchh.: *Prüfung der Grundsätze, welche über die Peräquation der Kriegslasten bisher sind aufgestellt worden,* von *Fried. Heinr. Hatzfeld.* 1801. 182 S. 8. (16 gr.)

Gegenwärtige Schrift ist als Pendant einer frühern Abhandlung eben desselben Vf. und zum Theil als Commentar über dieselbe anzusehen. Um das Schwankende in der Anwendung der daselbst aufgestellten Grundsätze zu entfernen, und die Schwierigkeiten der Ausführung zu vermindern, hielt der Vf. noch für nöthig, das *rechtliche Princip* der Peräquation zu deduciren und festzustellen. Dieses sollte nicht nur so beschaffen seyn, dass die Verbindlichkeit der gleichen Vertheilung daraus hergeleitet werden könnte, sondern es sollte auch dazu dienen, repartitionsfähige Kriegsschäden von solchen, die es nicht sind, zu unterscheiden. Gleich der erste Abschnitt beschäftigt sich daher §. 5—24. mit der Frage: „sind rechtliche Gründe vorhanden, welche für die Peräquation entscheiden?" Hier bemüht sich der Vf. zu zeigen, dass das Peräquationsgesetz schon aus der Natur des gesellschaftlichen Verbands fliesse, dass aber auch positive Gesetze (nämlich mehrere Reichsabschiede, besonders der von 1542) vorhanden seyen, aus denen gleiche Vertheilung der Kriegsschäden analogisch hergeleitet werden könne. Den naturrechtlichen Grund findet der Vf. mit *Weber* in dem Satze, dass der Krieg eine gemeinschaftliche Handlung des Staats sey, deren Folgen jeder Bürger in gleichem Maasse zu tragen habe. Hingegen ist er nicht gemeynt, Ansprüche auf Vergütung aller und jeder Schäden, die der Krieg veranlasst hat, zuzugestehen. Um diesen Ansprüchen, die *Weber* auf den angeführten Satz gründet, Gränzen zu setzen, nimmt er im zweyten Abschnitt, der §§. 25—87. von der Frage handelt; „müssen alle und jede Kriegsschäden unter die Staatsbürger repartirt werden?" — den Begriff der *Garantie des Staats* zu Hülfe, welcher jene Ansprüche nach §. 36. auf die *unmittelbare* Folgen einer gemeinschaftlichen Handlung einschränkt; und indem er diese Staatsgarantie zum obersten Vertheilungsprincip erhebt, erklärt er §. 37. nur die durch das gemeinschaftliche Factum des Kriegs *nothwendig* entstehenden Kosten und Schäden für repartitionsfähig, während er solche Schäden, die keine unbedingt nothwendige Folgen des Kriegs sind, wie z. B. der Regel nach Plünderungen von der

der Vergütung ausschliefst. Denjenigen Schäden, die der Vf. als eine unmittelbar nothwendige Folge des Kriegs ansieht, giebt er §. 43. zum Unterschied von andern Kriegsschäden die besondere Benennung *Kriegslasten*, und begreift darunter alle Kosten, Schäden und Ausgaben, welche die Stellung des eigenen Heers erfoderte, oder die von dem Feinde nach *Kriegsgebrauch* und *Kriegsraison* zugefügt werden können. Freylich setzen sich, wie der Vf. richtig bemerkt, einer allgemeinen Ausgleichung aller Kriegsschäden unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Eine solche Peräquation würde eine endlose, die Absicht derselben vernichtende Liquidationsverhandlung voraussetzen, und in den meisten Fällen die Last über den Umfang der Staatskräfte erweitern. Wir würden aber nicht blofs Plünderungen und Verheerungen, sondern überhaupt jeden Schaden, der nicht unter die Classe der Aufopferungen gehört, *die zum Besten* des Reichslandes, unter dessen *Bewohnern* die Repartition gemacht wird, oder im *Namen* desselben geschehen, von der allgemeinen Vergütung ausschliessen, sollte er gleich von dem Reichsfeinde nach Kriegsgebrauch oder Kriegsraison zugefügt worden seyn. Uns scheint auch, dafs der Vf. mit den meisten neuern Schriftstellern über die Vergütung der Schäden des letzten Reichskriegs zu wenig Rücksicht darauf genommen habe, dafs nicht sowohl davon die Rede ist, wie der durch den Reichskrieg veranlasste Schaden unter das gesammte Reich zu vertheilen seyn möchte, sondern eigentlich davon, in welchem Verhältnisse die Bewohner einer einzelnen Provinz eines kriegführenden Staats an dem Schaden, den der Krieg der Provinz zugezogen hat, wenn der gesammte Staat sich aller Theilnahme an demselben entzieht, Antheil nehmen sollen. Nach der allgemeinen Beantwortung der Frage, welche Kriegsschäden zur gleichen Vergütung und Vertheilung geeignet seyen, zählt der Vf. §. 61. zwölf Rubriken von sogenannten Kriegslasten auf, und berührt dann §. 62. die eigentlich zum vierten Abschnitt gehörigen Fragen: nach welchen Regeln, und in welchem Anschlag die Vergütung zu bewirken sey. In einem eigenen Kapitel §§. 69—87. folgen nun „Erinnerungen und Fälle zur Entscheidung, von denen jedoch nur der Inhalt der §§. 72—81. zunächst unter die Aufschrift dieses Abschnitts gehört, während die übrigen sich mehr auf die Frage: auf wen sind die Kriegsschäden zu repartiren? und auf die Liquidation derselben beziehen. §. 75. Zeichnet der Vf. einige Fälle aus, in denen Plünderungen vergütet werden, wenn sie auch kein Surrogat für eine Landeslieferung sind. Nach §. 77. sind die Kosten, welche die Flüchtung der Staats-Cassen verursacht, zu vergüten, nach §. 78. den Geiseln ausnahmsweise auch der entbehrte Gewinn, nach §. 79. der Aufwand für Sauvegarden zur Sicherheit solcher Gegenstände, deren Verlust zu den Kriegslasten zu rechnen gewesen wäre. Auch Abfindungssummen, Reluitionsgelder sind nach §. 80. ff. zu vergüten, wenn man dadurch auf keine andere Gemeinde des Landes eine Quartierslast oder Requisition überschiebt. Der dritte Abschnitt §§. 88—168. ist der Frage gewidmet: „durch welche Mittel ist die Tilgungssumme der repartirten Kriegsschäden von den einzelnen Contribuenten zu erheben?" Nach einigen Bemerkungen über die Rechtlichkeit einer Steuer recensirt der Vf. §§. 93—114. die vorzüglichsten von den Schriften, welche in neuern Zeiten über die Umlegung der Kriegsschäden erschienen sind, und erklärt sich dann über einzelne der in Vorschlag gebrachten Steuerarten. §§. 116—128. zeigt er die Nachtheile einer allgemeinen uneingeschränkten Vermögensteuer. Auch erklärt er sich §§. 129—135. gegen eine allgemeine Kapitaliensteuer. Der Besteurung der öffentlich versicherten katastrirten Kapitalien ist er nicht entgegen; einer Grund- und Gewerbssteuer giebt er aber den Vorzug vor allen übrigen Besteurungsarten. Mit jener will er billig alle Grundstücke, die im Staate liegen, ohne Rücksicht auf Steuerfreyheit belegt wissen. Es soll aber nach §. 142. nicht die bisherige Erhebungsart mit Beyziehung der exirten Güter beybehalten, sondern ein neuer Erhebungsfufs eingeführt werden. Dem Einwurf, der von den Schwierigkeiten der Ausführung hergenommen werden kann, sucht der Vf. §. 143. dadurch zu begegnen, dafs er nichts als den Messgehalt der Güter so wie er in den Lagerbüchern oder andern glaubwürdigen Urkunden angegeben ist, zum Maafsstab genommen, und Gütern von einerley Gröfse eine gleiche Steuer angesetzt wissen will. Würde aber dadurch nicht eine grofse Ungleichheit entstehen, wenn man nicht wenigstens die Hauptarten der liegenden Gründe unterscheidet, und einige derselben z. B. Aecker, Weinberge u. a. nach Verschiedenheit ihres Ertrags in Classen eintheilt. Die Haussteuer, von der der Vf. die Wirthschaftsgebäude als Magazine der landwirthschaftlichen Industrie ausnimmt, wird nach §. 144. nach Verhältnifs der Miethe und des Werths angesetzt, und der Grundsteuer beygeschrieben. Bey der Gewerbssteuer, die sich nach §. 153. nach der Gröfse des Gewinnes richten, (§. 154.) mit der Grundsteuer in genauem Verhältnisse stehen, und (§. 155.) nicht nur den Grundstock nicht angreifen, sondern nicht einmal den gröfsten Theil des reinen Ertrags verschlingen soll, scheint sich der Vf. die Schätzung des Ertrags der verschiedenen Gewerbe leichter vorzustellen, als sie wirklich ist. Wir sehen nicht ein, wie es ohne sehr drückende, beschwerliche und kostspielige Untersuchungen möglich ist, die Steuer nach dem Umfang der Geschäfte, die jeder treibt, genau abzumessen. Die Vorschläge des Vf. mögen vielleicht in einem kleinen und gewerbearmen Lande auf brauchbare Resultate führen. Wir würden von dieser Steuer bey der Umlegung der Kriegsschäden höchstens nur da einen Gebrauch machen, wo sie bereits als ordentliche Abgabe im Gange ist, und dadurch die Mühe der Errichtung eines neuen Steuerfusses entweder ganz erspart, oder wenigstens sehr erleichtert. Eine Besoldungssteuer macht der Vf. §. 162. etwas uneigentlich zu einem Theil der Ge-

Gewerbssteuer. Endlich erwähnt der Vf. §. 163—168. der unter dem Namen Vermögenssteuer bekannten Ertragssteuer, bey der man, ohne einzelne Vermögensstücke namentlich zu besteuern, alle Besitzungen und alles Einkommen von Gewerben u. f. w. zum Kapital anschlägt, und alsdann die Steuer auf mäfsige Procente des Ertrags regulirt. Dieser Steuer giebt der Vf. den Vorzug vor der eigentlichen Vermögenssteuer. Bey der Frage: „wie soll man peräquiren?" die den Inhalt des vierten Abschnitts ausmacht, handelt der Vf. §§. 172—179. von der Liquidation der Kriegsschäden, wohin auch §. 54—60. und §. 82. des zweyten Abschnitts gehören, §§. 180—189. von der Erhebung der Kriegssteuer, und §§. 190—193. von der Verwendung und Berechnung derselben. Wer Vorschriften für die Peräquation und Umlegung von Kriegsschäden zu entwerfen, oder dergleichen Geschäfte ohne eine bestimmte Anweisung zu besorgen hat, wird in diesem letzten Abschnitt manchen nützlichen Wink finden.

Karlsruhe, b. Maklot: *Generaljaunerliste oder alphabetischer Auszug aus mehrern theils im Drucke theils geschrieben erschienenen Listen über die in Schwaben und angränzenden Ländern, zu deren grossen Nachtheil noch herumschwärmenden Jauner, Zigeuner, Strassenrauber, Mörder, Kirch- Markt- Tag- und Nachtdiebe, Falschmünzer, falsche Collectanten, Falschspieler, andere Erzbetrüger und sonstiges liederliches Gesindel:* nebst einem Anhange über die hier und da schon justificirte, in Gefängnissen und Zuchthäusern gestorbene, unter der Bande selbst ermordete und natürlichen Todes gestorbene Jauner u. f. w. Zum eigenen und anderer Criminaljustizbeamten Gebrauche gefertigt von *Friedrich August Roth*, Markgräfl. badischem Hofrathe und zweytem Oberbeamten der Markgrafschaft Hochberg zu Emmendingen im Breisgau. 1800. 108 S. Fol.

Ein niederschlagendes trauriges Verzeichnifs von 3147 Menschen, welche sich alle auf unrechtmäfsige Weise, und bey weitem mehrentheils durch Verbrechen, nähren. Die gröfste Anzahl derselben machen die Jauner und Vaganten aus; nach diesen kommt eine ebenfalls grosse Zahl von Dieben; der andern auf dem Titel genannten Verbrecher sind ungleich weniger. Die Einrichtung der Liste ist, dafs auf einer Columne die Numer, auf der zweyten der Vor- und Zunamen, und Spitznamen, die Beschreibung der Statur und äufsern körperlichen Beschaffenheit, nebst der Bemerkung der Liste, wo sie schon beschrieben sind, auf der dritten Columne der Charakter als Jauner, Dieb u. f. w. angegeben ist. Die Beschreibung der Person ist bald mehr bald minder vollständig, je nachdem die Specialliste, woraus sie genommen ist, mehr oder weniger Materialien lieferte. Bey einer jedoch geringen Anzahl fehlt die Beschreibung gänzlich. Dafs eine solche Zusammenstellung der verschiedenen Jaunerlisten ein sehr verdienstliches Werk sey, und bey der Crimanaljustizpflege sehr vielen Nutzen stifte, bedarf keines Beweises. Desswegen wäre zu wünschen, dafs alle Criminalgerichte, besonders die, welche an Schwaben gränzen, sich diese Generalliste anschaffen mögen. Soviel ist Rec. bekannt, dafs eine angesehene reichsständische Regierung vorliegendes Werk bey der Verfolgung der Jauner zum Grunde gelegt hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Litteraturgeschichte. *München*, b. Lindauer: *Von den ältesten Denkmälern der Buchdruckerkunst in Bayern und dem Nutzen ihrer nähern Kenntnifs*, vorgelesen in einer öffentlichen Versammlung der kurf. Akademie der Wissenschaften von *J. Christoph Freyherrn von Aretin*, kurfürstl. Generallandesdirectionsrath etc. 1801. 37 S. 4. Freyherr von *Aretin*, welcher sich seit der Wiederauflebung der Wissenschaften in Bayern als einen sehr thätigen Schriftsteller zeigt, erscheint hier mit Ruhm auf einem ihm neuen Felde der Literatur. Er durchläuft das deutsche und bayerische Staats- das bürgerliche Recht, die bayerische und deutsche Geschichte, die Geschichte der adelichen Geschlechter in Bayern und des Zeitungswesens, so wie der Kirchen- und Literaturgeschichte, Geographie, Mathematik, Arzneykunde, Theologie, Alterthumskunde und Philologie, Dichtkunst, Musik und Reitkunst u. f. w. und zeigt aus jedem dieser Fächer in den beygefügten Noten alte interessante bayersche Druckdenkmäler an. So bemerkt er z. B. unter dem deutschen Staatsrechte die allererste Sammlung der deutschen Reichsgesetze, deren weder Pütter noch Klüber erwähnen. Sie ist im Jahre 1501 unter dem sonderbaren Titel erschienen: *Das Buch des heiligen römischen Reichs onderhaltung*. Hr. geh. Rath *Zapf* beschreibt dieselbe in den Merkwürdigkeiten seiner Bibliothek. Ueberzeugt von dem Nutzen der näheren Kenntnifs der alten Druckdenkmäler eines Landes, wünschen wir, dafs Hr. Baron v. *A.* sein Vorhaben bald realisiren möge, eine Geschichte der ältesten Buchdruckerkunst in Bayern herauszugeben, welche, nach demselben, im sechsten Zehend des 15ten Jahrhunderts daselbst noch nicht bekannt war, und wovon man bis jetzt den ersten Buchdrucker und den ersten Druckort noch nicht bestimmt angeben kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. Februar 1802.

STATISTIK.

Gotha, b. Perthes: *Sittengemälde von London.* Nebst einer vergleichenden Charakteristik seiner Bewohner, von H * * * in London. Mit Kupfern. 1801. 255 S. 8.

Die schwierige Unternehmung, ein Sittengemälde der grössten und wichtigsten Stadt in Europa zu schreiben, foderte unstreitig einen Mann, der nicht nur mit einem hellen Blicke und eindringenden Beobachtungsgeiste die strengste Partheylosigkeit verband, sondern der auch volle Zeit und Gelegenheit hatte, mit den verschiedenen Menschenclassen dieser grossen Stadt in genauer Verbindung und anhaltendem Umgange zu leben. An allen diesen Eigenschaften fehlt es aber dem Vf. dieses Werkes gänzlich. Sein Blick ist nicht scharf, denn er hat mehrere Dinge ganz falsch gesehen; sein Beobachtungsgeist dringt nicht tief ein, denn ein grosser Theil dieses Gemäldes enthält Gemeinplätze und allgemeinen Tadel, der auf alle grosse Hauptplätze passt; dahingegen ein anderer nur zu sehr zeigt, dass er mehr von Hörensagen und aus Büchern, als aus eigener Erfahrung spricht; und partheylos ist er so wenig, dass er seine entschiedene Vorliebe für die Opposition ganz und gar nicht verbirgt, und das Ministerium ohne Unterlass schmähet, um nicht einen schlimmern Ausdruck zu gebrauchen. Dabey zeigt sich durchaus üble Laune und Unzufriedenheit mit den Bewohnern eines Ortes, in welchem der Vf. sich wider seine Neigung aufzuhalten scheint. Der Punkt aber, in welchem Rec. ihn am mangelhaftesten findet, ist eine hinreichende Kenntniss des Gegenstandes, über den er schreibt. Man kann zehn Jahre in einer viel kleinern Stadt leben, als London ist, und nie Gelegenheit haben, sie genau kennen zu lernen. Wenn aber des Vfs. Lage und Geschäfte ihn abhielten, diesen ungeheuern Ort genau kennen zu lernen, und mit den höhern oder bessern Mittelclassen bekannt zu werden: so musste er es nicht unternehmen, ein allgemeines Sittengemälde zu schreiben.

Dieses Urtheil könnte hinreichend seyn, und so die Recension sich enden. Allein dieses Werk kündigt sich mit Ansprüchen an; der Verleger hat bey schönem Papiere, Drucke und Kupferstichen keine Kosten gespart, und der Vf. sagt uns mit vielem Nachdrucke, dass er sich seit zehn Jahren in London aufhält, und ein noch grösseres Werk über den nämlichen Gegenstand liefern wolle. Rec. hält es daher für seine Pflicht, sein allgemeines Urtheil zu belegen, und den Leser in den Stand zu setzen, selbst zu urtheilen. S. 12—18. findet sich die Beschreibung einer Mahlzeit, die ein angesehener Einwohner von London einem reisenden Deutschen giebt, der ihm empfohlen ist; und diese Beschreibung soll dem Leser einen allgemeinen Begriff von Londner Mahlzeiten geben. Der Deutsche klopft zur bestimmten Zeit an der Thüre *seines Gönners* an. (Wie ist der Gastgeber auf einmal zum Gönner geworden?). Bey der Mahlzeit findet er „keine frohen Scherze, kein Gelächter des Frohsinns," — (Wo hat der Mann gelebt, dass er noch nicht weiss, dass das Gelächter des Frohsinns schon längst von den Tafeln der sogenannten guten Gesellschaft in Europa verbannt ist?). Endlich fängt die Flasche an herumzugehen. Die Blicke des Fremden werden heiter; er fängt an, *warm zu werden, wirft verrätherische Blicke* auf die lieblichen Nymphen (die Töchter des Hauses), die am obern Theile des Tisches sitzen, *und macht Plane, ihnen näher zu kommen.*" (Was? an der Tafel seinen Platz verlassen, und den eines andern einnehmen! Wer in der Art und den Sitten der höhern Stände so fremd ist, dem kann es freylich nicht unter ihnen gefallen. Er vermeide sie dann, und vorzüglich — schreibe nicht über sie). Das Ende dieser Mahlzeit ist, dass sich der Eingeladene an den Tisch setzen muss, „um sich seine Börse plündern zu lassen." (Unbegreiflich! Unzählige Ausländer haben zu London in Familien aller Classen gespielt, und haben bald gewonnen, bald verloren, wie es so mit gesellschaftlichen Spielen geht; nie aber hat Rec. von dem Falle gehört, dass einem die Börse wäre geplündert worden, er müsste denn unter Gauner gefallen seyn. War diess hier der Fall: so hätte es der Vf. sagen, nicht aber das Ganze als eine Probe von einer Londoner Mahlzeit und Londoner Gesellschaft geben sollen). Folgendes, S. 18. möchte wohl ein neuer Beweis seyn, wie wenig der Vf. die Stadt kennt, deren Sitten er zu malen vorgiebt: „Es ist nichts Ungewöhnliches, dass wohlhabende Leute, selbst Lords vom ersten Range, nichts als etwas kalte Küche zum Mittagsmahle haben; und Suppe, Ragouts, Zugemüse u. dgl. sind eine seltene Erscheinung auf unsern Tafeln." S. 19. „Ein Rehbraten kostet oft 2 auch 3 Louisd'or." Und S. 20. „Um Weinachten herum sind alle Postwagen mit Rehen etc. beladen." — Der Mann, der zehn Jahre in England gewesen ist, weiss also noch nicht, dass es in diesem Lande keine Rehe giebt? Meynt er aber Dammhirsche: so muss er nie einen gesehen, und noch

noch weniger von einem gegessen haben, denn sonst würde er wissen, dass die Gestalt dieser Thiere ziemlich ungleich ist, und dass es nicht zwey Fleischarten giebt, die mehr von einander verschieden wären, als diese. Von dem festen Lande aber zieht man auch kein Rehfleisch, denn der Engländer schätzt es nicht. — S. 43. „Vor zehn und mehr Jahren konnte man noch einen Mann von Stande von einem bürgerlichen an der Kleidung unterscheiden. Der Kleinhändler würde gestickte Westen und seidene Beinkleider als eine seinem Stande nicht angemessene Tracht angesehn haben. Nur Leute von Stande erschienen daher in köstlichem Aufzuge etc." Der Vf. ist über das, was vor seiner Zeit in England geschah, eben so schlecht unterrichtet, als er ein schlechter Beobachter der gegenwärtigen ist. Vor zehn, funfzehn und mehreren Jahren war die Männertracht in den höhern Ständen so einfach, dass sie oft anstössig ward. Wäre ein Mann mit einer gestickten Weste in einer modischen Gesellschaft erschienen: so würde man ihn verlacht und einen *Antediluvian* genannt haben. So etwas konnte der Putz eines Stutzers von Kaufmannsdiener aus der City seyn. — Dass der Vf. gar zu gern tadelt, davon diene, unter vielen andern, folgende Stelle zum Beweise. S. 68. spricht er von „der Delicatesse, welche das Volk, mit Rücksicht auf theatralische Vorstellungen, bey jeder Gelegenheit äussert. Das zarte Gefühl der Zuschauer zeigt sich hier bey der unbedeutendsten Veranlassung." Und S. 69. „Nichts ist lächerlicher, als die Strenge, mit welcher ein Londoner Auditorium in unsern Tagen selbst das beste Schauspiel verdammt, so bald es nur die geringste Zweydeutigkeit, oder einige zu natürliche Ausdrücke enthält." Rec. sollte meynen, das gereiche dem Publicum zur Ehre, zumal wenn es wahr wäre, dass es, wie der Vf. behauptet, aus gemeinen Leuten besteht. Zu dieser Tadelsucht gehört auch seine Klage, S. 112. dass ein Lord, der einen Sitz im Unterhause hat, nicht das geringste Vorrecht vor einem Krämer oder Schneider hat, der sich durch sein Geld die Würde eines Senators zu verschaffen weiss. (Uebrigens wünschte Rec. zu wissen, wer die Schneider oder Krämer sind, die im Unterhause sitzen). — Oft widerspricht er sich selbst auf der nämlichen Seite, wie S. 106. „die englische Nation ist im Grunde ein *braves, thätiges und edles Volk*. Ihre Tugend, durch Reichthum und Luxus geschwächt, ist zwar seit einiger Zeit in Abnehmen; aber die Masse im Ganzen genommen, *ist noch immer gut*." — Und nun gleich darauf: „Die Mühe, welche sich die höhern Mächte hier geben, *die wenigen guten Züge, die noch im Charakter der Nation übrig sind*, völlig auszutilgen" etc. — S. 111. In einem Lande, wo man dem Reichthume eine solche Uebermacht über Talente zugesteht, wie hier, wo man weiter nichts nöthig hat, als Geld, um zu den höchsten Würden zu gelangen etc. — Hatten die Lords Kenyon, Loughborough, Thurlow, hatten die gegenwärtigen Erzbischöfe von Canterbury und York, hatte der grösste Theil der Bischöfe, hatten drey Viertel der Richter des Landes, hatten die Lords St. Vincent, Nelson etc., hatten die Herren Pitt und Addington und so viel andere, welche hohe Stellen bekleiden, Geld, um zu den höchsten Würden zu gelangen? — S. 114. In einem monarchischen Staate können Männer von vorzüglichen Fähigkeiten, auch wenn *es ihnen* an Reichthum gebricht, — es zuletzt dahin bringen, *dass* man ihre Verdienste erkennt etc. — Dass das in England ganz vorzüglich der Fall ist, beweist die Liste, die Rec. eben gegeben hat, beweisen hundert andere, die einzig und allein durch ihre Fähigkeiten entweder einen Sitz im Unterhause erhielten, oder zu den wichtigsten Aemtern des Landes gelangten. Auch widerlegt er sich selbst, denn S. 113. sagt er, „dass ein Marquis von Landsdowne (dem es wahrhaftig nicht an Vermögen fehlt), ein Lord Lauderdale und andere Grossen, die sich bey ihrer erhabenen Würde durch vorzügliche Talente auszeichnen, kaum eines Blickes von den *Ministern und selbst* dem Könige gewürdiget würden." (*Er hätte noch hinzusetzen können*, dass Englands reichster Herzog *und* hundert andere sehr reiche Männer weder Würden bekleiden, noch am Hofe in Ansehen stehen). S. 126. beschreibt er eine Londoner Assemblee. Das Uebertriebene weggerechnet, sind diese Gesellschaften gerade die nämlichen, die man in allen grossen Hauptstädten von Europa findet. Die moralischen Betrachtungen, die der Vf. darüber anstellt, sind Gemeinplätze, die man oft gelesen hat. — „Die schönsten Gesichter (S. 129.) verwandeln sich in Furien-Physiognomien. Hier wird eine Rosenwange (beym Spiele) auf einmal lilienweiss. Dort scheint Fieberfrost eine greise Matrone zu schütteln. Wilde Leidenschaften schaffen Engelsgestalten zu Teufeln um, und Schadenfreude, Angst, Betrug, Verzweiflung, rasender Leichtsinn und grinsende Habsucht scheinen hier um die Oberherrschaft mit einander zu kämpfen." — Welcher Mann von Welt wird nicht in dieser Beschreibung sogleich den Sittenmaler erkennen, der Gesellschaften beschreibt, die er nie gesehen hat. Wusste der Mann nicht, dass eben die Menschenclasse, von der er redet, durch Lebensart und Uebung eine Gewalt über sich hat, welche diese groben Ausbrüche der Leidenschaft verhindert! — Nachdem er S. 131. erzählt hat, wie Leute vom Stande und Mode ihre Besuche machen und erwiedern, setzt er sehr treuherzig hinzu: „Aber sagen sie selbst, wozu dient alles dieses ermüdende, nichts bedeutende Ceremoniel? Der vernünftige Endzweck eines Besuches ist doch nichts anderes, als geselliges Zusammenkommen und Unterhaltung" etc. — Freylich wohl! Aber einer, der so wenig im Katechismus der höhern Stände und der Mode bewandert ist, sollte alles eher thun, als über eine Welt schreiben, von der er nicht den geringsten Begriff hat. S. 136. Kaum hat ein Kaufmann vom ersten Range angefangen, sich in den Wirbel der grossen Welt zu stürzen: so wird in ihm die Begierde nach einem Titel rege — er wird Ritter etc. — Ganz und

gar

gar nicht! Der Kaufmann, der hier beschrieben wird, kümmert sich wenig um diesen Titel, welchen man gewöhnlich dem kleinern Kaufmaun in der City überlässt. Auch braucht es nicht so viel Umstände, diesen Titel zu erlangen; jeder Bürger, der in einer Deputation der Stadt London vor dem Könige erscheint, welches öfters geschieht, hat ein Recht, ihn zu verlangen. — Welche wichtige Neuigkeit findet der Leser S. 147. „Es ist ein charakteristischer Zug unserer Bürgersweiber, dass sie — mit wunderbarer Genauigkeit die Handlungen ihrer Nachbarinnen critisiren." — Was S. 153. ff. über die Bettler gesagt wird, ist gröfstentheils wahr. Auch ist das richtig, was man S. 165. über Schwindler, Betrüger und Freudenmädchen liest; wie auch, was der Vf. aus Colquhoun entlehnt hat. — Was sich aber S. 187. über die Erziehung der Söhne der Grofsen findet, ist fast durchaus falsch. Wusste der Vf. nicht, dass die Haus-Erziehung durch Hofmeister in England noch immer eine seltene Ausnahme ist, und dass der Knabe auch vom höchsten Range frühzeitig in eine öffentliche Schule geschickt wird, wo ihn die Lehrer wie andere Knaben behandeln, anstrengen, bestrafen etc. S. 195. „In London wird der Geistliche meistens mit einer Geringschätzung behandelt, von der man sich in Deutschland keinen Begriff machen kann." (Welcher Leser, der den Zustand der englischen und deutschen Geistlichen nur einigermafsen kennt, wird dieses glauben?). „Pfaff (*Parson*) ist der gewöhnliche Titel." — Wenn der Vf. bey einem Aufenthalt von zehn Jahren die Bedeutung des Wortes *parson* nicht durch Umgang lernte: so konnte er es wenigstens in jedem Wörterbuche, z. B. von Adelung, Eber u. a. durch Pfarrer übersetzt finden. Johnson leitet es von *persona (because the parson omnium personam in ecclesia sustinet;* oder von *parochianus, the parish priest*). Es bedeutet durchaus nicht Pfaffe, und ist blofs ein weniger anständiges und weniger achtungsvolles Wort, als *Clergyman.* Weiterhin heifst es: „Junge Leute sprechen vorsätzlich die ungezogensten Unflätereyen in seiner Gegenwart, um sich an seiner Verlegenheit zu belustigen." Wie stimmt aber diese Verlegenheit damit zusammen, dass der Geistliche „in Trinkgesellschaften den Ton der wilden Ausgelassenheit angiebt, sich eine Concubine hält, oder seine Kraft in den Armen feiler Dirnen verschwelgt?" — Man sollte denken, dass ein solcher Mensch sich nicht leicht in Verlegenheit setzen liefse. S. 197. „Der Hr. Examinator ist der Bischof etc. Wäre der Vf. ein wenig mit der englischen Geistlichkeit bekannt: so würde er wissen, dass nicht der Bischof, sondern einer seiner Capläne diejenigen examinirt, welche in den geistlichen Stand treten wollen. S. 197. „Die jüngern Söhne der reichen Gutsbesitzer erhalten gewöhnlich die besten Pfarreyen auf dem Lande, oft 2, 3 und mehrere." Es ist zum Erstaunen, wie wenig der Mann das Land kennt, über das er schreibt. Kein Geistlicher in England darf mehr als 2 Pfarreyen besitzen. Vermuthlich hat der Vf. von Präbenden, Domherrnstellen, Kanzlerstellen etc. gehört; diese kann man neben einer Pfarrey besitzen, und ihre Zahl ist durch kein Gesetz eingeschränkt. — S. 206. beschwert sich der Vf., dass er im Hospital des Findelhauses Einlass bezahlen musste, als dreissig Kinder auf einmal getauft wurden, „ungeachtet dieses übermäsig reich ist." — Wusste er denn nicht, dass dieses Haus eine wohlthätige Stiftung ist, und dass ein Theil seiner ansehnlichen Einkünfte gerade von solchen Gelegenheiten, Collecten, Kirchenmusiken etc. kommt? — „Clementi bekommt 1 Guinee für eine Clavierstunde, während dass man nicht gern 8 Schillinge für eine Stunde im Deutschen giebt." Und S. 220. „Maler, Schauspieler, Musik- und Tanzmeister stehen sich hier vortrefflich, während dass der arme, verdienstvolle Gelehrte darben muss."— Diess ist die Geschichte aller grofsen Städte. So ist es überall, und so wird es wohl ewig seyn.

Von S. 225—253. folgt eine vergleichende Charakteristik der Bewohner Londons aus dem Englischen *Satyrical view of London* übersetzt. — Aufser Hn. Pitts Porträt finden sich hier Kupferstiche 1) von Westminister Abtey, 2) Westminster Halle, 3) dem Zollhause, nebst einer kurzen Beschreibung davon. Ihre Bestimmung ist offenbar, das Buch zu verzieren, und so wollen wir nicht darüber streiten, wie die 3 letztern besonders in ein Sittengemälde von London kommen. Die Lebensbeschreibung des Hn. Pitt stellt in ihn ein Licht, das von dem verschieden ist, in welchem er in dem Buche selbst erscheint. Sie ist also entweder von einer andern Hand, oder der Vf. zog sie aus englischen Nachrichten, und nahm sich nicht die Mühe, sie dem anzupassen, was er selbst hin und wieder über diesen Staatsmann äufsert.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Reinicke u. Hinrichs, *Neue Bellona, oder Beyträge zur Kriegskunst und Kriegsgeschichte.* Herausgegeben von einer Gesellschaft Hessischer und anderer Officiere. *Erster Band,* 1—4s St. 526 S. mit 7 Plans und dem Bildniss des Erzherzogs Karl. *Zweyter Band,* 1s Stück 108 S. mit 1 Plan. 8. (jedes Heft 16 gr.)

Zeitschriften waren und bleiben eins der vornehmsten und wirksamsten Mittel, Aufklärung zu verbreiten; besonders wenn sie auf einen bestimmten Zweck hin wirken. Nur muss der Redacteur eine sorfältige, selbst strenge Auswahl unter den Auffätzen treffen; vorzüglich nichts aus andern schon gedruckten und bekannten Werken aufnehmen, weil dadurch andern durch Neuheit oder innern Werth interessirenden Abhandlungen, der Platz geraubt wird. Diess ist aber der Fall in dem vorliegenden Journale, wo V. im 1ten St., I. und IV. im 2. St., IV. im 3. St., II. und IV. im 4. St. vorher schon im Druck erschienen sind. Der Werth der einzelnen Auffätze wird sich aus folgenden ergeben.

Das

Das 1. Stück enthält nach einer, für den Gegenstand viel zu gesuchten und blumenreichen Einleitung, I. *Dänische Artillerie-Versuche über die Wirkung der schweren und leichten Kaliber bey einerley Entfernung.* Das Resultat ist, dass 2 Ammusetten eine grössere Wirkung gegen Truppen äussern, als 1 Sechspfünder; eine Schlussfolge, deren Unrichtigkeit sich bey genauerer Untersuchung der Schuss-Tabelle von sich selbst ergiebt. Nothwendig muss der grössere Richtungswinkel der schwächern Kaliber auf bedeutende Entfernungen auch unrichtigere Schüsse gebe; vorausgesetzt, dass das Verhältniss der Länge und Schwere bey beiden einerley ist. II. *Schlacht bey Turcoing 1794.* III. *Betrachtungen über das Quarrée und die Kolonne bey Rückzügen.* IV. *Belagerung der Festung Ypern.* IV. *Oesterreichische Kriegsverfassung.* (Aus dem Wiener Militärkalender für 1799.).

2. Stück. *Venturinis kritische Uebersicht des Feldzuges 1800*, ist vorher schon bey Reichard in Braunschweig gedruckt erschienen, und läuft durch alle folgende Stücke fort. II. *Ueber den Einfluss der Gemüthsbewegungen auf militärische Operationen.* Unterhaltend und wahr. III. *Anwendung des Choks bey der Infanterie*, von *Venturini.* Man siehet es diesem Aufsatz an, dass es dem Vf. durchaus an praktischer Erfahrung fehlet. IV. *Regniers Pulverprobe*, aus Gilberts physischen Annalen.

3. Stück. I. II. und III. Fortsetzung der vorhergehenden Aufsätze. IV. *Bemerkungen über die Rumfordischen Versuche: die Kraft des entzündeten Schiesspulvers zu bestimmen.* (Aus Gilberts physischen Annalen). V. *Ueber die Ursachen der vielen Siege und des Kriegsglücks der Franzosen im Revolutionskriege.* Mehr politischen als militärischen Inhaltes. VI. *Marschdisposition für die alliirte Armee 1762.* Enthält durchaus nichts, was sie als besonders merkwürdig auszeichnet.

4. Stück. I. Fortsetzung der *kritischen Uebersicht.* II. *Bemerkungen über das Schiessen mit glühenden Kugeln* (aus Gassendi Aide memoire), lehret das Glühen derselben, und einige bekannte Vorschriften über das Laden. III. *Beytrag zur Kriegsgeschichte des bekannten Grafen von der Lippe.* Ein sehr schätzbarer Aufsatz. IV. *Preussische Kriegsverfassung* (grösstentheils aus *Streits* militärischer Encyclopädie) giebt bloss den Zustand der Armee bey *Friedrich Wilhelms* II. Tode an; seitdem hat sie verschiedene bedeutende Veränderungen erlitten. V. *Bemerkungen über die im N. Milit. Magazin vorgeschlagenen Flintengranaten und über die Schwimmmaschine des Bürgers Mangin.* Die erstere Idee ist in der That so auffallend unmöglich, dass es kaum der Mühe lohnt, ein Wort darüber zu sagen. VI. *Militär-Verbesserung.* Giebt Nachricht von einer monatlichen Gehaltserhöhung und Brodzulage des Hessen-Casselischen *Militärs.* VII. Ankündigung militärischer Werke. II. Bandes 1s Stück. *Fortsetzung der kritischen Uebersicht.* II. *Gauvains Heldentodt bey Stromberg.* Recht gut erzählt.

Die Karten und Plane sind ohne allen Fleiss gearbeitet, und es wird bey einigen schwer zu bestimmen: wohin der Abhang der Berge eigentlich gehe? Bey der Schlacht von Marengo fehlet nicht nur alles Terrain gänzlich, sondern es sind auch die auf dem Schlachtfelde liegenden Orte Villa nova, Spinetti, Guaraca und Torone aussen gelassen; auch ist weder die Orientirung noch die Richtung der Flüsse angedeutet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. Ohne Druckort: *Geschichte der ersten Bürgeraufnahme eines Protestanten in München.* Ein Beytrag zur Charakteristik der baierischen Landstände, mit Urkunden. 1801. 82 S. 8. Die Geschichte der ersten Bürgeraufnahme eines Protestanten in München dient zu einem abermaligen Beweise, dass wahre Aufklärung und Duldung nur in *einzelnen* Katholiken sich offenbare, der *Geist* des Katholicism aber bis jetzt noch immer der *nämliche*, und von den Grundsätzen der *Intoleranz*, die er in den finstersten Zeiten verkündigte und durchsetzte, kein Haar breit abgewichen sey. Er bestreitet in katholischen Ländern mit allen möglichen Waffen eben die Grundsätze, die er in protestantischen Ländern, wenn ihre Regenten die Duldung des Katholicism einführen, zu billigen und zu lobpreisen nicht Worte genug findet. Der kurpfalzbayerischen Regierung wird es daher um so schwerer werden, mit ihren weisen Gesinnungen durchzudringen, da unter den Landständen der Prälatenstand eine so grosse Rolle spielt, und das katholische Religionswesen in Baiern von den ihr nicht unmittelbar untergeordneten bischöflichen Consistorien geleitet wird. Unterm 10. Nov. 1800 verordnete der Kurfürst, dass bey der Ansässigmachung in seinen sämmtlichen obern Staaten die katholische Religionseigenschaft nicht ferner als eine wesentliche Bedingniss anzusehen sey, und demnach andere Glaubensgenossen davon nicht ausgeschlossen werden sollen. Dieser weisen Verordnung zufolge kauften zu München zwey Reformirte: ein Lieferant Michel aus Mannheim eine bürgerliche Weingastgebers- und Christoph Koch eine Handlungsgerechtigkeit. Der letztere Kauf wurde durch ein Einstandsrecht beseitiget, allein der Ersteren war auf keine so gute Art auszuweichen. Es verlangten also die Zünfte, welche keinen Katholiken aufnehmen wollten, von dem Münchner Magistrate, sich bey der Landschaft Raths zu erholen. Diess geschah, und hieraus entstand der Schriftwechsel zwischen dem Münchner Magistrat, der Landschaft und dem Kurfürsten, den diese Broschüre im Abdrucke mit passenden Anmerkungen über die Weigerungsgründe der Landschaft liefert. Das Resultat dieses Schriftwechsels war: dass die Regierung durchgriff, der Münchner Magistrat den Lieferanten Michel zum Bürger aufnehmen musste, und die Verordnung vom 10. Nov. 1800 unterm 26. Aug. 1801, jedoch mit der Versicherung wiederholet wurde, dass dieselbe nicht als eine Kränkung des dermaligen Religionszustandes der Baiern anzusehen sey, wogegen seine Kurfürstl. Durchl. niemals eine Störung gestatten würden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 22. Februar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

KOPENHAGEN, b. Brummer: *Grundriss einer allgemeinen Physiologie und Pathologie des menschlichen Körpers.* Zum Gebrauche bey akademischen Vorlesungen, von Dr. *C. H. Pfaff*, ord. Lehrer der Philosophie und Physik auf der Universität Kiel. *Erster Band.* 1801. 479 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Unbefangenheit des Urtheils und Mangel an Vorurtheilen der Schule und des Ansehns, sind heut zu Tage desto grössere Vorzüge eines medicinisch-theoretischen Werkes, je grösser die Gährung widersprechender Meynungen, und je unwürdiger die Schwäche vieler Partheygänger ist, womit sie alles nachbeten, was irgend ein berühmter Mann gesagt hat. Jene ruhige Unbefangenheit des Urtheils und jene Freyheit von Vorurtheilen der Schule und des Ansehns machen den Hauptcharakter der vor uns liegenden vortrefflichen Schrift aus: die Vorzüge derselben werden noch erhöht durch Klarheit der Darstellung, durch Ordnung des Vortrages, und durch glückliche Benutzung der anwendbarsten Entdeckungen und Meynungen unseres Zeitalters. So ist es dem würdigen Vf., einem der grössern Physiker Deutschlands, gelungen, zwey Doctrinen, die sonst immer zum Nachtheil der Wissenschaft und auf Kosten der Gründlichkeit, abgesondert vorgetragen wurden, in ein systematisches Ganze zu vereinigen, und dadurch die Natur des menschlichen Körpers, in ihren mannichfaltigen Abänderungen, verständlicher zu machen. Der Zusatz: *zum Gebrauche akademischer Vorlesungen*, auf dem Titel, ist, nach Rec. Dafürhalten, aber keinesweges so zu verstehen, als ob man hier ein Compendium erwarten dürfte, welches die Grundsätze der Wissenschaft in aphoristisches Kürze enthielte. Vielmehr ist es als ein Handbuch zum eigenen Studium anzusehen, und als solches allerdings äusserst nützlich und empfehlungswürdig.

Gleich in der *Einleitung* giebt sich der Geist zu erkennen, der das Ganze belebt. Der Vf. geht von dem Grundsatze aus, dass der menschliche Körper als Natur-Gegenstand, nur durch Beobachtungen und Versuche untersucht werden kann. Die solcher Gestalt empirische Naturlehre des menschlichen Körpers darf mit der allgemeinen Physik nicht zusammen geschmolzen, und einem höchsten Principe, dem Grunde von Allem, unterworfen werden. Der menschliche Körper ist nicht bloss ein gemischter, nicht bloss ein geformter, sondern ein organisirter Naturkörper. Bey Erklärung der Erscheinungen an demselben reicht also weder der Mechanismus, noch die chemische Mischung der Bestandtheile hin, sondern man muss zugleich auf höhere Kräfte der Organisation Rücksicht nehmen. Die Lebenskraft hat keine objective Realität: durch ihren Begriff denkt sich der Verstand bloss das Verhältniss des organisch-gemischten und geformten Körpers zu seinen Erscheinungen und Veränderungen. Die letztern sind natürlich, wenn sie mit der Natur-Bestimmung des Körpers übereinkommen: im entgegengesetzten Falle nennt man sie widernatürlich. (So nimmt auch der Vf. diese beiden Ausdrücke in Schutz, welche neuere Sophisten, um doch etwas Besonderes zu haben, verworfen haben.) Bestimmt und gründlich erklärt sich der Vf. gegen den Materialismus, indem er die Form und Mischung durchaus nicht für hinreichend hält, um die Erscheinungen am lebenden Körper verständlich zu machen: eben so verwirft er *Hufelands* Erklärung von der Krankheit, als einem thätigen Zustand, oder der Reaction der Lebenskraft, und gegen *Röschlaubs* Annahme des Wohlbefindens und Uebelbefindens, als Charaktere des natürlichen und widernatürlichen Zustandes.

Im *zweyten und dritten Abschnitte* betrachtet der Vf. die organische Mischung und Form des Körpers, und seine Bestandtheile. Diese sind hauptsächlich der Faserstoff, der Eyweissstoff und die Gallerte, die, als unvollkommene Oxyde, sich durch das verschiedene Verhältniss der phosphorsauern Kalkerde und des Stickstoffs unterscheiden. Die entfernten Urstoffe des Körpers kennen wir noch nicht alle; wahrscheinlich giebt es noch eine Menge feinerer, sehr wirksamer Elemente des Körpers. (Rec. glaubt, dass die, zum Theil auch durch den Vf. so sehr glücklich cultivirten Versuche mit dem Galvanismus uns hierüber noch manches Licht anzünden werden.) Die Grundform des Körpers nimmt der Vf. als faserig an, und leitet daraus die Gefäss- und Bündelform ab. (Rec. glaubt, dass wir bey der zelligen, als der eigentlichen Urform aller organischen Körper, stehen bleiben müssen, wie uns die mikroskopische Zergliederung aller organischen Fasern und die Betrachtung des letztern Entstehens der festen Theile aus flüssigen darüber belehren.)

Im *vierten Abschnitte* untersucht Hr. *Pf.* den Begriff des Lebens, und zwar zuvörderst unter den beiden allgemeinen Gesichtspunkten der eigenthümlichen Bewegung und der eigenthümlichen Bildung der Theile. Er bestimmt darauf die Gesetze der Erreg-

regbarkeit, die theils als bloſse Empfänglichkeit, oder als ein paſſives Vermögen, theils als Energie, oder active Wirkungskraft betrachtet wird. In erſterer Rückſicht bewirkt die Erregbarkeit ſchnelle und lebhafte, in der zweyten Hinſicht ſtarke und dauernde Actionen. (Rec. hat dieſs immer ſo ausgedrückt: die Erregbarkeit laſſe ſich in ihrer extenſiven und in ihrer intenſiven Gröſse betrachten. Er hält dieſen Unterſchied für äuſserſt anwendbar auf alle Theile der mediciniſchen Dogmatik.) Die Reize, als nothwendige äuſsere Bedingungen des Lebens, wirken durchgehends auf organiſche Art, doch kann man nicht umhin, ihre mechaniſchen und chemiſchen Nebenwirkungen in Betracht zu ziehen. Durch die letztern wird aber keinesweges die Stärke der Erregung beſtimmt. Das Geſetz der *Uebung* erläutert der Vf. aus der öftern Wiederholung mäſsiger Reize: er zeigt gegen *Niemeyer*, daſs dieſs Geſetz auch für die unwillkürlichen Bewegungen gelte. (Hr. *Pf.* hätte dieſs Geſetz auch noch näher erläutern und ſelbſt zum Theil begreiflich machen können, aus der durch den Andrang des Bluts während der Action bewirkten ſtärkern Ernährung und dem vermöge des zugenommenen Volums vermehrten Wirkungsvermögens.) Das Geſetz der *Angewöhnung* hängt mit der *Aſſociation* zuſammen, die hier nach *Darwin* erläutert wird. Bey der Lehre von der geſunden Erregung verfällt der Vf., wider ſeine Gewohnheit, in eine unfruchtbare Speculation über die Quantität der Erregung. Aber wichtig iſt, was er über die Nothwendigkeit des Bluts, als Lebensreiz und als innere Bedingung der Erregung thieriſcher Körper, ſagt... Die Krankheit betrachtet der Vf., als Abweichung des Lebens vom naturgemäſsen Zuſtande, aus einem doppelten Geſichtspunkte, als Abweichung der Erregung und als Abweichung der Bildung. In jener Rückſicht giebt es zwey Hauptformen der widernatürlichen Erregung: nämlich die *ſtheniſche* und *aſtheniſche* Form. Der Vf. bemerkt zwar, daſs bey der Beſtimmung der Quantität der Erregung die letztere entweder mit der Zeit verglichen, oder ihrem innern Gehalte nach betrachtet werden könne. Allein er hätte dieſe wichtige Betrachtung vorzüglich durch die Anwendung des Unterſchiedes zwiſchen Empfänglichkeit und Wirkungsvermögen noch beſſer erläutern können... Die Gränzen zwiſchen örtlichen und allgemeinen Fehlern der Erregung können nicht ganz ſcharf gezogen werden, wenn man nicht willkürlich einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen örtlichen und allgemeinen Krankheiten annimmt. Dieſer Unterſchied aber, ſagt der Vf., und mit ihm Rec., ſcheint der Natur mehr aufgedrungen als aus ihr geſchöpft zu ſeyn. Die ſophiſtiſchen Vertheidiger der Brownſchen Lehre in Deutſchland ſetzen das Weſen örtlicher Krankheiten in verletzte Structur und Miſchung (oder Organiſation) der Theile, das Weſen allgemeiner Krankheiten aber in eine durch den ganzen Körper verbreitete gleichmäſsige Veränderung der Erregung durch äuſsere Potenzen. Eine Verletzung der Organiſation läſst ſich aber nicht ohne Verletzung der Erregbarkeit denken, da beide unzertrennlich mit einander verbunden ſind... Die Erregung aller Organe iſt nie auf gleichmäſsige Art verletzt; und ſelbſt dann, wenn die ſtheniſche oder aſtheniſche Form allgemein zu herrſchen ſcheinen, ſind doch die Grade derſelben in den verſchiedenen Organen ungleich. Die Aſthenie des einen Organs iſt häufig die Folge der Hyperſthenie anderer Organe: ſogar in einem und demſelben zuſammengeſetzten Organe kann eine Verwickelung des ſtheniſchen und aſtheniſchen Zuſtandes ſtatt finden. Ganz vortrefflich beweiſet ferner der Vf., daſs nur das quantitative Verhältniſs der Erregbarkeit verändert werden kann, und daſs alle Anomalieen ſich auf daſſelbe zurückbringen laſſen. Einen Mittelweg *ſchlägt* der Vf. ein, zwiſchen denen, die die Krankheit bloſs aus einem Miſsverhältniſs der Reize zur *Erregbarkeit* herleiten, und denen, die die *Verletzung der Form* und Miſchung der Organe ſelbſt, *als nothwendige Bedingung zur Erzeugung jeder Krankheit anſehen.* Die letztere Parthey wird hier beſonders die *wichtigſten* Gründe gegen ihre Meynung finden... Sehr *leſens*werth iſt beſonders auch die Abhandlung über *die* wahre und falſche Schwäche und Stärke, über den Zuſtand der erhöhten und verminderten Empfänglichkeit, und des verſtärkten oder geſchwächten Wirkungsvermögens, wodurch eine beträchtliche Lücke in dem Syſtem der Erregungs - Theorie ausgefüllt wird.

Er kommt darauf zu den verſchiedenen Modificationen der Erregbarkeit und den davon abhängenden Hauptformen der Erregung. Zuvörderſt von der Erregung der empfindlichen Faſer. Er unterſcheidet die Function des Nervenſyſtems in eine thieriſche, die ſich unmittelbar und zunächſt auf die *Seele* bezieht, und in die organiſche, die unabhängig von der Seele und ohne directe Beziehung auf dieſelbe ſtatt hat. Sehr richtig unterſcheidet der Vf. die Thätigkeit des Gehirns oder die materielle Idee von der Empfindung ſelbſt, welche letztere, als Veränderung eines materiellen Weſens, nur in der Form der Zeit angeſchaut wird, und keine räumliche Verhältniſſe und Eigenſchaften hat. Ueber das Verhältniſs der eigentlichen immateriellen Empfindung zur materiellen Idee oder zur Gehirn - Thätigkeit denkt Rec. anders als der Vf. Erſterer glaubt nicht, daſs beide immer mit einander übereinſtimmen müſſen, ſondern findet durch die Erfahrung beſtätigt, daſs oft bey ſehr ſchwachen Eindrücken, und bey geringer Thätigkeit des Gehirns dennoch ſehr ſtarke Empfindungen ſtatt finden können. Ja, der Vf. ſagt ſelbſt in der Folge, daſs die Beſchaffenheit der geiſtigen Veränderung keinen unmittelbaren Schluſs auf die Beſchaffenheit der körperlichen Veränderung zulaſſe, daſs alles, was uns im Gemüthe ſpecifiſch verſchieden erſcheint, im Körper ſelbſt ſehr wohl nur gradweiſe verſchieden ſeyn kann.

In Rückſicht des Unterſchiedes der willkürlichen und unwillkürlichen Muſkeln bemerkt der Vf. mit Recht, daſs beide ſich nicht genau von einander

der

der trennen lassen, auch dass das von *Niemeyer* angegebene Kriterium der Antagonisten bey willkürlichen, und des Mangels derselben bey unwillkürlichen Muskeln auf keine Weise zulänglich sey, indem der Muskelhaut der Urinblase, als einem willkürlichen Muskel kein Antagonist gegeben sey, dagegen die Muskelfasern des Herzens und des Magens allerdings ihre Antagonisten haben. Gewundert hat sich Rec., dass der Vf., der sonst so gründlich und unpartheyisch zu untersuchen gewohnt ist, über die Erklärung des Fiebers doch zu schnell und oberflächlich weggeht, obgleich er gesteht, dass das Fieber jedesmal eine erhöhte Thätigkeit der Gefäfse voraus setze. Auch hätte der Unterschied der sthenischen und asthenischen Fieber sehr gut durch die Unterscheidung der Empfänglichkeit und des Wirkungsvermögens, als zweyer besonderer Beziehungen der Erregbarkeit, verständlich gemacht werden können. Ueber die Unterscheidung der übrigen Krankheiten, nach dem gradweise verschiedenen Verhältniss der Erregbarkeit, haben wir weniger Gelegenheit, *hier* mit dem Vf. zu streiten, da uns diess zu weit führen würde. Sonst möchte wohl seine Erklärung von der *Angina pectoris*, z. B. am wenigsten eine genaue Prüfung aushalten. Noch führt der Vf. zuletzt die neuern Erfahrungen von dem verschiedenen Verhalten der Erregbarkeit der Muskeln bey verschiedenen Reizen an, indem die Alkalien an die Nerven angebracht, die Erregbarkeit der Muskeln erhöhen, die Säuern aber, auf die Nerven angebracht, die Muskelkraft unterdrücken, und sie dagegen erhöhen, wenn sie auf die Muskeln selbst wirken. Sehr wichtig ist endlich, was der Vf. über die Erregbarkeit des Zellgewebes sagt: die Erregbarkeit des Parenchyma's aber, wovon er ein eigenes Kapitel macht, lässt sich, wie Rec. glaubt, recht wohl unter eben derselben Rubrik von der Erregbarkeit des Parenchyma's abhandeln.

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Systematische Beschreibung aller Gesundbrunnen und Bäder der bekannten Länder, vorzüglich Deutschlandes* — von einigen Aerzten und Chemisten herausgegeben. *Erster Band. Zweyte* ganz umgeänderte und stark vermehrte Ausgabe. 1801. 916 S. *Zweyter Band.* 671 S. 8.

Diese Schrift wurde bey ihrer ersten Erscheinung mit Beyfall aufgenommen, und verdiente ihn auch wenigstens wegen des angewendeten Fleisses im Aufsuchen und Zusammenstellen der in unzähligen Schriften zerstreut liegenden Nachrichten von Bädern und Brunnen. Möchte aus diesem unermüdeten Sammeln nur immer Nutzen für die Leser — Aerzte und Kranke — hervorgegangen seyn! Aber was kann es helfen, wenn die Vf. mit Mühe eine Reisebeschreibung von einigen Alphabeten durchlesen haben, um uns zu sagen, dass da oder dort in der Welt ein Quellchen ist, welches ein Tantillum von Mineralgehalt hat? Manchmal ist gar nicht einmal angegeben, von welcher Art oder Stärke dieser ist. Aus den wirklich sehr vielen Artikeln der Art wollen wir nur einige anführen, welche uns gleich ins Auge springen: *Bruz* ein Schwefelwasser in Tirol, in vier Zeilen abgehandelt; der *Bergische* Sauerbrunnen bey Stuttgart, in sieben Zeilen; der *Schaumburgische* von welchem die Vf. selbst sagen, dass ihnen nichts von seinem Gebrauche bekannt worden sey; die meisten, welche im *Anhange* befindlich sind; im zweyten Theile unter sehr vielen Artikeln nur folgende: *Azerat* ein Dorf in Frankreich, hat eine Mineralquelle; *Amiens* eine Stadt in der Picardie, im Amienois, am Flusse Somme (wo auch bekanntlich die Geographie nicht ganz richtig ist); *Amphion* in der Schweiz; *Andely* (weiter gar nichts); *Andeol*, eine kleine Stadt, hat eine Mineralquelle und mehrere andere. Besonders ermüdend ist die Aufzählung der vielen eisenhaltigen Mineralwasser, an denen auch Deutschland so reich ist. Man könnte also diesem Buche auf der einen Seite den Vorwurf machen, dass es übervollständig wäre, so wie man auf der andern mit Gewissheit behaupten könnte, dass in manchem Thale noch ein Quellchen rieseln möchte, welches der Aufmerksamkeit der Vf. dennoch entgangen ist. Besser wäre es folglich gewesen (und dürfte es noch seyn), wenn nur die wirksamsten und besuchtesten Quellen ausgehoben, mit Kritik physisch-medicinisch und mit Zuverlässigkeit topographisch gut und geschmackvoll beschrieben worden wären. Es würde dadurch einem Bedürfnisse solcher Kranken, welche Bäder brauchen, und solcher Aerzte, welche Kranke in Bäder schicken sollen, abgeholfen werden. Diese Kritik und Zuverlässigkeit vermissen wir aber, einige Artikel, wo den Vf. gut vorgearbeitet worden ist, z. B. *Aachen*, *Eger*, *Teplitz*, *Driburg*, ausgenommen, auch in dieser neuen Auflage. Der physisch-chemische Theil, die Analyse der Wasser, ist zwar grösstentheils gut, aber viele Wasser sind noch nicht, oder nicht an Ort und Stelle, untersucht; der medicinische ist desto schlechter, grossentheils nach Humoralgrundsätzen geformt. Es steht z. B. an einem Orte, dass das und das Wasser, auch in Menge getrunken, *keinen Nachtheil* bringe, jemand habe alle Tage einen *Eimer* getrunken; die meisten, welche dieses Wasser brauchten, würden *so angegriffen, dass sie betäubt, schwach in den Beinen*, nach der Mahlzeit schläfrig würden etc. Das ist doch gewiss ein sonderbares Gemisch von Wirkungen eines Wassers! — Von einem andern wird gesagt, es sey *geistreich*, eisenhaltig, alkalisch, auflösend, stärkend, verdünnend, harntreibend. Sollte diese Zusammensetzung von einem geistreichen Arzte herrühren? Ferner ist eins, welches für *steife Adern* dienlich ist u. s. w. Wie vieles hätte da verbessert werden können und müssen, um diese und ähnliche Angaben wahr, oder wenigstens den heutigen gereinigteren Vorstellungsarten anpassender zu machen! Diesen Mangel an richtigem medicinischen Urtheil müssen wir auch an der allgemeinen Abhandlung über die Mineralbrunnen rügen, welche dieser zwey-

zweyten Auflage zur Einleitung dient, und zum Vorzuge gereichen sollte. Noch bey weitem weniger haben die Vf. auf die nicht unerheblichen Zweifel der Erregungstheoretiker, namentlich *Röschlaub's*, gegen die Wafserkuren überhaupt einige Rücksicht genommen. Kleine Uebereilungen z. B. dafs auf der einen Seite von *Ems* gesagt wird, dafs es *seit einigen Jahren* in Verfall gerathen, und *nicht zahlreich* besucht worden sey, auf der andern, dafs es *seit einigen Jahren* wieder *stark* besucht werde, dafs bey *Wisbaden* zwar Hr. *Ritter*, aber nicht der gleichfalls geschätzte Hr. *Lehr* angeführt wird, dafs von dem Schwalbacher Brunnen gesagt wird, in den *Sommermonaten* wurden *einen Tag um den andern* 8—10,000 Krüge, und *jährlich* 40—50,000 Krüge verführt, dafs das Aderlafsen, bey denen gut sey, wo das Blut *gern in die Höhe* steigt u. dgl. wollen wir nicht in Anschlag bringen. In der *Vorrede* haben die Vf. zwar noch einige Verbesserungen beygebracht, sie betreffen aber nur den Gehalt des *Liebensteiner*, *Pyrmonter* und *Kösener* Brunnens.

Wir haben die Vf. dieses Buches deswegen auf diese, wie uns dünkt, wesentlichen Mängel desselben aufmerksam gemacht, damit sie es bey einer künftigen Auflage der Vollendung, deren es fähig ist, immer näher bringen mögen. Dann bitten wir aber auch um besseres Papier und genauere Correctur!

CHEMIE.

ERFURT, b. Hennings: *Allgemeine chemische Bibliothek des neunzehnten Jahrhunderts.* Herausgegeben von D. *Johann Bartholomä Tromsdorff*, Professor der Chemie auf der Universität zu Erfurt, Beysitzer der Sanitätscommission und Apotheker daselbst etc. *Erster Band.* 1802. 1. St. 224 S. 2. St. 254 S. *Zweyter Band.* 1. St. 236 S. 8. Mit Kupfern. (Jedes Stück 20 gr.)

Da viele unserer recensirenden Zeitschriften mehrere chemische Schriften ganz unangezeigt lassen, oder doch nur sehr kurze Anzeigen davon liefern, so ist es allerdings ein verdienstliches Unternehmen, eine Zeitschrift blofs für die chemische Literatur zu besorgen, wo man durch ausführliche Auszüge nicht allein in den Stand gesetzt wird, das Buch zu beurtheilen, sondern wodurch auch sogar der Ankauf desselben für viele entbehrlich gemacht wird. Die gegenwärtige Bibliothek soll nun diesem entsprechen, und Rec. gesteht, diesen ersten Theil nicht ohne Befriedigung aus der Hand gelegt zu haben. Der Herausgeber sagt in der Vorrede: „diese Bibliothek soll eine darstellende Zergliederung (nicht Recensionen im gewöhnlichen Sinne) aller in Deutschland erscheinenden Schriften enthalten, welche die theoretische und praktische Chemie, oder die anhängenden Künste und Wissenschaften, als pharmaceutische, metallurgische, technische Literatur etc. betreffen. So bedeutend auch die Anzahl derselben ist, so sollen doch die Anzeigen erschöpfend seyn, und *die möglichste* Vollständigkeit erreichen, und nur *kleine minder* wichtige Schriften einer flüchtigen *Erwähnung* bestimmt seyn. Aber auch die ausländische Literatur dieser Wissenschaften, vorzüglich englische und französische, soll diese Bibliothek umfassen, nur dafs wir hier keine Vollständigkeit versprechen, und uns vorläufig nur auf das Wichtigste einlassen können." Sollen aber in dieser Bibliothek einmal ausländische vorzüglich englische und französische Bücher angezeigt werden, so wird auch der gröfste Theil der Leser Vollständigkeit und zwar mit Recht wünschen, indem die Anschaffung der ausländischen Bücher eigentlich die gröfste Schwierigkeit macht. Haben wir etwa deshalb nicht auf *Vollständigkeit* zu rechnen, weil es die Beschränktheit der erscheinenden Bände nicht erlaubt? Hierüber liefse sich aber wohl Auskunft finden, weil die Erscheinung der folgenden Bände an keine bestimmte Zeit gebunden ist, sondern sich blofs nach den vorräthigen Materialien richten soll. Wäre aber auch der Platz wirklich zu eingeschränkt, so könnte füglich an einigen Anzeigen, der Sache unbeschadet, abgebrochen werden. Wozu z. B. die 22. Blätter einnehmende Anzeige der drey ersten Theile des Fischerschen physikalischen Wörterbuchs? Wozu der weitläufige Auszug aus van Mons Abhandlung über die Verwandlung der Wasserdämpfe in Gas, welcher ohne Kupfer seiner Ausführlichkeit ungeachtet, doch nicht verständlich wird. Uebrigens ist der Gedanke, eine chemische Bibliothek herauszugeben keinesweges neu; denn bekanntlich hat schon Hermbstädt 1788 eine solche herauszugeben angefangen, die aber leider mit dem vierten Bande geschlossen wurde. Wir bedauern diefs, weil ihre Einrichtung ebenfalls sehr zweckmäfsig war, und hätten gewünscht, dafs der Herausgeber wenigstens in der Vorrede der Hermbstädtischen Bibliothek rühmlichst gedacht hätte. Möchte es doch einem oder auch mehreren unserer besten Scheidekünstler, denen Zeit und Umstände dazu günstig sind, gefallen, die Hermbstädtische Bibliothek da fortzusetzen, wo sie aufhörte, so würde sich diese vortheilhaft anschliessen und ein Ganzes bilden. Zwey Stücke von dieser Bibliothek machen einen Band aus, und jedem Stück ist das Porträt eines berühmten Scheidekünstlers beygefügt. Diesem ersten Bande ist das Porträt Gmelins und Westrumbs beygelegt, und so eben erhalten wir des zweyten Bandes erstes Stück mit von Crells Bilde. Einige Druckfehler sind zu berichtigen, so finden wir z. B. statt Wedgewood Wedyword. u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 23. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Heinsius: *Nova veteris Testamenti clavis. Addita est significatio verborum Hebraicorum e versione Alexandrina, cujus discrepantiae simul a textu Hebraico saepe dijudicantur.* Scripsit *J. Henr. Meisner*, Prof. Lipf. Volum. II. *Prophetas priores, Josuam, Librum Judicum, I. et II. lib. Samuel, I. et II. lib. Regum continens.* 1800. 1 Alph. 14 Bog. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Auch dieser zweyte Theil verdient mit eben dem Beyfall aufgenommen zu werden, wie der erste, welcher in der A. L. Z. 1801. Nr. 90. ist angezeigt worden. Er ist eben so fleisig und zweckmäfsig gearbeitet, und enthält aufser der meistens sehr sorgfältig bestimmten Bedeutung der Wörter und der beygefügten Ueberfetzung der Alexandrinischen Version, in der Kürze manche schöne Winke zur richtigen Erklärung und Kritik des Textes. Die eingestreuten Erläuterungen und Bemerkungen enthalten das nothwendigste, was dem Anfänger bey der curforischen Lectüre, um den Text richtig zu verstehen und zu überfetzen, zu wissen nöthig ist. Wir können daher mit Recht dieses Handbuch jedem Anfänger als ein sehr nützliches und zweckmäsiges Hülfsmittel empfehlen, welches ihm nicht allein das Lesen der Bücher des A. Test. sehr erleichtert, sondern ihn auch gut leitet und zur richtigen Interpretation anführt. Auch diejenigen, die keine Anfänger sind, werden auf einzelne Bemerkungen stofsen, die ihnen interessant und wichtig sind, oder zu neuen Ansichten und Bemerkungen Anlafs geben können. Sollte Rec. zu den Wünschen, die er bey der Anzeige des ersten Theils geäufsert hat, noch einiges hinzufügen: so wäre es dieses, dafs bey mehrern einzelnen Wörtern, das Stammwort angeführt werde, und besonders bey solchen, wo der Anfänger leicht anstofsen kann. Es ist dieses nicht allein sehr nützlich, sondern auch wirklich nothwendig, damit der Anfänger mit der Abstammung des Worts, worauf so vieles ankommt, bekannt werde. Von den hier vorkommenden Erläuterungen und kritischen Bemerkungen wollen wir doch etwas zur Probe auszeichnen und einige Bemerkungen beyfügen. Jos. 1, 4. will der Vf. lieber ועד הלבנון lesen; allein bey den Alten findet sich doch keine Spur von dieser Leseart. Das beygefügte הזה scheinet auch dieser Aenderung entgegen zu seyn. Es werden hier die Wüste und der Libanon als die zunächst in die Augen fallenden Gränzen zusammengesetzt; die Wüste, wo die Israeliten sich befanden, und der gegen Norden sich erhebende Libanon; von hier erstreckte sich die nördliche Gränze des Landes bis an den Euphrat. Bey כל ארץ החתים ziehet Hr. *M.* die Leseart des Syrers וכל vor, meynt aber die Worte, welche die 70 nicht haben, könnten wegbleiben, da die Gränzen von Palästina beschrieben würden. Allein die Hethiten bewohnten den südlichen Theil des auf der Westseite des Jordans liegenden Landes, und stehen hier an statt der Gränze gegen Süden. V. 7. wird שמר לעשות *strenue, diligenter observavit* übersetzt, zugleich wird aber angemerkt, dafs שמר 1 Mos. 37, 11. auch die Bedeutung *meminit* habe, und dafs man auch überfetzen könne *ut memineris te gerere*, wobey auch Luc. 2, 51. verglichen wird. V. 13. wird bey זכור bemerkt, man müsse hier bey dem Infinitiv entweder das ausgelassene *verbum finit* ergänzen, oder זכרו im Imperativ lesen, welchen auch die 70 durch μνησθητε ausgedrückt haben. Die gewöhnliche Leseart ist wohl Archaismus der Sprache. K. 2, 1. wird אשה זונה von einer Frauensperson erklärt, die den Dienst des Jehova verlasse und zum Götzendienst übergegangen war: denn daraus sey es begreiflich, warum die Kundschafter bey ihr einkehrten, und sie selbst bey den Einwohnern deswegen in Verdacht kam. Rec. findet diese Erklärung gezwungen. Freylich bezeichnet זונה uneigentlich eine Götzendienerin, aber doch nur in der bildlichen Sprache, in dem simpeln historischen Stil wird das Wort aber nicht so gebraucht. Ueberdem wird die Rahab gar nicht als eine Abgefallene charakterisirt, sie war vielmehr nach ihrer eigenen Aeufserung durch die Nachricht von dem, was sich mit den Israeliten zugetragen hatte, überzeugt, dafs Jehova den Israeliten das Land Canaan geben werde. Würde eine Israelitin bey solchen Ueberzeugungen wohl zu den Cananitern übergegangen seyn? Die Kundschafter kehrten nicht defswegen bey der Rahab ein, weil sie ehemals zu den Israeliten gehört hatte, sondern weil sie zunächst an der Stadtmauer wohnte, und die Kundschafter bey einer Person von ihrer Lebensart am wenigsten entdeckt werden konnten. Die Rahab kam auch eigentlich nicht bey den Einwohnern Jerichos in Verdacht, sondern die Ankunft der Fremdlinge, die man dennoch bemerkt hatte, hatte Verdacht erregt, und man fragte defswegen bey der Rahab nach. V. 6. wird bey פשתי עץ angeführt, es seyen darunter entweder roher Flachs oder Baumwollenstengel zu verstehen. Dem letztern stehet entgegen, dafs die Baumwolle erst im September und October reift. V. 7. stehet המעברות על הירדן Der Vf. meynt,

das erstere sey wegzustreichen, weil eins überflüssig sey, und dieses in einigen Handschriften fehle. V. 15—20, soll richtiger nach dem 21 Vers stehen. Es ist aber wohl der ungebildete Erzählungston. Kap. 3. 2. werden wieder die Verse anders geordnet. Der Vf. meynt, die erste Hälfte dieses Verses müsse den Anfang des Kapitels machen, und darauf V. 1. 7. 8. 9. 5. 10. 11. 13. folgen, alsdenn setzt er die andere Hälfte des 2 Verses, und darauf V. 3. 4. 6, und zuletzt V. 14—17. Rec. zweifelt aber auch hier, dass eine eigentliche Versetzung vorgegangen sey. Bey K. 3, 13. wird zur Erläuterung beygefügt, dass das Wasser des Jordans durch den Wind sey zurückgehalten oder durch die Wirkung eines Erdbebens anders geleitet worden. Das Factum, so wie es hier beschrieben ist, lässt sich wohl nicht befriedigend erklären. Bey ויעמדו wird bemerkt, dass das vorgesetzte Präfix müsse weggestrichen werden. K. 4, 2. 3. ist der Vf. geneigt, anstatt קחו und צוו mit den 70 den Singular zu lesen, weil Josua allein angeredet wird, wenn man nicht lieber V. 1. nach יהושע das Wort ולשטרים ergänzen wolle. V. 9. wird gesagt, man müsse hier an kein zweytes Denkmal, das im Jordan errichtet sey, denken, nach בתוך sey vielmehr אשר zu suppliren. Die Uebersetzung der 70, welche και ἀλλας δωδεκα λιθους hat, wird mit Recht getadelt. Nach dem 9 V. sollen die Verse in folgender Ordnung gesetzt werden. V. 21—24. 10. 15 bis 18. 14. 11—13. 19. 20. Kap. 6, 20. ist bemerkt, die Mauern Jerichos fielen nicht durch das Kriegsgeschrey um, sondern die Stadt wurde unter Geschrey bestürmt und eingenommen. Im Anfang des Verses ist ותהיה vor ויתקעו zu lesen. K. 7, 20. wird bey אדרת שנער die Vermuthung geäussert, ob man nicht besser אדרת שער ein Pelz lese. Aber die Sache wird doch als etwas kostbares und ausserordentliches vorgestellt, und alsdenn würde auch wohl V. 24. nicht bloss אדרת stehen. Die Leseart תחתיה ist aus dem folgenden Vers entstanden und בתחתיה zu lesen. V. 24. stehet die Bemerkung, die Tochter und Söhne des Achans seyen bloss Zuschauer bey der Hinrichtung gewesen; denn nachher heisse es nur von Achan, er sey gesteinigt worden. V. 25. haben die 70 וישרפו באבנים nicht ausgedrückt, Hr. M. hält die Worte desswegen für verdächtig, wenn man nicht אתו anstatt אתם lesen wolle. Wenn אתם solle beybehalten werden: so müsse man mit dem Syrer nach וירגמו אתו noch hinzusetzen ואת כל אשר לו. Auch die Vulgata hat die letztern Worte gelesen. K. 8, 13. wird das Kri am Ende des Verses mit Recht vorgezogen. Die Worte [illegible] sollen aber als müssig weggestrichen und bloss [illegible] gelesen werden. Das letztre ist wohl nicht nöthig, der Hebräer liebt solche Constructionen. K. 9, 4. wird anstatt des gewöhnlichen ויצטירו *legationem simularunt*, die Leseart ויצטירו, welche alle Alten ausgedrückt haben und auch durch Handschriften bestätigt wird, vorgezogen und übersetzt *commeatu se instruxerunt*, von צוד Ar. [illegible] *incarcare feras, venari*, davon [illegible] und wie das Arab. [illegible] *cibus, commeatus*. Da V. 21. die letzten Worte כאשר sonderbar in dieser Verbindung lauten; so wird der Vers nach der Uebersetzung des Syrers ergänzt und so übersetzt: *Proceres vero haec edixerunt illis: vivi serventur, sed universo coetui Israel. ligna caedant et aquas hauriant. Hinc illi universo coetui hactenus ligna caedunt et aquas hauriunt, ut de iis statuere proceres.* Bey K. 10, 13. stehet die kurze aber richtige Bemerkung *substitit sol, non vere, sed ex opinione illorum hominum, idem cum Josua votum habentium, eandemque vindictam spirantium.* V. 24. wird bey ההלכוא bemerkt, es sey die 3 *perf. plur. statt H.* mit dem ה *relat.* an statt אשר, und dem א *paragog.* nach dem Arabischen, vielleicht sey es aber auch aus dem folgenden Wort entstanden.

Wir haben mit Fleiss bloss aus dem Anfang des Buchs Josua einiges angeführt, um zu zeigen, dass das Buch durchaus kein blosses *Vocabularium* ist, sondern dass man allenthalben *Bemerkungen* findet, die der Aufmerksamkeit und näheren *Prüfung* werth sind. Wir würden auch über einige vorzüglich schwierige Stellen aus den übrigen Büchern noch die Bemerkungen des Vfs. auszeichnen, wenn dieses nicht zu weitläuftig würde. Möchte doch dieses Handbuch recht fleissig gebraucht, und dadurch, dass es das Lesen des A. Test. so sehr erleichtert, ein Mittel werden, dass angehende Theologen das Studium des A. Test. mit mehrerem Fleiss und Eifer betrieben! An zweckmässigen Hülfsmitteln fehlt es gewiss nicht, wenn sie nur fleissiger gebraucht würden.

FRANKFURT a. Mayn, in d. Jägerschen Buchh.: *Die Sprüche Salomo's.* Herausgegeben von *Hermann Müntinghe*, Prof. der Theol. und Kirchengesch. in Harderwyk. Aus dem Holländischen übersetzt von M. *J. E. H. Scholl*, Diakon. in Sindelfingen. *Zweytes Bändchen.*

Auch unter dem Titel:

Erklärende und philosophisch (philologisch) *kritische Anmerkungen zu den Sprüchen Salomo's.* Herausgegeben von *Herm. Müntinghe* u. s. w. 1801. 108 S. 8. (10 gr.)

Dieses Bändchen enthält die Anmerkungen zu der in der A. L. Z. 1800. 4 B. S. 633. angezeigten Uebersetzung der Sprüche Salomo's, die es allerdings verdiente, dass sie auch dem deutschen Publicum übergeben würde. Der zweyte Titel verspricht zwar auch die philologisch kritischen Anmerkungen, woraus der Setzer durch eine sonderbare Verwechselung philosophisch kritische gemacht hat; aber man findet hier bloss die erklärenden Anmerkungen, worin oft auf die philologisch kritischen verwiesen wird. Hr. Prof. Muntinghe hatte seinen guten Grund dabey, warum er in dem holländischen Original die erklärenden Anmerkungen, die auch für unstudierte Leser sind, von den philologisch kritischen, die die gegebenen Erklärungen aus dem Sprachgebrauch und aus kritischen Gründen rechtfertigen, trennte; aber der

der deutsche Uebersetzer, der doch das Buch wohl zunächst für deutsche Gelehrte übersetzte, hätte sehr füglich die letzten mit den ersten verbinden können, wenigstens dürfen die philologisch kritischen dem deutschen Leser nicht vorenthalten werden, da eben daran dem Gelehrten am meisten gelegen ist. Wir wünschen daher auch, dass diese bald nachgeliefert werden. Die hier gelieferten erklärenden Anmerkungen enthalten in der Kürze viel Gutes und Zweckmäfsiges; auch sind die vorzüglichsten unter den neueren deutschen Schriftstellern über die Sprüchwörter, Michaelis, Dathe, Döderlein, Arnoldi, Ziegler, dabey genützt. Wir wollen einiges zur Probe daraus auszeichnen. Bey K. 1, 20—33., wo die Weisheit unter der Person einer Lehrerin vorkommt, wird die Bemerkung gemacht: „Aus der Vergleichung aller Stellen dieses Buchs, wo von der Weisheit gesprochen wird, erhellet, dass der Vf. die Hauptidee von richtiger Sachkenntnifs mit einem damit übereinstimmenden Betragen, oder, was in der Hauptsache auf Eins hinausläuft, das Vermögen, eine Handlung auf eine, mit einem erleuchteten Verstand übereinkommende Weise einzurichten und auszuüben, mit diesem Wort verbindet. Halten wir diese Haupt-Idee von der Weisheit wohl vor Augen: so werden wir bald sehen, auf wie viele untergeordnete Ideen diese Hauptbedeutung anwendbar sey, und wie sie z. B. bald Tugend, bald Vorsicht und Ueberlegung bedeute, und wie auch die Weisheit Gottes selbst, als die Quelle und zugleich als das Muster menschlicher Weisheit angesehen werden könne." Kap. 2, 17. wird bemerkt, der eheliche Bund werde hier ein Bund Gottes genannt, weil Gott die Ehe eingesetzt habe, und er auch Zeuge dieses feierlichen Bundes gewesen sey. Rec. würde lieber *Bund Gottes* in der gewöhnlichen Bedeutung Gesetz Gottes nehmen. Das Gesetz Moses hatte den Ehebruch strenge verboten. Bey V. 18. 19. sagt der Vf., die Worte fassen zwar die allgemeine Lehre in sich, dass Ehebruch und Unzucht ins Verderben stürzen, aber der Vf. siehet doch mehr auf die vielen Arten von Unheil, das die Eifersucht vorzüglich im Orient stiftet, wobey auf das, was Arvieux über die Eifersucht der Orientaler sagt, hingewiesen wird. Kap. 8, 18. glaubt der Vf. bey *Lebensbaum* müsse man an den Baum im Paradiese denken. „Da die Juden, sagt er, doch einen Baum unter diesen Namen kannten, der im Paradiese zum Mittel diente, die Gesundheit und Unsterblichkeit unserer ersten Aeltern zu befördern: so denke ich fast, dass hierauf gezielet wird." Also nimmt Hr. *M.* in der mosaischen Erzählung vom Zustand der ersten Menschen die Nachricht vom Lebensbaum noch ganz wörtlich und historisch? Kap. 4, 26. sucht der Vf. die Metapher, die von einer Wagschale hergenommen ist, beyzubehalten. Er übersetzt *abgewogene Ueberlegung regiere stets deinen Gang*, an statt: bedachtsame Ueberlegung. K. 5, 10. hält er es für wahrscheinlich, dass hier blofs auf die grofsen Unkosten, die der Ehebruch besonders im Orient dem Ehebrecher verursacht, angespielet werde. K. 8, 12. werden die Uebersetzungen einiger Neueren mit Recht getadelt. Hr. *M.* folgt der Erklärung von A. Schultens

> Ich Weisheit, bewohne die Klugheit,
> Ich dringe bis zur vernünftigen Ueberlegung durch.

Ganz richtig wird bemerkt, dass in dem ersten Glied das Bild uns fremd klinge, dass es aber bey den Morgenländern nicht ungewöhnlich sey. Auch der Araber sage, *Ruhm sich bauen und bewohnen.* Der Sinn des letzten Glieds wird also bestimmt: derjenige, der sich auf die Weisheit legt, wird immer vernünftig und mit Bedacht handeln. Kap. 9, 1—8. wird die hier vorkommende Allegorie mit der Allegorie bey Xenophon vom Hercules auf dem Scheidewege verglichen. Der Vf. findet in dem jetzigen Text eine Versetzung, die durch die Schuld der Abschreiber entstanden ist. Er ordnet die Verse also: Zuerst V. 1—6., alsdenn V. 11—18. und endlich V. 7—10. Bey V. 9. wird bemerkt, dass vielleicht auf das Vermischen des Weins mit Wasser angespielt werde; da aber die Weisheit ihren Wein hier als sehr schmakhaft anpreise: so müsse man hier wohl vornehmlich an Wein denken, der mit wohlriechenden Specereyen vermengt war. Ibn David redet ebenfalls vom Weine mit Rosenwasser vermischt. Kap. 10, 2. wird die Uebersetzung *Wohlthun rettet vom Tode* verworfen, obgleich das hebräische Wort diese Bedeutung haben kann. Der Vf. ziehet *Ehrlichkeit* vor, weil dieses einen bessern Gegensatz zum Worte *Unrecht* macht. V. 10. wird richtig bemerkt, dass dieser Spruch ungemein schwer sey, wegen der grofsen Verschiedenheit der beiden Glieder, die gar in keinem Zusammenhang zu stehen scheinen. Der Sinn würde besser seyn, wenn man im zweyten Gliede mit den 70 und dem Syrer lesen wollte, *wer ihn aber bestraft, bringt Heil.* Der Vf. vermuthet mit Grund, dass diese Worte durch die Nachläfsigkeit der Abschreiber aus dem hebräischen Text seyn weggelassen worden, und dass man das Fehlende nachher dadurch ersetzt habe, dass man das zweyte Glied des 8 V. wieder hier einschob. K. 13, 2. ist der Doppelsinn gut in der Uebersetzung nachgeahmt und gehörig ergänzt. Der Vf. übersetzt:

> Isset man gleich nur reife Frucht,
> So hat der Bösewicht doch seine Lust an allem was herb ist.

Kap. 16, 4. beruft sich der Vf. auf den Parallelismus, nach welchem er übersetzt:

> Jehova lenkt alles zu seinem Zweck;
> Folglich den Gottlosen auch zur Strafe.

In den Anmerkungen heifst es aber ganz richtig: Der Zweck, den Gottes Vorsehung sich bey den Gottlosen vorgesetzt hat, ist ihre Strafe: Nicht aber in dem Sinne, als ob Gott, in der Absicht sie zu strafen, sie geschaffen hätte; — nein! Gott kann keine Kreatur hervorbringen, ohne zugleich die Absicht zu haben, sie glücklich zu machen — sondern in sofern sich

der

der Gottlose selbst in den Zustand versetzt hat, dass Gott, seiner Gottlosigkeit wegen, jetzt keinen andern Zweck haben kann.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) HALLE, b. Gebauer: Λουκιανου Σαμοσατεως Ἀπαντα. *Luciani Samosatensis opera omnia*, maxime ex fide codicum Paris. recensita edidit *Fridericus Schmieder*, Philos. D. AA. LL. M. Gymnas. Luth. Hal. Coll. *Tomus posterior*, cum additamento ad tomum priorem. 1801. LII u. 694 S. u. 5 Bogen Index in gr. 8. (3 Rthlr.)

2) LEIPZIG, b. Sommer: *Luciani Samosatensis opera*, graece et latine; cum notis selectiss. *Tomus VIII.* Curavit *Jo. Petr. Schmidius.* 1800. 520 S. kl. 8. (2 Rthlr.)

Von dem Zwecke und der Einrichtung der *Schmiederschen* Ausgabe haben wir, bey der Beurtheilung des ersten Bandes (A. L. Z. 1800. N. 121. 122.), umständlich Rechenschaft gegeben. Wir müssen, bey der Anzeige dieses zweyten, das Lob der Sorgfalt und des Fleisses wiederholen, das wir dort dem Herausgeber beygelegt haben, und freuen uns, dass äussere günstige Umstände seinen Fleiss jetzt noch mehr unterstützten. Er war nämlich so glücklich, die Vergleichung einiger Handschriften zu erhalten, welche er zur Berichtigung des Textes, oder zur Ergänzung des ersten Bandes benutzen konnte. Hr. Prof. *Matthäi* in Wittenberg theilte ihm, mit gewohnter uneigennütziger Dienstfertigkeit, die Collation dreyer Augsburger Handschriften mit, und Hn. Conr. *Schwarze* in Görlitz verdankt er die Vergleichung eines schon ehemals vom sel. *Geissler* kurz beschriebenen *Codex Gorlicensis.* Die Vorrede liefert eine genauere Notiz von diesen Handschriften, und die Varianten derselben sind theils mit den übrigen abweichenden Lesarten dem Text untergesetzt, theils zu den bereits abgedruckten Büchern in den vorangeschickten *Addendis* nachgeholt worden. Diese *Addenda* sind überdiess bestimmt, den bey der Anzeige des ersten Theils geäusserten Wunsch des Rec. zu befriedigen: sie enthalten die ehemals auch in richtigeren Stellen vernachlässigte Angabe der Vulgata und mehrere Verbesserungsvorschläge zum ersten Band aus Büchern, welche Hr. S. erst nach der Erscheinung desselben zu diesem Behufe gebrauchen konnte. Es versteht sich beynahe von selbst, dass auch zu diesen *Addendis* wiederum gar Manches hinzuzusetzen wäre, wenn Rec. sich die bey der Beurtheilung des ersten Bandes erlaubte Ausführlichkeit hier abermals verstatten wollte. Zuerst bleibt Hn. S. das Verdienst, eine bedeutende Anzahl Materialien gesammelt, manche versteckte Bemerkung ans Licht gezogen, und dadurch die Lectüre dieses anmuthigen Schriftstellers erleichtert, vielleicht auch einer neuen instructiveren Ausgabe desselben glücklich vorgearbeitet zu haben. Man kann nicht sagen, dass von ihm eine neue, nach sicheren Grundsätzen der Kritik gebildete *Recension* des Textes aufgestellt worden sey; denn es sind zu viele der Aufnahme würdige Lesarten, besonders auch aus dem vortreflichen Görlitzer Codex, bloss in die Noten verwiesen worden; allein die *Recognition* des Herausgebers hat uns doch im Ganzen einen besseren und richtigern Text verschafft, als alle vorhergehende Editoren geliefert hatten. Man kann nicht sagen, dass die eigenen kritischen Vermuthungen des Herausgebers sehr zahlreich, oder durch Scharfsinn sehr hervorstechend wären: gewöhnlich bleiben sie nur bey der grammatischen Berichtigung der Constructionen u. s. w. stehen; allein die mühsame Zusammenstellung fremder Conjecturen aus so vielen philologischen Schriften wird den kundigen Leser oftmals auf die rechte Spur leiten. Auch der angehängte *Index rerum memorabilium et nominum propriorum*, welcher das Register der Amsterdammer Ausgabe an Vollständigkeit und Genauigkeit übertrifft, ist ein zur Lectüre des Lucian dienliches Hülfsmittel.

Von allen diesen Vorzügen ist die *Schmidische* Ausgabe entblösst, deren erster Theil bereits im J. 1776 und der siebente im J. 1780 zu Mietau ans Licht trat. Sie gehört zu den verunglückten Unternehmungen, wodurch der verstorbene Prediger *Schmid* zu Ganzig im Meissnischen seine kurze philologische Laufbahn bezeichnete; und nichts als ein guter (aber nicht sehr correcter) Druck und gutes Papier dient ihr zu einiger Empfehlung. Denn in der Auswahl und Abkürzung der Noten, welche der Herausgeber aus der Reitzischen Edition entlehnte, hat er wenig Kenntniss, wenig Beurtheilungskraft gezeigt; am allerwenigsten aber daran gedacht, einem überlegten Plane zu folgen, und auf die Bedürfnisse unserer Zeiten Rücksicht zu nehmen. Da indess von dieser Ausgabe bereits sieben Bände erschienen waren; so that Hr. Sommer, welcher das Verlagsrecht derselben an sich gekauft hatte, sehr wohl, ihnen durch den achten Band noch den Schluss hinzuzufügen, weil sonst jene für den Besitzer ganz unbrauchbar geblieben wären. Noch fehlen zwar die poëtischen Stücke, welche dem Lucian zugeschrieben, und den Ausgaben desselben angehängt zu werden pflegen; allein es scheint, dass die Ausgabe mit diesem Bande geschlossen seyn soll. Hr. M. *Schmieder* hingegen lässt uns noch einen Commentar über Lucians sämmtliche Schriften hoffen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. Februar 1802.

PHILOSOPHIE.

Altenburg, b. Ring u. Schnuphase: *Metaphysik.* Erstes Buch. *Elementarwissenschaft.* Erster Abschnitt. *Reine Dinglehre.* Von *J. J. Abicht,* Professor der Philosophie. 1801. 308 S. 8. (1 Rthlr.)

In der Einleitung handelt der Vf. von dem Ursprunge, der Natur, den Theilen, dem Umfange, der Wichtigkeit und den Schicksalen der objectiven Elementarwissenschaft. — Die reine speculative Metaphysik besteht, nach dem Vf., aus der allgemeinen Ontologie und Cosmologie. Sie sollen zu Stande kommen, zwar nicht ohne die innerliche, aber doch ohne diejenige Erfahrung, welche sich von den *Objecten* herschreibt; und solche Erkenntnisse seyn, welche lediglich aus der *Denknatur* hervorgehen. Die Ontologie soll den Gattungsbegriff von einem Dinge darlegen und rechtfertigen, gleichwie die Cosmologie den Allgemeinbegriff, welcher das Wesentliche einer Welt darstellt, erörtert. — Der Weg hierzu ist der synthetische, d. h. die Verknüpfung der Urgedanken unsers Geistes zu einem Ding- und Weltbegriffe. Denn die Urgedanken sind die *Materialien* zu diesen Begriffen, wir haben in und von uns selbst die *Regeln der Zusammensetzung* derselben, und Thatsachen, gleichwie anstellbare Versuche bezeugen, dass wir Vorstellungen verknüpfen, sie nach Regeln in concrete Begriffe zusammenfügen (synthesiren) und dann mit ihnen concrete Gegenstände denken können: Vollenden wir diese Gedankenverbindungen jenen Gesetzen gemäss, so resultiren jene Begriffe von *Ding* und *Welt*. Wir dürfen nur die Natur unsers Geistes durchforschen, seine eignen urfreyen Werke unterscheiden, die Gesetze seiner Thätigkeit daraus abnehmen, und uns im Zusammenbilden der Kenntnisse absichtlich und genau an sie halten. Auch bürgt uns der Ursprung dieser Begriffe dafür, dass Ding und Welt in der Erfahrung eben so erscheinen, wie wir sie mit ihnen anticipirend vorstellen. Denn wie der Geist in seiner Begriffe bildenden Thätigkeit durch seine Natur gestimmt ist: so bleibt er auch bey der Erfahrung der Einwirkung seiner Objecte gestimmt. — Da die allgemeinen Wahrheiten über Ding und Welt lediglich aus der Denknatur entspringen: so müssen sie *jedem* Menschen beywohnen. Beide Wissenschaften sind es aber nur von *gedachten* Objecten, also keine *Erkenntnisse*, ob wohl sie solche Denkwahrheiten enthalten, die auch im Reiche der Erkenntniss gültig sind. — Durch die gesetzmässige vollständige Synthesis unsrer Urgedanken erhalten wir aber nicht mehr als zwey bestimmte reine Begriffe, nämlich den *einfachern* von einem *Dinge* und den *zusammengesetztern* von einer *Welt*, d. i. von einem Ganzen, dessen Theile Dinge sind. — Der vorliegende Theil enthält nun die *Ontologie.* Der ontologische Begriff entsteht, wenn man die einfachen Urgedanken nach den Naturgesetzen der Synthesis in ein einziges Bild zusammenfasst; mithin die gesetzmässige Geisteshandlung der Synthesis an ihnen endigt; gleich wie der cosmologische dadurch entsteht, dass wir die erwähnte Synthesis an dem ontologischen wiederhohlen und durchführen. Die Ontologie hat, wie die Cosmologie, ihren *absoluten, hypothetischen* und *postulirten* Theil. Der *Erste* zeigt: wie ein Ding, bloss für sich betrachtet, den Gesetzen der Denkkraft gemäss, vorzustellen sey. Der *zweyte* betrachtet, wie ein Ding, wenn es für das Ich, als das eine bestimmt gegebene Glied, und im Zusammenhange mit demselben seyn soll, zu denken sey. Der *dritte* Theil entspringt, wenn wir die übrig gelassene Unbestimmtheit der Dinge mittelst der Imagination auszufüllen suchen. Solche von der Imagination postulirte Begriffe von Dingen sind weder wahr noch falsch; nur bloss denkbar. So weit der Vf.

Aus dieser Darstellung des Plans und Inhalts der Schrift sieht der Leser von selbst, dass es dem Vf. nur darum zu thun sey, gewisse Gedanken, welche er für Urgedanken hält, zusammenzufügen. Da dieses ohne alle Reflexion auf die Objecte selbst geschehen soll: so ist klar, dass hierbey weiter nichts dass ein blosses Spiel mit Begriffen getrieben werden kann. Diess treibt nun der Vf. auch im vollen Maasse. Die Begriffe werden so gespalten und gespitzt, die Distinctionen bis zu einer solchen Feinheit getrieben, dass auch das ernstlichste Bestreben, nicht allen Faden und Inhalt des Denkens zu verlieren, misslingen muss. Man kann das Buch aufschlagen wo man will, so bieten sich fast auf jeder Seite solche Schattenspiele mit Begriffen dar. Man lese z. B. S. 75: „Wir erinnern an den Unterschied des Innern und Aeussern so wohl von dem Innerlichen und Aeusserlichen als auch von dem Innerhalbigen und Ausserhalbigen. Das Innere ist nicht ausser seinem Aeussern und umgekehrt. Beide sind also das Innerliche etc.“ S. 84. „Da alle Materie eines Dinges entweder zum Aeussern oder zum Innern desselben gehört; und da das Innere nicht ausser seinem Aeussern und dieses also auch nicht ausser und neben seinem Innern besteht: so ist klar, dass kein Ding

Ding aus Theilen bestehe, welche ausser und neben einander sind und ein ausgedehntes Gebilde ausmachen. Die Form ist nicht ausser und neben der Materie, welcher sie geeignet ist, und so die Materie nicht ausser ihrer Form. — Wir haben bey einem Dinge ein zusammengesetztes von Form, ein zusammengesetztes von Materie und ein aus beiderley zusammengesetzten Erwachsenes zu betrachten etc. Bey solchen überfeinen Unterscheidungen ist es denn freylich kein Wunder mehr, wenn wir lesen: „jedes Ding sey zusammengesetzt aber doch (S. 136) einfach", wenn wir ferner lesen: die Dinglehre solle uns den *Allgemeinbegriff* eines Dinges aufstellen, doch aber sey hier die Rede von einem Objecte, welches von andern über und unter ihm stehenden Objecten mittelst eines eignen Namens *abzusondern* sey. S. 63. —

Doch Rec. will von den Kreutz- und Quersprüngen in der lustigen Region gehaltloser Begriffe nichts mehr auszeichnen, und bemerkt hier nur noch, dass dem Vf. einer revidirenden Kritik doch nicht unbekannt geblieben seyn sollte, dass alles Unternehmen einer reinen Ontologie scheitern müsse. Denn aus dem reinen Denken kann man weiter nichts als die Gesetze seiner Function und die derselben entsprechenden Begriffe entnehmen. Mit diesen lässt sich nun wohl willkürlich spielen, aber keine objective Erkenntniss zu Stande bringen. Will man jedoch den Namen einer reinen Ontologie noch beybehalten: so kann er nichts anders bezeichnen, als das System der Begriffe und Grundsätze unsers Erkenntnissvermögens selbst, in sofern es sich auf Objecte bezieht. Da diese Begriffe und Grundsätze die Bedingungen besagen, unter welchen überhaupt ein Object gedacht und erkannt werden kann: so gelten sie freylich auch von jedem Objecte, das uns durchs Bewusstseyn gegeben wird; allein hiermit endigt auch die reine Ontologie, die man richtiger unter dem Titel einer transscendentalen Logik aufführt.

JENA, in d. Crökersch. Buchh.: *Geist der Philosophie unsrer Zeit.* Dargestellt von *Joh. Bapt. Schad*, Doct. der Phil. zu Jena. 1800. 408 S. u. XXVIII S. Vorrede 8. (1 Rthlr.)

In der Vorrede sagt der Vf.: vor ungefähr einem Jahre habe man über *Fichtes* Philosophie einen ausserordentlichen Lärm geschlagen, aber man habe sie dadurch ganz unentbehrlich gemacht (?). Das Christenthum erscheine sogar erst von dem Standpunkt, den die *Fichtische* Philosophie angebe, in seiner ganzen Würde. Diese Philosophie zeige, dass die Realität des Glaubens an Gott *beweisen* zu wollen, eben so lächerlich sey, als Jemanden beweisen zu wollen, dass er Bewusstseyn habe; denn nur diejenigen Gegenstände wären eines Beweises fähig und bedürftig, die man als dem Bewusstseyn zufällig ansehen müsse. *Kant* sey aufgetreten, um den Skeptiker zu besiegen, da er aber behaupte, es sey nicht möglich, zu den Gegenständen *an sich* vorzudringen, sondern was wir erkennen, sey nur ein *Vorgestelltes*, keinesweges aber *etwas an sich*, der Skeptiker aber eben dieses Vordringen fodere, so habe K. vielmehr die Foderung des Skeptikers bestätigt (auch dadurch, dass K. *bewiesen* hat, dieses sey nicht möglich?). Nach K. sey es unmöglich, die Natur der *Intelligenz an sich* zu ergründen, und dadurch das *absolute* Bewusstseyn selbst zu construiren. Nur *Fichte* habe den Skeptiker von der Seite angegriffen, von welcher er *einzig* und für *immer* zu besiegen sey. Dass es unmöglich sey bis zu einem *absoluten* Seyn vorzudringen, leite *Fichte* nicht, wie *Kant*, aus der Schwäche unserer Vernunft ab, sondern nach ihm sey ein *absolutes* Seyn ein Widerspruch. Das Seyn sey nach ihm kein *ursprünglicher*, sondern ein *abgeleiteter* Begriff, der nur auf dem Gebiete der *theoretischen*, keinesweges aber der *rein praktischen* Vernunft gelte. Auf das Uebersinnliche übergetragen, sey es nur die *versinnlichte Ansicht* desselben; solle das Uebersinnliche *nicht wie es erscheint*, sondern wie es *an sich* ist, bestimmt werden, *so sey sein* wesentlicher Charakter das Gegentheil vom *Seyn*, ein blosses *Handeln*. Sobald wir es uns aber *vorstellen*, müssten wir nothwendig sagen oder denken: das Uebersinnliche *ist* schlechthin kein Seyn; wir müssten ihm also dann das Seyn beylegen, weil das Uebersinnliche alsdann als ein *Gedachtes* in das Gebiet des *Sinnlichen* komme. Die philosophirende Vernunft müsse aber bis zur *Intelligenz an sich* vordringen, dürfe es indessen darum *nicht an sich* als ein Seyn denken, weil es im Denken nothwendig *so erscheine*. Das Uebersinnliche sey die Intelligenz (das Ich), wie es a priori bestimmt werden müsse. Fichte setze mit den Skeptikern das Bewusstseyn voraus. Er zeige aber, dass das Bewusstseyn nicht möglich sey, ohne Realität 1) des *Ichs* oder eines *Handelns*, das sich in einer bestimmten Sphäre des Seyns versetzt — einer *beschränkten Freyheit*; 2) des *Nicht-Ichs* oder eines blossen *Bestehens*, welches das Gegentheil des Handelns, also das *Gegentheil der Freyheit* ist; 3) der *Gottheit* oder eines *reinen Handelns*, welches weder sich selbst in Schranken setzen *kann*, noch von irgend einer Intelligenz in Schranken gesetzt werden *darf*, also *absolute Freyheit in der Wirklichkeit ist*.

Fichtes Religionstheorie sey die einzig mögliche und beseligendste, jede andere, selbst die *Kantische* nicht ausgenommen, führe zum *Atheismus* (Hr. S. macht es also nicht um ein Haar besser, als die Leute die Fichten zum Atheisten machen wollten!) Die bey Gelegenheit des Streits über Fichtens Atheismus *wider* oder *für* ihn auftraten, verstunden (*Schads* Behauptung!) meistentheils nicht eine Sylbe von Fichtes System, einige Vertheidiger desselben diese oder jene Punkte halb und halb, kein einziger verstand ihn ganz. Selbst *Reinhold* und neuerdings *Jacobi* haben ihn noch in einigen der wichtigsten Punkte missverstanden. Am wenigsten habe *Fichte* durch seine Apologie das Aergerniss gehoben. Durch *Fichtes* Streitsache sey indessen die ganze *Kantische* Philosophie ihren ehemaligen erklärtesten Vertheidigern verdäch-

tig

tig worden (wer sind diese Vertheidiger, etwa *Schultz* in Königsberg? etwa *Beck, Bendavid, Diez, Gerstenberg, Greiling, Heusinger, Jäsche, Kiesewetter, Mellin, Ring, Schmid, Schütz, Tennemann, Tieftrunk, Villers* u. s. w.?) Die *Kantische* Philosophie sey theils schon begraben, theils gehe sie in den Augen aller derjenigen, die an philosophischen Untersuchungen Interesse finden, mit grosen Schritten ihrem Grabe entgegen (nehmlich in der *Phantasie*, die Hn. S. und den Anhängern seines Systems eben so a priori eine Geschichte der Philosophie vorgaukelt, als übersinnliche Anschauungen zur Realisirung ihres übersinnlichen Ichs. Daher auch die phantastische Anmasung auf dem Titel dieser Schrift.) Da nun allein in *Fichtes* Philosophie Heil ist: so giebt der Vf. diesen *Geist* derselben. Es sey nicht der *Buchstabe* der *Fichteschen* Philosophie: Wer an diesem klebt, würde seine Deduction mit dem was *Fichte* über *Gefühl* und *Freyheit* sagt, ganz widersprechend finden. Auch der bisherigen Logik müsse man entsagen (das *ist, freylich* schlimm genug!), denn diese reiche nicht ans Gebiet des Ueberlinnlichen. — Dieser *Geist* ist nun nichts anders, als eine eigene kurze Vorstellung des *Fichteschen* Systems mit einem weitläuftigen Eingange, in einer ganz fasslichen Sprache: aus welcher Vorstellung aber wieder nichts anders hervorgeht, als was stets sich immer mehr bewähren wird, dass die *Fichtesche* Theorie ein *Dogmatismus* ist, dem die *Paralogismen der reinen Vernunft* als Fundament zum Grunde liegen.

Nürnberg, in der Felssecker. Buchh.: *Ideen zu einer Metaphysik des Menschenverstandes.* Von *Paul Joachim Sigmund Vogel*, Doct. u. Prof. der Theologie. *Erster Theil.* 1801. XIV und 384 S. 8.

Der Vf. prüft in diesem Theil seiner Schrift die Wissenschaftslehre des Hn. *Fichte* und *Kants* Kritik der reinen Vernunft. Zum Grunde dieser Prüfung legt er die „Urausprüche des Menschenverstandes." Von dem Menschenverstande und seinen Urausprüchen giebt die Einleitung folgenden Begriff. Man muss nach Hn. V. den substantiven von dem adjectiven Menschenverstand unterscheiden. Der erste, der auch die substantiv urtheilende Vernunft heissen kann, ist, „eine Kraft in uns, durch die wir gewisse Ausprüche machen, welche wir zwar für die *unsrigen* erkennen, so wie wir diese Kraft selbst für etwas Unsriges erkennen müssen, welche wir aber doch nicht *uns*, nicht unserm Nachdenken, nicht einer absichtlichen Anwendung jener Kraft zuschreiben können, welche wir nicht hervorbringen, sondern in uns finden." Aus dieser und andern Beschreibungen des substantiven Menschenverstandes erhellet, dass derselbe ein Vermögen solcher Ausprüche seyn soll, deren der Mensch ohne Nachdenken theilhaftig ist. Der Vf. giebt diesen Ausprüchen den passenden Namen: Machtsprüche. Urtheile, die nicht anders als durch einiges Nachdenken erhalten werden können, werden dem adjectiven Menschenverstand zugeschrieben. „Die Verschiedenheit in Urtheilen der Menschen ist durch die Erfahrung über allen Zweifel weggesetzt. Wenn es nun eben so unzweifelhaft ist, dass in andern Urtheilen alle Menschen übereinstimmen; so ist unser Recht, diese allgemein übereinstimmenden Urtheile einer andern Kraft zuzuschreiben, als der, welche den Grund der von einander abweichenden enthält, hinlänglich dargethan." Das erste Criterium eines ursprünglichen Ausspruchs des Menschenverstandes war die gänzliche Abwesenheit alles Nachdenkens ihn hervorzubringen; das zweyte Merkmal ist nach dieser Stelle die Einhelligkeit aller Menschen in seiner Anerkennung. Da aber der Beweis dieser Uebereinstimmung aller Menschen, doch nur aus der Erfahrung geführt werden könnte, es aber nicht recht abzusehen ist, wie wir zu der Erfahrung kommen können, dass alle Menschen welche waren, sind, und seyn werden, diese Ausprüche, welche wir Urausprüche des substantiven Menschenverstandes genannt haben, gleichlautend in sich vernähmen, so wird ein solcher Beweis nur durch eine Induction, die nie vollständig werden kann, geführt werden können. Es ist also nur *Glaube*, dass gewisse Ausprüche allen Menschen vernehmlich seyen, und von allen anerkannt werden." Diesen Glauben beschreibt Hr. V. als ein ganz besonderes Gefühl der Nothwendigkeit, dafür zu halten, dass alle Menschen gewissen Ausprüchen ihren Beyfall geben müssen. Dieser Glaube überhebt den Gläubigen der Mühe, zu fragen und zu hören, ob andere Menschen in seinen Ausprüchen mit ihm zusammenstimmen. Der Gläubige hat diesen Glauben an diese Zusammenstimmung, welche selbst es ist, die seinen Ausprüchen zu Urausprüchen des substantiven Menschenverstandes erhebt. Rec. hält dieses Princip des Vf. zu einer Metaphysik nicht für neu. Der Vortrag manches Schriftstellers läst die Idee von Urausprüchen des substantiven Menschenverstandes errathen, worunter er seine Ausprüche subsumirt. Der Vf. nennt den Glauben, von dem die Rede ist, auch ein *Gefühl der Wahrheit.* Er sucht seine Meynung von dem Daseyn solcher Gefühle, welche die Kriterien der Wahrheit und der Ursprünglichkeit gewisser Ausprüche abgeben, mit dem Urtheil des Hn. *Fichte* zu bestätigen, der in seiner Sittenlehre dasselbe behauptet. Die Erkenntniss der Wahrheit einer Erkenntniss erweckt allerdings eine Empfindung, die dem innern Sinn beygelegt wird. So hat R. immer gemeynt. Nach Hn. V. ist es anders. Eine gewisse Empfindung, die das Gefühl der Wahrheit heisst, ist nach ihm das *erste* das sich ereignet, und auf sie *folgt* die Erkenntniss der Wahrheit einer Erkenntniss.

Rec. erwartete eine Sammlung der Urausprüche des substantiven Menschenverstandes an der Spitze der Abhandlung, als Grundlegung der Principien, wonach der Vf. *Kant's* und *Fichte's* philosophische Sätze prüfen würde. Dem Vf. hat es aber gefallen, mit einer solchen Sammlung sein Buch zu beschliessen.

fsen. Folgende Beyfpiele können genügen, um dem Lefer einen Begriff von ihrer Befchaffenheit zu geben: „Alle finnlichen Objecte beftehen aus einfachen Theilen; Alles was ift, ift entftanden; Alles was entftanden ift, ift erzeugt; alle Veränderungen des Zuftandes der Objecte haben ihre Urfachen; alle Urfachen liegen in Kräften der Subftanzen; alle Kräfte exiftiren in Subftanzen, und alle Subftanzen haben Kräfte; eine unendliche regreffive Reihe von Urfachen giebt es nicht, fondern alles, was entftanden ift, hat eine erfte Urfache, welche nicht entftanden ift; die erfte Urfache ift eine verftändige; die erfte Urfache kann alles was ift vernichten, kann den Subftanzen die Kräfte nehmen und kann den durch die Kräfte bewirkten Zufammenhang der Veränderungen der Subftanzen unterbrechen; es giebt freye Beftimmungen der Willkühr." Da der Glaube, dafs jedermann diefen Urausfprüchen Beyfall geben müffe, nach dem wirklichen Beyfall nicht viel fragen läfst, fo würde wohl jede Erinnerung gegen fie vergeblich feyn.

Die Prüfung der Fichtefchen und Kantifchen Philofophie wird von Rec. nicht wieder geprüft werden können. Sie prüft diefe Syfteme von ihren erften Behauptungen bis zu den letzten. Was davon mit den Urausfprüchen des fubftantiven Menfchenverftandes zufammenftimmt, das ift wahr, was denfelben widerfpricht, das ift verwerflich. Der Zweck der Recenfion erlaubt keine ausführlichere Anzeige ihres Inhalts.

NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, im Induftrie-Comptoir: Herrn *de la Cepede's Naturgefchichte der Amphibien* oder der eyerlegenden vierfüfsigen Thiere und der Schlangen. Eine Fortfetzung von Büffon's Naturgefchichte. Aus dem Franzöfifchen überfetzt und mit Anmerkungen und Zufätzen verfehen, von *Johann Matthäus Bechftein. Dritter Band.* Mit 30 gröfstentheils illuminirten Kupfern. 1801. 454 S. 8. (4 Rthlr.)

Daffelbe günftige Urtheil, welches Rec. den erften beiden Bänden diefer Ueberfetzung ertheilt hat, mufs er auch von diefem fällen; *nur ift die Anzahl der Zufätze befonders der auf eigene Erfahrungen* des Ueberfetzers gegründeten bey weitem *geringer als in* jenen. Den wichtigften hat die Europäifche *Natter* (*Coluber Berus*) erhalten, welche, fo wie eine *fehr* nahe verwandte, aber wahrfcheinlich doch von *ihr* verfchiedene Art, welche die Thüringifche Natter genannt wird, von Hn. B. fehr genau befchrieben und abgebildet ift.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Giefsen*, b. Braun: *Unterfuchung über das privilegirte Spitzbubenhandwerk in dem alten Aegypten.* Ein Schulprogramm von *Johann Friedrich Roos*, der WW. D. ord. Prof. d. Gefchichte auf der Ludwigsuniverfität und Pädagogiarch etc. 1801. 16 S. 4. „Ueber die Diebe, erzählt *Diodor* von Sicilien I, 80., hatte man in Aegypten ein gar fonderbares Gefetz. Nach demfelben mufste jeder, der diefes Gewerbe treiben wollte, bey dem Oberdiebe fich einfchreiben laffen, und, was er geftohlen hatte, diefem unverzüglich eingeftehen und ausliefern; fo wie die Beraubten eine ganz genaue, auf Ort, Tag und Stunde fich erftreckende Anzeige ihres Verluftes bey ihm eingaben. Da auf diefe Art alles ohne Mühe fich wieder finden liefs, fo bekam der Beftohlene gegen Erlegung des vierten Theils von dem Werthe, fein Eigenthum zurück." Diefe fonderbare Nachricht von einer in Aegypten privilegirten Diebes-Innung, oder einem förmlichen Spitzbuben- und Räuberhandwerke, das der Staat anerkannt haben foll, mufs um fo mehr befremden, je auffallender fie mit einer andern bey demfelben Schriftfteller (I, 77. vgl. Herodot II, 177.) befindlichen Sage contraftiret, nach welcher jeder Staatsbürger jährlich bey dem Diftrictsvorfteher fein Gewerbe angeben, und wofern es ein unrechtmäfsiges war, mit dem Leben dafür büfsen mufste. Unter den Alten erwähnt jenes Gefetzes blofs noch (auf Ariftons Autorität) *Gellius* (N. A. XI, 18.), mit einer andern nicht unbedeutenden Uebertreibung: Neuere begnügen fich, es zu wiederholen. Nur zwey Gelehrte verfuchten es, etwas tiefer einzudringen, der Canonicus *de Pauw* (Recherch. philofophiq. II. S. 265.) und Prof. *Vofs* (Handbuch der allgem. Staatswiffenfchaft; V. S. 282.). Der letzte nahm an, dafs in Aegypten wirklich ein folches Diebeshandwerk beftanden habe, wie Diodor es fchildert, dafs es aber immer furchtbar und gefährlich gewefen, als man der erften Anficht nach fich vorftelle. Strafsenräuberey fey darin gar nicht mitbegriffen gewefen, und das Privilegium der Diebe habe fich wohl nur auf die unteren Kaften erftreckt. Hr. Prof. *Roos* beleuchtet diefe Voffifche Hypothefe mit Gründlichkeit, und zeigt das Unftatthafte derfelben. Er felbft tritt auf *Pauw's* Seite, welcher es wahrfcheinlich zu machen fuchte, dafs ein eigenes Gefetz von dem angegebenen Inhalt niemals exiftirte, dafs man vielmehr eine gewiffe Gattung ausländifcher Räuber (die Beduinenaraber) blofs duldete, weil man fich ihrer nicht erwehren konnte, und dafs man mit diefen oder ihren Vorftehern, wie es noch heut zu Tage Sitte feyn foll, im Beraubungsfall über die Einlöfung der geftohlnen Sachen zu contrahiren pflegte. Er unterläfst dabey nicht, an die geringe Glaubwürdigkeit *Diodor's* in der Gefchichte der alten Aegypter überhaupt zu erinnern, bey welcher diefer Schriftfteller wahrfcheinlich einem fpätern ägyptifchen Legendenfchreiber folgte, aus dem er auch die Verficherung wiederhohlte, dafs alles aus den heiligen Büchern der Priefter gefchöpft fey. Hr. R. unterftützt überdiefs die *Pauwifche* Erklärung durch ein paar merkwürdige Stellen zweyer neuer Reifebefchreiber (*Niebuhrs* Reifebefchreib. nach Arabien I. S. 138 und *Sonnini's* Reifen in Ober- und Niederägypten I. Kap. 27.), und bewährt von Neuem durch diefe intereffante Schrift feinen hiftorifchen Scharffinn und feine Beurtheilungsgabe.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 24. Februar 1802.

MATHEMATIK.

Nürnberg, b. Monath und Kufsler: *Einleitung zur Erkenntnifs und (zum) Gebrauche der Erd- und Himmelskugel. Neue Auflage*, ganz umgearbeitet von *Joh. Wolfg. Müller*, Lehrer am Gymnasium zu Nürnberg. Mit Kupfertafeln. 1801. *Erster Theil*, welcher die Erklärung des Himmelsglobus enthält, 105 S. *Zweyter Theil*, Erklärung des Erdglobus. 109 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das Werk erschien zuerst im J. 1769, von einem ungenannten Verfasser. Der gegenwärtige Herausgeber hat solches, auf Verlangen der Verlagshandlung, gänzlich umgearbeitet, von dem schwerfälligen Stile, in welchem es, überdiess noch Frag- und Antwortsweise, verfasst war, gereinigt, und sich bemüht, die wichtigsten Lehren zur Kenntniss und zum Gebrauche der Erd- und Himmelskugel in möglichster Kürze, aber mit Deutlichkeit, Gründlichkeit, und strenger Auswahl so vorzutragen, dass sie auch den der Mathematik unkundigen Lesern verständlich seyn könnten. Rec. hat die erste Auflage nie gesehen; indess scheint, nach den Aeusserungen des neuen Herausgebers in der Vorrede, das meiste und wichtigste der Schrift nun diesem zu gehören; man sieht auch, dass er aus guten Quellen nicht ohne Sachkenntniss geschöpft haben muss. Ueberhaupt ist die ganze Einrichtung, die er nunmehr dem Werke gegeben hat, so beschaffen, dass es sowohl in Absicht auf den Vortrag, als auf Richtigkeit der Begriffe, die den abgehandelten Lehren zum Grunde liegen, den bessern Schriften über den nämlichen Gegenstand an die Seite gesetzt zu werden verdient.

Der I. Theil, welcher der Erläuterung und dem Gebrauche der Himmelskugel bestimmt ist, geht von gewissen geometrischen Elementarbegriffen aus, die man zu Hülfe nehmen muss, um die einzelnen Erscheinungen am Himmel zu ordnen, und zum Theil zu erklären. Vorstellung des Himmels als einer Kugel; ihre Axe, Pole, grösste Kreise und Parallelkreise, insbesondere von dem Aequator, Horizonte, Mittagskreise, und was darauf Beziehung hat; von der Polhöhe, und wie sie zu finden ist; von der Abweichung, geraden und schiefen Aufsteigung der Sterne; von der Ekliptik, ihren Zeichen und Sternbildern, ihren Aequinoctial- und Solstitialpunkten, den Wendekreisen und Polarkreisen, der Länge und Breite der Sterne. Kurze Astrognosie, oder Beschreibung von 105 Sternbildern, die der Herausgeber in alte, neue und neueste abtheilt, sammt Anzeige der kenntlichsten Sterne. Scheinbarer unregelmässiger Lauf der Planeten; das nähere vom Mondslaufe, auch wie Sonnen- und Mondsfinsternisse entstehen; etwas von Parallaxe, Refraction, Dämmerung, Sehungsbogen, und dem poetischen Auf- und Untergang der Gestirne. Auf diese Vorbereitungslehren folgt nun die eigentliche Beschreibung und Erklärung des Himmelsglobus, seiner verschiedenen Kreise und seines ganzen Apparats; 31 Aufgaben zum nützlichen Gebrauche dieses Globus machen den Beschluss.

Der II. Theil nimmt ungefähr den nämlichen Gang, um den Erdglobus kennen zu lehren. Voran geht die Lehre von der Gestalt und Grösse der Erde; historische Anzeige von den berühmtesten Umschiffungen der Erde, auch von Messung einiger Erdgrade. Mathematische Eintheilung der Erdoberfläche; von Erdmeridianen, Länge und Breite der Oerter, Grösse der Grade in jedem Parallelkreise; Vergleichung der vornehmsten Meilen — und Fussmasse, bey letztern auch ihr Verhältniss zum neuen *Metre*. Eintheilung der Erde in fünf Zonen, in dreyssig Climate, und in die gerade, schiefe, und parallele Sphäre; Verschiedenheit der Stunden, der Tags- und Jahreszeiten, der Lage des Schatten in verschiedenen Erdgegenden. Erklärung des Copernicanischen Systems, auch etwas von dem Ptolemäischen und Tychonischen. Nähere Beschreibung des Erdglobus selbst. Endlich wird der Gebrauch desselben in fünf vorläufigen Aufgaben, und dann in 12 andern Aufgaben gezeigt, welche den Sonnen- und Planetenlauf betreffen, und durch den Himmels- und Erdglobus zugleich aufgelösst werden können; noch folgen 30 Aufgaben, welche nur durch den Erdglobus allein sich auflösen lassen; unter den letztern sind auch mehrere, welche die Erscheinungen einer Sonnen- oder Mondsfinsterniss mit Hülfe eines Erdglobus bestimmen lehren. Angehängt ist ein alphabetisches Verzeichniss geographischer Längen und Breiten der Oerter aus allen Welttheilen. — Im I. Th. S. 35. ff. fehlen unter den *neuesten* Sternbildern: der Aerostat, die Buchdruckerpresse, die Katze und der Mauerquadrant. — Die gewöhnliche Eintheilung der Sterne nach ihrer scheinbaren Grösse in die von der ersten, zweyten Classe u. s. w. hängt nicht sowohl, wie S. 38. steht, von dem verschiedenen Gesichtswinkel ab, (der bey den wenigsten Fixsternen messbar ist), als vielmehr von dem verschiedenen Grade der Lebhaftigkeit, womit ihr Licht auf unsere Gesichtsnerven wirkt. — Nach S. 60. hat Uranus 2 Monde; man kennt seit einigen Jahren 6 derselben.

ben. — Im II. Th. hätte bey der Nachricht von den Gradmessungen auch der neuesten französischen, und ihres Resultats erwähnt, auch überhaupt der verschiedenen Verhältnisse der Erdaxe und des Aequators, welche aus den bisherigen Messungen folgen, näher gedacht werden können. Längen- und Breitenverzeichnisse der Oerter sind eine Sache, die beständiger Berichtigungen fähig ist; das am Ende des II. Theils befindliche bedarf wirklich nach den neuesten Bestimmungen mancher nicht unbeträchtlichen Verbesserungen, die aus den neuesten Bänden der *Connaissance des tems*, der monatlichen Correspondenz, der allgemeinen geographischen Ephemeriden, der Wiener Ephemeriden u. s. w. hätten abgeleitet werden können. Rec. schränkt sich hier blofs auf einige auffallende *Druckfehler* ein, die auf einer Seite beysammen sich finden. Bey Oxford steht die Breite: 41° 44′ 57″ statt: 51° 44′ 57″. Padua, Breite: 46° 22′ 26″ statt: 45° 22′ 26″. Rom, Breite: 41° 54′ 54″ statt: 41° 53′ 54″. Bey *Capstadt* sollte der Beysatz stehen: auf St. Domingo. Bey den Freundschaftsinseln, den gesellschaftlichen Inseln, und dem Vorgebirge der guten Hoffnung fehlt das Zeichen südlicher Breite.

Berlin, b. Fröhlich: *Theorie der Bewegung der Weltkörper unseres Sonnensystems und ihrer elliptischen Figur*, nach Hn. *de la Place* frey bearbeitet von *Joh. Jos. Ant. Ide*. Mit einer Vorrede des Hn. Hofrath *Kästner's*. 1800. 312 S. 8. (2 Rthlr.)

Das Werk des Senators *La Place*, welches hier Hr. *Ide* bearbeitet hat, kam bereits 1784 zu Paris, (153 S. 4.) heraus, unter dem Titel: *Théorie du mouvement et de la figure elliptique des Planètes, par M. de la Place, de l'Acad. Roy des Sc. etc.* *La Pl.* erfüllte durch diese Schrift ein Verlangen des unter der Guillotine gefallenen Parlamentspräsidenten *de Saron*, welcher die Haupteigenschaften der elliptischen und parabolischen Bewegung der Himmelskörper auf eine einfache Art blofs aus Betrachtung derjenigen Differentialgleichungen, wodurch für jeden Augenblick jene Bewegung bestimmt wird, hergeleitet gewünscht hatte. Es ist hier nicht der Ort, Inhalt und Vorzüge des Originals, eines längst öffentlich bekannten, (wenn schon durch den deutschen Buchhandel nicht sonderlich verbreiteten,) und von Kennern längst nach Verdienst geschätzten Werks anzuführen; es wird genug seyn, blofs des Eigenthümlichen und Unterscheidenden der deutschen Ausgabe zu gedenken. Letztere ist nichts weniger, als blofse Uebersetzung, auch nicht etwa nur Uebersetzung mit Anmerkungen begleitet, sondern ganz eigentlich, wie der Titel sagt, freye Bearbeitung der französischen Urschrift, die überdiefs durch die Bemühungen des Herausg. in mehr als einer Rücksicht ungemein gewonnen hat. Der vortreffliche französische Geometer bereitet sich durch die Kunstgriffe der Analysis, um die er so wesentliche Verdienste hat, und der er in so hohem Grade Meister ist, häufig eine neue Bahn, auf welcher ihm aber Ungeweihte, für die er in Räthseln spricht, nicht überall nachfolgen können, da ihnen nur zu oft die Vordersätze zu seinen gedrängten Schlüssen fehlen, und selbst der Mangel an Nachweisung anderer Hülfsquellen es ihnen unmöglich macht, über das Unentwickelte seines Vortrags ins Klare zu kommen. Und doch, wie der Herausg. durch eigenes Studium überzeugt, mit Recht bemerkt, enthalten die Schriften La Place's so viel lehrreiches, und seine Analysis besitzt ganz jene Einfachheit, das Siegel ächter wissenschaftlicher Vollendung, dafs, wer sich die Mühe giebt, die angezeigten Schwierigkeiten zu bekämpfen, reichlich dafür belohnt wird. Jene Schwierigkeiten soviel möglich aus dem Wege zu räumen, das Dunkle aufzuklären, und die Laplacesche Arbeit durch enthüllte Darstellung gemeinnütziger und für mehrere Leser zugänglich zu machen, ist der Zweck, den sich der Herausg. vorgesetzt, und in dessen Hinsicht er zum Anfange insbesondere diese Schrift, die bey einem geringen Volumen so gehaltreich ist, gewählt hat. Alles diefs konnte indefs nicht anders geschehen, als durch eine in den meisten Stellen von ihm vorgenommene Aenderung theils des Vortrags, theils der Ordnung, in welcher die Sätze aufeinander folgen, durch eine im ganzen Werk beobachtete weitere Auseinandersetzung und Entwickelung der von *La Pl.* gegebenen Beweise und Rechnungen, und durch häufige Einschaltung von Zwischensätzen oder Voranstellung ganzer Lehrsätze, welche die Deutlichkeit zu fodern schien. Es ist leicht zu erachten, wie verdient sich bey Ausführung eines solchen Plans der Herausg. um seinen Schriftsteller gemacht, und wie viel eigenes zum Besten und zur Erleichterung der Leser er selbst zugesetzt hat. So sind von ihm, um nur einiges zu nennen, dem I. Theile, welcher die Haupteigenschaften der Planeten- und Kometenbahnen durch Integration einiger zum Grund gelegten Differentialgleichungen ableitet, die Beweise von *Taylor's* und *La Grange's* Theoremen, die Methode, aus endlichen Differenzen einer veränderlichen Gröfse bestimmte Werthe ihrer Differentialquotienten von jeder Ordnung zu finden, und ein analytisches Verfahren, beynahe gefundene Werthe zu berichtigen, und dem II. Theile, der von der elliptischen Figur der Planeten und den Eigenschaften des Sphäroids handelt, ebenfalls einige zu den nachfolgenden Untersuchungen erfoderliche Hülfssätze vorangeschickt worden; besonders wird auch vom Herausg. die durch *La Pl.* vorzüglich ausgebildete und fruchtbar angewandte Lehre von den partiellen Differentialien in das nöthige Licht gesetzt. Weggelassen findet Rec. nichts hauptsächliches, was im Grundtexte steht, aufser im I. Theile das wenige, was von den Seculargleichungen beygebracht ist; vermuthlich hielt der Herausg. diese Materie für zu schwer, um in einem Elementarvortrage deutlich und gründlich genug erörtert zu werden; dagegen sind die Lehrsätze von der gröfsten Gleichung der Planeten,

wo-

wovon das Original nichts hat, hinzugekommen. In Fällen, wo die Beweisart der Urschrift dem Herausg. nicht scharf und bündig genug schien, hat er sich erlaubt, solche abzuändern und gehörig zu ergänzen, wie z. B. bey dem, was am Ende des II. Theils von dem Gesetze der Anziehung gesagt wird; eben so wird im I. Theil S. 68. an der gewöhnlichen Methode, die Centralkraft der Sonne mit der Schwere auf der Oberfläche zu vergleichen, ein Irrthum gerügt, der bey *Karsten*, *Euler*, *Simson* sich findet. Wer selbst die Probe anstellen, und das Laplacesche Werk mit Zuziehung der deutschen Umarbeitung für sich studieren will, wird finden, wie viel ihm durch diese erleichtert worden, und dem Herausg., dessen Kenntnissen diese Schrift Ehre macht, für seine darauf verwandte Mühe Dank wissen. Ueberhaupt dürfte das sorgfältigere Studium dieses Werks in der vom Herausg. veränderten Gestalt als eine Art vorbereitender Einleitung zu dem weitumfassendern classischen Werke von *La Place*, zu dessen Mechanik des Himmels, nicht ohne Nutzen gebraucht werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Tauchnitz: *Academiae Lipsiensis in saeculi undevicesimi initiis pietatis monumenta.* 1801. XII. u. 151 S. gr. 4. (mit 7 Vignetten.)

Mit freudiger Theilnahme an dem fortdauernden Flor einer Universität, welche nun bereits vier Säcula hindurch unter den berühmtesten und besuchtesten einen der ehrenvollesten Plätze behauptet hat, legt Rec. eine Schrift aus den Händen, deren Entstehung und Ausführung der Würde dieser Universität vollkommen angemessen, und welche das Andenken an die Urheber und Beförderer ihres Flors, zugleich mit den überzeugendsten Belegen desselben, von dem verflossenen Jahrhundert auf die folgenden fortzupflanzen bestimmt ist. Man weiss, dass die Leipziger Universität sich die Erhaltung und pünktliche Wiederholung ihrer öffentlichen Feyerlichkeiten von jeher besonders angelegen seyn liess: allein die Säcularfeyer wurde, am ersten Morgen des neuen Jahrhunderts, mit vorzüglichem Pomp begangen. Es gereicht den dasigen Studierenden zur Ehre, dass sie nicht bloss auf diese Feyerlichkeit zuerst bey ihren Lehrern antrugen, sondern mit Anstand und Geschmack daran Theil nahmen: die Lehrer versäumten nichts, die Erwartungen zu befriedigen, und die Besorgniss, dass man der Liebe zur Alterthümlichkeit zu viel zugestehen möchte, schwand diessmal schon aus dem Grunde, weil gerade dieses Fest aus zwey besonderen Ursachen in den vorigen Zeiten nicht gefeyert worden war. Die schön geschriebene Vorrede dieses Werkes, welche Hn. Prof. *Beck* zum Verfasser hat, giebt jene Ursachen an, und liefert zugleich eine kurze Schilderung der Art und Weise, wie man jetzt die Feyerlichkeit hielt. Als Nachtrag dazu dient der Schluss des Werkes, unter der besonderen Aufschrift: *Pompa Academiae deducta Calendis Januariis* etc., welcher die Namen aller Theilnehmer nennt. Auf die Vorrede folgt das *Einladungsprogramm* zu der Festlichkeit, ebenfalls von Hn. Prof. *Beck* im Namen des Rectors der Akademie geschrieben. Das Programm selbst füllt nur zwey Blätter, und ist bloss mit seinem Gegenstande beschäftiget. Allein den Literator ziehen die angehängten weitläuftigen *Scholia* an, welche mit einem grossen Aufwande antiquarischer Gelehrsamkeit verfasst sind. Einzelne Ausdrücke oder Anspielungen des Textes, so wie die mit Geschmack erlesenen Münzen, welche das Programm als Vignetten zieren, geben dem gelehrten und vielbelesenen Vf. Anlass, sich über manche antiquarische Gegenstände ausführlich zu verbreiten. Einen Auszug verstatten diese Bemerkungen nicht: aber wir machen den Kenner vorzüglich auf das aufmerksam, was hier über die so ungewisse Chronologie der Säcularspiele bey den Römern, und über die Spenden, welche vor der jedesmaligen Feyer dieser Spiele von den Quindecimvirn an das Volk geschahen, erinnert worden ist. Ueber die erste Materie vorzüglich, welche den Antiquariern seither so viele Schwierigkeiten darbot, ist hier zuerst ein helles, wohlthätiges Licht verbreitet worden. — Sodann ist das *Carmen Saeculare* abgedruckt, eine alkaische Ode, welche Hr. Prof. *Stockmann* verfertiget hat. Man kennt diesen trefflichen Beförderer der eleganten Jurisprudenz in Leipzig schon aus frühern Gedichten als einen geübten und gefälligen lateinischen Versificator, der nicht bloss in den Werken des römischen Lyrikers, sondern auch in den Gedichten neuerer, besonders des *Jac. Balde* und *Jo. Sarbiev*, eine fruchtbare Belesenheit verräth. Das gegenwärtige Gedicht legt ein neues Zeugniss dafür ab. — Den grössten aber, und (wenn man die Veranlassung dieser Universitätsschrift im Auge behält) unstreitig den wichtigsten und lehrreichsten Theil des ganzen Werkes macht die Rede aus, welche am neuen Jahrstage in der akademischen Kirche vor einer ungewöhnlich zahlreichen Versammlung gehalten wurde. Man hatte diessmal den Professor der Geschichte, Hn. Hofrath *Wenck*, zum Orator Academiae ernannt, und der Erfolg zeigte, dass man seiner bey vielen anderen Gelegenheiten erprobten Beredsamkeit auch jetzt nicht zu viel vertrauet hatte. Das Thema seiner Rede: *De his, qui saeculo decimo octavo Lipsiensem literarum Universitatem utilibus institutis et liberalitate auxerunt*, ist eben so zweckmässig gewählt, als ausgeführt. Gern und mit lebhaftem Interesse verweilt man bey der langen Reihe edler Menschen, welche sich um die bessere Einrichtung oder festere Begründung dieser Universität in dem verflossenen Jahrhundert so ausgezeichnete Verdienste erworben haben. Man bewundert die grosse Liberalität der Fürsten, womit sie bis auf die neuesten Zeiten ihre thätige Fürsorge für den Flor dieser Akademie bewährten; man segnet das Andenken so vieler Privatpersonen, welche bis auf die letzten Tage des vorigen Jahrhunderts durch reiche Schenkungen an die Universität und

und durch Einsetzung jährlicher Beneficien für das literarische und physische Wohl der Studirenden auf das edelmüthigste bedacht waren; man lernt neues Vertrauen zu der jetzt lebenden Generation fassen. Der Redner berührt in dieser Hinsicht manche Seite, von welcher die Leipziger Universität, durch die vereinte Freygebigkeit so vieler, ohne Zweifel vor den meisten Universitäten Deutschlands hervor ragt; und es war natürlich, dass ihn dieser Gegenstand der Rede selbst zu lebhafteren Gefühlen entflammen musste. Sonst erfoderte es allerdings eine nicht gemeine Kunst, bey Aufzählung so vieler Namen und Thaten, den Ton der Rede vor Trockenheit, und die Zuhörer vor Ermüdung zu bewahren. Man bemerkt sehr bald, dass Hr. *W.* sich dieser Kunst vollkommen bemächtiget hat; und sieht nunmehr auf jene, den ersten Anschein befremdenden Namen und Thaten mit zwiefachem Vergnügen zurück, weil sie dem Redner Veranlassung wurden, sich auch hier in seiner eigenthümlichern Sphäre, als sorgfältigen Historiker, zu zeigen. Der Rede nämlich sind sehr ausführliche *Annotationen* (S. 61—116.) beygefügt, welche ihr einen vorzüglichen und dauernden Werth, auch in historischer und statistischer Hinsicht, verleihen. Hr. *W.* hat in denselben eine pragmatische Uebersicht von vielem, worauf die Verfassung seiner Universität sich gründet, so wie eine vollständige Auseinandersetzung ihrer vorzüglichsten Legaten, Beneficien u. s. w. geliefert, und dabey manche schätzbare literarische Notiz beygebracht. Alles ist mit dem sorgsamsten Fleiss aus den Urkunden geschöpft; und da gewöhnlich die Worte der Urkunden selbst angeführt worden sind, so muss dieser Theil des Werkes für diejenigen, welche zu dem *Archiv* keinen Zugang haben, eine bleibende Brauchbarkeit behaupten. — Auf die *Wenckische* Rede folgt endlich *Joannis Georgii Friderici Messerschmidii Carmen, quo saeculum XIX. civium Academiae Lipsiensis pars auspicata est.* Es fehlt dem jungen Dichter gewiss nicht an Anlage, noch weniger an einem glücklichen Schwunge der Phantasie; manche Stellen dieses, ebenfalls im alkaischen Metrum verfassten Gedichts sind vorzüglich gelungen: oft aber verfällt er, wenn er den Ausdruck erheben will, in einen leeren Bombast, und im Ganzen möchte man ihm, wegen der Anhäufung *so vieler* kühner Metaphern und üppiger Zierrathen, *die bekannte Lehre* zur Beherzigung empfehlen, welche *einst in anderer* Hinsicht die Dichterin Corinna dem jungen *Pindarus* gab.

Die Aussenseite dieses Werkes entspricht dessen innerem Werthe. Papier und Druck fallen schön in die Augen, und die mit Einsicht gewählten und von Hn. *Schnorr* gezeichneten Vignetten gewähren dem Ganzen eine sehr anständige Verzierung.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Weimar*, im Verl. d. Industrie-Comptoirs: *Einige Worte über populäre Medicin, nebst einem Plane zu Vorlesungen über diesen Gegenstand*, von D. *Ludw. Friedr. Frorlep.* 1801. 8. (3 gr.) Die Frage, ob die Medicin popularisirt werden dürfe, beantwortet der Vf. mit Ja. Es gebe eine Menge wichtiger und trefflicher Lehren der Arzneywissenschaft, die unter den übrigens vollkommen günstigen Umständen bloss darum nicht in Ausübung gebracht werden können, weil die Kenntniss derselben bloss dem Arzte allein eigen, und den Layen unbekannt sey. Es werde deshalb dem Arzte gar oft entgegen gearbeitet. Die populäre Medicin sey aber auch, in Vergleich mit der neuern Bearbeitung der Arzneywissenschaft nie mehr zurückgeblieben, als jetzt, und das medicinische Wissen des Nichtarztes sey im Grunde nichts, als ein Aggregat von irrigen, schiefen, und also oft (immer) schädlichen Begriffen. Der Begriff der populären Medicin sey fast nie recht genau bestimmt, die Gränze nie genau abgesteckt worden. (Wir können damit nicht einstimmen, da *Junker* und neulichst *Nolde* in weitläuftigen Büchern die engen Gränzen der Popularmedicin bestimmt haben.) Der Unterricht, dessen man sich bey Verbreitung medicinischer Aufklärung bediente, sey nicht ganz passend gewesen. Man wollte z. B. auf alle Classen gleich wirken, ohne auf die verschiedenen Fähigkeiten der verschiedenen Stände Rücksicht zu nehmen. Die Schriftsteller schrieben für alle Nichtärzte. (Auch das kann man von *Hufelands*, *Jördens* und *Struve's* Büchern nicht mit Recht behaupten.) Ein anderer Fehler der populären Schriftsteller war die Vernachlässigung der mehr gebildeten Personen, der Studierenden und Studierten. (Jördens über die menschliche Natur ist ausschliesslich der letzten Classe gewidmet, aber im Allgemeinen zu wenig bekannt geworden.) Der Landmann kann weniger durch Bücher, als durch mündlichen Unterricht, durch seine Vorgesetzten, aufgeklärt werden. Es wäre daher vielleicht zweckmässig, wenn angehenden Theologen praktische (?) Anleitung gegeben würde, in Kirchen und Schulen während des Nachmittagsgottesdienstes zweckmässigen medicinischen Unterricht zu ertheilen. (Man weiss, wie viel über diesen ursprünglich *Bahrdtischen* Vorschlag schon gestritten worden ist.) Der Plan des Vfs. zu Vorlesungen über populäre Medicin ist, so viel man ihn nach den kurzen Angaben beurtheilen kann, gut. Bey dem Verhalten in einzelnen Zufällen möchten sich jedoch Gicht, Hämorrhoiden, Wassersucht schwerlich zu einer populären Belehrung qualificiren. Eher gehören solche Krankheiten hierher, welche dem gesellschaftlichen Verein schreckbar und gefährlich sind z. B. Krämpfe, Mondsucht, Krätze, Venuskrankheiten, contagiöse Fieber. Die Angabe des Verhaltens bey einzelnen Perioden des Lebens scheint uns überflüssig zu seyn. Es ist aber gar kein Zweifel, dass Vorlesungen über diesen Gegenstand, wenn sie ein Mann von Geist und freyem, geläuterten Sinne, wofür wir Hn. *Fr.* halten, durch mündlichen Vortrag lebendig macht, vielen Nutzen stiften müssen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. Februar 1802.

NATURGESCHICHTE.

BRAUNSCHWEIG, b. Reichard: *Archiv für Zoologie und Zootomie*; herausgegeben von *C. R. W. Wiedemann*, der Arzney- und Wundarzneykunde Doctor, Professor am anatomisch-chirurgischen Collegium etc. *Ersten Bandes*, zweytes und letztes Stück. Mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. 318 S. und *zweyten Bandes*, erstes Stück, 1801, m. K. 238 S. 8.

Mit vieler Thätigkeit setzt Hr. *W.* sein Archiv fort, welches in diesen Heften an Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit noch sehr zugenommen hat. Die vergleichende Schilderung von Schädeln, welche der Vf. schon im ersten Stücke angefangen hatte, wird hier fortgesetzt. Er betrachtet die Schädel der reissenden Thiere, und zwar insbesondere, die der Katze, des Wolfs und Hundes, des Bären, der Fischotter, des Marters, Iltis, und Wiesels, und endlich des Seehunds. Interessant sind die Beobachtungen des Hn. Dr. *Autenrieth.* II. *Ueber den Bau der Scholle* (*Pleuronectes platessa*) *ins besondere, und den Bau der Fische hauptsächlich ihres Skelets im Allgemeinen.* S. 47. bis 103. Zuerst einige allgemeine Bemerkungen über die Trennung in zwey Seiten, und das Uebergewicht der einen über die andere, welche hier, bey der Betrachtung der Scholle, eines in der That sehr merkwürdig gestellten Thiers nicht am unrechten Orte sind. So merkwürdig die Stellung der Augen bey diesem Thiere ist: so sind die Augen selbst doch in ihrem innern Baue einander gleich, so wohl ihren Häuten als ihren Muskeln und Nerven nach. Nicht weniger lesenswürdig sind die Betrachtungen, die der Vf. über die Wirkung der Augenmuskeln bey diesen Thieren anstellt. Nicht bloss bey der Scholle findet man die vom Vf. genau beschriebenen Gaumenzähne, sondern bey mehrern Geschlechtern dieser Thierclasse. Wenn bey dem *Seewolfe* (*Anarrhichas*), um ein einziges Beyspiel hier beyzubringen, die Gaumenzähne, durch ihre Grösse und Menge, dem Rachen dieses Thiers ein schreckliches Ansehen geben: so giebt es andere, die selbst die Zunge mit sehr spitzigen Zähnen besetzt haben. Ja *Lacépède's Polyodon* hat keine einzige Stelle in seinem Maule, welche zahnlos wäre. Hat die Harnblase der Scholle mit der Luftblase der Fische einige Aehnlichkeit? — Diese Frage kann wohl nur verneinend beantwortet werden, indem sich in mehrern Fischgeschlechtern grosse Harnblasen, neben grossen Schwimmblasen finden. Die Bauchhöle ist bey der Scholle ausserordentlich klein, und der Darmkanal dünner als der Magen; (wie bey den mehrsten Fischen diess der Fall ist.) Das Pancreas fehlt. — Besonders die Stellung der Augen in diesem Fische, welche unabhängig von aller innern Bildungsform, bloss äussern Formen gefolgt zu seyn scheint, leitet den Vf. in demselben, „die seltensten Wunder der Natur, eines ihrer wichtigsten Zeugnisse zu sehen, dass nur eine Art *harmonia praestabilita*, keine Causalverbindung zwischen dem innern Bildungstriebe der organischen Körper und ihrer äussern Beziehungen herrsche.“ Der Vf. geht dann nach einigen diesem Satze noch beygefügten Ideen zur Betrachtung des Skelets über. Bey den Fischen zeigen sich eine Menge einzelner Knochenkerne. Der Vf. fand allein am Kopfe, mehrere dreissig Knochenkerne. Die einzelnen Theile werden genau geschildert. Die Beweglichkeit der Oberlippe wird im Grunde durch das Zwischenkieferbein hervorgebracht. Der Unterkiefer ist noch zusammengesetzter als der obere? — Diesem folgen einige Bemerkungen über den mechanischen Vorgang des Athmens; über die Gestalt des gefiederten Zungenbeins u. s. w. Die Beschreibung der Wirbelsäule beschliesst denn endlich diese interessante monographische Schilderung der Scholle. III. *Vierzig neue Insecten aus der Hellwigischen Sammlung in Braunschweig beschrieben von Karl Illiger, mit Abbildungen.* Zu diesen gehören vorzüglich zwey neue Gattungen von *Plattschröter*, *Passalus levicollis* und *planus*; der flache Schröter, *Luc. depressus*; der starkglänzende und schenklige? Pillenkäfer, *Copris lucidus et femoratus*; *Melolontha aphodioides*; *Cetonia rufilatris.* Vom Sägekäfer (*Clytra*) werden *sechs* neue Gattungen beschrieben. Die Beschreibungen sind kurz, aber bestimmt und deutlich. Eine kürzere deutsche und lateinische Bestimmung gehen dieser vorher, und die Anzeige des Wohnorts dieser Insecten beschliessen dieselbe. — IV. *Ein Wort über deutsche Namengebung in der Naturgeschichte vom Herausgeber.* Hr. *Wiedemann* spricht hier von einer Namenreform, die Rec. längst als möglich gewünscht hätte; die Möglichkeit, mit dem *Gattungsnamen* den *Geschlechtsnamen* hören zu lassen, leuchtet aus einigen Worten, wie Steppengemse, Buchfinke, Bergfinke, Goldammer, Säbelschnäbler zu sehr hervor, als dass man nicht ernstlich daran denken sollte. *Nemnich* hätte daher seinem Polyglotton der Naturgeschichte einen noch grössern Werth geben können, wenn er besonders darauf gesehen oder die besten Benennungen durch den Druck ausgezeichnet hätte. Ueberhaupt ist mehrere Uebereinstimmung in der Namengebung das erste

ste Bedürfniss der naturhistorischen Sprache. V. *Einige Bemerkungen über die Durchkreuzung der Sehnerven bey den Fischen* von D. *Karl Asmund Rudolphi*. Der Vf. dieser Abhandlung zeigt, dass die Durchkreuzung der Sehnerven in der Classe der Fische nicht allgemein sey. Die *Schollen* machen eine Ausnahme; der Vf. fand weder in *Pleuronectes flesus* noch in *Pleur. maximus*, eine Durchkreuzung. Die Sehnerven laufen neben einander hin. — VI. *Eine Anmerkung zu Bonnet's Beobachtungen über die Blattläuse*, von D. F. *J. Schelver*. *Bonnet* behauptete, dass die aus Eyern hervorkommenden Blattläuse lebendig gebährend seyen; schon der verstorbene *Götze* hat einige Berichtigungen durch seine interessanten Beobachtungen zu liefern gesucht. Hier stellt Hr. *Schelver* den Zweifel auf, wie die Begattung geschehen seyn könne, wenn es unter den lebendig gebährenden Blattläusen männliche und weibliche gebe? — und beantwortet dieselbe durch eine Hypothese, welche er durch Beobachtungen ins Künftige unterstützen wird, dass die Begattung dann im Mutterleibe vorgegangen seyn könne! — VII. *Ueber die Katzenseuche von Ebendemselben*. Nach den angegebenen Kennzeichen dieser Krankheit, die in Scheuheit, Trägheit, verlohrnem Hunger und Durst, Kraftlosigkeit, Kopfhängen, struppigem Haar, kleinen Augen, weisgrünlichem Geifer, aufgetriebenen Leibe, Würgen u. s. w. bestehen, scheint diese Epidemie in dem Osnabrückischen mit derjenigen Aehnlichkeit zu haben, welche *Brera* in Italien beobachtete, und wovon uns *Blumenbach* in *Voigt's* Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde 1. B. 3. St. S. 132. Nachricht gab. *Brera* hielt dieselbe für eine Nervenkrankheit, und heilte sie mit Cyperweine und Baldrianwurzel. Der Vf., durch das fruchtlose Würgen veranlasst, gab eine Auflösung von Brechweinsteine, und brachte ebenfalls Genesung hervor. Da mit grünlichem Schleime viele Würmer ausgebrochen wurden, so glaubt der Vf. dieselbe als Wurmkrankheit bestimmen zu können. — VIII. *Auszug des anatomischen und physiologischen Theils der Geschichte der sicilianischen Schalthiere von Poli vom Herausgeber*. Dieser Auszug ist in gedrängter Kürze und mit vieler Ordnung verfertigt. Man findet hier *Poli's* Bemerkungen über die Schale der Schalthiere überhaupt, über das Wachsthum derselben, dessen Eintheilung der Schalthiere; ferner die Betrachtung der Brust, der Gefäse, des Bluts, des Athmens u. s. w. Allein mehrern Lesern wird auch jener weitläuftige Auszug, welchen *Meyer* in sein zoologisches Archiv einrückte, nicht unbekannt seyn. — IX. *Cuvier's Nachricht von dem Skelete einer sehr grossen Art von bisher unbekannten Vierfüssern, welches in Paraguay gefunden, und in das naturhistorische Kabinet zu Madrid gebracht ist*. Diess ist *Cuvier's Megatherium*, wovon er im *Mag. encycloped.* Tom. I. p. 303. Nachricht und Abbildungen nach verjüngten Maassstabe ertheilte. — Zuletzt kurze Anzeigen von naturhistorischen besonders englischen und französischen Werken. Dieses Heft begleiten *drey* Kupfertafeln, wovon die *dritte* den Schädel des *Megatherium* abbildet, die erstern beiden enthalten illuminirte, gut gerathene, Darstellungen, von *Illiger's* neuen Insectengattungen; nämlich die *erste* Taf. 1) *Cetonia rufilabris*; 2) der *aschgraue Schnabelkäfer*; 3) *Buprestis pyrotis*; 4) *Erotylus quadriguttatus*; 5) *Lamia Daldorfii*; 6) *Saperda chalybaea*. Auf der *zweyten* Tafel die schöne *Tettigonia speciosa*. —

Eben so reichhaltig wird der Leser des *zweyten Bandes erstes Stück* finden. Es liefert folgende Abhandlungen. I. *Beobachtungen über die Eingeweidwürmer*, von D. *Karl Asmund Rudolphi*. Das Publicum kennt des Vfs. thätiges Forschen für diesen Theil der Naturgeschichte aus seinen frühern Abhandlungen, und diese ist ein neuer Beweis, wie sehr diese Wissenschaft durch seine fortgesetzten Beobachtungen gewinnen werde. Hr. *R.* betrachtet zuerst den Bau der Eingeweidwürmer im Allgemeinen, dann die Bewegungs- und Empfindungsorgane derselben. Die Frage: haben die Würmer Respirationsorgane? scheint der Vf. verneinend beantworten zu wollen; da der Vf. aber die Sache selbst noch näher prüfen wird, so glauben wir nichts hinzusetzen zu dürfen. Nun folgen interessante Bemerkungen über die Ernährungsorgane, Geschlechtsorgane, Wachsthum und Lebensdauer dieser Thiere; über den Aufenthalt derselben. Ueber die Mittheilung der Würmer berührt der Vf. die Meynungen eines *Bloch* und *Götze*, dass sich die Würmer in dem Körper selbst fortpflanzten, übergeht aber auch *Abildgaards* Versuch nicht, nach welchem die Bandwürmer von Stichlingen in Enten sehr gut fortkamen, welchen man jene vorgeworfen hatte. In den beygefügten Bemerkungen des Vf. wird klar dargelegt, dass wir über diesen Punkt noch in Dunkeln sind. Ueber den Ursprung der thierischen Würmer verläfst der Vf. die beiden bekannten Hypothesen, und nimmt eine dritte, die *generationem aequivocam* zu Hülfe. Der Vf. fügt ferner sein eigenes System der Eingeweidwürmer bey, nach welchem er 20 Gattungen (Geschlechter) aufstellt, nämlich: *Filaria*, *Trichocephalus*, *Ascaris*, *Ophiostoma*, *Cucullanus*, *Strongylus*, *Liorhynchus*, *Echinorhynchus*, *Haeruca*, *Festucaria*, *Fasciola*, *Amphistoma*, *Linguatula*, *Scolex*, *Caryophyllaeus*, *Ligula*, *Tricuspidaria*, *Taenia*, *Cysticerus*, *Echinoccus*. Diesen folgen die generischen Kennzeichen und ein Verzeichnis der Geschlechter anderer Helminthologen, die der Vf. den seinigen untergeordnet hat. Einige sehr gut gewählte Namen, welche *Zeder* in Vorschlag brachte, werden nicht beybehalten. *Trentler's Hamularia* hält der Vf. für zweifelhaft, und dessen *Hexathyridium* bringt er unter *Linguatula*. *Fischer's Cystidicola* ist des Vf. *Ophiostoma* untergeordnet, indem bey den Würmern ein von dem Aufenthalte hergenommener Name nicht annehmbar ist; die *Uncinaria Froelichii* kömmt nach ihm zu *Strongylus*, so wie *Abildgaard's Strigea* zu *Amphistoma*. Ueber die Benennungen der Würmer stellt der Vf. einige Grundsätze auf, die allerdings in der Anwendung Nutzen haben werden, wenn gleich die Principien, von welchen

chen sie abgeleitet sind, etwas schärfer dargestellt werden könnten. II. *Fortsetzung der Schädelbeschreibung vom Herausgeber.* Der Vf. schildert hier ganz kurz die Schädel des afrikanischen und asiatischen Elephanten. Diesen folgen Schädel der *Pachidermen*, namentlich des Schweins, des Tapirs; kurz aber deutlich ist die vergleichende Schilderung der Schädel der Wiederkäuer. — III. *Neue Conchylienarten und Abänderungen, Anmerkungen und Berichtigungen nach dem Linneischen Systeme der XII. Ausgabe*, von *Johann Samuel Schröter.* Diese Abhandlung ist vorzüglich den vielschaligen Conchylien gewidmet. Es werden mehrere Chitonen, Lepaden, Pholaden, die viele neue Gattungen enthalten, genau geschildert. Besonders unter die Chitonen sucht der Vf. durch Unterabtheilungen mehr Ordnung und leichtere Uebersicht zu bringen. Bey den *Lepaden* oder *Meereicheln* werden *Spengler's* Eintheilungen in lateinischer Sprache beygefügt. IV. *Anatomie des zahmen Schwans vom Herausgeber.* Mit vieler Genauigkeit wird hier der Knochenbau des Schwans geschildert. Der Muskelbau wird in der Folge beschrieben werden. So wenig *Cuvier's* Benennung *viereckiger Knochen* (*os quarré*) für den Theil passt, welcher nach hinten in der Schläfegrube liegt, mit mehrern Knochen in Verbindung steht, vorzüglich aber den untern Kiefer aufnimmt, indem er mannichfaltige Veränderungen zeigt, so wenig können wir des Vf. Benennung *Gelenkbein* gut heissen. Dieser Knochen ist nicht, wie der Vf. behauptet, mit mehrern Knochen durch Gelenke verbunden, sondern bildet das *einzige* Gelenk mit dem Unterkiefer, und hat übrigens zwar, (in einigen Fällen) runde, aber doch feste Berührungspunkte. (Derselbe Knochen ist in grössern Vögeln in der Form übereinstimmender, als in kleinern, z. B. in den Sangvögeln, doch trifft die Mannichfaltigkeit dieser Bildung nur seine Fortsätze, die sich der Länge, Dicke, Richtung nach verschiedentlich abändern.) V. *Erster Beytrag zur Begründung eines zoologischen Systems.* Von D. F. *J. Schelver.* Diese Abhandlung ist keines Auszugs fähig; die Principe einer Classification sind richtig dargestellt, und klar auseinandergesetzt. VI. *Anatomisch-physiologische Beobachtungen über eine Hauptverschiedenheit der Säugthier- und Fischzähne.* Von G. *Fischer*, Professor und Bibliothekar zu Maynz. Die Beobachtung, dass die Fischzähne weder Wurzeln noch Centralgefässe haben, wäre interessant, wenn sie völlige Allgemeinheit hätte. Der Vf. wird aber bey ausgedehntern Beobachtungen seine Aeusserungen über die Entstehungsart der Fischzähne gewiss ändern, da sich wirklich in einigen Maxillen die Keime der jungen Zähne finden. Hier schliesslich noch einige Bemerkungen über den Zahnwechsel bey einigen grossen Säugthieren, in dem äthiopischen Schweine, dem Wallrosse, dem Lamantin u. s. w. VII. *Ueber die Sinneswerkzeuge des Menschen und der Thiere, insbesondere über die Nichtexistenz des Geschmacksinns bey den Thieren*, von D. F. *J. Schelver*, in einer Reihe von Briefen. Eine philosophische Deduction, die jeder materielle Physiolog, selbst wenn er des Vf. Gang nicht immer der Natur anpassen könnte, doch gern lesen wird. Das Hören, Sehen, Riechen ist nur etwas passives, hingegen bey dem Geschmacke herrscht noch eine besondere Eigenthümlichkeit, ein freyes Handeln, wovon die Wirkung unsers Geschmacksinns abhängt. Da nun dieses freye Handeln des Kostens, wenn ich so sagen darf, dem Thiere nicht zukommt: so, schliesst der Vf., fehlt ihm auch der eigentliche Geschmacksinn, der durch den Geruch ersetzt wird. (Das Thier kostet durch den Geruch, wählt durch den Geruch, und geniesst durch den Geschmack, geruchlose Dinge muss es gekostet haben, wenn es dieselben verlangen, oder nehmen soll, wenn man sie ihnen vorhält. Diese letztere Beobachtung spricht für den Geschmacksinn der Thiere, selbst uneingedenk aller anatomischen Einsicht des in Thieren vollkommen entwickelten Geschmacksorgans, an welche man in Hn. *Schelver* nur den Arzt nicht den Philosophen erinnern darf.) — Schlüsslich kurze Anzeigen von in- und ausländischen naturhistorischen Schriften. Die zu diesem Stücke gehörigen Kupfertafeln, fehlen, sie werden wahrscheinlich nachgeliefert werden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Nürnberg, in Comm. der Bauer- und Mannischen Buchh.: *Christliche Gesänge* vorzüglich für die öffentliche Gottesverehrung der Katholiken eingerichtet durch einen katholischen Priester. 1800. 264 S. 8.

Seitdem der verdienstvolle *Werkmeister* auf die Mängel der katholischen Liturgie vorzüglich aufmerksam machte, und selbst durch sehr glückliche Versuche zur Verbesserung derselben Hand an das Werk legte, kamen unter den Katholiken mehrere musterhafte Liedersammlungen, bestimmt zur öffentlichen Gottesverehrung, heraus. Da wegen des lateinischen Ritus der deutsche Gesang sehr selten war: so fanden aufgeklärte Religionslehrer unter den Katholiken in der Einführung zweckmässiger, und dem Grade der jetzigen Cultur anpassender Lieder weit weniger Schwierigkeiten, als dieses in verschiedenen protestantischen Ländern der Fall war. Daher kommt es, dass die neueren Liedersammlungen unter den Katholiken die protestantischen Gesangbücher am Werthe grösstentheils übertreffen. Man musste unter den Protestanten aus Schonung gegen das Volk mehrere alte Lieder beybehalten, die in Rücksicht auf Inhalt und Sprache den feineren Geschmack beleidigen. Unter den Katholiken war in Rücksicht auf deutsche Kirchengesänge noch beynahe gar nichts geschehen. Das Volk hatte nichts aufzuopfern, und war leicht dahin zu stimmen, die lateinischen Gesänge, von denen es nichts verstand, gegen solche, die in der Muttersprache abgefasst waren, umzutauschen. Man konnte daher theils ganz neue Lieder dichten, und dabey auf die herrschende Cultur des

an einen besseren Geschmack gewöhnten Publicums Rücksicht nehmen; theils aus den Liedersammlungen der Protestanten nur die vorzüglichsten auswählen, und mit einigen Modificationen in die katholischen Kirchen einführen. Gegenwärtige Sammlung gehört unter die vorzüglichsten des katholischen Deutschlandes. Sie bestehet theils aus ganz neu verfertigten Liedern, theils aus solchen, die aus katholischen und protestantischen Gesangbüchern mit kluger Auswahl gezogen sind. Es ist aller abergläubische Tand so sorgfältig vermieden, dass selbst in Betreff solcher Glaubenslehren, in welchen die protestantische Kirche von der katholischen abweicht, einsichtsvolle Protestanten nichts Anstössiges finden werden. Musterhaft ist z. B. der Gesang auf die Festtage Mariens S. 232. Es ist daher recht sehr zu wünschen, dass diese Liedersammlung in *allen den* katholischen Gemeinden eingeführt werde, *wo man* den deutschen Gesang noch wenig kennet, *und sich* grösstentheils mit lateinischen Hymnen behilft.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Leipzig*, b. Breitkopf u. Härtel: *Epistolas II. Ulrici ab Hutten ad Richardum Crocum nunc primum luce publica donavit, notis illustravit*, simulque oratiunculas candidatorum academicorum — indicit M. *Christ. Gottfried Müller*, Rector Scholae Cizensis. 1801. 22 S. gr. 8. Der würdige Vf. dieser Schrift, welcher schon so manches schätzbare Ineditum aus der Zeitzer Stiftsbibliothek ans Licht gezogen, und mit kenntnissreichem Fleisse erläutert hat, macht sich jetzt durch Bekanntmachung zwey sehr merkwürdiger Briefe, welche der berühmte *Hutten* an den damaligen Professor der griechischen und lateinischen Sprache zu Leipzig, *Richard Crocus*, geschrieben, von neuem um den Literator verdient. Diese Briefe befinden sich handschriftlich in der Pauliner Bibliothek zu Leipzig, wo sie einer alten deutschen Rhetorik (*Formulare und Tütsch Rhetorica — getruckt zu Strassburg durch Johannem Prüss zum Thiergarten; Anno XV hundert IX. fol.*), nebst andern Briefen, von einem damaligen öffentlichen Universitätsnotarius zu Leipzig auf besonderen Blättern beygeschrieben worden. Die Aechtheit derselben ist keinem Zweifel unterworfen: Hr. Rect. *Müller* hat sie mit einer in diesem Falle fast zu weit getriebenen Aengstlichkeit und Umständlichkeit erwiesen. Beide Briefe sind zu Bologna geschrieben; der Monat (August), aber nicht das Jahr, ist angegeben. In beiden ist *Hutten's* Geist und Schreibart unverkennbar; und die Bekanntmachung derselben würde schon in dieser Hinsicht sehr dankenswerth seyn, wenn auch der Vf. nicht andere wichtige historische Erörterungen mit Scharfsinn daraus hergeleitet, oder daran geknüpft hätte. Es sind deren vorzüglich folgende drey: I. *Burkhard*, *Meiners* und *Panzer* nahmen an, dass Hutten im October 1516 zum zweyten Mal nach Italien gereiset, und schon im Jun. 1517 nach Deutschland zurück gekehrt sey. Die Unrichtigkeit dieser Annahme ergiebt sich schon aus der Unterschrift obiger Briefe: denn unmöglich konnte sich Hutten alsdann im August zu Bologna aufhalten. Vielmehr zeigt Hr. *M.*, dass Hutten seine Reise nach Bologna im October 1815, und seine Rückreise nach Deutschland im Jun. 1517 angetreten habe, und erhebt es fast bis zur historischen Evidenz, dass jene Briefe im August 1516 geschrieben worden. Hr. *M.* geht in seinen Berichtigungen noch einen Schritt weiter. Er erörtert sehr überzeugend, wie jener Irrthum, dass Hutten erst im October 1516 nach Italien gereiset, bloss aus einem Briefe entsprungen, den Hutten auf dieser Reise von Worms aus geschrieben hat, und welcher mit dem Datum, den 24. October 1516 bezeichnet ist. Allein dafür muss man 1515 herstellen, wenn man nicht mit anderen historischen Notizen in offenbaren Widerspruch gerathen will. Denn ein anderer Brief von Hutten an Gerbellius ist aus Bologna d. 31. Jul. 1516 geschrieben. *Burkhard* und *Panzer* bemerkten diese grosse Dissonanz nicht; *Meiners* aber suchte sich so zu helfen, dass er in dem letzten Datum einen Fehler ahndete, da er *vielmehr* das erste hätte verbessern sollen. Auch die *merkwürdigen* Worte dieses Briefes über Hogstraten: *Fractus animo est; destitutusque lupus hians discedit* erklärt Hr. *M.* anders als *Meiners*, nicht von Hogstratens Flucht aus Rom, sondern überhaupt: *destitutus jam est* (vielleicht richtiger: *caussa cadit.*) Auf diesen Brief an Gerbellius folgen nun offenbar der Chronologie nach, die jetzt zuerst herausgegebenen an Crocus: denn auch sie gedenken der Reuchlinischen Streitigkeit: *Capnionis negotium Romae vertitur, nunc convocati undique theologi disputant, post statuetur. Eo enim ventum est, optime Croce, ut jam non, quid senserit bonus pater, sed quid sensisse putari possit, accipiatur. Cum primis scies, ubi, quod in diei spem ad me venerit sententia, non jam de Capnione, sed de nostris communiter studiis lata.* Auch der zweyte Brief klagt über die Bestechungskünste, auf welche Hogstraten pochte: *Hogostratus etsi nondum contra Capnionem promovit, verum eo tamen sperare aliquid videtur, quod tot jam annos litem producit. Et Romanis auri fugis nihil voracius est, nihil, ubi munera objiciuntur, mutabilius. Jam certum est, judicas multis ac manifestis praejudiciis elevasse Hogostrati caussam. Sperat ille tamen aliquam hiantibus Cerberis offam objecturum, qua aditum ad victoriam sibi patefaciat.* — II. Aus diesen Briefen ersieht man klar, was bis auf die neuesten Zeiten noch zweifelhaft war, dass Hutten an den schon im J. 1516 bekannt gewordenen *Epistolis obscurorum virorum* keinen Antheil genommen, wenigstens nicht an dem ersten Theile. Auch hierüber stellt Hr. *M.* eingreifende Untersuchungen an, und macht es von neuem wahrscheinlich, dass Huttens Freund, *Crotus Rubianus*, den ersten Theil allein verfertiget, dass aber jener sich zur Herausgabe des zweyten Theils mit ihm verbunden habe. Dieselbe Meynung, in Ansehung Crotus, äusserte schon ehemals Olearius, dem Burkhard und Meiners mit Unrecht widersprachen. — III. Hr. *M.* vermuthet aus den oben berührten Thaten, dass Hutten seine vierte Rede gegen den Herzog von Wirtenberg noch in Italien, nicht (wie Meiners glaubte) nach seiner Rückkehr nach Deutschland geschrieben habe.

Wenn Hr. R. *Müller*, wie wir nicht zweifeln, die Briefe des berühmten Bischofs Julius Pflug an seine Freunde und seiner Freunde an ihn (deren Bekanntmachung er in dieser Schrift ankündiget,) eben so lehrreich und mit gleicher historischer Genauigkeit behandelt: so kann diess Geschenk dem Literator nicht anders als erfreuend, und der Wunsch, dass es bald erscheinen möge, muss desto lebhafter seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. Februar 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Nürnberg, b. Stein: *Beyträge zur Berichtigung der rechtlichen Grundsätze über den Ersatz und die Vertheilung der Kriegsschäden.* Von *Ernst August Haus*, Dr. der Rechte, Fürstl. Würzburgischem Hof- und Regierungsrath. 1801. 192 S. 8. (12 gr.)

Die Lehre von dem Ersatze und der Vertheilung der Kriegsschäden ist nicht nur wissenschaftlich, sondern auch, bey den dem deutschen Vaterlande so tief geschlagenen Wunden, selbst nach wiedergekehrtem Frieden, noch immer praktisch von der äusserten Wichtigkeit. Ein jeder durchdachter Beytrag zur Berichtigung dieses schwierigen, vielseitigen Gegenstandes muss daher, wenn gleich in neueren Zeiten so vieles darüber geschrieben worden ist, höchst willkommen seyn, und in gedoppeltem Maasse wird diess gewiss alsdann eintreten, wenn ein so scharfsinniger Gelehrter, wie Hr. Hofrath *Haus* ist, die Resultate seines wiederholten Nachdenkens mittheilt.

Die Grundsätze, von welchen dieser ausgeht, sind folgende: A. Die Kriegsschäden, welche vom Staate unmittelbar herrühren, muss auch der Staat ohne Unterschied auf sich nehmen. Der Krieg werde nun vom Staate auf offensive Weise zur Wiedererlangung seiner Rechte, oder auf defensive Weise zur Sicherung derselben geführt: so wird dieses Unternehmen durch den Zweck der bürgerlichen Vereinigung nothwendig. So wie aber jedes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft zu den durch den Endzweck dieser Verbindung gefoderten Unternehmungen und Anstalten seinen Beytrag aus seinem Eigenthum, oder mit seinen Kräften zu leisten hat: so ist es auch verbunden, in eben der Art die durch kriegerische Operationen des Staats veranlassten Schäden verhältnissmäsig zu ersetzen. Aber kein Bürger ist mehr, als der andere zu den gemeinen Bedürfnissen zu steuern schuldig, und es sind desswegen alle durch besondere Rechtstitel erworbene Ausnahmen von diesem allgemeinen Gesellschaftsgrundsatze strenge zu erklären, und nur auf gewöhnliche Fälle anwendbar (S. 22.). B. Die vom Feinde, oder dessen Bundsgenossen verursachten Kriegsschäden aber sind, in der Regel, als *gemeine zufällige Verletzungen* zu beurtheilen. So wie also der Staat andere Verletzungen, welche ein Mitglied von einem andern Mitbürger, oder einem Fremden erfährt, nicht zu ersetzen verpflichtet ist: so hat er auch, im Allgemeinen, die erwähnte Gattung der Kriegsschäden nicht zu ersetzen. Die Verbindlichkeit hierzu liegt nicht in dem Zwecke der bürgerlichen Vereinigung. Was nicht zu den Bedürfnissen des Staats gehört, und was keine unmittelbare Folge einer auf Erreichung des Staatszwecks gerichteten Handlung ist, kann kein Gegenstand einer Repartition unter den Gliedern der Gesellschaft seyn (S. 29.). C. Doch finden folgende Ausnahmen von diesen Grundregeln statt: 1) Wenn einer einen feindlichen Schaden erlitten, und dadurch für einen andern, sey es für ein anderes Individuum, oder eine Gemeinheit, oder den ganzen Staat eine Verbindlichkeit getilgt, oder von ihm einen wahrscheinlichen Verlust eines schätzbaren Rechts durch Hingabe eigener Rechte oder Güter abgewendet: so hat er gerechten Anspruch auf verhältnissmäsigen Ersatz von demjenigen, dem ein Vortheil dadurch zugewachsen ist. 2) Eine gleiche Entschädigung gebührt auch dem, für welchen durch einen ausdrücklichen, oder stillschweigenden Partikularvertrag ein Individuum, eine Gemeinheit, oder der Staat selbst die Verbindlichkeit des Ersatzes übernommen hat. Hier schliessen sich auch diejenigen Verhältnisse an, denen entweder ein ausdrücklicher, oder stillschweigender *Auftrag* (*mandatum*), oder eine *Geschäftsführung* (*negotiorum gestio*) zum Grunde liegt (S. 35.).

Aus diesen Prämissen werden dann S. 49. folgende Resultate gezogen: I. Der *ganze Staat*, (oder welches eben das ist, die *sämmtlichen Glieder des Staats*) muss a) alle, durch die Bedürfnisse, oder nothwendige militärische Operationen seiner eigenen, und der mit ihm verbundenen Krieger, verursachten Kosten und Schäden tragen, es sey denn, es wären Beschädigungen durch Ausschweifung Einzelner entstanden, für die der Staat nur *in subsidium* zu haften hat. b) Unter den vom Feinde verursachten Kriegsschäden hat der Staat nur 1) jene zu tragen, welche Folgen einer an ihn ausdrücklich oder stillschweigend gemachten Foderung sind; 2) solche, welche irgend eine physische oder moralische Person im Staate erlitten hat, deren Uebernahme aber den Staat von einer Verbindlichkeit, oder Gefahr befreyt, und 3) die, welche der Staat durch besondere Verträge über sich genommen hat. II. Alle andere Kriegsschäden, bey denen die erwähnten Bedingnisse nicht eintreten, sind als *Zufälle*, von denjenigen Individuen, oder moralischen Personen, ohne Anspruch auf einen Ersatz, zu tragen, welche sie entweder gewaltsamer Weise, oder mittelst vorausgegangener Requisitionen, erfahren haben.

Zu mehrerer Befestigung dieser Theorie hat Hr. *Haus* sofort noch S. 36. die entgegenstehenden Gründe weitläuftig geprüft; auch S. 88. die abweichenden Systeme Anderer umständlich beleuchtet; nicht weniger S. 146. die Resultate aus den von ihm aufgestellten Principien in Hinsicht *der Vertheilung der Kriegsschäden* genau zergliedert; und endlich S. 171. seine Grundsätze auf einige besondere Arten der Kriegsschäden, z. B. Requisitionen und Contributionen, Einquartierungen, Vorspann, Fuhren, Dienste, Plünderungen u. s. w. angewendet.

Allein bey allem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit, den der Vf., um seinem Systeme Haltbarkeit zu geben, angewendet hat, kann doch Rec., nach wiederholter, unbefangener Prüfung, von der Richtigkeit der hier aufgestellten Theorie sich nicht überzeugen. Ihm scheint dabey der gedoppelte Gesichtspunkt übersehen zu seyn: *Einmal*, dass, nach völkerrechtlichen Grundsätzen, der Feind dem feindlichen Staate *als solchem*, und mithin auch den einzelnen Mitgliedern des letzteren *nur als solchen*, jeden Schaden, der als Mittel zum Zwecke dienen kann, zuzufügen berechtigt ist; *und dann*, dass, nach den Regeln eines societätsmäfsigen Verbandes, welchen man bey jedem Staate zum Grunde legen muss, derjenige Schaden, welchen ein einzelnes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft *als solches* leidet, unmöglich auf diesem liegen bleiben kann, sondern nothwendig als eine Last des Ganzen betrachtet werden muss. —— Geht man von diesen, wie es Rec. scheint, unwidersprechlichen Grundsätzen aus: so kann man nicht wohl mit Hn. *Haus* auf den Gedanken gerathen, bey einem Falle, wo Staat gegen Staat handelt, und wo ein Staat den Mitgliedern des andern *als solchen* erlaubter Weise Schaden zufügt, diejenigen Grundsätze in Anwendung bringen zu wollen, die bey einem Falle gelten, wo Privatmann dem Privatmanne *als solchem* gegen übersteht, und einer dem andern widerrechtlicher Weise Schaden zufügt. — Auch ist, aus diesem Gesichtspunkte den Gegenstand betrachtet, nicht wohl abzusehen, warum, wie Hr. *Haus* will, derjenige Schaden, der von dem Staate unmittelbar herrührt, nach ganz andern Grundsätzen, als derjenige, welchen der Feind zugefügt hat, beurtheilt werden soll. In einem, wie in dem andern Falle leidet ja der Einzelne wegen einer *von dem Staate* getroffenen Maasregel, und um *des Ganzen* willen. —— Ausser dem allem aber hat der Vf. noch auf die einzelnen, in jedem Staate bestehenden kleinern Societäten, z. B. einzelne Provinzen, Oberämter, Gemeinheiten, u. s. w. nicht genugsame Rücksicht genommen, und doch verdient das Verhältniss der Individuen zu den letzteren, besonders bey den in dem nun geendigten zerstörenden Kriege nach dieser Hinsicht in Anwendung gebrachten Principien, ganz besondere Aufmerksamkeit.

So wenig, diesem allem nach, Rec. von der Richtigkeit der Theorie des Vfs. im Ganzen sich zu überzeugen vermag, so dankbar bekennt er doch, dass er diese schöne Abhandlung mit vielem Vergnügen, und zu seiner wahren Belehrung durchgelesen hat. Nach voller Ueberzeugung kann er daher dieselbe einem jeden, den der Gegenstand interessirt, empfehlen. Auch verdient sie noch von einer andern Seite, als Muster nämlich, wie man bestrittene Rechtsfragen behandeln, und differentirenden Schriftstellern begegnen müsse, ausgezeichnet zu werden.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Repertorium des gesammten positiven Rechts der Deutschen*, besonders für praktische Rechtsgelehrte. *Sechster* und *siebenter Theil*. 1801. Jeder 318 S. 8. (2 Rthlr.)

Der *sechste Theil* fängt mit der Fortsetzung der Lehre vom Concurse der Gläubiger an, und geht bis zur Rubrik: Eltern, und der *siebente* enthält den Rest des Buchstabens E, den Buchstaben F völlig, und den Anfang von G von *Gabe* bis *Geleit*. Zu den bessern Artikeln gehören: *(Th. VI.)* Concurs, Darlehn, Deich- und Sielrecht, Denunciation, Deposition, Depositum, Diebstal, Dienstbarkeit, *Dienstbote*, Diffamation, Ehe, Eigenthum, *(Th. VII.)* Emphyteusis, Enterbung, Erbfolge mit den verwandten Artikeln, Einrede, Eyd, Felonie, Fideicommiss, Forst, Fragstücke, Gastwirth, Gebrauch, (usus). Ungleich grösser ist aber die Anzahl unvollständiger und minder bedeutender Artikel, wohin nebst andern gehören: (Th. VI.) Concussion, Condonation, Confrontation, Cura, *decretorius terminus*, (Th. VII.) Emancipation, Emigration, Empfehlungscontract, Entführung, Erbgüter, Erblosung, Erbverbrüderungen, Erbzinscontract, Evangelische Stände, Fälschung, Feuersbrunst, Fiscal, Fischerey, Fiscus, Friede, Früchte, Gefängniss. Ueberhaupt ist der VII. Theil offenbar flüchtiger bearbeitet, als seine Vorgänger; er enthält mehrere Rubriken, als zwey der vorigen Theile zusammen. Auch kommen im VII. Bande sehr häufig solche Artikel vor, welche eigentlich in ein grammatisches Wörterbuch gehören. Sonst herrscht in diesen beiden Theilen der nämliche Geist einer ohne sorgfältige Auswahl unternommenen Compilation, wie im ganzen Werke überhaupt.

MATHEMATIK.

Göttingen, b. Röwer: *Resultate der Beobachtungen des neuen Sterns, welcher d. 1. Jan. 1801. auf der Königl. Sternwarte zu Palermo entdeckt worden*, von *Joseph Piazzi*, Cleric. Regul. und Director der Sternwarte. Mit Zusätzen herausgegeben von Prof. *Seyffer*, Dir. der Sternw. zu Göttingen. 41 S. 8.

Das Italiänisch geschriebene Original erschien auf zwey Bogen unter dem Titel: *Risultati delle Osservazioni della nuova stella, scoperta il di 1. Gennajo all' Osservatorio Reale di Palermo. da Gius. Piazzi etc. In Palermo 1801. Nella Reale Stamperia.* Einen Auszug dieser kleinen Schrift hat schon von Zach im Nov.

Stück

Stück 1801. seiner Monatl. Corresp. für Erd- und Himmelskunde geliefert. Die vollständige Uebersetzung von Prof. *Seyffer*, die hier erscheint, wird nicht nur dem Astronomen angenehm seyn, sondern auch dazu dienen, die verschiedenen zum Theil irrigen und widersprechenden Gerüchte, die sich über die Entdeckung des neuen Sterns im grösern Publicum verbreitet hatten, nach ihrem wahren Gehalte zu würdigen. Die richtige Geschichte dieses merkwürdigen astronomischen Ereignisses ist kurzgefasst folgende. *Piazzi*, der geschickte seit mehreren Jahren für die Astronomie sehr thätige Vorsteher der vortrefflich ausgerüsteten Königlichen Sternwarte zu Palermo, beobachtete, unter den Auspicien des neuen Jahrhunderts, im Sternbilde des Stiers einen Stern von der 7 bis 8 Grösse, versicherte sich am 2. und 3. Jan. von der Beweglichkeit desselben, und war, wie leicht zu erachten, Anfangs geneigt, ihn für einen Kometen zu halten. Wie zwanzig Jahre zuvor *Herschel* durch geflissentliche Musterungen des Himmels, auch im Sternbilde des Stiers, den Planeten Uranus entdeckt hatte: so ist auch die Piazzische Beobachtung eigentlich kein blosses Werk des Zufalls, sondern die unmittelbare Folge regelmässiger Durchsuchungen des Himmels zum Behuf eines neuen Sternverzeichnisses, an welchem der Vf. seit neun Jahren arbeitet; gerade führte den Astronomen die Ordnung seiner Beobachtungen auf die Stelle, wo ihm der Fremdling unter den Fixsternen nicht entgehen konnte. Er setzte seine Beobachtungen, die den 1. Jan. angefangen hatten, bis zum 11. Febr. fort, wo das Gestirn sich der Sonne soweit genähert hatte, dass es im Mittagskreise nicht mehr beobachtet werden konnte; ausser dem Mittage aber mittelst der Azimute den kleinen Stern noch länger zu verfolgen, hinderte den Vf. eine schwere Krankheit, in die er am 13. Febr. gefallen war. *Bode*, *von Zach* und *Oriani* ahndeten den möglichen Planetismus dieses Sterns schon aus blossen zwey Beobachtungen, die *Piazzi* mit der Bemerkung, dass der Stern am 10. Jan. rechtläufig geworden, mitgetheilt hatte; sie berechneten hieraus vorläufig eine Kreisbahn, die den mittlern Abstand des Sterns zwischen Mars und Jupiter brachte. *Piazzi* selbst versuchte anfänglich einige parabolische Laufbahnen; allein er fand bald, dass das Gestirn, nach den bisherigen Beobachtungen, in keine Parabel passen wollte; er nahm daher ebenfalls seine Zuflucht zu einer Kreisbahn, und bemerkte sogleich, dass dadurch alle Beobachtungen sich weit besser darstellen liessen; diese Kreisbahn näherte sich gleichfalls der von ausländischen Astronomen schon vorher gefundenen. Auch *Piazzi* kam frühe auf eine ähnliche Vermuthung, dass der Stern ein Planet seyn möchte; auf einige Zeit verliess er zwar diese Meynung, und verfiel eher auf einen Kometen, nachdem am 23. Jan. der Stern an Licht merklich abgenommen hatte, und man ungewiss war, ob diess der schnellen Entfernung von der Erde oder dem trübern Zustande des Dunstkreises zuzuschreiben sey: indess kam er doch auf dieselbe Vermuthung zurück, und hält solche nun in dieser ungefähr im Aug. 1801 erschienenen Schrift um so weniger einem Zweifel unterworfen, da sowohl die Uebereinstimmung der Beobachtungen mit einer Kreisbahn, als die Bewegung im Thierkreise, und die Lage zwischen Mars und Jupiter, wo nach einer bekannten Analogie unter den Planetabständen noch ein Planet sich aufhalten könnte, wie besonders von *Bode* seit 1772 vorausgesagt worden war, durchaus auf einen Planeten hinweisen, und da überdiess aus der scheinbaren Kleinheit des Sterns, und seinen beträchtlichen Breiten (er entfernt sich noch einige Grade über den alten Thierkreis hinaus) leicht begreiflich ist, warum er nicht früher entdeckt worden. Vielleicht haben ihn schon *La Caille*, *Tob. Mayer* und andere Astronomen als Fixstern beobachtet, worüber man genauere Untersuchungen anstellen wird, um aus solchen ältern Beobachtungen, wenn sie sich vorfinden sollten, auf einmal seine Bahn mit groser Genauigkeit bestimmen zu können. Den scheinbaren Durchmesser des neuen Wandelsterns schätzte der Vf. durch Vergleichung mit der bekannten Dicke des Fadens, der ihn im Fernrohr deckte, zu 7 Secunden, mithin aus der mittlern Entfernung der Erde von der Sonne gesehen, zu 19 Secunden, woraus der wahre Durchmesser 1 und 1/3 mal so gross als der Durchmesser der Erde sich ergiebt. Um die Bahn des Sterns in einer Ellipse zu berechnen, hält der Vf. die wenigen von ihm angestellten Beobachtungen noch nicht sicher genug; auch stimmen die von *Burckhardt* versuchten elliptischen Elemente nicht besser, als die in einer Kreisbahn; nach *Piazzi's* Berechnungen einer Kreisbahn wären nun die hauptsächlichsten Elemente folgende: Mittlerer Abstand von der Sonne 2,6862 (Halbmesser der Erdbahn), mittlere Länge für 1801, 2ˢ 8° 46′ 22″, Neigung der Bahn 10° 51′ 12″, Länge des Knoten 2ˢ 20° 46′ 48″ Sideralumlauf um die Sonne 1628, 27 Tage oder 4 Jahre, und 167 Tage. Die Astronomen werden indess grosse Schwierigkeit haben, den Stern wegen seiner geringen Helligkeit, die im Nov. 1801 nur noch halb so gross war, als zur Zeit seiner Entdeckung am 1. Jan. (S. *von Zach's* Berechnungen im Nov. St. der Mon. Corr. 1801.) am Himmel wieder zu finden; am bequemsten wird man ihn bey seiner Opposition mit der Sonne im März 1802 wieder aufsuchen können. Käme er sobald nicht wieder zu Gesichte, so würden freylich über seine Natur, auch nach *Piazzi's* Meynung, immer einige Zweifel übrig bleiben. Zum Beschluss giebt der Entdecker, wozu er unstreitig das erste Recht hat, seinem Gestirne den (bereits von mehreren Astronomen, z. B. *von Zach* gebilligten) Namen *Ceres Ferdinandea*; die Göttin der Fruchtbarkeit ist längst in Sicilien einheimisch, und *Ferdinand IV*, dessen Königliche Munificenz die Sternwarte zu Palermo gegründet, und zu der wichtigen Entdeckung Veranlassung gegeben hat, verdient so gut am Himmel zu leben, als ein *Poniatowsky*, *Friedrich II*. und *Georg III*, nach welchen das 18. Jahrhundert einen Theil der Sterne benannt hat. — In den *Zusätzen* erwähnt der

der Herausgeber der Piazzischen Schrift, Prof. *Seyffer*, noch umständlicher der oben gedachten Analogie, die man unter den verhältnissmässigen Abständen der Planeten von der Sonne zu bemerken geglaubt hat, und von der schon *Keppler* eine ihn befremdende Abweichung zwischen Mars und Jupiter wahrnahm; sein System von der Musik der Sphären gab ihm hier *eine starke Dissonanz* (*Kepplerі Harmonices mundi lib.* 5. *p.* 199.); und wirklich hat auch nach den berechneten Kreiselementen das Piazzische Gestirn ganz nahe den mittlern Abstand von der Sonne, den, um jene Dissonanz aufzulösen, ein Planet zwischen Mars und Jupiter haben müsste; inzwischen sind Analogieen für den Mathematiker noch keine Beweise. Als Symbol zur Bezeichnung der Ferdinandischen Ceres schlägt Hr. *S.* eines der Insignien der Göttin, die am Aetna angezündete Fackel, womit sie ihre Tochter suchte, oder einen Mohnkopf, oder eine Kornähre vor; fände man sie nicht wieder am Himmel, so dürfte man nur die Fackel umkehren. Insbesondere wird in diesen Zusätzen die Frage beleuchtet: ob der neue Stern ein Planet oder Komet seyn möchte. Ganz richtig wird gezeigt, dass auf den Fall, wenn der Stern nicht wieder gesehen werden sollte, bey dem eingeschränkten Grade von Sicherheit der bisher berechneten Elemente, über seine planetische oder kometische Natur sich nichts gewisses behaupten lassen würde, indem weder die wenig eccentrische Bahn, noch die geringe Neigung derselben, noch die Abwesenheit eines Schweifs, Nebels, u. dgl. einen entscheidenden Beweis dafür abgebe, dass ein beweglicher Stern ein Planet seyn müsse, und kein Komet seyn könne. Der Herausg. findet es übrigens auffallend, dass von den verschiedenen Astronomen, welche über das neue Gestirn ihre Gedanken öffentlich geäussert haben, keiner von einem festen Unterscheidungsbegriffe zwischen Planet und Komet ausgegangen sey, da doch die gewöhnlichen Erklärungen der Compendien über beiderley Art Sterne viel zu enge und zu unbestimmt sind. Aber, wie wenn man vielleicht von keinen festen Begriffen hierin ausgehen könnte und dürfte! Rec. denkt ungefähr so von dieser Sache. Allerdings ist unsere gewohnte Eintheilung der Himmelskörper in Fixsterne, Planeten und Kometen nichts weniger als philosophisch richtig, oder auf sichere und feste Merkmale gegründet. Wir classificiren die Gegenstände am Himmel, da wir der Individuen noch *viel* zu wenige, und diese wenige ihrer physischen Natur und specifischen Differenz nach so gut wie gar nicht kennen, vielleicht eben so, wie ein Erdbewohner, der das Ganze der Botanik, bloss aus dem Umfange eines durch ein Fernrohr betrachteten Rasenplatzes von einem halben Dutzend Quadratschuhen kennt, die Pflanzen classificiren würde. Allein diese Classification des Himmels ist ein Erbtheil aus der Verlassenschaft des grauen Alterthums, wo die Astronomie noch in ihrer Kindheit war: so unphilosophisch, so unrichtig und schwankend daher auch der Unterschied zwischen Planet und Komet nach der hergebrachten Eintheilungsart seyn mag, so dürfen wir doch, wenigstens so lange wir diese alten Namen beybehalten, auch an den alten unvollkommenen Begriffen, die ihnen zum Grunde liegen, der Hauptsache nach nichts ändern. Man nenne also immerhin, wie bisher, Planeten *diejenigen* beweglichen Sterne, die *nahe* in Einer Ebene, *und in wenig* excentrischen Bahnen laufen, so unbestimmt auch jenes *nahe* und dieses *wenig* lautet, und Kometen *hingegen* solche, die in mehr auseinander weichenden *Ebenen*, und in mehr elliptischen Bahnen sich bewegen, überdiess auch durch etwas auffallendes in ihrer äussern Gestalt sich auszeichnen. Letzteres schon durch die Etymologie angedeutete Merkmal hält Rec. den Ueberlieferungsbegriffen des Alterthums gemäss, für ein Hauptunterscheidungs-Zeichen der Kometen; denn wenn schon bey mehreren kein Schweif oder Nebel sichtbar war: so ist doch, nach *Schröter's* neuesten Untersuchungen, ein Kern mit einer ihn umgebenden lockern Hülle wahrscheinlich das Eigenthum aller Sterne dieser Art, und würde sich vermuthlich durch stärkere Fernröhre auch bey allen gezeigt haben. Noch bemerkt Rec., dass ihm auch die vom Herausgeber am Ende der Zusätze vorgeschlagene Art, das Unterscheidende zwischen Planeten- und Kometenbahnen genauer als bisher auszudrücken, nicht ganz allgemein anwendbar zu seyn scheint: denn, gesetzt z. B. dass jenseits des Uranus nur noch ein einiger sogenannter Planet mit dem analogischen Abstande von 38 Halbmessern der Erdbahn sich befände, so wäre der bekannte Halleysche Komet von 1759, dessen Sonnenferne nur 35 bis 36 Halbmesser der Erdbahn beträgt, nach jener Erklärungsart *kein* Komet.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Hamburg*, b. Bachmann und Gundermann: *Anweisung zum Fuhsspiele von Georg Wolfgang Ulrich Wedel*, auf Freudenholm. 1801. 48 S. 8. (4 gr.)
Fuhs ist ein verändertes Mariage, bey dem einige im Pikett gebräuchliche und noch eine Menge anderer Honneurs eingeführt sind. Wer beide Spiele kennt, wird Fuhs leicht erlernen. Rec. zweifelt aber, dass es dem simplern Pikett den Rang ablaufen werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. Februar 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Fröhlich: *Das Neueste aus England, von einem Beobachter.* 1—3s Heft. 1801. 8. (Jedes Heft 16 gr.)

Da dieses Journal ein Gemisch von sehr verschiedenartigen Nachrichten ist: so weiss Rec. kein anderes Mittel, dem Leser einen deutlichen und umständlichen Begriff davon zu geben, als dass er die Rubriken der einzelnen Aufsätze angiebt und hin wieder seine Bemerkungen hinzusetzt. Auch erfodert schon ohnediess ein Werk, das monatlich in Heften erscheint, deren jedes einen Gulden kostet, eine ausführlichere Anzeige.

Erstes Heft. Nr. I. enthält des Beobachters Reise von Berlin über Cuxhaven nach Yarmouth und London, worin der Leser nichts besonderes findet. II. Uebersicht des englischen Ackerbaues im May. Nichts weiter als eine Nachricht, dergleichen von Zeit zu Zeit in den Zeitungen erscheinen, und woraus man lernt, wie die verschiedenen Getreidearten auf dem Felde stehen. III. Neue Theorie der Schöpfung, aus einem gefundenen Mscpte. Eine Abgeschmacktheit, die England nichts angeht, und aus keiner andern Ursache hier zu stehen scheint, als 7 Seiten auszufüllen. IV. Brief eines englischen Officiers aus Aegypten; gehört ebenfalls nicht hieher. V. Geschichte einer Betrügerin, Miss Robinson. England liefert dergleichen in Menge; es ist aber zu hoffen, dass der Beobachter nicht mehrmals so viel Platz mit dergleichen Geschichten anfüllen wird, als hier, wo sie 11 Seiten einnimmt. VI. Bevölkerung von England im Monat Juny 1801. — Diese Tabelle ist ganz und gar unbrauchbar, da mehrere Grafschaften, wie der Beobachter selbst sagt, darin fehlen. Indessen lernt der Leser etwas Neues daraus, nämlich dass London nicht 600,000 Einwohner hat. Man vergleiche damit Colquhoun. Sähe man nicht in dem Beobachter eine ziemlich entschiedene Tendenz, England herabzusetzen: so würde man erwarten, dass er in seiner Liste irgend eine grobe Unrichtigkeit geahndet hätte. VII. Briefe eines Deutschen über die Engländer. Der erste Brief scheint keinen andern Zweck zu haben, als Adam Smith einer Inconsequenz zu zeihen, die aber noch nicht so klar bewiesen ist. Der 2te Brief handelt von einer Landung in England. VIII. Nachricht von einer neuen Stiftung, nützliche Erfindungen zu verbreiten. IX. Blick auf die neueste Geschichte von England. Der Vf. fängt mit den alten Britten an, und gedenkt der Eroberung durch die Römer. Dann kommen die Sachsen, die Dänen und endlich die Normänner. Nach diesem Eingange kündigt er uns an, dass er viel Trauriges und Böses werde zu sagen haben, erklärt aber, dass weder Furcht noch Hoffnung in seiner Erzählung ihn leiten, und der Reiz zu tadeln, so wenig als die Neigung zu schmeicheln, sein Urtheil bestimmen solle; denn (setzt er sehr pathetisch hinzu) er habe nichts zu hoffen, und sehr wenig zu fürchten. — Die Aufmerksamkeit des Lesers ist denn hinlänglich gespannt, und nun kommen — Nachrichten von der Eroberung zweyer westindischen Inseln, und einige Parliamentsdebatten, die wir alle in den Zeitungen gelesen haben. Rec. glaubt, er dürfe seinen Augen nicht trauen, sucht die nämliche Rubrik im 2ten Hefte, und findet Nr. IX. abermals bekannte Zeitungsnachrichten. Er durchläuft den 3ten Heft, und findet auch da nichts über die neueste Geschichte von England, das nicht durch die Zeitungen bekannt geworden wäre. Ueberhaupt scheinen die Nachrichten vorsätzlich getrennt zu seyn, und so muss der Leser, der denn glaubt, dass das Beste noch kommen werde, sich immer von einem Hefte zum andern durcharbeiten. So finden sich in den 3 ersten Heften nicht weniger als 4 Abschnitte über eine Landung in England. X. Ueber schöne Künste und Wissenschaften in England von einem deutschen Künstler in London. Dieser Aufsatz enthält manches Wahre; aber S. 101. wird fälschlich gesagt: „Vor der französischen Revolution und dem jetzigen Kriege fand man hier nur wenig gute Porträtmaler." — Vor der französischen Revolution und lange vor dem jetzigen Kriege malten folgende Künstler Porträts in Menge, Sir Josua Reynolds, Gainsborough, Romney, Beechy, Lawrence, Russel, Copley, auch West, Hamilton und Opie (nicht Opic, wie ihn der Vf. an einem andern Orte nennt). Wusste der Vf. dieses nicht? Oder meynt er, dass diese Männer schlechte Porträtmaler sind, oder waren? Oder antwortet er vielleicht, dass das historische Maler sind? Im letzten Falle muss er doch wissen, dass die grössere Hälfte aller historischen Maler in fast allen Ländern von Europa seit vielen Jahren ihr Brod grösstentheils durch Porträtmalen gewinnt. XI. Bemerkungen über die Shetlandinseln etc. aus dem Englischen übersetzt. Die unter Nr. XII. mitgetheilten Bemerkungen über das englische Landvolk, verglichen mit dem deutschen, sind sehr mager. XIII. Eine Allegorie von Dr. Franklin. Sie hat nichts mit England zu thun, und scheint abermals bloss hier zu seyn, um Seiten auszufüllen. XIV. Erfindung einer

einer neuen Geheimschreibung. XV. Ueber das neue Ministerium. Höchst unbedeutend. XVI. Erfindung einer hydraulischen durch Wind getriebenen Maschine. XVII. Miscellen. Einige Artikel sind interessant, nur passen sie nicht zu dem Titel über das Neueste in England; denn einige Nachrichten sind aus vergangenen Jahrhunderten; das Neue aber ist Zeitungslectüre.

Zweytes Heft. Nr. I. enthält hauptsächlich Bemerkungen über Deutsche in England. II. Ein Process, aus den Zeitungen abgeschrieben. III. Nachricht über eine neue Erfindung, mehrere Gummiarten zu gewinnen. IV. Briefe eines Deutschen über die Engländer. 3ter Brief. Behauptungen, die manches Unrichtige enthalten, und auf die Sache, wovon die Rede ist, nur zum Theil anwendbar sind. V. Richmond und Hamptoncourt. Viel Unreifes und Schiefes, und wobey eine starke übele Laune durchblickt, die der Beobachter überhaupt durch das ganze zweyte und dritte Heft zeigt. Hin und wieder herrscht auch offenbarer Mangel an Kenntnifs der Dinge, worüber er schreibt. Was wird der Leser, der England kennt, zu folgenden Aeufserungen sagen. S. 41. Die Ignorenz, in welcher die Töchter Albions aufwachsen, läfst sie glauben, dafs weder Natur noch Kunst auf dem festen Lande sey, wo man nichts als schwarzes Brod isst. — Das glaubt der niedrige Pöbel! Der Beobachter mufs wenige Bekanntschaft unter dem englischen Frauenzimmer haben, sonst würde er wissen, dafs die aus den hohen Ständen so gut erzogen werden, als irgend wo, die aus den Mittelständen aber häufig nur zu wohl, d. h. über ihren Rang und über ihre Lage. S. 42. „Alles ist in England im diminutiven Maafsstabe." S. 43. „Die Engländer sind grofse Freunde der eingeschlossenen Luft." (Die Wahrheit ist, dafs kein europäisches Volk so viel in der offenen Luft lebt, als die Engländer). Ebendas. „Die Engländer reiben sich mit *Spiritus vini*, machen alle Fenster zu, damit kein Lüftchen sie anhauche, und wenn sie je erführen, dafs ich verschlossene Kutschen hasse: so würden sie mich nicht mehr für einen Menschen halten. Es wäre um meine Reputation geschehen"!!! „Der Londoner ist überhaupt so ziemlich der Meynung, dafs Exchange Alley das schönste der Erde ist." S. 45. „Die Themse schien mir mit unsern Flüssen vom dritten Range, mit der Saale, der Havel, der Spree etc. kaum wetteifern zu können." Rec. ist mehreremale durch den Rhein geritten, durch die Elbe zu Fufse gegangen und über die Donau gesprungen; er meynt aber doch, dafs sie sämmtlich gröfsere Flüsse seyen, als die Havel und die Spree. S. 47. „Das Thal bey Richmond ist freylich schön, allein kein Haus, vielweniger Städte und Dörfer darin zu sehen. (Hier hat der Beobachter nicht sehr beobachtet). In Sachsen bey Eulenburg habe ich eben einen solchen Anblick gehabt." — *Pye* soll kein modischer Ausdruck mehr seyn, „man hat nichts wie *tarts.*" — Wie kann man doch so bestimmt über Dinge schreiben, die man nicht versteht! *Pye, patty* und *tart* sind drey verschiedene Arten von Gebäcke, über die der Beobachter bey jedem Pastetenbäcker richtige Auskunft hätte erhalten können. S. 49. „Twickenham, wo Pope's Landhaus nicht zu sehen ist." — Und warum nicht? Weil der erste beste Mensch, der dem Beobachter begegnete, ihm sagte, er kenne den Gentleman nicht. S. 51—64. Parlamentsverhandlungen, die man eben so gut aus einer Zeitung kennen lernen kann. Indessen sind wiederum 12 Seiten angefüllt. S. 68. „Blondes Haar ist fast ganz aus diesem Volke verschwunden (!). Selten haben die Züge des Gesichts hier scharfe Umrisse; alles ist schlaff (!!). Grofse Füfse und dicke Knöchel sind hier fast allgemein. Dabey eine flache Brust und ein gekrümmter Rücken" (!!!). S. 70. „Das Vauxhall ragt nicht so viel über das Hamburger hervor, als Vorurtheil und Anglomanie es wähnen. Im Hamburger sieht man mehr hübsche Frauenzimmer" (!). — *Wie sich aber dieser Beobachter bisweilen gänzlich vergifst, und in seiner ganzen Blöfse zeigt, mag folgende Stelle beweisen. S. 71.* „Ich werde suchen, einer Tanzgesellschaft beyzuwohnen, um mir das Vergnügen zu machen, *die* Engländer mit ihren ernsthaften Gesichtern und schlotternden Gliedern herumspringen zu sehen. Mehr wie ein empfindungsloses Springen sind ihre Tänze nicht. (Woher weifs er denn das, da er sie noch nicht gesehen hat?). Diese Tänze (die er erst sehen will), sind nur gemacht, den Schnupfen, womit sie so geplagt sind, zu vertreiben. Leider hat man diese kalten Tänze auch in Deutschland eingeführt. (Das spanische Fandango ist freylich wärmer). Die englischen Tänzer fliegen wie die Bauern auf Kirmissen. Es wird noch gerühmt, dafs sie nach zwey kratzenden Violinen springen, die gewöhnlich Neger bearbeiten." — Und nun setzt dieser Beobachter, nach allem diesen hinzu: „doch gesehen habe ich es noch nicht: ich werde es aber im Winter sehen, und dann treu die Wahrheit berichten." — So zu schreiben, heifst doch wahrhaftig wenig Achtung für seine Leser haben. — S. 74. „Ein zuhörender Fremder, der der englischen Sprache vollkommen mächtig ist, versteht nur hier und da etwas. In America habe ich das Englische sogleich verstehen können, *weil so viele Fremde daselbst eine Sprache daraus gemacht haben.*"!! S. 74. „Auch die äufsere Gestalt der Engländer ist unedler geworden. *Hr. Pitt ist der Urheber dieser Umwandelung*"!!! S. 75. ff. vom Papiergelde. S. 93. „Es ist allgemein bekannt, dafs die Bank von England nicht im Stande seyn würde, von jedem Pf. St. das unter ihrem Namen umherlauft, einen Schilling zu realisiren. Die Landbanken machen es eben so, und ich frage, ob diefs nicht ein Bankerott sey? England mit allen seinen Waaren ist nicht so viel werth, als der Nominalwerth des darin umlaufenden Papieres beträgt. Ich frage, ob diefs kein Bankerott sey?" Wollte man alles Schiefe, alle Irrungen und Trugschlüsse aufdecken, die sich in diesem einzigen Aufsatze befinden: so müfste man einen andern gröfsern schreiben. Aber der Beob-

ach-

achter gesteht selbst, dass viele dieser herrlichen Sachen nicht von ihm selbst kommen, sondern ihm mitgetheilt sind. In der Nachschrift zu diesem Aufsatze (S. 99.) sagt er sehr bescheiden: „Ich bin nach England gegangen, *um über den wahren Zustand dieser Nation Licht zu verbreiten.*" Ein treffliches Seitenstück zu den eben angeführten Aeusserungen über *die* englische Bank liefert S. 133., wo der Vf. sagt: „Heisst es nicht bankerot seyn, wenn England mehr Papier im Umlauf hat, als das ganze Vermögen der Nation mit sammt dem Lande und seinen Einwohnern werth ist." XII. Reise nach Woburn in Bedfordshire. Dieser unbedeutende Aufsatz ist nicht von dem Beobachter, aber sehr in seinem Geiste geschrieben. So vergleicht er London (S. 162.) mit Sodom und Gomorra und sagt: „*Ich weiss nicht, ob fünf Gerechte in diesem Pfuhle des Lasters sind*, welche das Strafgericht abwenden; denn sonst, wenn es positive Strafen gäbe, *müsste* eine giftverzehrende Explosion der Natur schon längst denselben in Trümmern zerlegt haben."

Drittes Heft. I. Abermals über eine Landung in England, und Nr. VI. u. IX. nochmals. Das ist nun sehr langweilig; und bey dem allen spricht der Vf. nicht einmal als ein Sachkundiger. II. Kriege der Engländer. Die Berechnung der immer theurer werdenden Kriege ist aus Paine abgeschrieben, findet sich auch schon in mehreren andern Werken. III. Brief eines Engländers über den gegenwärtigen Zustand des Handels und des Ackerbaues in Frankreich. Wie kommt dieser hieher? Antwort: Auch er füllt mehrere Seiten aus. In der Nachschrift zu diesem Briefe sagt der Beobachter: „Der Wohlstand Frankreichs ist ausser allem Zweifel, deutsche Journalisten mögen sagen, was sie wollen. Das Publicum nimmt keine Notiz davon." (Und Alles das ist so wahr, weil es in dem Privatbriefe eines Engländers steht? Für *gewisse* Engländer zeigt der Beobachter doch wirklich sehr viel Achtung). Wie es um des Beobachters Kenntnisse vom Handel und von der Staatswirthschaft stehe, davon kann auch Folgendes zur Probe dienen: „Ich bin stets überzeugt (S. 46.), *dass ein Land in glücklichen Umständen sey, wenn es heisst, der auswärtige Handel dieses Landes sey zu Grunde gerichtet.* IV. Höchst unbedeutender Brief eines englischen Frauenzimmers. V. Brief eines Engländers über Ceylon, und VII. über Tippo Sahebs Jagden. Beide Artikel abermals nicht hieher gehörig, aber doch sehr brauchbar, Seiten zu füllen. VIII. Musterung der Londoner Volontärs. Unter den zahlreichen Zuschauern sah der Beobachter „nur ein einziges auffallend hübsches (nicht schönes) Gesicht." X. Ueber die Verderbtheit des englischen Volkes. XI. Abend in Vauxhall. Der Beobachter war sehr übler Laune. S. 106. „In welchem Lande ist wohl den Schuldnern nichts zu ihrem Unterhalte ausgesetzt, wenn ihre Gläubiger sie setzen lassen? Hier verhungert jährlich eine Anzahl derselben." Wo mag doch der Beobachter solche Dinge gehört haben! Jeder Engländer, auch der am wenigsten unterrichtete, konnte ihn darüber belehren. Aber es scheint, dass er sehr wenige Individuen dieses Landes kennen gelernt hat, und daher lässt sich denn seine äusserste Unkunde dieses Volkes erklären. Wer, der den Engländer auch nur einigermaassen kennt, würde folgendes schreiben. S. 109. „Die englische Nation ist immer neidisch auf das von der Natur reichlicher ausgestattete Frankreich gewesen." Und ebendas. „jeder Engländer weiss, dass Frankreich ein schöneres Land, als das seinige ist." Beide Sätze sind grundfalsch. Der gemeine Engländer betrachtet Frankreich als das Land der hölzernen Schuhe, des Hungers und des Froschessens, und preisst sich glücklich, in Alt-England zu leben, während dass es in den mittlern und höhern Ständen, selbst unter denen, die in Frankreich gewesen sind, sehr wenige giebt, die ihre Insel nicht jenem Lande vorzögen, sie nicht für schöner und fruchtbarer hielten. Aber der Beobachter hat sich nun das in den Kopf gesetzt, und so muss es denn seyn. Er fährt dann fort: „Zu diesen Ursachen der Bösartigkeit kommt noch eine Religion, die durch den Glauben allein, ohne Werke der Liebe, selig macht; in welcher man durch tyrannische Gnadenwahl (was! in der englischen Kirche?) der Seligkeit theilhaftig werden kann." Doch macht der Beobachter auch Ausnahmen! „Ich weiss, sagt er S. 110. dass eine grosse Anzahl philanthropinischer Charaktere unter den Engländern zu finden sind, und dass sich die Zahl dieser *Edlen* seit der französischen Revolution vermehrt hat. *Ich hege die grösste Achtung für die correspondirende Societät, für den edeln und so weisen Whigclub.*" XI. Abend in Vauxhall, Fortsetzung. XII. Bemerkung eines Deutschen auf seiner Reise in England. Da kennt er einen Mann, der seine Kinder auf eine Art erzieht, die in England höchst selten ist; er aber sagt: „Seine Kinderzucht war, so wie diejenige aller Engländer. Er hielt seine Kinder von der freyen Luft entfernt." S. 132. redet er von den grosen englischen Schulen und sagt: „Puffendorf und Grotius sind ihre Orakel"! Rec führt es nicht als ein Lob der englischen Schulen an, aber es ist nun einmal so: diese beiden Namen, besonders der erste, werden in denselben fast gar nicht genannt. — So wie die Bemerkungen dieses Beobachters über die wichtigern Dinge grösstentheils falsch sind, so sind sie es auch in den unbedeutendsten Kleinigkeiten. So sagt er S. 133. „Ein englischer Pudding ist ein gefüllter Kloss. Es ist eine Bombe, wovon der Teig die Schale macht. Saucen haben sie dazu nicht." — Die Wahrheit ist, dass man ihrer zwischen 40 und 50 Arten kennt, die sehr unter einander verschieden sind, und wovon mehrere ihre eigenen Arten von Brühen haben. So sagt er S. 150. „Nur ein Denkmal in der Westminster Abtey ist schön, und das ist von einem Franzosen." Der unterrichtete Leser denkt denn sogleich an das, wovon er in allen Beschreibungen von London gelesen hat, an das Denkmahl der Mrs. Nightingale, woraus der Beobachter Mylady macht: frey-

(freylich eine Kleinigkeit), und das giebt ihm Gelegenheit, sehr spasshaft über Lord Nachtigal zu seyn. S. 175. „Die Parks (in England) enthalten grösstentheils nichts weiter, als natürliche Viehweiden und kleine Holzungen." (Ungefähr wie die Verklärung von Raphael nichts weiter, als Leinwand, Farben und Oel enthält). XIII. Richard Morris, genannt Dickspot. Schon in einem vorhergehenden Hefte fängt die Geschichte dieses sogenannten Zauberers und Wahrsagers an, und der Beobachter wiederholt treuherzig alle die Wundergeschichten, womit man einen Theil des englischen Publicums zum Besten gehabt hat. Uebrigens gehört diese Geschichte so wenig in das Neueste über England, als eine Menge anderer Artikel.

Noch weit länger würde übrigens diese Anzeige geworden seyn, wenn Rec. alles Irrige, Schiefe, Gewagte so wohl als den absprechenden Ton hätte rügen wollen, der sich hin und wieder findet. — An Druckfehlern, wodurch denn häufig Sprachfehler entstehen, ist auch kein Mangel. Rec. begnügt sich einige von denen anzuzeigen, die nicht jeder Leser, selbst corrigiren kann. Heft II. S. 45. Brintford, l. Brentford. S. 49. Burhy Park, l. Bushy Park. S. 58. Thurley, l. Thurlow. S. 66. Speatt, l. Sprat. S. 124. Motlock, zweymal l. Matlock. S. 126. Derizes, l. Devizes. S. 161. Hanowonthehill, l. Harrow on the hill. S. 174. Baruet, l. Barnet.

ERBAUUNGSSCHHRIFTEN.

Prag, b. Widtmann: *Der Mensch im Umgange mit Gott.* Ein Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen, von *P. J. Engl.* 1800. 294 S. 8. (11 gr.)

Der Vf., überzeugt, dass in Absicht auf Andachtsübungen eine zweckmässige Abwechselung von grossem Nutzen sey, weil diejenigen, die sich nicht durch eigene Geisteskraft mit der Betrachtung religiöser und moralischer Gegenstände beschäftigen können, durch den lange fortgesetzten Gebrauch derselben Erbauungsschriften leicht zu einem *geistlosen* Mechanismus verleitet werden, hat sichs bey *dieser* Schrift zum Zwecke gemacht, nebst vielen andern würdigen Religionslehrern der katholischen Kirche, die sich im Erbauungsfache auf eine rühmliche Art ausgezeichnet haben, zur Erweckung ächt religiöser Gesinnungen auch sein Schärflein beyzutragen. Diesen Zweck hat er auch, nach dem Urtheile des Rec., auf eine vorzügliche Art erreicht. Man findet auf allen Seiten Spuren einer lichtvollen Denkart in Rücksicht auf Religion und Moral. Diese Schrift zeichnet sich aber noch besonders aus durch eine reine, dem Geschmacke des gebildeteren Publicums, und doch auch zugleich der Fassungskraft des *gemeinen Mannes* angemessene Sprache. Fern von einer *schwülstigen* und bilderreichen Schreibart, befleissigt sich der Vf. durchgängig einer edlen Simplicität im Vortrage, und sucht mehr durch die Würde des Inhalts, als durch Wortprunk zu rühren. Nur hätte Rec. gewünscht, dass der Vf. einige Litaneyen weggelassen hätte, an die zwar das Volk gewöhnt ist, deren Beybehaltung aber in den neuesten Erbauungsbüchern nur dazu beyträgt, den Geschmack an unverständliche Mystik und abergläubische Vorstellungsarten zu verewigen. Man muss dem Volke nach und nach seine Götzen durch ein kluges Betragen, wodurch sie in Vergessenheit gebracht werden, entziehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. Paris: *Dissertation sur un disque d'argent du Cabinet des Antiques*, connu sous le nom *de Bouclier de Scipion*; par *A. L. Millin*, Conservateur des Médailles, Pierres gravées et Antiques de la Bibliotheque nationale. (1800.) 36 S. gr. 8. (mit 2 Kupfertafeln). Diess merkwürdige Monument, welches sich gegenwärtig in dem Museum der franz. Nationalbibliothek befindet, verdiente allerdings eine neue Erläuterung. Hr. *M.* hat sie mit aller der Gelehrsamkeit und Belesenheit gegeben, welche seine archäologischen Schriften zu zieren pflegt. Zwar verräth das Kunstwerk an sich keinen grossen Meister, und Hr. *M.* setzt die Verfertigung desselben, wegen des Stils und der Architectur, in die Zeiten des Septimus Severus herab. Allein die Untersuchungen neuer Gelehrten haben ein besonderes Interesse für dieses Werk erweckt. Bekanntlich war *Spon* der erste, welcher aus der runden silbernen Platte, die einige Fischer von Avignon in der Rhone fanden, den *Schild des Scipio* machte. Denn hier hatte, nach der gewöhnlichen Erzählung, ehemals Scipio, auf seiner Rückkehr aus Spanien, beym Uebersetzen über den Fluss seine Bagage verloren, und war von den Celtiberern mit einem silbernen Schilde beschenkt worden, welcher das Andenken an seine edelmüthige Handlung (Liv. XXVI, 50.) in erhobener Arbeit erhielt. Die Rückgabe nämlich der schönen Gefangenen an ihren Bräutigam soll darauf vorgestellt gewesen seyn. So unstatthaft und unbegründet aber auch diese ganze Annahme ist: so wurde doch *Spon's* Hypothese in vielen archäologischen und philologischen Büchern, die Hr. *M.* hier namhaft macht, ohne Bedenken fortgepflanzt, und man dachte an nichts bey jener Platte, als an den Schild des Scipio. *Winkelmann* stellte eine andere Erklärung auf. Er sah auf der Platte die Zurückgabe der Briseis an Achilles. Diese Erklärung hat jetzt Hr. *M.* von neuem in Schutz genommen, indem er, nur zu ängstlich, die Homerische Beschreibung mit der Darstellung des Künstlers zusammenhält, und auch da, wo die Personen nichts weniger als charakteristisch erscheinen, seine Meynung mit Scharfsinn durchzuführen versucht. Der Tisch mit den Gefässen wird nunmehr auf die Geschenke des Agamemnon gedeutet, welche er dem Achilles bietet. Die ganze Erklärung hat sicher mehr für sich, als die *Sponische*, wiewohl auch bey ihr (z. B. in Ansehung des Herolds, welcher ganz römisch, nicht homerisch, erscheint), noch manche Schwierigkeit bleibt. Von den beiden Kupfertafeln, deren Zeichnung Hr. *M.* unter seinen Augen verfertigen liess, stellt die erste den Umriss der Figuren, die zweyte den Umriss der Platte selbst dar.

Monatsregister

vom

Februar 1802.

I. Verzeichniss der im Februar der A. L. Z. 1802 recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

A.

Abicht's Metaphysik 1 B. 1 Abschn. 58, 457.
Academiae Lipsiensis in saeculi undevicesimi initiis pietatis monumenta 59, 469.
Archiv f. Zoologie u. Zootomie, herausg. von *Wiedemann* 1 B. 2 St. 2 B. 1 St. 60, 473.
v. Aretin v. d. ältesten Denkmälern d. Buchdruckerkunst in Baiern 54, 431.
Ast de Platonis Phaedro 40, 313.

B.

Bellona, neue, 1, 2 B. 55, 438.
Beschreibung, systematische aller Gesundbrunnen und Bäder 2 Ausg. 1, 2 B. 56, 445.
Betrachtungen üb. d Universum 4 Aufl. 48, 384.
Bibliothek d. neuesten u. wichtigsten Reisebeschreibungen, herausg. v. *Sprengel* 5 B. 53, 417.
— allgemeine chemische, d. 19 Jahrh. herausg. v. *Trommsdorff* 1 B. 1, 2 St. 2 B. 1 St. 56, 447.

C.

de la Cepede Naturgeschichte d. Amphibien aus d. Franz. v. *Bechstein* 3 B. 58, 464.
Christ, der, in Gebet und Betrachtungen zu allen Zeiten 3 Aufl. 51, 408.
Cornova's Unterhaltungen mit jungen Freunden d. Vaterlandsgeschichte 2 Bdch. 41, 328.

D.

Denkwürdigkeiten, hessische, herausg. v. *Justi* u. *Hartmann* 2 Th. 47, 371.

E.

Eichhorn's allgemeine Bibliothek d. biblischen Literatur 7 B. 4—6 St. 8—10 B. 4 St. 48, 377.
Engel's der Mensch im Umgange mit Gott 62, 495.
Evans Sketch of the denominations of the christian World 5 Edit. 46, 361.

F.

v. Feilitzsch ökonom. prakt. Bemerkungen üb. den Ackerbau 52, 412.
Förster's christliche Lieder 47, 375.
Froriep's einige Worte üb. populäre Medicin 59, 471.

G.

Gebete u. Formulare z. Gebrauch b. öffentlichen Gottesverehrungen 36, 288.
Gesänge, christliche vorzügl. f. d. öffentl. Gottesverehrung d. Katholiken 60, 478.
Geschichte d. ersten Bürgeraufnahme e. Protestanten in München 55, 439.
Gönner's auserlesene Rechtsfälle 1 B. 38, 300.
le Grand d'Aussy Versuch e. Gesch. des Obstbaues in Frankreich a. d. Franz. 52, 413.
Güte's Angabe u. Berechnung d. Gebornen, Gestorbenen, Copulirten — in den evangel. luther. Gemeinden d. Stadt Halle 46, 367.

H.

Happel's Beobachtungen beym Ausbruche eines Concurses 45, 357.
Hätzfeld's Prüfung d. Grundsätze, welche über d. Peräquation d. Kriegskosten sind aufgestellt worden 54, 428.
Haus Beyträge z. Berichtigung d. rechtl. Grundsätze üb. d. Ersatz u. d. Vertheilung d. Kriegsschäden 61, 481.
Hecker's einige Gedanken u. Vorschläge über Seminarien 45, 359.

Hochheimer's allgem. ökon. chem. technologisches Haus- u. Kunstbuch 3 Th. 52, 414.
Hof- u. Addrefs-Calender Anhalt-Bernburgischer auf d. J. 1801 42, 334.
Horstig's Übung d. Seminaristen 45, 359.
Hutten Epistolas II. ad Rich. Crocum ed. *Müller* 60, 479.

I.

Jauffret Rolando's u. f. Gefährten Reife um die Welt a. d. Franz. 3, 4 Th. 32, 256.
3 Hft. 39, 312.
Ideler's Gartenfreund 4 B. 50, 399.
Jenchen's christliche Volksmoral 48, 383.

K.

Kalender, militärischer auf d. J. 1802 34, 272.
Kapff's Sammlung im Herzgth. Wirtemberg einzeln ergangener Verordnungen 39, 311.
Karl Theodor's Fürstbischofs v. Konstanz Sendschreiben an feine Geistlichkeit 33, 263.
Kleber's Abhandl. üb. d. Frage: ist die Gerichtsbark. d. R. Kammergericht b. Absonderungsklagen des Lehns v. Erbe — gegründet 42, 335.
König's Formularbuch f. processualische Handlungen 1 Abth. 39, 309.

L.

Latreille Histoire naturelle d. Salamanders de France 44, 345.
Luciani opera recenf. *Schmieder* T. II. 57, 455.
— — opera ed. *Schmidius* Tom. VIII. 57, 455.

M.

Magazin z. Vervollkommnung d. theoretischen u. prakt. Heilkunde herausg. v. *Röschlaub* 1—6 B. 32, 249.
Majer's deutsche Staatsconstitution 1, 2 B. 39, 305.
Medicus Beyträge zur Pflanzen-Anatomie — Pflanzen — Physiologie 1—7 Heft 42, 329.
Meisner nova V. Testamenti clavis Vol. II. 57, 449.
Memoirs of Angelo Politianus — Sannazarius etc. b. *Parr Greswell* 38, 304.
Millin Differt. fur un disque d'argent du Cabinet des Antiques 62, 495.
Möglichkeit, die, synthetischer Urtheile a priori gerettet gegen d. Angriff d. Hn. Schulze 53, 423.
Müller's Einleit. z. Erkenntnifs u. z. Gebrauche d. Erd- u. Himmelskugel 1, 2 Th. 59, 465.
Mufenalmanach f. 1802 herausg. von *Siegfried* und *Klinkicht* 37, 295.

N.

Neueste, das, aus England 1—3 Heft 62, 489.

O.

Ohm's, neues theoret. prakt. Handbuch als Anhang z. allen französischen Grammatiken 43, 344.
Olivarius authentische — Beschreib. d. Seeschlacht zwischen d. Escadre d. Adm. Parker u. d. dän. Defensionslinie 52, 415.

P.

Piazzi Refultate der Beobachtungen des neuen Sterns — herausg. v. *Seyffer* 61, 484.
Pfaff's Grundrifs e. allgemein. Physiologie und Pathologie d. menfchl. Körpers 1 B. 56, 441.
Pfrogner's Einleit. in die christl. Religions- u. Kirchengefchichte 1, 2 Th. 37, 289.
Plinii Secundi Epistolarum lib. X. recenf. *Gierig* Tom. I. 36, 281.

R.

Rath, guter, f. Hauswirthe u. Ökonomen 52, 415.
Reufs Repertorium commentationum a societatibus literariis editarum, Scientia naturalis T. I. 47, 369.
Roos Unterfuchung üb. d. privilegirte Spitzbubenhandwerk in d. alten Ägypten 58, 463.
Roth's Generaljaunerliste 54, 431.

S.

Salomo's Sprüche herausg. v. *Müntinghe* aus d. Holl. überfetzt v. *Scholl* 2 B. 57, 452.
Schad's Geist d. Philosophie unferer Zeit 58, 459.
Schiller's Maria Stuart 2 Aufl. 46, 363.
Sittengemälde v. London 55, 433.
Skizze von Frankfurt a. M. 47, 375.
Stöhr's Verfuch z. e. Lehrbuch üb. d. prakt. Rechtswiffenfchaft 3 Th. 39, 308.

T.

Tabellen, vollständige, nach d. Decimalmaafs berechnete, z. Bestimmung d. cubifchen Inhalts — d. Holzes 53, 421.
Tafchenbuch, kleines, z. Bildung u. Veredlung d. Jugend v. Fr. G. 35, 280.
Tafchen-

Taschenbuch f. edle deutsche Frauen 35, 280.
— — neues Hamburgisches auf d. J. 1802. herausg. von *Schütze* 44, 352.
Thargum, philologisches, des alten Testaments 1 St. 43, 339.
Theologie, biblische, d. N. Testam. 1 B. 41, 321.

V.

Vogel's Ideen zu e. Metaphysik des Menschenverstandes 1 Th. 58, 461.
Voigtel's Bruchstücke aus der Zeichenlehre der Entbindungskunst, a. d. Latein. von D. C. F. E. 40, 320.

W.

Wedel's Anweisung z. Fuhssspiele 61, 487.
Wendler veterum auctorum lectio quantum prosit proficere in virtutis studio cupientibus 44, 351.
Winter Evenings or Lucubrations on Life a. Letters new Edit. V. I, II. 47, 374.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 82.)

II. Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt worden.

Anm. Die Ziffern zeigen die Numer des Stücks an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften deffelben Verlegers in demfelben Stücke vorkommen.

Akademifche, neue Buchh. in Marburg 40. 47.
Andreä in Frankfurt a. M. 32. 53.
Anonymifche Verleger 42. (2) 43. 44. 47. 55.

Bachmann und Gundermann in Hamburg 61.
Bauer und Mann in Nürnberg 60.
Bergemann in Bernburg 36.
Beyer und Maring in Erfurt 33.
Bohn in Hamburg 39.
Braun in Giefsen 58.
Breitkopf und Härtel in Leipzig 60.
Brummer in Kopenhagen 56.

Cadell und Davies in London 38.
Calve in Prag 41.
Comptoir f. Literatur in Elberfeld 49.
Cotta in Tübingen 39. 46.
Crökerfche Buchh. in Jena 58.
Crosby in London 46.

Decker in Bafel 47.
Dietrich in Göttingen 47.

Felsecker in Nürnberg 58.
Fröhlich in Berlin 62.

Gabler in Jena 56.
Gädicke Gebrüder in Weimar 39.
Gebauer in Halle 45. 57.
Göpferdt in Jena 40.
Gräff in Leipzig 42.
Grau in Hof 52.
Guilhauman in Frankfurt a. M. 52.

Haller in Gera 47.
Hayn in Berlin 45.
Heinfius in Leipzig 57.
Helwings in Hannover 53.
Hennings in Erfurt 57.
Heyer in Giefsen 45.

Hof- und akademifche Buchh. neue in Mannheim 48.
Jäger in Frankfurt a. M. 57.
Induftrie-Comptoir in Weimar 53. 58. 59.

Krüll in Landshut 38.

Leich in Brandenburg 48.
Lincke in Leipzig 35.
Lindauer in München 54.

Macklot in Karlsruhe 54.
Meyn und Mahnke in Hamburg 44.
Monath und Kufsler in Nürnberg 39. 59.
Müller in Leipzig 35.

Normal-Buchdruckerey in Prag 37.

Pauli in Berlin 50.
Perthes in Gotha 55.

Reichard in Braunfchweig 60.
Reinicke und Hinrichs in Leipzig 55.
Rink und Schnuphafe in Altenburg 53. 58.
Risler in Mühlhaufen 32.
Röwer in Göttingen 61.
Ruff in Halle 46.

Schalbacher in Wien 51.
Schwickert in Leipzig 36.
Sommer in Leipzig 57.
Stein in Nürnberg 61.
Supprian in Leipzig 44.

Tauchnitz in Leipzig 59.

Unger in Berlin 34.

Vofs in Leipzig 52.

Weidmanns in Leipzig 48.
Weygand in Leipzig 41.
Widtmann in Prag 39. 62.
Wittekindt in Eifenach 52.
Wolf in Leipzig 57.

III.

III. Intelligenzblatt des Februars.

Ankündigungen.

Adrastea herausg. v. *Herder* 3 St. 28, 220.
Almanach d. neuesten Fortschritte — in den speculat. u. positiv. Wissenschaften — herausg. v. *Bellermann* 19, 149.
Annalen d. Physik 2 St. 28, 217.
Archiv f. Ersparnifs u Bequemlichkeit 20, 257.
— neues f. d. Gesch. Schlesiens u. d. Lausitz 26, 207.
— f. d. Pharmacie u. ärztliche Naturkunde herausg. v. *Schaub* u. *Piepenbring* 29, 227.
Barthelemy Oeuvres diverses Üb. 19, 150. 28, 222.
— Voyage en Italie Üb. 19, 150. 28, 222.
Bechstein's Abbildung. naturhistor. Gegenstände 4 Hundert 18, 139.
Beichtstuhl, der, e. wahre schaudervolle Begebenheit 19, 150.
Beleuchtung, d. freymüthigen Beleuchtung d. Uebertritts d. Grafen v. Stollberg z. kathol. Kirche 17, 133.
Bernstein's chirurgisches Handwörterbuch 23, 183.
Beschreibung d. Thüringerwaldes 3, 4 Abth. 19, 150.
Beweis, dafs d. Civilstand durch d. Militärstand wesentliche Vortheile erhalte 24, 186.
Beyträge, biblische, z. — d. Frage: werden wir uns wieder sehen? 28, 222.
Bielfeld's Thuiskon e. Heldengedicht 24, 187.
Blätter f. Polizey u. Cultur 1802 1 St. 28, 217.
Busch Almanach od. Übersicht d. Fortschritte in Künsten u. Wissenschaften 6 Jahrg. 19, 147.
Chaptal's u. *Parmentier's* Kunst alle Arten Branntweine u. Essige z. verfertigen 28, 222.
Döring's Anleitung z. Uebersetzen a. d. Deutschen ins Latein. 1, 2 Cursus 2 Aufl. 28, 223.
Eleusinien d. 19 Jahrhunderts 24, 190.
Ephemeriden, allgemeine, geographische 2 St. 26, 203.
Esmenard à Bonaparte Üb. v. *Hermes* 19, 148.
Eunomia Febr. 26. 204.
Fischer's Gemälde v. Valencia 16, 124.
Fröhlich's in Berlin neue Verlagsb. 24, 190.
Gartenkalender mit Bemerkungen 40jähriger Erfahrungen 28, 224.
Gilly's u. *Eytelwein's* prakt. Anweisung z. Wasserbaukunst 1 Hft. 17, 132. 25, 200.
Gräfse's prakt. Anweisung z. Übersetzen a. d. Deutsch. ins Latein. 2 Th. 28, 223.
Greiling's Hieropolis e. Versuch üb. d. wechselseitige Verhältnifs d. Staates u. d. Kirche 24, 188.
Grohmann's Annalen d. Universität Wittenberg 2 Th. 28, 223.
Guts Muths Bibliothek d. pädagog. Literatur Jan. 28, 218.
Harmonia, Eine Zeitschrift 25, 199. 1 Hft. 29, 226.
Hefte, ökonomische, Fortsetzung 26, 204.
— — Januar 26, 206.
Heinrich v. Feldheim od. d. Officier wie er seyn sollte 1, 2 Th. 23, 184.
Heinsius in Gera neue Verlagsb. 21, 167.
Heyer's in Giefsen neue Verlagsb. 18, 138.
Homeri carmina ed. *Heyne* 24, 187.
Journal d. Luxus 2 St. 26, 203.
— f. Fabrik Manufactur Handlung u. Mode Fortsetz. 26, 204.
— — — Januar 26, 205.
— v. neuen deutschen Original Romanen 28, 218.
Kayser's Abrifs d mathemat. u. physikal. Erdbeschreibung 1 Bdch. 21, 166.
Keyser's in Erfurt neue Verlagsb. 19, 147.
Kleuker's Briefe an e. christl. Freundinn 19, 150.
Körner's in Frankf. a. M. neue Verlagsb. 28, 220.

Kyne-

Kynosarges e. Quartalschrift v. *Bernhardi* 1 St. 26, 201.
Lampadius Hüttenkunde, Fortsetzung 16, 123.
London und Paris 7 St. 26, 202.
Lossius dramat. Sprüchwörter 2 Bdch. 16, 124.
Magazin aller neuen Erfindungen, Entdeckungen etc. 4 Hft. 21, 167.
Marcus Magazin f. specielle Therapie u. Klinik 3 St. 21, 167.
Meister's Anne Winterfeld 16, 123.
Merkel's Briefe an e. Frauenzimmer 2 Jahrg. 3 Hft. 16, 121. 4 Hft. 20, 158.
Merkur, französischer 2 Jahrg. 2 Hft. 16, 121.
— neuer deutscher Jan. 17, 134.
Mittel, einziges untrügliches eine jede brennende Esse augenblicklich z. löschen 16, 122.
Möller's Naumburg Zeizisches Gelehrten und Schriftsteller Lexicon 26, 206.
Monatsschrift f. Geistes u. Herzensbildung junger Frauenzimmer 4 Hft. 29, 225.
Montag u. Weiss in Regensburg neue Verlagsb. 29, 231.
de Montalembert Mdme Elise Dusmenil Üb. 16, 125.
Morveau Abh. v. d. Mitteln d. Luft z. reinigen übersetzt v. *Pfaff* 29, 232.
Müchler's kleine Mährchen a. d. Morgenlande 20, 158.
Müller's Siegfried v. Lindenberg 6 Aufl. 16, 125.
Nereis Britannica Fascic. III. 24, 185.
Nordwall's Afhandl. rörande Mechaniquen T. 1. Üb. 24, 191.
Obstgärtner, deutscher 1 St. 1802 25, 200.
Ornithologie, deutsche, 5 Hft. 29, 231.
Otto's Lexicon der Oberlausitzischen Schriftsteller. Fortsetz. 17, 133.
Patriot d. deutsche, Monatsschrift v. *Steinbeck* Febr. 26, 201.
Paulus Commentar üb. d. neue Testament 3 Th. 28, 221.
Provinzialblätter, sächsische Jan. 20, 157.
Rambach, d. Kuhpocken e. Familiengemälde 16, 122.
Rapporten, streckende als Bylaagen tot de Verzameling v. Stukken, betrek. de aanstelling e. Commissie v. d. Geneeskundig Toevoorzicht te Amsterdam Ub. 18, 137.
Regensburg v. d. franz. Truppen feindlich bedroht u. in Besitz genommen 19, 150.
Rodig's Raum u. Zeit 28, 220.
Schneiders u. Weigel's in Nürnberg neue Verlagsb. 18, 140. 20, 158.
Schröter's selenotographische Fragmente 2 B. 16, 123.
Seyffert u. Lohmann's in Bremen neue Verlagsb. 29, 232.
Segür d. ä. Geschichte d. vorzüglichsten Begebenheiten unter d. Regierung Friedrichs II. nach d. Franz. 28, 223.
Sophoclis Tragoediae VII ed. *Beck* 24, 189.
Sörgel's das Haus Österreich 1 Th. 19, 149.
Soulavie Memoires du regne de Louis XVI. Üb. 17, 133.
Sprengels, Kurt, Anleitung z. Kenntniss d. Gewächse in Briefen 1, 2 Samml. 21, 163.
Stahl's in Jena neue Verlagsb. 17, 134.
Tasso's befreytes Jerusalem übersetzt v. *Gries* 2 Th. 23, 181.
Verzameling v. Stukken betrek. de aanstelling e. Commissie v. Geneeskundig Toevoorzicht te Amsterdam Üb. 18, 137.
Vicq d'Azyr's anatom. physiologische Schriften Üb. 16, 126.
Voyage au Senegal pendant l. années 1784, 1785 d'apres les Memoires de *Lajaille* Üb. 26, 207.
Weiler Dictionnaire raisonné portatif françois allemand 2 Th. 18, 137.
Zeitschrift von u. für Ungarn herausg. v. *Schedius* 1 Hft. 29, 225.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Abramson in Berlin 21, 166.
August Erbprinz von S. Gotha 20, 155.
Benraad zu Amsterdam 27, 213.
Desgenettes zu Paris 17, 132.
Fischer zu Coburg 20, 155.
Fuss in Petersburg 17, 131.
Glosius in Ungarn 20, 156.
Grüter in Schwäbisch Hall 17, 131.
Gross zu Erlangen 27, 212.
Hamberger in Gotha 17, 131.
Heinrich, Erbgraf v. Stollberg 20, 156.
Heymann zu Triest 27, 213.
Hirsch zu Göttingen 27, 212.
Hochberg Graf zu Fürstenstein 20, 156.
Jacobs in Gotha 17, 130.
Jenner in London 17, 132.
Jensen in Kiel 19, 146.
Kerbert zu Koog 27, 213.
v. Keuls zu Amsterdam 27, 213.
v. Kinsky Graf zu Wien 20, 155.
Koch zu Brüssel 27, 213.
Kraft in Petersburg 17, 131.
v. Loon zu Dordrecht 27, 213.
Lowitz in Petersburg 17, 132.
Martilliere zu Paris 17, 132.
Meinecke zu Quedlinburg 20, 155.
Merlin v. Douay z. Paris 17, 132.
Metzger zu Königsberg 21, 166.
de Meuniers zu Paris 19, 147.
v. Nattdorf zu Petersburg 19, 147.
Oserezkosky zu Petersburg 17, 132.
v. Ostrolnczky in Ungarn 20, 156.
Pallas zu Petersburg 27, 213.
v. Pronay 20, 156.
Roose zu Braunschweig 27, 212.
Rudloff zu Hannover 19, 146.
Rumford Graf 17, 132.
Schlichtegroll in Gotha 17, 131.

Schrey-

Schreuder zu Amsterdam 27, 213.
Snetlage zu Hamm 21, 166.
v. Sonnenfels in Wien 20, 156.
v. Spuner Graf 20, 155.
Tittmann zu Leipzig 21, 166.
Treilhard in Paris 17, 132.
Wognitz in Halle 27, 212.
Weber zu Leipzig 19, 147. 21, 166.
Wesling zu Schagen 27, 213.

Todesfälle.

Bakker zu Amsterdam 22, 176.
Bielke zu Stettin 27, 211.
de Bory zu Paris 20, 155.
v. Carlson zu Stockholm 17, 130.
Darquier zu Toulouse 20, 155. 27, 212.
Fahner zu Ilfeld 27, 211.
Helms zu Wien 17, 130.
Heumann zu Bruck 17, 130.
Köhler zu Culmitzsch 17, 130.
Luneau de Boisjermain zu Paris 20, 155.
Lux zu Rideren 17, 130.
Matha in Torgau 17, 130.
Nyssenius zu Blankenburg 17, 130.
Röber zu Dresden 17, 130.
Royer in Berlin 22, 176.
Töpfer zu Regensburg 27, 211.
Valette zu Honor de Cos 20, 155.
Zumsteeg zu Stuttgardt 20, 155.

Universitäten, Akad. u. a. gel. Anstalten.

Amsterdam Gesellschaft Tot nut van't Allgemeen Preisfragen 22, 174.
— Gesellschaft z. Beförderung d. Wundarzneykunde Preisfragen 22, 174.
Berlin, Akademie der Wissenschaften Sitzung 21, 162.
— Gesellschaft d. Freunde d. Humanität Stiftungsfest 21, 162.
— — Preisfragen 21, 164.
Braunschweig, Anordnung jährlicher Synoden d. Prediger 19, 145.
Coburg, Schulschriften v. 1801 20, 153.
Erlangen, Weihnachtsprogr., *Möhrike's* und *Berthold's* Disputat. 27, 209.
Göttingen, *Arnold's*, u. *Joh. Heinr. Heise's* jurist. Disput. 22, 173.
Gröningen, *Gratama's* u. *Schröders* Reden 22, 173.
Haarlem, Teylersche Stiftung, Preisfrage 22, 175.
Halle, Preisvertheilung d. theolog. Facultät 21, 161.
Jena, *Kilian's* medicin. Disput. 20, 153.
Königsberg, deutsche Gesellschaft feyerliche Versamml. 21, 163.
— Universität Feyerlichkeit wegen d. Jubelfests der preuss. Königskrone 21, 161.
Landshut, Rescript an die jurist. Facultät 27, 210.
Leipzig, Universität, *Burscher's* u. *Hindenburg's* Progr. *Tilesius* medicin. Disput. 21, 161.
London, Gesellschaft der Mathematiker feyert d. Geburtstag Newtons 20, 153.
Lyon, Athenée Sitzung 21, 164.
— Gesellschaft des Ackerbaues, d. Naturgeschichte, Sitzung 21, 163.
Mainz, Errichtung e. Departemental Instituts 20, 154.
Nismes, Lycée, Preise 27, 211.
Paris, Beschluss d. Consuln in Ansehung d. Herausg. d. ägypt. Memoiren etc. 27, 214.
— Gesellschaft z. Aufmunterung d. National-Industrie, Sitzung 17, 129.
— — Circulare 27, 210.
— Institut de Jurisprudence et de l'Economie politique Examen 21, 162.
— Maler und Bildhauerschule Preise 27, 210.
— National-Institut, Preise 17, 130.
— — — — Sitzung 17, 129. 20, 154.
Petersburg, freye ökonom. Gesellschaft Preise 25, 196.
Potsdam ökonomische Gesellschaft Preisfragen 21, 165.
Republik, italienische, Collegium d. Gelehrten 27, 209.
Rotterdam, Societät d. Wissenschaften Preisfragen 22, 174.
Russland, Censur 27, 214.
Russland, Aufhebung d. Censur 22, 176.
Societät, Batavische d. Sprach- u. Dichtkunst, Preise 25, 198.
Stockmar's, Prediger in Südpreussen Preisfrage 21. 165.
Wien, Vereinigung d. Censur mit d. Polizey 19, 148.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Abramson's Denkmünze auf den Schauspieler Fleck 22, 176.
Anzeigen, vermischte 17, 133. 18, 144. 21, 167. 168. 23, 184.
Auction in Altenburg 20, 159.
— in Dresden 19, 151.
— in Erfurt 20, 159.
— in Strasburg 18, 140.
Berichtigungen 19. 152.
Bücher so gesucht werden 27, 215. 28, 224.
— zu verkaufen 26, 207, 208. 27, 215. 28, 224.
Bücherlotterie zu Gotha 27, 215.
Cramer Buchhändler in Paris u. Übersetzer 20, 156.
Cuvier secirt einen Elephanten 27, 214.
Druckfehler 16, 128. 19, 152.
Frankreich, Wünsche d. Departements in Ansehung der Lehranstalten 21, 166.
Funk entdeckt gemeinen crystallisirten Tremolit auf dem Fichtelgebirge 20, 159.

Gal-

Galvanismus in Holland 23, 180.
Geoffroy kommt aus Äpypten zurück 22, 176.
Gilly's Bemerkung. üb. e. Recension 17, 136.
Haas u. Sohn in Cöln Erinnerungen zu Klebe's Reise auf d. Rhein . 16, 127.
Kunstsachenlotterie im Schlofs Laufen 24, 192.
Lang's Antikritik betr. d. Aurora 18, 140.
Menou's Schreiben an den Oberconsul 27, 213.
Mussin Puschkin's Reise 27, 211.
Paris, Ausgaben für den Unterricht öffentlicher Anstalten u. s. w. . 20, 156.
— deutsches Theater gehet ein 22, 176.
Planet, neu entdeckter oder Ceres 19, 147.
Recensent d. Werks, Dresden u. d. umliegende Gegend Erklärung . 27, 216.
Reichstagsliteratur v. 1801. 22, 169. 23, 177. 25, 193.
Salat's Verfolgungen wegen einer Schrift, Entscheidung der Sache 20, 159.
Seves, National-Porcellanmanufactur 20, 154.
Telefkop in London f. d. Madrider Observatorium 20, 156.
Vieth's Anmerkung z. e. Recension 18, 144.
Vollmer's Anzeige Hn. Rink betreff. 19, 151.
Wien, Theater 22, 176.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 1. März 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh: *Kongl. Vetenskaps Academiens nya Handlingar.* (Neue Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften). Tom. XXI. 1800. 1—4s Quartal. 8. mit Kupf.

Im *ersten* Quartal liest man folgende Abhandlungen. I. *Ueber den Zustand des Tabellenwerks in Schweden und Finnland von 1772 bis 1795.* Der königliche Secretär Hr. *Nicander* in Stockholm, der zugleich Secretär bey der Akademie der Wissenschaften und der königl. Commission für das Tabellwerk ist, liefert hier seine *dritte* Abhandlung über dessen Zustand und zwar in Hinsicht der Volkszahl in den Städten im J. 1795. Freylich bewirkt die der politischen Arithmetik ihrer Natur nach bey aller darauf angewandten Sorgfalt anklebende Unvollkommenheit, und das vorgeschriebene Formular, wonach die Tabellen eingerichtet werden, nebst der Art, wie solche von so vielen Personen, die damit zu thun haben, angesehen und befolgt werden, dass darin nicht alles zu der genauesten Gewisheit gebracht werden kann, sondern dass solche oft nur nach der grösten Wahrscheinlichkeit berechnet werden, um so mehr, da man nicht von allen Städten des Reichs Specialtabellen der Einwohner hat, und solche oft mit in den von den Predigern einzusendenden Tabellen ihres Kirchensprengels begriffen sind. Indessen da man von Stockholm und 15 andern Städten Specialtabellen über ihre Volksmenge erhalten hat: so hat man gesucht, mit Hülfe derselben, und der darin angegebenen Haushaltungen, auch die Volkszahl der übrigen Städte nach den in den Tabellen der Pröbste angegebenen Zahl der Haushaltungen in jeder Stadt auszurechnen. Die beygefügte Tabelle erstreckt sich über alle Städte des ganzen Reichs, und giebt bey allen die wahrscheinliche Anzahl der Einwohner, bey mehrern auch die wirkliche Anzahl derselben, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, nebst der Zahl der Haushaltungen an. Danach hat z. E. Stockholm wahrscheinlich 77,469, wirklich 74,578 Menschen und 13,207 Haushaltungen, Gothenburg wahrscheinlich 12,454, wirklich 12,017 Menschen in 2130 Haushaltungen u. s. w. Die Summe aller Einwohner in den Städten ist als wahrscheinlich zu 285,164, und die aller Haushaltungen in solchen zu 46,859 berechnet. Von 200 Personen in einer Stadt sind 97 männlichen und 103 weiblichen Geschlechts. II. *Abhandlung über die gelbe China, und ein neues Reactionsmittel, ihre Wirkungskraft zu entdecken, nebst Vergleichung mehrerer Chinaarten,* von *J. P. Westring,* M. D. Diese erst 1788 nach Spanien gekommene gelbe China, die auch, weil sie anfangs nur für den Hof aufgekauft ward, Königschina genannt wird, kommt eigentlich aus der Mitte des südlichen America's und der Gegend von Moxos, worüber ein ausführlicher Brief des Gen. Consuls Hn. Gahn aus Cadix an seinen Bruder Hn. Assessor Gahn in Stockholm nähere Nachricht giebt. Sie ist auch in Deutschland lange bekannt. Das Pf. davon kostete Anfangs 10 bis 16 Rthlr., ist aber hernach im Preise gefallen, ja bisweilen wohlfeiler als die gewöhnliche China und zu 3 Mk. Hamb. verkauft werden. Sie ist gelbbrauner, hat ein mehr faserichtes Gewebe, bricht leicht, ist bitterer als die gewöhnliche Rinde, aber nicht unangenehm und wenig adstringirend, sie läst sich nicht so fein pulverisiren als die gewöhnliche, beschwert aber den Magen weniger. Der Vf. hält sie aber für kräftiger und sicherer, für eins der wohlthätigsten Mittel, das nach Europa gekommen ist. Hr. *W.* führt ausser den sonst schon beschriebenen und von Lambert gezeichneten 11 Fieberrinden, noch 6 andere bisher nicht systematisch beschriebene Species an, worunter auch die gelbe ist, und stellt einige Vergleichungen unter ihnen an. Um die Wirkungskraft der gelben China, die eine besondere antifebrilische und tonische Kraft hat, zu entdecken, bedient er sich einer Auflösung von Gluten animale in Wasser, davon er einige Tropfen in eine Chinainfusion fallen lässt, worauf solche, wenn sie gut ist, gleich trüb wird, und nachdem sie mehr oder minder stark ist, einen reichlichen oder minder harten Bodensatz fallen lässt. III. *Milch und Rogen in einer und derselben Aalraupe,* beschrieben von *J. G. Pipping,* M. D. und Prof. zu Åbo. Der Vf. hält es noch für unausgemacht, ob es, einige wenige aus dem Geschlecht der Schnecken ausgenommen, wirkliche Zwitter giebt. Bey den vorgegebenen hatten entweder die Geschlechtstheile eine ganz unnatürliche Lage, oder waren in ihrer Zusammensetzung so mit einander vermischt, dass man sie anfangs für Zwitter hielt, bey genauerer Untersuchung fand sich aber, dass nur die zu einem Geschlecht gehörigen Theile vollständig waren, und dass zu den zur Vollkommenheit des andern Geschlechts gehörigen ein oder mehrere Theile fehlten. Hier fand die Haushälterin des Vfs. als sie einen Gadus Lota ausnahm, in selbigem eine vollkommene Milch, und aus dieser Milch ging wieder ein vollkommener Rogen hervor, ganz vollständig, nur etwas kleiner als gewöhnlich. Sie legte der Besonderheit wegen beide, so wie sie in einander sassen, auf einen Teller. Da der

der Vf. ihn sahe, war der übrige Fisch zum Abkochen schon zerschnitten, er konnte also keine weitere Untersuchung desselben anstellen, hat aber die Milch und den Rogen in natürlicher Grösse hier in Kupfer stechen lassen. IV. Fortsetzung der *Versuche das Clima von Uleaborg betreffend*, von *Joh. Julin*. Er hat solche täglich 10 Jahre nach einander angestellt, um sowohl die Natur des Luftkreises als die Höhe des Barometers zu erforschen. Der Barometer stieg im Frühjahr, stand am höchsten im Sommer, fiel wieder im Herbst, und stand im Winter am niedrigsten. Der Vf. erklärt diess aus der Ab- und Zunahme der Luftmasse und ihrer niedern Schwere und Elasticität daselbst. V. *Beobachtungen im Predigerhause in Utsjoki Lappmark unter dem* 69 *Gr.* 53 *Min. der Polhöhe im J.* 1795 *und* 1797. vom dortigen Pastor *Castren*, zusammengezogen und eingesandt von *J. Julin*. Ausser den metereologischen Beobachtungen ist ein *Calendarium Faunae et Florae Utsjokensis* mitgetheilt, worin die Ankunft der Zugvögel und die Blüthenzeit der Gewächse genau bemerkt ist. *Carex vesicaria* klopfen die Lappländer ganz mürbe, binden es in Bündel; und gebrauchen es den Winter in den Schuhen zur Wärme der Füsse. VI. *Versuche über die dem menschlichen Körper eigene frey wirkende positive und negative Electricitat* von *C. G. Sjösten*. Nicht bloss vermuthet, wie der Vf. sagt, sondern mit starken Gründen, hat man dem menschlichen Körper eine durch feinere Electroskopen merkbare Electricität zugeschrieben. Hr. Eckmark hat sich dabey des bekannten Bennetschen Electrometers bedient. Er befreyete die Messingsscheibe, woran unten einige Goldplatten befestiget waren, von dem Goldfirniss, womit sie bestrichen war, und fand, wenn er ohne die Scheibe zu reiben, die geballte Faust oder den blossen Armbogen auf die Scheibe legte, und sogleich wieder abhob, dass die Goldblättchen an derselben auseinander fuhren und electrisch wurden. Er mochte sich dabey ganz entkleiden, oder auch völlig isoliren, die Wirkung blieb einerley. Man muss bey diesen Versuchen nicht zu warm oder schwitzig seyn, auch den Electrometer vorher durch Erwärmen von aller und jeder Feuchtigkeit befreyen. VII. *Vergiftung durch Arsenik glücklich geheilt*, von *G. Swedelius*, M. D. Eine Dienstdirne trank aus einer Bouteille, worin Fliegenwasser geholt war, und das sie für Meth hielt, ein paar gute Schlücke. Sie bekam gleich heftiges Reissen. Man gab ihr viel warme Milch und einige Löffel voll Oel. Sobald der Vf. gerufen war, bereitete er sich eine Schwefelleber aus einem Theil scharfen Laugensalz und zwey Theilen gestossenem Schwefel, wovon 1 Quartier in 6 Unzen destillirtes Wasser aufgelöset ward, und wovon sie alle halbe Stunde einen Löffel voll nehmen musste. Auch bekam sie Morgens und Abends 2 Scrupel Schwefel und Salpeter. Die nach ein paar Tagen sich zeigende Atonie wurde durch Rhabarber und *Spirit. ath. vitriol.* gehoben, und sie war völlig wieder hergestellt. VIII. Zusatz zu dem vorigen von *H. Gahn*. Ihm war ein ähnlicher Fall vorgekommen, den Patienten heilte er gleichfalls durch *hepar sulphuris*, nachdem er ihn stark hatte erbrechen und viel Milch trinken lassen; wobey er auch Hahnemanns in Wasser aufgelöste Seife empfiehlt.

Zweytes Quartal. I. *Vierte Abhandlung über den Zustand des Tabellwerks in Schweden von* 1772 *bis* 1795, welche die Bevölkerung der verschiedenen Landshauptmannschaften des Reichs zum Gegenstande hat, von Hn. *Nicander*. Der Vf. leugnet nicht, dass bey den Berechnungen über die Volkszahl sich Mängel und Fehler finden, die nicht gut zu vermeiden waren; indessen sieht man doch die Zunahme derselben, die in Finnland und Westbothnien am stärksten ist. In Blekingen verhält sich die Zahl der Einwohner in den Städten zu den auf dem Lande wie 1 zu 3, in andern Provinzen wie 1 zu 7 oder 8, aber in Kuopio wie 1 zu 571. Die ganze Volkszahl im Reich 1772 war 2610,661, und 1795 schon 3,043,714 Personen, und die Volksmenge von 1772 und 1795 verhielt sich also wie 100 zu 116. *In den Städten* lebten 1795 zusammen 285,164, auf dem *Lande aber* 2,758,550 Menschen. Die Anzahl der Haushaltungen in den Städten 1772 war 42,225, im J. 1775 aber 46,859, also 4674 mehr, die Haushaltungen auf dem Lande 1772 waren 316,557, im J. 1795 aber 387,739, und also 71,182 mehr. Eine in 18 Columnen abgetheilte Tabelle giebt eine sehr bequeme Uebersicht des Ganzen. Die Anzahl der Quadratmeilen für jede Landshauptmannschaft ist nach den neuesten schwedischen Karten von Hr. Djurberg berechnet. II. Fortsetzung der im vorigen Quartal eingerückten *Abhandlung über die gelbe China*, von Hn. *Westring*. Zuerst einige Versuche, in verschiedenen Chinaarten durch Trituration mit ungelöschtem Kalk und Wasser in einem gläsernen Mörser, aus dem Salmiaksgeruch, den sie dann von sich geben, zu entdecken, ob sie mehr oder minder flüchtiges Salz enthalten, wobey der Vf. bemerkt, dass, da auch die unwirksamsten Arten der China viel von diesem Salz enthalten, solches also wohl nicht viel zu ihrer besondern Wirkungskraft beytragen könne. Zweytens, eine Vergleichung der gelben China mit andern Arten derselben, nach einer Menge Versuche und bey angewandten verschiedenen Reactionsmitteln. Hier in allen 67 chemische Versuche, die mit der gelben China für sich und mit allerley Zusätzen, ferner mit der peruvianischen, der *Cinchona*, *Floribunda*, *Angustifolia* und *Corymbifera* angestellt sind. III. *Abh. über die Gattungen der Orchiden, und deren systematische Aufstellung.* Der Vf. erzählt erst historisch die Versuche der Botaniker von Tournefort bis Thunberg u. a. m., um diese Pflanzen in ein botanisches System zu bringen. Man sieht daraus, dass alle dabey vorzüglich auf die äussern Theile der Blume gesehen haben. Der Vf. glaubt doch, dass die davon hergenommenen Kennzeichen nicht immer völlig Gewissheit geben, besonders da die Befruchtungstheile bey den verschiedenen Arten hier so sehr variiren; und da er Gelegenheit gehabt, über 200

Arten

Arten derselben aus Westindien, *Africa* und *Europa* genau zu untersuchen, und viermal so viele Species derselben als andere ältere und neuere Naturforscher kennen zu lernen: so hat er sich hier daran gewagt, ein neues System der Orchis aufzustellen. Er hält die Staubbeutel (*Anthera*) vor allen andern sowohl äusern als inuern Theilen der Blume, für die zuverläsigsten Kennzeichen der verschiedenen Gattungen. Ihre Stellung und die Art, wie sie am Griffel (*stylus*) sitzen, giebt ihm das erste Kennzeichen, und die äuserlichen Theile der Blume die übrigen Charaktere. In einer Tabelle sind sowohl die allgemeinen Kennzeichen der ganzen natürlichen Ordnung, als die wesentlichen und natürlichen Charaktere jeder Gattung angegeben. Ein beygefügter Clavis dient zur allgemeinen Ueberlicht. Mehrere neuere Gattungen aus dem *Prodromo Florae Peruv. et Chilens.*, sind, da der Vf. sie gröfstentheils nicht selbst, sondern sie nur abgebildet gesehen hat, nicht mit aufgenommen. IV. *Neuer Beweis für die Theorie zweyer electrischer Materien*, von L. *Ekmark.* Es ist bekannt, dass Franklin zur Erklärung der electrischen Phenomene nur eine Materie annahm, und diess auf die Versuche gründete, dass die Electricität allezeit von der positiven Seite einer geladenen Flasche nach der negativen ausströhmt. Symmers hingegen bewies, dass sowohl von der negativen als positiven Seite electrisirter Spitzen, eine electrische Materie ausströme, und dass es also zwey electrische Materien gebe. Diese letztere Meynung hat der Vf. durch mehrere und oft wiederholte Versuche zu bestärken gesucht, woraus erhellet, dass die auf einer Glasscheibe ausgestreuete Schwefelblume sowohl von der negativen als der positiven Seite einer geladenen Flasche in Bewegung gesetzt werde. Diese Bewegung kann aber nicht gut anders erklärt werden, als wenn man annimmt, dass eine electrische Materie sowohl von der negativen als positiven Seite ausströmt, und daraus folgt wieder, dass es zwey electrische Materien giebt, wovon keine ruhet, oder träger ist, sondern dass beide, so oft sich ein electrischer Funke zeigt, gegen einander fahren. Der Vf. widerlegt zuletzt die Gründe, die für eine einzige electrische Materie angeführt zu werden pflegen, und glaubt, dass auch die chemischen Veränderungen, welche die electrischen Funken und Schläge in den Körpern hervorbringen, nicht so gut durch die Franklinsche als die Symmersche Hypothese erklärt werden können. V. *Das Meergras mit grossem Vortheil bey der Urbarmachung eines Stück Landes von 22 Tonnen Aussaat auf einigen an der Küste von Gothland zur Düngung angewandt*, von *J. M. Lythberg.* Da der Vf. von Hn. Sparrman hörte, dass das vom Meer ausgeworfene *Trompetgräs* (eine Art Tang), die am Ufer des Vorgebirges der guten Hoffnung sich angesetzten sandigen Strecken Landes allmälig fruchtbar mache: so beschloss er, sich dessen auf einigen kleinen ihm gehörigen Inseln am Ufer der See zu bedienen. Er fand besonders die Art Tang, der in grossen Büschen zwischen den Steinen im Meere wächst, und ans Land geworfen wird, dazu besonders dienlich. Er brachte ihn, damit er nicht wieder von der Fluth weggeschwemmt würde, im Herbst in grossen Haufen zusammen, liess ihn festtreten, und bis auf den Sommer liegen, da er dann, wenn er geschwitzt hatte und verrottet war, wie schwarzer Schafdung aussahe. Einige Tage vor der Aussaat liess er ihn auf den Acker fahren und sehr dick ausbreiten, und den Tag vorher (ja auch wohl sogleich nach geschehener Aussaat) ihn unterpflügen, und dann den Acker sehr dünn besäen. Für ein sehr dürres, selbst aus bremendem Sand bestehendes, Land ist dieser Dung fast noch besser als Viehmist. Der Boden, wo der Vf. den Versuch damit machte, bestand aus Schilf mit Seesand und Klapperstein vermischt. Von 4 Tonnen Korn erhielt er ohne alle andere Düngung 36 Tonnen reinen und guten Roggen. Zu 11 Tonnen, die er das Jahr darauf aussäete, gebrauchte er doch 900 Fuder Seegras, und versprach sich davon eine reiche Aernte. Von diesen kleinen Inseln hatte Hr. L. sonst nur ein Einkommen von 6 P. C von einem Capital von 250 M. od 15 Rthlr., jetzt rechnet er, dass er davon ein Einkommen zu 6 P. C. von 1600 M., und noch mit der Zeit mehr haben werde.

Drittes Quartal. I. *Fünfte Abhandlung über den Zustand des Tabellwerkes in Schweden* und zwar über die Grösse und das Verhältniss der verschiedenen Classen des Volks, von H. *Nicander.* Dieser Gegenstand ist einer der hauptsächlichsten des Tabellwerkes. Denn nur hieraus kann man sehen, wie die gewerbetreibenden Volksclassen zu oder abgenommen, ob die Gewerbe selbst zu oder abgenommen haben, wie sich die verzehrende Volksclasse zu der erwerbenden verhält, ob die Städte zu viel Leute vom Lande wegziehen, und die Vornehmen zu viele Dienstboten halten. Und die Resultate davon geben Anleitung, die Ursachen des Verfalls der Gewerbe, und die Mittel ihnen aufzuhelfen, zu entdecken, zu untersuchen, wie man die Zahl der verzehrenden Mitglieder verringern, die erwerbenden vermehren, den Auswanderungen zuvorkommen könne u. s. w. Und hierzu dienen in Schweden die hier mitgetheilten Tabellen. Die erste auf einen ganzen ausgeschlagenen Foliobogen enthält die Anzahl der Volksclassen in Vergleichung der beiden Jahre 1780 und 1795, sowohl der Verheiratheten, der Wittwer und Wittwen, als der unverheiratheten über 15 Jahr und der Kinder unter 15 Jahr beiderley Geschlechts, nebst dem Unterschiede der Summen derselben in beiden Jahren, und dem Verhältniss der Verheiratheten zu der ganzen Volksmenge. Die Volksclassen vom Adel an bis herunter zu den Gefangenen sind 41 aufgestellt, und das Verhältniss derselben ist daraus gleich zu übersehen. Die Zahl der adlichen Personen 1780 war 11934, der zum geistlichen Stande gehörigen 16232, der Grosshändler 1206, der Krämer 7179, der übrigen Handelsleute 9797, der Fabriqueurs 2481, der Handwerker 33061 nebst 13782 Gesellen 7106 Burschen, der Seeleute 20128; der Dienstboten in den

den Städten 38620, der Bauern 1,252,367 der Dienstboten auf dem Lande 388,019 (der arbeitenden Classen überhaupt 2,256,876), der Civilamtspersonen 15950, der Militäramtspersonen 6566, der Künstler 807, der Studierenden 7227, der Unterofficiere, Soldaten und Bootsleute 174,130 u. s. w., beiderley Geschlechts. Eine zweyte Tabelle zeigt die Grösse der Volksclassen in Stockholm 1785 und 1795, auf eben die Art, so wie eine dritte, die in den übrigen Städten zusammengenommen, und in einer vierten ist die Proportion der Verheiratheten zu der ganzen Volksmenge in den Jahren 1780 und 1795 angegeben. Im ganzen Reich waren 1780 verheirathet 506,915, im J. 1795 aber 547,573 Paar, und sie verhielten sich zu der ganzen Volksmenge wie 100 zu 274, und wie 100 zu 277. Die Anzahl der Bedienten und Aufwärter der vermögenderen Classe hat sich um ⅕ vermindert; die Anzahl der adlichen Personen hat sich in den 15 Jahren um $\frac{1}{15}$, der Handwerker in den Städten um $\frac{1}{7}$, und auf dem Lande um ¼, der Künstler um ⅕, und überhaupt die ganze Volkszahl um $\frac{1}{18}$ vermehrt. Die Anzahl der Gewerbetreibenden war 2,474,162 und der verzehrenden 1,188,109, also ungefähr wie 3 zu 2, ein sehr gutes Verhältniss. Was die Ehen anbetrifft: so findet man, dass unter 27 Personen 10 verheirathet sind; überhaupt hat sich aber die Anzahl der Ehen fast in allen Classen vermindert, welches Rec. doch eben nicht mit dem Vf. für einen Beweis der zunehmenden Vermehrung des Volks ansehen möchte. II. *Fortsetzung der im vorigen Quartal eingerückten Abhandlung über die China*, von *J. P. Westring*. Hier die bis zu 98 fortgesetzten Versuche mit der rothen China, sowohl der guten als der gröbern schlechten, der *Cinchona brasiliensis* einer gewissen für Brasilianisch ausgegebenen Rinde, der africanischen Rinde; über die Wirkung des Sauergas auf die gelbe China, welches dessen Spannkraft nicht vermindert (wie Fourcroy von der China von Domingo behauptet), auch die electrische Kraft und die entzündbare Luft vermindern sie nicht; und die Luftsäure hatte eben keine Wirkung auf eine China-Infusion. Auch über die *fibra corticalis*, die Bestandtheile der gelben China nach dem Abbrand, und das Gallapfelsalz in der gelben China sind Versuche mitgetheilt. Fourcroy hält das Gallapfelsalz mit andern für das *principium adstringens* in der China. Hr. *W.* hat nur wenig davon in der China gefunden, welches schwer davon zu trennen ist. Die Gallapfelsäure in Verbindung mit dem mit sich führenden hepatischen oder inflammabeln Harzstoff, ist vermuthlich in der China das, was den Eisenkalk schwarz färbt. Die andern Bestandtheile der China machen doch solche weniger gefährlich, und der Vf. hat bey seiner langen Erfahrung sie keinesweges adstringirend gefunden, so wie er diess auch von der gewöhnlichen Rinde behauptet. III. *Gattungen und Arten der Orchides systematisch aufgestellt* von *O. Swartz*; eine Fortsetzung des im vorigen Quartal angefangenen Artikels. Nach dem *Character generalis et differentialis Orchidearum*, erst die Gattungen mit einem Staubbeutel, nämlich 1) *Orchis*, 2) *Disa*, 3) *Satyrium*, 4) *Pterygodium*, 5) *Disperis*, 6) *Corycium*, 7) *Ophrys* und 8) *Serapias*, alle *anthera subterminali stylo brevissimo connata*. Ferner 9) *Neottia*, 10) *Cranichis*, 11) *Thelymitra*, 12) *Diuris*, alle *Anthera erecta stylo parallela lateri ejus postico adfixa*, und dann 13) *Arethusa*, 14) *Epipactis*, 15) *Malaxis*, 16) *Cymbidium*, 17) *Oncidium*, 18) *Epidendrum*, 19) *Vanilla*, 20) *Limodorum*, 21) *Aerides*, 22) *Dendrobium*, 23) *Stelis*, 24) *Lepanthes*. Und dann von den Gattungen mit zwey Staubbeuteln nur eine, nämlich *Cypripedium*. Bey jeder Gattung sind der *Character essentialis* und *naturalis*, nebst den dahin gehörigen Arten angegeben. Und so ist eine der wichtigsten natürlichen Familien im Pflanzenreich von dem Vf. mit vieler Mühe aufgestellt, wofür die Naturforscher ihm vielen Dank wissen werden. Von 16 dieser Gattungen ist die Blume mit ihren verschiedenen Theilen in Kupfer gestochen, beygefügt worden.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Braunschweig*, b. Reichard: *Ueber das Zusammenkugeln des Igels.* Eine anatomische Untersuchung von *Karl Himly*, der AW. Doct. Prof. d. Klinik u. s. w. 1801. 36 S. 4. m. 3 Kupfertafeln. (1 Rthlr.) Das Zusammenballen des Igels ist eine zu merkwürdige Erscheinung, als dass sie nicht die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich ziehen sollte; gleichwohl waren *Coiter*, *Tozetti* und *Zoniew* die einzigen, die bis jetzt ihren Ursachen genauer nachspührten, und in der Bildung des Igels aufsuchten; und allein der letztere bildete die dasselbe vorzüglich befördernde muskulöse Haut mit einigen ihrer Muskeln ab. Während seiner akademischen Studien in Göttingen wählte daher der Vf. auf Hn. *Blumenbachs* Anrathen diess Zusammenkugeln des Igels zu einem Gegenstande seiner Untersuchungen, durch den auch ein Theil seiner Beobachtungen der königl. Societät der Wissenschaften daselbst vorgelegt wurde. Nach seinem Plane wollte er nicht nur den Hautmuskel, sondern auch die übrigen Eigenheiten des Muskeln- und Knochenbaues dieses Thiers erforschen und beschreiben, welche das Zusammenkugeln desselben bewirken. Durch Praxis und Geschäfte verhindert, war er aber nur im Stande, den ersten Theil dieses Plans zu vollenden, der hier dem Publicum vorgelegt ist. Er theilt den Hautmuskel in drey Theile, die Kappe (*Cucullus*), die Fleischhaut der Kehlgegend (*platysma subcollare*) und die Fleischhaut des Bauches (*platysma ventrale*), die mit ihren Aesten, von denen es unentschieden gelassen wird, ob sie als blosse Anhänge und Lappen, oder als besondre Muskeln anzusehen sind, obgleich Hr. *H.* sie als Muskeln genannt hat, sehr genau beschrieben, und auch ihrem Nutzen nach dargestellt werden. Diese Beschreibungen sind keines Auszugs fähig, und Rec. muss sich mit der Bemerkung begnügen, dass Hr. H. die Beschreibungen seiner Vorgänger berichtiget und ergänzt habe. Auch die Abbildungen sind schön, nur die erste Tafel erweckt keine hinlänglich deutliche Vorstellung.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 2. März 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh: *Konigl. Vetenskaps Academiens nye Handlingar.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Viertes Quartal. I. *Anmerkungen über die trockne Scheidung oder den Niederschlag*, von *Gust. v. Engeström.* Schon im 3. St. des 1. Th. seines 1784 erschienenen *Laboratorii Chemici* hatte der Vf. diesen Scheidungsprocess der Metalle beschrieben. Wenn er auch dem, was er dort davon angeführt hat, nichts hauptsächliches zuzusetzen weiss: so hat er doch bey der Fortsetzung seiner Operationen, noch manches gefunden, was zur Erläuterung derselben dienen kann, und hier noch an ein Dutzend chemische Schmelz- und Präcipitationsversuche angeführt. Die zur trocknen Scheidung der Metalle nöthigen Tiegel von Wasserbley führen doch, bey hepatischen Verschmelzungen, einige Schwierigkeiten mit sich. Diese vermied er, da er sich statt solcher, der Tiegel aus der dortigen Palmstrunischen Tiegelfabrik bediente. Sie hatten eben die Eigenschaften wie die Hessischen Tiegel, dass sie nicht so leicht angegriffen wurden, und wie die Wasserbleytiegel, dass sie nicht bey Veränderung von Hitze und Kälte zersprangen, ja er bediente sich eines solchen Tiegels oft 2 Tage, Morgens und Abends bey der stärksten Hitze, ohne dass sie davon den geringsten Schaden litten. II. *Von der geographischen Lage der Stadt Skara*, von *E. Prosperin.* Die königliche Akademie der Wissenschaften hatte es schon ihrem verstorbenen Mitgliede A. Frank aufgetragen, in der Stadt Skara astronomische Observationen anzustellen, und natürlich gieng dessen erste Bemühung dahin, die geographische Lage dieser Stadt, die mitten zwischen den beiden grössten Schwedischen Handelsstädten, Stockholm und Gothenburg, und zwischen den beiden grössten Landseen, dem Wener und Wetter liegt, genau zu bestimmen. Hr. P. stand nicht nur mit ihm in Briefwechsel, sondern bekam auch nach dessen Tode alle seine Papiere in Händen. Und die daraus gezogenen Resultate legt er nun hier der Akademie vor. Die Polhöhe von Skara ist, nach einer Mittelzahl zu 58° 22′ ¼ angenommen, und die Länge durch Beobachtungen der Mondsinsternisse des Jupiters, etwas genauer, zu 28′ 33″ ¼. Auch der Sonnenfinsternisse hat sich Hr. Falck zur Bestimmung der Länge bedient, und der Vf. hat seine Beobachtungen derselben hier mit den zu Upsala, Stockholm und Lund gemachten verglichen. III. *Oedmannia, eine neue Pflanzengattung*, von *C. P. Thunberg*; er hat ihr den Namen nach dem auch um die Botanik verdienter Hn. Adjunct. *Oedmann* gegeben. Ihr *Charact. essentialis* ist, *Cal. bilabiatus, lab. super. bifidum, infer. filiforme; Corollae petala pedicellata; Legumen lanceolatum.* Nur eine einzige Species derselben, nämlich *Oedmannia lutea*, ist bisher bekannt, die man an der südlichen Spitze Afrikas, dem Vorgebürge der Guten-Hoffnung, findet. Sie ist hier in natürlicher Grösse, nebst den besondern Theilen ihrer Blume in Kupfer gestochen. IV. *Klinische Versuche mit der gelben China*, Fortsetzung und Schluss der in den vorigen drey Quartalen eingerückten Abhandlung von *P. Westring.* Der Vf. hat nach einer Erfahrung von neun Jahren die gelbe China viermal kräftiger als die gewöhnliche gefunden. Sie wird zu ¼ in reinen Wasser aufgelöset, da hingegen die rothe nach Fourcroy's Bemerkungen nur zu $\frac{1}{12}$; letzte hat auch viel *mucosum vegetabile*, das ganz kraftlos ist. Der Vf. hat doch gefunden, dass die gelbe China in einigen Krankheiten weniger hilft, als die gewöhnliche, und er hat hier daher ihr Verhalten in einer Menge Krankheiten untersucht. In intermittirenden Fiebern, besonders im Quartanfieber ist sie als ein *Specificum* anzusehen, und der Vf. hat nie mehr als vier Unzen dieser China gebraucht, um das Quartanfieber zu curiren. Der Vf. hat nicht gefunden, dass sie verstopfet, eher befördert sie die Ausleerungen, doch ist sie auch nicht laxirend, wie einige Englische Aerzte behaupten. Da sie inzwischen viel bitterer als die peruvianische Rinde ist, so ist sie auch mehr auflösend. In Gallenfiebern mit gastrischen Symptomen hat der Vf. sie vorzüglich wirksam befunden. In *Febr. remittens nervosa* hält er die China nicht nützlich, und in inflammatorischen Fiebern hat er die peruvianische wirksamer gefunden. In Faulfiebern hat die gelbe den Vorzug: so wie in Scharlachfiebern asthenischer Art, und im *Rheumatismus acutus.* Die Wirkung der China läfst sich überhaupt aus Browns Theorie leichter erklären, eine Theorie, sagt der Vf., die in mehrern Fällen auf richtige Begriffe führt, wenn man nur darauf kein System bauen will, wozu noch hinreichende Materialien zu fehlen scheinen. In der Schwindsucht von Lungengeschwüren hat er die gelbe China erst nach einem im Rücken gelegten und fliesenden Fontanelle nützlich gefunden. Er empfielt sie in der Blätterrose, im *Pemphigus* im hohen Grad, in der gelben Sucht und Wassersucht, wenn der Patient *localiter asthenicus* ist; in der blinden *goldenen Ader*, die von

von Schwäche des Unterleibes herrührt; in der fliessenden goldenen Ader aber, besonders nach starken Blutabgang fand er die China, besonders die gelbe, schädlich; im Keichhusten hält er die gewöhnliche für wirksamer. In Nervenkrankheiten ist nächst Opium nichts besser als diese China, u. s. w. Bey schwachen Personen hat der Vf. einen Aufguss von zwey Quenten in warmen Waffer vorzüglicher als die Decocte und Extracte gefunden. Milch, rother Portwein und säuerliche Sachen werden beym Gebrauch der China empfohlen. Der Vf. hält für wahrscheinlich, dass der bittere Stoff und das Galläpfel-Salz, welche alle eine starke Attraction zum Oxigene haben, wodurch die Spannkraft erregt wird, und die in den Feuchtigkeiten unsers Körpers aufgelöset werden, den eigentlichen Wirkungsstoff in des China ausmachen. V. *Beschreibung einiger Verknöcherungen in den Knorpeln der Rippen und in den Valveln des Herzens*, bemerkt bey dem verstorbenen Prof. J. H. *Lindquist* in Abo, von *G. E. Haartman*. Der Verstorbene, der in der Jugend etwas rachitisch war, eine sitzende Lebensart führte, wobey er viel Tabak rauchte und vielen Koffe trank, und dabey beständig von Engbrüstigkeit beschwert war, starb plötzlich in seinem 54. Jahr. Die in der Lunge bey der Section gefundenen Ossificationen waren die Ursache der Engbrüstigkeit. Da erstere sonst nur Symptome des hohen Alters sind, so sucht der Vf. die wahrscheinlichen Ursachen derselben in seiner körperlichen Beschaffenheit und Lebensart auf. VI. *Ueber den Zustand des Tabellwerkes von 1772 bis 1795*. Sechste Abhandlung, über die eingegangenen und aufgelösten Ehen, das Alter der Kindermütter, und die Gebornen und Gestorbenen in jedem Monat, von *H. Nicander*. In den 15. Jahren von 1781 bis 1795 sind 361098 Ehen geschlossen, und 309986 durch den Tod aufgelöset. Unter 1000 Mannspersonen 1795 waren 373 Verehlichte, 32 Witwer, 248 Unverehlichte und 347 Kinder, und unter 1000 Personen weiblichen Geschlechts 346, 4 Verehlichte, 90, 5 Witwen, 240, 5 Unverheyrathete, und 322, 3 Kinder. Von 100098 jährlichen Kindermüttern haben 1730 Zwillinge, 30 Drillinge und $\frac{7}{10}$ oder kaum eine vier Kinder geboren. Von 54 verheyratheten Frauen haben 10, und von 92 unverheyratheten Weibspersonen eine Kinder geboren. Von 1776 bis 1795 sind geboren 50321 Knaben und 48250 Mädchen, und zwar ausser der Ehe 1885 Knaben und 1853 Mädchen. Die meisten Kinder werden im März und September, die wenigsten im Junius geboren, so dass sich die stärkste Zeugungskraft im Januar und Julius und die geringste im Dec. äussert. Die Zahl der Gebornen verhält sich zur ganzen Volksmasse wie 1 zu $28\frac{7}{10}$. Die Mittelzahl der todt zur Welt gekommenen verhält sich zu den lebendig Gebornen wie 1 zu $36\frac{1}{10}$. Im May starben die meisten Mannspersonen, im Feb. die meisten Frauenspersonen, und von beiden Geschlechtern starben die meisten im Frühjahr, die wenigsten im Herbst, besonders im Monat Oct. In den Sommermonaten werden die meisten unehlichen Kinder geboren u. dgl. m.

SCHÖNE KÜNSTE.

HALLE, b. Hendel: *J. Thomson's Jahrszeiten*, m. kritischen, ästhetischen und erklärenden Anmerkungen von *D. P.* und *D. Horn*, Collaboratoren an der Königl. Universitäts-Bibliothek zu Halle etc. — Mit einer Vorrede begleitet von *J. G. E. Maass*, Prof. zu Halle. *Erster Theil.* 1800. LXXIX. und 192 S. gr. 8. (18 gr.)

Ausser den sehr zahlreichen Abdrücken, die man von *Thomson's* Jahrszeiten, seit ihrer ersten Erscheinung in England veranstaltet hat, giebt es auch schon mehrere Abdrücke des englischen Textes, die, ohne und mit Erklärungen, in Deutschland erschienen sind, die Ueberfetzungen ungerechnet. Und doch ist die hier anzuzeigende Ausgabe nichts weniger als überflüssig, und würde vorzüglich zu empfehlen seyn, wenn ihr Aeusseres nicht so ungefällig, und der Druck, in Ansehung der Correctheit, nicht so sehr vernachlässigt wäre. Die Eile, womit die Druckfehler, deren es weit mehr als die angezeigten giebt, entschuldigt werden, ist bey einem Buche *dieser Art* doppelt unverzeihlich. Auch wird dieser Mangel an Correctheit hier desto auffallender, da die Herausgeber auf die Berichtigung des Textes, und auf die bisher bey allen in Deutschland besorgten, und bey vielen in England gemachten Abdrücken ganz versäumte Scheidung der ersten und zweyten Recension, die *Th.* mit seinem Gedichte vornahm, Rücksicht genommen, und auf diesen Umstand vorzüglichen Fleiss gewandt haben. In einer historisch-kritischen Einleitung, die ausser dem Leben und der Charakteristik des Dichters, nach *Murdoch* und *Harries*, eine Geschichte des Textes und Kritik der Ausgaben enthält, wird hiervon nähere Rechenschaft gegeben, und man sieht daraus, welch eine seltsame *Zusammenschmelzung* man mit den ältern und neuern Lesarten, mit den weggelassenen und dafür eingeschalteten Stellen vorgenommen hat. Ausserdem gewährt aber auch die durch die Einrichtung dieses Abdrucks erleichterte Vergleichung des Veränderten mit den Veränderungen selbst für das kritische Studium eines für immer höhere Vollkommenheit seines Werks so emsig besorgten Dichters eine lehrreiche Unterhaltung; denn die Varianten stehen unter dem Texte. Dazu kommt, dass in den Anmerkungen öftere Anleitung gegeben ist, die kritischen Gründe der Verbesserungen aufzusuchen. Ausser diesen, dem Text untergelegten Anmerkungen, sind andere und zum Theil ausführlichere jeder Jahrszeit, in diesem ersten Theile dem *Frühling* und *Sommer*, angehängt worden. Diese sind theils *ästhetisch*, um den Leser nicht nur auf die Schönheiten, sondern auch auf die Mängel des Gedichts aufmerksam zu machen; oft nur durch ganz kurze Winke, zuweilen aber durch Zergliederung und Anführung der Gründe, auch hie und da durch Vergleichung mit andern alten und neuen Dichtern, besonders mit denen, die *Th.* vorzüglich studiert und nachgeahmt hatte; aber auch mit andern, z. B. mit *Kleist*, zwischen welchem und dem eng-

englischen Dichter in der Einleitung eine kurze Vergleichung angestellt wird. Andere von diesen Anmerkungen sind *historisch;* und diese betreffen Umstände oder Personen, auf welche der Dichter hindeutet oder anspielt. Von der Art sind z. B. die Noten zu V. 1440 bis 1619 des *Sommers*, wo eine ganze Reihe denkwürdiger Männer vorkommt. Diese Anmerkungen konnten freylich nur kurz seyn; manche aber sind doch gar zu kurz und unbefriedigend für den dadurch erst zu belehrenden Leser; und für den schon unterrichteten wären sie vollends überflüssig. Jener erhält z. B. von dem Grafen *Shaftesbury* einen sehr dürftigen Begriff, wenn er blofs „ein grofser Politiker" genannt wird; und von *Spenser*, wenn von ihm gesagt wird, er habe verschiedene *Stücke* hinterlassen, worunter seine Feen-Königin das berühmteste sey. Desto ausführlicher ist der geographische Excursus zum *Sommer*, über die Meynungen der alten und neuen Geographen von dem Laufe des Flusses Niger, den man hier in einer solchen Ausführlichkeit wohl nicht erwartet hätte. Bey einigen dieser Noten ist die Vorarbeit des Hn. *Harries*, bey seiner sehr guten Uebersetzung dieses Gedichts, benutzt, und meistens wörtlich beybehalten worden. Eine dritte Gattung von Anmerkungen sind die *erklärenden*, im engern Sinne. Unter allen schweren englischen Dichtern möchten wir nun wohl nicht, mit den Verfassern, *Thomson* den schwersten nennen, noch den Grund der in ihm allerdings häufigen Schwierigkeiten des Sinnes blofs in seiner Erhabenheit, feurigen Einbildungskraft, und Mannichfaltigkeit der Gegenstände suchen. Es ist vielmehr nicht zu leugnen, dafs er in Ausdruck, Wendung und Wortstellung nicht immer natürlich bleibt, sondern gar oft das, was die Engländer *quaintness* nennen, und was im Deutschen zwar nicht *gezierte*, aber wohl *gesuchte* Schreibart heifsen kann, bey ihm anzutreffen ist. Die schwersten Wörter und Wortfügungen sind hier also erklärt worden. Diefs ist denn auch in den meisten Fällen richtig und ohne Mifsgriff geschehen, auch so, dafs dem nicht ganz ungeübten Leser nicht nur das öftere Nachschlagen eines Wörterbuchs entbehrlich wird, sondern dafs er auch den Vortheil gewinnt, nicht blofs über die allgemeinere, sondern über die *hier* statt habende Bedeutung der Wörter und Redensarten belehrt zu werden. Kleine Irrungen, die dem Rec. hier und da aufgestofsen sind, hier alle zu bemerken, fehlt der Raum; also nur ein paar zur Probe. S. 56. wird *the falling verdure* gewifs nicht richtig durch *das neue Grün* erklärt, das *falling* heifse, weil es als ein Geschenk von oben her betrachtet werde. Es bedeutet vielmehr das sinkende, von Dürre falbe und welk werdende Grün, auf welches die Heerden und Triften mit kummer Sehnsucht nach Regen hinblicken. — Im *Frühling* ist bey V. 201. das *blending all*, vom Zephyr gesagt, ganz falsch erklärt, dafs er so genannt werde, weil sich in ihm aller Wünsche vereinigen, alle ihn wünschen; es heifst, der alle die vorhin genannten lauten Töne in sich aufnimmt, in einen Laut vereint, und sie hörbarer macht. — Der bald folgende 206te Vers:

To where the violet fades to the sky.

heifst nicht: „bis wo am *Himmel* das Violet *verbleichet;*" sondern: bis wo sich die Violetfarbe in Himmelblau verliert. — *Wisdom* kann weder V. 249. noch irgendwo, Scherz oder Witz bedeuten; und eben so wenig *thrilling*, V. 253, *herzbestrickend*. V. 254. sind *act* und *deed* unrichtig durch *Handlungen* erklärt; es ist von gerichtlichen Klagen und Verträgen die Rede. — V. 344. ist *chest* nicht der *Nacken*, sondern die Brust. — Unmöglich kann V. 447. *lowly* für *lovely* stehen; *the lowly childern of the shade* sind also nicht die *holden* Kinder des Schattens, sondern die niedrig im Schatten stehenden Blumen. — V. 538. ist *the father dust* nicht die *Grundfarbe*, sondern der Blüthenstaub. — Dergleichen Unrichtigkeiten liefsen sich mehrere auffinden, und bey einer neuen Ausgabe würde daher eben so viel Sorgfalt auf eine gröfsere Richtigkeit der Erklärungen, als auf mehr Correctheit des Drucks zu verwenden seyn. Bey den noch übrigen beiden Jahrszeiten, dem Herbst und Winter, versprechen die Herausgeber sich vorzüglich mit tiefer Entwickelung und Auseinandersetzung der Schönheiten des Gedichts zu beschäftigen, und mit noch weitläuftigern Kritiken einzelner Stellen. Auch soll eine allgemeine Abhandlung von Hn. Prof. *Maafs* und eine Einleitung in jene beiden Gesänge vorangeschickt werden. Endlich wird auch noch eine neue Uebersetzung nach dem hier berichtigten Texte versprochen.

In der kurzen Vorrede, womit Hr. Prof. *Maafs* diesen ersten Theil begleitet hat, macht er die Bemerkung, dafs die Werke der beschreibenden Dichtkunst mehr als manche andere dazu geeignet sind, ästhetische Anmerkungen in dem Sinne der Herausgeber zuzulassen, in so fern hier dem Dichter der Stoff in der Natur gegeben, und von ihm, ohne Zuthun des schaffenden Genies, aus der Anschauung der Objecte genommen ist. Hier lasse sich daher der Dichter leichter controlliren und seine Copie mit dem Originale vergleichen.

Leipzig, b. Gräff: *Choregraphie, oder vollständige und leicht fafsliche Anweisung zu den verschiedenen Arten der heut zu Tage beliebtesten gesellschaftlichen Tänze, für Tanzliebhaber, Vortänzer und Tanzmeister* von *Johann Heinrich Kattfufs. Erster Theil.* 1800. 208 S. 8. mit Kupfern. (20 gr.)

Auch unter dem Titel:

Taschenbuch für Freunde und Freundinnen des Tanzes von Joh. Heinr. Kattfufs.

Es ist eben nicht leicht, die Regeln einer Kunst deutlich zu machen, bey welcher Kleinigkeiten den wichtigsten Einflufs auf den Zweck haben. Desto löblicher ist es für den Vf. dieser Anweisung, die Schwie-

Schwierigkeiten, mit welchen er auch bey der Beschreibung seiner Kunst zu kämpfen hatte, glücklich überwunden zu haben. Durch Hülfe der mitgetheilten Figuren wird man nie über den Sinn der von ihm gegebenen Vorschriften zweifelhaft bleiben. Mit der jetzt zu sehr vernachlässigten Menuet beschäftigt sich der Vf. durch 26 Seiten, und beweiset dadurch den Meister seiner Kunst eben so sehr, als durch seine gründliche Behandlung der sogenannten Complimente.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Strasburg*, in Comm. b. d. Gebr. Levrault: *Thomas Lauth vom Witterungs-Zustand, dem Scharlachfriesel, und dem bösen Hals.* Mit (2) farbigen Abbildungen. 1800. 66 S. 8. (12 gr.) Zweyhundert und sieben vom 22. Dec. 1799 bis zum 20. Januar 1800 in Strasburg erfolgte Todesfälle veranlassten das Gerücht von einer verpestenden Beschaffenheit der Luft, und von einer herrschenden pestartigen Krankheit. Der Vf. zeigt in dieser Schrift: I. *Abtheil. Vom Witterungszustande und andern Krankheitsursachen*, dass diese grössere Mortalität der Sterbe-Liste und dem Verzeichnisse der Krankheiten zufolge nicht auf Rechnung einer besonders gefährlichen Krankheit kommen, dass die Witterungsbeschaffenheit dieses Winters, in welchem auf eine kurze strenge Kälte eine gänzlich laue Witterung folgte, die zu der Zeit herrschenden Krankheiten, weil diese schon vor dem Thauwetter vorhanden waren, nicht hervorgebracht haben könne und dass auch Mangel an Reinlichkeit, welchen der Vf. für viel gefährlicher hält, als die Witterung, keinen Antheil an den Krankheiten hatte, weil wohlthätige Regengüsse in kurzer Zeit Häuser und Strassen reinigten. Dagegen giebt der Vf. S. 16—23. zu, dass zwey zu der Zeit epidemisch herrschende an sich nicht gefährliche Krankheiten: nämlich ein ganz gewöhnlicher Husten oder Schnupfen, und ein Scharlachfriesel mit einem davon entstandenen bösen Halse durch nachlässige der Jahreszeit nicht angemessene Kleidung, und durch verkehrte Behandlungsart bösartig und mörderisch werden konnten. II. *Abth. Vom Scharlachfriesel. I. Absch. Dessen Verschiedenheit von andern Hautkrankheiten.* Das Scharlachfriesel ist eine seltene (?) vom Scharlachfieber wesentlich nicht verschiedene Krankheit und nur eine Abart des letzten. Wenn sich der Scharlachausschlag in breiten unregelmässigen, platten und hochrothen Flecken äussert: so nennt man die Krankheit Scharlachfieber; wenn aber, wie in gegenwärtiger Epidemie, kleine Gries- oder Hirse-Saamen ähnliche weisse Bläschen, entweder die ganze durch sie rauh anzufühlende Haut einnehmen oder wenigstens an der Brust, dem Nacken, den Elbogen, Händen und Füssen sich befinden, so ist die Krankheit ein Scharlachfriesel. Offenbar wird hier mit Unrecht dem Scharlachfieber das Scharlachfriesel, welches ebenfalls mit einem Fieber verbunden ist, entgegengesetzt. Der Vf. giebt die gemeinschaftlichen Merkmale aller fieberhaften Ausschläge und hierauf die besondern an, welche die Scharlachausschläge von den Masern, Rötheln, dem Rothlauf, der Wiebel- oder Nesselsucht unterscheiden. Masern und Rötheln werden S. 26. in des Vfs. Gegend unter dem gemeinschaftlichen Namen: Röthe mit einander verwechselt, haben zwar einerley Ausschlag, sind aber wesentlich von einander verschieden. Der Ausschlag besteht nach dem Vf. fast wie nach *Wedekind* in kleinen Hübelchen, welche rauh anzufühlen sind, an ihrer Spitze bisweilen, aber nicht immer ein sehr kleines Bläschen haben, und nach einigen Tagen entweder nach und nach verschwinden oder ausdorren und kleyenartig sich abschuppen. Bey den Rötheln ist nur ein leichtes (?) Fieber, nicht wie bey den Masern ein heftiges Brustfieber, Heiserkeit, Niesen und eine feuchte Augenentzündung. Wenn der Vf. den Rötheln zunehmende Gelindigkeit, den Masern im Gegentheil nur wichtige Zufälle und Gefahr auch noch nach dem Verschwinden des Ausschlages beylegt, so scheint er nie gefährliche Röthelepidemien und immer gefährliche Masernepidemien erlebt zu haben. Die Geschwulst der Mandeln und des weichen Gaumens, unzertrennliche Gefährten des Scharlachfiebers, ist (S. 29.) in einigen Fällen catarrhalisch, in andern aber (nicht anders, als ob von catarrhalischer Ursache keine Entzündung entstehen könne?) eigentlich entzündlich. *II. Absch. Beschreibung des Scharlachfriesels.* Der Unterschied *zwischen den* beiden Gattungen (besser: Formen) des Scharlachs *ist auffallend.* Bey der ersten, dem Scharlachfriesel, erscheinen nach einer allgemeinen Röthe des Körpers die griesichten weissen Hübelchen, bey der zweyten entstehen scharlachrothe einzelne nicht erhabene Flecken, welche sich in einen zusammenhängenden Scharlach vereinigen; bey der frieselartigen Krankheit entstanden selten Halsgeschwüre und das Halsweh wich überhaupt, so wie die Haut sich mehr mit Friesel anfüllte; bey der mit Flecken begleiteten war hingegen der böse Hals viel hartnäckiger; hier waren oft schon Geschwürchen an den Mandeln, während der Kranke sich übrigens noch wohl befand, und die Entzündung des Halses nahm zu, wenn der Ausschlag schon ganz verschwunden war. Dessen ungeachtet sind nach S. 43. beide Gattungen nicht wesentlich verschieden, indem sie denselben Gang, dieselben Zufälle und dieselbe Endigung haben. *III. Absch. Von den Gefahren dieser Krankheit.* Seiner Natur (?) nach war das Fieber im gewöhnlichen Falle eine *continua simplex,* folglich nicht gefährlich, und die Wassersucht entstand bloss durch Vernachlässigung. Eine seltene Erscheinung waren nach geendigter Scharlachkrankheit blaurothe den Ruthenstriemen gepeitschter Kinder ähnliche Striche an Vorderarmen, Händen, Schenkeln und Beinen, welche an einigen Stellen verschwanden, an andern wieder kamen. *IV. Absch. Von der Behandlung.* Zur Verhütung der Nachkrankheiten empfiehlt der Vf. hier, wie in den Blattern und Masern den wechselsweisen Gebrauch abführender Mittel und lauwarmer Bäder. III. *Abth. Vom bösen Halse.* Die Ursache der vielen in seltenern Fällen bedeutenden Halsentzündungen zu dieser Zeit glaubt der Vf. S. 60. vielleicht darin zu finden, dass das der Scharlachkrankheit eigene Gift einige Körper nicht mit der Heftigkeit angreift, welche die Entstehung der vollkommenen Krankheit erfodert, sondern im Halse allein seine Wirkungen und zwar auf eine nachtheiligere Art äussert, als wenn das Scharlachfriesel entstanden wäre.

Die treue Darstellung des Inhalts dieser Schrift mag von einer ganz guten Beschreibung der Krankheitssymptome, aber auch zugleich davon einen Beweis abgeben, dass sie in jeder andern Hinsicht den Abhandlungen, die wir kürzlich von einigen andern Schriftstellern über dieselbe Krankheit erhalten haben, weit nachstehe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. März 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

Basel, b. Thurneisen: *The Plays of William Shakspeare; with the Corrections and Illustrations of Various Commentators.* To which are added, notes by *Samuel Johnson* and *George Steevens.* A new Edition, revised and augmented (with a Glossarial Index) by the Editor of Dodsley's Collection of Old Plays. *Vol. I.* XXVI u. 456 S. — *Vol. II.* 407 S. — *Vol. III.* 420 S. — *Vol. IV.* 295 u. LXXII S. — *Vol. V.* 389 S. — *Vol. VI.* 382 S. — *Vol. VII.* 389 S. — *Vol. VIII.* 348 S. — *Vol. IX.* 387 S. — *Vol. X.* 318 S. — *Vol. XI.* 475 S. — *Vol. XII.* 420 S. gr. 8. 1800 u. 1801. (16 Rthlr.)

Erste Lieferung der Kupferstiche dazu in 25 Blättern. gr. 8. (8 Rthlr. 8 gr.)

Das von einem sehr günstigen Erfolge begleitete Unternehmen der *Thurneisischen* Buchhandlung in Basel, von den classischen Schriftstellern der Engländer saubre und correcte Abdrücke zu liefern, und den Besitz ihrer Werke sowohl durch grössere Wohlfeilheit der Preise, als durch Ersparung der Transportkosten und der mit den Bestellungen gewöhnlich verbundenen Schwierigkeiten, zu erleichtern, hat unstreitig zur Verbreitung der englischen Literatur in Deutschland nicht wenig beygetragen. Eine beträchtliche Reihe prosaischer Schriftsteller wurde bisher aus dieser rühmlichen Anstalt geliefert; und wenn darunter auch einige waren, die nicht auf den ersten Rang wirklich classischer Werke Anspruch machen können: so hatte man doch um so weniger Ursache mit der Auswahl unzufrieden zu seyn, da die einzelnen Schriften auch einzeln und von einander unabhängig geliefert wurden, und der Käufer nicht zur Abnahme der ganzen Folge von Autoren gehalten war. Eine Zeitlang wurde der anfänglich rasche Fortgang dieses Unternehmens durch den alles zerstörenden Krieg und durch dessen unglückliche Verbreitung über die Schweiz unterbrochen; sonst würde die Reihe der gelieferten Werke jetzt schon grösser, und der Anfang mit dem Abdrucke der vornehmsten englischen Dichter schon früher gemacht seyn. Vor mehrern Jahren schon geschah die Ankündigung, dass *Shakspeare* auch hier den ersten Rang behaupten sollte; und, wenn wir nicht irren, so wurde eine nahe Ausgabe dieses Dichters schon früher angekündigt, als die Originaledition, nach welcher der Abdruck jetzt veranstaltet ist, in England erschienen war. Wenn es also einmal der Vorsatz war, die *vollständigste Ausgabe* der Shakspearischen Werke zu liefern; so gewann die Ausführung dieses Vorsatzes dadurch nicht wenig, dass sie etwas verzögert wurde. Man hat nämlich den zu London 1793 in funfzehn Grosoctavbänden gedruckten *Shakspeare*, mit Prolegomenen mancherley Art, und einem Commentar von mehr als funfzig Kunstrichtern versehen, deren Noten überall her gesammelt und unter den Text zusammengestellt sind, zum Prototyp dieses neuen Abdrucks gewählt. Die drey vorhergehenden Ausgaben von *Johnson* und *Steevens* liegen dabey vornehmlich zum Grunde, und darauf bezieht sichs, wenn sie auf dem Titel *The Fourth Edition* genannt wird. *Steevens* selbst aber hat aufs neue viel dazu beygetragen; und ausserdem ist die mühsame Arbeit *Malone's* vorzüglich benutzt, auch seine Noten und Abhandlungen sind mit aufgenommen worden. Der Herausgeber, der sich nur als *Editor of Dodsley's Collection of Old Plays* auf dem Titel bezeichnet, ist *Isaac Reed, Esqu.* der auch selbst manche Noten hinzugefügt hat. — So sehr man übrigens den grossen und unermüdeten Fleiss bewundern und schätzen muss, den so viele englische Gelehrte, und unter ihnen vornehmlich *Johnson*, *Steevens*, *Capell* und *Malone* auf die Berichtigung und Erklärung der Werke ihres grössten Schauspielsdichters so unermüdet verwandt haben; so steht doch auf der andern Seite nicht zu leugnen, dass dieser kaum noch übersehbare kritische Apparat grossentheils *rudis indigestaque moles*, und nur für den geniessbar ist, der nicht sowohl die Schönheiten als die Sprache und einzelnen Ausdrücke des Dichters studieren und jede Stelle kritisch prüfen will. Dazu kommt, dass die oft in langer Reihe nach einander auftretenden Erklärer in vielen Fällen sehr abweichender Meynung sind, dass von ihnen, besonders von *Steevens* und *Malone* fast ohne Ende replicirt und duplicirt wird, und der Leser zuletzt doch ziemlich unbefriedigt ausgeht. Denn schon der gleich bey seiner ersten Aufzeichnung und in den sogenannten Original-Abdrücken höchst vernachlässigte und häufig verunstaltete Text der Shakspearischen Schauspiele gab der Conjecturalkritik nur allzuweiten Spielraum. Freylich aber giebt es auch in diesem Notenmeere manche sehr schätzbare Erläuterungen, manche sehr glückliche Aufschlüsse dunkler Stellen, manche historische und antiquarische Erörterungen; und noch öfter lassen sich aus der Vergleichung der verschiednen Meynungen der Ausleger, und der von ihnen vorgebrach-

ten Gründe und Gegengründe, von dem, der sie zu prüfen versteht, lehrreiche Resultate ziehen. Kurz, die Ausgabe, wie sie ist, behält immer einen grossen kritischen Werth.

Eine andere Frage aber ist es, ob für den *Zweck*, in welchem der hier anzuzeigende neue Abdruck der Shakspearischen Schauspiele veranstaltet wurde, *diese* Originaledition gerade das rechte Vorbild war, und ob man bey der Wahl desselben nicht mehr auf Brauchbarkeit, besonders für deutsche Leser, als auf kritische Reichhaltigkeit und Weitläuftigkeit des Commentars hätte sehen sollen. In England giebt es der Ausgaben *Sh's.* in allen Formen und Verhältnissen; und wenn man gleich auch dort zum Verständnis des Dichters kritischer Beyhülfe bedarf: so wird doch der blosse Dilettant sie nicht leicht aus jenem grossen Vorrathe mühsam aufsuchen, wird sich bey der Lesung des Textes nicht fast bey jeder halben oder ganzen Zeile in die unten strömende Notenfluth hinabstürzen, und dadurch Zusammenhang und Genuss unterbrechen wollen, sondern sich lieber mit kurzen Winken und Aufschlüssen begnügen. Die meisten Käufer und Leser, auf welche bey einem Abdrucke für das Ausland zu rechnen war, möchten sich wohl noch mehr in diesem Falle befinden. Es giebt eine von *Samuel Ayscough* besorgte, im J. 1790 zum zweytenmal gedruckte Londoner Ausgabe von *Sh's.* dramatischen Werken, die dergleichen ganz kurze erklärende Noten, ohne alle weitere kritische Erörterung, hat, die gleich unter dem Texte befindlich sind. Sie besteht aus nicht mehr als aus zwey Bänden im grössten Octav, und der Text ist in zwey Kolumnen, nach Art der englischen Magazine, mit kleiner, aber hinlänglich scharfer und leserlicher Schrift gedruckt. Diese englische Ausgabe wäre vielleicht von allen die zweckmässigste gewesen, um sie bey einem Abdrucke für Ausländer, die der englischen Sprache mächtig genug sind, um den *Sh.* zu lesen, wenigstens zum Grunde zu legen, und aus den *Notis variorum* in jener grösseren Edition die Noten hier und da zu vermehren und zu ergänzen. Der *Index to the remarkable passages and Words*, eine Art von Concordanz, die als dritter Band zu jenen zwey Bänden hinzugekommen ist, hätte immer wegbleiben, und der Druck des Textes dafür anders und minder sparsam eingerichtet werden können. So, wie die Baseler Ausgabe gegenwärtig ist, kann sie wirklich nur dem gelehrten und kritisch forschenden Leser brauchbar seyn; und zugleich ist der Zweck einer grössern Wohlfeilheit dadurch so gut wie unerreicht geblieben. Die funfzehn Bände von *Reed's* Originalausgabe, nach welcher sie abgedruckt ist, kosten in London 7 L. 16 Sh., also ungefähr 40 Rthlr. Von dem Baseler Abdrucke, der mit diesen zwölf Bänden nur erst auf die Hälfte vollendet, und, der Ankündigung nach auf 24 Bände angelegt ist, da jeder Band der Schauspiele nur ihrer zwey, die englische Ausg. hingegen ihrer drey enthält, wird gleichfalls nahe an 40 Rthlr. kosten. Wenn man nun das Aeussere von beiden mit einander vergleicht: so fällt der grosse Vorzug der englischen, in Ansehung der Feinheit des Papiers, das hier *woven paper* ist, und der Reinheit und Schärfe der Typen, sogleich in die Augen. Wer also einmal so viel daran wenden will, den werden die nicht sehr bedeutenden Transportkosten gewiss *nicht* abhalten, das weit Bessere zu wählen. Der grösste Unterschied der Druckschrift ist am meisten bey den Noten sichtbar, die in dem neuen Abdrucke, besonders in einigen der erstern Bände, mit ziemlich stumpfen Lettern gesetzt sind. Eine allerdings sehr wesentliche Tugend aber, Correctheit und Genauigkeit des Drucks, scheint, so weit Rec. verglichen hat, auch dieser Ausgabe, wie ihren Vorgängerinnen eigen zu seyn. Auch ist die Einfachheit des Aeussern beybehalten worden.

Man hat übrigens dieser Ausgabe eine, ihrer englischen Vorgängerin fehlende, Begleitung von *Kupferstichen* gegeben, *die jedoch, so viel* Rec. weiss, nicht jeder Käufer mitzunehmen *gehalten ist*. Es sollen überhaupt 100 Blätter ausgegeben werden, und der Preis jeder von den vier Lieferungen derselben ist auf 25 Livres bestimmt. Wir haben die *erste*, aus 25 Blättern bestehende Lieferung vor uns, die mit den ersten sechs Bänden ausgegeben ist. Die Blätter beziehen sich aber nicht alle auf die darin schon enthaltenen, sondern grösstentheils auf Schauspiele, die erst in den spätern Bänden vorkommen werden. Es sind Copieen der bekannten grossen Kupfer nach den Gemälden der *Shakspeare-Gallery*. Wie diese, sind auch die vorliegenden verkleinerten Nachstiche sehr ungleich gerathen; nur wenige darunter, von *Bärenstecher*, *Bock* und dem jüngern *von Mecheln* gestochen, nehmen sich aus, die meisten übrigen, von *Thönert*, *Eisen*, *Wolf*, *Geisler* und *Schöpflin*, erheben sich wenig über das *Mittelmässige*, und unter denen von *l'Epine*, der die *meisten* geliefert hat, sind einige ganz verunglückt.

Zwey, im zweyten und dritten Bande unter den Prolegomenen befindliche Schriften, werden auch einzeln unter folgenden besondern Titeln verkauft:

An Essay on the Learning of Shakspeare, by *Richard Farmer*, D. D. 1800. 96 S. gr. 8. (9 gr.)

Historical Account of the Rise and Progress of the English Stage, and of the Economy and Usages of the Ancient Theatres in England; by *Edmund Malone*, *Esq.* 1800. 420 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Cassel, b. Griesbach: *Lohn der Freundschaft*, Schauspiel in fünf Aufzügen von *Ernst August Rost*. 1801. 166 S. 8. (12 gr.)

Ein theatralischer Versuch, der in jeder Rücksicht tief unter dem Mittelmässigen steht! — Wir wollen nichts von der Fabel sagen, deren Erfindung so alltäglich als möglich ist; nichts von Vertheilung der Handlung, die vier Acte hindurch aufs langweiligste schleppt, bis der Knoten im fünften Act aufs unwahrscheinlichste zerschnitten wird; nichts von den

den herrlichen Episoden, die durch fade Bedienten, Liebhabereyen und durch einen aus fremden Ländern rückkehrenden Gecken herbeygeschleppt werden; nichts von der Sprache, wo bey durchgängiger Kraftlosigkeit auch zuweilen grammatikalische Fehler vorkommen; (z. B. Ihr Unglück *lernt* mich einen Freund kennen. S. 98: Ihr gütiges Betragen liess *mir* hoffen S. 34 u. s. w.) Aber etwas seelenloseres, als der *Charakter* des angeblichen Hauptbelden, dieses ewig winselnden Herrn Hauptmann von *Horst* wüssten wir doch nie gefunden zu haben. Was ein braves Mädchen veranlassen könnte, ein solches markleeres Wesen lieb zu gewinnen, — noch dazu gleich beym ersten Anblick, und bey einem schon vorher nicht ganz freyem Herzen lieb zu gewinnen — begreifen wir durchaus nicht. Man darf nur die Scene S. 109 lesen, und man bekommt nicht einen Unwillen bloss, sondern einen wahren Ekel gegen einen Liebhaber dieser Art. Dass die Geschichte, weswegen er seinem Vater entfloh, und den Bruder seiner aufgedrungnen Braut in einem Zweykampf erlegte, viermal im Stück erzählt wird, ist ebenfalls ein Beweis von der gänzlichen Unkunde des Vf. mit allen dem, was auf der Schaubühne gefällt oder langweilt.

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Fleischer: *Ueber Johann Friedrich Fischer*, gewesenen Rector der Thomasschule zu Leipzig, *als Schulmann*. Ein Versuch von *Christian Victor Kindervater*, Prediger zu Pedelwitz unweit Pegau. 1801. 127 S. 8. (10 gr.)

Die zweyte lesenswerthe Denkschrift auf den verewigten *Fischer!* Wenn die erste, von Hn. Prof. *Kuinöl* in Giessen verfasste, (s. A. L. Z. 1800. N. 179.) mehr einem *Elogium*, als einer biographischen Darstellung glich, und der Natur der Sache nach, weil sie wenige Wochen nach dem Tode eines vielgeliebten Lehrers und Anverwandten, im regen Gefühl des ersten Schmerzes, niedergeschrieben wurde, keinen andern Charakter leicht annehmen konnte: so darf die gegenwärtige, für Schulmänner sehr interessante Schrift des Hn. M. *Kindervater* mit mehrerm Rechte auf den Namen einer treuen Biographie, sofern nämlich der Verstorbene als *Schulmann* charakterisirt werden soll, Anspruch machen. Zwar ist ihr Vf. auch ein dankbarer Schüler des verdienstvollen *Fischer;* zwar ist auch Er von dem Gefühle des grossen Verlustes, den die Leipziger Thomasschule durch den Tod dieses Mannes erlitten hat und lange noch empfinden wird, auf das innigste durchdrungen: allein seine Achtung gegen den treflichen Lehrer offenbart sich durch die strenge Wahrheitsliebe, womit er, als ein ächter Jünger der Fischerschen Disciplin, von ihm spricht, und die Versicherung, dass er den Unterricht desselben zu einer Zeit genossen, wo Fischer noch am thätigsten und nützlichsten war, verbürgt eben so sehr, wie die stillschweigende Provocation auf Hn. Director *Gurlitt* in Klosterbergen, welcher um dieselbe Zeit Fischers Schule besuchte, und dem diese Schrift gewidmet ist, die Zuverlässigkeit der Hauptmomente in dieser lehrreichen Schilderung.

Es war nöthig, die Schulverfassung, deren Vorgesetzter Fischer war, näher kennen zu lernen, wenn man ihn, als Director des Ganzen, gehörig würdigen wollte. Der Vf. beginnt daher mit einer kurzen Beschreibung der innern Verfassung der Thomasschule, welche, so viele Reformen sie auch in neuern Zeiten gewonnen hat, doch immer noch einer grossen, dem Zeitalter angemessenen, Verbesserung zu bedürfen scheint. Fischer sorgte zunächst und zuerst für Verbesserung des Lehrunterrichts: er gab zu dem Ende selbst zweckmässigere Lesebücher heraus, durch welche er die ehemals aufgenommenen, im Griechischen namentlich das Neue Testament, glücklich verdrängte. Daher muss man sichs erklären, warum er sich so oft und so lange mit dem Paläphatus und andern Schriftstellern beschäftigte, welche er schwerlich, wenn er bloss das grössere Publikum im Auge gehabt hätte, mit solcher Liebe behandelt haben würde. Allein so wie F. bey literarischen Arbeiten immer eine besondere Rücksicht auf seine Schule nahm: so widmete er ihr auch als Docent allen den Fleiss und alles das Nachdenken, dessen er fähig war. Die Gegenstände seiner Vorträge waren mannichfaltig; doch beschäftigte er sich am meisten und liebsten mit Erklärung der alten Classiker. Dabey beobachtete er folgende Methode: Er liess jedesmal ein Stück aus dem zu erklärenden Schriftsteller, war es ein lateinischer, in das Deutsche, ein griechischer, in das Lateinische übersetzen; dann folgte die Erklärung allezeit in lateinischer Sprache. Die Uebersetzung aus dem Lateinischen in das Deutsche war meistentheils ganz frey, und drückte nur den Sinn des Originals aus: das *non annumerare, sed appendere verba* war bey ihm unwandelbarer Grundsatz. Uebrigens aber gesteht Hr. K. selbst, dass sich die Zuhörer nach einer platten und altfränkischen Uebersetzungsmanier bequemen *mussten*, bey welcher die Feinheit oder Würde des Originals fast ganz verschwand. Die lateinischen Dichter kamen natürlich dabey am schlimmsten weg. Desto lehrreicher war seine Disciplin bey Uebersetzung der Griechen, besonders der Prosaiker. Hier drang er darauf, so wörtlich als möglich zu übertragen, so weit diess, ohne den Genius oder die Reinheit des lateinischen Idioms zu verletzen, möglich war. Er erklärte es aber für unmöglich, die Alten gehörig in die Muttersprache zu übertragen. Die Arbeiten unserer besten Uebersetzer kannte er nur dem Namen nach, und er nahm sich nie die Mühe, sie zu lesen, oder mit den Originalen zu vergleichen. Ueberhaupt hatte er von der ganzen deutschen Literatur in diesem Fache eine sehr ungünstige Meynung, die er weder in seinen Schriften, noch in seinen Vorträgen, verhehlte. Sehr genau war die Interpretation, welche er auf die Uebersetzung folgen liess. Was Hr. K. über diesen Theil seiner Lehrmethode bemerkt, verdient von allen Schullehrern beherziget und nachgeahmt zu werden. Allein mit den

sige-

sogenannten ästhetischen Interpreten, die nur mit einem *praeclara, nobilis idea! quam pulcrum* etc. den Leser oder Zuhörer abfertigen, war Fischer gar nicht zufrieden. „Erkläre du mir, pflegte er zu sagen, die Stelle recht gründlich, dann werde ich wohl selbst empfinden, was schön oder nicht schön ist, ohne dass du mir es zuschreyest!" — Was F. lehrte, hatte er mit der grössten Sorgfalt ausgearbeitet, und seine Gewissenhaftigkeit gieng dabey so weit, dass er sich selten einen Ausdruck erlaubte, den er nicht bey einem Alten, besonders bey dem Cicero, in derselben Bedeutung gelesen hatte. Sein Vortrag war streng zusammenhängend und ungemein fasslich. Er pflegte auf eine Art zu dictiren, dass diejenigen, welche ihn schon etwa ein Jahr gehört hatten, wörtlich nachschreiben konnten. Auch war sein Wille, dass der ganze Vortrag nachgeschrieben werden sollte, und keiner hätte es wagen dürfen, es zu unterlassen. Unter seinen übrigen Vorträgen zeichnete sich vorzüglich die über die römischen Alterthümer und über die Rhetorik aus. Rec. hat Gelegenheit gehabt, die ersten, welche F. aus eigener wiederholten Lesung der Alten selbst geschöpft hatte, und die sich durch eine seltene Genauigkeit, wenn gleich nicht durch die beste Ordnung, hervor heben, näher kennen zu lernen, und kann die Versicherung hinzufügen, dass sie bald auch vor dem grösseren Publikum erscheinen werden. Die rhetorischen Lectionen wurden nach *Ernesti's* bekanntem Lehrbuche gehalten. F. benutzte dazu mit vieler Einsicht alles, was ihm die Lectüre der rhetorischen Schriften des Cicero, des Quintilian und der griechischen Rhetoren an die Hand gab. Zugleich verband er hiemit die Ausarbeitungen der Schüler, wozu er allemal mehrere Wochen-Zeit gab, damit jeder sein Möglichstes thun konnte. Sehr instructiv sind die Bemerkungen, welche Hr. K. über die Methode macht, die F. bey der Wahl sowohl als bey der Verbesserung solcher Ausarbeitungen zu beobachten pflegte. Wer aus Erfahrung weiss, dass dieser Theil der Schulgeschäfte einer der mühsamsten und schwierigsten ist; der wird gern vernehmen, wie ein Veteran, der so viele gute Stilisten gebildet hat, und dessen eigenen Schriften man in dieser Hinsicht keinesweges, wie den Schriften so mancher Schullehrer, das *veniam petimusque damusque vicissim* ansieht, bey diesem Geschäfte verfuhr. Gewiss gehörten diese Stunden zu den lehrreichsten, welche F. hielt. In diese Uebungen griffen andere Uebungen im Auswendiglernen vorzüglicher Stellen aus den Alten ein, was F. seinen Schülern nachdrücklich empfahl. Er liess deshalb zuweilen Reden aus dem Cicero oder des Plinius Panegyricus auswendig lernen und declamiren. Die Anweisung, welche er vorher allemal zum Declamiren gab, war kurz, aber zweckmässig; und Rec. weiss, dass F. selbst im Ganzen genommen richtig declamirte. So fehlte es auf der Thomasschule auch an dieser Uebung nicht, welche leider auf so vielen Schulen, zum grossen Nachtheil fürs ganze künftige Leben, vernachlässiget wird, und die man vielleicht bey der Fischerischen Disciplin am wenigsten vermuthet hätte. — Bey der Erklärung des N. Testaments, welche F. auch von Zeit zu Zeit vortrug, verfuhr er, wie sich voraussetzen lässt, nicht anders als bey einem Profanschriftsteller. Zuerst die Uebersetzung, dann die Kritik des Textes, darauf die Erklärung. Er hatte dabey die lobenswerthe Absicht, seinen Schülern eine praktische Hermeneutik des N. T. zu geben. Von der Art, wie F. die Bücher des N. T. übersetzte, hat Hr. K. am Ende seiner Schrift einige Proben mitgetheilt. Diese sind allerdings vortreflich, sofern man den Grundsatz gelten lässt, dass eine lateinische Uebersetzung vom N. T. so beschaffen seyn müsse, dass sie ein alter Römer, der von keiner Sprache, ausser der seinigen, etwas wüsste, für ächt lateinisch anerkennen würde. Hr. K. bringt auch hierüber einige gute Erinnerungen bey; die wir manchem unberufenen Tadler der *Reichardischen* Uebersetzung zur Beherzigung empfehlen, und zieht zwischen der *Fischerschen* und *Morusischen* Interpretationsmethode eine kurze, aber richtige Parallele. Wir übergehen das, was Hr. K. als Mängel in Fischers Schulunterrichte aufführt, um noch einen Augenblick bey ihm als *Pädagogen* zu verweilen. „Wenn Erziehen so viel heisst, als für die verhältnissmässige Entwickelung und Bildung der physischen, intellectuellen und sittlichen Kräfte des Zöglings Sorge tragen; so kann man nicht sagen, dass F. unter die Pädagogen im vollkommensten Sinne des Ausdrucks zu zählen war." Von neuerer Pädagogik hegte er bis an sein Ende eine sehr nachtheilige Meynung, und eben so wenig kann man ihn von einer pädagogischen Pedanterey frey sprechen, welche sich sogar bis auf die Stiefeln und schwarzen *Halsbinden* erstreckten, die er, weil sie seinem Urtheile nach den Renomisten ankündigen, an seinen Schülern nicht wohl leiden mochte. Allein er war gewiss für den Flor seiner Schule und für das Fortschreiten der sittlichen Bildung mit der intellectuellen eifrig besorgt; er war durchaus ein gewissenhafter, strenger Schuldirector, bey dem kein Ansehen der Person galt; er versäumte keine Gelegenheit, auf Religiosität und Moralität hinzuarbeiten; ihm waren keinesweges die sanfteren Gefühle der ächten Humanität fremd, und dankbare Schüler verehren auch in dieser Hinsicht seine Manen. — Er hat seinen Nachfolgern Stoff zu Verbesserungen, aber auch Stoff zur Nachahmung zurückgelassen. Möge die Leipziger Thomasschule, indem ihre moralische und politische Cultur mit dem Zeitalter fortschreitet, auf den literarischen Flor, welchen sie *Gesnern*, *Ernesti*, *Fischern* verdankt, nie mit wehmüthiger Sehnsucht zurück blicken dürfen! —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. März 1802.

NATURGESCHICHTE.

Wien, b. Pichler: *Die Liebe unter den Thieren*, in einer Reihe von Beobachtungen dargestellt, und mit philosophisch-naturhistorischen Anmerkungen begleitet, von *Gottfr. Eman. Wenzel*, dem Verfasser der Entdeckungen über die Sprache der Thiere. 1801. XII. S. Vorr. u. Inhalt. 254 S. 8. (12 gr.)

Den Freunden einer angenehmen und zugleich lehrreichen Unterhaltung hat der Vf. durch diese Schrift gewifs ein sehr willkommenes Geschenk gemacht, und der grofse Haufe von Romanen-Lesern und Leserinnen wird, wenn sie der Titel nicht abschreckt, auch hier das Hauptthema ihrer Lectüre, die Liebe, vielleicht auf eine so anziehende Art und in einem so lebhaften Tone ausgeführt finden, als es selten in jenen Schriften — da die guten Romane eben nicht häufig sind, geschieht. Es ist allerdings gegründet, dafs die Aeufserungen beym Begattungstrieb der Thiere, welche der Vf. *Liebe* nennt, fast eben so mannichfaltig, ja man könnte sagen, noch mannichfaltiger sind als beym Menschen, da sie den Hauptgegenstand seiner Glückseligkeit ausmachen, und dafs nicht blofs die Verschiedenheit der Organisation, oft bey einerley Thierart, sondern auch Erziehung, Umgang, Wartung und Pflege eine Feinheit dieser Empfindungen, Zärtlichkeit, Delicatesse u. s. w. zu Wege bringen, wovon die Beyspiele mehr Dichtung als Wahrheit zu seyn scheinen. Der Vf. hat seinen Gegenstand in 20 Abschnitten abgehandelt, wovon diefs die Hauptpunkte sind. 1) Auch im Thierreich hat die Göttin der Liebe ihren Thron. 2) Die Liebe der Thiere ist nicht immer blofser Instinkt. 3) Unterschied der Liebe unter den Thieren und der unter den Menschen. 4) Jedes Thier trägt sich mit einem Ideale von Schönheit herum. 5) Diefs Schönheitsideal kann der Mensch verbessern und berichtigen. 6) Eigener, oft bizarrer Geschmack mancher Thiere in der Liebe. 7) Von den verschiedenen Graden der Liebe. 8) Das Eigene derselben beym männlichen und weiblichen Geschlechte. 9) Die Liebe jeder Thierclasse ins besondere. 10) Sie ist bey den zahmen Thieren feiner und zärtlicher als bey den wilden. 11) Je besser die Erziehung der Thiere, je feiner liebt es. 12) Verschiedenheit der Liebe unter armen und reichen Thieren. 13) Die Spröden und Coquetten, und thierischer Verschönerungstrieb. 14) Wie sich die Thiere einander die Liebe erklären. 15) Fürchterliche Folgen verschmähter Liebe. 16) Seufzlinge und Empfindler. 17) Alte Liebe rostet nicht. 18) Rache an Menschen und Thieren, wenn sie in der Liebe gehindert werden. 19) Auch die Liebe der Thiere ist erfinderisch und listig. 20) Schlufs des Werkes; die Empfindungen des Vf. Alle diese Rubriken sind nun in mehrere kleinere zergliedert, und nicht nur durch eigene und fremde Beobachtungen und Erfahrungen bestätigt, sondern auch mit philosophischem Scharfsinne erläutert und erklärt, so dafs gewifs alle die, welche Gegenstände der Natur interessiren, das Buch nicht ohne Befriedigung aus den Händen legen werden. Indefs ist freylich nicht zu läugnen, dafs auch einige Unrichtigkeiten, Unwahrscheinlichkeiten und Uebertreibungen mit untergelaufen sind. So soll S. 3. der Todtenkopfsfalter gleich nach dem Auskriechen das Begleiten der andern Schmetterlinge, die ihm zu gefallen suchen, nicht achten, sondern pfeilschnell nach der Distel eilen, wo sein Weibchen sitzt. Wer hat denn das bey der Nacht gesehen? S. 19. soll ein Würger einem Zeisig Beeren in den Käfig gebracht haben. Beeren rührt gewifs kein Würger an. S. 29. verläfst ein Landbär seine Baumbärin und gewinnt eine Eisbärin lieb. S. 36. bezeigt sich ein Haushahn zu eigensinnig und zu klug. Ein Hahn macht nämlich bey seiner Heerde den Spröden, wird aber bald in eine angekaufte Brabanterin heftig verliebt. Dieser legt man Eyer zum Ausbrüten unter. „Der Hahn ermahnte sie freundlich zu ihrer Pflicht, wollte sie durch Schmeicheln dazu bewegen. Die Schöne wollte dennoch nicht sitzen. Der zärtliche Hahn nahm es für weibliche Caprice, für Laune, machte den Verständigen, gab nach, und safs selbst auf den Eyern seiner eigensinnigen Favoritin. Ein Zufall trieb ihn von der Brut. Die Brabanterin flog herbey, pickte ein Ey auf und sog es aus. Der Hahn eilte zu den Eyern zurück, fand sie verlassen und erblickte das aufgepickte. Er erschrack, Kamm und Kinn schwollen ihm an, er stampfte vor Zorn mit den Füfsen, suchte die böse Henne auf, schlug sie mit den Flügeln, hackte sie mit dem Schnabel, wollte sie tödten. Um die Liebe war es geschehen; er schwur ihr ewigen Hafs, und hielt treulich Wort. Er machte sich an eine andere ganz gewöhnliche, gemeine Henne, die aber eine unvergleichliche Bruthenne, und zärtliche Mutter war, und liebte diese mit Inbrunst." S. 91. u. f. wo der Vf. die Thiere in mit Feuer und Kälte liebende eintheilt, ist die Natur nicht genug zu Rathe gezogen; denn wenn die Blattläuse, Bremsen, Läuse und Kameele unter erstern, und Auerhahn, Eisvogel, Eidechse, Erdschnecken, Grasmücken, Kie-

Kiebitze, Marder, Schweine, Robben u. f. w. unter letzten ftehen, fo ift diefs ein Mifsgriff, der zeigt, dafs er noch nicht fo ganz in der Naturgefchichte eingeweiht ift, wie man es zu feiner Abficht wohl wünfchen follte. Nach S. 134. foll die Vielliebercy unter den Tauben nicht fo gemein, wie unter andern Thieren feyn, da doch das gerade Gegentheil ftatt hat. S. 206. erfticht fich eine Aeffin wegen verfchmähter Liebe. S. 223. läfst fich ein Budel ftatt feiner geliebten Möpfin ausprügeln, indem er thut, als ob er ftatt ihrer genafcht hätte. Wenn S. 211. nur eine grofse Anzahl von Säugethieren und Vögeln als eiferfüchtig angegeben werden, fo hätten fie alle genannt werden können. Es find auch noch einige Rubriken übrig, die der Vf. übergangen hat, z. B. Hageftolze, Untreue etc. So giebt es Säugethiere und Vögel, die fich nie paaren. Einmal hatte Rec. in feinem Taubenfchlage eine Täubin, die fich fchlechterdings mit keinem Tauber paarte, fondern alle im Schlage verführte, eine wahre Hure, die auch nie Eyer legte. Es war ganz eigen, wie fich die Männchen zuweilen von den Weibchen fchlichen, um mit ihr zu buhlen. Befonders wufste es ein Tauber ungemein fein zu machen, fo, dafs feine Täubin nichts davon gewahr wurde, wenn er fich mit der unzüchtigen Dirne abgab. Sobald ihm nämlich jene Täubin auf dem Boden des Schlags zunickte und fich niederkauerte, um bereihet zu feyn: fo liebkofete er erft fein brütendes Weibchen, krabbelte ihr an Kopf und Schnabel herum, fo dafs fie den Kopf ganz tief ins Neft ftecken mufste; dann flog er blitzfchnell herab, reihete, und gieng gleich wieder zum Nefte, liebkofte feine Täubin wieder, und that fo keufch, als wenn er nichts begangen hätte. In dem nämlichen Schlage hatte Rec. eine grofse Türkifche Täubin, die an einen gemeinen Haubentauber gepaart war. Er war fehr verliebten Temperaments, fie aber fo kalt, dafs fie aufser der eigentlichen Paarung gar nichts mit ihm zu thun haben wollte. Wenn er daher aufser der Begattungszeit an das Neft kam, wo fie brütete, und fie liebkofen wollte: fo ftieg fie gleich auf, und fchlug mit ihren grofsen Flügeln fo fehr auf ihn los, dafs er fich ängftlich in eine Ecke verkroch und lange nicht fehen liefs. Wenn er nach einigen Tagen diefe Strafe vergeffen hatte, und wieder kam: fo wiederfuhr ihm ein Gleiches. Rec. hat eine Menge Beobachtungen und Erfahrungen über die Thierfeelen gefammelt, die er zu feiner Zeit dem Publicum mittheilen wird, und ift überzeugt, dafs die Abftufungen im Temperamente und überhaupt in den untern Seelenkräften bey jeder Thierart fo abwechfelnd wie beym Menfchen find. Von der 20ften Abth. die die Empfindungen des Vf. über die Liebe der Thiere in Verfen enthält, wird dem Lefer nichts als die Anwendung gefallen.

KÖTHEN, in Comm. b. Aue: *Naturgefchichte der Land- und Waffer- Vögel des nördlichen Deutfchlands und angranzender Länder,* **nach eigenen Erfahrungen entworfen, und nach dem Leben gezeichnet von** *Johann Andreas Naumann. Dritter Band fünfter Heft.* Mit 8 Kupfertafeln (in Folio). 1800. 3 Bog. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Im vierten Hefte des dritten Bandes, den wir in Nr. 19. des vorigen Jahrganges der A. L. Z. angezeigt haben, hatte der Vf. den Anfang mit der Befchreibung der Vögel feiner 23ften Claffe, und zwar der Meven gemacht, von denen dort *Larus ridibundus* und *naevius* als eine Art unter dem Namen der gemeinen Meve befchrieben waren. Hier werden noch folgende Arten aufgeführt: 1) unter dem Namen der *kleinen bunten Meve* wahrfcheinlich der *Larus cinerarius*, von dem die hier gegebene Abbildung und Befchreibung fich nur durch die fchwärzliche Spitze der Rückenfedern und den grau gefleckten Kopf unterfcheidet. Rec. würde fie beym erften Anblick der Abbildung für *Larus naevius* gehalten haben, wenn nicht der Vf. ausdrücklich fagte: „Obgleich diefe Meve erftaunend viel Aehnlichkeit mit „der gemeinen Meve hat, fo ift fie doch eine von „jener ganz verfchiedene Art. Wollte man fagen, es „wäre eine Junge der gemeinen Meve, fo würde „man fie nur im Herbft und nicht im Frühjahre bemerken.... Auch fehr felten findet man fie unter „Gefellfchaften von diefer Art, fondern immer entweder einzeln oder in kleinen Truppen von ihnen „abgefondert." 2) Die *Wintermeve* (*Larus tridactylus*). 3) Die *Sturmmeve*, höchftwahrfcheinlich ein junger *Larus canus*. 4) Der *Struntjäger*, Briffon's *Stercorarius ftriatus*, den Hr. N. mit dem *L. parafiticus* vielleicht mit Recht für einerley, und nur als ein Junges deffelben anfieht. 5) Die *grofse Seemeve der Bürgermeifter*, 29½ Zoll lang, Schnabel und Füfse gelb, die Farbe der Federn weifs, nur der Rücken und die Deckfedern der Flügel blofs bläulich-afchgrau; fie unterfcheidet fich von Briffon's *Goiland cendré*, womit fie Rec. gleichwohl für einerley hält, durch die ganz weifsen Schwungfedern. 6) Die *Heeringsmeve* (*Larus fufcus*). Von den *Schwalbenmeven* oder *Seefchwalben* finden wir hier: 1) die *gemeine Schwalbenmeve* (*Sterna Hirundo*) mit dem Eye. Sie fliegen bey Sonnenfchein oft zwey Meilen weit von ihrem Nefte, brüten bey ihrer Zurückkunft höchftens 20 Minuten, und verlaffen daffelbe fodann wieder; bey regnichtem und ungeftümmen Wetter aber brüten fie anhaltender. 2) Die *fchwarze Schwalbenmeve* (*Sterna fiffipes*) ein altes Männchen und ein junges, mit weifser Stirn und Kehle. 3) Die *kleine Schwalbenmeve* (*Sterna minuta*), ein altes und ein junges Männchen mit einem Eye. Bey diefer und der vorhergehenden Art hat der Vf. ihren Nefterbau genauer, als es bis jetzt gefchehen war, befchrieben.

Die 24fte Claffe des Vf. begreift die Schwimmvögel mit Patfchfüfsen und breiten Schnäbeln, welche von Fifchen und Pflanzen leben. Diefe theilt derfelbe wieder ein in 1) Schwimmvögel mit einem knolligen Gewächs an der Schnabelwurzel. 2) Ganfeartige Schwimmvögel. 3) Eigentliche Enten. 4) Tauch-

Tauchenten mit breiten Schnäbeln. 5) Tauchenten mit schmalen Schnäbeln, Sägeschnäbler. Diese Classe begreift also die beiden Linnéischen Gattungen *Anas*, woraus hier vier Gattungen gemacht sind, und *Mergus* unter sich. Die erste Gattung ist hier abgehandelt, und als Arten derselben: 1) der *gemeine stumme Schwan*, wobey der Vf. bemerkt, dass es sonderbar sey, dass gezähmte Schwäne keine Enten und andere Wasservögel um sich litten, dass dagegen die wilden friedfertig mit ihnen lebten. Rec. kann aber aus vielfältiger Erfahrung beweisen, dass der zahme Schwan ganz ruhig auf demselben Wasser mit Gänsen und Enten lebe. 2) Die *Brandente* (*Anas Tadorna*) wovon Männchen und Weibchen abgebildet und beschrieben werden.

SCHÖNE KÜNSTE.

Königsberg, b. Goebbels u. Unzer: *Die Vermählung. Ein Hymnus*, und *die Entbindung. Eine Romanze.* Dem neuen Jahrhundert gewidmet, von *J. J. Mnioch.* 1801. 117 S. 8.

Die Idee, die sinnlichen Freuden der Vermählung unter einem höheren Gesichtspunkt zu fassen, und in dem Sinnlichen das Reine und Heilige zu zeigen, kann nicht geradezu verworfen werden, wiewohl es bey einem so delicaten Gegenstande schwer ist, das zu treue Detail und folglich das Unedle und Anstössige ganz zu vermeiden. Der Vf. hat diesen Versuch in dem Hymnus: die Vermählung gewagt; aber erstens hat er jene Klippe nicht immer gehörig vermieden, und dann mangelt es auch dem Gedicht zu sehr an Einheit und Correctheit, als dass es einen schönen Genuss gewährte. Der Gang des Dichters ist der, die Empfindungen reiner Herzen von dem Erwachen der ersten Liebe bis zu der höchsten sinnlichen Vereinigung zu schildern, und den Adel und die Würde zu zeigen, die den so genossnen sinnlichen Freuden beywohnt; und er thut diess durch das Medium der Beschreibung, die aber von lyrischen Aufflügen und Apostrophen unterbrochen wird. Durch die zu häufige und zu verschiedenartige Einmischung der letzteren aber und durch die Regellosigkeit des Metrums, da Hexameter mit *Ottave rime*, diese wieder mit Jamben, und diese wieder mit blosser abgesetzter Prosa wechseln, bekommt das Ganze so viel Abgerissenes und Regelloses, dass dadurch die Auffassung eines reinen Totaleindrucks verhindert wird. Dazu kommen nicht selten falsche Bilder, ungewöhnliche und unpoetische Ausdrücke, und ein häufig in Schwulst übergehendes Pathos. Bey dem allen aber wollen wir nicht verkennen, dass im Ganzen poetisches Talent in diesem Hymnus herrscht, — wobey wir um so mehr bedauern, dass dieses kein *gebildetes* ist, je mehrere ächt dichterische Stellen wir darin angetroffen haben. — Das zweyte Gedicht: Die *Entbindung*, ist von dem Vf. eine Romanze betitelt, weil es sich mehr der erzählenden, so wie das erste mehr der lyrischen Gattung nähert, und enthält eine Schilderung der der Entbindung der Mutter vorangehenden und sie begleitenden Freuden. Es hat ganz die Fehler des ersteren Gedichts, eine verworrene, desultorische und der Materie und Form nach sehr ungleichartige Darstellung: aber es hat mehrere Tugenden vor jenem voraus. Der dichterischen, der wirklich schönen Stellen sind mehrere, und wir zeichnen mit Vergnügen folgende aus:

> Natur und Gott, ihr Aeltern alles Lebens
> Und aller Liebe, aller Seligkeit,
> Des Menschen Seele hoffet nicht vergebens
> Auf eine *reine* Lieb' und Seligkeit:
> Die Mutter-Seele ist das schöne Bild,
> Wodurch ihr das Geheimniss uns enthüllt!
> So wird sich einst der Mensch des Menschen freuen:
> Wie All' gedeihn in jegliches Gedeihen!
> — — — — — — — —
> Und gebähre, was ohne Weh nicht geboren
> Werden sollte; damit es höher geliebt sey! —

und folgendes wirklich vortreffliche Gebet der Mutter:

> Nur das Eine gieb mir, höchste Liebe,
> Dass mit diesen Augen ich's erblicke,
> Dass ich's lebend an den Busen drücke;
> Nur geträumt ist dieser Stunde Weh!
> Stünde selbst der Tod an meiner Seite,
> Einen Kuss nur nehm' ich zum Geleite,
> Wenn ich zu den dunkeln Schatten geh.
> Bleibt es leben, ist mein Sterben mild,
> Zu den Schatten folgt sein leichtes Bild!

Schade, dass wegen des ersteren Gedichts, das wirklich in mehreren Stellen zu stark zu der Sinnlichkeit spricht, zugleich auch dieses zweyte den Augen der jüngern Welt entzogen werden muss.

Basel, b. Thurneisen: *The Plays of William Shakspeare.* Vol. XIII. 499 S. — Vol. XIV. 375 S. — Vol. XV. 501 S. — Vol. XVI. 456 S. — Vol. XVII. 438 S. — Vol. XVIII. 448 S. 1801. gr. 8. (8 Rthlr.)

Auch mit dieser Lieferung ist das Ganze noch nicht geendigt. Das letzte Schauspiel des achtzehnten Bandes ist *Anthony and Cleopatra*, und in der Original-Ausgabe sind nun noch *sieben* Schauspiele zurück, unter denen auch der *Pericles* befindlich ist. Diese werden also noch vier, oder wenigstens drey Bände erfodern. Die Kupfer zu dieser letzten Lieferung sind, so viel Rec. weiss, noch nicht ausgegeben.

Altona, b. Bechtold: *Maria de Lucca, Edle von Parma.* Ein Opfer der Inquisition. Von dem Vf. der Lauretta Pisana. 1801. 222 S. 8. (1 Rthlr.)

Maria de Lucca von dem Grossinquisitor in Toledo vergiftet, weil sie sich weigert, seine Lüste zu befriedigen: diess ist der Gegenstand dieses dialogisirten Romans. Leider aber sind die Charaktere so unmotivirt und gefallen sich so recht in der Hererzählung

ihrer

ihrer schwarzen Handlungen, die Begebenheiten folgen so schnell und im Sprunge auf einander, und die Sprache ist so gemein und vernachläfsigt, dass über dem Ganzen, diesem Opfer der Inquisition, Recensenten und Leser zum Opfer werden. Wenn der Vf. geglaubt hat, dass man in der dialogisirten Erzählung, die nicht zur Aufführung bestimmt ist, den Schauplatz der Begebenheiten auf jeder Seite wechseln lassen dürfe: so irrt er sich sehr; auch hier, wie beym Schauspiel, ist es heiliges Gesetz, den Leser nicht so schnell und stürmisch von einer Empfindung und Vorstellung zu der andern zu reissen. Von der Sprache des Vfs. diene folgende Probe: „Was legt den Keim im Wirkungskreis des Mannes, als das Weib? Von ihm genährt und unterstützt, wagt er in Myriaden Zirkel sich, die er entziffert, und die ohne diesen Sporn in seine Seele; todt zur Seite in ewiger Finsternifs ihm bleiben würden" — oder folgende Anrede an Gott: „O Ew'ger, der du wunderbar die Gaben in der Welt vertheilst, wer kann in deiner Allmacht Tiefe forschen? Ich darfs nicht wagen, dich zu fragen, warum denn diesen guten Menschen diefs Geschick? Und doch ist die Frage so natürlich, wenn wir gute Menschen leiden sehen. Ich will sie mir denn aus der Fülle deiner Zwecke auslegen."

* * *

Augsburg, b. Riegers sel. S.: *Lese-Gebet- und Erbauungsbüchlein* für die Kinder der Stadt und des Landes von *Joseph Wilibald Strasser.* 3te umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1801. 132 S. 12. (4 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Jena*, b. Göpferdt: *Dissertatio de vera historiae catholicae idea, ejusque conscribendae praeceptis et experimentis.* Quam — pro facultate docendi a. d. III. Octobr. 1801. publico examini subjecit *Carolus Julius Schütz*, Philos. D. socio assumto *Jo. Casp. Kohler*, Neresheima Suevo. 36 S. 8. Der Vf. ein würdiger Sohn des Hn. Hofr. *Schütz* zu Jena, legt hier eine der Aufmerksamkeit werthe Probe von eigenen Untersuchungen über einen in unsern Zeiten sehr oft behandelten Gegenstand ab. Weltgeschichte nennt er den Inbegriff zusammenhängender Erzählungen von den Handlungen und Begebenheiten, aus welchen der gute oder schlimme Zustand des menschlichen Geschlechts, wie er durch vorhergehende Veränderungen bewirkt worden ist, richtig erkannt wird. Daraus zieht er einige natürliche Folgerungen über den Stoff dieser Geschichte, und erläutert sie durch Beyspiele. Weil es aber an einer sichern Zeitrechnung und zuverlässigen historischen Denkmälern für die ersten Jahrtausende der Welt fehlt: so glaubt er, dass man die Weltgeschichte erst mit dem grossen *Cyrus* anfangen müsse. (Dadurch würde jedoch die älteste Culturgeschichte des Menschen ganz verloren gehen: und daran ist in der Geschichte des menschlichen Geschlechts unendlich mehr gelegen, als an den genauesten Nachrichten, wie der Perser *Koresch*, nachdem er Hunderttausende abgeschlachtet hat, ein mächtiger Fürst geworden ist. Warum sollte man nicht auch die reichhaltigen Bruchstücke der ältesten Zeiten für diese Geschichte benutzen dürfen?) Bey den festzusetzenden Epochen ihrer Perioden, findet er es unschicklich, eine derselben mit der Geburt Christi anzufangen, weil die Religion desselben erst nach vielen Jahrhunderten eine allgemeine Wirksamkeit auf die Menschen geäussert hat. (An sich ist es schon genug, dass keine unter allen Begebenheiten jemals so viel auf das menschliche Geschlecht gewirkt hat, als das Christenthum; wie geschwind? darauf kommt es eigentlich hier nicht an. Und doch bildeten die Christen schon im zweyten Jahrhunderte eine aus Griechen, Römern, Juden etc. zusammengesetzte zahlreiche Gesellschaft, einzig in ihrer Art, die auf die herrschende Staatsreligion, auf Denkungsart und Sitten vieler Tausende sehr starken Einfluss hatte; im vierten Jahrhundert aber denselben bereits bis auf den Staat selbst erstreckte.) Von den Perioden, welche der Vf. für die Weltgeschichte feststellt, bemerken wir nur, dass er die neuere Weltgeschichte mit der Eroberung von Constantinopel anfängt; wobey man jedoch erinnern könnte, dass das Byzantinische Reich schon sehr lange zu unbedeutend gewesen sey, als dass dessen Untergang die Ehre jenes *Anfangs* verdienen sollte. Die von einem scharfsinnigen *Gelehrten* vorgeschlagenen runden Zahlen für die Weltgeschichte missbilligt Hr. *Sch.* mit Recht. Hierauf folgt (p. 14—33.) eine genaue Recension aller merkwürdigern Schriftsteller, welche vom Herodotus an, bis auf unsere Zeiten die Weltgeschichte bearbeitet haben: eine Kritik, welche besonders zeigt, dass er sich auf diesem grossen Felde mit eigener Beurtheilung umgesehen habe. Seiner Meynung nach, hat *Schlözer* zuerst die wahre Idee der Weltgeschichte entwickelt. Ueber *Kants* Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, urtheilt er recht wohl, dass sie in dem von ihm gegebenen Begriffe der Weltgeschichte mit enthalten sey; dass aber Hr. *Woltmann* viel zu früh dessen Hypothese zum Princip der Weltgeschichte gemacht habe.

Druckfehler. Nr. 57. S. 456. *Z.* 10. v. unten statt *richtigeren* l. *wichtigeren.* — letzte Zeile st. *Zuerst* l. *Indess.* Nr. 58. S. 464. *Kl. Schr. Z.* 3. statt *immer* l. *minder.* Nr. 59. S. 471. Z. 13.
— — — — Z. 18. } statt *Thaten* l. *Daten.*
Nr. 60. S. 480. Z. 10. von unten

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. März 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Heinsius: D. *Joh. Christ. Conr. Schröters*, ehemaligen Privatlehrers der Rechte und Herzogl. sächsischen Hofgerichts - Advocats in Jena, *Abhandlung über die Lehnträger und Lehnsvormünder*. Mit einer Vorrede vom Hn. Hofrath und Prof. *Schnaubert*. 1801. 514 S. 8. (2 Rthlr.)

Schon am 8. März 1798 schrieb der, wenige Tage nachher durch einen unglücklichen Fall gestorbene, Vf. die Vorrede zu diesem Werke, und bezeichnete es darin sehr treffend dahin: „Neue Rechtswahrheiten, neue Ansichten und neu entdeckte Forschungsquellen wird man zwar in dieser Abhandlung nicht, wohl aber hoffentlich eine natürlich geordnete Zusammenstellung der Grundsätze finden, welche Lehnrechtslehrer über diesen Gegenstand bisher einzeln und in hier und da zerstreuten Bruchstücken vorgetragen haben. Aus dem angenommenen Begriff habe ich solche auf eine ungezwungene Weise abzuleiten, und dann mit den ausdrücklichen Worten vieler Lehnbriefe ihnen selbst mehr Festigkeit und Haltbarkeit zu geben, oder, wenn man will, auf diese Art zu zeigen gesucht, dass jener Begriff kein willkürlicher, oder aus der Luft gegriffener, vielmehr ein sowohl in der Natur der Sache selbst, als auch in Lehnbriefen offen daliegender sey, der so gebildet werden müsse, wenn er auf alle und jede Lehnträger, die sowohl ganzen Ländern als einzelnen Personen vorstehen, anwendbar seyn soll. Auch habe ich durch diese Ausführung die Wahrheit, dass es nämlich etwas anders sey, gewisse Rechte zu haben und in deren Besitz zu seyn; ein anderes aber, die Ausübung aller dieser Rechte zu haben; wie auch, dass der Lehnträger bald als Vasall, bald als Bevollmächtigter zu betrachten sey, und dort die Grundsätze von jenem, hier aber von diesem auf ihn anzuwenden wären, — auf eine, wie mich dünkt, überzeugende Art zu bewähren gesucht. — Zwar wird man mir vielleicht entgegen halten, dass man noch hier und da Mängel und Lücken in dieser Abhandlung gewahr werde, und dass ich besonders wenig ungedruckte Lehnsurkunden beygebracht hätte; allein so gerne ich dieses einräume: so muss ich eben erwiedern, dass ich gab, was ich zu geben vermochte, und dass es mir leid thut, dass die Aernte nicht reichlicher ausfiel." — „Da übrigens die Lehnsvormünder in den ältern Zeiten mit dem Lehn und dessen Einkünften belehnt, und mithin als Lehnträger angesehen wurden: so fand ich, um den Unterschied zwischen ihnen und diesen und den Lehnsbevollmächtigten bemerklicher zu machen, für nöthig, meinen Fleiss auch hierauf zu verwenden; und sonach zerfiel diese Abhandlung in zwey Theile, deren ersterer die Lehre von den Lehnträgern enthalten, der zweyte dagegen sich auf die Lehnsvormünder und Lehnsbevollmächtigten erstrecken sollte. Mancherley Ursachen bestimmten mich indessen, diesen Plan in sofern abzuändern, dass ich vorjetzt den zweyten Theil absonderte, und zu einer eignen ausführlicher zu bearbeitenden Abhandlung aufsparte. Diese gegenwärtig erscheinende Abhandlung ist also gleichsam die Vorgängerin von jener, welche, wofern das Publicum meiner Arbeit eine nicht ganz ungünstige Aufnahme schenken sollte, nächstens erscheinen soll."

An Ausführung dieses letzteren Planes indessen wurde der Vf. durch den Tod, der ihn übereilte, gehindert, und es sind daher hier nur diejenigen Bruchstücke, die man unter seinen Papieren fand, als Anhang beygefügt. — Eben so ist die auf dem Titelblatte angekündigte Vorrede des Hn. Hofraths *Schnaubert* noch nicht geliefert; die Verlagshandlung aber hat versprochen, solche, so bald sie abgedruckt seyn wird, den Käufern des Buches unentgeldlich nachsenden zu wollen.

Wer übrigens *Schröters* frühere Werke, besonders seine Abhandlungen zur Erläuterung des deutschen privat- kirchen- und peinlichen Rechts, dessgleichen seine theoretisch - praktische Abhandlung von der Lehnwaare und andere Belehnungsgebühren, kennt, der kann auch auf die Darstellungs- und Behandlungsart in der vorliegenden Schrift einen sichern Schluss machen. Rühmlicher, ausdauernder Fleiss im Sammlen, Beleuchtung des Gegenstandes von allen Seiten, Richtigkeit und Präcision der Begriffe endlich, sind auch hier unverkennbar hervorstechende Eigenschaften; aber Richtigkeit der Sprache und eine klare, fliessende Schreibart vermisst man dagegen, wie immer.

Nach in einer *Vorbereitung* vorausgeschickten allgemeinen Begriffen und Bemerkungen, zerfällt die vorliegende Abhandlung in *zwey Abschnitte*. Der erstere beschäftigt sich mit den eigentlichen Lehnträgern, und zwar in *zwey Abtheilungen* mit den eigentlichen Lehnträgern überhaupt, und den eigentlichen Lehnträgern bey Reichslehen insbesondere. Die erste Abtheilung hat folgende Kapitel: *Kap.* 1. Von den Lehnträgern derjenigen Personen, welche entweder wegen eines physischen Fehlers, oder wegen eines gesetzlichen Mangels eines Lehnträgers bedürfen. *Kap.* 2. Von den Gemeinschafts-

schafts- Geschlechts- und Senioratslehnträgern. Kap. 3. Von den Lehnträgern ganzer Gesellschaften, Collegien, Städte, Klöster und Stifter. Kap. 4. Von Bestellung der Lehnträger und welche Personen dazu genommen werden müssen. Kap. 5. Von Beendigung der Lehnträgerschaft, den Fällen, in welchen, und der Zeit, binnen welcher ein neuer Lehnträger bestellt werden muss. Kap. 6. Von der Legitimation des Lehnträgers. Kap. 7. Von der Muthung des Lehns und der Belehnung des Lehnträgers. Kap. 8. Von den übrigen Pflichten des Lehnträgers. Kap. 9. Von den Rechten der Lehnträger. — Die zweyte Abtheilung besteht wieder aus sechs Kapiteln. Kap. 1. Von den Lehnträgern reichsständischer Damen und einzelner Geistlichen. Kap. 2. Von Gemeinschafts- Geschlechts und Seniorats - Lehnträgern bey Reichslehen. Kap. 3. Von den Lehnträgern ganzer Länder, Bisthümer, Städte und Corporum. Kap. 4. Von Beendigung der Reichslehnträgerschaft, der Zeit, binnen welcher ein neuer Lehnträger angenommen werden, und wie er sich legitimiren muss. Kap. 5. Von der Nachsuchung um die Lehnserneuerung und der Leistung des Lehneides bey Reichslehen. Kap. 6. Von den übrigen Pflichten und Gerechtsamen der Reichslehnträger.

Der zweyte Abschnitt beschäftigt sich mit den uneigentlichen Lehnträgern bey Bürger und Bauerlehen, und hat in fünf Kapiteln folgende Unterabtheilungen: Kap. 1. Von den uneigentlichen Lehnträgern des weiblichen Geschlechts, der Ausländer und anderer Personen. Kap. 2. Von den Gemeinschafts- und Senioratslehnträgern. Kap. 3. Von dergleichen Lehnträgern bey Zünften, Universitäten, Dorfschaften, Städten und Kirchen. Kap. 4. Von den Personen, welche zu uneigentlichen Lehnträgern genommen werden, und von der Erlöschung dieser Lehnsträgerschaft. Kap. 5. Von der Verbindlichkeit dieser Lehnträger.

Der Anhang endlich giebt in dem *zweyten Abschnitte* einige Bemerkungen über die Lehnsvormünder der Lehnsherrn; der *erste Abschnitt* hingegen, der sich mit den Lehnsvormündern der Lehnleute beschäftigt, zerfällt in folgende Kapitel: Kap. 1. Von der altern Beschaffenheit der Lehnsvormünder. Kap. 2. Von dem Begriff, den Personen, welchen die Lehnsvormundschaft aufgetragen, und von dem Richter, von welchem der Lehnseid bestätigt werden muss. Kap. 3. Von den Pflichten und Rechten der Lehnsvormünder. Kap. 4. Von Beendigung der Lehnsvormundschaft.

Unstreitig gehören die Lehren von den Lehnträgern und Lehnsvormündern zu den noch wenig bearbeiteten, und es hat daher Hr. *Schröter* durch dieses sein letztes Werk allerdings ein bleibendes Verdienst sich erworben; nur wäre zu wünschen, dass ein eben so fleissiger und geschickter Sammler der Abhandlung über die Lehnsvormünder noch diejenige Ausführlichkeit geben möchte, die sie ohne Zweifel unter den Händen des Vfs., hätte der Tod ihn nicht übereilt, erlangt haben würde.

LEIPZIG, b. Kummer: *Ueber die Behauptung, dass die Untersuchung in Straffachen der Reichsunmittelbaren dem Reichshofrathe nicht dem Reichskammergerichte zustehe,* von D. *Karl August Tittmann,* Lehrer der Rechte auf der Universität Leipzig. 1801. 128 S. 8. (12 gr.)

Der Anfang dieser gehaltvollen Schrift beschäftigt sich mit der Darstellung der Gründe für das *Vorzugsrecht* des Reichshofraths. In ältern Zeiten Deutschlands hatten die Könige vorzüglichen Einfluss auf Entscheidung peinlicher Rechtsfälle. Dieser Einfluss ward aber durch die Entstehung der Landeshoheit beschränkt. Doch erhielt die Gerichtsbarkeit des Kaisers über Unmittelbare in diesem Zeitpunkte neue Stützen an verschiedenen Umständen, und ward von den deutschen Fürsten willig anerkannt. Die Kaiser übten diess Recht durch Hofgerichte aus, behielten sich aber die wichtigsten Fälle zur eigenen Entscheidung vor: was besonders die bekannte Constitution Friedrichs II. von 1235 beweiset. Dabey war es gewöhnlich, dass der Kaiser in solchen Fällen andere deutsche Fürsten zusammenrief, und sie um ihre Meynung befragte, woraus die Fürstengerichte entstanden, welche letztere aber durch die Entstehung der Reichsgerichte ausser Gebrauch kamen: an deren Stelle trat der Reichshofrath. Aber, fährt nun der Vf. fort, die Constitution Friedrichs des II. ist kein gültiges Gesetz mehr, weil sich die deutsche Gerichtsverfassung geändert hat. (Diess folgt nicht; eine Aenderung in der Art der Gerichtsverfassung verändert gerade das Recht der Gerichtsbarkeit nicht.) Zweytens beweiset diese Constitution nicht, dass der Kaiser allein über Unmittelbare richten könne, da den Urkunden zufolge der Kaiser nur Director der Fürstengerichte war. (Aber der Kaiser ward doch von den Fürsten als ihr Richter freywillig anerkannt; von ihm musste es also abhängen, von welchem Gerichte er die Sache wollte untersuchen lassen: und war dann der Kaiser gerade schuldig, Fürstengerichte zu berufen? Friederich II. legte sich unbedingt die Entscheidung solcher Fälle bey, und diess geschah, wie der Vf. weiter unten anführt, mit Bewilligung der Stände. Diese Betrachtungen heben auch die weitern Sätze des Vf., der Kaiser habe die Gerichtsbarkeit über Unmittelbare dem Reichshofrathe nicht übertragen, und diese Sachen den Fürstengerichten nicht entziehen können.) Auch kann, sagt der Vf. weiter, nicht bewiesen werden, dass der Reichshofrath an die Stelle der Fürstengerichte getreten sey. (Beweiset diess die langwährende Observanz nicht?) Auch ist der Grund, dass dem Reichskammergerichte die Untersuchung in Landfriedensbruchsachen als Ausnahme zugestanden sey, nicht für den Reichshofrath, da auch bey Vergehungen gegen die goldne Bulle und der Gotteslästerung der Fiscal bey dem Reichskammergerichte zu klagen angewiesen wird. (Aber die angeführten Reichsgesetze sprechen vorzüglich von Pön des Landfriedens und dem Falle, wenn deutsche Richter die Gotteslästerung nicht be-

stra-

strafen,) und von den Reichsgesetzen nicht ausdrücklich gesagt wird, dass in Landesfriedensbruchsachen allein das Reichskammergericht untersuchen dürfe, auch die Reichsgesetze vom Landfriedensbruche als dem damals häufigsten Verbrechen reden. §. 13. ff. sucht der Vf. die Gesetzstellen zu widerlegen, aus denen man ein ausschliessendes Recht des Reichshofrathes erweisen will, wogegen sich ebenfalls manches errinnern liesse, wenn Rec. nicht zu weitläuftig zu werden fürchtete. §. 19. ff. stellt nun der Vf. die Gründe für das Reichskammergericht auf, dass nämlich der Zweck der Errichtung desselben das Recht der Untersuchung solcher Fälle nicht ausschliesse, diess Reichsgericht also gleiche Rechte mit dem Reichshofrathe haben müsse, auch die Untersuchung mehrerer Straffälle dem Reichskammergerichte aufgetragen worden sey. (Man sieht, dass diese Gründe bloss die *Fähigkeit* des Reichskammergerichts *zu solchen Untersuchungen*, welche Niemand *bezweifelt*, beweisen.) Rec. muss bekennen, dass er mit dem Vf. in der Hauptsache nicht übereinstimmen könne, aber auf der andern Seite lässt er sehr gerne dem Vf. die Gerechtigkeit wiederfahren, dass er für seine Meynung alles, was möglich war, beygebracht habe, und dass die ganze Schrift einen rühmlichen Beweis des Forschungsgeistes und der ausgebreiteten Belesenheit des Vf. darlege.

TECHNOLOGIE.

Leipzig, b. Linke: *Grundlinien der Eisenhüttenkunde*, von *Traugott Lebrecht Hasse*, königl. Grossbritan. und Kurfürstl. Braunschw. Lüneburg. Hüttenmeister in Rothehütte. 1801. XIV. und 98 S. 8.

Bey dem immer mehr sich ausbreitenden Betrieb der Eisen- Berg- und Hüttenwerke, besonders seit der Anwendung der chemischen Theorie auf die Schmelzarbeiten, konnte es nicht fehlen, dass nicht auch einsichtsvolle Eisenhüttenverständige auf ein System aller dem Eisenhüttenmann nöthigen Kenntnisse und Arbeiten hätten denken sollen. Dieses ist um so nöthiger und nützlicher, da in dem Gebiete der Berg- und Hüttenkunde überhaupt fast täglich neue Erfahrungen und Entdeckungen gemacht werden, die sich nur durch eine gute und zweckmässige Ordnung derselben übersehen und benutzen lassen. Der Vf. der vorliegenden Skizze einer systematischen Theorie des Eisenhüttenwesens folgt hauptsächlich der Methode des Hn. Bergr. *Werners*, welcher über dieses Fach zu Freyberg öffentliche Vorlesungen hält, die aber der Vf. bey seinem dortigen Aufenthalte nicht besuchen konnte. Dem hier vorgelegten Grundriss hofft er durch ein vielleicht in der Folge herauszugebendes Eisenhütten-Magazin, und durch ein zu begründendes Lehrinstitut für künftige Eisenhütten-Officianten, noch mehr Ausdehnung und praktische Brauchbarkeit zu geben. — Das erste Kapitel enthält etwas Weniges über den Begriff und den eigenthümlichen Charakter der Eisenhüttenkunde. In Deutschland wurde das Berg- und Hüttenwesen zuerst nach Grundsätzen behandelt. Nach und nach aber haben auch andre Nationen mit der deutschen darin gewetteifert. Vor allen hat England, freylich durch das Zusammentreffen mehrerer günstiger Umstände unterstützt, darin Epoche gemacht, und in Schweden beschäftigt die Direction des Eisen- Berg- und Hüttengewerbes ein eignes Landescollegium. Auch im Preussischen, Hannöverschen, Braunschweigischen und andern Ländern, sind besondre Berg- und Hüttenämter errichtet, und einem eignen Departement untergeordnet. In Frankreich hat die neue Regierung ein Bergwerkscollegium (*Conseil des mines*) errichtet, dessen Hauptzweck grösstentheils in der Bildung und dem Unterricht junger Eisenhüttenleute besteht. — Die Eisenhüttenmännischen Kenntnisse werden hier in drey Haupttheile eingetheilt, in den technischen Theil, oder die bey den Hütten-Operationen vorkommenden Arbeiten und Handgriffe, und in die höhere und niedere Directionskunde. (Erstere gehört eigentlich für den Staat und den Regenten). Dass alle diese Kenntnisse, welche man, verbunden mit den nöthigen Hülfswissenschaften Eisenhüttenkunde nennt, als eine besondre Disciplin betrachtet und bearbeitet werden müsse, zeigt der Vf. mit mehrern Gründen. Im *zweyten Kap.* wird ein kurzer Entwurf der Geschichte der Eisenhüttenarbeiten (der aber doch fast zu kurz ausgefallen ist), und ein Abriss derselben in ihrer jetzigen Gestalt, gegeben. Die älteste Methode des Eisenschmelzens war unstreitig sehr einfach, und geschah in niedrigen unter freyem Himmel aus einigen Steinen erbauten Oefen, worin man das Erz, vermuthlich Wiesen- oder Sumpferz, mittelst Handblasebälge in Klumpen niederschmolz, herauszog und es nachher durch ein nochmaliges Schmelzen oder Wärmen auf Steinen in beliebige Formen schlug. (Vgl. A. L. Z. 1801. Nr. 190.). So entstanden denn die Luppenfeuer, die auch nach und nach durch Anwendung mehrerer Hülfsmittel brauchbarer wurden. Als sich die leichtflüssigen Erze verminderten, dachte man darauf, die strengflüssigern durch Erhöhung der Oefen und Verstärkung der Hitze durch wirksame Blasemaschinen, zu verschmelzen; und so entstanden allmälig Blau- Floss- und Stücköfen. Um das noch nicht völlig reducirte Metall, welches man aus diesen Oefen erhielt, durch weiteres Umschmelzen und Verarbeiten zur vollkommnern Reduction zu bringen, wurden die Frischfeuer eingeführt. Seit dem 15ten Jahrhundert hat man den Aufwand an Kohlen zu vermindern, und eine grössere Quantität möglichst reducirtes Roheisen auszubringen gesucht, dadurch, dass man die Oefen noch höher baute, und auch zugleich die Gebläse verhältnissmässig vergrösserte. Dieses sind die jetzt überall gebräuchlichen sogenannten Hohöfen. Die Eisengiesserey ist in neuern Zeiten ausser England, auch vorzüglich auf den Hüttenwerken Lauchhammer bey Mückenberg in Sachsen, zu Malapane und Gley-

Gleywitz in Schlesien, und nächst diesen zu Harsowitz in Böhmen, zu einer sehr grosen Vollkommenheit gediehen, und ihre Arbeiten können den vorzüglichsten englischen in dieser Art an die Seite gesetzt werden. Das *dritte Kap.* enthält einen Umriss aller dem Eisenhüttenmann nöthigen Haupt- und Hülfskenntnisse und Fertigkeiten. Diese sind von sehr grosem Umfang, und bisher noch nie mit systematischer Ordnung abgehandelt worden; daher kommt es denn, dass es in diesem Fache noch so viele Empiriker giebt, die mit den zu verarbeitenden Mineralien und Materialien und deren chemischen Verbindungen untereinander, auch mit den Schmelzproducten selbst, gar nicht genau bekannt sind, und also das Ganze blofs nach empirischen und mechanischen Kennzeichen beurtheilen. Das *vierte Kap.* handelt von der Wichtigkeit der praktisch-theoretischen Eisenhüttenkunde, zeigt den grosen Nutzen des Eisens im menschlichen Leben, und giebt eine kurze Nachricht von den ungeheuern Vorräthen, die davon jährlich in verschiedenen europäischen Ländern verarbeitet werden. (Diese Nachrichten möchten aber noch mancher Ergänzung und Berichtigung bedürfen). *Fünftes Kap.* über die Literatur der Eisenhüttenkunde. Man darf von einem Hüttenmann, zumal wenn er von vollständigen Bibliotheken entfernt lebt, bey dem jetzigen Zustande der Literatur nicht erwarten, ein genaues und vollständiges Verzeichniss aller Schriften seines Fachs bey ihm vorzufinden. Das im J. 1774 von Abt in Berlin herausgekommene Verzeichniss der Schriften vom Eisen, welches hier S. 50. in der Note angeführt wird, ist Rec. nicht bekannt, aber wohl eins ohne Namen des Verfassers. Berlin 1782. 8. Dieses ist aber schon für jenen Zeitraum viel zu mangelhaft, unvollständig und in den Allegaten voller Fehler, und hätte jetzt allerdings eine neue und völlig umgearbeitete Ausgabe verdient. Einige der vornehmsten Schriften führt der Vf. hier mit auf. S. 15 und 54. steht unrichtig Riemann statt *Rinman*. Zuletzt theilt der Vf. S. 60 f. sein System der Eisenhüttenkunde in einem tabellarischen Abriss mit. Der erste Theil begreift alle Kenntnisse, welche der Eisenfabrication vorangehen, der zweyte diejenigen, welche dazu unmittelbar gehören, und endlich der dritte die, welche zur Bewirthschaftung und Debitirung der Eisenfabrication erfoderlich sind. Der Plan scheint wohl durchdacht, und zeugt von guten Kenntnissen; auch würde sich Hr. *H.* um das dabey interessirte Publicum kein geringes *Verdienst erwerben*, wenn er sein System in einem eignen *Werke bearbeiten* wollte, zumal wenn er sich noch mehr mit den dazu in Menge vorhandenen literarischen Hülfsmitteln bekannt gemacht hat. Einige Rubriken könnten wohl etwas gedrängter bearbeitet seyn, z. B. vom Forstwesen; dagegen könnte der Geschichte des Eisen-Berg- und Hüttenwesens wohl ein eigner Abschnitt, etwa gleich zu Anfange, gewidmet werden. Es ist übrigens unangenehm, dass diese Schrift von einer Menge Druckfehler wimmelt, die man nicht angezeigt findet.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Bedenken über das Entschädigungssystem, besonders für weltliche Fürsten.* 1801. 46 S. 8. (3 gr.) Der ungenannte Vf. dieser kleinen Broschüre, tritt als Bekämpfer des Entschädigungssystems auf, ohne seine Vorgänger zu kennen. Er gesteht S. 7. sehr aufrichtig, dass die über Recht- und Unrechtmäsigkeit der Säcularisationen seit dem Rastädter Congress erschienenen Schriften ihm nicht bekannt seyen, glaubt jedoch, dass es nicht ganz überflüsig seyn werde, seine Bedenklichkeiten bey diesem Gegenstand, in Absicht auf die weltlichen Fürsten, mitzutheilen. Er redet zuerst den geistlichen Fürsten das Wort, und commentirt Auszugsweise die merkwürdigsten Abstimmungen derselben, mit heftigen Ausfällen gegen den preussischen Hof, welcher durch den Krieg vielleicht mehr gewonnen als verloren, unter dem Vorwand die Neutralitätslinie zu schützen, einen grosen Theil seiner Truppen auf Kosten der Mitstände unterhalten, dafür sogar schöne Summen von Frankreich bezogen, und dann, nachdem er das Reich dadurch in den Abgrund gestürzt (?) habe, noch Entschädigungen zur Belohnung verlange. Seine Hauptabsicht geht aber dahin, die Erbfürsten auf die bedenklichen Folgen des Entschädigungsprincips aufmerksam zu machen, welches, von ihnen nun einmal als gültig anerkannt, bey einem neuen Reichskriege, wenn kein geistliches Gut zu säcularisiren übrig bleibe, wenigstens gegen die minder mächtigen derselben angewendet werden, und wohl gar am Ende, nach dem Beyspiel von Polen, zu einer allgemeinen Theilung Deutschlands führen möchte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig,* b. Schladebach: *Die Kunst im Damenspiele Meister zu werden, durch funfzig auserlesene Beyspiele erläutert,* aus dem Englischen von *A. F. Thölden* in London. 1800. 72 S. 8. (6 gr.) Wer sich aus vorgespielten Spielen allgemeine Regeln abziehn kann, dem wird diese Anweisung nützlich seyn können. Nur Regeln, die in keiner guten Anweisung fehlen dürfen, sucht man hier umsonst. Die Materialien zur Vorrede, wozu sich der Verleger als Verfasser bekennt, scheinen in der Wachtstube und in gemeinen Wirthshäusern gesammelt zu seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 5. März 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Gebauer: *Franz Ludwig von Cancrin*, Ihro Russisch-Kaiserlichen Majestät Staatsrathes und ersten Mitglieds des Reichs-Bergcollegiums; dann Mitglieds der Russisch-Kaiserlichen ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg, und der naturforschenden zu Berlin, *Abhandlungen von dem Wasserrechte, sowohl dem natürlichen, als positiven, vornehmlich aber dem deutschen. Dritter Band.* 1800. 166 S. *Vierter Band.* 1800. 104 S. 4. (1 Rthlr. 15 gr.)

Auch unter dem besonderen Titel:

Abhandlungen vom Seerechte. Erster Band. Zweyter Band.

Technologische, völker-staats- und privatrechtliche Grundsätze über die einschlagenden Lehren findet man hier in buntem Gemische untereinander. In keinem Fache aber erhebt sich der Vf. über die ersten Grundlinien; mit der neuesten Literatur scheint derselbe ganz unbekannt geblieben zu seyn, denn fast durchaus sind *Fischer* in dem Kameralrechte, und *Estor* in der bürgerlichen Rechtsgelahrtheit seine vorzüglichsten Gewährsmänner; eben so wenig wird hier einzelner, besonders neuerer Fälle, die denn doch immer als vorzügliche Erläuterungsmittel zu betrachten sind, gedacht; und endlich findet man mit unter die trivialesten Rechtssätze, eben so wie die absurdesten Meynungen älterer Schriftsteller angeführt; auch ist der Vf. bey bestrittenen Fragen in der Wahl einer Parthey nicht immer glücklich.

Damit indessen unsere Leser wissen, was sie hier zu suchen haben, wollen wir nicht nur eine vollständige Inhaltsanzeige einrücken, sondern auch, zu Bestärkung des obigen Urtheils, einzelne Stellen ausheben.

Dritter Band. Zehnte Abhandlung. Von dem Rechte der Häfen. Erstes Kapitel. Von dem Begriff der Häfen. *Zweytes Kap.* Von dem Eigenthum und Recht der Häfen. *Drittes Kap.* Von dem Oberaufsichtsrechte, der Polizey und Gerichtsbarkeit bey den Häfen. *Eilfte Abhandlung. Von dem Stapel- und Krahnenrecht. Erstes Kap.* Von dem Begriff des Stapels und Krahnens. *Zweytes Kap.* Von dem Rechte der Stapel- und Krahnengerechtigkeit. — Hier heisst es z. B. S. 46. „Uebrigens sind die Juristen darüber noch nicht einig, ob ein noch nicht gekrönter römischer Kaiser, oder ein römischer König beym Leben des Kaisers, ja auch die Reichsvikarien, das Stapelrecht ertheilen können; es wird inzwischen hierüber nicht leicht ein Streit entstehen!" Hingegen von den neuesten, diesen Gegenstand betreffenden, allgemein bekannten Streitfällen ist eben so wenig die Rede, als der neueren, und besseren Schriften auch nur gedacht wird. *Drittes Kap.* Von dem Oberaufsichtsrechte, der Polizey, und Gerichtsbarkeit bey der Stapel- und Krahnengerechtigkeit. *Zwölfte Abhandlung. Von der Fischgerechtigkeit. Erstes Kap.* Von dem Begriff der Fischerey. *Zweytes Kap.* Von dem Rechte der Fischerey. Der §. 48. lautet hier so: „Wenn ein Teichdamm durchbricht, oder ein Teich durch Wolkenbrüche und starke Regengüsse überschwemmt wird, oder sonst die Fische in einem Teiche Gelegenheit bekommen, durchzugehen: so kann solchen der Teichherr nachsetzen, und sie, als sein Eigenthum, wieder fangen lassen. Es muss aber dazu eine gewisse Zeit bestimmt werden!!, weil sonst der Teichherr auch andere ihm nicht gehörige Fische fangen lassen kann!! Aber auch die, welche dergleichen durchgegangene Fische auflesen und fangen, müssen solche dem Eigenthümer *gegen eine Ergötzlichkeit!!* wieder zustellen, wenn sie sich nicht eines Diebstahls schuldig machen wollen. Findet bey alle dem der Fall statt, dass dergleichen Fische *in eines andern Herrn Teich!* kommen, und man kann solche von den Fischen in diesem Teiche nicht unterscheiden, so können auch solche nicht wieder daraus gefangen werden. Weil inzwischen Niemand mit eines andern Schaden reicher werden kann, *so ist billig!!*, dass der Teichherr des Fischteiches, worein die durchgegangenen Fische gekommen sind, *dem Eigenthümer dieser Fische für den erweisslichen Schaden etwas!! vergüte.*" *Drittes Kap.* Von dem Oberaufsichtsrechte, der Polizey, und Gerichtsbarkeit über die Fischerey. *Dreyzehnte Abhandlung. Von dem Strandrechte. Erstes Kap.* Von dem Begriff des Strandrechts. *Zweytes Kap.* Von dem Strandrechte an sich. *Drittes Kap.* Von dem Oberaufsichtsrechte, der Polizey, und Gerichtsbarkeit über das Strandrecht. *Vierzehnte Abhandlung. Von der Schiffahrt und dem Schiffrechte. Erstes Kap.* Von dem Begriff der Schiffe, Schiffahrt und Seeleute. *Zweytes Kap.* Von der Beherrschung der Schiffahrt, dem Schiffrechte, und den dabey vorkommenden Verbindlichkeiten. *Drittes Kap.* Von dem Oberaufsichtsrechte, der Polizey, und Gerichtsbarkeit über die Schiffahrt, und das dabey vorkommende Recht.

Vierter Band. Fünfzehnte Abhandlung. Von den Seehändeln und Seegedingen. Erstes Kap. Von dem Be-

Begriff und den Rechten der Seehändel und Seegedinge. — Der §. 34. ist folgenden Inhalts: „Geschiehet es, dass der Pachter eines Schiffes genöthiget gewesen, sich in der See, oder anderswo, über die Zeit, auf welche das Schiff verpachtet ist, aufzuhalten: *so ist er nicht schuldig, mehr Pachtgeld zu bezahlen, als worüber beide Theile übereingekommen sind!* Gehet hingegen das Schiff, Ruder und anderes Schiffsgeräthe, das Jemand gepachtet hat, durch einen Zufall zu Grunde, *so muss der Pachter das zwischen beiden Theilen verabredete Pachtgeld doch bezahlen! Zweytes Kap.* Von dem Oberaufsichtsrechte, der Polizey, und Gerichtsbarkeit über die Seehändel und Seegedinge.

Auf diesem Wege ist es freylich leicht Bücher zu Tage zu fördern, und wenn gleich der Vf. in der Vorrede zum dritten Bande schreibt: — „Uebrigens hoffe ich, dass man, ob ich schon bisher meist nur im Kameralfache bekannt bin, in dieser Schrift keine Irrlehren finden werde, da mein erstes und eigentliches Studium die Rechtswissenschaft war, und ich schon ehehin sowohl Regierungs- als Justizgeschäfte, die immer meine Lieblingsarbeiten ausmachten, verwaltet habe, und das gewiss immer mit mehr Ruhe und Zufriedenheit, als andere Arbeiten" — so ist es doch nur gar zu unverkennbar, dass derselbe, so bald er in das Gebiet der Rechtswissenschaft sich einläst, in ein ihm nicht genug bekanntes Feld kommt.

NATURGESCHICHTE.

ERFURT, b. Beyer u. Maring: *K. L. Willdenow's und J. J. Bernhardi's zwey botanische Abhandlungen über einige seltene Farrenkräuter, und über Asplenium und einige ihm verwandte Gattungen.* Mit 4. Kupfertafeln. 1802. 32 und 18 S. 8.

Hr. *Willdenow* macht in seiner Abhandlung, die den 3. Febr. 1801. in der Erfurter Akademie nützlicher Wissenschaften vorgelesen wurde, zuvörderst einige allgemeine Bemerkungen über kryptogamische Gewächse, und über die allgemeine Definition dieser Classe. Er findet es tadelnswerth, wenn Linné als Classen-Charakter die verborgene, den unbewaffneten Augen unsichtbare Beschaffenheit der Befruchtungs-Werkzeuge angab. Die Feige blühe auch verborgen und bey der Chara könne man die Befruchtungs-Werkzeuge ebenfalls nicht mit blossen Augen entdecken. Diess ist nicht allein richtig, sondern man kann, ausser den von Hn. *W.* angeführten, noch manche andere Gewächse nennen, deren Befruchtungs-Werkzeuge so klein sind, dass man sie nur durch Loupen oder durch Vergrösserungs-Gläser gewahr werden kann. Allein zuförderst ist die Verborgenheit der Befruchtungs-Werkzeuge bey den Kryptogamisten viel ausgezeichneter, als bey andern Pflanzen, indem man selbst bey der Chara und Zostera das Aeussere der Befruchtungs-Werkzeuge recht wohl mit blossen Augen entdecken kann; theils soll dieser blos künstliche Classen-Charakter den natürlichen nicht ausschliessen. Der letztere wird von der Verschiedenheit der Formen des ganzen Gewächses hergenommen, und ist auf jeden Fall in Moosen sowohl, als in Farrenkräutern und Flechten, sehr bestimmt und unterscheidend.

Hr. *W.* schlägt einen andern Classen-Charakter der Kryptogamisten vor, der darin bestehen soll, dass die befruchtenden Werkzeuge keine Antheren voll Pollen, sondern wahre nackte Pollines seyn sollen. Als Gründe führt er Hedwig's Beobachtungen über die sogenannten Antheren der Moose an. Rec. will diese Vorstellungsart von den befruchtenden Werkzeugen der Moose nicht geradezu verwerfen; allein, so lange in den Antheren der Moose noch wirkliche Körner, den Pollen-Kügelchen anderer Pflanzen ähnlich, enthalten sind, und ausgesprüht werden, kann er nicht umhin, *jene befruchtenden Organe für wirkliche Antheren und ihren Gehalt für wirklichen Pollen* zu nehmen. Gesetzt aber auch, dass die Moose statt der Antheren nur nackte Pollines hätten: so kann doch diess Niemand von den übrigen Kryptogamisten behaupten. Kennt man die befruchtenden Werkzeuge der Farrenkräuter, der Flechten und Schwämme? Hat das *Lycopodium* nicht deutliche Antheren, mit Pollen-Kügelchen angefüllt, die vollkommen den Pollen-Körnerchen der Pflanzen aus der sechzehnten und neunzehnten Classe ähnlich sehen? Auch ist es ganz unrichtig, wenn Hr. *W.* den Moosen *pollinem sparsum* beylegt. Gesetzt, die Antheren derselben wären, gleich den Antheren der Asklepiaden, für nackte Pollines zu halten, so sind sie doch nicht zerstreut, sondern ihre Anzahl ist sehr bestimmt. Falsch ist es ferner, wenn er sagt: die Orchiden zeichnen sich durch hautlose *Staubbeutel* aus, aber zerstreuten Blumenstaub haben *sie nicht.* Rec. will die Unrichtigkeit des Ausdrucks: *Blumenstaub*, nicht rügen: er will nicht auf den Widerspruch in den Worten: *hautlose Staubbeutel*, aufmerksam machen. Aber muss man nicht daraus schliessen, dass Hr. *W.* die Befruchtungs-Werkzeuge der Orchiden sehr nachlässig oder gar nicht untersucht hat? Er sehe doch nur die Zwillings-Antheren der *Orchis mascula*, und *Satyrium repens* und der *Ophrys ovata* auf der 271, 272, und 273sten Tafel des vortrefflichen Handbuchs des verdienten *Schkuhr* an, um sich zu überzeugen, dass diese Gewächse allerdings eigentliche Antheren besitzen, die von einer eigenen Haut umgeben sind, und bestimmte Pollen-Körnerchen erhalten. — Sehr zweckmässig ist die Eintheilung, die Hr. *W.* bey der 24sten Classe vorschlägt. Er nimmt nämlich acht Ordnungen an, die er auf folgende Art unterscheidet:

1) *Stachyopterides. Fronde germinante non circinnata, capsulis sparsis longitudinaliter dehiscentibus, vel spicatis vel in foliorum axillis sessilibus.*

2) *Filices. Fronde germinante circinnata, capsulis aggregatis, irregulariter dehiscentibus, vel racemosis, vel in frondis superficie inferiore sessilibus.*

3) Hy-

3) *Hydropterides.* *Fronde germinante plerumque non circinnata, capsulis sparsis ad basin vel in sinu frondis squamis obtectis.*

4) *Musci.*
5) *Hepaticae.* } Hier bleibt er bey den bekannten Ordnungs-Charakteren.
6) *Algae.*
7) *Fungi.*

8) *Gasteromyci.* *Corpore subgloboso, interne ex toto seminibus vel thalamis repleto.*

Es sey dem Rec. erlaubt, über diese Ordnungen und Charaktere seine Bemerkungen herzusetzen. Zuförderst nimmt Hr. *W.* die spiralförmige Wendung des aufgehenden Laubes der Farrenkräuter zum Charakter der zweyten Ordnung an, welches nicht allein seinen anderswo geäusserten Grundsätzen zuwider ist, da der Habitus nie zum künstlichen Charakter gezählt werden soll, sondern es findet sich auch diese spiralförmige Windung des aufgehenden Laubes in der dritten Ordnung bey der *Pilularia* und bey der *Marsilea*. Bey der erstern giebt es Hr. *W.* zu, aber von der *Marsilea quadrifolia* scheint er selbst keine anschauliche Kenntnifs zu haben. Wir verweisen ihn also auf die treffliche Abhandlung von *Jussieu* in den *Mémoires de l'académie de Paris*, *ann.* 1740. wo er die spiralförmigen Windungen des aufgehenden Laubes sehr gut abgebildet finden wird. Dafs der *Isoëtes lacastris* eben so aufgeht, glaubt Rec. bemerkt zu haben. Es bleibt also aus der dritten Ordnung blofs noch die *Salvinia natans* übrig.

Hr. *W.* macht ferner den Unterschied zwischen der ersten und zweyten Ordnung, dafs dort die Kapseln länglich, hier aber unregelmäfsig aufspringen sollen. Jenes mag beym *Equisetum* durchgehends der Fall seyn: beym *Lycopodium* kann man keinesweges sagen, dafs die Kapseln nach der Länge aufspringen. Man vergleiche *Avellar Brotero's* classische Abhandlung über das *Lycopodium denticulatum* in den *Transact. of the Linn. soc. vol. V.* p. 164. und *Dillenius* Abbildungen von den Saamenkapseln des *Lyc. flabellatum*, *tab. LXV.* und des *Lyc. selaginoides*, *tab. LXVIII.* Dafs ferner die Kapseln der Farrenkräuter aus der zweyten Ordnung unregelmäfsig aufspringen sollten, ist grundfalsch. Fast alle *Filices exannulatae* haben regelmäfsig aufspringende Kapseln, wie sich jeder davon durch die Ansicht des *Ophioglossum vulgatum*, der *Osmunda regalis* und ähnlicher Gewächse überzeugen kann. — Ueberhaupt scheint uns der Ausdruck: *Stachyopteris* übel gewählt. Er kommt nicht einmal dem *Equisetum* zu: denn eine eigentliche Aehre ist es nicht, worin die Früchte sitzen, sondern es ist eine Traube, da an einem gemeinschaftlichen Hauptstiele besondere Nebenstiele von ungleicher Länge sitzen, welche die die Kapsel haltenden Schildchen tragen. Bey einigen *Lycopodiis* ist es freylich eine Aehre, worin die Antheren sitzen, aber keinesweges tragen die *Lycopodia* die Saamen-Kapseln in Aehren. Dagegen stehen die Kapseln bey *Ophioglossum*, welches nach Hn. *W.* zur zweyten Ordnung gehören soll, in einer wahren Aehre, die bey der *Osmunda* eine Trauben-Aehre ist. Da die Kapseln dieser beiden Gattungen regelmäfsig aufplatzen: so sehen wir gar keinen hinreichenden Grund ein, warum Hr. *W.* sie nicht zur ersten Ordnung zählen will. Besser aber wäre es, wenn er mit dem Namen zugleich die Definition jener Ordnungen änderte. Hn. *Swartz* Eintheilung in *annulatas*, *exannulatas* und *filicibus adfines* gefällt dem Rec. viel besser. — Dafs Hr. *W.* die *Andreaea* nicht zu den Moosen rechnen will und ihr eine vierklappige Kapsel zuschreibt, wollen wir hingehen lassen, da er, als diese Abhandlung geschrieben wurde, wahrscheinlich noch nichts von *Hedwigs* interessanter Untersuchung dieses Laubmooses wufste. — Hr. *W.* geht nun einige Gattungen der ersten und zweyten Ordnung durch, und trennt zuförderst das *Lycopodium nudum*, wie schon ehemals unter dem Namen *Hoffmannia*, jetzt unter dem Namen *Bernhardia*, wegen der dreyfächerigen Kapsel. Auch Hr. *Swartz* erkennt diesen Unterschied als generisch, und belegt diefs Gewächs mit dem Namen *Psilotum.* — In der zweyten Ordnung trennt Hr. *W.* unter den *exannulatis* die Gattung *Ophioglossum* in zwey. Bey dem ächten *Ophioglossum* sollen nämlich die Kapseln zweyzeilig seyn, bey dem von ihm sogenannten *Hydroglossum* aber nach einer Seite hin stehen. Rec., der mehrere Willdenow'sche *Hydroglossa* besitzt, findet diesen Charakter gar nicht bey ihnen, namentlich nicht bey *O. scandens*, *flexuosum*, und *palmatum*, die offenbar zweyzeilige Kapselähren haben. *Swartz* trennt ebenfalls das *Ophioglossum* in zwey Gattungen, *Ophioglossum* und *Lygodium.* Zu dem letztern rechnet er *O. scandens*, *flexuosum* und einige andere, aber er giebt dieser Gattung einen ganz andern Charakter, als Hr. *W.* Er sagt nämlich: die Kapseln stehen in *zweyzeiligen* Schuppen an Aehren, welche aus dem Rande des Laubes hervor kommen. So sehr dieser Charakter dem Willdenow'schen widerspricht: so zweifelt Rec. doch, ob er wahrer sey. Bey *O. scandens* ist wenigstens nichts von Schuppen zwischen den Kapseln zu bemerken. — Uebrigens hat sich Hr. *W.* ein wahres Verdienst durch die Bekanntmachung und Abbildung mehrerer neuer Arten dieser Gattungen erworben. Sie sind: *Ophioglossum gramineum* von der malabarischen Küste, *Hydroglossum longifolium* eben daher, *H. palmatum* aus Pensylvanien. Auch von der Gattung *Schizaea* wird eine neue Art *Sch. bifida* angeführt und abgebildet: so wie auch eine neue Gattung *Todea*, dem *Acrostichum* sehr ähnlich, und ein *Acrostichum lanuginosum*, von wunderbarem Bau.

Hr. *Bernhardi* untersucht einige Farrenkräuter näher, die er aus dem Forster'schen Herbarium vom Hn. Prof. *Sprengel* in Halle erhalten hatte. Er bestimmt zuförderst die Gattung *Asplenium* dergestalt, dafs er blofs auf die einseitige Oeffnung der Saamenhüllen Rücksicht nimmt, und so bringt er *Blechnum*, *Woodwardia*, *Pteris*, *Lonchitis* und *Darea* als Unterabtheilungen zu dieser Gattung, nachdem die Saamenhüllen mehr an der Mittelrippe oder mehr nach dem Rande oder in der Mitte des Blattes liegen.

Die-

Diese Idee verdient allerdings Beyfall, wenigstens Beherzigung: denn jene Unterabtheilungen scheinen in der That nicht ganz generisch verschieden zu seyn. Hr. B. führt das Beyspiel von *Acrostichum lineare Sprengel.* an, welches theils als *Woodwardia*, theils als *Blechnum* gelten kann: da eben am Blatte zwey lange Saamenhüllen, unterwärts aber mehrere kleinere sitzen. Rec., der jenes Farrenkraut sehr wohl kennt, hält es eher für ein *Blechnum*, weil die länglichen abgesonderten Saamenhüllen am untern Theile des Blattes eigentlich die ursprünglichen sind, und oben nur zusammen fliessen. Sehr richtig bemerkt auch der Vf., dass *Adiantum caffrorum* mit *Lonchitis* eben so sehr als mit *Adiantum* übereinstimmt: und Hr. *Swartz* sieht diese Art daher als ein *Adiantum spurium* an. Eben so bemerkt Hr. B. mit Recht, dass *Pteris* und *Lonchitis* sehr in einander laufen, da die meisten *Pterides* keine ununterbrochen fortlaufende, und die meisten Arten von *Lonchitis* keine krummen auf die Buchten des Blatts allein eingeschränkte Saamenhüllen haben. Den Unterschied, welchen *Smith* zwischen *Asplenium* und *Darea* festgesetzt hat, nennt Hr. B. ganz brauchbar. Rec. kann nicht dieser Meynung seyn; er kann einem jeden Exemplare von *Aspl. Hemionitis* und *caudatum* zeigen, wo auf demselben Blatte die Saamenhüllen sich theils nach aussen theils nach innen öffnen. Eben so wenig kann Rec. mit Hn. B. übereinstimmen, wenn er die Gattungen *Darea* und *Caenopteris* für einerley hält. Dass bey der letztern die Kapseln dem Rande selbst eingegraben sind, beweisen *Bergius* Abhandlung und Zeichnungen im 9ten B. der *Act. petropol.* Ganz willkürlich ist auch die Bestimmung von *Hemionitis*, dass die Saamenhüllen sich nach aussen und innen zugleich öffnen sollen. Nimmt man diese Bestimmung an, so ist *Hemionitis* weder Gattung noch Art. Denn eben bey dem *Aspl. Hemionitis* findet man, wie bey *Asplenium Mühlenbergii Sprengel*, und *Aspl. polypodioides Mühlenb.*, die Oeffnung der Saamenhüllen bald nach innen, bald nach aussen und innen zugleich. Die ächte *Hemionitis* hat gar keine Saamenhüllen. Hr. B. stellt ferner eine neue Gattung auf, die er *Gymnopteris* nennt, und die sich von *Asplenium* durch den Mangel der Saamenhüllen unterscheiden soll. Dies ist zum Theil die ächte *Hemionitis*, wie Hr. *Swartz* auch bemerkt. Darin aber hat Hr. B. vollkommen Recht, wenn er *Adiantum clavatum* und *cuneatum* zu *Lindsaea* rechnet. *Onoclea procera Sprengel.* rechnet er zu *Pteris* oder *Asplenium*; Hr. *Swartz* zum *Blechnum*. Allein die zusammengezogene Beschaffenheit der Blätter und die linienförmige Saamenhülle scheinen doch mehr für die erstere Bestimmung zu sprechen.

ERDBESCHREIBUNG.

Erfurt, b. Hennings: *Meine Flucht nach Irland.* 1801. *Erster Band.* 202 S. *Zweyter Band.* 234 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Uebersetzung der Reise eines französischen Ausgewanderten nach Irland. *De Lactonaye* (so unterschreibt er sich in der Vorrede) durchwandert Irland zu Fusse von allen Seiten, und macht zugleich eine kleine Excursion nach Schottland. Ohne gerade tief in die Gegenstände einzudringen, giebt er doch manche brauchbare und angenehme Notizen, die durch die Umstände gewinnen, dass der Vf. zu Fusse reisst, und dass seine Reise gerade zu der Zeit unternommen wurde, da Irland durch die stürmischen Volksbewegungen und durch die Landungsversuche der Franzosen die Aufmerksamkeit in einem erhöhteren Grade auf sich zog. Die allgemeinen Bemerkungen des Vf. betreffen theils Natur-, theils statistische Gegenstände, noch häufiger aber sind die über persönliche Vorfälle, die ihm als einem Fussreisenden nicht selten aufstossen mussten. Die Reise geht von Dublin durch das Innere von Irland nach Schottland und von da nach Irland zurück. Die politischen Grundsätze und Bemerkungen des Vf. sind gemässigt. Die Uebersetzung ist lesbar, nur sollte hin und wieder der Ausdruck gewählter, und die Einmischung fremder Wörter vermieden seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Leipzig*, b. Gräff: *Johann Heinrich Lidén. Ein kleiner Beytrag zur Gelehrtengeschichte Schwedens*, von *Joh. Georg Eck*, Dr. d. Philos. auf d. Universität zu Leipzig. 1800. 36 S. 8. Allerdings verdiente das lehrreiche Leben dieses durch so lange Leiden geprüften Weisen, der ohne Geräusch viel Gutes wirkte, auch deutschen Lesern bekannter gemacht zu werden. Der Vf. versichert, dazu, während seines Aufenthalts in Schweden, theils mündliche Nachrichten eines Freundes, der in *Lidéns* letzten Lebensjahren seines täglichen Umgangs genoss, theils zwey Schwedische Gedächtnissreden benutzt zu haben, deren ausführliche Titel die Vorrede nennt. Die Schilderung selbst, welche Hr. M. *Eck* von Lidén liefert, ist zwar kurz; aber ihre Lectüre ist angenehm und erregt Theilnahme. Ein vorzüglich merkwürdiger Beleg zu *Lidéns* Denkart ist die Verordnung, welche er in Ansehung seines Begräbnisses machte, und die der Vf. am Schlusse der Schrift in einer getreuen Uebersetzung mittheilt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 6. März 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Bremen, b. Wilmans: *Materialien für die Synoden in zwey Lieferungen, als Fortsetzung des Brem. und Verd. Theolog. Magazins und des Synodalmagazins.* Herausgegeben von *Johann Caspar Velthusen*, D. der Theol. Generalsuperintendent u. s. w. Joh. IX, 4. 1801. 385 S. 8. (1 Rthlr.)

Der ehrwürdige Vf. führt noch fort, die in seinem Lande üblichen Synoden zur Erweckung und Erhaltung des Bibelstudiums und der nutzbaren Amtsführung seiner untergeordneten Prediger anzuwenden. Der Inhalt der *ersten* Lieferung ist: 1) *Der 110te Ps. ein von Christo feyerlich bestätigter prophetischer Räthselgesang, metrisch übersetzt.* 2) *Anmerkungen dazu.* 3) *Ruhige Ansicht desselben in seiner Harmonie mit den übrigen merkwürdigen Welterscheinungen.* Mit vieler orientalischen Sprachgelehrsamkeit sucht der Vf. diesen Psalm nach seinem *ersten* Sinn und Zweck als prophetisch änigmatisch von Christo zu erklären. Den 3. V. übersetzt er wegen des *Feminini* נְדָבֹת „die ihm Todtenklage anstimmenden Weiber, die Hochbegnadigten" [also wäre hier doch nicht von erschlagenen Feinden, sondern von Todten aus des Siegers Heere die Rede, welches wohl, verglichen mit Matth. 26, 53—56. Joh. 18, 8. 11., auf des Messias Reich und Herrschaft gar nicht passen würde] טַל erklärt er durch Blutthau, und findet darin eine uralte Auferstehungsterminologie und einen religiösen Volksbegriff, den man doch sogar bey David selbst, der gewiss schon höhere Ideen, als das Volk seiner Zeit, hatte, nicht findet, da er Ps. 6, 6. so wenig deutlichen Blick über den Tod hin, so wenig Erwartung von einem Zustande nach dem Tode hatte. Schon deshalb ist es nicht wahrscheinlich, dass David (wenn er der Vf. des Psalms wirklich ist, woran Rec. sehr zweifelt, der ihn vielmehr für ein *an ihn* nach der Schlacht bey Rabba gerichtetes Auffoderungsgedicht hält) sich nach S. 8. einen König gedacht habe, in dessen zukünftigem Reiche er lange nach seinem Tode Unterthan seyn werde. Im 4. V. findet der Vf. in כֹּהֵן schon den Begriff eines Messias oder Christus. Dass nach S. 17. die jüdischen Glaubensbücher [lieber: religiöse Schriften] Vorbereitungen des menschlichen Verstandes auf Christenthum und Muhamedanismus gewesen sind, lässt sich behaupten, dass aber dadurch unserer Vernunft die Ueberzeugung *aufgedrängt* sey, dass Gott ursprünglich durch *äussere Beweise* auf künftige allgemeine Religionslehrer aufmerksam gemacht habe, lässt sich schwerlich erweisen. Der Vf. meynt, wenn der 110te Ps. nicht *wirkliche* Weissagung wäre, und wenn der Messias darin nicht wirklich in religiösem Sinne *Adonai* hiesse, so hätte Jesus, tief unter seiner Würde, seinen gelehrten Gegnern nur seinen Witz und seine Ueberlegenheit zeigen wollen; so aber unterstütze er durch sein Ansehen absichtlich die Voraussetzung, dass es im A. T. Weissagungen mit räthselhaftem Dunkel gebe, das sich erst durch den Erfolg habe aufklären sollen, erläutert diess durch ähnliche räthselhafte Aussprüche Luc. 2, 35. 49. Joh. 3, 13. 14. C. 2, 19—22. C. 13, 7. und meynt S. 45. die untrügliche Autorität des 110ten Ps. als einer authentisch dogmatischen unmittelbar göttlichen Offenbarungsquelle werde im N. T. vorausgesetzt, ja die Wirkung einer Vorstellungsart auf Empfindung und Gewissen beweise ihre *objective* Wahrheit und ihren ersten grammatischen Sinn. Allein der Vf. des Ps. sey David, oder ein anderer, so bleibt immer die Frage: Wenn es eine Weissagung seyn soll, für wen, und wem zu gute soll Gott sie dem Dichter eingegeben haben? für jene Zeitgenossen? Diesen konnte die gelehrte änigmatische Deutung nicht einfallen, also auch keine religiöse Wirkung thun, es wäre also eine zwecklose Offenbarung des Zukünftigen; vielmehr musste deren Inhalt, die Beschreibung dieses königlichen Sohnes Davids sie nothwendig auf die falsche Idee vom Messias, die Jesus immer bestritt, führen, dass sein Reich von dieser Welt, und dass er ein erobernder, blutvergiessender Kriegesheld seyn werde. — Wäre die Weissagung um der Nachwelt willen gegeben: so wäre jene falsche Idee und Foderung an den erwarteten Messias, um deren Nichterfüllung willen die Juden Jesum hassten und verwarfen, zum voraus veranlasst und von Gott genehmigt. Rec. ist der Meynung, dass Jesus, indem er die Anwendung des Psalms auf den Messias, auf sich macht, weiss und voraussetzt, dass die jüdische Kirche seiner Zeit diesen Psalm, so wie viele andere Stellen der Psalmen und der Propheten, auf ihren erwarteten politischen Messias, als Davids Sohn und gleich siegreichen erobernden Thronfolger gedeutet haben, (wie des Matthäus häufige Anspielungen auf alttestamentische Stellen als auf Prophezeyungen diesen damals herrschenden Volkssinn verrathen) diese Volksidee benutzt, um *ex concessis* und *ex hypothesi* ihnen zu zeigen, der Messias, der doch in politischem Sinne kein Herr des vor 1000 Jahren gestorbenen Davids heissen könne, müsse, obgleich nach den Stammtafeln Davids

vids Nachkomme, ein Wesen höherer Art, müsse in einem intellectuellen und moralischen Sinne weit über den kriegerischen und moralisch so fehlerhaften König David erhaben seyn, da die Prädicate des Eroberers, der Blut vergiefst, in jenem Psalm auf ihn, Jesum, durchaus nicht anwendbar sind, dessen Vf. also freylich den sanftmüthigen Friedensstifter nicht habe schildern, den der Jehova nicht habe einladen wollen, zu seiner Rechten *auf dem Kriegswagen* zu sitzen und über Leichname erschlagener Feinde hinzufahren; womit Jesus als Herr in seinem moralischen Reiche durchaus keine Aehnlichkeit hat. Das 4. und 5. Stück der ersten Lieferung enthält eine *metrische Uebersetzung des 49sten Psalms und Anmerkungen* dazu; voll sprachgelehrter Erläuterungen, auch aus dem Koran. 6) *Aeusserungen unbefangener und vernünftiger Kenner über gewisse deutliche in der heiligen Schrift ausgedrückte Lehrpunkte, die an dem Ablauf des 18ten Jahrhunderts von einigen kritischen Religionsphilosophen, als unvereinbar mit den neuern Principien der reinen Vernunft, in Anspruch genommen sind. Cicero in Tusc. Quaest. Necker, Spalding, De Luc.*

In der *zweyten* Lieferung ist enthalten: 1) *Synodalrede über den buchstäbl. Sinn der Geschichtserzählungen im N. T.* von *J. D. Pape*. Dessen Nothwendigkeit erweiset er: a) aus den klaren Ausdrücken der Erzähler, b) weil aus jenen Begebenheiten Jesu göttliche Sendung von ihm selbst und von den Aposteln erwiesen werde, c) weil mit ihnen die Wahrheit der christlichen Religion stehen oder fallen müsse. Der Hauptsache nach wahr, gut und lehrreich; nur wäre zu wünschen, dass manche schwache unhaltbare Begründung lieber weggeblieben wäre, die zweifelnde Leser noch zweifelnder macht. Z. B. S. 155. „Man kann die Möglichkeit der Hypothese, die Jesu Tod in eine Ohnmacht verwandelt, zugeben; allein kann in historischen Gegenständen eine Hypothese Haltbarkeit finden, wenn sie in der Geschichte keine Gründe für sich hat?" — Wenn die Erzählung etwas physisch Unmögliches, oder etwas nicht hinlänglich Beurkundetes und Unwahrscheinliches enthielte, allerdings; dann wäre eine Hypothese gegen die andere. S. 156. „Der gleichzeitige Geschichtschreiber muss am besten wissen, was geschehen ist," — doch nur wenn er Augenzeuge war, wenn er genau beobachten konnte und wollte, wenn er den redlichen Willen hatte, reine ungeschmückte unverhüllte Wahrheit zu erzählen, wie man an den Jüngern Jesu das nicht zu bezweifeln Ursache hat, sonst leistet die blosse Gleichzeitigkeit noch keine Gewähr der Wahrheit einer Erzählung, wovon die Geschichte unzählige Beyspiele giebt. „Sollte Jesus selbst ungewiss gewesen seyn, ob er todt, oder in Ohnmacht gewesen war?" Dergleichen Fragen beweisen ohne andere höhere Gründe nichts. Allerdings weiss der in völliger Ohnmacht gelegene hernach nicht, ob er todt oder nicht todt gewesen ist. Die reellen Gründe einer historischen Wahrheit werden durch dergleichen Räsonnements nur entkräftet. 2) *Klefekers Synodalrede über den Hang der Theologen, ihr System nach der herrschenden Philosophie des Zeitalters zu verändern.* Dass dieser Hang immer da gewesen, zeigt der Vf. historisch von den Gnostikern und Neuplatonikern an, durch alle christliche Jahrhunderte bis ins Jahr 1801. mit vieler Kenntniss, führt *Hume's* Geständniss an, dass dieser Hang aus der *vernünftigen* Begierde, ihre Lehrmeynungen am besten zu behaupten und zu vertheidigen, entstehe, tadelt aber, dass theologische Schriftsteller und sogar Prediger auf Kanzeln mit gänzlicher Aufgebung der historischen Beweise für die göttliche Autorität des Christenthums nur nach Kants Ideen (im Streit der Facultäten, und in der Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft) und sogar nach Fichte's Wissenschaftslehre die Vernunftmässigkeit der christlichen Glaubens- und Sittenlehre nur mit Hülfe des reinen Moralsystems retten wollen, *damit* sie nicht ganz untergehen. So gerecht dieser Tadel an sich ist, so scheint doch das Argument des Vf. „weil die Apostel das ganze moralische Christenthum auf die *historische* Autorität der Wunder und der Auferstehung Jesu gegründet hätten," nicht hinlänglich. Christus selbst sagte ja oft ausdrücklich, dass er durch seine übermenschliche Thaten *nur* seine Zeitgenossen zum Glauben an seine göttliche Sendung, und dass er der einzig zu erwartende Messias sey, habe bringen wollen, gab aber Joh. 7, 17. das allgemein wichtigere Ueberzeugungsmittel an, dass seine Lehre von Gott sey. Denn wären die Lehren des Christenthums erweisslich vernunftwidrig und der menschlichen Fähigkeit und Bestimmung nicht angemessen: so würden keine Wunder *uns* ihre Wahrheit und Göttlichkeit beweisen, uns, die wir nach 1800 Jahren nicht, wie jene Zeitgenossen, das *quomodo*, bey den *kurz* gefassten Nachrichten beurtheilen können, *zumal da* Jesus selbst Matth. 24, 24. sagt, dass auch falsche Christi und falsche Propheten grosse Zeichen und Wunder thun würden, die viele verführen würden, und seine Jünger warnet, sich nicht täuschen zu lassen. Da ist es freylich sehr unverantwortlich, Jesu Wunderthaten für fromme Täuschungen auszugeben, und seine Lebensgeschichte, mit Bahrdt, in einen Roman zu verwandeln: es ist zweckmässig, auch unsern christlichen Gemeinen durch würdige Behandlung der merkwürdigen Thaten Jesu, in Verbindung mit seiner reinen Gotteslehre und seiner reinen uneigennützigen Tugend und Menschenliebe, Ehrfurcht gegen ihn und Glauben an die göttliche Autorität seiner Lehren, Vorschriften und Verheissungen zu empfehlen, seine Seelengrösse im Thun und Leiden und die tröstenden Erwartungen aus seiner Auferstehung, ohne speculative Erörterungen, dazu zu benutzen, mithin den Bibelglauben aufrecht zu erhalten, ohne welchen der Ungelehrte und Halbgelehrte gar keine feste Basis seiner Religiosität haben, und, wie man schon häufig sieht, ohne alle moralische Religion seyn würde. Diese Abhandlung ist mit vieler Kenntniss, Mässigung, Gründlichkeit und Wärme geschrieben. 3) *Lagerpredigt über 5. Mos. 23, 14. gehal-*

gehalten von G. Langenbeck, Feldprediger. Ziemlich zweckmäfsig. 4) *Fragmente aus einer Visitationspredigt, von Kobbe.* Local gut; warum aber gedruckt? — 5) *Des Schauspielers Garrick freundschaftliche Erinnerungen an einen angehenden Prediger den äussern Anstand bey Amtsverrichtungen betreffend. Aus den Public Characters of 1798—1799.* Für manchen Prediger der Beherzigung werth! 6) *Probe von Rednerstärke in dem Fragment einer 13 Jahre vor der Revolution in der Kathedralkirche zu Paris gehaltenen Predigt des Paters Beauregard.* Eine erfüllte Prophezeyung der Erfolge der Voltairischen Verspottung der Religion. 7) *Aechte Frömmigkeit und Freundschaft des als Dauphin verstorbenen Vaters Ludwigs XVI.* Gebet für, und Abschied im Sterben von Mr. *de Muy.* 8) *Vaterlandsliebe, ein Kirchengesang.* (Von Voss mit einigen Aenderungen.) 9) *Einfluss eines englischen Landpredigers (More zu Hanham) auf die Sittenverbesserung vermittelst der guten Erziehung seiner vier Töchter*, die in Bristol eine vorzügliche Erziehungsanstalt vornehmer junger Damen, und eine Sonntagsschule für geringere Jugend errichtet haben, die im Lande viele Nachahmung gefunden hat, wodurch viel Gutes gestiftet ist. 10) *Ueber Besorgnisse von Ausartung der Sonntagsschulen, Sonntagsbetstunden, auch der Werkschulen, und anderer, auf Verfeinerung des zu gröberer Arbeit bestimmten grössern Haufens abzweckenden Anstalten oder Vorschläge.* Ein wichtiger Auffatz. Aus des *Abbé Barruel Memoires pour sevir à l'histoire du Jacobinisme* wird ein *Memoire*, das *Bertin*, Minister Ludwig XV. eigenhändig aufgesetzt hat, hier abgedruckt, worin er seinem Könige sagt, dass die damaligen französischen ökonomischen Philosophen, *Voltaire, d'Alembert, Diderot*, die dem Könige vorschlugen, den Bischöfen und Pfarrern die Aufsicht über die Schulen zu nehmen, und dagegen auf Königliche Kosten anzulegende Industrieschulen zur Erziehung des Volkes ihnen anzuvertrauen, durch kleine Schriften in allerley Formen und Einkleidungen, die sie drucken liessen, umherziehenden Handelsleuten umsonst gaben, um sie in kleinen Städten, an den Thoren und auf Dörfern für einen äusserst wohlfeilen Preis zu verkaufen, und durch ihre witzige Schreibart irreligiöse und revolutionaire Gesinnungen unter das Volk zu verbreiten, die sie durch ihre Anhänger, selbst unter den Schulmeistern, denen, die nicht lesen konnten, vorlesen liessen, um sie nach und nach von der christlichen Religion abzuziehen, welches *Condorcet* selbst in seiner *Esquisse d'un tableau historique des progres de l'esprit humain 9me epoque* ausführlich gesteht und erzählt. Der Herausgeber macht hierzu eine weitläuftige sehr durchdachte und auch in Absicht deutscher Industrieschulen wohl zu überlegende Anmerkung. 11) *Der 141ste Psalm ein tröstender Räthselgesang. Eine Davidische Ode in einer vierfachen Uebersetzung*, drey deutschen und einer lateinischen, die alle nicht ohne poetischen Werth sind, und mit philologischen Anmerkungen, auch von S. 314. zwey allgemeinen Bemerkungen, deren erste den Glauben des Davidischen Zeitalters an Leben und Gericht nach dem Tode aus Hiob XIV. XVII. XIX. Spr. Sal. XI, 7. XIV, 32. und die zweyte den Einfluss der Unsterblichkeitslehre oder des Auferstehungsglaubens auf Humanität, mit Anführung einer langen Stelle aus einer zu Cambridge gedruckten Predigt des *Robert Hall*, betrifft. 12) *Ein Hirtenbrief an die Geistlichkeit von Bremen und Verden*, nebst einigen Beylagen.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Crusius: *Historisches Bilderbuch für die Jugend*, enthaltend Vaterlandsgeschichte. *Fünftes Bändchen.* 1801. 359 S. 8. m. K. (2 Rthlr. 12 gr.)

Es ist Schade, dass die Bearbeitung dieses Buchs, an dessen äusserliche Mitgift der Verleger mehr wendet, als sich erwarten lässt, in keine geschickteren Hände gefallen ist. Es leuchtet nur zu deutlich hervor, dass der Vf. die deutsche Geschichte nie mit einem allgemeinen Blicke umfasst hat, dass er nicht richtig auszuheben versteht, und dass es ihm an der Gabe der Darstellung fehlet, welche der Erzählung die für diesen Zweck nöthige Gefälligkeit zu geben, so nöthig war. Das gegenwärtige Bändchen umfasst die Geschichte Albrechts II, von dem nicht viel zu sagen ist, die langwierige Regierung Friedrichs III, und die Ereignisse unter Maximilian I. Beide lernt man als Regenten sehr wenig kennen; denn wenn erzählt wird, dass Friedrich träg war, immer kein Geld hatte, dass es unter seiner Regierung unordentlich in Deutschland hergieng: so sieht sich dadurch der Leser noch nicht befriedigt; er will die Weise des Monarchen aus seinen Handlungen, er will die Ursachen kennen lernen, welche seine Thätigkeit und die Kraft des ganzen Reichs lähmten. Für alles diess liefert uns der Vf. einzelne Particular-Geschichten, die sich unter seiner Regierung ereignet, aber zum Theil wenig Einfluss auf das Ganze hatten. Wir würden diese Auswahl bey der Classe von Lesern, für welche das Buch berechnet ist, mehr loben als tadeln, wenn die Behandlung zweckmäsiger wäre. So aber können wir nur die Abschnitte, welche Sachsen angehen, vorzüglich den bekannten Prinzenraub durch Kunz von Kaufungen, als richtig und gut vorgetragen, empfehlen; fast bey allen übrigen, welche weit mehr in die allgemeine Geschichte eingreifen, fehlt Belehrung und Unterhaltung. Es wird z. B. von den Streitigkeiten Kurfürst Friedrichs von der Pfalz mit dem Kaiser und mit mehrern Fürsten gesprochen, aber nur seine Theilnahme an den Mainzer Händeln wirklich erzählt; weder mit dem Mann noch mit der Verwicklung der Begebenheiten macht uns der Vf. näher bekannt. Von Konig Podiebrad in Böhmen heisst es S. 110. er hinterliess den Ruhm eines grossen Königs: wodurch er sich aber diesen Ruhm erwarb, lernt man sicher aus der Darstellung des Vfs. nicht. Bey diesem Mangel an allgemeiner Uebersicht konnte es auch ohne einzelne Fehler nicht abgehen, von denen einige auffallend genug sind. Z. B. S. 124. „Karl

„Karl der Kühne von Burgund stund schon am siebenten Tage nach der unglücklichen Schlacht bey Gransee mit einem Heere von 60,000 Mann wieder im Felde." Der Vf. läfst auch wirklich das erste Treffen am 2. März 1476 liefern, und Karl am 11. März schon wieder vor Murten stehen. Auf den Fittigen des Windes führt man aber Armeen nicht zusammen; es war schon viel, dafs Karl innerhalb 3 Monaten die Flüchtigen sammeln und durch neuen Zuwachs verstärken konnte. Nach S. 141. war Anna von Bretagne Alleinbesitzerin ansehnlicher Länder, die noch dazu an *Burgund gränzten.* Welche Karte mag wohl der Vf. bey Ausfertigung dieses Satzes gebraucht haben? S. 157. „Der Gebrauch des Lumpenpapiers wurde zur Zeit der erfundenen Buchdruckerey in Deutschland eingeführt." Jedermann weifs, dafs es viel früher eingeführt wurde. Die unrichtige Vorstellung von der päpstlichen Demarcationslinie übergehen wir mit andern Verirrungen; aber welchen Begriff mag wohl der Vf. von dem Astrolabium und seinem Gebrauch haben? S. 178. „Martin Behaim beförderte den Gebrauch des Astrolab bey der Schifffahrt, so dafs man *ohne Hülfe des Kompasses* sich orientiren konnte." Mit und ohne Astrolab kann man sich ohne Magnetnadel bey bedecktem Himmel nicht orientiren. — Die Kupfer, 17 an Zahl, sind durchgehends von H. *Mettheimer*, in gefälliger Manier, gut erfunden und gut gezeichnet. Zu den vorzüglichern gehören Nr. 3., wo die Gräfin von Gera den Herzog Wilhelm von Sachsen um die Schonung der belagerten Stadt *bittet*; *Nr. 4.* wo Kurfürst Friedrich von Sachsen dem *Büchsen*spanner (einer charakteristischen Figur) *verbietet*, nicht nach seinem Bruder zu schiessen; Nr. 8. *das* Beylager der Maria von Burgund mit Maximilian durch einen Bevollmächtigten; Nr. 11. Columbos Fesslung. Der ehrwürdige, betrübte, aber seiner Unschuld sich bewufste Mann, steht in voller Kraft da; nur der jammernde Bewohner von America ihm zur Seite, macht eine zu jämmerliche Figur. Einige scheinen uns hingegen verzeichnet, z. B. der Krieger Nr. 9. mit den dicken Beinen; oder in dem nämlichen Kupfer Maximilian, wie er zu Brügge auf der Bühne den Eid ablegt; *wäre kein Geländer vor*, er würde sicher rücklings *herabfallen*. Andere streiten gegen ein richtiges Gefühl, wie Nr. 14., wo Papst Julius II. die Belagerung von Mirandola *selbst* commandirt. Er steht so nahe bey der Mauer ohne alle Bedeckung, dafs er jedem Pfeile ausgesetzt ist; und noch andere stehen ganz müssig, ohne alles Interesse da, wie Nr. 13., wo Kaiser Maximilian I. Livorno belagert.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. *Gera*, b. Haller: *De nominibus Graecorum* quartum praefatus — oratiunculas habendas indicit M. *Fridericus Guilielmus Sturzius*, Ill. Ruthen. Prof. Eloqu. 1802. 14 S. 4. Wir dürfen die vorliegende Abhandlung des gelehrten Vfs. in diesen Blättern um so weniger übergehen, da wir die vorhergehenden, an welche sie sich als Fortsetzung anschliefst, zu seiner Zeit angezeigt haben. Nachdem Hr. *St.*, mit Beziehung auf sein letztes Programm über diesen Gegenstand, bemerkt hat, dafs nur die ältern Griechen einen Namen führten, da die späteren hingegen, unter römischer Botmäfsigkeit, aus politischen Rücksichten gegen ihre Beherrscher sich auch ihre Namen noch als Vor- oder Zunamen beylegten; dafs ferner die Griechen, wie die Römer, zur Bezeichnung eines grofsen wichtigen Mannes, oder mit einer gewissen Emphasis, sich des Plurals bedienten, und dafs sie endlich auch die Namen der Schriftsteller statt ihrer Schriften setzten: so untersucht er von neuem mit grofser Genauigkeit und Belesenheit die Frage: an welchem Tage nach der Geburt, unter welchen Ceremonien und von wem, dem neugebornen Kinde bey den Griechen der Name gegeben worden ist. Er nimmt an, dafs der *dies lustricus*, an welchem gewöhnlich dem Kinde der Name beygelegt ward, nicht immer derselbe gewesen, sondern bald der fünfte, bald der siebente, bald der zehnte nach der Geburt. Hierbey eine gelehrte Anmerkung über die *Amphidromia*. Bey diesen geschah eigentlich die Lustration des Neugebornen, zugleich aber, wie Hr. *St.* glaubt, war es der Namenstag. (Ob immer und ohne Ausnahme, bezweifeln wir doch. So wie Hr. *Sturz* annimmt, dafs der Namenstag nicht immer derselbe nach der Geburt gewesen: so läfst sichs auch denken, dafs man zuweilen die Amphidromia an einem anderen Tage begieng, an einem andern den Namen beylegte. Hierauf führen selbst die von Hn. *St.* beygebrachten Stellen. Gesetzlich war über die Sache *nichts* bestimmt: man kann also mit Recht vermuthen, dafs die Ausführung oder Beobachtung derselben von Familienverhältnissen und Convenienzen abhängig war, und daher verschiedene Modificationen gewann.) Die Aeltern, vorzüglich die Väter, waren es, welche ihren Kindern den Namen gaben, und es waren darüber gesetzliche Verordnungen vorhanden. Zuweilen unterzog sich auch der Grofsvater dieser Pflicht; gewöhnlicher aber wurde von ihm nur der Name entlehnt, welchen die Aeltern den Kindern, wenigstens ihrem ältesten Sohne, beylegten. Denn natürlich wurden verschiedene Kinder auch durch verschiedene Namen unterschieden.

Es ist nicht zu leugnen, dafs durch diese Ausführungen des Vfs., welche wir nur kurz und im äufsersten Umrifs andeuten konnten, mehrere Stellen der Alten ins Licht gesetzt werden; und darin besteht unsers Bedünkens der gröfste Werth dieser Schrift. Auf der andern Seite aber möchte es scheinen, dafs der Vf. auch bey solchen Punkten, welche sich beynahe von selbst verstanden (z. B. dafs verschiedene Kinder derselben Aeltern verschiedene Namen führten), oder welche gewifs auch bey den Griechen so unbestimmt und zufällig als bey uns waren, mithin gar nicht als Gegenstand der Alterthumsforschung betrachtet werden können, sich länger und mit Aufwand eines gröfseren Apparats von philologischer Gelehrsamkeit, als nöthig war, verweilt habe.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 8. März 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, in d. Voss. Buchh.: *Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen* aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Mit Kupfern u. Karten. *Zwey und zwanzigster Band.* 1801. *Drey und zwanzigster Band.* 1802. *Vier und zwanzigster Band.* 1801. 8.

Der erste von den vorliegenden 3 Bänden enthält *Reise nach China und Bengalen* von *Charpentier-Cossigny* Ex-Ingenieur. Aus dem Französischen übersetzt. 424 S. Es sind eigentlich 2 Reisen, wovon die eine über Goree, das Vorgebirge der guten Hoffnung, die Inseln Frankreich und Reunion nach Canton unternommen wurde. Das Jahr, wenn die Reise geschehen ist, wird in der Ueberfetzung nicht angezeigt; und doch heisst es: *Zu Ende des Novembers fuhren wir.* Sollte das Jahr im Original fehlen? Rec. kann dieses nicht glauben, weiss sich aber nicht zu erklären, wie es der Ueberfetzer auslassen, oder der Herausgeber — denn dieser ist von jenem verschieden und hat sich durch das Zeichen unter einigen Noten *Cr.*, d. i. Canzler in Greifswalde zu erkennen gegeben, — nicht ergänzen konnte. Da der Vf. auf dem Cap Schiffe von den meisten seefahrenden Mächten antraf: so scheint er vor dem Ausbruch des letzten Kriegs vermuthlich in dem Jahr, in welchem er seine Bemerkungen in Bengalen niedergeschrieben hat, d. i. 1789 gereiset zu seyn. Er hat sie aber nicht sogleich abgefasst. Denn S. 9. erwähnt er eines Memoire, welches er 1792 aufgesetzt hat, und aus S. 17. erhellet, dass, als er schrieb, die Engländer schon das Cap erobert hatten, welches 1794 geschehen ist. Die Eroberung scheint ihm nicht so wichtig, als sie von vielen, selbst von dem englischen Minister Pitt, gehalten wurde. Die Colonie liefere kein für den Handel wichtiges Product, und gebrauche auch wenige indische und europäische Waaren. Die Nachricht, die ihm ein Freund, der das Innere der Colonie bereisete, mitgetheilt hat, dass die Buschmänner Menschenfresser wären S. 21. hätte der Herausg. ganz ausstreichen, oder mit der Bemerkung, dass sie unrichtig sey, drucken lassen sollen. Auf der *Insel Frankreich* hat sich der Vf. lange, und während des letzten Krieges aufgehalten. Er war daselbst 1794 f. S. 20. Seine Nachrichten sind daher sehr schätzbar. Er lobt ihre Wichtigkeit; sie sey landbauend, handelnd und militärisch, und als achter Franzose, ist er nicht wenig stolz darauf, dass die Engländer nicht einmal einen Versuch gemacht haben, sie zu erobern. Der S. 42. angeführte *Eden-* oder *Ouden-Kaffee*, wird richtiger *Aden-Kaffe* geschrieben. Am ausführlichsten handelt der Vf. von China, ob er gleich nur eine kurze Zeit in Canton war, und seine Unbekanntschaft mit der Sprache eingestehet. Dass das Land äusserst stark bevölkert sey, ist ihm eine ausgemachte Sache. Die Aussetzung der Kinder sey von dem Gesetzgeber erlaubt, um dem heimlichen Kindermord zu begegnen. Hospitäler für sie seyen nicht errichtet, weil ihre Unterhaltung zu kostbar seyn würde. Die vorzüglichste Triebfeder, das unermesslich grosse Volk im Zaum zu halten, sey nicht die Religion, sondern die natürliche Autorität und die unaussprechliche Ehrfurcht gegen die Vorfahren. Die Chineser seyen äusserst wissbegierig, und würden alle exotische Pflanzen, wenn man sie ihnen brächte, gern mit Dank annehmen. Diese und andere Lobpreisungen gründen sich, wie es scheint, nicht immer auf eigene Erfahrung, sondern sind aus den Memoiren der Missionarien und andern Büchern genommen. Der Handel ist nur folgenden Verboten unterworfen, nämlich dem 1) der Einfuhr des Opiums, 2) der Ein- und Ausfuhr des Glases, und 3) der Ausfuhr von Gold, Silber und Reiss. Der politische Grund von dem zweyten Verbote wird nicht angegeben, und der Herausgeber schweigt, so wie er in Erläuterung seines Schriftstellers selten weiter geht, als dass er auf einige Bücher hinhweiset. Und auch dieses unterbleibt, wo es sehr zweckmässig gewesen seyn würde, z. E. S. 105. wird des von einem chinesischen Kaiser auf eine gewisse festgesetzte Zeit in Umlauf gebrachten Papiergeldes gedacht, und dabey gesagt, dass es interessant seyn würde, die Geschichte davon genauer zu kennen. Den Wunsch des Vfs. hat *Schlözer* erfüllet, in den *kritisch-historischen Nebenstunden.* Götting. 1797. S. 159 — 171. vgl. *Extrait d'un memoire sur les papiers — monnaies des Orientaux par L. Langles* in der *Decade philosophique* l'an V. Nr. 29. Das Verzeichniss der Künste der Indianer (Indier), die entweder noch gar nicht, oder nicht vollständig bey uns bekannt sind, bestehet aus 25 Artikeln, und eben so stark ist das der Chineser.

Die von demselben Vf. geschriebenen Bemerkungen auf einer Reise nach Bengalen 1789, sind aus einem andern Buche genommen, und gewähren eine so vollständige Nachricht von den am Fluss Ganges angelegten Handlungsplätzen der Europäer, als man sie nicht leicht in einem andern Buche antreffen wird. Sie sind auch mit einer guten Karte begleitet. Da der

der neulich geschlossene Friede die Franzosen und Holländer wieder in den Besitz ihrer alten Plätze versetzt: so wird die Aufmerksamkeit des Publicums auf die Verhältnisse, worin diese Nationen und die Dänen gegen die daselbst so mächtigen Britten vor dem Kriege gestanden haben, sehr gespannt, und die Neugierde aus diesen Bemerkungen zu befriedigen seyn. Chandernagor, das Hauptcomtoir der Franzosen, war sehr unbedeutend, und das einzige merkwürdige Gebäude darin gehörte einem Engländer, der es an die französischen Officianten vermiethete. Ueber den Stolz und die Insolenz der Engländer in Indien wird bitterlich geklagt, und wer, wie Rec. mit einigen aus Indien zurückgekommenen Britten bekannt gewesen ist, wird diese Klagen nicht für übertrieben halten. Indessen liess Lord Cornwallis, den der Vf. in Calcutta sprach, gegen ihn nichts von dem Nationalhass, den er den Britten vorwirft, merken, war vielmehr zuvorkommend artig, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Am meisten wird die französische Handlung durch die Convention von 1786 gedrückt, die die Einfuhr des Salzes auf eine gewisse Quantitat und zu einem gewissen Preise beschränkt hat, und wenigstens in diesem Artikel eine Abänderung leiden muss, wenn die Handlung einiges Leben erhalten soll. (Die Zeit wird bald lehren, ob zu Amiens darüber etwas ausgemacht werden wird). Die Dänen in Indien werden von den Britten auch mit vielem Uebermuthe behandelt, den sie mit Geduld ertragen, und bisweilen in ihrem Betragen gegen die Franzosen auf eine lächerliche Art nachahmen wollen. Jedoch erzeigen die Britten zu Zeiten der dänischen Flagge mehr Achtung, als irgend einer andern Nation. Man merke, dass dieses vor dem 2. Apr. 1801 geschrieben ist. Obgleich die Britten nicht zugeben, dass die Eingebornen als Sklaven verkauft werden: so gehen doch ganze Schiffsladungen von solchen Sklaven auf französischen Schiffen nach der Insel Frankreich und Pondichery. Das Factum lässt sich wohl bezweifeln, und selbst nach dem Geständniss des Vfs. hat es nur in einem Jahre, da Hungersnoth und Krankheiten die Einwohner zu Tausenden hinwegraffte, Statt gefunden. Weil Opium und Indigo zu den vornehmsten Producten Indiens gehört: so wird davon noch besonders gehandelt. Was unter Amocken S. 237. 286. 289. zu verstehen sey, wird weder im Text noch in den Noten erklärt. Dem Rec. scheinen sie die von Opium berauschten Menschen zu seyn. Die Macht der Britten in Bengalen wird zuletzt geschildert, und Mittel, sie einzuschränken oder ganz über den Haufen zu werfen, vorgeschlagen. Da, seitdem der Vf. schrieb, die Lage der Sachen in Indien sich sehr geändert und die brittische Macht einen grossen Zuwachs bekommen hat: so ist wenig davon auf die jetzigen Zeiten anwendbar.

Zu den Bemerkungen des Ex-Ingenieurs hat *Stavorinus*, Befehlshaber einer holländischen Escadre, Zusätze gemacht, die auch übersetzt sind. Das wichtigste darin ist die vorerwähnte Convention von 1786, die ganz eingerückt ist, und über die Handelsverhältnisse in Indien viel Licht verbreitet. *Stavorinus* war auch in Indien, und ist gegen die Engländer nicht weniger erbittert, als sein Vorgänger. Er weiss kein anders Mittel, ihre Macht in Indien einzuschränken, als ihnen in London selbst Gesetze vorzuschreiben. Bonaparte scheint doch einen dritten Ort ausfindig gemacht zu haben.

Ganz gegen den Plan des Magazins hat der Herausgeber S. 301—424. einen *Auszug aus den Reisen zu den wilden Völkern vom Bürger F. Babie* geliefert; gegen den Plan des Magazins, sagen wir; denn in dieses gehören nur eigentliche und neulich unternommene Reisen; der Bürger *Babié* hat aber bloss aus Cook's und andern längst bekannten Reisen Nachrichten von den Freundschaftsinseln, der Osterinsel, den Pelew- oder Palaosinseln, und Neu-Carolina, den Sandwichinseln, nebst einigen Bemerkungen über das Leben und die Sitten der Wilden im nördlichen Amerika gesammelt; und doch erzeigte Hr. *Cr.* dieser planlosen, nicht aus den besten und neuesten Reisen genommenen, aus älteren in das Magazin aufgenommenen Reisen zu verbessernden, Compilation die Ehre, sie neben die merkwürdigen Reisen zu stellen, womit *J. R. Forster* das Magazin ausstattete.

Sehr abweichend von gewöhnlichen Reisen ist die im 23sten Bande oder:

Reise in Ober-Pensylvanien und im Staate New-York von einem adoptirten Mitgliede der Oneida-Nation. Herausgegeben von dem *Verfasser der Briefe eines amerikanischen Landwirthes.* Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Dieterich Tiedemann*, Fürstlich-Hessischem Hofrath und Prof. der Philosophie in Marburg. XIV. u. 472 S.

Sie ist keine zusammenhängende Reise, sondern bestehet in mehreren Bruchstücken, die oft gar nicht an einander schliessen. Der französische Vorredner, der sie aus dem Englischen übersetzt zu haben vorgiebt, entschuldiget die Lücken mit dem Schiffbruch, der dem Original beynahe den gänzlichen Untergang zubereitet hätte. Allein die ganze Erzählung von dem Schiffbruch, wie auch Hr. *T.* bemerkt, ist sehr verdächtig, und der Vf., er sey nun wer er wolle, ist unstreitig ein Franzose, dem Paris die Hauptstadt Europens ist (S. 208.) der von den Gräueln der französischen Revolution mit so vieler Wärme spricht, dass man ihn für ein Opfer derselben halten möchte, (S. 239.) und sich noch im J. 1797 in Amerika aufhielt. (S. 287.) Dass er eine Reise nach Amerika gemacht, und seine Bemerkungen an Ort und Stelle niedergeschrieben habe, ist wegen der vielen neuen dem Anschein nach richtigen statistischen Nachrichten, der malerischen Beschreibung der mancherley Naturscenen, und der genauen Auffassung des Charakters der ursprünglichen Bewohner sehr wahrscheinlich. Da auf dem Titel der Vf. der vom fel. Göt-

Götze in Quedlinburg verdeutschten Briefe eines amerikanischen Landwirthes als Herausgeber genannt wird, diese aber von *Crevecoeur* aus der Normandie, ehemals französischem Consul in Neu-York, geschriebeu sind, so möchten wir auf denselben Vf. rathen. Die Sache verdiente von dem deutschen Herausgeber genauer untersucht zu werden; Hr. *T.* hat aber die Spur, worauf man den Vf. entdecken könnte, gar nicht bemerkt.

Der Vf. las in den Neu-Yorker Zeitungen, dass zu Onandaga im Lande der Mohahks und im Fort-Stanwick im Staate von Neu-York Versammlungen der Indianischen Oberhäupter gehalten werden sollten. Er entschloss sich daher in Gesellschaft des Hn. *Hermann*, der neulich aus Europa angekommen war, den Vf. beständig auf seinen Reisen begleitete, und im ganzen Buche keine unbedeutende Rolle spielt, dahin zu reisen. Das Buch fängt mit einer Beschreibung der Indianischen Nationen und ihrer Vertheilung in mehrere Stämme an. In der Zusammenkunft war hauptsächlich von der Einführung des Ackerbaus die Rede. Mehrere sind dagegen, einer empfielt ihn, als das einzige Mittel, die gänzliche Vernichtung der Indianischen Nationen zu verhüten. Bey dem Lesen dieser und anderer von Indianern gehaltenen Reden kann man sich unmöglich des Verdachts erwehren, dass sie, wenn nicht der Materie, doch gewiss der Form nach, erdichtet sind. Sie sind sämmtlich mit so vieler hinreissenden Beredsamkeit, mit so ausgesuchten Worten, nach einem so wohl angelegten Plane, ausgearbeitet, dass sie als ein schönes Kunstwerk eines witzigen Europäers erscheinen. Zwar haben auch andere Reisende, *Carver*, *Rogers*, *Loskiel* u. ff. die Beredsamkeit der Indianer gerühmt, und sie, in so fern sie Indisch ist, bewundert, auch einige Proben davon gegeben, die so sehr sie auch über die Erwartung, die man von der Geistesbildung eines wilden Jägers haben kann, seyn mögen, doch für keine eigentliche Kunstwerke gelten können. Rec. hatte kurz vorher mehrere Proben der indianischen Beredsamkeit gelesen, ehe er jene zur Hand nahm, und fand den Unterschied zu auffallend. In den ersteren spricht der Naturmensch, in den letzteren der Künstler; in den erstern herrscht Kürze, Mangel an Beweisen; man findet keine Ausführung der Gründe, sondern nur Bilder auf Bilder; in den letzteren ist alles in dem schönsten und vollesten Wachsthum, eine Fülle der Sprache, die mancher Redner in Europa beneiden möchte, — Reichthum an Argumenten, Bestimmtheit in Ausdrücken, und überhaupt eine Ansicht der Dinge und Behandlung des Gegenstandes, die völlig Europäisch ist. Sollte wohl ein Indianer so gesprochen haben (S. 62.). *Weisst du nicht, dass das Leben jenem Flusse gleicht, in welchem man mehr Fälle und reissende Stellen als stille, schiffbare Strassen findet? Wie viel Widerwärtigkeiten und Schiffbrüche muss man nicht aushalten, bevor man zum Tragplatze kommt?* oder von den Weibern gesagt haben (S. 147.): *Ohne sie würden wir Bären und Wölfe seyn?* Dergleichen Stellen könnten wir in Menge anführen; allein sie werden einem jeden auch nur beym Durchblättern aufstossen. Wenn also gleich ein Irokesischer Mythus S. 85 — 111. von dem königl. Dollmetscher verbürgt wird: so kann man doch wohl seine Aechtheit mit Grunde bezweifeln. Des Mamoth-Thiers wird darin als eines existirenden Thiergeschlechts, das aber einst untergehen werde, S. 90. gedacht, und S. 87. wird die Ankunft der Europäer geweissaget. Der Urheber des Mythos lebte also in späteren Zeiten, und will doch für uralt angesehen seyn. Kann dieser Mythus mit denen, die wir bey alten Schriftstellern antreffen, verglichen werden? zernichtet er sich nicht selbst? Hr. *T.* der die indianischen Reden durch vortreffliche psychologische Bemerkungen erläutert hat, kommt bey ihnen oft ins Gedränge, will sie nicht gerade zu für unächt und erdichtet erklären, und kann doch wenigstens den starken Anstrich, den ihnen der Europäer gegeben hat, nicht leugnen. Man lese z. E. seine Anmerk. v) S. 98. e) S. 103. i) S. 131. x) S. 132. n) S. 134. n) und o) S. 153. z). S. 165. wo er wünscht, dass sich der Vf. über die Aechtheit der Reden noch mehr rechtfertigen möge. Bey allen dem war es keine vergebliche Mühe des Hn. *T.*, sie zu erläutern. Nicht zu gedenken, dass diese Reden, Mythen und Erzählungen als blosse Kunstwerke einen vorzüglichen Werth haben: so ist die in ihnen enthaltene Darstellung der Denkungsart, des Charakters, der Sitten und Gebräuche der Indianer nicht aus Reisebeschreibungen auf der Studierstube eines Europäers geschöpft, sondern auf eine genauere Bekanntschaft mit den Eingebornen America's gegründet, und trägt sichtbare Spuren einer sorgfältigen Beobachtung des Ganges, den die Cultur in ihren verschiedenen Abstufungen nimmt, an sich. Sie war es werth, von einem Philosophen, wie Hr. *T.* ist, untersucht und erläutert zu werden. Seine Bemerkungen verrathen tiefe Menschenkenntnis, und sind ein schöner Commentar über das, was von den sogenannten Wilden gesagt wird. Der Raum verbietet uns, einige auszuheben. Wir verweisen nur zur Bestätigung unsers Urtheils auf die Anmerkungen w) S. 126 c) S. 141 i) S. 143. l) S. 187. m) S. 188. g) S. 194. So lange Hr. *T.* sich auf psychologische und anthropologische Bemerkungen beschränkt, wird er den Beyfall der Kenner auf seiner Seite haben. Nicht immer möchte der Historiker mit ihm einerley Meynung seyn. Was er z. E. von dem schlechten Zustande des Ackerbaues in Deutschland zu den Zeiten Karls des Grossen sagt, Note l) S. 196., kann aus Documenten, die wir aus jener Zeit übrig haben, widerlegt werden. Hr. *T.* unterscheidet sich darin von andern, welche Reisen mit Anmerkungen begleiten, dass er nicht einige wenige flüchtig hingeworfen, sondern mit Nachdenken geprüft, und selten eine schwere und der Erörterung bedürftige Stelle übergangen hat. Eine Schilderung der Indianer, die aber grösstentheils eine Lobrede auf sie ist, lesen wir S. 187 — 213. Wie vortrefflich und reichlich ist diese nicht commentirt! Wir sehen daraus, dass

der

der Vf. auch seinen Text mit Anmerkungen versehen hatte, die der Uebers. in seine Ausgabe verwebt hat. Darunter finden wir S. 209. ein paar Lieder, die wohl ächt seyn könnten. (Das *Arkansaische* Lied ist wohl *Ackansaisches* zu lesen).

(*Der Beschluss folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Weimar, im Industrie-Comtoir: *Betrachtungen über die Natur für Verstand und Herz, und insbesondere zur Beförderung religiöser Ueberzeugungen und Gefühle*, von B. S. *Walther*, Prediger in Dessau. *Dritter Band, welcher theils von dem Menschen, theils von den Thieren handelt.* Mit Kupf. 1801. 528 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Der erste Theil dieses lehrreichen Buches ist A. L. Z. 1800. Nr. 278. und der zweyte 1801. Nr. 108. recensirt. Dieser 3te Theil ist mit eben der Sachkenntniss, Ordnung, Deutlichkeit für diejenigen, die nicht eigentliche Gelehrte sind, und doch von der Natur, in der sie leben und zu der auch sie gehören, eine nicht gemeine Kenntniss erlangen wollen, dabey so unterhaltend ohne Weitläuftigkeit und systematische Trockenheit, und mit so praktisch-moralischen Bemerkungen, wie die zwey ersten Theile geschrieben, dass Rec. sie in Vieler Händen wünschte. Auch Jugendlehrer werden es um seiner anschaulichen Darstellung willen mit vorzüglichem Nutzen gebrauchen können. Der Inhalt dieses Bandes bezieht sich auf den *Menschen* und die *Thiere*. Ohne sich an die technische Classificationen streng und ausführlich zu binden, hat der Vf. die besten Schriften benutzt, Blumenbach, Klügel, Zimmermann, Hufeland, Lehmann, Schrank. Auszüge und Proben lassen sich aus einem solchen Werke nicht geben. Vorzüglich hat Rec. die 5te Betrachtung der ersten Abtheilung über die Verschiedenheit der Menschen von den Thieren gefallen, was er von den Pescherähs im Feuerlande, vom Orang-utang, von der Unfähigkeit der *Thiere zu übersinnlichen* und allgemeinen *Begriffen, zur Wortsprache* und zur Vererbung erworbener Vorstellungen *und Fertigkeiten* sagt. Auf 3 Blättern sind 49 *Abbildungen der* merkwürdigsten Thiere gut gezeichnet. Es *ist nun* noch ein vierter Theil über das Mineralreich übrig, dem Rec. mit Vergnügen entgegen sieht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Ohne Druckort: *Was sollen die baierischen Landstände jetzt thun?* 1801. 79 S. 8. Unter mehreren zum Theil revolutionären Schriften, welche neuerlich gegen die baierische Regierung erschienen sind, gebührt dieser, wegen ihres bescheidenen Tons, der Vorzug. Sie enthält eine gedrängte Geschichte der Zwistigkeiten eines Theils der niederbaierischen Stände mit der sogenannten *Landschaftsverordnung* (oder Deputation), welche ihre im Jahre 1669 auf 9 Jahre erhaltene Vollmacht bisher stillschweigend erstreckt hat; und mit der Regierung, welche diese Permanenz unterstützt, und der Zusammenberufung eines Landtags auszuweichen sucht. Im J. 1799 wurde jene durch eine von 26 niederbaierischen Ständen unterschriebene Vorstellung, an die Erlöschung ihrer Vollmacht erinnert. Sie erkannte auch solches an, und erklärte dem Landesherrn, dass sie nach dieser Erinnerung ihre Functionen nicht mehr *bona fide* fortsetzen könne. Sie begehrte von den Landständen eine Interimsvollmacht bis zu eintretendem Landtag; und die Mehrheit der Stände ertheilte solche, mit dem an den Landesherrn gerichteten Ansuchen, dass der Landtag noch im J. 1800 nach entfernten Kriegsunruhen, statt haben möchte. Allein es geschah darauf nichts, und die landschaftliche Verordnung setzte indess ihren präsumirten Auftrag, durch eine neue Landesbewilligung im Oct. 1801. fort. Ein grosser Theil der niederbaierischen Landstände, an deren Spitze der Straubingische Regierungs-Präsident v. Traunberg sich befindet, sah sich dadurch bewogen, *a*) in einer an den Kurfürsten gerichteten Bittschrift entweder um die Zusammenberufung des Landtags oder um Gestattung der Wahl und Bevollmächtigunng anderer Deputirten, zu bitten; demnächst *b*) der bisherigen landschaftlichen Verordnung zu erklären, dass ihre Vollmacht erloschen, und alle weitere Handlungen und Bewilligungen derselben als nichtig anzusehen seyen. Es erfolgte aber hierauf am 25. Nov. v. J. ein sehr scharfes Rescript, welches alle solche, nicht von der Landesherrschaft selbst veranlasste Anträge für *verfassungswidrig*, den bisherigen Ausschuss für das einzige *rechtmässige Organ* der Stände erklärte, und mit Bestrafung fernerer Contraventionen drohete. Nach diesem Strafgebot — welches die in den Einigungen der baierischen Stände von 1514 und 1676 und neueren Freyheitsbriefen derselben, gegründete Collegialische Verfassung suspendirt — wirft der ungenannte Vf. die Frage auf: *Was sollen die baierischen Landstände jetzt thun?* — Die Antwort ist: Diejenigen Stände, so noch nicht unterzeichnet hätten, könnten in einem sogenannten *Beybrief* der Erklärung ihrer Mitstände beytreten. Die bereits unterzeichneten würden am besten thun, wenn sie das Benehmen der ersten Unterzeichner abwarteten. Indess wären alle Handlungen des landschaftlichen Ausschusses für ungültig anzusehen. Erfolgte eine abfällige oder gar keine landesherrliche Entschliessung; so bleibe nichts anders übrig, als sich an eines der höchsten Reichsgerichte zu wenden. Das letztere ist jedoch zur Zeit noch nicht geschehen; und es scheint vielmehr, dass jener entschlossene Schritt eines Theils der niederbaierischen Landstände, nach jener scharfen Zurechtweisung bey den übrigen Mitgliedern keine weitere Unterstützung gefunden, und daher die Majorität nicht für sich habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. März 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, in der Voss. Buchh.: *Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen* etc. XXII—XXIV. Band etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Nicht weniger als die Eingebornen lobt der Vf. die jetzigen Bewohner Amerika's, obgleich sie die Urbewohner in wenigen Jahren vielleicht völlig verdrängen werden, so dass diese nur dem Namen nach in der Geschichte existiren werden. Wahrlich wenn man die vielen gemeinnützigen Anstalten, die in Neu-York, Philadelphia und Boston errichtet sind, durchgehet, (S. 399—409.) so muss man sich mit dem Uebersetzer wundern, dass die Geistes-Cultur keine grössere Fortschritte gemacht hat. Denn zur Zeit erregt Amerika die Bewunderung Europens fast allein durch die schnelle Bevölkerung, den immer mehr sich ausbreitenden Anbau des Landes, die steigende Schiffahrt und Handlung. Dazu liefert das gegenwärtige Werk viele Belege. Wir führen nur einige an. Die 16 vereinigten Staaten enthalten jetzt etwas weniges über 5 Millionen Einwohner. Die Zunahme ist nicht aus der Menge der aus Europa eingewanderten, die sich nur im J. 1792 auf 10000 belaufen hat, sondern aus inneren Ursachen herzuleiten, unter welchen die Abwesenheit der Feudal- und Priesterherrschaft eine der obersten Stellen einnimmt. Das urbar gemachte Land wird auf 31,602,000 Aecker, die noch nicht besetzten und verkauften Ländereyen, wovon mehr als die Hälfte jenseit des Ohio liegt, auf 431,662,336 Aecker geschätzt. Wahrscheinlich wird in der Hälfte dieses Jahrhunderts die Bevölkerung auf 28 bis 30 Millionen steigen. Die Posteinkünfte, die 1790 nur 4000 Piaster betrugen, waren 1796 auf 73000 gestiegen. Die neue Strasse zwischen Neu-York und Philadelphia, die einzige, auf welcher man Wegegeld bezahlt, wird unaufhörlich befahren. Das Land Vermont wird jetzt von 120000 Colonisten bewohnt. In der Stadt Hudson, die 1783 angelegt wurde, sind jetzt 5000 Einwohner und beträchtliche Segeltuchfabriken. Der Potomak wird in wenigen Jahren bis an die Alegenni's schiffbar seyn. Die Gewässer von Nord Carolina werden bald mit dem Chesapeak zusammenfliessen. Die Wüste zwischen diesem Staat und Kentukey wird täglich durch neue Niederlassungen kleiner. — Unmöglich konnte der Vf. so viel zum Lobe Amerika's, und des ihm seit seiner Unabhängigkeit gewordenen Glückes schreiben, ohne des Stifters seiner Unabhängigkeit ruhmvoll zu erwähnen. Er schildert ihn S. 420. mit der ihm eigenen Beredsamkeit. — Rec. erinnert sich, vor ungefähr 10 Jahren viel von einer Colonie aus Wales, die sich in Amerika vor Entdeckung dieses Welttheils 1492, niedergelassen haben soll, im Gentleman's Magazine gelesen zu haben. Die Sage wird auch hier aufgefrischt, um die in Luisiana gefundenen Denkmäler daraus zu erklären. S. 390—395. Ehe man aber diese genauer kennen lernt, lässt man besser jene auf sich beruhen. Weniger befremdete den Rec. das Lob, welches den Quäkern S. 319. ertheilt wird; doch möchte er in dieses nicht völlig einstimmen.

Wegen der oft unterbrochenen Erzählung, der unerwarteten Sprünge von einer Materie auf die andere, und der fragmentarischen Beschaffenheit des Ganzen, sie mag nun, wie nicht unwahrscheinlich ist, von dem Vf. beabsichtiget, oder durch die widrigen Schicksale des Buchs verursacht seyn, erfoderte das Buch eine Eintheilung in Abschnitte oder Kapitel. Es ist aber, so wenig auch seine Theile bisweilen zusammenhängen, als ein Ganzes ohne Absatz gedruckt, zur grossen Unbequemlichkeit der Leser, der durch keine Inhaltsanzeige zu Anfang, noch durch ein Register am Ende abgeholfen ist. Statt der beiden Kupfer von Indianischen Kriegern wäre eine gute zum Gebrauch des Buches eingerichtete Karte viel zweckmässiger gewesen. — Die deutsche Orthographie der englischen Eigennamen, die der Uebersetzer befolgt, entstellt die Namen so sehr, dass sie fast ganz unkenntlich werden. Wer wird bey Tschermantaun sogleich an Germantown denken, oder, wenn er die englische Aussprache versteht, bey *Norwitsch* für Norwich nicht lächeln?

Der 24ste Band enthält;

Reise nach Griechenland und der Türkey auf Befehl Ludwigs XVI. unternommen von *C. S. Sonnini.* Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von *Ch. Weyland.* 414 S.

Sie ist eine Fortsetzung der Reise dieses Gelehrten nach Aegypten, die auch durch eine Uebersetzung unter uns bekannt ist. Sie dauerte von 1778 bis 1780, während welcher Zeit Hr. *S.* die meisten der türkischen Bothmässigkeit unterworfenen Inseln besuchte, und nur zweymal das feste Land der Türkey betrat, nämlich ostwärts in Smyrna, und westwärts in Salonichi. Die Beschreibung ist nicht in Form eines Tagebuchs gefertiget, sondern die von ihm gesehenen Merkwürdigkeiten werden in der Ordnung, wie er sie

zählung folgen kritische Bemerkungen, aus welchen deutlich hervorleuchtet, dafs Hr. B. die Unterfuchungen eines Michaelis, Gatterers etc. genau gekannt habe. Den erstern nennt er nie, giebt aber zu verstehen, dafs er absichtlich nicht alle benutzte Bücher anführe, um jungen Leuten keine Gelegenheit zur Annahme von Irrlehren zu geben. Bey den geographischen Beschreibungen der Länder schreibt er mehrere Stellen aus Mannerts Geographie wörtlich aus, übergeht aber beym todten Meere etc. wohlweislich die Bemerkungen, welche für das ursprüngliche Daseyn dieses Sees sprechen; und II. Th. S. 248. bringt er eine von ihm verschiedene Volkszahl heraus, weil er die für die Gröfse des ganzen Palästina gehörigen Quadratmeilen, nicht ganz mathematisch nur auf die dem Jordan westlich gelegenen Striche anwendet. — Die Geschichte der übrigen Hauptvölker des Alterthums wird man mit Vergnügen nach der Erzählung des Vf. studieren, und auf erhebliche Fehler um so weniger stofsen, da er überall die vorzüglichsten neuern Schriftsteller zu Rathe gezogen hat, und auch Heerens Ideen als Hauptleitfaden, vorzüglich bey der phönizischen und babylonischen Geschichte, namentlich angiebt. Kleine Uebereilungen, dafs z. B. S. 362. Karien unter Troas, und Lydien *unter* Karien gesetzt wird, oder dafs man Libien *und Lybien* und die letztere Schreibart unter der Aufzählung der Druckfehler als die richtige angegeben findet, können bey der unstreitigen Gelehrsamkeit des Vf. *in* keinen Betracht kommen. Wichtiger ist der Irrthum, der sich in dem (Th. I. S. 317.) angegebenen Begriff von Assyrien, in Rücksicht auf Volk und Monarchie, findet. Vermuthlich werden die folgenden Theile dieses Handbuchs der alten Geschichte die Begebenheiten etwas mehr ins Enge ziehen, da das Volk Gottes keine wichtige Rolle in denselben zu spielen hat; es möchte auch wegen der Käufer rathsam seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Mörsburg: Ueber Bestimmung der Entschädigungsmittel für die Erbfürsten.* 1802. 40 S. 8. Nach so vielen Auslegungen des 7ten Luneviller Friedensartikels und der Rastadter Verhandlungen, worauf sich derselbe bezieht, erscheint noch ein neuer Commentar, welcher schon wegen seines berühmten Verfassers (des Hn. Coadjutors Freyherrn v. *Dalberg*) viel Aufmerksamkeit erregt, und neue Aufschlüsse erwarten läfst. Der ruhige edele Ton dieser Schrift nimmt sogleich für den Vf. als einen möglichst gemäfsigten Vertheidiger der Hierarchie ein. Er sucht, (fast eben so wie der Vf. der doctrinellen Auslegung) aus den Rastadter Verhandlungen zu beweisen, dafs dabey 1) nicht von einer *allgemeinen* Säcularisation die Rede gewesen, und dafs 2) weder die *Mediat-Kirchengüter*, noch das *protestantische Kirchengut* ausgenommen worden. Das Resultat der Rastadter Bewilligung sey dieses: derjenige Theil des Kirchenguts, welcher *für Kirche, Religion und Reichsverfassung entbehrlich* sey, könne säcularisirt werden: derjenige Theil hingegen, welcher für Kirche und Religion (sowohl in katholischer als protestantischer Hinsicht) und für die Erhaltung der Reichsverfassung unentbehrlich sey, müsse der Geistlichkeit zugesichert und erhalten werden. Die Auflösung des schweren Problems, was eigentlich *entbehrlich* und *unentbehrlich* sey? — wird der Weisheit und Gerechtigkeitsliebe der Reichsdeputation überlassen. Der Vf. will aber keine *vernichtende* sondern blofs *partielle* Säcularisationen gestatten, und erstreckt daher den Begriff des *Unentbehrlichen* sehr weit. Nicht nur die drey geistlichen Kuren, sondern auch die geistliche Fürstenbank sammt der Querbank, und die Kreis-Directorien der geistlichen Fürsten, sollen beybehalten, überhaupt an der, in den bisherigen Reichsgrundgesetzen beruhenden, Verfassung nichts geändert werden. Wenn die Masse des entbehrlichen geistlichen Guts nicht zureiche, so falle die Last der nöthigen Beyträge auf das *gesammte Reich*, welchem, nach dem VII. Art. des Luneviller Friedens, die Entschädigung der Erbfürsten *collectivement* obliege. Hierzu hätten die mächtigeren weltlichen Stände viele Mittel in Händen, als Lehen, Mediat-Güter, Aemter, Versorgungen, Kapitalien und sonstige Begünstigungen. Auch die Reichsstädte könnten etwas von ihrem Ueberflufs beytragen. Es ist einleuchtend, dafs dieses Entschädigungssystem für das jetzige Zeitbedürfnifs, nach der schon ziemlich bekannt gewordenen authentischen Auslegung des Luneviller Friedens, kein praktisches Resultat geben könne, und die Reichsdeputation in unabsehbare Erörterungen verwickeln würde. Der Entschädigung des Grofsherzogs von Toscana giebt zwar der Vf. vor allen anderen den Vorzug, will aber solche, nach dem Sinn des Friedens, nicht durch Säcularisationen, sondern blofs durch jene collective Beyträge zu Stande bringen, womit dem Erzhause Oesterreich und dem hohen Entschädigungsprätendenten wohl nicht gedient seyn möchte.

Geschichte. *Magdeburg*, b. Hessenland: *Fragment einer archäologischen Abhandlung über Hercules.* — Von Dr. *Joh. Gurlitt.* 1801. 26 S. 4. Mit Bescheidenheit nennt der gelehrte Vf., Hr. Director *Gurlitt* zu Klosterbergen, diese Schrift nur ein Fragment, weil ihm weder die Zeit, noch sein Zweck erlaubte, alle in der Kunst üblichen Arten, den Hercules vorzustellen, aus allen Gattungen sowohl vorhandener als verlorener, aber von den alten Schriftstellern erwähnten Werke zusammen zu ordnen. Er hat sich daher nur hauptsächlich auf *Darstellungen in noch vorhandenen Statüen* eingeschränkt, in welchen Hercules entweder ohne Handlung, und zwar in verschiedenen Lebensaltern, oder in Handlung, oder ruhend nach der Arbeit, unmittelbar ruhend oder späterhin ruhend, und in diesem Genufs der Ruhe wieder entweder allein, oder als Hercules Musagetes mit der Lyra in der Hand, und in Verbindung mit Musen und Nymphen vorgestellt wird. Nebenbey ist jedoch auch einiger andern Vorstellungsarten und Kunstwerke gedacht worden. Schon die kurze Inhaltsanzeige lehrt, dafs ein Auszug aus dieser Schrift nicht wohl möglich sey. Sie ist deutlich und lehrreich abgefafst; am lehrreichsten aber freylich für den, welcher zu den hier gelieferten Beschreibungen die Kunstwerke selbst, wenigstens in einer guten Abbildung, zu vergleichen im Stande ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. März 1802.

OEKONOMIE.

ALTENBURG, in der Hofbuchdruckerey: *Handbuch der grundsätzlichen Forstwissenschaft im Staate* mit Hinsicht auf die Landökonomie und Wildbahn. (Vom Geheimen-Kammerrath *von Griesheim*). Ohne Jahrszahl. *Erster Theil.* 272 S. u. 12 S. Vorr. u. Inh. *Zweyter Theil.* 129 S. u. 12 S. Vorr. u. Inh. 4to. Nebst einer Kupfertafel. (4 Rthlr.)

Man sieht es der ganzen Schrift an, dass der Vf. das Studium der Forstkunde aus innerer Neigung betreibt, über seinen Gegenstand lange und reiflich nachgedacht hat, und als Mitglied eines Kammercollegiums auch die praktischen Seiten der Forstwirthschaft, so weit sie nämlich und insofern sie vorzüglich die Hinweisung auf alte Gebrechen, Missbräuche und Vorurtheile, vorgebliche Schwierigkeiten und Hindernisse und deren Wegräumung betrifft, kennt. Er zeigt daher den Kammern und Vorstehern des Forstwesens mit Wärme und Nachdruck die Nothwendigkeit, den alten Schlendrian, wo er noch statt hat, zu verlassen, und Uebersicht, Ordnung und System in den Forsthaushalt zu bringen, damit man nicht immerfort zum Nachtheil der Zeitgenossen und vorzüglich der Nachwelt im Finstern tappe, und giebt die Grundsätze an, nach welchen das letztere zu bewirken sey. Es ist in dieser Hinsicht alles aufs genaueste und zwar nach eigenen Ansichten, da ihm das Bekannte kein Gnüge leistete, zergliedert, und was sich nur tabellisiren lässt, zur allgemeinen Uebersicht in Tabellen gebracht, nach allen Rücksichten berechnet, mit bewundernswürdigen Fleisse; ja man kann sagen, mit fast zu ängstlicher Genauigkeit berechnet. Da aber freylich der Vf. fast alles, was er gute Bewirthschaftung der Waldungen nennt, von den Förstern fodert: so war es nöthig, dass er diesen Männern, die bis jetzt nach der Regel noch mit allem was hier verlangt wird, unbekannt sind, alle Vorschriften so detaillirte, dass sie in jedem vorkommenden Falle ihre Lection aufsuchen können.

Das Interessanteste dieser Schrift enthält der zweyte Theil, welcher eine sehr zweckmässige Instruction für den Förster, den Chef und Forstcassirer, ein Regulativ für Forstämter, die Vorschrift zu einem Forsthandelsbuch, einen Tariff für den Holzmacher- und Schneidemüller-Lohn, eine Holztaxe, Vorschläge zu einem Forstpolizeygesetze u. s. w. in sich fasst. Hier werden die meisten Vorschriften und Tabellen auch für andere Gegenden (denn das Ganze ist, wie man wohl sieht, von den Altenburgischen Waldungen abgezogen und so denselben auch wieder angepasst), freylich nach jedem Locale modificirt, der Form nach anwendbar. Eben so zweckmässig und nachahmenswerth sind im ersten Theile die Festsetzung der Besoldung für Förster, denen alle Accidenzien und liegende Grundstücke abgeschnitten sind, aber dafür hinlängliche Naturalstücke gereicht werden, die Angabe der Rücksichten bey Abschätzung eines Waldes, besonders beym An- oder Verkauf desselben, nebst den dazu nöthigen Tabellen, die Aufzählung der Vortheile und das Reglement für einzelne Holzeigenthümer, ihre Holzungen auf eine gemeinschaftliche Art zu cultiviren und abzutreiben, der Anbau der Lehden, das Sammeln und Aussäen des Saamens, wo an schicklichen Orten zu Aufreissung des Bodens der Haakenpflug empfohlen wird, die Angabe eines neuen Waldhammers mit der Abbildung u. a. m.

Unter allen Abschätzungsmethoden hat dem Vf. die, auch in andern Staaten schon angenommene und ausgeführte am besten geschienen, welche er die „*geometrische Disposition* nennt" wo nämlich mit dem Alter, das das Holz erhalten soll, in den vermessenen Flächeninhalt des Districts dividirt, der Quotient hiervon als das jährliche Abtriebs-Maass angesehen, und mithin im Voraus hier kein bestimmtes Holzquantum als jährliche Abgabe festgesetzt wird." Dass diess die bequemste Methode sey, wird Niemand leugnen. — Die Erzählung des vorgeblichen alten Holzhauers, welcher auf Befragen dem Vf. die Ursachen angiebt, warum jetzt nicht mehr so viel Holz wie sonst auf einem Platze geschlagen werde, und wobey gelegentlich all die gewöhnlichen Missbräuche und Unterschleife mit vorkommen, ist artig zu lesen und passt noch auf viele Gegenden.

So wie nun nach den obigen Angaben der Leser wohl sehen wird, dass in dieser reichhaltigen Schrift viel Beherzigungswerthes und Anwendbares enthalten seyn müsse, so ist auf der andern Seite auch nicht zu leugnen, dass sie manche Data enthält, mit welchen Rec. und mehrere Forstmänner nicht übereindenken werden. So soll z. B. über 8 Forste oder besser Reviere, deren jeder ungefähr 2000 Acker enthält, ein Chef gesetzt seyn, der zu den wenigen Geschäften, die ihm obliegen, eine sehr ansehnliche Besoldung erhält. Es ist aber klar und in der Ausübung bewährt, dass diess alles ein wirklicher Oberförster, der mit der Hälfte jener Besoldung zufrieden seyn wird, sehr gut verrichten kann, und dass

dafs kaum für 32 folcher Reviere oder 4 folcher Forstämter erst ein Chef nöthig wird, der aber auch zugleich zur fchnellern und ficherern Beförderung und Betreibung der guten Sache Beyfitzer des Kammercollegiums feyn mufs. — Zur Erlernung der Jägerey fchlägt der Vf. ferner eine ähnliche Methode vor, wie Hr. *Wilkens* in einer befondern Schrift gethan hat, nämlich, dafs die anfänglich Lehr- und nachherigen Jägerburfche von einem Reviere zum andern gehen, und da nicht nur die Praxis, fondern auch die Anfangsgründe und die Theorie des Forst- und Jagdwefens erlernen follen. Diefs wäre nun alles recht gut, wenn nur die Förster und Jäger erst felbst das verständen, worin fie ihren Lehrlingen Unterricht ertheilen follen; denn dafs die von dem Vf. für Förster vorgefchlagene und im zweyten Theil enthaltene Instruction hierzu hinreichend feyn follte, wird er doch wohl im Ernste niemanden bereden wollen, der mit dem Umfang der einem wahrem Forstmann nöthigen Kenntniffe, fo wie mit den gewöhnlichen Fähigkeiten, Kenntniffen und der Denkungsart feiner zeitigen Zunftgenoffen nur einigermafsen bekannt ist. Dann erst wenn die Lehrlinge auf Schulen, Academien (gegen die der Vf. fo fehr eifert) oder beffer auf eigenen Forst-Unterrichtsanftalten gehörig vorbereitet find, wird es ihnen fehr dienlich feyn, den Curfus fo von einem Reviere zum andern zu machen, wie er ihn vorfchreibt, und dann werden auch die verfiegelten Conduitenbücher, in welche jeder Förster, bey denen fie fich aufhalten, ihr Betragen einfchreibt, von guten Nutzen feyn. — Mit den bekannten Taxations-Methoden ist der Vf. auch gar nicht zufrieden, und meynt, dafs keine, alle, die Erfoderniffe in fich vereinige, die in den Anwendung wirklich nöthig wären. Nach feiner Verfahrungsart bringt er S. 91 auf 1 Acker von 160 achtelligen Quadratruthen in 120jährigen Nadelholz (man höre!) 192 Klaftern Bauholz, 98 Klaftern Feuerholz, 41½ Klafter Wurzelftöcke und 24 Schock Wellen, wie fich von felbst versteht bey gutem Boden und Bestand, und forstmäfsiger Pflege, heraus, welches freylich in andern Büchern, die von der Taxation handeln, fo nicht befunden wird; denn diefe find, fo wie wir andern prakti chen Forstmänner allefammt zufrieden, wenn fie nur 80—100 Klaftern fo genanntes Scheitholz auf einem folchen Acker, der zur Norm der übrigen dienen foll, fchlagen können. Eben fo ergiebig find feine Rothbuchenwaldungen in 70 Jahren, wo man 20 Klaftern Werkholz, 120 Klaftern gutes Scheitholz, 5 Klaftern anbrüchiges Scheitholz, 30 Klaftern zweyfüfsige Wurzelftöcke und 60 Haufen Abraum an Gipfeln und Aeften von 1 Acker erhält. Auf folche und ähnliche Annahmen beziehen fich denn die folgenden Tabellen und Berechnungen, die alfo beym Gebrauch, wie oben fchon erwähnt worden, nach dem Locale bestimmt und abgeändert werden müffen. — Zuletzt ist noch zu tadeln, dafs die abgehandelten Materien nicht fystematifch genug geordnet, und überhaupt zu weitfchweifig, nicht kurz und fafslich genug, wenigstens für den gemeinen Jäger nicht deutlich genug vorgetragen find.

Uebrigens wiederholen wir es, dafs Kammern und Vorsteher des Forstwefens, die ihre Waldungen noch nach dem alten Schlendrian bewirthfchaften und bewirthfchaften laffen, in diefem *Buche* von der Nothwendigkeit einer neuen Ordnung der *Dinge* fich überzeugen werden, und in diefer Hinficht wünfchen wir demfelben vorzüglich die beste Wirkung. Zugleich fodern wir auch den Vf. auf, doch das Publikum bald mit der Angabe der horizontalen Windmühle, der Handmühle mit 2 Mahlgängen und der Handfchneidemühle, wozu er am Ende feines Werks Hoffnung macht, zu befchenken.

Leipzig, in d. Sommer. Buchh.: *Handbuch zur Holzerfparung; oder Anleitung, wie man fowohl Torf als auch Steinkohlen entdecken könne, und wie die Oefen eingerichtet feyn müffen, um diefe Brennmittel, mit weit mehrerm Nutzen, als zeither gefchehen, zur Feuerung anwenden zu können.* Herausgegeben von C. H. *Meisner*. Mit einem Kupfer eines Holzerfparenden Stuben-Ofens. 1801. 128 S. 8. (12 gr.)

Der Hauptendzweck diefes Handbuchs ist nicht eine Anweifung zur Erbauung holzfparender Oefen zu geben, fondern wie man Torfmoore und Steinkohlenflötze auffuchen und benutzen foll. Da nun der Vf. fich einmal vorgefetzt hatte, aus den gröfsern Werken eines Cancrin, von Pfeiffer, u. a. die Auffuchung und Benutzung der Feuerungsmittel zufammenzustellen: fo follten die ebenfalls fehr guten Braunkohlen von ihm nicht überfehen worden feyn. Die in diefem Buche befindliche Anweifung, wie der Mittelmann den Torf in Stubenöfen *und in andern* Feuerstätten recht brauchen foll, ist *ein Abdruck* des 37sten Stücks der Stuttgarter gemeinnützigen Wochenfchrift vom Jahre 1756, wo man in Schwaben fchon über Holzmangel klagte. Die vom Herausg. beygefügten Anmerkungen find fehr trivial und noch obendrein mehrere unrichtig z. B. S. 8. heifst es in dem Ausfalle auf den 1801 fchon lange vor der Erfcheinung diefes Handbuchs verstorbenen Stephani zu Torgau, dafs er durch den Holzhandel ein Millionär geworden fey. Ein folcher Ausfall ist, aufser dem, dafs er fich nicht beweifen läfst, eine Invective gegen die Oberauffficht der Forstverwaltung, der man in Sachfen, wo jeder Mifsbrauch fogleich an die höhern Behörden gelanget, den Vorwurf einer Nachläffigkeit mit Recht nicht machen kann, weil gegründete Befchwerden fogleich abgestellt werden, dergleichen die über Stephani geführten aber nicht waren. Denn der verstorbene Stephani ist ja nicht der einzige Holzhändler in Sachfen, fondern es giebt deren zum Besten der Waldbefitzer noch mehrere, die in jenen, von grofsen Städten, von Fabriksörtern etc. entfernt liegenden Gegenden ohnehin nur wenig Ertrag aus ihren Waldungen wegen des geringen Abfatzes ziehen. Hierzu kommt noch, dafs

dafs kein Scheit, geschweige denn ein Stück Nutzholz ohne vorherige Meldung und Nachfuchung der Erlaubnifs beym Finanzcollegio ausgeführt werden kann. Und überdiefs hat Stephani fein hinterlaffenes Vermögen *nicht allein* durch *Holzhandel*, fondern als Kaufmann und fpeculativer Kopf auch durch andere fichere Unternehmungen erworben. Als vor einigen Jahren in den Elbgegenden mehrere taufend Kiefern am Raupenfrafse abgeftorben waren, wollte kein Inländer diefes Holz gern confumiren, und die Waldbefitzer hätten es müffen verfaulen laffen, wenn die Holzhändler daffelbe nicht an Ausländer zu bringen gefucht hatten. Es verfault ohnehin in den Elbgegenden, im Schradenwalde; im Spreewalde etc. noch eine Menge Holz aus Mangel an Abfatz und aus Mangel leichter Abfuhr. Ueberhaupt ift es eine fonderbare Staatsmaxime, dafs man fich berechtigt glaubt, den Grundeigenthümer und erften Producenten im *Abfatze feiner mit* Gefahr und Mühe gewonnenen Produkte einfchränken zu dürfen, und durch Ausfuhrverbote demfelben gleichfam ein Maximum zu fetzen, indefs alle blofs confumirenden Veredler roher Erzeugniffe des erften Producenten dadurch nicht nur zum Nachtheile des letztern begünftigt, fondern auch noch obendrein zur Ausfuhre ihrer Fabrikate ermuntert und ihnen alle nur möglichen Erleichterungen verfchafft werden. Aufser dem bereits gedachten Nachtheile entfteht für den Producenten, der feine Produkte um geringen Preis ablaffen mufs, ein anderer fehr grofser Nachtheil daraus, indem derfelbe nun ganz von der Willkür des Fabrikanten abhängt und diefem bey feinem fowohl unterftützten Abfatze ins Ausland die ihm benöthigten Bedürfniffe theurer abkaufen mufs, welches denfelben bey allem Fleifse ärmer macht, und eine Art von indirecter Befteurung ift, womit er von feinem Mitbürger belegt wird, an dem er wegen der beftehenden Ausfuhrverbote feiner rohen Erzeugniffe keine Repreffalien nehmen kann. — S. 17—30 handelt der Herausg. die Auffindung und Gewinnung des Torfs ab; liefert aber blofs das allgemein bekannte der ältern Schriften z. B. von *Pfeiffer* etc.; dagegen ift die Schrift von *Freefe* über Vehne oder Torfgräbereyen zu wenig benutzt. Die S. 20 angeführte Gefchichte wie Friedrich II. bey der Torfgräberey hintergangen worden, ift entftellt; ohne fie hier berichtigen zu wollen, mufs Rec. wenigftens beyfügen, dafs gedachtes Torfmoor in der Kurmark, wie mehrere andere in den Preufs. Provinzen, mit Nutzen gebauet wird. S. 31 folgt wieder ein Auffatz aus dem 36ften Stück der gedachten Stuttgart. Wochenfchr. S. 42 ein Auszug aus einer 1752 zu Leipzig erfchienenen Schrift über den Gebrauch des Torfs. S. 50 ein dergl. aus einer Schrift des Hn. *Bernhard* von Verbefferung der Torfmoore etc. Leipzig 1764. S. 71 über die Wirtemberger Torfmoore aus dem 1. B. der *Select. Phyfico Oecon.* 1752. S. 92 ein Auszug aus *Schrebers* Sammlungen etc. Halle 1760 Th. 5. über die Torfarbeit auf dem Blocksberge. S. 103 von Anbauung morastiger Gegenden etc. ift das 16. St. der Stuttgart, phyf. ökon. Realzeitung von 1756. S. 108 folgt *Wolters* Nachricht vom Torfe etc. aus dem 1763 erfchienenen 1ften Bande der phyfik. Abhandl. der Kurf. Bair. Akad. Von S. 115 an folgen armfelige Auffätze von Auffinden der Steinkohlen; ihrer Verfchiedenheit, ihrem Verhältniffe zum Holze S. 122 alles aus andern Werken unvollftändig abgefchrieben. Man fieht, dafs der Vf. fich feine Arbeit fehr leicht gemacht und gerade nur genutzt hat, was er in der Nähe haben konnte: daher man von den feit zehn Jahren gemachten, bey weitem wichtigern Entdeckungen in diefem Handbuche nichts findet.

NEUERE SPRACHKUNDE.

BERLIN u. STETTIN, b. Nicolai: *Hennebergifches Idiotikon*, oder Sammlung der in der gefürfteten Graffchaft Henneberg gebräuchlichen Idiotismen. *Zweyter Theil*, welcher Berichtigungen, Ergänzungen und Vermehrungen des Erften enthält — — — von *W. F. H. Reinwald*, Herzogl. Sächf. Rath u. Bibliothekar in Meiningen. 1801. 171 S. gr. 8. (10 gr.)

Von dem fchon vor acht Jahren herausgegebenen erften Theile diefes fchätzbaren Idiotikon gab ein andrer Rec. A. L. Z. 1795. No. 118. eine empfehlende Anzeige. Auf die darin gemachten Erinnerungen hat der als Literator und Sprachforfcher fehr achtungswürdige Vf. Rückficht genommen, und aufserdem in diefem zweyten Theile manche Beyträge zur gröfsern Vollkommenheit des erftern geliefert. Voran geht ein *Verfuch über die fämmtlichen germanifchen Hauptdialecte und einige Unterfcheidungszeichen derfelben*, der manche feine und zum Theil bisher überfehene Bemerkungen enthält. So wird z. B. von dem *Infinitiv* unfrer Sprache und deffen in den verfchiednen lebenden und abgeftorbenen Mundarten verfchiedentlich abgeänderten Endung erinnert, dafs deren Alterthum und Aechtheit an der Concordanz der mit der germanifchen am nächften verwandten Sprachen, der Griechifchen (ειν) der Perfifchen (*den* und *ten*) und der Indifchen (*na* aus *an*) einen Beleg zu haben fcheine. Als ein zweytes Charakterzeichen der germanifchen Dialecte wird der *Diminutiv* angeführt, worüber fchon im Vorberichte des erften Theils Manches erinnert war. Auch hier zeigt fich die perfifche Sprache der germanifchen verwandt. — Dafs Sammlungen diefer Art dem Zuwachfe der Schriftfprache manchen Vortheil gewähren können, fteht wohl nicht zu leugnen, vornehmlich, wenn man den niedrigen Dialect oder Accent aus den Provinzialwörtern wegnimmt. Wichtiger aber ift noch der Vortheil der Idiotiken, dafs fie uns in den deutfchen Wörterfamilien viele Lücken ergänzen, und Glieder ans Licht ziehen, die einft vielleicht gemifsbraucht, wenigftens verbraucht, und dann ver-

verschmäht, sich zu der niedern Volksclasse zurückgezogen haben. — Von der Aehnlichkeit der hennebergischen Aussprache mit der englischen hat der Vf. seit Erscheinung des ersten Theils, worin sie schon bemerkt wurde, noch mehr Beyspiele entdeckt; und er erklärt sich diess Phänomen durch die Vermuthung, Karl der Grosse habe einst eine Colonie Sachsen aus jener Gegend, aus welcher die Besieger der Britten auszogen, also aus Niedersachsen in die dortige Gegend versandt. Auffallend ist es allerdings, dass die englische Participial-Endung *ing* auch im Hennebergischen die Endung des ordentlichen activen Participis ist; nur dass es nicht unmittelbar der Wurzel, sondern dem ganzen hochdeutschen Infinitiv angehängt, und auch adjectiv gebraucht wird: z. B. *riechening* Fleisch; oder adverbialisch, als: er schläft *stehening*. Auch die substantive Endung *ung* wird *ing* ausgesprochen. — Der Vf. bemerkt hierauf noch einige Eigenheiten der hennebergischen Aussprache in Ansehung der Vokale, und andre, die grammatisch sind. — Aus dem Wörterverzeichnisse selbst will Rec. hier nur einige Wörter ausheben, die wohl eine allgemeinere Einführung und Aufnahme verdienen möchten: *Ausfürscheln*, fein oder unvermerkt ausforschen. *Bisen*, böse seyn, stillen Zorn hegen, und sichs durch Geberden merken lassen. *Eifern*, für eifersüchtig seyn. *Scheinlich*, gut in die Augen fallend; von *scheinbar*, das oft im schlimmen Verstande genommen wird, ganz verschieden. — S. 153 folgt eine Auswahl von Idiotismen des mittlern Frankens, besonders aus den an Henneberg gränzenden Wirzburgischen Gegenden zur Bestätigung oder Erläuterung der Hennebergischen Volkswörter; und S. 163 ff. theilt der Vf. noch einige Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten dortiger Gegend als Zugabe zu den Th. I. gegebnen mit; und zuletzt, als Probe der Hennebergischen Volkssprache ein Bauerngespräch in Reimen, während des siebenjährigen Krieges und des Aufenthalts der Franzosen in Hessen verfertigt.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Nürnberg*, b. Lechner: *Joa. Paulli Reinhardi* Profess. histor. Erlangensis *commentationes historicae de commerciorum in Franconia initiis et incrementis*, nunc primum collectae. Ohne Jahrz. 28 S. 4. Durch welchen Zufall diese kleinen, gutgeschriebenen und von vieler Belesenheit zeugenden Abhandlungen des längst verstorbenen Prof. *Reinhards* jetzt erst gesammelt und in die Hände der gelehrten Welt geliefert werden, kann Rec. nicht erklären. Der Gegenstand derselben wäre allerdings der genauesten Untersuchung würdig, wenn sich nur hoffen liesse, etwas Neues und Gewisses auszumitteln. Des Neuen findet sich nun zwar hier wenig; indessen verdiente die Arbeit mehrerer einzelner Nachrichten wegen mehr in Umlauf gebracht zu werden. Das kleine Ganze zerfällt in fünf Commentationen. Die *erste* sucht einleuchtend zu machen, dass die deutschen Völkerwanderungen wohl würden unterblieben seyn, wenn schon Handel und Wandel unter dem rohen Volke gewesen wäre; und zeigt dabey aus der bekannten Stelle des Tacitus, dass die Hermundurer, als Urbewohner des Frankenlandes einen wichtigen Handel mit Sklaven und Vieh nach der Rhaetischen Colonie führten; der Vf. findet aber diese Colonie nicht zu Augspurg, weil es zu Vindelicien gehörte, sondern zu Veldidena (Wilten) in Tyrol. Bey Gelegenheit werden auch die Thüringer Pferde nach dem (Pseudo-) Vegetius gelobt. Die *zweyte* Abhandlung spricht von den Slaven, welche zur Zeit der Karolinger Wohnsitze in den östlichen Theilen Frankens gehabt haben. Weil nun die übrigen Slaven eigenes Geld prägten, und die an der Ostsee wichtigen Handel trieben: so schliesst er von dem Ganzen auf den einzelnen ausgewanderten Theil. Es gab auch in Franken Wollen- und Lederhändler, Münzer; weil auf den Villen Karls des Gr. sich diese und andere Gewerbleute fanden; an Wollenbereitern konnte es ohnehin nicht fehlen, da schon ein Merovingischer König zu Paris die Tochter eines Wollenhändlers geheirathet hatte. In der *dritten* Abhandlung werden die natürlichen Güter, welche schon in den frühesten Zeiten bekannt waren, und unter ihnen vorzüglich das *Salz* angegeben; bey welcher Gelegenheit der Vf. aus den *traditionibus Fuldens.* beweist, dass die Salzwerke im Saalgau, in und um Kissingen im 9ten Jahrh. längst vorhanden waren. Nicht minder interessant ist das aus Falkenstein angeführte Diplom, durch welches Eichstett schon von Ludwig dem Kinde das Privilegium erhielt, eine Mauer um die Stadt zu ziehen. Eichstett ist also die erste, oder doch eine der ersten Städte im Innern von Deutschland; denn unstreitig erregten erst die Einfälle der Ungarn (hier unrichtig *Hunnen* genannt) den Gedanken, grössere Wohnorte mit Mauern zu umgeben; wenn auch einige noch vor Heinrich des Voglers Regierung sollten angelegt worden seyn. Bey dieser Gelegenheit geht nun der Vf. auf Nürnberg über, welches vermuthlich unter Heinrich dem Vogler zur Stadt erwuchs, und wahrscheinlich durch die Bearbeitung des Eisens, welches um diese Zeit im Hennebergischen und auch in der Oberpfalz schon häufig gefunden wurde, so wie durch Verfertigung der Pfefferkuchen, zu denen die Bienen des angränzenden grossen Waldes das Hauptmateriale lieferten, den ersten Keim seines bald erfolgten Wachsthums erhielt. Erweisen lässt sich von allen dem nichts; man schliesst aus den bekannten Angaben späterer Jahrhunderte auf die Vorzeit. Der Vf. schliesst noch weiter, er glaubt, Nürnberg sey wegen seiner Küchenkunst dadurch in Deutschland bekannt geworden, weil es die Güter des Orients in ganzer Masse zur weitern Vertheilung aus den Händen der Venediger empfieng, und sie zur Bereitung der Speisen am zweckmässigsten verwendete. Mit ähnlichen Wahrscheinlichkeitsschlüssen muss er auch bey der Verbreitung der Juden in Nürnberg, wo sie eine Art von hoher Schule im Mittelalter hatten, und in ganz Franken sich begnügen. Die *letzte* Abhandlung verbreitet sich über den zum Abzug der Producte und Manufacturen so bequemen Maynfluss, und über die Erzeugnisse der Erde, welche die Natur mit reicher Hand in Franken ausgespendet hat. Hier wird er ganz Panegyriker. Ueber den Ursprung und die Verfeinerung der Kunstfleisses, und den daraus erwachsenen Handel bleibt man, der gegenwärtigen Abhandlung ungeachtet, in der bisherigen Dunkelheit.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. März 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Fleischer: *Taschenbuch der Reisen, oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des achtzehnten Jahrhunderts, in Rücksicht der Länder- Menschen und Productenkunde.* Für jede Classe von Lesern, von E. A. W. von Zimmermann. *Erster Jahrgang* für das Jahr 1802. 297 S. in Taschenformat, nebst 15 Kupfern und einer Karte. (2 Rthlr.)

Der Entschluss des Hn. v. Z. die wichtigsten Entdeckungen neuerer Reisen, die Erweiterungen der Naturgeschichte, die Eigenthümlichkeiten ferner Länder, nebst den Sitten und Gebräuchen ihrer Bewohner, so weit diese Gegenstände während des achtzehnten Jahrhunderts zu unserer Kenntniss gelangt sind, in einem Taschenbuche zu sammeln, verdient allen Beyfall. Wir freuen uns um so mehr, dass die Ausführung dieser Idee gerade in die rechten Hände gerathen ist, indem der Herausgeber seine Kenntnisse sowohl im naturhistorischen als geographischen Fache längstens durch allgemein geschätzte Schriften bewährt hat. Für Abwechselung hat er in dieser ersten Probe hinlänglich gesorgt, und wir sind überzeugt, dass schwerlich irgend ein *Leser dieses Taschenbuch*, ohne Belehrung oder Unterhaltung aus der Hand legen wird. Gegen die getroffene Auswahl haben wir nichts zu sagen, allenfalls hätte wohl statt der Biographie des bereits 1689 verstorbenen *Tavernier* die eines spätern Reisenden mitgetheilt werden können. Aber zuweilen scheint es uns, vorzüglich in dem ersten und ausführlichsten Aufsatz der ganzen Sammlung, dass der Reichthum der vorhandenen Materialien den Vf. einigermassen von seinem Hauptzweck abgeführt habe, oder dass hier der Geist und die Charakterzüge einzelner Neger viel zu stark gegen andere Darstellungen von ihren Sitten, Gebräuchen und ihren gezwungenen Auswanderungen ausgemalt sind. Indessen kann ersteres absichtlich geschehen seyn, um blosse Romanenleser desto gewisser zur Lectüre dieses unterrichtenden Büchleins einzuladen. Doch wir eilen dessen Inhalt ausführlicher anzuzeigen.

Die Einleitung setzt bündig und in gedrängter Kürze die Vortheile auseinander, welche die Reisen des achtzehnten Jahrhunderts zum Besten der Erdkunde bewirkten, die Verminderung der Gefahren bey weiten Seereisen, das Uebergewicht der neuern Schiffarten gegen ältere Zeiten, und den Einfluss, den die höhere Geometrie auf die Verbesserung der Schiffkunst hatte. Hierauf folgt der ausführlichste Aufsatz des ganzen Werks *Africa* betitelt. Darin wird die eigentliche oder vielmehr vornehmste *Sklavenküste* unter der Aufschrift *Guinea* skizzirt, dieser Name aber über seine alten Gränzen hinaus erstreckt; denn der Vf. rechnet dazu die ganze westliche Küste vom weissen bis zum schwarzen Vorgebirge, so dass Benin, Congo, Angola, Bengela und andere Länder mit unter dieser Hauptabtheilung begriffen sind. Er beschreibt ferner die Bemühungen einzelner Europäer, welche im vorigen Jahrhundert von den Küsten aus das Innere von Africa zu erforschen wagten, die verschiedenen Negervölker, den Geist und Charakter, wodurch sich einzelne vornehme oder geringere Neger zu ihrem Vortheile oder Nachtheile auszeichneten, und zuletzt die Geschichte und Beschaffenheit des africanischen Sklavenhandels. Schade, dass in diesem letzten Abschnitt so wenig Plan, Ordnung und verhältnissmässige Behandlung herrscht, und dass manches, welches wenigstens unterrichtete Leser unter dieser Rubrik suchen möchten, entweder ganz übergangen, oder kaum berührt ist. Dahin rechnen wir die so verschiedenen Berechnungen in diesem Handel nach besondern Artikeln, wie Barren, Pagnen, Kupfer etc., weil die Neger kein Geld kennen, die Angabe anderer africanischer Gegenden, welche ausser Guinea Sklaven liefern, die Menge und Verschiedenheit der Waaren, für welche die Neger eingetauscht werden, die Einrichtung und Beschaffenheit der europäischen Niederlassungen längs der africanischen Küsten. Die Geschichte des Negerhandels wird nur kurz berührt, und der Vf. schränkt sich dabey auf den Tauschhandel der neuern Europäer ein, ohne in die ältesten Spuren desselben einzudringen. Er fängt daher mit dem Jahre 1442 an, in welchem, so viel man weiss, die ersten Neger in Lissabon eingeführt wurden. Allein ohne den frühern Menschenhandel, den die Mohammedaner seit ihrer Ausbreitung in Africa, von Marocco, Tunis, Aegypten und von Arabien aus trieben, würde dieser für Portugal nie vortheilhaft geworden seyn, wenn gleich dessen Seefahrer nach der Entdeckung des Senegal jährlich mehr oder weniger Neger nach diesem Reiche zurück brachten, vorzüglich um künftig auszurüstenden Schiffen als Dollmetscher zu dienen. Ihr Negerhandel ward, welches, so viel wir uns erinnern, kein einziger Geschichtschreiber dieses gehässigen Verkehrs bemerkt hat, dadurch erweitert, dass sie die geraubten oder eingetauschten Neger, selber in Africa durch die zweyte oder dritte Hand den Mohammedanern verkauf-

kauften. So pflegten die portugiesischen Karavellen unter andern, von 1488 bis zum ersten Jahrzehend des sechszehnten Jahrhunderts jährlich von Benin und Congo tausend Negersklaven nach der Festung Delmina zu führen, welche von dort weiter den Mohomedanern verhandelt wurden, bis endlich König Johann III. diesen Menschenhandel verbieten liess. — Siebenhundert englische Schiffe waren nie oder zu keiner Zeit mit dem Negerhandel beschäftigt. Vor dem americanischen Kriege stieg ihre Anzahl höchstens auf zweyhundert, und nach demselben fiel sie bis auf 85 und 93 herunter, und die eingekauften Neger hatten sich bis über die Hälfte vermindert. Dass in frühern Zeiten, oder noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, nur wenig brittische Schiffe zum Negerhandel ausgerüstet wurden, beweist die brittische Handelsgeschichte, vorzüglich die Geschichte von Liverpool, welche Stadt sich bisher am meisten mit diesem Verkehr beschäftigt hat. Ihre Kaufleute rüsteten 1709 das erste Schiff von 30 Tonnen nach Guinea aus. Von 1709 bis 1730 ward kein einziges Schiff zum Negerhandel gebraucht, und erst seit dem letzten Jahre, in welchem 15 Schiffe den Negerhandel trieben, fieng er an sich zu heben. Freylich schloss Spanien 1784 einen Vertrag mit England, in einigen ausdrücklich benannten westindischen Häfen Neger einführen zu dürfen; es kann darin auch wohl die Summe der Einfuhr auf 80,000 Stück bestimmt seyn, welches wir auf Glauben annehmen wollen, weil wir diesen Tractat, der in *Martens Recueil* fehlt, nicht befragen können. Aber billig hätte der Vf. bemerken müssen, binnen welcher Zeit Spanien diese grosse Anzahl Neger für seine Colonien brauchte. Denn alle frühere spanischen Assientos sind immer auf bestimmte Jahre geschlossen worden, worin zugleich festgesetzt ward, wie viel Neger jährlich zu Kaufe gebracht werden sollten. In den ältern wurden gewöhnlich von spanischer Seite selten über 6000 Neger jährlich verlangt, und in dem bekanntesten dieser Verträge, den Philipp V. im Utrechter Frieden mit England schloss, wurde von letztern Reiche die jährliche Lieferung von 4800 Sklaven auf dreyssig Jahre übernommen, so dass Spanien für den ganzen Zeitraum 144,000 Neger erhielt, oder erhalten sollte. Eine Art der schwarzen Negerhändler, ihre Sklaven aus dem innern Africa nach der Küste zu transportiren, um ihre Flucht zu verhindern, finden wir hier zwar beschrieben, aber gerade die einfachere, gewöhnlichere, am meisten bekannte nicht, die Neger an einer langen Art von Gabel hinter sich her zu ziehen, deren Zacken ihnen hinten im Nacken so zusammen geklammert sind, dass sie sich nicht von dieser Bürde befreyen können. Nach Wadström finden wir hier auch die schreckliche Lage der Neger im Schiffsraum geschildert, und wie enge sie dort eingekeilt werden, so dass sie nicht einmal Platz zum Liegen haben, weil die Kapitäns einmal wissen, dass sie unterweges viele verlieren, und die Sterbenden allmählich den übrigbleibenden Raum machen werden. Hier hätte billig der neuern Verfügungen in England gegen dergleichen Barbareyen der Schiffscapitains gedacht werden müssen, nach welchen ein jedes Schiff von 200 Tonnen Ladung nicht mehr als 5 Sklaven für jede drey Tonnen einnehmen, und ist das Schiff grösser, auf jede Tonne über 201 nur einen Neger laden *darf*; auch erhalten Capitaine und Wundärzte Prämien, *welche* die kleinste Zahl der Neger bey der Ueberfahrt nach Westindien verlieren, um sie dadurch zur bessern Pflege und Behandlung der Unglücklichen zu ermuntern. Die Berechnung über den Menschenverlust, den Africa jährlich durch den Sklavenhandel leidet, und der hier auf 260,000 Seelen geschätzt wird, ist viel zu hoch, wir möchten nicht gerne sagen übertrieben, ungeachtet Hr. v. *Z.* die Negerausfuhr aus Mosambique, Abyssinien und andern Gegenden von Ostafrica nicht mit in Anschlag gebracht hat. Wir möchten unsere Meynung gern mit Gründen unterstützen; diese dürften aber leicht den beschränkten Raum einer Anzeige überschreiten, weil dabey mancherley alte und neue Angaben, oder willkührliche Schätzungen zusammengestellt, geprüft und berichtigt werden müssten. Wir würden diesen Verlust auf die Hälfte oder höchstens auf 150,000 Seelen anschlagen. So übel auch die widerspenstigen Negersklaven auf dem Landtransport von den Slatihs behandelt werden mögen: so erinnert sich Rec. doch nicht, in einer Reisebeschreibung, oder in andern Nachrichten über diesen Gegenstand, die er freylich so wie den hier citirten Pommegorge und Fayrar nicht alle gelesen hat, gefunden zu haben, dass die schwarzen Kaufleute sich über den Verlust unterweges beschwert hätten, oder dadurch Veränderungen in dem Handel an der Küste bewirkt worden. Es versteht sich von selbst, dass von den Negern, die auf der Reise *durch die* Sandwüsten nach Marocco oder Aegypten *umkommen*, nicht einmal ein ungefährer Ueberschlag gemacht werden kann. Noch ist eine kurze Nachricht von der seit 1788 angefangenen Sierra Leone Compagnie angehängt, aber über die verunglückte zu gleichem Zweck verbundene Bulama Gesellschaft hat sich der Vf. nicht eingelassen.

Bey den übrigen Aufsätzen müssen wir uns kürzer fassen. Der *zweyte* ist: *Merkwürdigkeiten der Naturgeschichte von Africa* überschrieben. Er enthält ausser der trefflichen Einleitung, die Beschreibung der Termiten, welche *Blumenbach* schon vor einigen Jahren gegeben hat, des Baobabbaums, des Butterbaums und der unterirdischen Erbsen von Whidah. Hierauf folgen Bruchstücke aus der Völker- und Erdkunde von Africa, Asien und Polynesien. Diese bestehen aus einzelnen Darstellungen der Heirathsgebräuche verschiedener Nationen; der portugisischen Stadt Macao und des Dichters Camoens, des Ordens von Arschien auf der Insel Sumatra, der Verehrung der Todten in einigen Ländern des Südmeers, nebst der Abbildung des grossen Moraï auf Otaheite. Den Beschluss machen Lord Ansons und Taverniers Biographien nebst den Bildnissen beider be-

berühmter Seefahrer. Die Erklärung der diesem Taschenbuche beygefügten feingestochenen Karte von den Küsten-Ländern von Ober- und Niederguinea nach den neuesten Beobachtungen, die Erklärung der Kupfer, die aufser den schon angeführten einen orientalischen Reiseboten, verschiedene Auftritte unter den Negern, das Innere eines Sklavenschiffs, die Termiten nebst ihren Gebäuden, den Butterbaum, drey alte und neue Mefsinstrumente, das Triquetrum, den Sextanten, das grofse Theodelit etc. abbilden. Selbst der Umschlag des Einbandes hat auf den Inhalt des Buchs Bezug, und nach Montfaucon sind ein römisches drey und zweyrudriges Schiff auf der einen Seite, und auf der andern eine neue Fregatte mit allen beygesetzten Segeln vorgestellt.

GESCHICHTE.

London, (ohne Angabe des Verlegers, vermuthlich b. Fauche u. Comp. zu *Hamburg* und *Braunschweig*): *Dictionnaire Biographique et Historique des Hommes marquans de la fin du Dix-huitième Siècle, et plus particulièrement de ceux qui ont figuré dans la Révolution françoise.* Redigé par une Société de Gens de Lettres. 1800. Tome I. 499 S. T. II. 524 S. T. III. 522 S. gr. 8. (6 Rthlr.)

Bey der gehäuften und kaum noch übersehbaren Menge von Umständen und Vorfällen, welche die französische Revolution herbeyführte, und bey der nicht minder zahlreichen Menge von Personen, die an derselben, unmittelbar oder mittelbar, Theil nahmen, und dadurch einen höhern oder geringern Grad von Bedeutsamkeit erhielten, ist ein Hülfsmittel dieser Art, welches durch alphabetische Aufführung jener Personen und durch Erzählung ihrer Handlungen von beiden eine summarische Notiz und Ueberficht gewährt, nicht zu verschmähen. Vielmehr scheint es, selbst für das treueste Gedächtnifs, ein nothwendiges Bedürfnifs geworden zu seyn. Auch wär' es ein Wunder gewesen, wenn die Dictionärsucht der Franzosen, die seit Erscheinung der Encyclopädie so herrschend wurde, nicht auch diesen Anlafs zu ihrer Aeufserung ergriffen hätte. Wider den Gedanken, solch ein Wörterbuch zu sammeln, läfst sich also wohl nichts erinnern; aber die Ausführung desselben war freylich schwer und mühsam genug. Schon die Menge und Weitschichtigkeit der Quellen, und des aus ihnen zu schöpfenden Stoffs, noch mehr aber die Beschaffenheit beider, und die Gefahr, aus Zeitschriften und Flugblättern viel Unsichres, Unstatthaftes und Einseitiges aufzunehmen, was durch Kritik und Geschichtsforschung noch nicht hinlänglich geprüft und berichtigt war, stand den Sammlern sehr im Wege, wenn ihnen auch, wie sie versichern, an Wahrheit und Unpartheylichkeit noch so sehr gelegen war. In dem *Avis sur les principes qui ont dirigé la rédaction de cet ouvrage* werden nun zwar diese Schwierigkeiten anerkannt. Man gesteht darin, dafs es unter allen den historischen Schriften über die französische Revolution durchaus keine gebe, woraus der unpartheyische Nacherzähler mit völliger Sicherheit schöpfen könne. Welcher Franzose, heifst es darin unter andern, hat sich, mitten in einer solchen allgemeinen Gährung, anders als mit mehr oder weniger Wärme für eine von den beiden Hauptpartheyen, die dabey ihre Rolle spielen, erklären können? Und wer ist nicht, wenn er eine Wahl getroffen hat, in seiner eignen Sache unbillig und ungerecht geworden? Indefs glauben die Herausgeber doch, dafs jetzt, nachdem zehn unglücksvolle Jahre *alle* (?) Gemüther besänftigt haben, der denkende und gemäfsigte Schriftsteller wenigstens ruhig zu urtheilen, ohne Leidenschaft und Erbitterung über diese Gegenstände zu reden, und selbst die von seiner Gegenparthey zu loben im Stande seyn werde, so bald es die Billigkeit verlangt. Diesen Grad der Unpartheylichkeit nun habe man im gegenwärtigen Werke zu erreichen gesucht. Freylich aber habe man nicht alle Urheber und Theilnehmer dieser Revolution, die man als eine Feuersbrunst ansehe, welche eins der schönsten Länder der Welt verheert habe, nicht alle in Eine Classe stellen, nicht die Schlachtopfer mit ihren Henkern, und die blinden Werkzeuge der Missethaten mit den Urhebern derselben auf gleiche Art würdigen können. Am wenigsten habe man zwey Classen von Menschen, die Conventionellen, und die Verräther des Vaterlandes, schonen zu dürfen geglaubt. Die Thaten und Verdienste der französischen Generale hingegen habe man desto unbefangner und freymüthiger erzählt, weil es unter ihnen nur Wenige gebe, deren Lorbeern dadurch wären entehrt worden, dafs sie dieselben mit der scheufslichen Jacobinermütze bedeckt hätten. Uebrigens habe man sich bemüht, überall billig zu seyn; und selbst bis auf den entschiednen Charakter eines Saint-Just, und die guten Handlungen eines Robespierre (wenn er anders deren eine einzige verrichtet hätte) habe man jeden Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Kurz, man habe sich damit begnügt, nur wirkliche Thatsachen zu erzählen, die Quellen davon nachzuweisen, alle Ausweichungen und blofse Vermuthungen zu vermeiden. Auf Mercier und Prudhomme habe man sich oft bezogen, weil sie gewifs nicht zu nachtheilig von der Revolution geurtheilt hätten. Uebrigens betreffen die Artikel dieses Wörterbuchs nicht blofs Franzosen, sondern auch manche Ausländer. — Man wird diese Versprechungen in dem Werke selbst, freylich nicht überall und in gleichem Grade erfüllt finden, und es dem Ganzen leicht ansehen, dafs es eine Compilation von mehrern Händen ist, die nicht alle mit gleichem Fleifse, und noch weniger in gleicher Verhältnifsmäfsigkeit, mit Sammlung und Anordnung des sehr gehäuften und ungleichartigen Stoffs beschäftigt waren, und Vieles nur blofs zusammen schrieben. Dafs die französischen Zeitungsblätter, und unter denselben der *Moniteur*, die vornehmsten Quellen sind, wird man von selbst erwarten. Dadurch liefs sich denn nun die

die chronologische Ordnung der Begebenheiten desto leichter erhalten, deren Beobachtung als Verdienst dieser Arbeit gerühmt wird; obgleich die Angaben der Tage, an welchen sie vorfielen, manchmal entbehrlich gewesen wären, und nicht selten müssige Wiederholungen dadurch veranlasst wurden. Der Herausg. gesteht ausserdem selbst, dass sich manche Fehler und Mängel mögen eingeschlichen haben, und dass diese Sammlung nur Namen und Grundriss eines Gemäldes sey, worin sich noch Manches hinzuthun, wegnehmen und berichtigen lasse. Dass dieses Wörterbuch bey dem Allen noch immer einen nicht unbeträchtlichen Grad von Brauchbarkeit habe, steht nicht zu leugnen. Ausser den vielen historischen Nachweisungen, die es enthält, ausser der nicht unbedeutenden Hülfe, welche es denen Lesern darbietet, die sich über manche Begebenheiten und Personen näher zu unterrichten wünschen, muss es auch selbst bey der Fortdauer der Revolution dadurch immer grösseres Interesse gewinnen, dass es bey jeder neuen Veränderung den Leser in Stand setzt, die Quellen derselben und die vorläufigen Umstände kennen, und ahnden zu lehren, was man von denen Personen, die von neuem auf der Bühne erscheinen, zu hoffen oder zu fürchten hat. Es wird dabey jedoch nicht selten der Fall eintreten, dass die meistens unerwarteten und wenig geahndeten Ausgänge der Begebenheiten und die Erfolge der angewandten Mittel ganz anders ausfielen, als sie der scharfsinnigste Beobachter aus den hier gegebenen Datis folgern konnte. Manches von der Art findet man schon in dem hinzugefügten *Supplement et Errata Raisonné* angemerkt und berichtigt, worin auch noch einige übergangene Artikel nachgetragen sind. — Am Schlusse dieses Werks sind noch vier *chronologische Tabellen* beygefügt, welche sich auf die Hauptveränderungen der Revolution beziehen. Die erste derselben gewährt eine Uebersicht der in Frankreich während des Nationalconvents entstandnen Factionen. Ausser den Anführern und Mitgliedern derselben findet man hier auch die Listen der Verurtheilten und Hingerichteten, ihrer Ankläger und Richter, nebst den allgemeinen Ursachen ihrer Verurtheilung. Auch sind die Namen der Mitglieder von den beiden *Comités de Salut-Public* und *de Sureté-Génerale* hier verzeichnet. Die zweyte Tafel ist zum Theil Fortsetzung der ersten, und zugleich eine Liste der Verschwörungen, welche der Nationalconvent und dessen Ausschüsse theils entdeckt, theils geleitet haben. Auf der dritten Tafel stehen die Verschwörungen und Proscriptionen, welche unter dem *Directoire exécutif* Statt fanden, besonders der Jacobiner, und der Revolution und Proscription von St. Cloud. Die vierte Tabelle enthält ein allgemeines Verzeichniss aller der Personen, welche in den Gefängnissen zu Paris, zu Versailles, Meaux, Rheims, Lyon und Gisors im September 1792, unter der Herrschaft der *Assemblée Legislative* und der Direction verschiedner Mitglieder der Commune von Paris, ermordet und hingerichtet sind. Die beiden ersten und die letzte Tafel sind aus der im J. 1796 gedruckten *Histoire Générale des Crimes commis pendant la Revolution* von *Prudhomme* genommen, aber hier berichtigt und vermehrt.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Duisburg a. Rhein*, in d. Hellwingischen Universitätsbuchh.: *Winke für angehende Religionslehrer die Wichtigkeit ihrer Bestimmung in unsern Tagen betreffend.* Nebst einer Anzeige einer homiletischen Anstalt für künftige Prediger von *Anton Wilh. Peter Möller*, Doctor und Prof. der Theologie zu Duisburg. 1800. 96 S. 8. (6 gr.) Die in unserm Zeitalter immer mehr überhandnehmende Lauigkeit in der Religion; die zum Theil daher entspringende Verachtung ihrer Lehrer; der Unglaube des Herzens, welcher immer dreister zu werden beginnt, veranlassten den Vf. der vor uns liegender Schrift, Prediger sowohl, als diejenigen, die diesem Stande sich widmen wollen, sehr nachdrücklich zu ermahnen, durch Einsammlung gründlicher Kenntnisse, durch Amtstreue und ein ehrwürdiges Beyspiel der Selbstüberwindung, sich nützlich zu machen, und dem einreissenden Verderben in ihrem Kreise mit Kraft entgegen zu arbeiten. Alles was Hr. *M.* über diesen Gegenstand mit Würde und Nachdruck sagt, hat Rec. Beyfall. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, dass der Prediger in unsern Zeiten, wo man ihn nicht mehr, wie ehedem, seines Amtsrocks wegen, ehrt, durch gründliche Kenntnisse, ächte Geistesbildung und strenge Sittlichkeit sich auszeichnen müsse. Das seichte Studieren nimmt bey einer grossen Anzahl Jünglingen überhand; und weise Volksverbesserer, denen die cameralistische Nutzbarkeit des Predigerstandes wichtiger zu seyn scheint, als die moralische, und die wie z. B. *Bastholm*, statt der Exegese des N. T., unter den Landpredigern lieber das nahrhaftere Studium der *Vieharzneykunde* in Gang bringen wollen, befördern die Barbarey nur noch mehr. Diese kleine Schrift verdient Predigern sehr empfohlen zu werden. Vielleicht dass mancher, für den sie ein Wort zur rechten Zeit seyn möchte, seiner gähnenden Faulheit, seiner frivolen Lebensart, seiner ehrlosen Spielsucht sich schämen lernt. — Die homiletische Anstalt zur Bildung künftiger Prediger, welche Hr. *M.* zu Ende dieser Schrift beschreibt, scheint sehr zweckmässig eingerichtet zu seyn. In dem Stile des Vfs. hat Rec. einige Sprachunrichtigkeiten, zuweilen auch etwas Gesuchtes, bemerkt, z. B. S. 29. „Der sich lästig *anfühlende* Ernst der Religion", „*missbraucht*" st. gemissbraucht, „*insbesonders*" (S. 45.) st. insbesondere. S. 52. „Die Maxime ist *anzudringen*". S. 65. „*fürtrefflich*" st. vortrefflich, S. 88. „Warnung *wider* (st. vor) Modesucht."

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 11. März 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

JENA, b. Frommann: *Torquato Tasso's Befreytes Jerusalem*, übersetzt von *J. D. Gries. Zweyter Theil.* 1802. 183 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Alle die schwer zu vereinbarenden Tugenden, die wir am ersten Theile dieser poetischen Uebersetzung rühmten, haben sich auch in diesem zweyten unverletzt erhalten. Hr. Dr. *Gries* hat nun die Hälfte seiner Bahn so glücklich durchlaufen, dass man nicht zweifeln darf, er werde das Ziel, ohne zu straucheln, erreichen, und den unverkümmerten Ruhm verdienen, ein so grosses episches Gedicht aus der italiänischen Sprache mit allen Schönheiten der Gedanken, des Ausdrucks und des Versbaus ins Deutsche übertragen zu haben. Sein geschmackvoller Fleiss ist so wenig ermüdet, dass er vielmehr in diesem Theile noch mit neuer Kraft gerüstet erscheint. Welches Feuer glüht in den Stanzen die Argant's und Tankreds (VI. 37. u. ff.) oder Raimund's und Argant's (VII. 87. u. ff.) Kämpfe beschreiben! Aus der ersten Beschreibung nur eine Strophe:

Dem Zorn muss Kunst und Ueberlegung weichen,
Und beider Kräft' erzeugt und mehrt die Wuth.
Nie schwingt das Eisen sich zu leeren Streichen,
Es trifft und bohrt, und jeder Hieb ist gut,
Mit Waffen deckt der Boden sich, den Zeichen
Des harten Kampfs, besprützt mit Schweiss und Blut;
Das Schwert mit Blitzes Leuchten, Donners Hallen,
Trifft wie ein Wetterschlag im Niederfallen.

Ferner wie rein und unentstellt ist die Pracht der Tasso'ischen Gleichnisse wieder gegeben? So VI. 109. in der schönen Erzählung von Erminien, die die Liebe zu Tankred verleitet hatte, in Klorindens Rüstung aus der Stadt zu gehen, und die nun in der Nähe des christlichen Lagers von Polifern, der sie für Klorinden ansieht, verfolgt wird:

Wie wenn ein Reh, das mit verlechzten Sinnen,
Nach frischem Wasser sucht, und durstend glüht,
Und schon vom Felsen sah die Quelle rinnen,
Den klaren Fluss, der durch's Gebüsch sich zieht,
Dann plötzlich statt ein Labsal zu gewinnen,
Im dichten Hayn die gier'gen Hunde sieht,
Schnell wendet sich's zur Flucht, vor Angst und Zagen,
Vergisst es leicht des Durstes mächt'ge Plagen.

So diese die von Sehnsucht hingerissen,
Der Liebe Durst, der ihre Brust durchdrang,
Auf immer nun schon glaubt gestillt zu wissen,
In des Geliebten fröhlichen Empfang;
Auf's neu umringt von mächt'gen Hindernissen,
Geschreckt durch Drohn und wilder Waffen Klang,
Giebt sie sich selbst und ihren Wunsch verloren,
Und treibt voll Angst das Ross mit beiden Sporen.

Und ergiesst sich nicht die zärtliche Wehmuth der Erminia, als sie bey dem Hirten eine Zuflucht gefunden, in diesen schönen Strophen (VII. 19. ff.) eben so rührend, als im Original:

Oft wenn im Schutz der schattenreichen Gründe
Die Heerde lag matt von des Sommers Brand,
Grub sie der Buchen und des Lorbeers Rinde
Den theuern Namen ein mit treuer Hand,
Dass noch der stumme Wald es einst verkünde,
Welch hart Geschick so treue Liebe fand.
Dann las sie selbst die eigenen Züge wieder,
Und Thränen strömten heiss die Wange nieder.

Bewahre, sprach sie, bis zu fernem Ziele,
Wirthbarer Hayn, was ich dir anvertraut;
Damit wenn einst in deiner Schatten Kühle,
Ein treuer Liebender diess Denkmal schaut,
Er Mitleid dann in sich erwachen fühle,
Bey meiner Leiden schmerzensvollem Laut:
O, sag' er, herbe Qual, die unverschuldet,
So grosse Treu durch Lieb' und Glück erduldet.

Und hört der Himmel jemals die Gebete,
Die Sterbliche voll Inbrunst hier ihm weihn;
So kömmt vielleicht, der lebend mich verschmähte,
Einst wenn ich nicht mehr bin, in diesen Hayn,
Und blickt sein suchend Aug' auf jene Stäte,
Die dann bewahrt mein schlummerndes Gebein:
Wird er vielleicht den unvergoltnen Qualen,
Den späten Lohn von wenig Thränen zahlen.

Ward auch das Herz dem Elend hier zum Raube,
Im Tode dann erfreue sich der Geist;
Vergönnt sey dieses Glück dem kalten Staube,
Das jetzo mir des Schicksal's Härt' entreisst!
So spricht die Arme zu dem stummen Laube,
Und ihrer Thränen schöne Quelle fleusst!
Tankred indess sucht, fern von diesen Fluren,
Wie ihn der Zufall lockt nach ihren Spuren.

Eben so glücklich ist unserm Dichter die Uebersetzung romantischer Scenen gelungen, wie z. B. gleich die folgende Erzählung von Tankreds Gefangenschaft in Armidens Zauberschlosse. Endlich hat sich auch Hr. *Gries* mit wunderbarer Geschicklichkeit

keit selbst bey solchen Stanzen benommen, die mit einer Menge eigenthümlicher Namen angefüllt sind; wie VII. 66. 67.

Des Reims hat sich unser Uebersetzer in so hohem Grade bemächtigt, dass man ganze Gesänge hindurch kaum in zwey Stanzen die schon einmal gebrauchten Reime wiederkommen sieht. Auch fallen sie fast durchgängig mit Hauptbegriffen zusammen. Ein paar Stellen haben wir uns hier als Ausnahmen angezeichnet, wo das Adverbium *itzt*, oder *jetzt* als Reim gebraucht, keine gute Wirkung thut; wie VII. 91.:

Umsonst ist seine Kraft, sein Wüthen *jetzt*.

oder VIII. 74.:

So raucht und sprudelt in des Kessels Räumen,
Das Wasser von zu starker Glut erhitzt,
Es fasst sich nicht mehr in sich selbst, mit Schäumen
Steigt es empor, entwellt dem Kessel *itzt*.

Einigemale hat zu Anfange des Verses sich ein Trochäus statt des Jamben eingeschlichen wie VI. 77.:

— ◡
Unter den Müttern Latiums erhaben,

und VI. 90.:

— ◡
Heimlich entdeckt sie diesen, was sie meyne.

Beide lassen sich leicht verbessern:

Im Kreis der Mütter Latiums, erhaben,

und:

Geheim entdeckt sie diesen, was sie meyne.

Verse, wo der Reim dem Texte einen Zwang angethan, oder Dunkelheit erzeugt hätte, haben wir fast gar nicht angetroffen. Ein solcher möchte der vierte Vers in der 80sten Stanze des sechsten Gesangs seyn, wo es von Erminien heisst:

Und wenn sie manchmal vor Klorinden klagt,
So giebt sie andern Grund den herben Sorgen,
Wie von dem Schmerz um ihr Geschick zernagt.

Möge dann ein Kunstwerk von so hohen Verdiensten von der Nation dankbar geschätzt, und der Meister, der es unternommen, durch allgemeinen Beyfall ermuntert werden, auch die zweyte Hälfte bald zu vollenden!

Regensburg, b. Montag u. Weiss: *Konrad, Herzog von Zähringen*, ein vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen von *J. Koller*. 1800. XI. u. 116 S. 8. mit 1. Kpfr. (14 gr.) Ingleichen:

Ebendaselbst: *Der Okulist*, ein Lustspiel in 3 Aufzügen von *J. Koller*. 1800. 112 S. 8. (10 gr.)

Zwey dramatische Versuche, welchen man zwar eine gewisse Leichtigkeit, und Gefälligkeit des Dialogs im Ganzen, so wie ein paar wirkende Scenen im Einzelnen nicht absprechen kann, denen aber noch viel, sehr viel abgeht, um für gute, oder auch nur für brauchbare Theaterstücke zu gelten! Beym ersten liegt aus der Geschichte zu Grunde: *dass Konrad, Herzog von Zähringen die Parthey Heinrich des Stolzen, Herzogs zu Sachsen und Bayern, gegen den neuerwählten deutschen König, Konrad von Hohenstaufen hielt*, darüber aber seine Besitzungen in Burgund, die Zürchner Schirmvogtey, ja selbst seine Hauptfeste in Breisgau verlohr, und sich endlich seinem Gegner auf Gnade und Ungnade ergeben musste. Hier mischt nun der Vf. Heinrich den Löwen, den Erbprinz Heinrich des Stolzen (der damals doch wahrlich noch nicht den Beynamen des *Löwen* führen konnte, und den Hr. K. selbst für einen Anachronismus, S. X. erklärt,) mit darein, lässt ihn Liebe für die Tochter des Herzogs von Zähringen fühlen; lässt ihn zur Befreyung *seines künftigen* Schwiegervaters und zur Vertheidigung *der Burg herbeyeilen*; führt ein altes Freundschafts - Bündniss *zwischen Friedrich* von Schwaben, der in K. Konrads Namen die Feste belagert, und dem Herzog von Zähringen auf; und bringt am Schlusse, wiewohl die Burg erstürmt und zerstört worden ist, doch alles zu einer friedlichen Aussöhnung. — Er protestirt hierbey höchlich, dass er nicht die *Legion der Ritterstücke* vermehren, sondern eher ein *Familien - Verhältniss* als eine *Staatsaction* gezeichnet haben wolle. Worauf aber diese Protestation sich gründe, können wir wahrlich nicht begreifen. Die Kriegsbegebenheiten, die Kämpfe, die Lerm - Scenen übertäuben ja die (überdiess kraftlos gehaltenen) Schilderungen der Mutter- Zärtlichkeit, Vaterliebe und Freundschafts - Pflichten weit; auch ist der letzte Act vorzüglich mit allem seinen Getümmel, seinen vielfachen Abwechslungen, seinen sich drängenden, und manchem *Widerspruch* unterliegenden Ereignissen so ganz der Schluss eines blossen Spectakel - Stücks, dass wir noch übermässig glimpflich handeln, wenn wir dieses Schauspiel nur ein paar Stufen tiefer als die Klara von Hoheneichen und die Zieglerischen Kampfturniere setzen. Im Vorberichte sagt der Vf. er habe Ton und Geist der Zeiten nicht durch Urkundensprache, sondern durch schlichte Gesinnung und Handlungsweise auszudrücken gesucht. Das klingt an sich ganz löblich. Wenn aber nun z. B. Heinrich der Löwe S. 112. sagt: „Darf „ich all den Zeichen trauen, die ich höre und sehe. (?) „Auf Zähringens Ruinen weht die Friedensfahne so „lieblich dem Auge, wie *unter Dornen die Rose*; „durch Berg und Thal und über die Ebne hin tönt „der Ruf des Friedens so erfreulich wie das *Abend- „glöcklein dem verirrten Wander!*" — so wird eine wahre Idyllen - Sprache daraus, die einem hier um so ekler dünkt, da eine unter ganz frischen Ruinen den Besiegten und Verjagten *lieblich wehende* Friedens - Fahne für ein wahres Unding gelten kann. Die Charaktere sind auch ganz von der gewöhnlichsten Art: besorgte Hausmütter, liebevolle Gatten, biedere Ritter, Jünglinge, die nach dem Kampf verlangen, u. s. w. Nur *Heinrich von Schopfheim*, Kon-

rads

rads sogenannte Friedensstimme, der als Vasall redlich seine Pflicht thut, die Gerechtigkeit der Fehde warm anerkennt, und doch stets zum Vergleich räth, könnte, wenn er mit einer festern Hand durchgeführt worden wäre, eine Ausnahme machen.

Etwas mehr allgemeines Interesse hat das zweyte Stück, oder könnte wenigstens es haben. Der Hauptgedanke ist nicht unglücklich. Ein blinder Lord unterwirft sich einer Operation; sie gelingt; und siehe da: dieser Oculist ist sein eigner Sohn, von dem er gar nicht einmal wusste: dass er medicinische Kenntnisse, zumal *der* Art, sich erworben habe. Freylich ist es ein wenig unwahrscheinlich, dass der Sohn acht Jahre Arzneykunde studieren konnte, ohne dass der Vater, der ihn mit dem Studium der Rechte beschäftigt glaubte, ein Wort davon erfuhr; freylich errinnert die ganze Intrigue nur allzuschnell an das *Kotzebuische Epigramm;* aber gleichwohl könnte der wichtige Umstand: dass es ein *Sohn* ist, der diese Handlung ausführt, das Interesse des Ganzen kräftig erhoben, und zu mancher rührenden, mancher dankbaren Scene Anlass geben, wenn der Vf. die grosse Kunst verstanden hätte, die Erwartung gehörig zu spannen und zu befriedigen, nicht minder die Nebenumstände in eine gehörige, zweckmässige Verbindung zu bringen. Doch hierin ist seine Schwäche nur allzusichtlich. Er hat zwar dem blinden Lord die Familie eines Malers beygesellt, dessen älteste Tochter mit dem jungen Harrison (dem nachmaligen Oculisten) in einem zärtlichen Briefwechsel sich eingelassen hat, ohne zu ahnden, dass sie in ihm bey seiner Heimkunft einen alten Bekannten finden werde; aber diese Intrigue ist so herzlich — kalt, und die Theilnahme an derselben wird noch durch eine zweyte, eben so flache Verwicklung, wo sie glaubt zum Preis des Augenarztes bestimmt zu seyn, so sehr gemindert, dass das Stück bey einer wirklichen Aufführung unmöglich viel Rührung erzeugen könnte. Auch die Liebe der zweyten Schwester, und die Art, wie sie ihrem Auserwählten sich selbst beynah anträgt, ist eine grösstentheils misslungne Naivetät. Der alte Maler und Vater dieser Mädchen verspricht im Anfange eine viel bessere Rolle, als er nachmals hält, indess hat er doch einige Auftritte, wo er sich vom grössern Theil seiner Mitspieler auszeichnet.

München, b. Lentner: *Agnes Bernauerin*, historisch geschildert von *Felix Joseph Lipowsky*, Kurpfälzisch - Bayerischen General - Landesdirectorialrath etc. 1800. 205 S. 8. mit 2 Kpfr. (16 gr.)

Agnese Bernauerin, Geliebte Herzog Albrecht III. von Bayern, nicht unbekannt in den Jahrbüchern ihres Vaterlandes, doch noch unendlich bekannter durch das Trauerspiel des Grafen zu Törring — eines Dichters, der viel zu schnell wieder verstummte! — hat als ein Schlachtopfer von väterlichem Zorn, von Herrscher-Stolz und ungerechter Uebereilung, so oft schon auf unsern Schaubühnen Bedaurung und Mitleid erregt, Thränen und Beyfall sich erworben, dass man nun wohl mit Zuversicht behaupten kann: ihr Andenken werde nicht sobald, ja vielleicht nie vergehen.

Es wäre daher allerdings gar kein unebner Einfall, wenn ein guter Schriftsteller von dieser deutschen Ines de Castro die historischen Angaben sammelte, ordnete, vergliche, berichtigte; wenn er auf diese Art manches nachtrüge und ergänzte, was dem Dichter damals ausser den Gränzen seines Schauspiels lag; und zugleich, wenigstens mittelbar, bezeichnete, was gegenseitig von demselben hinzugefügt oder verändert worden sey. Verbände er diess mit einem zweckmässigen Gemälde jener Zeitläufte und Sitten; entwickelte er mit Einsicht die Charaktere der hierbey handelnden Personen; mischte er zwanglos und doch treffend einige Bemerkungen darein, die sich dem Historiker oft noch williger und wirkender als selbst dem Dramatiker darbieten, so ist gar kein Zweifel: er brauchte nicht erst ins Gebiet des Romans hinüber zu schreiten — es könnte ihm sogar an *umständlichen* Nachrichten von der Hauptheldin selbst mangeln, — und er würde doch eine historische Erzählung liefern, der es an Interesse nicht gebrechen könnte.

Augenscheinlich war alles diess der Endzweck des Hn. *Lipowsky;* doch dass er ihn ganz oder auch nur genugsam erreicht hätte, können wir nicht von ihm rühmen. Wir verkennen nicht den Fleiss, mit welchem er eine Menge hier und da zerstreuter Stellen zusammentrug; wir gestehen, dass er aus Albrechts frühern und spätern Leben mehrere Umstände, die mit seiner Liebe zur Agnes in Verbindung stehen, nicht unglücklich hier mit anbringt — z. B. die Vereitlung seines Heyraths - Entwurfs mit Elisabeth von Wirtemberg, die Zwistigkeiten mit seinem Vater, u. s. w. — aber zum guten Historiker fehlt ihm viel. Denn nicht gerechnet, dass die Zerspaltung im *Haupttext*, und in nachgeschleppte, ungeheuer lange *Noten*, eine sehr unangenehme, pedantische Erzählungsform abgiebt, und das Lesen sehr erschwert; nicht gerechnet, dass in diesen Noten ein wahres Chaos von Sachen sich befindet, die theils passen, theils nicht passen, bald wirkliche Belege zum Haupttext abgeben, bald mit der Geschichte von Albrecht III. und seiner Bernauerin gar nicht in Verbindung stehen; (wie z. B. was er S. 54. vom Ursprung der Turniere, S. 58. von der scholastischen Philosophie, S. 60. von der Kinderzucht, S. 79. von der geistigen Liebe, und so noch an zwanzig andern Orten sagt;) nicht gerechnet, dass das ganze Büchlein eher: Lebensgeschichte Herzog Albrecht III, als der Agnese Bernauerin betitelt seyn sollte: so verstand auch der Vf. durchaus nicht, eine gewisse Gleichheit und ächt historische Würde in seinen Vortrag zu bringen, und wird da fast immer trocken, wo er ernsthaft, da schwülstig, wo er angenehm schreiben wollte. Welche widerlich verputzte, welche unprosaische Prosa ist es, wenn man

S. 18.

S. 18. liefst: „Thränen zitterten dem gefühlvollen „Mädchen im Auge; ihrer nicht mehr mächtig, fiel „sie ihrem Albrecht um den Hals, und mit stammeln„der Zunge schwur sie ihm zum erstenmal heilige „Liebe, unverbrüchliche Treue. Niemand war se„liger, als die beiden Liebenden. *Ueberall, wo ihr „Fufs hintrat, sprossten Blumen der Freude; wo ihr „Auge verweilte, lachte ihnen Eden entgegen. Wonnetrunken hatten sie Arm in Arm geschlungen, fühl„ten den Einklang der Seelen in zärtlicher Vereinigung „ihrer Herzen*," u. f. w. Ganz gewifs findet man Blumen der Art nie in guten Historikern, aber sie werden noch mehr zu blofsen abgerissenen Purpurlappen, wenn ihnen schnurstracks solche Perioden (wie hier S. 19.) folgen: „Diese Ehe war an und für sich „eine Ehe zur linken Hand (*matrimonium morgena„ticum*) und selbst am Hofe des Herzogs Albrecht „war sie, *einige, nämlich die geheimsten Zeugen aus„genommen, unbekannt.*" Welch ein Deutsch! Wenn aber der Vf. zumal auf das unglückliche Ende Agnesens kömmt, wo hat er die grofse lange Rede her, die er sie (S. 33.) halten läfst? Die Schriftsteller, auf die er fich beruft, fagen ja nichts weiter, als dafs sie *nimium proterve, muliebri levitate* geantwortet; und ein anderer: dafs sie den Herzog Ernst nicht als ihren Richter und Herrn betrachtet hätte. — Ausschmückungen von einem folchem Umfange find gewifs nur dem Dichter vergönnt! — Immer bleibt daher noch eine gehörige Biographie, es fey nun von *Agnese Bernauerin* selbst, als Hauptperson, oder von Herzog *Albrecht III.* (wo feine Geliebte die vorzüglichste Episode ausmachen würde,) einem spätern Schriftsteller aufbehalten, der aber hier mancherley gesammelt, herbeygeschafft, und zum Theil vorgearbeitet finden würde. Unter den Beylagen find einige fchätzbar; aber ein paar stehen mit dem eigentlichen Gegenstande fast in gar keiner Verbindung.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Leipziger Mode-Magazin des neuesten deutschen, französischen und englischen Geschmacks.* Herausgegeben von *M. A. Berrin.* 3ter Band. 12. Hefte. Jeder Heft enthält 4 Kupfertafeln, meistens colorirt, and alle zusammen 424 S. gedruckten Text. 4. (6 Rthlr.)

Die vor uns liegenden Hefte (von den früheren ist zu feiner Zeit in diesen Blättern Erwähnung geschehen) haben wir alle mit Vergnügen durchgesehen. Die Kleidung der englischen Damen zeichnet fich noch immer durch edle Einfachheit, und was ihr in unfern Augen einen nicht unbedeutenden Vorzug giebt, durch bescheidenen Anstand aus; den Französinnen mufs man es indessen zum Ruhme nachsagen, dafs, feit der Taumel der Revolution etwas verdampft ist, ihre Tracht ehrbarer geworden, und in gleichem Verhältnifs auch an Geschmack gewonnen hat; mehreres wäre fogar werth nachgeahmt zu werden. Dieses gilt indessen blofs von den Frauenkleidungen; der Anzug der Stutzer sieht noch immer fratzenhaft genug aus. Das Magazin beschränkt fich übrigens nicht blofs auf die Moden in Kleidungen, sondern liefert auch Muster zu Meubeln von neuer und zierlicher Form nebst andern Merkwürdigkeiten; z. B. im 4ten Heft eine Abbildung des ersten Consuls in feiner besten Staatskleidung, im 6ten Heft die Ansicht vom Panthéon français mit den Abänderungen, welche der Architect Dewailly vorgeschlagen, und im 8ten Heft wird ein Prospect des vom Kaiser Paul erbauten Pallasts St. Michael zu Petersburg gegeben. Unter den jedem Heft beygedruckten Gedichten, kleinen Erzählungen, Auszügen aus Büchern, Anekdoten u. dgl. ist, wenn auch nicht viel vorzüglich Gutes, doch manches Unterhaltende zu finden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. Amberg u. Sulzbach, b. Seidel: *Denkmal der Periode vom Monat Julius 1800 bis Monat April 1801 unvergefslich dem Einwohner der kurfürstlichen oberpfälzischen Haupt- und Residenzstadt Amberg*, gesammelt von einem Zeitgenossen und Augenzeugen, gewidmet dem Oberpfälzer. 1801. 110 S. 8. Den Eingang macht eine pomphafte Erzählung von den Schrecken und Beforgnissen, welche die häufigen Nachrichten von dem Anrücken der Franzofen gegen die Oberpfalz aus allen vier Weltgegenden her erregt haben, mit fleissiger Aufzählung, wie oft der Kanonendonner aus der Ferne gehört worden fey; dann von der Ankunft und dem Aufenthalt des Kurfürsten in der neuen Residenzstadt, und endlich von der Freude beym lange her gesehnten Frieden. Diefs alles dient als Einleitung zu der fehr ausführlichen Beschreibung der Feste, welche die Bewohner Ambergs, nach der Abreise des Kurfürsten, mehrern hohen Personen feiner Familie gaben. Sie mögen fich in der Vorstellung ganz artig ausgezeichnet haben, z. B. die von Kindern vorgestellte Bauernhochzeit, gut aufgenommen worden feyn, und von der herzlichen Zuneigung der Amberger gegen ihren Landesfürsten zeugen; wenn nun aber die umständlichen Nachrichten aus Vaterlandsliebe gedruckt werden follten, fo hätten wenigstens zur Ehre der bayrischen Poeterey viele Verse weggelassen werden müssen. Die Schulzin fingt oder declamirt auf der Bauernhochzeit:

„Durchlaucht find gefund und [illegible] bey diesem Hochzeitfest:
O Wonne! die fich nur empfinden läfst,
Das kleinste Uebel foll von Ihnen flieh'n
Und lang Ihr hoher Stamm in Ihnen blüh'n!"

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 12. März 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Frankfurt a. d. Oder, in d. Akadem. Buchh.: *Ueber die Redaction eines deutschen Gesetzbuchs aus den brauchbaren aber unveränderten Materialien des gemeinen Rechts in Deutschland.* Vom Legationsrathe *Johann Friedrich Reitemeier* in Frankf. a. d. O. 1800. 125 S. 8. (8 gr.)

Wenn man die Wichtigkeit einer Schrift nicht nach dem innern Werth, sondern nach der Gröfse des Zwecks, den sie ankündigt, beurtheilen will: so gehört diese in die Reihe wichtiger Werke. Schon lange war das Schwanken und die Ungewifsheit des positiven Rechts ein Gegenstand von Klagen und frommen Wünschen, und schon lange hat man die letzte Ursache aller dieser Mängel in den fremden und fremdartigen Rechtsquellen, in der wunderbaren und wunderlichen Zusammensetzung des Gebäudes unserer Gesetzgebung zu finden geglaubt. Hr. R., von gleicher Ueberzeugung belebt, fasste den Entschluss, nicht etwa blofs durch Vorschläge eine neue künftige Gesetzgebung vorzubereiten, sondern, als ein zweyter Justinian, an die Wurzel alles Uebels selbst die Axt zu legen. Die gegenwärtige Schrift ist der Vorläufer des grofsen Werks, und legt den Plan zu dem neuen Gesetzbuche vor, das von ihm ausgeführt werden soll. Er geht von der an sich richtigen Ueberzeugung aus, dafs ein *gemeines* Recht in Deutschland durch die einzelnen Particulargesetzgebungen nicht verdrängt werden dürfe; und dafs eine Reform der deutschen Gesetzgebung von einer Reformation jenes ausgehen müffe. Allein wie soll dieses bewirkt werden? Von dem Reichstag läfst sich nicht erwarten, dafs er selbst ein neues Gesetzbuch schaffen werde; auch läfst es sich nicht hoffen, dafs in den einzelnen deutschen Territorien ein schon vollendetes Gesetzbuch eines andern deutschen Reichsstandes, das preufsische Recht nämlich, werde aufgenommen werden. (Das letzte würde aber, wie Hr. R. nicht bemerkt zu haben scheint, aller Allgemeinheit ungeachtet, dennoch das *gemeine Recht*, das etwas mehr als ein allgemeines Recht ist, aufheben). Es bleibt also, nach der Meynung des Vfs. weiter nichs übrig, als die *Redaction eines deutschen Gesetzbuchs* aus den unveränderten Materialien des jetzt geltenden gemeinen Rechts, ein Werk, das, indem es auf das alte gebaut ist, um so gewiffer das Zutrauen für sich gewinnen, und, durch den zusammenstimmenden Beyfall der Deutschen gebilligt, erst in die Gerichte sich einschleichen, dann aber entweder durch ausdrückliche Verordnung der einzelnen Landesherrn oder durch die Sanction eines Reichsgesetzes in der Form eines eigentlichen Gesetzbuches auftreten wird. Die Hauptidee des Ganzen ist diese. Unsre Rechte sind zerstreut in verschiedenen Gesetzbüchern, und werden nicht einmal durch einen gemeinschaftlichen Geist zusammengehalten; das deutsche Gesetzbuch mufs also das Zerstreute sammeln und zur Einheit verknüpfen: in unsern Gesetzbüchern ist das Unbrauchbare mit dem Brauchbaren, das Veraltete mit dem Geltenden vermischt; dieses mufs abgesondert, jenes verworfen werden; die gemeinen Rechte haben Lücken und entscheiden nicht alles, was zu entscheiden ist, da mufs denn das redigirte Gesetzbuch das Naturrecht, nebst den einzelnen Entscheidungen der Gerichte und Schöppenstühle zu Hülfe nehmen: das gemeine Recht ist aber endlich auch unbestimmt und enthält eine wahre Fundgrube von Controversen, deren Discussion ganze Bände ausfüllt und die unter den Menschen so viel Unheil stiften; hier kann nur ein *Deus ex machina* helfen, und dieser ist — das preufsische Landrecht, das unter allen Autoritäten vor allen *opinionibus Doctorum* in höchster Instanz entscheiden mufs. Denn die preufsische Gesetzcommission bestand aus Deutschen, und sie arbeitete für Deutsche, sie umfasste mit ihrem Geist das ganze Gebiet der Gesetzgebung, und wurde geleitet durch die ewigen Grundsätze des Naturrechts und des römischen Gesetzbuchs, alle Deutsche waren selbst durch Preise zur Stimmgebung bey dieser Legislation aufgefodert, und so kam das preufsische Landrecht gleichsam unter Concurrenz der deutschen Nation zu Stande. Aus diesen Gründen hat es in Deutschland die meiste Autorität, es müffen also seine Entscheidungen in controversen Fällen vom deutschen Gesetzbuch aufgenommen werden. Selbst in dem Ausdruck (Hr. R. setzt immer Fassung) ist das preufsische Recht für die deutsche Legislation gesetzgebend. Das Landrecht stimmt in den meisten Hauptpunkten mit dem gemeinen Recht überein. Da nun das deutsche Gesetzbuch unstreitig deutsch geschrieben seyn mufs: so kann man blofs das preufsische Landrecht in allen den Sätzen, wo sein Inhalt gemeines Recht ist, unbedenklich sprechen lassen. Auf diese Art wird also hauptsächlich das deutsche redigirte Gesetzbuch aus dem preufsischen Landrechte selbst bestehen, mit Ausschlufs derjenigen Dispositionen, die weder übereinstimmend mit dem gemeinen Recht, noch Entscheidungen gemeinrechtlicher Controversen sind. Diefs ist der Plan, den Hr.

Hr. R. realisiren wird. Mit der Erhebung dieses Werks zu einem Gesetzbuche soll es so zugehen. Zunächst gilt das redigirte Gesetzbuch in den Punkten, wo es nur das gemeine Recht ausdrückt, als Repertorium für die Quellen selbst, und hat blofs in soweit praktische Gültigkeit, als es wirklich mit diesen übereinstimmt, und muss daher mit Citaten belegt seyn; in Ansehung der in ihm entschiedenen gemeinrechtlichen Controversen wird es nur vermittelst des Zutrauens zu dem preufsischen Landrecht in den Gerichten Einfluss haben, und als Repertorium der Entscheidungen desselben wirken. Während nun die Richter sich an dieses Handbuch gewöhnen, wird die deutsche Nation zur Verbesserung desselben alles beytragen. Vorerst werden die Recensenten das Buch in dem Groben abfeilen; dann werden einzelne Schriften, wohl auch durch Preise patriotischer Fürsten ermuntert, mit ihren Bemerkungen zu Hülfe kommen; im Nothfall können auch die höchsten Landesgerichte, Schöppenstühle und höchsten Reichsgerichte zur Entscheidung unentschiedener Fragen aufgefodert werden. Der Redacteur wird alle Fehler sammeln und in einem Nachtrage verbessern, und auf diese Art wird ein solches, gleichsam aus den Comitien der gesammten deutschen Nation geschaffenes Werk, den höchsten Grad der Vollkommenheit erlangen. Nichts wird alsdann der öffentlichen Autorisation desselben durch Particulargesetze oder ein Reichsgesetz entgegen stehen, und so die grosse Reform vollendet seyn. — Dass Hr. R., was die Erhebung seines Werks zum Nationalgesetzbuche betrifft, auf Voraussetzungen rechne, auf die man bey kaltem Blute nicht wohl rechnen darf, am wenigsten in Deutschland, leuchtet wohl von selbst ein. Rec. wenigstens wird hier unwillkürlich an die Aeusserung Friedrichs II. über St. Pierres Project des ewigen Friedens erinnert: „es ist die Sache an sich ganz gut; nur Schade, sie hängt von der Kleinigkeit ab, dass sie meinen Herrn Brüdern, Oheimen und Vettern beliebt." Allein diess Werk selbst ist schon in der Idee eine sehr verunglückte Geburt. Hr. R. scheint, wie aus mehreren Aeusserungen, aus dem projectirten Auslesen der Entscheidungen, aus den versprochenen Anhängen zum Gesetzbuche etc. erhellet, die Zweckmäfsigkeit und Vollständigkeit seines Gesetzbuchs bey der Vollständigkeit im Einzelnen zu suchen; obgleich Hr. R. sehr leicht sich überzeugen könnte, dass nur das Erschöpfende, die Zulänglichkeit und absolute Bestimmtheit in dem *Allgemeinen* eine Legislation ihrem Ideale näher bringen kann. Die gröfste Masse einzelner Entscheidungen kann nur eine scheinbare Vollständigkeit geben, und eben der Umstand, dass man in unsern recipirten fremden Gesetzbüchern erst im Einzelnen das Allgemeine, aus den Entscheidungen erst die Regeln, suchen muss, nicht aber die Unvollständigkeit in unentschiedenen Fällen, ist ein gerechter Vorwurf gegen das fremde Recht. Regeln und Grundsätze aufzufinden, welche für alle Erfahrung ausreichen, und durch ihre Allgemeinheit jeden möglichen Fall umfassen, diess ist die Aufgabe, die eine Gesetzgebung zu lösen hat, und welche selbst die erleuchteten Verfasser des preufsischen Gesetzbuchs nicht in ihrer vollkommenen Stärke ergriffen zu haben scheinen. Doch auch davon abgesehen, scheint uns der Vf. in dem Plan, das preufsische Recht wenigstens zum Theil zum gemeinen Rechte zu erheben, sich selbst nicht ganz *verstanden* zu haben. Wir wollen dahin gar nicht rechnen, *dass* die Controversenzahl wohl nicht so ungeheuer *und* so bedeutend ist, als der Vf. meynt, der sich vielleicht alles als eine wahre Controverse denkt, was irgend einmal einem Juristen zu bezweifeln beliebte; wir wollen auch gern übersehen, was Hr. R. übersah, dass gründliches und allgemein verbreitetes Studium der Quellen, höhere Ausbildung der noch so verwilderten Hermeneutik, gröfsere Aufklärung und tieferes Eindringen in Geschichte und Philosophie die Zahl der Controversen gar bedeutend vermindern müssen, wenn *nämlich das gemeine juristische Publicum sich zu einem liberaleren Geist erhebt,* und der Praktiker nicht in stumpfer *Brutalität versunken,* die Fortschritte seiner Wissenschaft sich *anzueignen* verstehen wird. Sollte denn aber auch wirklich der von dem Vf. zu Hülfe gerufene *Deus ex machina* den Knoten lösen können? Wir würden wenig einzuwenden haben, wenn der Vf. weiter nichts wollte, als dass sein Gesetzbuch unmittelbar von einer höchsten Gewalt als solches angenommen werde. Allein sein Buch soll sich durch seinen praktischen Gebrauch als Handbuch oder Repertorium des gemeinen Rechts empfehlen, und erst auf diesem Weg zur Würde eines Gesetzbuches fortschreiten. Und da begreifen wir es gar nicht, wie das preufsische Landrecht als höchste Instanz unter den Autoritäten zur Entscheidung der gemeinrechtlichen *Controversen* aufgeführt werden konnte. Da es, *ausser der Autorität* der Gesetze, keine andre Autorität *giebt, und alle* vermeynten Autoritäten nur der Nothbehelf der des Denkens entwöhnten Praktiker sind: so baut er schon seine Reform auf eine Voraussetzung, die jeder aufgeklärte Rechtsgelehrte als ein leeres Vorurtheil verachtet. Auch zugestanden, es gebe Autoritäten, wodurch ist das Landrecht Autorität für Deutschland? Unsere Richter sind auf ihre Landesgesetze und auf das gemeine Recht verpflichtet, müssen also ihr Urtheil bestimmen nach diesen, nicht nach einem Gesetzbuch, das sie als Richter in keiner Rücksicht angeht. Man hat vielleicht Zutrauen zu den Verfassern des Landrechts als *Gesetzgebern*, aber diess ist noch kein Zutrauen zu ihnen als *Rechtsgelehrten*, in Beziehung auf das gemeine Recht. Als Gesetzgeber giengen sie aus von den Principien der gesetzgebenden Klugheit, nicht von Principien einer bestehenden Gesetzgebung; sie hatten nicht diese anzuwenden und zu entwickeln, sie hatten eine neue Gesetzgebung zu begründen und darzustellen. Das gemeine Recht gab nur zuweilen die Materialien zu dem Gebäude, welches die Hand des Gesetzgebers errichten sollte, und die in ihnen liegenden Controversen wurden nicht entschieden aus dem gemeinen Recht auf

dem

dem Weg der Exegese, sondern aus dem Gesichtspunkt, aus welchem ein Gesetzgeber entscheidet. Wir fragen also im vollem Ernst, hat Hr. R. sich selbst verstanden, wenn er von der Autorität des Landrechts in dem Gebiet des gemeinen Rechtes sprach? —

Wir sind unsern Lesern noch etwas von dem Einzelnen in diesem Buche zu geben schuldig, damit sie über den Geist desselben mit vollkommner Bestimmtheit entscheiden können. Was wird das Publicum erwarten können, wenn es S. 19. liest: „Noch jetzt ist das römische Recht die Hauptsache, in welchem der deutsche Jurist lebet und webet, und das deutsche Recht läuft gleichsam nur nebenbey, da doch, der natürlichen Ordnung nach, das *letztere die Basis seyn, und das Römische nicht weiter in Betracht kommen sollte, als es Lücken im Deutschen giebt, die von ihm durch Materialien, die in den Charakter des letztern passen, ergänzt werden können.*" Wird es sich etwas bestimmtes unter Materialien des gemeinen Rechts denken können, die in den Charakter des deutschen Rechts passen? Wird es nicht bey der ganzen Aeusserung über das Verhältniss des römischen Rechts zu dem deutschen mit Recht zweifeln, ob Hr. R. auch nur einigermaassen den wissenschaftlichen Charakter des deutschen Rechts und die Natur des gemeinen Rechtes kenne? Noch weit tiefer sinkt das Vertrauen in Hn. R., wenn man seine Theorie anhört, welche über die Art der Benutzung des gemeinen Rechts für das redigirte Gesetz aufgestellt wird. Man muss, sagt der Vf. zwischen *befehlenden* und *erklärenden* Gesetzen des gemeinen Rechts unterscheiden. „Die *befehlenden* Gesetze sind es, die „das natürliche Recht in Hinsicht auf den Zweck „des Staats modificiren, die also eigentlich das po„sitive Recht bilden. — In dieser Classe von Ge„setzen liegen I. *Einschränkungen in dem Gebrauche „der Freyheit und des Eigenthums*, und zwar zur Ab„wendung a) der Beraubung, Beeinträchtigung und „Beschädigung dessen, was jemand wirklich als das „Seinige besitzt, b) der Handlungen, wodurch die „Gefahr eines Verlustes herbeygeführt, oder die „Hoffnung eines Gewinnes vereitelt wird." — Jenes sind die *Criminal-* dieses die *Polizeygesetze*, zu welchen auch nach dem Vf. Civilgesetze gehören, wenn sie durch eine Polizeyrücksicht bestimmt sind, Z. E. wenn den natürlich fähigen Personen Bürgschaften, Wechsel etc. verboten sind, wenn einer Willenserklärung eine gewisse Form bestimmt wird u. s. w. II. Die *Verpflichtung zu Handlungen* durch Ge„setze, machen die zweyte Art der befehlenden Ge„setze aus" (!). Dahin gehören die Finanz- und Cameralgesetze. Mit den *erklärenden* Gesetzen hat es eine ganz andre Bewandniss. „Sie geben bloss die „rechtlichen *Wirkungen* an, die alsdenn eintreten, „wenn jemand den befehlenden gemäss oder entge„gen gehandelt hat. Diese rechtlichen Wirkungen „äussern sich a) in öffentlichen Verhältnissen gegen „den Staat, und sind in der Regel Strafen und Be„lohnungen, zu welchen letztern nicht bloss eigent„liche Prämien, sondern auch die vom Staate aner„kannte und geschätzte *Gültigkeit* der gesetzmässi„gen Handlungen gehört; b) im Privatstande gegen „die Mitbürger und Fremde, und bestehen in Fode„rungen an Andere und in Verbindlichkeiten gegen „selbige." Eine solche Eintheilung und Bestimmung ist in der That zu sehr unter der Kritik, als dass diese auch nur ein Wort dabey zu verlieren brauchte. Und nun vollends die Anwendung hievon! Von dem befehlenden Theil der Gesetze in dem *fremden* Recht soll z. B. nichts in das deutsche Gesetzbuch kommen, weil alle diese Bestimmungen auf Localitäten beruhen, von den Finanzgesetzen bis herab zu den Criminalgesetzen. Selbst der befehlende Theil der deutschen Reichsgesetze ist nur mit grossen Einschränkungen aufzunehmen, weil hier das meiste auf den Localverhältnissen einzelner Territorien beruht. Es sollen daher zwar die einheimischen deutschen Criminalgesetze in unsern Nationalcodex kommen, aber — nichts von der Strafe, die in dem gemeinen Rechte bestimmt ist, weil Todesstrafe, Relegation etc. von dem Geist einzelner Staaten in Deutschland, von den Sitten des Volks und also ebenfalls von Localitäten abhängen. Eine ganz herrliche Gesetzanatomie! Ein gemeines Criminalgesetzbuch ohne Strafen! Wer denkt nicht hiebey an ein Buch voll Sätze mit einem Subject ohne Prädicat, mit lauter Vordersätzen, denen der Nachsatz fehlt? Wir könnten noch manche Seltenheiten ausheben, z. B. über das „praktische" und das „allgemeine" Naturrecht, über die Ursachen, warum das Naturrecht noch keinen allgemeingeltenden höchsten Grundsatz hat u. s. w. Allein es ist zu schwer, eine Auswahl zu treffen; daher wir diess billig dem Leser selbst überlassen.

Dem Plane, der in dieser Schrift dargelegt ist, hat der Vf. sogleich eine wirkliche Probe für die Ausführung folgen lassen, nämlich:

1) Frankfurt a. d. Oder, in d. Akadem. Buchh.: *Das allgemeine Abschossrecht in Deutschland.* Vom Legationsrathe *Johann Friedr. Reitemeier* etc. 1800. 13 Bogen 8.

2) Ebendas.: *Das Abschossrecht in den preussischen Staaten. Ein Anhang zum allgemeinen Abschossrecht in Deutschland*, vom L. R. *J. F. Reitemeier.* 1800. 95 S. 8.

Nr. 1. soll die in ganz Deutschland geltenden Grundsätze des Abschossrechtes darstellen, und ist ein Theil des zu redigirenden allgemeinen Gesetzbuchs. Es ist, dem Plane gemäss, eine Compilation aus dem preussischen Landrecht und aus den Schriften der Rechtsgelehrten über diese Materie, in Beziehung auf den Begriff des Abschossrechts überhaupt. Bey Hn. R., der von dem Neueren in seiner Wissenschaft keine Notiz genommen zu haben scheint, kann man es wohl nicht befremdend finden, wenn er das Abschossrecht als — *gemeines* Recht, die Darstellung desselben als Theil eines aus den unveränderlichen Materialien des *gemeinen* Rechts redigirten Gesetzbuches be-

betrachtet. Nur ist es allerdings bedenklich, wenn der Reformator der gemeinen deutschen Gesetzgebung noch das Particularrecht mit dem gemeinen Recht, ein vielleicht *geographisch-allgemeines* Recht mit dem seinem Grund nach *allgemeingültigen* Recht verwechselt. Uebrigens liefert hier der Vf. zuerst eine Abhandlung über die Verbesserung des Abschosswesens, dann folgt eine Abhandlung über die Quellen desselben, und hierauf das sogenannte allgemeine Abschossrecht selbst. Beysagen, worin einzelne Meynungen der Discussion unterworfen werden, machen den Beschluss.

Der Schrift Nr. 2. liegen die Principien des gemeinen Abschossrechts zum Grunde, unter deren Voraussetzung sie die Eigenthümlichkeiten des preussischen Abschossrechts darstellt. Uebrigens wird diese Schrift für den preussischen Rechtsgelehrten nützlicher seyn, als Nr. 1. für den nichtpreussischen Juristen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Gotha*, in der Becker. Buchh.: *Heilung und Verhütung des Scharlachfiebers*, von D. *Samuel Hahnemann*. 1801. VIII. und 40 S. 8. (3 gr.) Schon im Januar 1800 (f. Salzb. med. chir. Zeitung B. 1. S. 191.) hatte der Vf. ein specifisches nie trügendes Vorwahrungs- und Verbauungsmittel des Scharlachfiebers gegen Pränumeration eines Friedrichsd'ors feilgeboten, und im May desselben Jahres (f. Ebendas. B. 2. S. 286.) dieses Ausgebot wiederholt. Hier ist nun die Schrift, die das Geheimniss enthält. Da der Vf. die Bekanntmachung derselben für so äusserst wichtig hält, und wir — freylich in einer ganz anderen Rücksicht als der Vf. nämlich in so ferne der Welt dadurch ein Beweis gegeben wird, wie leicht Menschen auf Irrwege gerathen können, und wie sehr man auf seiner Hut seyn müsse, sich nicht durch grosse Anpreisungen, und den Namen des Anpreisers verführen zu lassen, — die Wichtigkeit der Bekanntmachung anerkennt: so glauben wir dem Leser einen treuen Bericht von dieser Schrift schuldig zu seyn.

Nachdem der Vf. eine kurze Beschreibung der Scharlachfieber-Epidemie zu Königslutter, welche nach seiner Angabe meistens bösartig war, vorausgeschickt hat, lehrt er die Heilung des Scharlachfiebers. Diese geschieht, nach dem Vf., durch Bekämpfung zwey verschiedener zuweilen schnell mit einander abwechselnder Körper-Zustände. Der eine offenbaret sich durch brennende Hitze, schläfrige Betäubung, agonisirendes (?) Umherwerfen mit Erbrechen, Durchlauf, auch wohl Convulsionen begleitet. Diesen Zustand stillte der Vf. höchstens binnen einer Stunde entweder dadurch, dass er ein Stückchen Papier von eines halben bis ganzen Zolls Länge und Breite mit starker Mohnsafttinctur befeuchtet auf die Herzgrube legte, bis es trocken war (diese Tinctur war durch Wochen lange Auflösung eines Theils fein gepülverten rohen Mohnsafts in 20 Theilen dünnen Weingeistes bereitet), oder innerlich dadurch, dass er von einer verdünnteren Tinctur (es wird nämlich von obiger Tinctur 1 Tropfen mit 500 Tropfen stark gewässerten Weingeistes innig gemischt, und von dieser Mischung 1 Tropfen mit 500 Tropfen ebenfalls stark gewässerten Weingeistes sorgfältig unter einander geschüttelt) einem 4jährigen Kinde einen Tropfen, einem 10jährigen 2 Tropfen alle 4, 8, auch 24 Stunden reichte. Den zweyten Zustand bezeichnen gegen Abend steigendes Fieber, Schlaflosigkeit, gänzlicher Mangel an Appetit, Uebelkeit, Verdriesslichkeit, Stöhnen. Diesen Zustand hob der Vf. in wenigen Viertelstunden durch Ipecacuanha, die er entweder in Substanz zu $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{2}$ Gran in Pulver, oder auch in Tinctur gab. Zur Bereitung dieser wurde 1 Theil Pulver mit 20 Theilen Weingeist 7 Tage digerirt, und davon 1 Tropfen mit 100 Tropfen verdünnten Weingeist gemischt. Von dieser Tinctur gab er dem kleinsten Kinde 1 Tropfen, dem grössten aber 10 Tropfen *pro dosi*, und alle Todesgefahr war sicher abgewendet. Ferner erzählt der Vf. weitläuftig, wie er das von ihm erfundene göttliche Verwahrungs- und Vorbauungsmittel des Scharlachfiebers entdeckt habe. Es versteht sich, nach seinem neuen Princip. Ein Gran ausgepressten und bis zur Trockne abgedunsteten Saftes der Belladonna wird in 100 Tropfen gemeinen destillirten Wassers aufgelöset, dazu werden 300 Tropfen gewässerten Weingeistes gethan, und wohl durch einander geschüttelt (starke Belladonna-Auflösung), davon wird 1 Tropfen mit 300 Tropfen gewässerten Weingeistes zusammen vereiniget (mittlere Bell. Aufl.), und von dieser Mischung wird endlich 1 Tropfen mit 300 Tropfen gewässerten Weingeistes gemischt. Diese schwache Belladonna-Auflösung, welche $\frac{1}{24000000}$ eines Grans getrockneten Belladonnasaftes enthält, ist dann das wichtige Vorbauungsmittel des Scharlachfiebers, von welchem der Vf. einem noch nicht vom Scharlachfieber Befallenen, einem einjährigen Kinde 2 Tropfen, und so nach den Jahren allmälich mehr, bis endlich vom 20sten bis 30sten Jahre nicht über 40 Tropfen alle 72 Stunden einmal, so lange die Epidemie währt, und noch 4 bis 5 Wochen nachher giebt. Ist die Epidemie *heftig*: so lässt man die 2te Gabe 24 Stunden nach *der ersten*, *die 3te* 36 Stunden nach der 2ten, die 4te 48 Stunden nach der 3ten folgen, und dann erst die Gaben alle 72 Stunden bis zu Ende reichen.

Zur Unterdrückung des schon entstandenen Scharlachfiebers giebt der Vf. die Hälfte von den zur Verhütung empfohlnen Dosen alle 3 Stunden, bis alle Zufälle verschwunden sind. — Auch die Nachwehen des Scharlachfiebers, als Geschwulst, Cachexie, schleichendes Fieber u. s. w. hebt der Vf. mit der Belladonna-Auflösung. — Bey der sogenannten unheilsamen Haut (Neigung zur Trennung der festen Theile, zur Verschwärung) empfiehlt der Vf. aber ein anderes Mittel, 1 Gran eingetrockneten Saftes der *Matricaria Chamomilla*, wird mit 500 Tropfen Wasser und eben so viel Weingeist vermischt, davon wird 1 Tropfen mit 800 Tropfen gewässerten Weingeist gemischt. Davon bekömmt ein Kind von etlichen Jahren einen Tropfen.

Rec. enthält sich alles weiteren Urtheils: alles in dieser Schrift spricht wider den Vf., und man kann sich bey Lesung derselben nicht enthalten ihn wegen solcher Selbsttäuschung zu bedauern.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 13. März 1802.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Breslau, b. Meyer: *Cornelii Nepotis Vitae excellentium imperatorum.* Editio nova, scholarum usui accommodata, cum brevi adnotatione. Curavit *Carol. Frider. Heinrich*, Gymnas. Magdalen. Vratislav. Doctor (*nunmehr* Prof.), Soc. Lat. Jen. Sodal. honor. 1801. XII. u. 209 S. 8. (16 gr.)

2) Berlin, in der Königl. Preuss. Akad. Kunst- u. Buchh.: *Cornelius Nepos de vita excellentium imperatorum.* Mit Einleitungen und deutschen Anmerkungen von M. *Benjamin Friedr. Schmieder*, Rector des Luth. Gymnas. zu Halle. 1801. X. u. 229 S. 8. (16 gr.)

3) Frankfurt am M., b. Eichenberg: *Cornelii Nepotis Vitae excellentium imperatorum.* Editiones collatae una cum Vita a *G. J. Vossio* scripta. Editio accurata. 1801. VI. und 168 S. 8.

Alle drey Herausgeber giengen bey ihrer Bearbeitung, von der Voraussetzung aus, dass *Nepos* ein Schriftsteller sey, welcher mit Nutzen auf Schulen gelesen werden könne. Vorzüglich hat sich Hr. Prof. *Heinrich* darüber in der Vorrede kurz, aber befriedigend, erklärt. Man kann daher schon nach jener Voraussetzung nicht erwarten, dass man in einer dieser Ausgaben den Plan werde ausgeführt finden, nach welchem ehemals *Ruhnkenius* den Nepos zu bearbeiten gedachte (s. *Wyttenbach Vita Ruhnkenii* p. 125.); gesetzt auch, dass die Kräfte der Herausgeber zu einer solchen Bearbeitung hinreichend gewesen wären. Am meisten liess sich ohne Zweifel von Hn. *Heinrich's* Geschmack und Kenntniss erwarten. Allein der bescheidene Mann gesteht selbst, dass er durch die Kürze der Zeit sehr beengt gewesen; dass der Verleger ihm nur den Auftrag gegeben, eine neue Handausgabe für das dortige Gymnasium zu besorgen; dass seine Collegen den Auftrag unterstützt, und dass er mithin nichts weiter, als gewissermassen einen *Schlesischen Nepos*, habe liefern können. Das Aeussere ist indess zu diesem Behuf einladend genug; der Text ist nach einer sorgfältigen Recognition des Herausgebers correct abgedruckt, und die unter demselben stehenden Anmerkungen, wiewohl sie fast nur auf Erklärung der schwierigsten Stellen sich beziehen, und grösstentheils aus den Vorgängern gezogen sind, verrathen doch einsichtsvolle Auswahl. Denn so anspruchslos sie auch erscheinen, so haben wir sie doch bey schweren Stellen zulänglich gefunden, die Schwierigkeit bemerkbar zu machen und zu heben. Schon das erste ist für den Anfänger mehr werth, als alle prunkende Citaten. So weiss man z. B. dass am Schlusse des *Eumenes* das *humaverunt, ossaque ejus — deportanda curaverunt*, einigen anstössig gewesen (s. *Acta Trajectina I. p.* 160.); oder dass andere in der Lebensbeschreibung desselben Feldherrn Kap. 11. die Worte *dignitate fuit honesta — neque tam magno corpore quam figura venusta* unrichtig oder unbestimmt gefunden haben. (S. *Heinsius ad Vellei. Paterc. p.* 819. *ed. Ruhnk.*) Hr. *Heinrich* giebt über beides eine befriedigende Auskunft, obgleich er jene Citate nicht aufführt. So in mehrern Stellen, wo wir oft an die ähnliche Erklärungsmanier des sel. *Morus*, welche ebenfalls weniger verspricht als leistet, erinnert wurden.

Hr. Rect. *Schmieder* war mehr vorbereitet zu dem Geschäft. Durch das *Lexicon über den Cornel. Nepos* 1798 (s. A. L. Z. 1798. Nr. 378. S. 668. ff.) hatte er sich schon vorgearbeitet; er hält jenem Hülfsbuch hier eine neue Schutzrede; aber, man sage was man wolle, die Einführung solcher particulären Wörterbücher ist nicht durchaus zu empfehlen, und giebt nur einseitige und zerstückelte Kenntniss der lateinischen Sprache und des lateinischen Redegebrauchs. Zweckmässiger ist es, der Jugend so bald als möglich allgemeine Wörterbücher in die Hand zu geben, damit sie, nicht etwa abgeleitete, specielle, seltne, nur diesem oder jenem Schriftsteller eigne, sondern vor allen die ursprüngliche Bedeutung, und sodann die von ihr abstammende ganze Familie der Wortbedeutungen in gehöriger Ordnung und natürlicher Verbindung kennen lerne und übersehe. Entgegengesetzte Wege führen nicht zur Gründlichkeit. Die vortrefflichen *Indices graecitatis et latinitatis*, die wir über einzelne Schriftsteller besitzen, sollten mehr von den *Provectioribus*, (nicht von Anfängern) studiert werden, um den Sprachgenius und die Eigenthümlichkeit einzelner Schriftsteller daraus abzunehmen.

Bey der *Schmiederschen* Handausgabe des Nepos liegt der Heusingersche Text zum Grunde, den der Herausgeber aber doch an verschiedenen Stellen verlässt, wo ihn andere Kritiker eines bessern überzeugten. Auch berichtigt er manche Stelle bloss durch Hülfe der Interpunction. Jeder Lebensbeschreibung setzt er eine ergänzende historische Einleitung vor. Zur Erläuterung des Locals dient ein geographisches Register und eine Karte, welche den Schauplatz der im Nepos erzählten Begebenheiten vorstellt. In den Anmerkungen unter dem Text verarbeitete er für den Gebrauch der Jugend das, was andere Commentatoren für ihre Zwecke gelehrter ausgeführt haben.

ben. Der Herausgeber zeigt sich in den erklärenden Anmerkungen wie in andern Schriften als einen guten Grammatiker; er thut noch ein übriges, indem er den Schriftsteller nicht allein erklärt, sondern auch seinen Stil kritisirt, wobey wir ihn jedoch nicht ganz von klügelnder Anmafsung frey sprechen möchten. So merkt er beym Leben des Alcibiades 3, 5. „*non solum spem in eo habebant maximam sed etiam timorem*" folgendes an: „Die Redensart: *timorem in aliquo habere* taugt nichts; aber weil Nepos einmal hatte: *spem in aliquo habere*, so unterliess er zu *timorem* ein paffenderes Wort zu suchen." Dieser Tadel würde nicht nur den Nepos, sondern auch die besten griechischen und römischen Schriftsteller treffen, bey denen so oft ein Zeitwort mit zwey Subjecten verbunden ist, zu deren einem es nur pafst. War der Herausgeber dieses Redegebrauchs hier nicht eingedenk, so hätten ihn doch die von Heusinger und Harlefs beygebrachten Beyspiele darauf aufmerksam machen können. Von Spitzfindigkeiten sind die Anmerkungen auch nicht ganz frey, wie die zum Atticus 17, 1.: „*De pietate Attici quid plura commemorem? Cum hoc ipsum vere gloriantem audierim in funere matris suae, — se nunquam cum matre in gratiam rediisse.*" Den letzten Ausdruck findet der Herausgeber zu gesucht, aber es war diefs ja eine in Rom gewöhnliche feine Art zu reden. „Das *vere*, fährt er fort, bey *gloriantem* kann nicht Urtheil des Nepos seyn; — sondern er führts als Ausdruck des Atticus an: *vere possum gloriari, me* etc." Gleich als wenn die Grammatik diesen Ausweg erlaubte, dessen es aber auch gar nicht bedarf! Denn wenn gleich Nepos nicht *stets* Zeuge von Atticus Benehmen gewesen war, so konnte er es ja doch von andern Leuten und namentlich von Atticus Mutter selbst wissen, dafs ihr Sohn in nie unterbrochner Eintracht mit ihr gelebt habe. Um die verwickelte und sicher nicht unverdorbene Stelle im Atticus 19, 2. 3. hat sich der Herausgeber verdient gemacht. Was die Worte anlangt: „*Atticus in affinitatem pervenit imperatoris divi Julii filii*" so klammern *Bosius* und die folgenden Herausgeber *Julii* ein, weil es in mehreren Handschriften nicht steht, und Hr. *Heinrich* hat es in seiner Ausgabe, wir glauben mit Recht, als das weniger gemeine ganz weggelassen. Dagegen es Hr. *Schmieder* uneingeklammert stehen läfst, weil es ihm ungewifs ist, ob überhaupt Cäsar Octavian, ohne alle weitere Namensanzeige, *Divi filius* genannt worden sey. Dafs diefs aber wirklich häufig geschehen, davon kann er sich z. B. aus *Eckhels doctrina numorum* belehren. Die gleich darauf folgende schwierige Stelle: „*qua ceteros ceperat — quivit consequi*," zieht der Herausgeber einzig auf den Cäsar Octavian, den zu preisen Nepos, nach der Sitte seiner Zeit, hier die Gelegenheit ergriffen habe, und darin scheint er Recht zu haben. Für: „*ceteros ceperat principes civitatis, dignitate pari, fortuna humiliore*" liest er mit der Pariser Handschrift: „*Ceteros principes — humiliores anteibat*" wo jedoch *humiliore* vielleicht noch schöner ist, und denselben Sinn giebt. Nun folgt eine Erweiterung der Worte: „*dignitate pari, fortuna humiliore.*" Octavian war vom Glück so begünstigt, dafs es ihm jede Würde gab, die je einem Bürger zu Theil worden: „*ut nihil ei* (in der *Schm.* Ausgabe steht durch einen Druckfehler *eo*) *non tribuerit fortuna, quod cuiquam ante detulerit*," welches sich auf das vorhergehende *dignitate pari* bezieht. Aber das Glück erhob ihn noch über die andern Bürger: „*et conciliarit, quod nemo adhuc cives Romanus quivit consequi*," welches auf das *fortuna humiliore* oder *humiliores* zurück weist. Diese Gegensätze sind so offenbar, wie Bosius gezeigt hat, dafs wir uns wundern, wie der Herausgeber die Lesart einiger Handschriften: „*quod civis Romanus quivit consequi*" hat vorziehen und in den Text aufnehmen können, die den Zusammenhang gegen sich hat, und nach welcher beynahe dieselbe Sache zweymal gesagt seyn würde.

Nr. 3. enthält nichts neues, und kann blofs als ein guter Abdruck, ohne alle Anmerkungen und Erläuterungen, dem Anfänger empfohlen werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Leo: *Die vier Jahrszeiten, in bildlicher und erzählender Darstellung*, mit illuminirten Kupfern, nach der Natur gezeichnet von *Arnold*, gestochen von *Capieux*. 1800: *Frühling.* April. 103 S. May. 76 S. Junius. 64 S. mit 1. Titelk. 16. Blätter Blumen, 3. Bl. Vögel. *Sommer.* Julius. 61 S. August. 53 S. mit 1. Titelk. und 11. Blätter Blumen. *Herbst.* September. 48 S. October, November, December. 94 S. mit 1. Titelk. 9. Blätter Blumen und Früchte. 1. Blatt Fisch. *Winter.* Januar, Februar, März. 104 S. mit 1. Titelk. 1. Blatt Blumen. 2. Blätter Vögel. 4. (12 Rthlr.)

Der Vf. dieses zum Lesebuch für die Jugend bestimmten Werks, Hr. Pastor *Hausius* zu Altbeichlingen, gab bereits vor einigen Jahren den Herbst und Winter einzeln heraus, und sein Versuch ward in dieser Zeitung (doch von einem andern Recensenten) mit Billigung angezeigt. Jetzt hat er nicht nur die andern zwey Jahreszeiten gleichfalls hinzugefügt, und für jeden Monat derselben einen besondern Heft bestimmt, sondern auch seinen Materien mehr Ausbreitung, Mannichfaltigkeit und Vollständigkeit gegeben; kurz, hat ein Ganzes geliefert, was nicht nur in seinem Aeufsern zu den nettesten, sondern auch seinem Innern nach zu den gehaltvollen pädagogischen Unterhaltungs-Büchern gehört. Freylich ist es kein Werk für noch ganz unerfahrne, oder ganz sich selbst überlassene Leser. Es setzt schon Jünglinge von etwas ernsterer Wifsbegier und auch von einigen frühern Kenntnissen voraus; aber es enthält auch einen so reichlichen Vorrath nützlicher Nachrichten, aus der Naturgeschichte überhaupt, aus der Kräuterkunde, aus der Oekonomie, aus einigen Fächern des Thierreichs, der Sternkunde, und selbst dem

dem Kreis der bürgerlichen und ländlichen Einrichtungen und Ueblichkeiten, dass auch Männer von reifern Alter hier Nahrung für ihren Geist, und Bereicherung ihrer Kenntnisse finden, ja dass es manchem Lehrer noch erspriesslichen Vorschub geben dürfte. Diese Reichhaltigkeit der Materien, und die Sorgfalt in ihrer Bearbeitung macht aber dem Vf. desto mehr Ehre, da er von sich selbst, und von der Beschränkheit seiner Hülfsquellen im Vorbericht zum *Winter-Quartal* mit einer Bescheidenheit spricht, die wir manchem andern pädagogischen Schriftsteller wünschen möchten, und die zugleich in uns das Bedauern weckt, dass ein so brauchbarer Gelehrter nicht in einem grössern und belohnendern Wirkungskreis (als er den seinigen schildert) sich befindet.

Da jedoch ein Werk von Umfang sowohl im Ganzen, als auch in der weit grössern Halbschied seiner Theile uns sehr gut gefallen kann, indess doch noch in einigen einzelnen Punkten kleine Bedenklichkeiten übrig bleiben: so nehme es der Vf. nicht als einen Hang zum Tadel, oder als eine Absicht, seinen Werth zu verkleinern, sondern als den redlichen Wunsch an, seinem Werke bey einer neuen Auflage (die ihm hoffentlich nicht entgehen wird,) eine noch grössere Vollständigkeit zu geben, wenn wir drey oder vier Bemerkungen hier noch hinzufügen. — Fürs erste haben wir ungern eine Uebersicht, ein Inhalts-Verzeichniss, oder auch wenigstens nur ein Register des ganzen Materien-Vorraths vermisst. Nicht gerechnet, dass dieses bey fast allen reichhaltigen Büchern eine grosse Bequemlichkeit ausmacht, so wird es hier durch einige andere Umstände fast zur Nothwendigkeit. Der Vf. hat weislich die angenehmen, unterhaltendern Gegenstände so vertheilt, dass jeder Monat einige erhalten hat, und keiner allzustark, keiner allzuwenig damit begabt worden ist. Dabey hat aber freylich auch oft etwas Willkür obgewaltet, und man weiss, wenn man nachlesen oder nachschlagen will, oft schwer: wo man es finden soll. Wer z. B. sollte wohl gerade bey der *rothen Kleepflanze* (im Junius. S. 35.) eine ziemlich umständliche Erläuterung des *Blumenschlafes*, oder bey der *Ringelblume* (im Julius. S. 87.) die Erzählung vom *Blitzen einiger Blumen zur Nachtzeit* suchen? Welcher rascher, unerwarteter Uebergang ist es (Junius S. 19.) von der Naturgeschichte der *Bienen* auf die — *Irrlichter*. u. s. w. Verbindungen *dieser* Art sind an sich selbst kein Fehler. Aber die Nutzbarkeit des Werks vermindert sich merklich, wenn das Nachsuchen in ihm mit Schwierigkeit verbunden ist.

Von mehrern Gewächsen, und auch von Thieren spricht der Vf. an verschiedenen Orten, ohne dass wir recht begreifen, warum er die Nachrichten von ihnen *theilt*. So z. B. redet er von der Kartoffel im Julius. S. 43. und im October. S. 37. vom Kürbis im Julius. S. 48. und im October. S. 32. von der Schote im Junius. S. 32. und im Julius. S. 38. u. s. w. Freylich *blühen* diese Gewächse zu einer ganz andern Zeit, als sie Früchte bringen. Aber Zersplitterung der Notizen von ihnen ist doch nicht rathsam; und Wiederholung des schon Gesagten ist es noch minder.

Ziemlich ungleich sind verschiedene Artikel nach Verschiedenheit der Monate bearbeitet, ohne dass sich doch der Grund davon einsehen liesse. So z. B. fängt sich der April und May mit Kalender-Nachrichten von den in diesen Monaten vorkommenden Festen und andern merkwürdigen Tagen, z. B. des Oster- und Pfingst-Festes, der Walpurgis-Nacht u. dgl. m. an. Sie sind, allem Anschein nach aus *Scheffers Uebersetzung des Haltausischen Jahrzeitbuches* genommen; aber sie sind zweckmässig und gut vorgetragen. Warum fehlen sie daher bey den übrigen Monaten? Vorzüglich warum fehlen sie beym December, dessen Unfruchtbarkeit eine Erweiterung dieser Art gar wohl vertragen hätte! oder beym Januar, wo sich einige Erklärungen der Festtäge und Gebräuche gleichsam von selbst anbieten?

Bey weitem der grössere Theil der Nachrichten, die der Vf. seinen jungen Lesern aus dem Thierreiche darbeut, betrifft die Vögel und Insecten; und hier ist er, in jedem Verstande des Wortes, lehrreich. Weit sparsamer sind dagegen die Fische (die doch auch mit den Jahreszeiten wechseln,) und am allerseltensten die vierfüssigen Thiere daran gekommen. Zwar gedenkt er bey Gelegenheit der Jagd des Hirsches, Fuchses, Dachses, Ebers, Hasens, und noch drey oder vier anderer Thiere; aber im Vergleich jener befiederten Geschlechter sind seine Nachrichten hier kurz und sparsam; ja, von den mannichfachen Zucht-Thieren giebt er sich fast ganz allein mit den Schafen (May. S. 26.) ab. Alle übrigen, wie nicht minder die Hausthiere, werden kurz abgefertigt. Warum geschieht das? Sollten sie nicht eine weit grössere Mannichfaltigkeit als fast alle die Sing- und Zugvögel (die sich oft nur in kleinen Punkten von einander scheiden,) dargeboten haben? Gehören sie nicht auch zur Haushaltungs-Kunde, und zu denjenigen Wesen, von welchen sich nach Maassgabe der Jahreszeiten und Monate manches gleichnützliche, als unterhaltende, erzählen lässt?

Dann und wann hingegen scheint den Vf. seine Lebhaftigkeit hinzureissen, und ihn zu Beschreibungen und Schilderungen zu führen, die nicht ganz zweckmässig sind. Wir wollen hier nichts von der fast allzugrossen Umständlichkeit sagen, mit welcher er die Natur der Wurzeln, und der ganzen innern Baum-Structur im *April* untersucht, und dadurch leicht für einen grossen Theil *seines* Publicums zu schwer und zu weitläufig werden dürfte; aber die Geschichte des Herings und seines Fangs (Junius. S. 45—58.) liegt doch wohl, zumal in *der* Weitläuftigkeit, ausserhalb seinem Plan? Denn dieser, wenn wir ihn recht gefasst haben, geht ja nur dahin: die Jahrszeiten und Monate, *in Rücksicht auf Deutschland*, zu schildern. Nun ist der Hering zwar als Nahrungsmittel für Deutschland sehr wichtig. Aber wenn die Gewinnung und Erwerbung alles dessen,

dessen, was von auswärts her, uns zugeführt wird, geschildert und erklärt werden sollte — welch unübersehbares Werk entstände dann daraus!

In Rücksicht des Stils erzählt der Vf. grösstentheils leicht, verständlich, und angenehm; doch laufen dann und wann einige kleine Nachlässigkeiten mit unter. So z. B. bey der Ranunkel (April. S. 73.) sagt er: „Wenn ihre Wurzeln in ein recht leichtes, lockeres, aber nicht mageres Erdreich, das mit etwas „Sande vermischt, und wenigstens 1. bis 1½ Fuss tief, „gut ist, und eben so tief gegraben wird, damit die „kleinen Wurzelfasern darin recht wuchern können, „gelegt werden, so erlangt man nicht nur ausser„ordentliche schöne und grosse Blumen, sondern „auch, anstatt dass man, wenn die Wurzeln nach der „gewöhnlichen Art in seichtes Erdreich verpflanzt „werden, ungefähr sechs bis acht Blumen erhält, „dagegen von einer Wurzel wohl zwanzig bis dreyssig „der schönsten Blumen bekömmt, wenn die zarten „Wurzeln recht tief in den Boden hinunter gehen „können." — Welcher zusammen geschobner, verwickelter, und überdiess in der letzten Hälfte ganz falsch construirter Periode! — Auf der nächsten Seite sagt er von den Tulpen: „Uebrigens sind diese „Blumen zwar sehr schön, aber fast ohne Geruch, „wie ein schönes Gesicht ohne Geist." Das klingt völlig, als ob jedes schöne Gesicht ohne Geist wäre; und so lieblos hat doch wohl der Vf. von den schönen Gesichtern nicht urtheilen, sondern nur andeuten wollen: dass sie zuweilen auch ohne Geist seyn könnten? — Eben so wenig ist es wohl ächter Witz, wenn er S. 86. des Winters sagt: „*So schlimm*, als „es auch der März mit seiner Unfreundlichkeit meynen mag, so muss er doch *sich selbst zum Possen*, „noch damit nützlich seyn." — Geschichtchen, wie das vom Müller (März. S. 83.) und von dem in der Wiege angeschwommenen Kinde, das seinen Retter nachher zur Dankbarkeit nie anders, als: *Vater, lieber Vater!* genannt habe, zwecken wahrscheinlich auf das Vergnügen der *kleinen* Leser ab. Aber, wie schon gesagt, scheint der Vf. sonst, für ein schon erwachsenes Publicum gearbeitet zu haben; und wenn er jene anlocken und festhalten wollte, müsste er auch Erzählungen öfter, als er wirklich thut, einweben.

Uebrigens sind alles das *nur schwache Nebelflecke*, die sich (sobald Hr. M. *Hausius will*) *bald weglöschen lassen*. Sein Unternehmen verdient *in allem* Betracht Beyfall und Aufmunterung. Stich und Ausmalung der Kupfertafel ist nicht allemal vorzüglich, doch grösstentheils gut: vom Preis wäre zu wünschen, dass er etwas geringer seyn *könne*, damit dieses Werk um so gemeinnütziger werden möge.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. (*Doesburg*): *Jets over Consuls en eerste Consuls*; een Stukje tot nut en vermaak (;) door *Jan Buitenvrees.* 1801. 70 S. 8. (6 St. oder 4 gr.) Eine Flugschrift, die dazu bestimmt ist, das Publicum auf eine politische Veränderung vorzubereiten. Der ungenannte Vf., der sogenannte *Hans Ohnefurcht*, (er soll ein Deutscher seyn, der sich viele Jahre in den vereinigten Niederlanden aufgehalten hat, und seit mehreren Jahren in der Provinz Over-Yssel privatisiret,) stellt in einem komisch seyn sollenden Stile, die Geschichte der Consular-Würde bey den ältesten Völkern der Erde zusammen; nimmt bald die Miene eines Propheten, bald die eines Physiognomen, bald die eines Geschichtschreibers, und bald die eines Satirenschreibers an. In diesem buntscheckigen Gewande sucht er historisch, doch ohne alle Sprachkenntniss und historische Beweise darzustellen: dass das Consulat bis zum Heerführer *Moses* (S. 21.) hinaufreiche, und dass *Samuel* als oberster Richter in Israel, der Ober-Consul des hebräischen Volks gewesen sey, anderer Beyspiele von Consul- und Präfecten-Würden, die aus dem alten und neuen Testamente, oft mit affectirter Laune, herbeygezogen werden, nicht zu gedenken. *Regieren* und *Regierungsform* werden S. 25. mit einem *Pferde* verglichen, das durch Zaum und Zügel, bald Links, bald Rechts geleitet wird. Diese und mehr andere gewöhnliche Beyspiele, die zur Belehrung des Pöbels, und zur Versinnlichung seiner Begriffe geeignet sind, gehören nicht in eine Schrift, wie die gegenwärtige, die mit unter manchen Scharfblick verräth. Dass der Vf. selbst eine richtige Vorstellung von den zwey Haupt-Verschiedenheiten der Regierungsarten, der monarchischen und republikanischen, hatte, erhellt aus seiner Schilderung der Mängel und Fehler beider Constitutionsformen. Um zu entscheiden, zu welcher Classe von Regierungsart man die Batavische *zählen müsse*, wirft er folgende Fragen auf: *Wat zyn wy Bataaven? Hoe is het tegenwoordig met ons gesteld, en wat zal by slot van rekening van ons worden?* — In der Beantwortung derselben sagt er die traurige Wahrheit, dass der alte holländische Reichthum die zuvor, und wenigstens vor dem J. 1780 nie gekannten Laster, als: Uebermuth, Stolz, Unterdrückung, Herrschsucht, Zwietracht und Partheylichkeit, (Rec. setzt noch hinzu: *wechselseitige Rache*) hervorgebracht habe. Um dieses anschaulich zu machen, geht er S. 53. ff. in die Zeiten zurück, in der die frühern Bewohner der Niederlande es sich sorgfältig angelegen seyn liessen, durch Frugalität und Sparsamkeit, den Wohlstand der Nachkommenschaft zu gründen und zu befestigen; und zeigt zugleich durch Beyspiele neuerer Zeiten, dass Uneinigkeit das Verderben der Staaten unvermeidlich herbeyführe, u. s. w. Endlich kommt er S. 60. auf den Zweck der Schrift, wobey die so eben erwähnte dritte Frage, in einem sogenannten *Schuitengespräch* abgehandelt und S. 70. dahin entschieden wird, dass der äusserst gesunkene Wohlstand der *vormals vereint gewesenen Niederlände*, durch kein anderes Mittel von dem Rande des Verderbens gerettet werden könne, als, den Erbstatthalter *Prinzen von Oranien, zum ersten Consul der Batavischen Republik* zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. März 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, in der Sommer. Buchh.: *Physisch-Medicinisches Journal.* VI Hefte July — December. 1800. 481—962 S. 8. mit Kupfern. (Jedes Heft 10 gr.)

Diese Zeitschrift, deren Plan wir ausführlich in unserer Anzeige der ersten 6 Stücke (A. L. Z. 1801. Nr. 39) auseinandergesetzt haben, behauptet ihr Interesse durch Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit des Inhalts. Doch müssen wir erinnern, dass bey weitem die meisten Aufsätze medicinisch-praktisch sind, und dass der eigentliche Physiker und Naturforscher wenige Befriedigung finden wird. Auch bleiben immer noch die vorzüglichsten Quellen des Herausgebers englische Journale und Schriften sowohl des Mutterlandes als der nordamerikanischen Freystaaten. Wir können uns auch diessmal nur auf eine kurze Inhaltsanzeige der Aufsätze einlassen.

Julius. 1. *Joh. Königs Beschreibung einer von Simpson erfundenen Vorrichtung, Zähne in senkrechter Richtung auszuziehen.* Erläutert durch eine Kupfertafel. 2. *Sam. C. Mitchill über die ausdünstbaren Flüssigkeiten des menschlichen Körpers in Beziehung auf ihre Umwandlung in fäulnissartige und pestilenzialische Materien.* Ausser dem ölichten Wesen bestehe die Ausdünstung vorzüglich noch aus wässerichter Feuchtigkeit, welche etwas Kohlenstoff, Phosphor und Fäulungsstoff (Stickstoff) nebst einem Ueberschusse von Sauerstoff zu begleiten scheinen. Davon werde das Oberhäutchen, das der Vf. unorganisch nennt, und als ein natürliches Hemd ansiehet, verunreiniget. Obenbenannte Stoffe verwandeln sich auf der Oberhaut oder in die Kleidungsstücke abgesetzt durch einen rein chemischen Process in Säuren. Daher der Nutzen der Laugensalze, der Seife beym Waschen. Die verdorbenen thierischen Aussonderungen auf der Oberhaut, wenn sie sich in Wäsche und Kleidern anhäufen und verdichten, machen diese nicht nur zum Verfaulen geneigt, sondern nehmen auch die Natur eines pestilenzialischen Giftes an, und verbreiten dann rund um sich pestilenzialische Dünste. Auf diese Art werden am Bord der Schiffe die nach Westindien fahren, ohne irgend eine Ansteckung von aussen, bösartige und selbst das gelbe Fieber erzeuget. Auch chronische Ausschläge sollen von diesen septischen Erzeugnissen herrühren. Papiergeld, Schuhe, in denen sich solche septische Flüssigkeiten anhäufen, können auf diese Art ein Krankheitszunder werden. 3. *Georg Mosman über den Gebrauch des kalten Wassers bey der Scarlatina cynanchica.* Er wandte in 7 Fällen einer mit starkem Fieber verbundenen *Scarlatina cynanchica* das Befeuchten des ganzen Körpers mittelst eines in kalten Weinessig getauchten Schwammes mit dem glücklichsten Erfolge an. In allen Fällen starker trockener Fieberhitze fand er den äusseren Gebrauch kalter Flüssigkeiten heilsam, der Puls wurde dadurch merklich langsamer, und die Kräfte vermehret, und er stimmt *Curries* Methode aus eigener Erfahrung bey, doch widerräth er diese Anwendung aufs strengste bey dem mindesten Froste, oder so oft sich eine geringe Neigung zur Ausdünstung zeige. 4. *Th. Hall über eine besondere Abänderung des St. Veitstanzes, wo das salpetersaure Silber gute Dienste geleistet hat.* Das salpetersaure Silber wurde mit Semmelkrumen in Pillen anfangs nur zu einem Sechstel Gran täglich gegeben, aber allmählich bis zu 2 Granen gestiegen. 5. *Baynton's gesammelte Fälle, wodurch seine Methode Geschwüre der Unterschenkel zu heilen bestätiget wird.* 6. *Jeaffreson über eine merkwürdige Geschwulst zwischen dem Mastdarme und der Mutterscheide.* Die ganze Nachricht ist höchst unbefriedigend, da man bloss aus den Symptomen und dem Zufühlen auf eine solche Geschwulst schloss, von der aber nichts näheres bestimmt werden konnte.

August. 1. *Fortgesetzte Geschichte der Kuhpocken. Pearsons* fernere Bemerkungen über die Kuhpocken. Kurze Resultate günstig für diese neue Inoculations-Methode. Doch rechnet P. einen Todesfall auf 2000 Geimpfte. J. F. *Dawis* über einige Fälle der Kuhpockeneinimpfung. *M. Ward* über einige Fälle eingeimpfter Kuhpocken. In einem Falle waren zusammenfliessende Kuhpocken eingetreten, und die Krankheit war in jeder Hinsicht bedenklich. In mehrerern andern Fällen hatte die Kuhpockeneinimpfung nicht gefasst. Da wo sie wirksam gewesen war, hatte gemeiniglich ein Ausbruch von mehreren Pusteln statt gefunden. 2. *Ueber den rothen Fingerhut. L. Maclean über die Zubereitung, den Gebrauch und die Wirkung des rothen Fingerhuts.* Er fand durch seine Erfahrungen dessen Nutzen in schwindsüchtigen, asthmatischen Zufällen, Schwerathmigkeit und andern chronischen Krankheiten der Brust und der Lungen bestätiget, doch schlug seine Anwendung öfters auch fehl. In einem Falle von Epilepsie in Substanz gebraucht, leistete er auffallende Dienste, in einem andern half er nichts. Dann giebt er einige nützliche Vorschriften für Apotheker zur Sammlung und Trocknung der Blätter des Fingerhutes, und zur Berei-

reitung der geistigen Tinctur, welcher er in der Schwindsucht den Vorzug giebt. Die Wirkungsart des Fingerhutes bestehet nach dem Vf. in einer Herabstimmung der krankhaften Erregbarkeit, und er setzet bey dieser Gelegenheit den Meynungen anderer Aerzte hierüber einige bedeutende Einwendungen entgegen. *Thomas Henry über den rothen Fingerhut und über Einreibungen mit Mohnsaft. Sherwen über den Nutzen des rothen Fingerhuts in der Wassersucht, Schwindsucht u. s. w.* Es wird von dem Vf. eine Stelle aus *Salmons* schon vor ungefähr 100 Jahren erschienenen *Botanologia or British Herbal* angeführt, in welcher bereits der Fingerhut als ein Specificum gegen die Lungenschwindsucht angepriesen wird. *Macleans fernere Bemerkungen über den rothen Fingerhut.*

September. 1. *Fortgesetzte Geschichte der Kuhpockeninoculation. Ge. Pearson über die ferneren Fortschritte der Kuhpockeinimpfung.* Die hier angegebenen wichtigen Resultate sind für die Kuhpockenimpfung durchaus günstig. Der Vf. rechnet einen Todesfall auf 200 Impfungen mit Menschenblattern. Diess Verhältniss scheint uns doch zu gross angenommen zu seyn. Rec. verlor von 300 Inoculirten, bey denen nicht einmal eine Auswahl getroffen werden konnte, keinen Einzigen. Durch seine und seiner Correspondenten Erfahrungen scheinet es Hn. P. nun ausser allem Zweifel zu seyn, dass ein Körper welcher nicht die Kuhpocken, aber wohl die Blattern gehabt hat, die Kuhpocken und das specifische Kuhpockenfieber nicht bekommen könne. Da zugleich der Satz ausser allem Zweifel sey, dass ein Mensch welcher die Blattern ausgestanden hat, diese Krankheit nicht zum zweytenmal bekommen könne, und dass derjenige, welcher die Blattern nicht, aber wohl die Kuhpocken gehabt hat, die Blattern nicht bekommen könne, so folge auch daraus, dass eine Person, welche die Kuhpockenkrankheit ausgestanden hat, dieselbe Krankheit durch das Kuhpockengift nicht wieder bekommen könne. 2. *Joh. Sims über den Gebrauch des kaustischen flüchtigen Laugensalzes in der Schwangerschaft.* Gegen alle aus Säure der ersten Wege entspringenden Zufälle der Schwangerschaft fand der Vf. das ätzende flüchtige Laugensalz wirksamer als alle übrigen Säuretilgenden Mittel. Flüchtiger Hirschhorngeist vertrat die Stelle davon keineswegs. 3. *Joh. Sims Bemerkungen über die Kuhpocken.* Eine kurze Nachricht von einer gewissen Martha Angel, welche die Kuhpocken 1760 sehr heftig, in grosser Menge und unter äusserst schlimmen Zufällen gehabt hatte, und welcher 1790 die Blattern eingeimpft wurden, welche sie auf die gewöhnliche Weise bekam. Der Heftigkeit der ersten Krankheit nach zu schliessen, waren es vielleicht keine wahren Kuhpocken, und konnten also auch nicht gegen die Blattern schützen, oder schützen vielleicht die Kuhpocken nur auf eine gewisse Zeit? 4. *Alex. Marcet über einen Fall der Harnruhr.* Nebst der Leichenöffnung. 5. *Rich. Saumariez über das Zeugungsgeschäft und das Lebensprincip.* 6. *R. B. M. über thierische Anschwängerung.*

October. *C. Browns Bemerkungen über die Wichtigkeit anatomischer Kenntnisse in der praktischen Arzneykunde, nebst Beobachtungen über zwey Fälle des innern Wasserkopfes.* In dem einen Falle fand man die beiden Seitenhirnkammern mit Wasser angefüllet, welche durch die zerrissene durchsichtige Scheidewand freye Communication mit einander hatten. Der Trichter war hohl, und mit einer durchsichtigen Flüssigkeit angefüllet. 2. *J. Barlow über Mohnsafteinreibungen.* Sie zeigten sich in dem Ober- und Unterschenkel wirksam in einem äusserst schmerzhaften den Brand drohenden Geschwür des Arms bey einer Kranken, deren Magen alles wieder von sich gab. 3. *G. D. Yeats weitere Nachrichten über Mayow.* 4. *Joh. Proctor der jüngere über die Verdichtung des Weinessigs.* Der Vf. räth, reine Kreide im Weinessige aufzulösen, bis derselbe gesättiget ist; wodurch man eine Auflösung essigsauren Kalkes erhalte, von welcher man so viel wässerige Theile als man wolle durch Verdünstung abscheiden, und dieselbe dann durch Schwefelsäure zersetzen könne, wo man dann die Essigsäure in jedem erfoderlichen Grade von Stärke erhalte. 5. *Jac. H. Spry über einen merkwürdigen Fall des innern Wasserkopfes.* Die ersten Spuren des Uebels hatten sich anderthalb Jahre vor dem Tode schon eingestellet, und bestanden in einer ungewöhnlichen Schläfrigkeit, die zu derselben Stunde des Tages eintrat. 6. *W. Bache über einen glücklich geheilten Fall der Schwerathmigkeit.* 7) *Medicinischer Nekrolog.* a) *Joh. Ingenhousz.* b) *Wilh. Withering.* c) *Jos. Black.* 8. *J. Evans über die Einimpfung der Kuhpocken.* Acht und sechzig Patienten von drey Monaten bis 22 Jahr alt überstanden unter der Behandlung des Hn. E. die Kuhpocken glücklich, ohne dass auch nur ein beunruhigendes Symptom eingetreten wäre. Neun und dreyssig bekamen einen Ausschlag, aber nur bey zweyen erreichten die Pusteln eine Art von Zeitigung. Zwölfen wurde nochmals ohne allen Erfolg kräftige Blatternmaterie eingeimpfet. 9. *Rob. Bree über die Anwendung des rothen Fingerhutes bey der Verzehrung.* In 8 hier kurz erzählten Fällen von Lungenschwindsucht leistete der Fingerhut nichts und zeigte sich vielmehr schädlich.

November. *J. H. C. Clutterbuck über einen zweydeutigen Fall des Wasserkopfes.* Der Fall ist dadurch merkwürdig, dass die am meisten charakteristischen Kennzeichen des Wasserkopfes fehlten, ungeachtet die Leichenöffnung das Daseyn desselben aufs deutlichste bewies. Der Vf. macht einige schätzbare Bemerkungen über die Behandlungsart und Natur des innern Wasserkopfes. 2. *J. C. Brown über die Behandlung des innern Wasserkopfes.* 3. *Rich. Saumariez über das Zeugungsgeschäft und das Lebensprincip.* (Fortsetzung). Der Vf. sucht vorzüglich *Haightons* neuere Hypothese über die Befruchtung zu widerlegen. Er hält es für nothwendig zur Befruchtung, dass

dafs der Saamen durch die Muttertrompete bis an die Eyerstöcke gebracht werde, und die gegenseitige Berührung des Saamens und der Eyer siehet er für die nächste Ursache der Anschwängerung an. Die Saamenfeuchtigkeit theile die charakteristischen Eigenschaften des Männchens mit. Hingegen auf den Fallopischen Trompeten welche den Saamen überleiten, und auf der aus den Bläschen der Eyerstöcke zum Vorschein kommenden Flüssigkeit beruhen die charakteristischen Eigenschaften des Weibchens. Ueber das Lebensprincip findet man hier Vorstellungen, deren Grundlosigkeit längst erwiesen ist. 4. *C. Brown über die Behandlung des Wasserkopfes.* Der Vf. empfiehlt sehr die Cantharidentinctur. 24 Tropfen zweymal täglich zum Anfange möchten doch eine zu grosse Dosis, selbst für ein mehr erwachsenes Kind seyn. 5. *Rich. Croft über einen Fall der Kuhpockenimpfung.* Eine Widerlegung eines falschen Gerüchtes, als wenn sein Kind an den Kuhpocken gestorben wäre. Zu unbedeutend für ein solches Journal. 6. *Rob. Holt* Pfarrer zu Finmere, *über die Einimpfung der Kuhpocken.* Sie wurde von dem Pfarrer an mehr als 300 seiner Pfarrkinder mit dem glücklichsten Erfolge vorgenommen, und bey mehrern die Gegenprobe gemacht. Auch erzählt Hr. H. mehrere Fälle von Kuhpocken, die durch eine natürliche Ansteckung die Kranken befallen hatten, und wodurch sie sämmtlich gegen die Blattern und einige unter ihnen schon viele Jahre hindurch geschützt blieben, 7. *Walter Vaughan über die tödtlichen Folgen einer Aderlass.*

December. 1. *C. R. Aikin Versuche und Beobachtungen über gewisse Empfindungen des Auges in Beziehung auf die Theorie des Sehens.* Enthält einige merkwürdige Versuche über die Gesichtsempfindungen, welche durch einen Druck auf den Augapfel an verschiedenen Stellen erzeuget werden. Der Vf. sucht zu beweisen, dafs die dunkeln Flecken, die wir in solchen Fällen zu sehen glauben, von einem Reize auf die Netzhaut (durch diesen Druck) herrühren, und dafs sich der scheinbare Ort dieser Flecken nach den gewöhnlichen Gesetzen des Sehens richtet. 2. *C. Colman über eine merkwürdige Empfängnifs ausserhalb der Gebärmutter.* Der Foetus, der vier Monate über die bestimmte Zeit getragen worden war, wurde durch eine Oeffnung in der Mutterscheide, die von selbst entstanden war, glücklich durch allmählige Zerstückelung herausgezogen. Es war zugleich eine Communication zwischen dem Darmkanale und der Mutterscheide eingetreten, durch deren widernatürliche Oeffnung die Excremente zum Theil abgiengen. Doch liefs sich alles zur Besserung an. 3. *W. Sandford über eine sonderbare Structur der äussern Zeugungstheile bey einem Kalbe.* Nebst einer Kupfertafel. Aeusserlich schien das Kalb einigermafsen ein Zwitter zu seyn. Bey genauerer Untersuchung zeigte sich aber, dafs es ein wahres Männchen sey. 4. *J. T. über eines der Mittel, deren sich das Auge bedienen soll, um sich den verschiedenen Entfernungen der Objecte anzupassen.* Gegen Monro, dafs das Zusammenkneifen der Augenlieder nahe Gegenstände nicht durch einen Druck auf den obern und untern Rand der Hornhaut, wodurch diese convexer werde, sondern durch Ausschliefsung der zu schief auffallenden Lichtstralen verdeutliche. 5. *Joh. Ring über die üblen Folgen ungeschickt angestellter Aderlässe.* 6. *Wilh. Blairs Beytrag zur Geschichte der Lustseuche.* 7. *Wilh. Owen über denselben Gegenstand.* Beide kurze Notizen betreffen die Uebersetzung eines alten Walliser Manuscriptes, aus welchem erhellen sollte, dafs schon im J. 1494 die Lustseuche in England existirt habe, und selbst König Heinrich VII davon befallen gewesen sey. Blairs Gegengründe scheinen überzeugend. 8. *C. Wilkinson über die Luftblase der Fische.* 9. *Rob. Bree über die Anwendung des rothen Fingerhutes bey der Verzehrung.* (Fortsetzung.) Hier ist ein Fall erzählt, in welchem sich der Fingerhut auffallend heilsam bewies, sowohl in Pulvergestalt als auch als Tinctur gebraucht. Ungeachtet der Puls von 100 bis auf 40 in einer Minute herabgesunken war, und in dieser ungewöhnlichen Langsamkeit mehrere Wochen beharrte, so klagte der Patient doch über keine besondern Beschwerden, und spürte blofs eine allgemeine Mattigkeit. Die Krankheit war zum Theil noch nicht so weit gediehen als in mehreren der im Octoberhefte erzählten Fälle, theils in ihren Zufällen etwas abweichend. 10. *Mitchill über den Ursprung und die Verhütung einiger Krankheiten der menschlichen Zähne und Knochen.* Auch hier läfst Mitchill seine septische Säure die Hauptrolle spielen. 11. *Mitchil über Soda als die alkalische Basis der thierischen Galle und des Seesalzes.* Sinnreiche Bemerkungen über die Rolle, welche die Soda in manchen Salzverbindungen spielet, um die sich im Fleische, das aufbewahrt wird oder in thierischen Körpern entwickelnde und mancherley krankhafte Zufälle erzeugende septische Säure zu binden, die weitere Prüfung verdienen.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

JENA u. LEIPZIG, b. Frommann: *Heinrich von Feldheim, oder der Officier, wie er seyn sollte.* Ein Beytrag zur militärischen Pädagogik. *Erster Theil.* 1801. 352 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Sehr richtig ist es, wenn der Vf. urtheilt, dafs bey dem fortschreitenden Geist der Zeiten auch unsre militärischen Erziehungsschulen oder Cadettenhäuser einer Verbesserung bedürfen; um so mehr, da die Zöglinge dieses Standes zu den höhern Classen des Staates gerechnet werden. Diesem Mangel hat der Vf. hauptsächlich entgegenarbeiten wollen, und daher in diesem Werke einen Plan zur besseren Bildung der Zöglinge des militärischen Standes und der Cadettenhäuser gezeichnet. Er hat dazu das Vehikel eines Romans gewählt, indem er uns die Geschichte eines geschickten Officiers Feldheim erzählt, diesen endlich zur Belohnung seiner Dienste Chef

Chef der Cadetten-Anstalten werden und ihn hier seine in dieser Rücksicht entworfenen Plane ausführen läfst. So hat diese Schrift eine doppelte Seite, eine dichterische und eine pädagogische, wobey aber der Vf. erklärt, dass, da die erstere blofs Vehikel sey, er mehr nach der letztern beurtheilt zu werden wünsche. Indessen braucht er auch die Kritik über jene, sobald man davon ausgeht, dass sie nicht Hauptzweck war, nicht zu scheuen; denn, ohne eben viel dichterische Phantasie zu verrathen, ist doch die Einkleidung leicht und geschmackvoll. Was aber den pädagogischen Theil betrifft: so geht die Haupttendenz des Vf. dahin, dass die Bildung der Cadetten wissenschaftlicher werden müsse, als sie bisher gewesen, worüber er einen ausführlichen Unterrichtsplan mittheilt. Es ist wohl nicht zu leugnen, dass wissenschaftliche Bildung und zwar in höherm Grade als bisher gewöhnlich statt fand, den jungen Zöglingen des Kriegsstandes zieme, und manche in dieser Rücksicht gethane Verbesserungsvorschläge des Vf. sind gewiss heilsam und nützlich, aber manches dürfte doch auch zu hoch angelegt, und wenigstens nur in grofsen Staaten, und bey reichen Hülfsquellen, ausführbar seyn. So verlangt der Vf. einen sechsjährigen Aufenthalt im Cadettenhause, während dessen der Zögling durch sechs Classen zu gehen habe, und in jeder dieser Classen wieder zwey verschiedne Abtheilungen. Auch sind der Disciplinen, die er vorgetragen wissen will, zu viele, und da er verlangt, dass ein und derselbe Lehrer zu nicht mehr als höchstens zwey derselben angestellt werden dürfe, so würde eine grofse Zahl von Lehrern dazu erfoderlich seyn. Wenn man auch dem Vf. darum etwas mehr einräumen will, weil er selbst diesen Plan als das Maximum oder die weiteste Gränze der Anstalt, wornach hernach kleinere modificirt werden können, angiebt: so dürfte doch auch manches für das Maximum zu weit seyn. Wozu z. B. ein Cursus der Geographie durch fünf Classen also fünf Jahre, oder Uebungen in der Declamation erfoderlich seyen, ist schwer abzusehen: Gewiss würde es die gute Sache des Vf. mehr gefördert haben, wenn er etwas gemäfsigter in seinen Wünschen gewesen wäre, da man weiss, wie gern die Feinde jeder Reformen wegen einzelner zu weit getriebener Foderungen sogleich das Ganze durch den Machtspruch des Unausführbaren verwerfen. Leider aber ist es der Fehler so vieler unserer Pädagogen, dass sie nie das Mittel halten können, sondern aus ihren Zöglingen, die für andere bürgerliche Verhältnisse bestimmt sind, immer auch grofse Gelehrte bilden wollen. Schwerlich ist auch die Idee des Vf. *zu realisiren*, *dass kein Lehrer, sondern blofs der Director des Instituts solle* strafen dürfen. Freylich muss der Lehrer an gewisse Vorschriften in Rücksicht der Strafen gebunden seyn, aber diese muss er auch vollziehen dürfen, da unmöglich der Director mit jeder kleinen disciplinarischen Züchtigung behelligt werden kann. Ein guter Gedanke des Vf. ist, dass er die adelichen Unterofficiers in den Cadettenhäusern, die sich immer zu grofse Freyheiten herausnehmen, ganz abgeschafft, und dagegen weitere und engere Ausschüsse aus den Zöglingen zur Aufsicht über die andern gebildet wissen will, in welche einer nach Maasgabe seines Betragens kommen soll. — Der zweyte Theil soll Ideen über die Bildung der bereits wirklich angestellten jungen Officiere enthalten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Breslau u. Leipzig*, b. Gehr u. Comp.: *Morgengebete zur Vorerweckung der Andacht in den öffentlichen Gottesverehrungen der Christen.* 1800. 53 S. 8. (4 gr.) Der Vf. dieser Gebete, nach dem Vorberichte ein Prediger, liefert hiermit einen Beytrag zur Liturgie. Seine Arbeit würde mit Dank anzunehmen seyn, da wir noch wenig gute Morgenandachten zum Gebrauch bey dem öffentlichen Gottesdienste besitzen. Allein Rec. kann sie nicht empfehlen. Verschiedene dieser Gebete befinden sich stückweise schon in andern Sammlungen, und der Vf. hat sie nur zu seinem Zweck verändert und abgekürzt. Andere sind aus seiner eignen Feder. Sie scheinen uns alle zu kurz, zu leer für den Verstand, zu wenig andringlich an das Herz. Eins davon zur Probe. S. 44. Am *Johannisfeste*: „*Angebeteter* und *anbetungswürdiger* Gott! Unzählbar sind deine Wohlthaten, die du, *als der milde Geber derselben*, uns allen insgesammt, so wie einem jeden insbesondere ertheilst. Deiner freut sich die ganze unermefsliche Schöpfung, und wir mit ihr. Dir, du Urheber alles Lebens! danken (verdanken), wir unser Daseyn, unsre Seele und unsern Körper, unsre Vernunft und unsre Sinne. Wir leben durch deine *Allmachtskraft*, und aus deiner wohlthuenden Hand empfangen wir neue Stärke von einem Tage zum andern. Herr! *Thue selbst unsern Mund auf*, damit wir für alle diese Wohlthaten, *wie dort dein frommer Knecht Zacharias*, dich *recht* loben, dir *recht* danken mögen. Und wenn wir *dann* (?) *diesen* (?) unsern Dank auch durch unsren Wandel äufsern; wenn wir dir dienen unser Lebenlang in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die dir gefällig ist; dann hör' (e) nie auf, uns zu segnen und (uns) wohlzuthun *und richt' unsre Füfse auf den Weg des Friedens.* Amen." Es bedarf wohl keiner Rechtfertigung, warum uns die cursiv gedruckten Ausdrücke missfallen. Nur eine Frage: Was denkt sich wohl der gemeine Mann bey der letzten morgenländischen Floskel?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. März 1802.

GESCHICHTE.

Gotha, b. Perthes: *Nekrolog auf das Jahr 1796. Enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahre verstorbener Deutschen.* Gesammelt von *Friedrich Schlichtegroll. Siebenter Jahrgang. Erster Band.* 1799. 328 S. *Zweyter Band.* 1800. 432 S. *Auf das Jahr 1797. Achter Jahrgang, erster Band.* 1801. 414 S. *Zweyter Band.* 1801. 357 S. 8. (4 Rthlr.)

Wenn ein Nekrolog, wie es bey dem gegenwärtigen der Fall ist, nicht blofs eine trockne Aufzählung der Perfonalien, fondern ausführliche und charakteristische Lebensbeschreibungen der darin aufgenommenen denkwürdigen Männer enthalten soll: so kann die Erscheinung desselben unmöglich mit dem Ablauf der Jahre, in welchen diese Männer starben, gleichen Schritt halten; fondern sie muss sich nothwendig etwas verspäten. Durch diese Verspätung gewinnt solch ein Institut unstreitig wesentliche Vortheile. Der Herausg. kann indess nicht nur die Angehörigen, die Freunde und näheren Kenner der Verstorbenen zur Mittheilung genauerer und vollständigerer Nachrichten einladen; fondern auch von den über die Meisten einzeln erscheinenden Biographien oder Denkschriften für seine Sammlung Gebrauch machen. Dass Hr. Prof. *Schlichtegroll* es an Bemühungen um den Gewinn dieser Vortheile für seinen Nekrolog und für die Leser desselben nicht fehlen läst, wissen diese schon aus den vorhergehenden Bänden, die so manche schätzbare, reichhaltige und lehrreiche Biographie geliefert haben. Nicht weniger ist das in der hier anzuzeigenden Fortsetzung der Fall, wie sich schon aus einer kurzen Anzeige ihres Inhalts ergeben wird.

Siebenter Jahrgang, erster Band. I. *Friedrich Moritz*, Reichsgraf von *Nostiz* und *Rhineck*, k. k. wirkl. Geh. Rath und Feldmarschall, gehörte unter die achtungswürdigsten Männer des grofsen Staats, in welchem er lebte. Vaterlandsliebe im hohen Grade, Strenge in Erfüllung jeder Pflicht, ein fast leidenschaftlicher Hang zur Wohlthätigkeit im Stillen, waren die Grundsätze seines Charakters. Eine kurze Denkschrift von *Sonnenfels* ist bey dieser Erhaltung seines Andenkens benutzt worden. II. *Joh. Heinr. Häfslein*, Rechnungs-Syndikus in Nürnberg, ist nicht nur den Freunden altdeutscher Literatur und Sprache vortheilhaft bekannt, fondern er war auch seiner edlen Denkart wegen der Auszeichnung werth. *Gräters* Denkmal in der Bragur, an deren Herausgabe er nur während einer kurzen Zeit Theil nahm, war hier eine der vornehmsten Quellen; seitdem hat ihm jedoch dieser sein Freund in der zweyten Abtheilung des sechsten Bandes jener Zeitschrift noch ein besondres Todtenopfer gewidmet. III. Fürst *Heinrich August* zu *Hohenlohe-Ingelfingen* starb als 81jähriger Greis nach einem in fester Redlichkeit und mit innerer Würde geführten Leben. Um seine Familie erwarb er sich das Verdienst, das Recht der Erstgeburt mit Bestätigung des Kaisers in dieselbe einzuführen. IV. *Aug. Ant. Christ. Wichmann*, ein talentvoller Jüngling, aus Hannover gebürtig, ein Sohn des dortigen Leibarztes, den der Herausg. selbst während seines Studierens in Gotha näher, und so gekannt hat, wie ihn hier ein Mann schildert, der ihn lange beobachtete, und ihm Vieles gewesen war. Für junge Leute enthält dieser Auffatz viel lehrreiches, und seine letzte Leidensgeschichte überall viel Rührendes. V. *Joh. Peter Uz*, der mit seinen bekannten grofsen Verdiensten um die lyrische und didaktische Poesie einen sehr edeln und liebenswürdigen Charakter verband. Diese Lebensbeschreibung ist durch handschriftliche Nachrichten über ihn, und mitgetheilte Briefe von *Uz* an seine Freunde, besonders an *Gleim*, vollständiger, als die bisherigen geworden. Unter andern erscheint hier die strenge Tugend des edeln Mannes, und sein Eifer gegen den Missbrauch der Dichtkunst zum Dienste der Unsittlichkeit, in dem vortheilhaftesten Lichte, wenn er auch manchmal, besonders in seiner Unzufriedenheit mit *Bürger* und andern jüngern Dichtern zu weit gehen mochte. VI. *Joh. Christoph Pflaum*, Lehrer am reform. Gymnasium zu Heidelberg, bisher zwar durch kein Zeitungslob oder schriftstellerischen Fleifs bekannt, aber ein talentvoller, originaler, strenge redlicher und höchst gewissenhafter Mann. Die Heidelbergische Universitätsbibliothek brachte er mit unbeschreiblicher Mühe in Ordnung, und erhielt sie darin; vorzüglich aber erwarb er sich durch Geschicklichkeit und Pflichteifer grofse Verdienste um das dortige Gymnasium. Seine Sonderbarkeiten waren Folgen der Erziehung, und die unschädlichsten von der Welt. VII. *Gottlieb Aug. Maximil.* Freyherr von *Straufs*, Kurmainz. Minister und Gesandter zu Regensburg; ein überaus würdiger und einsichtsvoller Staatsmann, der sich um sein Vaterland sehr verdient machte, wo das Wohl des Landmannes der vornehmste Gegenstand seiner Fürsorge war. Mehrere heilsame Anstalten wurden durch ihn befördert und geleitet. Auf dem Reichstage zu Regensburg bewies er sieben Jahre lang die gröfste Klugheit und Thä-

Thätigkeit. VIII. *Joh. Melchior Heuschkel*, Herzogl. Coburg-Saalfeld. Geh. Rath und Kanzler, ein rechtschaffner und gewissenhafter Rechtsgelehrter, dessen Religionsgrundsätze sich denen der Herrnhuter Brüdergemeine näherten. IX. *Joh. Adolph Schinmeier*, der, nach Bekleidung verschiedner geistlicher Aemter und Würden, als Superintendent zu Lübeck starb, nachdem er ein durch Beharren in stiller Wirksamkeit sehr wohlthätig gewordenes Leben geführt, und überall seinem Stande Ehre gemacht hatte. X. Dr. *Joh. Karl Gehler*, Prof. der Therapie und Stadtphysikus zu Leipzig, wo er des ehrenvollsten Andenkens geniesst, dessen er sich durch treffliche Eigenschaften seines Geistes und Herzens auf eine ausgezeichnete Art würdig machte. XI. *Petronelle Christiane Josephe Klüber*, geb. *Zeizer*, in Erlangen, aus Ostindien gebürtig, Gattin des berühmten Erlangischen Rechtslehrers, von schönen Anlagen des Charakters, die auch eine glückliche Ausbildung erhalten hatte. Unter ihren Talenten zeichnete sich besonders die Gabe aus, Sprachen durch Uebung zu erlernen. XII. *Joh. Philipp Siebenkees*, Prof. der Philosophie zu Altdorf, der vorher beynahe sechs Jahre lang als Hauslehrer in Venedig lebte, und dessen philologisches Verdienst aus seinen gelehrten Arbeiten, besonders durch die von ihm angefangne Ausgabe des *Strabo*, und seine *Anecdota Graeca*, bekannt genug ist. XIII. *Joh. Jac. Steinbrüchel*, Prof. zu Zürich, wird hier nach der lateinischen Denkschrift von *Hottinger*, und nach einigen handschriftlichen Bemerkungen sehr vortheilhaft geschildert. Als Philolog und Jugendlehrer erwarb er sich verdienten Ruhm und Beyfall.

Der *zweyte* Band dieses *siebenten* Jahrganges beschreibt die Lebensumstände und Verdienste folgender Männer: I. *Lorenz Adam Bartenstein's*, Consistorialraths und Directors des akad. Gymnasiums und Prof. der Mathematik zu Coburg. Ein Mann von grosser und nützlicher Thätigkeit, der im J. 1793 als Schulmann sein funfzigjähriges Amtsjubileum feierte, und mit einer gründlichen Kenntnifs der lateinischen Sprache viele Einsicht und einen sehr lichtvollen Vortrag der mathematischen Wissenschaften vereinte. II. *Christoph August Bode*, Prof. der morgenländischen Sprachen zu Helmstädt, dessen Biographie hier vornehmlich aus einer lateinischen Denkschrift seines Amtsgenossen, des Hofr. *Wiedeburg*, gezogen ist. Er lebte ganz für das Studium der morgenländischen Sprachen und ihrer Kritik, und besafs darin grosse Gelehrsamkeit, die er auch durch verschiedene Schriften öffentlich bewiesen hat. Unter diesen ist seine *Pseudo-Critica Millio-Bengeliana* ein Werk von unsäglichem Fleisse; und eine ähnliche Kritik über die *Wetsteinsche* Bearbeitung des N. T. vollendete er in der Handschrift. Als Docent fand er weniger Gelegenheit, sich nützlich zu machen. III. *Gustav Friedr. Wilh. Grossmann*, zuletzt Director des Hannöverschen Theaters, als Schauspieler und dramatischer Schriftsteller hinlänglich bekannt. Der Herausg. sah sich aus Mangel an Materialien ausser Stand, von dieses Mannes noch nicht einzeln geschriebner Biographie mehr als Stückwerk zu liefern, vornehmlich in Ansehung seiner frühern Lebenszeit. Umständlicher werden seine letzten, freylich nicht ganz unverschuldeten, widrigen Schicksale in Hannover erzählt. IV. *Joh. von Schellhorn*, Oettingischer Geh. Rath und Syndikus der Reichsstadt Memmingen, der lange Zeit hindurch seiner Vaterstadt wesentliche Dienste leistete, deren ganze umliegende Gegend, wo er auf vielfache Art wirksam war, sein Verdienst gleichfalls dankbar erkannte. Zur Verbesserung des Schulwesens in Memmingen trug er sehr viel bey. V. *Joh. Samuel Fest*, Prediger zu Hayn und Kreudnitz unweit Leipzig, dessen umständliche Selbstbiographie ehedem schon in *Beyer's* Magazin befindlich, nach seinem Tode von dem Prediger *Kindervater* mit Zusätzen besonders herausgegeben, und hier zum Grunde gelegt ist. Man lernt daraus einen der edelsten und geprüftesten Dulder kennen, den eigne Erfahrungen am besten in Stand setzten, ein Tröster und Belehrer andrer Leidenden zu werden. VI. *Jac. Friedr. Schmidt*, Prediger zu Gotha, als Dichter, Uebersetzer und Erklärer der Horazischen Oden bekannt; und in dieser letztern Hinsicht wird sein Verdienst in einer vom Prof. *Jakobs* S. 149. eingerückten Würdigung desselben sehr richtig beurtheilt. Auch findet man hier einige geistliche und moralische Lieder, die er in seinen letzten Jahren verfertigte, meistens aus seinen Papieren mitgetheilt. VII. *Theodor Gottlieb von Hippel*, Geh. Kriegsrath, erster Bürgermeister und Polizeydirector in Königsberg. Eine sehr merkwürdige Lebensbeschreibung, der wohl keine unter allen in den bisherigen Bänden dieses Nekrolog's an Originalität und Interesse überlegen seyn dürfte. Ihre Entstehungsart meldet der Herausg. in einer Schrift an den Verfasser des *Hesperus*, den *Hippel* selbst, nachdem er seine unsichtbare Loge gelesen hatte, entweder für seinen Sohn, oder wenigstens für seinen Bruder in der Schriftstellerey erklärt haben soll. Zum Theil sind schon die bekannten Schriften jenes originalen Denkers als Quellen seiner Biographie zu betrachten, weil er in dieselben, besonders in die Lebensläufe in aufsteigender Linie, sehr viele Charakterzeichnungen seiner selbst, seiner Verwandten und Freunde, verwebte. Ausserdem aber hatte H. etwa fünf Jahre vor seinem Tode eine ausführliche Selbstbiographie angefangen, worin er mit der ganzen Fülle seines Geistes die Geschichte seines äussern und innern Lebens niederschrieb. Diese kam, nebst andern Papieren von ihm, und manchen mündlichen und schriftlichen Beyträgen zu seiner Darstellung, in den Besitz des Herausg., der zuerst jenen, die frühern Jahre seines Lebens betreffenden Hippelschen Aufsatz mittheilt, ganz in seiner bekannten Manier geschrieben, und durch eine Vorrede an seine Familie eingeleitet, worin er derselben diese seine Jugendgeschichte als ein Vermächtnifs übergiebt. Diese Vorrede sowohl, als die Lebensbeschreibung selbst, ist ungemein reichhaltig an Betrachtungen und

und Bemerkungen mancherley Art; und die eigentlich historischen Umstände machen darunter den kleinsten Theil aus. Beide haben das unverkennbare Gepräge der ganz eignen Denk- und Empfindungsweise dieses merkwürdigen Mannes, und gewähren dem Leser, der sich in diese zu finden und zu versetzen weiss, einen hohen Grad von Genuss und geistreicher Unterhaltung. Uebrigens geht diese Selbstbiographie nur bis auf das Ende von *H's.* akademischen Jahren; der folgende Band des Nekrolog's liefert die Fortsetzung. VIII. *Joh. Conr. Späth*, Consist. Rath und Pfarrer zu Langenaltheim im Pappenheimischen; ein kurzer Auszug aus einer diesem redlichen Manne von seinem Sohne gewidmeten Gedächtnissschrift. IX. *Ignaz Reder*, Doctor der Arzneyk. im Würzburgischen, aus einer Denkschrift vom Prof. *Siebold*. In der Vertheidigung seines Vaterlandes wurde *R.* von französischen Chasseurs erschossen. — In den kurzen Nachrichten von noch einigen Verstorbnen des Jahrs 1796 findet man die vornehmsten Lebensumstände des Hessischen Raths und Prof. *Matsko*; des verdienstvollen Rittmeisters *von Blankenburg*, mit einigen Briefen von ihm an *Gleim*; und des Nürnbergischen Landschaftmalers *von Bemmel*. Auch werden S. 403 f. noch verschiedne in jenem Jahre verstorbne denkwürdige Männer genannt, die in künftigen Nachträgen oder Supplementen ihren Platz finden sollen. Besonders aber wünscht der Herausg. Beyträge zur Biographie des verstorbenen Barons *von Knigge*. Endlich noch ein Nachtrag von zwey in die vorigen Jahre gehörenden Biographien des Kriegsraths *von Jacobi* in Königsberg, und des Prof. *Nürnberger* zu Wittenberg.

Des *achten* Jahrganges *erster Band* liefert: I. eine ausführliche, von einem glaubwürdigen Vf. herrührende, Lebensbeschreibung des kaiserl. Geheimen Raths und Reichskammerrichters, Grafen *von Spaur*, der sich blofs durch eigne Geisteskraft zu hohen Ehrenstellen emporschwang, nie um hohe Protectionen suchte, und bey jeder Gelegenheit einen ungewöhnlich festen Charakter zeigte. Vorzüglich bewiess er diess bey der nach ihrer ursprünglichen Absicht sehr nützlichen im J. 1767 angefangenen Visitation des Reichskammergerichts, und den dabey vom Neide und einer falschen Politik gegen ihn erzeugten Verfolgungen. Aus den von ihm theils zum Druck beförderten, theils ungedruckt gebliebenen Schriften sind Auszüge angehängt. II. *Joseph Friedrich Engelschall*, Prof. zu Marburg; eine von einem vieljährigen vertrauten Freunde des Verstorbenen entworfene Lebensbeschreibung, und so abgefasst, wie sie der durch sein Talent für Poesie und zeichnende Künste und durch verschiedne, hier nachgewiesene, schriftstellerische Arbeiten, aber nicht weniger durch Biedersinn und Herzensgüte sich empfehlende Mann verdiente. III. *von Hippel's* Biographie, fortgesetzt und geschlossen, füllt den grössten übrigen Theil dieses Bandes. Was darin von S. 123. bis 203. noch von *H.* selbst geschrieben ist, betrifft seine Reise nach Petersburg, und die Rückkehr in sein Vaterland. Schon um die Mitte des J. 1791 brach er hier ab, und hat seitdem diesen biographischen Auffatz nicht weiter fortgeführt, den Rec. mit dem Herausg. den besten seiner bekannten Schriften an die Seite setzt. S. 204. findet man indess Beweise, dass *H's.* Erzählung nicht historisch treu, sondern hie und da sehr idealisirt war. Der nun hinzu erzählten Lebensumstände sind nur wenige; desto ausführlicher aber ist die Schilderung seines persönlichen, sittlichen und schriftstellerischen Charakters. Hier aber erregt es eine höchst widrige und traurige Empfindung, den Mann, den man als Schriftsteller aus so manchen Gründen liebgewonnen hat, in eines Dritten beglaubter und unpartheyischer Darstellung dessen, was er als *Mensch* war, keiner so unbeschränkten Zuneigung würdig zu finden. Zwar war *H.* nicht ohne manche edle und gute Eigenschaften des Herzens; aber der Werth und die Reinheit desselben wurden doch gar sehr herabgesetzt durch die bey ihm herrschenden Leidenschaften des Ehrgeizes, der Geldsucht — sein Nachlass von 140,000 Rthlrn. befremdet doch wohl manche Königsberger mit Recht, deren Richter und Bürgermeister er war; — vornehmlich aber eine Verschlossenheit und Zurückhaltung von ganz eigner Art, mit der Sitte verbunden, seinen Freunden offenherzige Aeusserungen zu entlocken und sie insgeheim zu Papier zu bringen. Von dem Allen, und mehreren Flecken in *H's.* Sinnesart liest man hier so manches, und nicht ohne den empörenden Unwillen, den der lange und gern Getäuschte bey der Entlarvung eines zuverlässig vermeynten Freundes empfindet. Und doch muss man dem Herausg. und dem Vf. dieser Biographie, auch dem Vf. einer der Länge nach eingerückten, in der Freymauerloge gehaltnen, Gedächtnissrede, ihre Unpartheylichkeit Dank wissen. Zuletzt noch über seinen schriftstellerischen Charakter und seine Schriften selbst, meistens aus der von dem Kirchenrath *Borowski* im J. 1797 herausgegebnen Schrift über sein Autorschicksal, und aus den Mittheilungen von andern Freunden *H's.* genommen. Manches liess sich auch noch aus der spätern Untersuchung seiner Papiere geben. Von S. 363. an steht eine Blumenlese dessen, was er zerstreut in seinen Büchern über Vortrag, Stil, Autorschaft u. s. f. sagt, um dadurch das Eigenthümliche seines Schriftsteller-Charakters noch treffender zu bezeichnen; und zuletzt wird noch von seinem handschriftlichen literarischen Nachlasse Nachricht ertheilt. Unter diesem findet sich ein Mscpt. *über Gesetze und Gesetzgebung*, welches auf ein Werk von drey Bänden angelegt war, deren erstes schon ganz ausgearbeitet und ins Reine geschrieben ist. Nach dem hier beygefügten Urtheil eines sachkundigen Gelehrten trägt diese Arbeit zwar überall Spuren des talentreichen, frey und edel denkenden Mannes an sich; es müsste aber Vieles daraus weggenommen, umgearbeitet und ergänzt werden, wenn man sie ins Publicum bringen wollte. Eine Sammlung *geistlicher Lieder* hat noch weniger Werth, und nur einzelne schöne Stellen. Von einem Ro-

man., *der Pachter Moritz*, ist nur der viel versprechende Anfang da; und so auch von einem Neujahrsmährlein, *der Vater und seine drey Söhne*. Von diesem und dem übrigen nicht kleinen Vorrathe seines literarischen Nachlasses wäre eine Auswahl und Sammlung zu wünschen.

Der *zweyte* Band dieses Jahrganges betrifft folgende Verstorbene: I. *Ludw. Wilh. von Rax*, kurfürstl. sächsischer Major der Cavallerie. Dieser biographische Aufsatz ist von dem Prediger *Pietzsch* zu Freyburg in Sachsen abgefasst, und mit Auszügen aus dem Tagebuche dieses mehr durch reine Frömmigkeit und Edelsinn, als durch wichtige Lebensvorfälle, denkwürdigen Mannes begleitet. II. *Franz Graf von Hartig*, k. k. Geh. Rath, und ehemaliger bevollmächtigter Minister am kursächs. Hofe, auch Präsident der Wissenschaften zu Prag. Auch diese Biographie ist von fremder Hand, nämlich von dem Prof. *Cornova* zu Prag. Sie war für die Schriften der königl. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften bestimmt, und wirklich schon abgedruckt; aber ihre Bekanntmachung auf diesem Wege fand Schwierigkeiten. Der Graf *H.* war in vieler Hinsicht, auch als Schriftsteller, denkwürdig, besonders durch sein 1788 zu Paris gedrucktes *Melange de Vers et de Prose*, welches seinen feinen Geschmack und sein edles Gefühl überall verräth, und wovon hier ein paar Proben mitgetheilt werden. Seine schöne Epistel über die Reiselust wurde von der Akademie zu Marseille gekrönt; und *Voltaire* selbst schrieb an ihn und von ihm mit vielem Lobe. Aber er besafs auch andre, und sehr gründliche Kenntnisse. Davon zeugen besonders seine historischen Betrachtungen über die Aufnahme und den Verfall der Feldwirthschaft bey verschiedenen Völkern. (Vergl. A. L. Z. v. 1787. I. 260.). Vorzüglich grofs aber waren seine Verdienste als Staatsmann. III. *Joh. Christoph Friedrich Schulz*, Hofr. und Prof. in Mietau. Zu diesem Aufsatze sind die Materialien gröfstentheils von dem Hn. O. C. R. *Bötttiger* in Weimar mitgetheilt. Die Periode, die *Sch.* ehedem an diesem Orte verlebte, gehörte mit zu den thätigsten in seinem kurzen Leben, und gab keine unbeträchtliche Ausbeute für die Literatur; und die Frucht seines nachherigen Aufenthalts in Paris war die noch immer schätzenswürdige Geschichte des damaligen Zeitpunkts der französischen Revolution. Insonderheit aber enthält sein Werk über Paris und die Pariser eine sehr lebhafte und anschauliche Charakteristik. Einige aus seinen Briefen mitgetheilte Auszüge sind nicht ohne Interesse. IV. *Benedict Stattler*, Exjesuit, und zuletzt Geistlicher- und Censur-Rath zu München, ein in so vielen Fächern überaus thätiger Mann, in dem viel Heterogenes, manches Gute und Vorzügliche, aber auch nicht wenig Tadelnswerthes, vereint war. Der Herausg. fand es daher nicht leicht, eine unpartheyische Darstellung seines ganzen Charakters zu geben; es ist ihm aber nicht misslungen. Neben diesem Mann des Streites stellt er nun einen sanftern und friedlichern auf, der durch Klugheit und Ueberredung das Gute auf mancherley Weise beförderte, nämlich: V. *Franz Noe*, vormals Jesuit und Lehrer der Dichtkunst zu Prag; ein aufgeklärter Pädagog und vertrauter Kenner der classischen Literatur. VI. *Gottfried Lefs*, zuletzt Consistorialrath und erster Hofprediger in Hannover, vorher Prof. der Theol. zu Göttingen. In beiden Aemtern, die er mit gröfster Treue verwaltete, hat sich dieser, auch als Schriftsteller immer noch sehr achtungswerthe Mann, auf vielfache Weise nützlich gemacht. Manches in dieser Biographie, und besonders das Charakteristische, ist aus einem biographischen Fragmente genommen, welches den Superintendent *Holscher* zu Ronneberg bey Hannover zum Vf. hat. VII. *Friedr. Wilh. Gotter*, Herzogl. Geh. Secretär zu Gotha. Da der Herausg. diesen nicht blofs durch sein Dichtertalent, sondern auch durch manche andre treffliche Eigenschaften des Geistes und Herzens liebenswürdigen Mann in der Nähe kannte: so war er desto mehr im Stande, ein treffendes und interessantes Gemälde von ihm zu entwerfen, obgleich er dabey auch eine biographische Skizze des gothaischen Legationssekr. *von Hof* in den sächsischen Provinzialblättern benutzte. Aufser einer leichten poetischen Epistel, die seine letzte Arbeit war, findet man hier auch noch eine Nachlese zu seinen Gedichten. — Die *kurzen* Nachrichten von noch einigen im J. 1797 Verstorbenen betreffen: den Geh. Tribunalrath *Höpfner* in Darmstadt, aus *Wenck's* Denkschrift; und den Prediger *J. W. Frotscher* zu Drognitz in Kursachsen. Andre werden für die Supplementbände aufgespart. Zuletzt noch ein Nachtrag, welcher die Lebensumstände des zu Wien verstorbenen Legationsraths *Herchenhahn* kurz erzählt.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Strasburg*, b. König: *Ueber die Einimpfung der Blattern.* Eine Schrift für Aeltern von D. *de la Roche.* Aus dem Französischen von *Fr. Dörner*, d. A. D. 1800. 55 S. 8. (3 gr.) Eine wohlgerathene Uebersetzung des *Avis aux pères et mères sur l'inoculation de la petite verole, par D. de la Roche*, einer auch Aerzten wegen einiger vorkommenden Sätze und Vorstellungen über die Pocken zu empfehlenden Schrift, die übrigens durch die wenigen Anmerkungen des Uebers. keinen bedeutenden Vorzug erhalten hat. Der Vorschlag in der Note S. 6., die *natürlichen* Pocken zweckmäfsiger *zufällige* Pocken zu nennen, ist nicht mehr neu. Die S. 8. befindliche Bemerkung, dafs durch die Einimpfung der Kranke die Pocken zweymal bekömmt, und dafs daher die Gutartigkeit der eingeimpften Pocken zu leiten sey, — wie der Uebers. mit seinem Lehrer Hn. *Ploucquet* annimmt — möchte doch wohl manchen Widerspruch finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. März 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Felisch: *Erfahrungen über die Kuhpocken*, ein sicheres Mittel, um Menschen vor der Entstellung, der Verkrüppelung und dem Tode zu bewahren; mitgetheilt von *Joh. Karl Sybel*, d. A. D. 1801. 142 S. 8. m. K. (16 gr.)

Der Titel verspricht genau genommen zu viel von den Kuhpocken, indem sie nicht vor jeder Entstellung u. s. w. sichern, sondern nur vor solchen, die Folge der Menschenpocken oftmals sind. Es wäre also genug und richtiger gesagt: sie seyen ein sicheres Mittel gegen die Menschenpocken.

Die Schrift selbst ist wenig geeignet, das Interesse des grofsen Publicums zu erwecken, indem, ausser der Erfahrung, die der Vf. gemacht haben will, dafs zu Roskov bey Brandenburg, die ursprünglichen Kuhpocken sich finden, nichts darin enthalten ist, was nicht aus frühern Schriften über die Kuhpocken bereits bekannt wäre. Ihr Nutzen ist daher mehr speciel für den Ort (Brandenburg) und die Gegend, worin der Vf. lebt. Er wollte sein Publicum, das durch die Nähe einer Pockenepidemie bedrohet ward, von den Vorurtheilen gegen die Kuhpocken befreyen, und es mit den grofsen Vortheilen derselben umständlicher bekannt machen. Dieser Endzweck wäre leicht durch andere damals schon bekannte Schriften, von *Mac-Donald*, *Wiedemann*, *Himly* und *Roose* u. s. w. zu erreichen gewesen, allein dadurch, dafs der Vf. die von ihm unternommenen Impfungen namentlich und umständlich anführt, hat er in so fern um die Verbreitung der Kuhpocken ein Verdienst sich erworben, weil das Publicum seiner Nachbarschaft dadurch Gelegenheit erhält, die Fälle genauer zu unterscheiden, in denen die von ihm geimpften Kuhpocken ordentlich oder unordentlich verliefen, und darnach sein Urtheil über den Werth derselben zu bestimmen, wenn in dem einen oder dem andern Falle bey denselben Subjecten nachmals die Menschenpocken sich zeigen sollten. Auch nach des Vf. Erfahrung wurde kein Subject, bey dem die Kuhpocken ordentlich verliefen, mit Menschenpocken angesteckt, so wenig natürlich, während einer Epidemie, als geimpft. Eine Beobachtung (Nr. 53. S. 104.) ist darum merkwürdig, weil sie die Allgemeinheit der Bemerkung, dafs die Impfung der Kuhpocken, welcher die Ansteckung von Menschenpocken schon vorausgegangen war, die letztern gutartig mache (gewissermafsen vortheilhaft amalgamire) einzuschränken scheinen könnte. Allein das Kuhpocken-Contagium scheint in diesem Falle gar nicht gefafst zu haben; denn der Vf. fand am sechsten Tage die Impfstellen ganz trocken, und dagegen die wirklichen Pocken, die tödlich abliefen, ausgebrochen. Dagegen beweiset die Beobachtung Nr. 60. S. 109. ziemlich klar, so viel nämlich *ein* Fall beweisen kann, dafs die Menschenpocken die Empfänglichkeit, von den Kuhpocken gehörig afficirt zu werden, nicht immer aufheben. Eine Frau von 28 Jahren, die in ihrer Jugend die Kinderblattern recht ordentlich gehabt hatte, erfuhr den ordentlichen Verlauf der Kuhpocken, (selbst mit Einschlufs eines Fiebers) die der Vf. ihr eingeimpft hatte.

Mit den gemeinen Kuhpocken, die der Vf. zu Roskov bemerkt haben will, selbst aber noch nicht ganz bestimmt dafür anerkennt, hat es folgende Bewandnifs. Sie finden sich hier einzig auf dem Gute des Hn. von *Katte*. Seit mehreren Jahren bekömmt daselbst jede Kuh, am dritten oder vierten Tage nach dem Kalben, mehrere kleine Knötchen am Euter, welche sich zu bohnengrofsen bleyfarbenen Blattern erheben, mit einer schmalen Röthe umgeben sind, und mehrentheils (nicht alle) einen gesenkten Mittelpunkt erhalten. Oft befinden sich derselben mehr als 100 an einem Euter. Nach diesen Blattern entsteht eine schorfige Kruste, welche ohne Geschwüre zu hinterlassen, abfällt. Der ganze Verlauf dieser Krankheit dauert kaum 14 Tage, und man beobachtet dabey weder Unpäslichkeit der Thiere, noch nachher Geschwüre. Leidet eine Kuh weniger daran in den ersten Tagen, so bekommt sie den Ausschlag nach einigen Wochen wieder, so wie alle im folgenden Jahre nach dem Kalben ihm wieder ausgesetzt sind. Man kennt keine andere Veranlassung, als das Frischmelken. Sie theilen sich durch Berührung und namentlich durch das Melken den Menschen mit. Ein Kind, das der Vf. mit davon genommener Materie impfte, zeigte alle Erscheinungen ächter Kuhpocken. In einem andern Falle schlug die Impfung fehl. Eine Person von 28 Jahren versicherte, vor ihrem eilften Jahre, gleich einer ältern Schwester, die Kuhpocken durch das Melken der Kühe in dortiger Gegend, nie aber, so wenig wie jene Schwester, die Kinderpocken nachher bekommen zu haben, obgleich beide mit ihrem daran erkranktem Geschwister zusammengelebt, und selbst in einem Bette zusammengeschlafen haben. Diese Erfahrungen reihen sich glücklich an die Englischen und Holsteinschen an, und würden, vorausgesetzt, dafs sie völlig sich bestätigen, die Entstehung der Kuhpocken, als völlig unabhängig von fremden Stoffen, und allein

kein mit dem Milchgeschäft der Kühe zusammenhängend darstellen, woraus sich dann sowohl der eingeschränkte Sitz der Krankheit, als der Umstand erklären liesse, warum nicht die Stiere und das verschnittene Rindvieh davon befallen werden. In der That scheint ein solcher Ursprung der Kuhpocken wahrscheinlicher, als irgend ein anderer, und könnte vielleicht dazu beytragen, die gar zu humanen Skeptiker zu beruhigen, die es bedenklich finden, thierische Stoffe in den Menschenkörper überzutragen, aus Besorgniss, mehr damit einzuimpfen, als man die Absicht hat.

Einige Beobachtungen des Vfs., wie Nr. 58. und Nr. 64—72. sind durch Schreib- oder Druckfehler in den Zahlen, welche die Tage des Verlaufs angeben sollen, ganz unbrauchbar gemacht worden. So verdient es ohne Zweifel auch zu den unvorsätzlichen Irrthümern gezählt zu werden, wenn der Vf. S. 46. das Gerücht als glaubwürdig vorträgt, dass Kinder in Hannover, die mit derselben Kuhpockenmaterie geimpft worden, wovon Hr. Dr. *Mühry* daselbst ihm gesandt hat, nachmals durch die Impfung die Kinderblattern bekommen haben. Rec. kann mit genauester factischer Kenntniss ihn versichern, dass nicht ein einziger solcher Fall statt gefunden hat.

Die beygefügte Kupfertafel soll die Kuhpocke im Werden, im Culminiren, und endlich im Abtrocknen darstellen, so wie Fig. 4. eine falsche Gattung abbildet. Man sieht auch hier, wie schwer es fällt, solche Gegenstände abzubilden, die nicht sowohl durch Linien oder Umrisse, als durch Farben charakterisirt sind, deren feine Nuancen weder ganz beständig, noch für die Kunst erreichbar angenommen werden können. Doch gehören diese Nachbildungen zu den bessern, die bisher von den Kuhpocken erschienen sind.

STENDAL, b. Franzen u. Grosse: D. *Samuel Gottlieb Vogel*, Herzog. Mecklenb. Schwer. Leibarztes, Hofraths und Professors zu Rockstock, *Handbuch der praktischen Arzneywissenschaft zum Gebrauche für angehende Aerzte. Fünfter Theil.* 1800. XII. und 213 S. 8. (18 gr.)

Auch unter dem besonderen Titel:

Handbuch zur Kenntniss und Heilung der Blutflüsse.

Die Vorrede zu diesem Theile, in welchem Hr. *V.* mit den chronischen Krankheiten den Anfang macht, wird gewiss jedem, der begierig war, zu erfahren, wie das neue von Brown gegründete System von dem Vf. aufgenommen worden ist, und welchen Einfluss es auf seine praktische Verfahrungsweise gehabt hat, sehr willkommen seyn, da sie endlich die Erklärung des Vfs. über jenes System enthält. So kurz diese auch ist, so findet man doch, dass der Vf. das System gründlich studiert und auf dem Probiersteine der Erfahrung geprüft hat, übrigens aber so wenig blind gegen die Vorzüge, als gegen die Fehler und Mängel desselben ist. Rec. muss auf eigenes Lesen dieser Vorrede verweisen, da er sich hier nicht auf die Darstellung des Vf. selbst einlassen kann. So wie der Vf. in der Vorrede seine jüngeren Amtsbrüder warnt, bey Annahme und Befolgung der Lehren dieses Systems nicht unvorsichtig zu Werke zu gehen, und sie ermahnt, durch richtige und treue Beobachtung und Vergleichung der äusseren Erscheinungen im gesunden und kranken menschlichen Körper mit ihren Ursachen den Schatz wahrer Erfahrungen zu bereichern: so zeigt er in der Schrift selbst an mehreren Stellen Fälle an, in welchen die Brownschen Grundsätze einseitig und irrig sind, und empfielt S. 205. dass junge Aerzte bey der jetzigen Neuerungssucht *Fr. Hoffmanns* Werke fleissig studieren sollen.

Die Schrift selbst zerfällt in neun Kapitel. Das *erste Kap.*, welches eigentlich als Einleitung zu betrachten ist, und von den Blutflüssen überhaupt handelt, ist äusserst lehrreich, und für den praktischen Arzt von ganz vorzüglichem Nutzen, da *richtige* allgemeine Grundsätze den praktischen *Arzt unter* allen möglichen Umständen am *sichersten leiten*. Der Vf. macht hier besonders auf den *Unterschied der* Blutflüsse in active (sthenische, positive), und passive (asthenische, negative) aufmerksam, und stellet ihre Ursachen, Zeichen und Heilung treu und vollständig dar. Dass innerliche Adstringentia zuweilen Blutflüsse stillen, findet der Vf. der Erfahrung gemäss; dass sie aber jenseits der Milchgefässe diese Wirkung durch Zusammenziehung der Blutgefässe leisten, bezweifelt er; dagegen glaubt er, dass diese Wirkung der adstringirenden Mittel durch eine Umstimmung des Nervensystems, durch einen specifiken Reiz in den ersten Wegen geschehe, wodurch vielleicht ein Krampf in dem Gefässsysteme erregt, eine Ableitung bewirkt werden kann. (?). Unter den in §. 47. genannten Schriftstellern hätte der Vf. doch *Steidele* Abh. von den Blutflüssen. Wien, 1776. *mit* anführen sollen. In den folgenden Kapiteln sind nun die einzelnen Arten der Blutflüsse vorgetragen. — Im *zweyten Kap.*, welches von dem Nasenbluten handelt, erklärt sich der Vf. über die Art, wie dasselbe erfolgt, etwas einseitig. Was er §. 1. sagt, dass die sehr bloss liegenden wenig Widerstand leistenden Gefässchen der Schneiderschen Haut ihr Blut von geringen Verletzungen sehr leicht und in reichlicher Menge *durchschwitzen* lassen, kann wohl nicht von allen Fällen des Nasenblutens gelten. §. 18. des *dritten Kap.* findet man noch ganz die bekannte Humoralisten-Sprache, zu deren Entschuldigung der Vf. sagt, dass er sie fürs erste noch nicht aufgeben konne, weil er sie seinen Erfahrungen so oft angemessen gefunden habe. Das *fünfte Kap.* von den Hämorrhoiden ist mit vorzüglichem Fleisse gearbeitet. Im *siebenten Kap.* von dem Blutflusse der Gebärmutter sind die Ursachen etwas durch einander geworfen. Der Vf. hätte nach des Rec. Ueberzeugung besser gethan, wenn er die Ursachen nach den verschiedenen Zuständen der Frauenspersonen geordnet hätte. Dadurch würde das ganze Kap. mehrere Ordnung bekommen haben. Wenn der Vf. unter den Mitteln

zu

zur Stillung eines Gebärmutterblutflusses von Atonie der Gebärmutter einen äusseren Druck auf die Gegend der Gebärmutter empfielt: so bemerkt Rec., dass er in solchen Fällen allemal ein behutsames Reiben der genannten Gegend mit Nutzen angewendet habe. Was der Vf. S. 187. wider Starks styptisches Pulver sagt, genüget nicht. Das im *neunten Kap.* der *morbus maculosus haemorrhagicus* unter den Blutflüssen aufgeführt wird, kann Rec. nicht missbilligen, da der Blutfluss bey dieser Krankheit ein wesentliches Symptom ist.

Rec. wünscht sehr, dass die vielerley anderen Beschäftigungen, womit der Vf. das späte Erscheinen dieses Theils entschuldigt, die Herausgabe der folgenden Theile nicht so lange hindern, und diese weniger durch Druckfehler entstellt seyn mögen.

Wien, b. Doll: *Praktische Beyträge zur Geschichte der Kinderpocken und Kuhpocken.* Herausgegeben von *Joseph Eyerel.* 1800. 95 S. 8.

Bey Herausgabe dieser Beyträge, von welchen wir hier ein Heft vor uns haben, hat der Vf. die Absicht, die praktischen Aerzte von Zeit zu Zeit mit den neuesten Entdeckungen und Berichtungen (soll diess heissen: *Berichte* oder *Berichtigungen?*) über die Kuhpocken bekannt zu machen, und zugleich das Andenken an die Heilart der natürlichen Pocken aufzufrischen. Gewiss wird der Vf. auf den Beyfall und Dank der praktischen Aerzte rechnen können, wenn er der Bekanntmachung würdige Aufsätze, Entdeckungen, Beobachtungen, Resultate bloss Oesterreichischer Aerzte, Verordnungen u. dgl. m. aus jenem Lande, welche sonst dem ausländischen und selbst manchem inländischen Arzte unbekannt blieben, sammelt. Auszüge aus allgemein bekannten Schriften aber, wie man in diesem Hefte zwey findet, widerräth Rec. dem Vf. recht sehr. In diesem Hefte finden wir folgendes: 1) *Auszug aus Jenners Abh. über die Natur und Wirkung der Kuhpocken*, mit Anmerkungen des Dr. *Odier* zu Genf. Der Auszug ist ganz überflüssig; der Vf. hätte die lesenswerthen Anmerkungen allein zusammenstellen sollen. Rec. will aus denselben einiges auszeichnen. S. 24. führt Hr. *O.* die Bemerkung an, dass die Blattermaterie, wenn das System nicht dafür empfänglich ist, weit schneller in der Impfstelle eine Entzündung bewirkt, als im Fall der wirklichen Erscheinung der Blattern. Dieses giebt er als ein sicheres Zeichen an, ob die Ansteckung vor sich gegangen, oder nicht. Auch soll diese Entzündung der Impfstellen gleich schnell nach schon überstandenen Kuhpocken und wirklichen Blattern erfolgen. Mehrere Aufmerksamkeit hierauf wird aber erst lehren können, wie weit dieses wahr ist. S. 48. lieset man von Hn. *O.* als Resultat *einer* Beobachtung, dass das (der) in dem Impfschnitte gebildete Eiter in einem bestimmten Zeitpunkte eingesogen wird, und in dem Augenblicke, da dasselbe (derselbe) das Herz erreicht, das Fieber beginnt. Hier hätte Hr. *O.* erst mehrere Beobachtungen anstellen sollen, ehe er ein solches paradoxes Resultat zog. Die Anmerkungen S. 23. und 51. scheinen dem Rec. widersprechend zu seyn. Die Frage, welche Hr. *O.* S. 53. aufwirft, ob nicht gewisse ansteckende Krankheiten ihren Ursprung aus dem Pflanzenreiche haben, und ursprünglich von der Berührung einer Giftpflanze entstanden sind, scheint Rec. nicht unwichtig; dass aber die angeführte Erfahrung mit dem *Rhus toxicodendrum L.* etwas hierüber entscheide, bezweifelt Rec. sehr. S. 57. stellt er die Meynung auf, dass die Gutartigkeit der Pocken ihren Grund in dem zwischen der Haut und dem Oberhäutchen befindlichen Zellgewebe hat. Diess ist sehr undeutlich. In eben der Anmerkung giebt er es als ein charakteristisches Unterscheidungszeichen der gelindesten natürlichen Pocken von noch so häufig eingeimpften Pocken an, dass die letzteren wenigstens drey Tage früher als die ersteren abzutrocknen anfangen. Sollte hier nicht ein Irrthum seyn? 2) *Einige Vorurtheile wider die Einimpfung der Kinderblattern.* Ein Vorurtheil ist hier nur widerlegt, nämlich: die grössere Mortalität der Pocken in London seit der Einführung der Blatternimpfung. 3) *Von den Verwickelungen der Blattern mit anderen Hautkrankheiten.* — *Desessarts* Beobachtungen über die Complication der Blattern mit dem Scharlachausschlag und Friesel. Ein unvollkommener Auszug einer Abhandlung des Hn. *Desessarts*, die man schon im 18ten Bande der Samml. auserl. Abh. f. pr. Aerzte S. 511. findet. 4) *Vermischte Anzeigen.* Aus der Wiener Zeitung. Pockenimpfung im allgemeinen Krankenhause zu Wien im Jahre 1798 und 1799. Häufige Druckfehler machen das Lesen dieser Sammlung unangenehm.

Weimar, im Industrie-Comptoir: *Tabulae anatomicae, quas ad illustrandam humani corporis fabricam collegit et curavit Justus Christianus Loder.* Fascicul. IV. Splanchnologiae S. V. Tab. 81—90. Fasc. V. A. Angiologiae S. 1. Arteriae. Pars I. Tab. 91—97. P. II. Tab. 98—105. P. III. T. 106—112.

Dasselbe Werk mit deutschem Text, unter dem Titel: *Anatomische Tafeln zur Beförderung der Kenntniss des menschlichen Körpers*, gesammelt und herausgegeben von D. *J. Chr. Loder*, geh. Hofr. u. Prof. zu Jena.

Der verdienstvolle Herausgeber dieses Werks, dessen schneller Fortgang und baldige Vollendung, als eine sehr fühlbare Lücke ausfüllend, sehr zu wünschen ist, fährt nicht nur unermüdet fort, seinen Plan zu verfolgen, sondern ist auch, wie man deutlich wahrnimmt, unausgesetzt bemüht, sein Werk noch vollkommener und nutzbarer zu machen. Zeichnung und Stich sind in den vorliegenden Tafeln gut, und durch das Illuminiren der Gefässe auf den angiologischen Tabellen ist die Brauchbarkeit derselben für Anfänger sehr erhöht. — Möchte doch Hr. L. auch bald Musse finden, die trefflichen *Waglerischen* anatomischen Zeichnungen, in deren Besitze

er,

er, wie uns bekannt geworden, seit einigen Jahren ist, herauszugeben!

LONDON, b. Hamilton: *The family Physician; or domestic medical Friend:* containing plain and practical instructions for the prevention and cure of diseases, according to the newest Improvements and Discoveries, with a series of chapters and collateral subjects; comprising every thing relative to the theory and principles of the medical art necessary to be known by the private practitioner etc. by *Alex. Thomson.* 1801. 576 S. 8. (6 Shill.)

Unter diesem vielversprechendem Titel ist dem armen Nichtarzte abermals eine Schrift übergeben, wodurch er sehr wenige helle, ihm nützliche Begriffe und eine sehr grosse Menge schädlicher Vorurtheile bekommen kann. Das vorangeschickte Kapitel von der *Arzneywissenschaft und den vorzüglichsten Theorien in derselben* zeigt schon sehr deutlich, dass die *neuesten Verbesserungen* nur als Titelschild figuriren können, welches dann die Abhandlung der einzelnen Krankheiten auch nur zu sehr bestätigt. Als Beweis will Rec. nur einen der kürzern Abschnitte vom *Durchfalle der kleinen Kinder* ausziehen. Dieser soll nicht immer eine Krankheit seyn (!) sondern oft Krankheiten abhalten oder verscheuchen, und nur alsdann schädlich werden, wenn er so lange dauert, dass er Schwäche *veranlasst*. Die einzigen Ursachen sind (nach unserm Vf.) ungesunde Nahrung, naskalte Luft und zurückgetretene Hautausschläge. Desshalb darf er nicht eher gestillt werden, bis (?) — seine Ursache gehoben und die schädliche Materie ausgeführt ist. Die Kur geschieht durch einige Dosen von Rhabarber und hinterher gegebenen *absorbentia*, wesshalb auch ein Recept zu einem Säftchen mit Krebsscheeren angegeben ist. Will das Kind dann noch nicht besser werden, so soll man ihm *öfters* des Tages 3 bis 4 Tropfen Opiumtinctur geben; wegen der grosen Reizbarkeit der Kinder (die man freylich bey neugebornen Kindern durch solche Dosen, nach des Hausvaters Gutdünken öfters gegeben, schon in einen halben Tage *radikal* wird beseitigen können!). Wenn der Stuhlgang geronnen, sauer und schleimig ist, giebt er ein excellentes Pulver, die Vermischung der Krebsscheeren mit Ingwer. — Die armen Kinder, die der ehrliche Hausvater nach dieser auch im Originale auf einer halben Seite ertheilten Belehrung zu heilen übernimmt! — Möge diess Buch nicht einem unserer rüstigen Uebersetzer in die Hände fallen! Haben wir doch ähnlicher deutscher Schriften, die zu nichts nützen, als ihre Vf. in praktischen Ruf zu bringen, leider schon so viele!

TECHNOLOGIE.

LEIPZIG, im Industrie-Comptoir: *Modelle für Tischler zu Thüren, Fenstern und andern Meubles-Verzierungen, wie auch zu Garten-Stühlen und Banken im besten gothischen und neuesten englischen Geschmack.*

Auch unter dem Titel:

Sammlung von Zeichnungen der neuesten Londner und Pariser Meubles als Muster für Tischler. 5. Hefte mit Kupfern. gr. 4. ohne Text. (Jedes Heft 1 Rthlr.)

Wie das ehrbare Tischlerhandwerk dazu gelangt, dass ihm diese Hefte ganz allein zugeeignet werden, lässt sich nicht wohl begreifen, da sie manches recht hübsche und brauchbare Muster für eisernes Gitterwerk nebst andern Dingen enthalten, mit denen ein Tischler gewöhnlich sich nicht befasst. Beym Durchblättern ist uns verschiedenes schon bekannte begegnet, welches wir aber, wo es gute Sachen sind, nicht tadeln, in Rücksicht der Bestimmung dieser Hefte für Handwerker, denen grössere und kostbarere Werke nicht immer zu Gebot stehen.

An einer kurzen fasslichen Erklärung der Kupfer hätte man es nicht fehlen lassen sollen. Wenn gleich der erste Titel nur von gothischem und neuestem englischen Geschmack spricht, so hat sich doch auch manches Bessere so gleichsam nebenher mit eingeschlichen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Hannover*, in d. Buchh. d. Gebr. Hahn: *Tabellarische Uebersicht zum Behuf des Krankenexamens*, zum Gebrauche für angehende Aerzte und Wundärzte, von D. *Chr. Aug. Struve.* 1800. 1 Bog. (1 gr.) So sehr Rec. das Verdienst erkennt, welches sich der Vf. durch Ausarbeitung einiger Tafeln für den gemeinen Mann erworben hat, so muss Rec. doch gestehen, dass ihm der Nutzen nicht einleuchtend ist, den Tafeln *dieser* Art haben sollen. Ein angehender Arzt und Wundarzt, der sich gründliche Kennnisse in seinem Fache erworben hat, und täglich auf Vermehrung seiner Kenntnisse bedacht ist, braucht solche Tafeln nicht. Derjenige, der ganz ohne alle, oder wenigstens ohne gründliche Kenntnisse gewissenlos genug ist, medicinische oder chirurgische Praxis zu üben, wird sie gerne kaufen und gebrauchen, weil ihm überhaupt allgemeine Ueberblicke genug zu seyn dünken. Wird aber dann nicht der Unfug, den solche unwissende und pflichtvergessene Menschen mit der Praxis treiben, offenbar durch solche Tafeln befördert? — Ueberdiess findet Rec. die vorliegende Uebersicht, von welcher man hier keinen Auszug erwarten wird, äusserst unvollkommen. Besser sind dem Vf. die Tabellen für den gemeinen Mann gerathen, welche Rec. überhaupt zweckmässiger findet.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 17. März 1802.

NATURGESCHICHTE.

Paris u. Strasburg, b. Fuchs u. Treuttel: *Histoire naturelle des Quadrupèdes ovipares*, par *F. M. Daudin* — *avec des gravures faites et enluminées sur les dessins d'après nature*, par *J. Barraband*. I. Livraison. An. 9. 12 S. 4. mit 6 Kupfertafeln.

Ein besonders Avertissement auf dem Titel sagt noch, dass die ganze Sammlung aus 30 Lieferungen bestehen werde, und dass jede Lieferung an Ort und Stelle zu Paris 5 Franken koste. Alle hier abgebildeten Thiere fänden sich zu Paris in den Sammlungen der Nation, von Vaillant, Bosc und andern. Nach Vollendung dieser Sammlung will der Vf. ein methodisches Werk über diese Thierclasse herausgeben, unter dem Titel: *Traité élémentaire et complet de l'histoire naturelle des Quadrupèdes ovipares*: welches dem *Traité d'Ornithologie* von demselben Vf. in dem Plane ganz gleich seyn soll. Das Werk ist dem berühmten Lacepède zugeeignet: und dieser erste Heft enthält schon einige neue Arten von Laubfröschen, denen auch der zweyte gewidmet ist, von welchem jedoch Rec. nur noch die Anzeige nicht aber das Exemplar erhalten hat. Die erste hier beschriebene Art ist die von Boddaert weitläuftig beschriebene und abgebildete *Rana bicolor L. Gmel.* Wir wollen zur Probe der Manier diese Beschreibung ganz hersetzen:

Rainette bicolore. *Hyla bicolor.*

Hyla supra cyanea, subtus flavescens, cum maculis albis violaceo circumdatis.

Rana bicolor { *Boddaert* de rana bic. 1772, fig. 1. 2. 3. Schr. de Berl. Naturf. 2. p. 459. Lev. Vincent, Museum. Linné, Amoenit. Acad. Tome I. p. 135. Gmelin, Syst. nat.

Calamitaidem. Schneider, Amphib. p. 156.

Caractere Physique. Longueur de quatre pouces. Tète aussi large que le corps et ayant un pouce neuf lignes, trigone, un peu obtuse en avant, plate en dessus et sur les còtés; narines petites, bouche très ample; une vessie transparente derrière la langue en dessous et se gonflant lorsqu'on souffle de l'air par le larynx dans les poumons; iris bleu; paupière inférieure bleue à taches blanches. Un large tubercule criblé de pores commençant derrière chaque oreille et recouvrant en entier les deux flancs. Couleur d'un bleu de ciel en dessus, d'un violet très pâle sous la tète, et d'un blanc-jaunâtre sous le reste du corps (la couleur bleue du corps et des membres separée de l'autre par une ligne blanche bordée d'un trait violet foncé;) des taches plus ou moins larges blanches bordées d'un trait violet sur les bras, les doigts, la poitrine, le bas des flancs et la region de l'anus, Abdomen et dessous des cuisses granulés Pieds à doigts fendus, terminés chacun par une large pelotte visqueuse et seulement bleus en dessus à leur base et à leur bout.

Caractère habituel. P. Boddaert, dans la description très-étendue qu'il a donnée de cette belle Rainette, annonce n'avoir encore observé que deux individus. Schlosser avoit reçu l'un de la Guinée, tandis que l'autre avoit été trouvé à Surinam en Amérique, et je la crois plutôt de ce dernier pays, parcequ'elle est indiquée dans la description du Museum d'Huttuin, Nr. 122. sous le nom de *Blaaw Surinamsche Kikworsch.* Au reste, quelle que soit la vraie patrie de cette Rainette, elle doit y être infiniment rare. Feu Bloch en avoit un petit individu dans sa collection à Berlin, et celui que j'ai fait peindre est placé dans la galerie du Museum d'Histoire naturelle de Paris, et faisoit partie du beau Museum de Hollande.

Nota. Cette Rainette est sujette à varier par le nombre et la distribution de ses taches blanches, et par la couleur du dessous du corps qui est plus ou moins blanche ou ochracée.

Diess ist der Inhalt des ersten Quartblatts; in welchem sich mancherley Beweise der Flüchtigkeit finden, welche dem Rec. von der Aufmerksamkeit und Genauigkeit des Vfs. keinen guten Begriff geben, und ihn von der Folge der Sammlung für die Erweiterung der Wissenschaft selbst weit weniger Vortheil hoffen lassen, als diese doch gewinnen könnte, wenn Kenntniss mit Genauigkeit verbunden wäre. Zuerst muss Rec. bemerken, dass hier nur von der Art die Rede ist, welche Boddaert das Weibchen nannte, und welche sich von dem vermeyntem Männchen in manchen wesentlichen Punkten, und selbst in der Farbe unterscheidet. Von dieser hatte Bloch kein Exemplar, sondern von dem Männchen. Von dem letztern gilt auch nur allein die Stelle in Linné's *Amoenit.* und aus Huttuyn's *Museum.* Die Citation aus den Schriften der Berl. Naturf. Gesellschaft ist unrichtig; denn in dem angeführtem Bande steht nichts; und in dem Bande, welchen der Vf. meynte, steht blos die Beschreibung von Levin Vincent übersetzt von Walbaum. Zweytens sind die wesentlichen Merkmale, welche diesen Frosch von den andern unterscheiden, ganz übergangen worden: so dass also die Wissenschaft schlechterdings nicht um einen Schritt weiter gekommen, sondern vielmehr zurückgegangen ist, wenn man eine neue doppelte Abbildung statt einer einfachen nicht für Gewinn rechnen will. Die zweyte Art *Rainette à bandeau*, *Hyla frontalis* ist die von Beireis zuerst beschriebene *Rana leucophyllata*, aus der Sammlung von Vaillant beschrieben und abgebildet, wohin sie aus Surinam gekommen ist. Der einzige Gewinn ist die Kenntniss des Vaterlandes; ausserdem lernen wir hier, dass die Farbe oben braunroth ist, und die der weissen

Flecke

Flecke einen Silberglanz haben. Eine Abänderung im National-Museum hat einen einzigen weissen langen Fleck auf dem Schenkel, und den Unterleib so wie die Unterseite der Hüften gekörnt, da bey dem andern Exemplar diese Theile glatt sind. Dass *Grenouille tachetée* bey Bonaterre *Encyclop. methodique* einerley mit dieser sey, lehrt selbst der lateinische Name *leucophyllata*, den er von Beireis angenommen hat, so wie die ganze Beschreibung; aber dass *Grenouille bigarée* desselben Nr. 17. oder *Rana variegata Gronovii Zoophyl. p.* 15. *Nr.* 67. dieselbe Art seyn solle, glauben wir ihm nicht; denn ob sie gleich ebenfalls oben grosse milchweisse Flecke auf schwarzbraunem Grunde hat: so unterscheidet sie sich dargegen durch die ganz getrennten Vorderzehen; und die hintern sind auch nur zur Hälfte durch die Schwimmhaut verbunden. Die dritte Art *Rainette à tapirer* von Lacepède beschrieben und abgebildet würde man hier nicht wieder erkennen, wenn der Vf. es nicht sagte, dass es dasselbe Thier sey. Destomehr Dank verdient er dafür! Der durchaus glatte Körper des zolllangen Frosches hat oben eine dunkle braunrothe Farbe, mit zwey weisslicht gelblichen Linien geziert, welche schmaler als bey der vorigen Art, von der Stirne aus sich an beiden Seiten des Rückens bis nahe an den After erstrecken, hinten sich vereinigen, und vorher noch durch einen Streifen in die Quere verbunden sind. Die Unterseite ist mit kleinen runden Flecken auf einem blassern Grunde überfäet. Alle Zehen sind gespalten, und am Ende (der Vf. setzt hinzu *sous chaque articulation des phalanges* ohne ein Verbindungswort) mit Klebeballen versehen. Eben so beschreibt Laurenti seine *Hyla fusca*, welche schon vorher Linné *Amoenit.* 1. p. 285. Nr. 9. unvollständig beschrieben hatte. Die Abbildung Pl. 4. zeigt an der untern Seite der Vorderzehen auch am zweyten Gliede Klebeballen. Diess wäre ein schönes Merkmal, wenn der Vf. es deutlicher und bestimmter ausgedrückt hätte! Der Frosch lebt in Surinam und Guiana auf den Bäumen, begiebt sich aber zur Begattung ins Wasser. Noch wird am Ende bemerkt, dass die Vertheilung der Flecke in mehrern Exemplaren der National-Sammlung sehr verschieden sey. Auf der Platte findet sich ein kleines Thier ganz blau abgebildet, mit drey weissen Linien bis auf die Hälfte des Rückens; wo die mittelste unterbrochen sich mit einem weissen Gürtel vereiniget, welcher oben den Rücken umfasst, und unten in die Winkel der Hüften geht. Die beiden übrigen langen Linien gehen bis an den After. Die vierte Art, *Rainette Squirelle, Hyla Squirella. Bosc.* Pl. 5. *f.* 2. von Bosc in Karolina beobachtet, ist etwas kleiner, als unser Laubfrosch, lebt auf Bäumen, und versteckt sich, vornehmlich im Winter, unter der Rinde der Bäume. Jung soll sie der europäischen vollkommen gleichen, von welcher der Vf. sie aussserdem durch die Schenkel länger als die Hüften, unterscheidet. Die Hauptfarbe des 15 Linien langen Körpers ist oben dunkelgrün mit braunen Pickeln, und dergleichen in vier Reihen der Länge nach stehenden unregelmässigen Flecken; der etwas stumpfe Kopf hat weisslichte Lippen, und goldfarbige I[illegible] Die Aussenseite der Hüften ist gelb. Die Unterseite des Leibes ist weisslich, der Unterleib, After und die Unterseite der Hüften gekörnt. Nur die Hinterzehen sind zur Hälfte durch eine Schwimmhaut verbunden, die vordern ganz frey; die dunkelgrünen Füsse haben oben braune Querbinden, welche, wie gewöhnlich in den mit Saftfarben illuminirten Abbildungen, auch hier mehr grau als braun auf grünem Grunde erscheinen. — Die fünfte Art, *Rainette femorale, Hyla femoralis. Bosc.* Pl. 5. f. 1. hat mit der vorigen einerley Vaterland, Wohnort, und gleicht ihr sonst gar sehr, ausser, dass sie kleiner ist, [illegible] bis 14 Linien lang, und auf den dunkler grünen Hüften gelbe Flecken hat. Die Farbe ist grasgrün, an den Seiten des Kopfs weisslich, mit einer bräunlichen Linie um die Augen: auf dem Rücken stehen feine braune Tüpfeln: die Unterseite des Leibes ist gelblich weiss, mit Körnern an den gewöhnlichen Stellen. Die Füsse und Zehen sind oben ganz einfarbig grün, und übrigens wie bey der vorigen Art gestaltet. Dem Rec. ist es unmöglich, in diesen Angaben einen wesentlichen Unterschied aufzufinden; denn alle Merkmale lassen sich einigermassen aus dem Unterschiede des Geschlechts erklären. Die sechste Art, *Rainette rouge, Hyla rubra. fusco-rubra, cum maculis rotundatis albidis femoribus insuper.* Pl. 6. Die Synonymie lautet. *Daubenton, Enc. meth. Lacepède. Histoire des Quadrup. ovip. Ranula Americana rubra. Seba, Thes. tom. II, tab.* 68. *fig.* 5. Wenn man Lacépède vergleicht, und bemerkt, dass die von ihm S. 566. beschriebene und abgebildete *Rouge* dieselbe ist, welche der Vf. unter dem Namen *Rainette à tapirer* beschrieben hat: so sieht man sogleich, warum er in einem Werke, welches dem Lacepède zugeeignet ist, so leise auftritt, um den Leser den stillen Vorwurf der Verwechselung nicht bemerken zu lassen. Aber keinen Grund kann Rec. finden, warum hier die von Lacepède angezogene Stelle von Laurenti Nr. 32. verschwiegen wird, wo L. *Hyla rubra* aus der angeführten Abbildung von Seba kurz also beschreibt: *capite magno, rictu amplissimo, corpore rubro.* Das hier abgebildete Exemplar der National-Sammlung stammt aus der von Seba her: und also war die Vergleichung mit der Sebaischen Abbildung zuverlässiger. Länge 14 Linien, Kopf klein, ein wenig zugespitzt, goldfarbige Iris. Farbe oben braunroth; zwey blasse aschfarbige Linien gehen von den Augen über die Seiten des Leibes weg, bis nahe an den After; auf den Hüften kleine runde weisse Flecken; die Unterseite des Leibes weisslich mit röthlicher Schattirung und Körnern an den gewöhnlichen Stellen. Die Zehen sind wie an den beiden vorigen gestaltet. Diese Art scheint dem Vf. nahe an *Rainette femorale* zu gränzen. Wenn übrigens Seba's Zeichnung richtig ist, worüber der Vf. sich nicht erklärt, so kann sie so wenig als Laurentis darnach gemachte Beschreibung auf diese Art passen, weil der Vf. ihr einen kleinen Kopf, Laurenti aber einen

grossen

grossen zuschreibt. Die Abbildungen sind sauber genug, haben aber nicht alle das Charakteristische, welches die Beschreibung angiebt. Bey der Anzeige der folgenden Lieferungen werden wir uns kürzer fassen konnen, nachdem wir einmal die Manier des Vf. kenntlich gemacht haben. Noch wollen wir die Namen der im zweyten Hefte beschriebenen und abgebildeten Arten hersetzen. 1) *Hyla viridis*, der gemeine Laubfrosch. 2) *Hyla boans Lin.* 3) *Hyla venulosa.* 4) *Hyla lactea* und *H. hypochondrialis.* 5) *H. lateralis* und *H. bilineata.* 6) *H. marmorata.*

LITERATURGESCHICHTE.

ALTONA u. LEIPZIG, b. Kaven: *Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie von Johann Adolph Nasser*, Prof. d. Philos. zu Kiel; *Erster Band.* 1798. 374 S. *Zweyter Band.* 1800. 415 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Einem längst empfundenen und oft zur Sprache gebrachten Bedürfnisse, die Schicksale und Denkwürdigkeiten unserer vaterländischen Dichtkunst in einer vollständigen Geschichte behandelt und dargelegt zu sehen, ist bisher nur sehr unvollkommen, durch die Herbeyführung einzelner Materialien, abgeholfen worden. Was von ihrer Bearbeitung und Zusammenstellung, literarisch oder kritisch versucht wurde, war, bey allem seinem Werth und Interesse, zur Befriedigung jenes Bedürfnisses noch nicht hinreichend. Auch der Vf. dieser Vorlesungen macht selbst keinen Anspruch auf diess Verdienst, sondern will das, was er hier liefert, für nichts weiter als für einen geringen Beytrag zur Bearbeitung eines bisher so sehr vernachlässigten Theils unserer Literatur angesehen wissen. Eigene Vorlesungen über diese Geschichte sind, vollends auf einer nicht sehr zahlreich besuchten Akademie, eine, wo nicht ganz neue, doch gewiss ungewöhnliche und seltene Erscheinung. Schon vor neun Jahren machte unser Vf. in öffentlichen Lehrstunden damit den Anfang, und widmete ihnen entweder ein Jahr hindurch zwey, oder während eines halben Jahrs vier öffentliche Lehrstunden. In der Folge schränkte er, wegen des immer wachsenden Reichthums an Stoff, seinen mündlichen Vortrag blofs auf die neuern Zeiten ein, und entschloss sich, seine Ausarbeitungen über die frühern Perioden in einer etwas veränderten Gestalt dem Druck zu übergeben. So entstand dieses Werk, in welchem zwar der in diesem Fache belesene und geübte Literator wenig Neues finden wird, das aber doch auch ihm zur Erleichterung der Uebersicht dienen, und vornehmlich dem minder von diesen Gegenständen unterrichteten Leser ganz brauchbar und nützlich werden kann.

Der *erste Band* enthält die Geschichte der deutschen Poesie in ihren frühern Zeiträumen bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Gleich zu Anfange der *ersten Vorlesung* wird das Ganze in sieben Perioden eingetheilt, wovon die vier ersten in diesem ersten Bande abgehandelt werden. Schon zwey derselben sind in der ersten Vorlesung, S. 1—34. befasst, nämlich bis auf die Zeit der schwäbischen Dichter; denn freylich fehlt es gar sehr an hinlänglichen Nachrichten und Urkunden aus jenem nicht kurzen frühern Zeitalter unserer Dichtkunst; und nur von denen, die wir bisher schon kennen, ist hier das Vornehmste angeführt und nachgewiesen. Der alberne Einfall *Reimmann's*, der in der Stelle des Tacitus von den Liedern der alten Germanen eine Probe von diesen Liedern selbst zu finden glaubte, hätte doch kaum eine Erwähnung verdient. Die Gandersheimische Nonne *Hroswitha* paradirt auch hier wieder, ob man gleich, wie der Vf. selbst bemerkt, in deutscher Sprache nichts von ihr hat. — Reichhaltiger ist die in der 2. *Vorl.* abgehandelte dritte Periode der Dichter aus dem schwäbischen Zeitalter, deren Zusammenstellung von *Adelung* in seinem Magazin, wozu in der *Bragur* von dem jüngern *A.* neulich ein Nachtrag geliefert wurde, hier wohl desto genauer hätte sollen nachgewiesen werden, da der Vf. nur einige von ihnen namentlich anführt. — In der 3. *Vorl.* wird die vierte Periode angefangen, vom Verfall der Minnesänger bis auf *Opitz*, und zuerst von den Meistersängern, *Hugo von Trymberg*, und *Boner's* Fabeln geredet. Hier findet man viel Bekanntes, und manches wohl zu umständlich wiederholt, und zum Theil blofs abgeschrieben. Ueber den Druck des Bonerschen Fabelbuchs zu Bamberg 1461 ist die Untersuchung jetzt zur Entscheidung gediehen. — *Vorlesung* 4. betrifft ganz das Gedicht, *Reinke de Vofs*, über dessen ersten Urheber hier doch wenigstens die wahrscheinlichern Vermuthungen hätten erwähnt werden sollen. Diess geschieht blofs in der beygefügten Anmerkung; aber sehr unzulänglich. Der Anführung der Ausgaben hingegen (nach *Flögel*) ist der gröfste Theil der *fünften Vorlesung* gewidmet, worin auch von den Nachbildungen dieses Gedichts, und von der dramatischen Poesie dieses Zeitalters die Rede ist. *Henynk de Han* wird hier irrig noch für ein wirklich altes Gedicht genommen. — *Vorlesung* 6. von *Sebastian Brant's* und *Thomas Murner's* bekannten satyrischen Gedichten. Dass der letztere Vf. des Eulenspiegels sey, ist zu unstatthaft, um auch nur als Conjectur Anführung zu verdienen; und die gegebenen Proben aus diesem Volksmährchen stehen hier nicht an ihrer rechten Stelle. — *Vorlesung* 7. über den *Theuerdank*, und über *Luther*, als Dichter. Von jenem Gedichte wird hier genauer, als bisher, gehandelt, und der Originaltext in einigen Proben mit den spätern Umänderungen verglichen. — *Vorlesung* 8. über *Hans Sachs*, aus bekannten Quellen. — Von ihm auch noch *Vorlesung* 9. und von *Fischart*. — *Vorlesung* 10. über *Burkard Waldis* und den Froschmäusler von *Rollenhagen*. — Ueberall sind Proben angeführt, woraus die Manier der Dichter sich einigermafsen beurtheilen läfst.

Mit der *eilften Vorlesung*, welche den Anfang des *zweyten Bandes* macht, geht der Vf. zu der *fünf-*

fünften Periode fort, welche sich von *Opitz* bis *Canitz* erstreckt, oder vom Anfange des zweyten Viertheils bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Zuerst redet er von *Opitz's* nächsten Vorgängern in der deutschen Poesie, *G. R. Weckhrlin* und *J. V. Andreä*. Ueber den ersten hatte schon *Eschenburg* in der Fortsetzung der auserlesenen Stücke älterer deutscher Dichter gehandelt, die *Zachariä* zu sammeln angefangen hatte; und von *Herder* war dazu im deutschen Museum und in der fünften Sammlung seiner zerstreuten Blätter ein Nachtrag geliefert. Beide Vorarbeiten sind von dem Vf. benutzt, und aus ihnen die hier gegebenen Proben ausgehoben worden. So war auch über *Andreä* von *Sonntag* und *Herder* vorgearbeitet; und dieser in mehr als einem Betracht denkwürdige Mann hätte wohl auch als Dichter eine etwas genauere Charakterisirung verdient. Mehr als eine Quelle fand der Vf. auch zu den Nachrichten vor sich, die er, mit grösserer Ausführlichkeit in der eilften und zwölften Vorlesung von *Opitz* selbst ertheilt. Am umständlichsten wird sein Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges zergliedert. In der folgenden Vorlesung ist zuerst die Rede von der *fruchtbringenden Gesellschaft*, und sodann von *Dieterich von dem Werder*, welcher, als Uebersetzer des *Ariost* und *Tasso* wohl etwas mehr Beachtung verdient hätte; ferner von *Zinkgräf*, zu dessen Apophthegmen allerdings *Weidner* noch drey Theile hinzugeliefert hat; von *Flemming* und *Homburg*, wieder grösstentheils aus der oben gedachten Sammlung auserlesener Stücke. Und so war auch für die vierzehnte Vorlesung über *v. Logau*, *Tscherning*, *Scultetus* und *Schwieger*, dem Vf. in bekannten Hülfsmitteln hinlänglich vorgearbeitet. Bey dem ersten dieser Dichter hat er jedoch auch die alte Originalausgabe benutzt, und aus derselben Beyspiele des Schlechtern gegeben. Ueber den Zustand der deutschen Schaubühne um diese Zeit sind nur wenig Worte zu Anfange der 15ten Vorlesung gesagt, und nur bloss von *Andreas Gryph* als dramatischen Dichter umständlich gehandelt. Mit dem Lobe desselben ist der Vf. doch wohl etwas zu freygebig. Von dem, was über seine Anlage zur Satyre und von seinen Epigrammen gesagt wird, geschieht der Uebergang zu zwey andern denkwürdigen satyrischen Dichtern dieses Zeitraums, *Joh. Wilhelm Lauremberg* und *Joachim Rachel*. Von ersterm hat man, wie bekannt, vier satyrische Gedichte in plattdeutscher Sprache, die gewöhnlich den Satyren des letztern beygedruckt sind. Die biographischen Nachrichten von *Rachel* nahm der Vf. aus einigen handschriftlichen Hülfsmitteln, die ihm von den Professoren *Mellmann* und *Cordes* mitgetheilt wurden. Ersterer besitzt eine Sammlung ungedruckter Gedichte von *R.*, wovon die lateinischen sich am meisten auszeichnen; die deutschen sind meistens Gelegenheitsgedichte. Zuletzt noch über *Lokenstein*, der aber nur von der fehlerhaften Seite charakterisirt wird, über *Hofmannswaldau* und *Filipp von Zesen*, an denen es freylich keine lobenswerthe Seite giebt, und über *Morhof*, der mit seinen bekannten übrigen Verdiensten nicht nur das verband, den ersten Entwurf einer deutschen Sprach- und Dichtkunst-Geschichte zu liefern, sondern auch selbst in verschiedenen Dichtarten, besonders im Epigramm, kein verwerflicher deutscher Poet war. — Die Vorrede beantwortet einige Kritiken und enthält verschiedene Zusätze und Berichtigungen zu dem ersten Bande dieser Vorlesungen, deren dritter Band sich mit den vorzüglichsten Dichtern von *Canitz* bis auf *Gellert* beschäftigen wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Braunschweig*, in der Waisenhausbuchdruckerey: *Väterliche Ermahnungen an einen Sohn in (bey) einer (der) Confirmationshandlung (desselben) nebst einer Taufhandlung* von *J. C. Zuckschwerdt*, Prediger zu Flechtorf im Braunschweigischen. 1800. 56 S. 8. (4 gr.) Dass ein Vater bey der Confirmation seines Sohnes mit Wärme sprechen wird, lässt sich nicht anders erwarten; und so ist es auch hier. Allein sind gleich die Gedanken in dieser Rede wahr und nützlich: so hät doch die ganze Einkleidung nichts, was sie nur ein wenig über das Alltägliche erhöbe. Die angestellte Prüfung hat Rec. durchaus nicht gefallen. Der Fragende spricht zu viel und zu weitschweifig, stellt auch mit unter Fragen auf, auf welche mehr als eine richtige Antwort erfolgen kann, z. B. S. 24. „Was schreibt sich von Jesu her?" Antwort. „die christliche Religion." Hr. *Z.* scheint, nach dieser Probe zu urtheilen, das Talent, gut zu fragen und zu katechisiren, nicht zu besitzen. Die Taufrede ist ebenfalls etwas ganz gemeines. S. 52. „Indem die Besprengung mit Wasser zu *dreyen Malen* und darauf, nach Jesu Befehle, *im* d. h. auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes geschieht, so wird damit angedeutet, dass der Christ, als Christ, Gott, als den Vater, Sohn und heiligen Geist, zu verehren habe." Wie hängt das Besprengen mit Wasser mit dieser Verehrung zusammen? Und gehört es denn wesentlich zu der Taufe, dass es nach unserm Rituale gerade *dreymal* geschieht? In Jesu Verordnung steht nichts davon, und in der ersten Kirche ist, bekanntermassen, nicht so getauft worden. Auch kann man nicht einmal mit Gewissheit angeben, welcher Formel sich die Apostel eigentlich bedient haben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 17. März 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Perthes: *Pfauenfedern*, von *Soltau*. 1800. 78 S. 8. (8 gr.)

Bey weitem den grösſern Theil dieſes Büchleins füllen funfzig Leſſingiſche, vom Vf. verſificirte Fabeln. Dreyſsig derſelben ſtanden ſchon früher (1776—1779) im deutſchen Merkur abgedruckt, und reizten damals bereits unſre *Verwunderung*. Da ſie jetzt, nach einem ſo beträchtlichen Zeitraum mit Veränderungen abgedruckt und mit faſt eben ſo viel neuen verſtärkt worden ſind, ſo ergiebt ſich hieraus: daſs Hr. S. dieſe Umſchmelzung nicht als einen bloſs jugendlichen Verſuch, ſondern als eine ernſtere Arbeit betrachtet; und er wird es daher hoffentlich auch ſehr ſchicklich finden, daſs die Kritik dabey ein paar Augenblicke verweile.

Leſſing ſah bekanntermaaſsen mit einer gewiſſen Vorliebe auf ſeine Fabeln. Er hielt ſie gerade nicht für ſein gröſstes, genialiſches Product, aber für ſeine gelungenſte, das heiſst, ſeinem vorſchwebenden Ideal am glücklichſten entſprechende Arbeit. „Ich bin mit ihnen unter allen, was ich machen wollen, noch am beſten zufrieden"! Dieſes Urtheil hörte Rec. aus des Verſtorbnen eignen Munde, und mehrere von Leſſings vertrautern Freunden werden wahrſcheinlich gleicher Aeuſserungen ſich entſinnen. — Eine ſolche Arbeit noch einmal überarbeiten, das heiſst ſtillſchweigend erklären: es habe doch noch bisher ein merkliches Erfodernis ihr gemangelt! Das ſcheint einen *ſehr feſten Glauben an die Nothwendigkeit der Verſificirung bey einem Gedicht* anzuzeigen. — Sey es darum! Wollen wir jetzt nicht über eine Meynung ſtreiten, die gehörig unterſucht, weitläuftiger auseinander geſetzt werden müſste, als hier der Ort erlaubt! Aber ſo viel geſtehen des Versmaaſses und des Reimes eifrigſte Verfechter: daſs durch dieſe Verſchönerung des Gedichts weſentlichern Eigenſchaften, der Lebhaftigkeit der Ideen, der Kraft des Ausdrucks nichts entzogen werden dürfe. — Hat Hr. S. dieſs beobachtet? Ein paar Vergleichungen des Leſſingiſchen proſaiſchen Originals und der neuern Bearbeitung müſſen dieſs entſcheiden. Wir ſchlagen auf, ohne lange Wahl, und leſen S. 27. *Jupiter und Apollo*. Sie lautete bey Leſſing alſo:

> Jupiter und Apollo ſtritten, welcher von ihnen der beſte Bogenſchütze ſey. „Laſs uns die Probe machen!" ſagte Apollo. Er ſpannte ſeinen Bogen, und ſchoſs ſo mitten in das bemerkte Ziel; daſs Jupiter keine Möglichkeit ſahe, ihn zu übertreffen. — „Ich ſehe, ſprach er, daſs du wirklich ſehr wohl ſchieſseſt. Ich werde Mühe haben, es beſſer zu machen. Doch will ich es ein andermal verſuchen." — Er ſoll es noch verſuchen, der kluge Jupiter!

Wie trefflich! Wie anſchaulich, kurz und kraftvoll! Und nun Hr. Soltau.

> Zeus und Apollo ſtritten
> im Bogenſchieſsen um den Preis.
> Apollo traf ſo fertig mitten
> ins Ziel, daſs Zeus
> ihn nicht zu übertreffen *wagte*.
> Doch Zeus *bedachte*
> *ſich einer Liſt*. — „Du ſcheinſt mir, *Lucifer*,
> ſprach er, beynah' ſo gut, als ich zu *treffen*,
> und kaum werd' ich dich *übertreffen*.
> Doch komm' ich einmal wieder her,
> ſo will ich es *verſuchen*.
> Er ſoll ihn noch *beſuchen*,
> der ſchlaue Jupiter!

Iſt es möglich, daſs eine ſolche Verſification ihrem eignen Verfaſſer gefallen konnte? Wir wollen nichts von den ſehr ſchlechten Reimen *treffen* und *übertreffen*, *verſuchen* und *beſuchen*, *Lucifer* und *her*, *wagte* und *bedachte* ſagen — wiewohl es doch ſehr arg iſt, unter *ſieben* Reimen *vier* fehlerhafte zu geben. Aber wer ſagt denn: *ſich einer Liſt bedenken*? Wie falſch iſt der Ausdruck: Er *wagte* es nicht ihn zu übertreffen! Er *vermochte* es nicht, *muſs* es heiſsen. Wenn Graf Grammont mit dem Kardinal Richelieu um die Wette ſpringt, und mit Fleiſs niedriger ſpringt, als dieſer, dann *wagt er nicht* ihn zu übertreffen; aber Jupiter ſieht keine *Möglichkeit* dazu. Wie hergeſchleppt durch den Reim iſt hier das Beywort *Lucifer*. Es iſt jetzt vom Bogenſchützen Apollo, und nicht vom Strahlengott die Rede. Ueberdieſs hat hier der Verſificator eine Feinheit des Originals vernachläſsigt oder überſehn. Apollo und Jupiter ſtreiten ſich (das heiſst, *mit Worten*) um den Ruhm des beſten Bogenſchieſsens. „Wir können ja gleich die Probe machen!" ſagt raſch Apollo; legt ſie wirklich ab, und Jupiter entſchuldigt ſich nun für heute. Bey Hr. *Soltau* ſtreiten ſie hingegen allerdings ſchon im Bogenſchieſsen mit einander und Apollo hat nur den Vorſchuſs. Der Aufſchub des Jupiters wird nun zur wahren Abgeſchmacktheit. — Nenne man dieſs doch nicht Mikrologie! Leſſings Fabeln zählten ſonſt mehrere einſichtsvolle Kunſtrichter unter die Ju-

Juwelen deutscher Prosa; und von Juwelen bläst man ja gern auch den Staub weg. Noch eine Vergleichung! Lessing erzählt:

„Ein schwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirsch weideten auf einer Wiese zusammen. — „Hirsch, sagte der Stier, wenn uns der Löwe anfallen sollte: so lass uns für einen Mann stehn; wir wollen ihn tapfer abweisen." — „Das muthe mir nicht zu, erwiederte der Hirsch, denn warum sollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlassen, da ich ihm sichrer entlaufen kann?"

Hr. S. überträgt diess in gebundne, gereimte Rede also:

Einst weideten ein Hirsch und Stier
im Forstrevier
zusammen auf der *Wiese*.
„Hirsch (sprach der Stier),
wann sich der Löwe *sehen liesse*,
und fiel uns an:
Du bist behend, ich stark: stehn wir für einen Mann"!
Verzeih mir, sprach der Hirsch, ich brauche meine *Füsse*
zur Flucht mit grösrer Sicherheit,
als mein Geweih zum ungewissen Streit.

Was für unrichtige Reime sind hier wieder, *Wiese*, *liesse* und *Füsse*! Welcher ganz müssige Zusatz ist: *im Forstrevier*, und, wenn der *Löwe sich sehen liesse*! Wie unschicklich ist es, dass der Stier selbst den Hirsch an seine Behendigkeit erinnert! — Auch die Lessingischen, hier weggelassenen Beywörter *schwerfällig* und *flüchtig* waren keineswegs überflüssig; denn nicht *jeder* Stier und nicht *immer* ist er schwerfällig. Ein junger nicht so feister Stier, kann auch schon laufen aber dieser wohlbeleibte konnte es nicht. Lessings Prosa abkürzen ist fast immer bedenklich. Er war nie verschwendrisch mit Worten, und hier war er vielmehr wortkarg. Zuweilen verändert Hr. S. sogar den ganzen Gang der Fabel; z. B. beym *Phönix*, S. 9. Lessing hatte gesagt:

„Nach vielen Jahrhunderten gefiel es dem Phönix, sich wieder einmal sehen zu lassen. Er erschien, und alle Thiere und Vögel versammelten sich um ihn. Sie gafften, sie staunten, sie bewunderten, und brachen in entzückendes Lob aus. Bald aber verwandten die besten und geselligsten mitleidsvoll ihre Blicke und seufzten: Der unglückliche Phönix! Ihm ward das harte Loos, weder Geliebte noch Freund zu haben; denn er ist der Einzige seiner Art."

Immer las Rec. diese Fabel mit merklicher Rührung; und das Naive, Höchsteinfache und Edle im Schluss verfehlte gewiss seines Endzwecks nie. Bey Hn. S. ist alles viel künstlicher und weitläuftiger geworden. Man urtheile selbst davon!

Der Phönix zeigte sich.
(Ihr wisst, in hundert Jahren
sieht man ihn einmal nur), gleich sammelten die Schaaren
der Vögel sich um ihn, und priesen männiglich
den seltnen Gast. Die Aelstern und die Staare
erhoben an ihm Schönheit und Gesang;
der Rabe lobte sein Gesieder;
von seinem Witze schallt das Lob der Eule wieder;
und Pfauen rühmten seiner Stimme Klang.
Von ferne sass die Turteltaube.
Sie staunt ihn an, und girrt dem Täuber zu:
„Geliebter, er ist schön; doch glaube,
so glücklich ist er nicht, als ich und du.
Denn wozu hilft es ihm, so schön zu seyn?
Ist er doch, armer Phönix! ganz allein
und kann sich nicht, wie wir, der Liebe freun."

Warum mag wohl Hr. S. das Lob des Phönix so zweydeutigen Kunstrichtern übertragen? Der Rabe rühmt das Gefieder, der Pfau die Stimme, die Aelster den Gesang! das sieht ja fast aus, als wäre alles diess mit Unrecht gelobt worden; und das wollte der Fabulist gewiss nicht gesagt haben. Der Phönix besitzt *wahre* Vorzüge, aber *sie vergüten doch* nicht, was seinem Glücke abgeht. Das *erkennt man* in Lessings schlichter Prosa, und muss es aus *Soltau's* Umarbeitung erst heraus errathen. Auch ist nach unserm Gefühl die allgemeine kurze Bedaurung der bessern und geselligen Thiere überhaupt weit wirkender, als die viel längere Rede der Turteltaube allein.

So verhält es sich mit allen funfzig Fabeln! Sie haben sämmtlich Veränderungen erfahren; aber ob es auch bey einer nur Verbesserungen seyn dürften; ob es nicht Lessingen hier noch weit, weit schlimmer ergangen sey, als dem Aesop beym Phädrus, das ist eine andre Frage. Da Hr. *Soltau* sich durch weit schwerere Arbeiten als ein Mann von Geist und dichterischen Talenten bewährt hat: so verzeihen wir ihm diese kleine Verirrung zwar gern, *aber sie* nicht ungerügt hingehen zu lassen, schien uns gerade hier um so nöthiger, da die Fehler *guter* Köpfe gar zu leicht bey den geringern ein böses Beyspiel geben.

Unter den übrigen dreyzehn Gedichten sind zehn anakreontische Lieder nach dem Spanischen des Don Juan Melendes Valdés. Sie sind gerade keine grosse Bereicherung für uns, die wir dieser Art von Gesängen uns fast entwöhnt haben; aber sie besitzen Leichtigkeit des Tons und Anmuth des Inhalts. Sie mit dem Original zu vergleichen hatten wir keine Gelegenheit. Doch der Verdeutscher des Cervantes hat Anspruch auf unser Zutrauen.

Leipzig, b. Gräff: *Elisa*, or, The Pattern of Women. A Moral Romance. Translated from the German upon the Fourth Original Edition, by *John Ebers*, Prof. With Six Prints. 1799. XX. und 410 S. 12. (1 Rthlr.)

Von der Urschrift dieses so viel gekauften und gelesenen Romans, die schon sechs Auflagen erlebt hat, sind in dieser A. L. Z. vom J. 1796. Nr. 207. und v. J. 1797. Nr. 381. Beurtheilungen geliefert worden. Hier also nur von der Uebersetzung. Diese ist

ist die Arbeit eines Mannes, der sich schon durch mehrere Proben, und vornehmlich durch sein bekanntes Wörterbuch, als vertrauter Kenner der englischen Sprache gezeigt hat. Das Verständniss einer Sprache, die Bekanntschaft mit ihren grammatischen Regeln, und die Fähigkeit, ihre Wörter und Redensarten nach ihren Bedeutungen zu entwickeln und in einer andern Sprache richtig zu erklären, alle diese Eigenschaften schliessen jedoch noch nicht die Fähigkeit in sich, in jene fremde Sprache so zu übersetzen, dass der ganze Genius derselben erreicht und beybehalten, dass Alles vermieden werde, was dem Eingebornen fremd und anstössig seyn könnte. Bey der englischen Sprache giebt es vielleicht in dieser Hinsicht der Schwierigkeiten noch mehr, als in irgend einer andern; und diese werden nicht etwa durch die genaue Verwandschaft derselben mit unsrer deutschen Sprache gehoben, oder nur vermindert. Vielmehr scheint eben hierin ein Grund mehr zu liegen, warum der Englisch schreibende Deutsche gar leicht zu der Wahl ähnlicher Wörter, Wendungen und Redensarten verleitet wird, die der Engländer nicht für geltend und correct anerkennt, wenn sie gleich für den Deutschen, an sie in seiner Muttersprache gewöhnten, Leser wenig oder nichts Auffallendes haben. Diess möchte denn auch wohl bey gegenwärtiger Uebersetzung nicht selten der Fall seyn; und wenn Rec. gleich kein geborner Engländer ist: so glaubt er doch der Stellen nicht wenige darin angetroffen zu haben, wo ihm die Wörter und Redensarten dem englischen Idiom minder gemäss, als dem deutschen, zu seyn dünkten. Hier muss er sich nur auf die Anführung einiger Proben einschränken. Gleich im Anfange der Vorrede ist *enlightening*, als Substantiv gebraucht, schwerlich das rechte Wort für *Aufklärung*, und *one should naturally think*, sollte wohl eher *one would*, oder vielmehr *one might* heissen. *This beautiful half of ourselves — to please after another manner — some light of their destination — it is even but of few men just* für: „(Der Gesichtspunkt) ist selbst bey wenigen Männern nur richtig." — *the intellectual and corporal gifts* (für *bodily parts*) — *knowledge accomplishes the woman* (für *renders the woman accomplished*) — *limits, which prejudices would circumscribe to your sex* (für *by which prejudices attempt to circumscribe your sex*) — *propose our women for patterns to posterity* — sind ähnliche Stellen der ersten, nur drey Blätter füllenden Vorrede. Aus dem Buche selbst nur ein paar Beyspiele: S. 9. *virtue itself would cease to be Virtue, if she (it) could not bear with the weaknesses of men* — S. 12. *to conceal truth to (from) thee* — S. 17. *how greatly (much) does he abase himself.* — Ebendas. *How culpable (guilty) is he.* — S. 35.: *A redness (a blush) overspread Elisa's cheeks.* — S. 65.: *I have virtue to (for) my guide.* — S. 205.: *I venture to add yet one prayer (request).* — Das *one* für das deutsche *Man*, dessen die Engländer sich nur selten bedienen, und wofür sie *a man, they* oder *we*, zu setzen pflegen, kommt in dieser Uebersetzung allzu oft, und zuweilen zu nahe nach einander vor; z. B. S. 38. *Methinks, one respires with more freedom, when one beholds the earth below one's feet; and when one approaches the clouds.* — Dergleichen kleine Mängel werden indess dem Vf. bey einer neuen Durchsicht und Auflage seiner, im Ganzen treuen und fliessenden, Uebersetzung gewiss nicht entgehen.

Tübingen, b. Haselmayer: *Gallerie griechischer weiblicher Schönheiten in ihren reizendsten Attitüden.* Im antiken Geschmack einfärbig und erhaben (en haut relief) gearbeitet. *Mit kritischen und artistischen Nachrichten von deren ästhetischen Schönheit.* Erste Sammlung mit 4 Figuren, jedes Relief ist ohngefähr 9 Zoll lang und 6 Zoll hoch in grün lakirtem Rahmen. Die Erklärung hat 23 gedruckte Seiten 8. (3 Carolins.)

Brauchbares oder Unterrichtendes findet sich in den erwähnten kritischen und artistischen Nachrichten nur sehr wenig; und dieses Wenige, mit vielen Schlacken gemischt, wäre allenfalls in einigen aus Hn. *Ramdohrs* Schriften abgeschriebenen Stellen zu suchen. Eine Aeusserung, welche dem Vf. selbst zur Last fällt, erregte, wir können nicht sagen, ob mehr Unwillen oder mehr Mitleiden gegen ihn. Er empfiehlt nämlich diese Sammlung von Wachsfiguren in Schlafzimmern aufzuhängen, wo sie ein wirksames Mittel zur Erzeugung schöner Kinder werden dürften; verspricht überdiess noch beyläufig, solches nächstens noch in einem besondern Werke ausführlich darzuthun. Mag er doch, wenn es ihm gut dünkt: wir wenden uns indessen zu den vor uns liegenden Arbeiten des bildenden Künstlers, welche mehr Lob verdienen. Nr. I. *Schlafende Nymphe von einem Satyr belauscht.* Ihr Körper ist zart, jugendlich, hat sanfte wallende Umrisse und zierliche Formen, Schenkel und Beine harmoniren mit demselben; auch bemerken wir an der Drapperie, auf welcher die Figur liegt, gutgeworfene Falten. Der Kopf ist hingegen weder hübsch noch passend, und der über das Haupt gelegte Arm zu schmächtig und klein. Am Satyr vermisst man den kräftigen derben Charakter, welchen die alte Kunst diesen Wesen zu geben pflegte. Nr. II. *Venus trauernd am Adonis.* Kopf und Brust sind am befriedigendsten ausgefallen; der Leib hat nicht die gehörige Wendung, die Hüften sind zu breit und die Schenkel schliessen nicht zusammen, welches hässlich und an einer sogenannten griechischen Schönheit vollends unverzeihlich ist. Der ausgestreckte rechte Arm scheint zu kurz; wenn überdiess der Künstler wirklich die um den Adonis trauernde Venus hat darstellen wollen: so misslang ihm auch der Ausdruck, indem die ganze Stellung der Figur weder Schmerz noch Traurigkeit, sondern behagliche Ruhe andeutet. Nr. III. *Venus und Amor.* Der Leib der Venus unter der Brust nebst dem linken Schenkel und Bein haben uns, sowohl

wegen ihrer Form als auch weil sie mit schmelzender Weichheit behandelt sind, wohl gefallen; alles übrige hat keine grossen Verdienste; es lassen sich Stellen nachweisen, wo der Künstler ohne Urtheil fehlerhafte Formen seines Modells gewissenhaft nachgeahmt zu haben scheint. Amor ist mager und schwerfällig zugleich. Nr. IV. *Eine Bacchantin auf einer Tygerhaut sitzend.* Sie zeigt den Rücken, welcher, so wie der rechte Schenkel, der nur allein sichtbar ist, der Behandlung wegen Lob verdient. Die andern Theile mit Ausnahme des Kopfs, welcher nicht den Charakter einer Bacchantin hat, sind mittelmäsig.

Zu wünschen wäre, dass auf Hände und Füsse, die an den sämmtlichen Figuren dieser ersten Sammlung vernachläsigt sind, künftig mehr Fleiss verwendet werden, und der Künstler sich auch um kunstmäsige Anordnung der einzelnen Figuren sowohl als der Gruppen mehr Mühe geben möchte.

Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Annalen der bildenden Künste für die österreichischen Staaten*, von *Hans Rudolph Füessli.* 1801. *Erster Theil.* 213 S. gr. 8. nebst der Einleitung und Dedication an den Grafen von Fries. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf., ein Schweizer von Geburt, aber lange schon in österreichischen Diensten und seit einigen Jahren in Wien wohnhaft, sagt S. XXI. der Einleitung, seine Absicht bey diesem Werk sey, in der Residenzstadt, und überhaupt in den Erbländern mehr Aufmerksamkeit für die bildenden Künste zu erregen, dem Publicum den gegenwärtigen Zustand derselben bekannt zu machen; deswegen solle gleich anfangs eine Geschichte der bildenden Künste in Wien bis auf die gegenwärtige Zeit gegeben werden, mit Nachrichten von den dortigen Lehranstalten und ihren Wirkungen. Es sollen ferner abwechselnd besondere Abhandlungen über das Theoretische der Kunst, über den guten Geschmack in derselben, geliefert werden; auch Beschreibungen von merkwürdigen Kunstwerken, welche sich in den Sammlungen zu Wien befinden, Anzeigen neuerscheinender Kupferstiche und zuweilen Biographien von bedeutenden Künstlern.

Diesem Plan zufolge, beginnt also das Werk mit einer *Geschichte der bildenden Künste in Wien*, wo man erfährt, dass bis gegen die Hälfte des XVIIten Jahrhunderts wenig erhebliches in der Kunst geleistet wurde. Damals berief Kaiser Ferdinand III. Wilhelm Bauer und nicht lange nachher Joachim v. Sandrart zu sich; erst im J. 1704 wurde die Akademie gestiftet, bey welcher seither manche gute Künstler theils angestellt gewesen sind, theils sich gebildet haben. Der Vf. giebt Nachrichten von der Einrichtung dieser Akademie und der Lehrmethode, die bey derselben beobachtet wird, theilt beyläufig auch seine eignen Gedanken über die Bildung junger Künstler mit; und sagt zum Schluss noch einiges über den Geschmack und Kunst der Historienmaler, welche zu Anfang des abgelaufnen Jahrhunderts *in Wien* arbeiteten. Angehängt findet man kurze Lebensbeschreibungen einiger vorzüglicher Künstler, *Füger, Canzig, Maurer, Schmutzer* und *Bartsch* nebst dem Verzeichniss ihrer bedeutendsten Arbeiten. Dem Hn. Canzig macht der Vf. nicht ohne Grund den Vorwurf, er habe zu einigen seiner historischen Gemälde solche Gegenstände gewählt, die unmöglich deutlich können dargestellt werden. Dasselbe liesse sich auch bey manchen Bildern vom Hn. Füger bemerken.

Betrachtung über den dermaligen Geschmack des Wiener Publicums, in Rücksicht auf die bildenden Künste. Es wird grosse Klage darüber erhoben, dass ausländische Kunstproducte gewöhnlich den Werken einheimischer Künstler vorgezogen werden. Die Ursache hiervon soll in der vernachläsigten Geschmacksbildung der Vornehmen und Reichen liegen: desswegen werden hauptsächlich die Hofmeister in Anspruch genommen, ihren Zöglingen von dieser Seite bessern Rath und Unterricht zu ertheilen.

Zum Schluss dieses ersten Theils macht uns Hr. *F.* noch mit der Kupferstich- und Zeichnungs-Sammlung Sr. k. H. des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen bekannt, welche in 500 *Portefeuillen* über 70000 *Kupferstiche* und 5000 *Zeichnungen* enthält, alle nach Schulen geordnet. Zwey Handzeichnungen von Rafael, welche sich in dieser Sammlung befinden, werden ausführlich beschrieben.

Leipzig, in d. Baumgärtner. Buchh.: *Trauer-Monumente für alle Nationen und Religionen*, gestochen von *Sprinck* und *Hüllmann. Zweytes Heft.* mit 7 Kupfertafeln. gr. 4. ohne Text. (1 Rthlr.)

Wir wollen das Beste anzeigen, und auch dasjenige, was nach unserer Meynung den wenigsten Beyfall verdient, damit die, welche sich dieses Werks bedienen, das übrige nach dem gegebenen Maassstab selbst schätzen mögen. Unter die gefälligern Stücke gehören: das erste Monument der ersten Tafel, die Urne jedoch weggelassen, welche nicht schicklich angebracht ist; das dritte der zweyten, das zweyte und vierte der dritten und das erste der siebenten Tafel. Zu den am wenigsten verdienstlichen sind zu rechnen: das, welches als Vignette auf dem Titelblatt steht, das dritte der ersten Tafel, das erste und fünfte der dritten, das zweyte der vierten und das fünfte der fünften Tafel. Diese zwey letztbemerkten zeichnen sich als besonders verwerflich aus.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 18. März 1802.

PHILOSOPHIE.

Landshut, b. Weber: *Metaphysik des Sinnlichen und des Uebersinnlichen, mit Hinsicht auf die neue und neueste Philosophie, zunächst für Anfänger.* Von *Joseph Weber*, der Theol. Doct. Kurf. Pfalz-Bayerschen wirkl. geistl. Rathe und ord. Prof. der Physik an der Bayersch. Univers. Landshut. 1801. XVI. u. 306 S. 8. (20 gr.)

Diese Metaphysik — eine neue Bearbeitung der zu Landshut im J. 1795 in lateinischer Sprache erschienenen Metaphysik des Vfs. — ist ein Amalgama von Kriticismus und Fichtischem Dogmatismus, wodurch das System durchaus inconsequent wird, und Anfänger in der Philosophie eher verwirrt als zurecht weist. Hr. *W.* will hier bloss die *Metaphysik der Natur* liefern, mit Ausschluss der Metaphysik der Sitten; gleichwohl bedient er sich in jener auch praktischer Grundsätze der letztern. Er theilt die Metaphysik der Natur in die des *Sinnlichen*, oder dessen, was gefühlt und empfunden, und des *Uebersinnlichen*, oder dessen, was nicht gefühlt und empfunden werden kann. *Jenes* sind die Dinge ausser uns; *dieses* die *Seele*, die *Objectenwelt überhaupt* und *Gott*; daher die Eintheilung der Metaphysik des Uebersinnlichen in die *rationale Psychologie, Kosmologie* und *Theologie*. Nach einer weitläuftigen Ausführung der Lehre vom Bewusstseyn, die zum Zweck hat, die Realität der Dinge ausser uns und die Möglichkeit und Wirklichkeit einer Metaphysik des Sinnlichen zu begründen, handelt der Vf. in dem ersten Theile von den *Formen* der Sinnlichkeit und des Verstandes, *als solchen*, also nicht metaphysisch, sondern kritisch, und es hätte wenigstens diese Lehre dem aus der Natur des Bewusstseyns geführten Beweise von der Wirklichkeit der Gegenstände ausser uns vorausgeschickt werden sollen, da sich die Möglichkeit der Erkenntniss von Dingen oder Erscheinungen darauf gründet. Dann eine Aufzählung der Kategorien, ihrer Prädicabilien, und der durch sie bestimmten Gesetze, die als Naturgesetze anzusehen sind. Diese Metaphysik des Sinnlichen — eine nicht ganz schickliche Benennung — enthält demnach die transscendentale Aesthetik und die transscendentale Analytik der Begriffe und Grundsätze des reinen Verstandes. Der zweyte Theil, oder die *Metaphysik des Uebersinnlichen* ist ganz dogmatisch und dialectisch, und in der rationalen Seelenlehre und Theologie insbesondere, sind praktische Grundsätze mit speculativen vermischt, welches dieser Metaphysik *der Natur*, welcher praktische Grundsätze ganz fremd sind, in diesen Theilen eine zwitterartige Gestalt giebt. Im Einzelnen bietet sich ebenfalls reichlicher Stoff zu Erinnerungen dar. *Philosophie im strengen Sinne* ist dem Vf. die Wissenschaft vom *absolut letzten Grunde* des menschlichen Wissens von alle dem was ist und seyn soll; in *weiterer* Bedeutung, das System reiner Vernunfterkenntnisse, *oder* (?) eine Wissenschaft der unwandelbaren Principien und Gesetze, woraus alles was ist und seyn soll, richtig erkannt und consequent deducirt werden kann. Nach diesen Definitionen dürfte sich schwerlich ein Unterschied zwischen der Philosophie im *strengen* und im *weitern* Sinne finden lassen. Eine Philosophie im *strengen* oder *engern* Sinne kennen wir gar nicht, wofern nicht darunter die *reine* im Gegensatze der *empirischen* verstanden wird. Jener Begriff der Philosophie im wissenschaftlichen Sinn enthält aber gar kein Merkmal, das sich auf die letztere, die Logik und Kritik der reinen Vernunft, die doch auch zur Philosophie im weitern Sinne gehören, bezöge. Philosophie ist auch nicht die Wissenschaft vom *absolut letzten Grunde* des menschlichen Wissens (Erkennens) von allem was ist und seyn soll; denn ausser dem Erkenntnissvermögen und seinen Zweigen, der Sinnlichkeit und dem Verstande, giebt es keinen andern Grund des Erkennens, und von jenem ist hier die Rede nicht. Eben so wenig ist sie eine Wissenschaft der Principien und Gesetze, *woraus* alles was ist und seyn soll, *erkannt* und *deduciret* werden kann. *Erkannt* und *deducirt* kann *aus* diesen Principien kein erfahrbarer Gegenstand werden; vielmehr würde sie ein System reiner Vernunfterkenntnisse aus dem Reiche der Natur und Sitten heissen müssen. Allein jener Begriff der Philosophie ist nicht der in der weitern, sondern vielmehr in der *engsten* Bedeutung, nach welcher sie, mit Ausschluss der empirischen Philosophie, der Logik und Kritik der reinen Vernunft, schon *Metaphysik*, nämlich *der Natur* und der *Sitten*, ist. Metaphysik heisst dem Vf. die Philosophie bloss darum, weil sie ihre Erkenntnisse *a priori* aus reiner Vernunft schöpfe. Das thut aber *alle reine* Philosophie, und zwar nicht allein die *materiale*, die der Vf. hier allein im Auge gehabt hat, sondern auch die *formale*, die doch nicht Metaphysik heisst. — Der ächte *absolute Grund des Bewusstseyns* liegt dem Vf. im *selbstthätigen Ich* und im *Nicht-Ich* zugleich, weil kein Bewusstseyn ohne vorstellendes Ich und vorgestelltes Nicht-Ich möglich sey. Hier wird auf die Wirklichkeit von etwas, das gar kein Gegenstand der Erfahrung, hier der innern, seyn kann,

aus einem in der innern Erfahrung Gegebenen; von dem Bewufstseyn von Dingen auf das transscendentale Ich, höchst unkritisch geschlossen. Keineswegs ist dieses transscendentale Subject des Denkens, das gar nicht vor unser Bewufstseyn kommt, so theoretisch gewifs, als das Bewufstseyn von Dingen aufser uns. Da nur Vermögen und Kräfte, zu welchen wir uns ein Subject denken, durch innere Erfahrung gegeben, und für uns erkennbar sind: so kann auch das Bewufstseyn nur in diesen unmittelbar gegründet seyn, und diese sind das Anschauungsvermögen und der Verstand, aus welchen sich alle inneren Erscheinungen des Bewufstseyns befriedigend und erschöpfend erklären lassen, ohne dafs man nöthig hat, auf ein für uns ganz unergründliches Subject dieser Vermögen zurück zu gehen. Eine ganz irrige Behauptung ist es auch, dafs das Bewufstseyn eine Wirkung des *blofs selbstthätigen Ich* und des *Nicht-Ich zugleich* sey. Denn das Vermögen der Anschauung, durch welches wir Vorstellungen von Dingen aufser uns erhalten, ist blofs *leidend*, und diese Dinge können nicht sowohl ein *Grund*, oder richtiger, eine *Ursache*, als vielmehr nur äufsere Veranlassungen zur Erweckung des Bewufstseyns genannt werden; sie sind die äufsern Bedingungen unserer Vorstellungen und unseres Bewufstseyns. Jener Satz ist eben so falsch, als wenn man sagen wollte, die äufsern Gegenstände wären der Grund oder die Ursache und Quelle unseres Verstandes und unserer Sinnlichkeit. — Beym Empfinden oder Wahrnehmen soll ein *doppeltes Handeln* vorgehen, das erste heifse *Sinnlichkeit*, das zweyte *Verstand;* und obgleich der Sinnlichkeit das Anschauen beygelegt werde, so schliefse dieses doch die Möglichkeit nicht aus, dafs unser Ich, als reine Intelligenz, unmittelbar einen *übersinnlichen* Gegenstand erfasse, mithin ihn *intellectuell anschaue*. Auch passe der Ausdruck *Vermögen* gar nicht auf unser Ich, da es *pure Selbstthätigkeit* sey. Das wird so ohne allen Beweis Fichten nachgesprochen. Der Begriff der *Substanz* soll, streng genommen, nicht auf das *realste Wesen* passen, weil dieses nothwendig allen Wechsel ausschliefse, daher unveränderlich sey. Die Substanz habe aber die Eigenschaft, dafs sie zwar während des Wechsels der Bestimmungen beharre, aber doch immer *geändert* würde. Es ist aber nicht einzusehen, warum in dem reinen Verstandesbegriffe *Substanz* nothwendig ein Wechsel der Bestimmungen gedacht werden soll; in dem Begriffe selbst liegt dieses nicht, sondern nur in dem Begriffe der *Substanz in der Erscheinung*, und zwar in wie fern sie Erscheinung ist. Uebrigens ist das *realste Wesen* eine blofse Idee, der in theoretischer Hinsicht eben so wenig ein Gegenstand entspricht, als der Kategorie *Substanz;* beide Begriffe können also, da keiner von ihnen der Erkenntnifs einen Inhalt darbietet, gar wohl mit einander bestehen.

Die objective Realität der Ideen des Unbedingten und die Möglichkeit und Wirklichkeit einer Metaphysik des Uebersinnlichen wird so bewiesen. Das ist wirklich reell, was die Vernunft mit unausweichlicher Nothwendigkeit erschliefst, und was zugleich für die Menschheit von höchster Wichtigkeit ist; nun aber findet die Vernunft nothwendig das absolut Bestimmende aus den Bestimmungen unseres Ich *in der menschlichen Seele;* das absolut Unabhängige aus der Reihe des Abhängigen *in der Objectenwelt*, und das Realste aus den Schranken des Ich durch das, was Nicht-Ich ist, und beides das Realste und das Unabhängige, *in Gott*, und dieses so gefundene, erschlossene, ist von der höchsten Wichtigkeit; es ist also das absolut Bestimmende, das Unabhängige und das Realste wirklich reell. Da nun eben die Vernunftkenntnifs der *Seele*, der *Objectenwelt* überhaupt und des *höchsten Wesens* die Aufgabe der Metaphysik vom Uebersinnlichen ausmacht: so ist dieselbe nicht nur möglich, sondern auch zur Wirklichkeit zu bringen. Ohne uns auf die seltsame Wendung einzulassen, die der Vf. in diesem dialectischen Schlusse nimmt, um die *Möglichkeit und Realität* seiner rationalen Psychologie, *Kosmologie und Theologie* zu begründen, führen wir blofs an, *dafs es dem* Fundamente dieses Schlusses an objectiver *Gültigkeit* gebricht; es ist nicht allgemein und unbedingt wahr, dafs dasjenige *wirklich* und *reell* sey, worauf die Vernunft, in ihrem theoretischen Gebrauche, — denn dieser kommt in einer Metaphysik der Natur allein in Anschlag, — durch ein speculatives Bedürfnifs zu schliefsen genöthiget wird. Es folgt nicht nothwendig, dafs, weil die Vernunft von der Reihe des Abhängigen abzugehen und um diese zu schliefsen, ein Unabhängiges anzunehmen und vorauszusetzen gedrungen wird, und weil diese Annahme und Voraussetzung von Wichtigkeit ist, auch dieses Unabhängige objectiv reell und wirklich existire. Aus eben diesem Grunde wird in der rationalen Psychologie erwiesen, dafs die Selbstbestimmung, die Freyheit unseres Ich, reell sey. Dieses Ich ist *dem Vf. ursprünglich fühlend*, weil es durch äufsere Objecte beschränkt ist. Es ist ein *Geist*, weil es dem Nicht-Ich (der Materie) das ein absolutes Unvermögen hat, selbstthätig zu wirken, entgegengesetzt ist, und folglich gar nicht als Materie denkbar ist. Es ist *unsterblich*, weil keine *physische Kraft* als wirkende Ursache in das freye Ich, in den Geist eingreifen kann, selbst dann, wenn unsere Organisation der gewaltsamen Naturkraft unterliegt. S. 196. wird sogar ein Beweis von der Auferstehung unseres Leibes gegeben. Von der *rationalen Kosmologie* des Vfs. kann man sich aus folgenden darin aufgestellten Sätzen einen Begriff machen: weil das Bewufstseyn gewifs ist, so ist auch mit dem Ich das Nicht-Ich oder die Objectenwelt wirklich. Dieses Weltganze ist ein blofs leidendes Wesen, absolute Unthätigkeit, ein passives Seyn, blofser Widerstand, ganz Passivität, Stoff für unser Ich, den wir formen und bilden, bestimmen und mannichfaltigst modificiren können; ein absolut Bestimmbares, eine Reihe bedingter Dinge; ihr wesentliches Gesetz die Naturnothwendigkeit. In Verbindung mit unserm Ich betrachtet, sey die Welt der Zeit und dem Raume nach weder beschränkt, noch

noch unbeschränkt, sondern in verschiedener Hinsicht *beides zugleich*. Wozu diese fruchtlosen Dinge wohl nutzen mögen! — *Rationale Theologie*. Weil wir die Dinge aufser uns nicht produciret haben, sie nicht nach Belieben verändern und unsere Zwecke durch Selbstkraft nicht durchsetzen können, sind wir durch Vernunft genöthiget, ein übersinnliches Princip, Gott, in unsere Ueberzeugung aufzunehmen, an ihn zu *glauben*. Der Vernunftzweck, auf dem Tugendwege immer fortzuschreiten und nach dem Maafse der Tugend beseligende Folgen zu ärndten, wäre absolut unerreichbar, wenn es kein übersinnliches Princip, Gott, gäbe. Ein solches Princip ist also *reell*, Gott existirt. *An sich* ist Gott ein absolutes Handeln, die absolute unumschränkte Freyheit in der Wirklichkeit, ein Wesen aus sich und durch sich, u. s. w. Man sieht aus allem, dafs sich der Vf., dem man übrigens philosophisches Talent nicht absprechen kann, noch keinen festen Begriff von Metaphysik und ihren Gränzen gemacht hat, weil er sonst seinen Plan ganz anders entworfen, und seine *Metaphysik der Natur* blofs auf eine systematische Aufstellung aller Begriffe und Grundsätze der reinen Vernunft eingeschränkt, dann die Anwendung dieser Begriffe und Grundsätze auf die Gegenstände der äufsern Sinne gemacht, alle rationale Kosmologie, Psychologie und Theologie aber entweder ganz weggelassen, oder blofs zur Aufdeckung und Widerlegung der Trugschlüsse dieser dialectischen Wissenschaften aufgeführt haben würde.

ARNSTADT u. RUDOLSTADT, b. Langbein und Klüger: *Anweisung zur Kenntnifs des Menschen, und besonders der Kräfte der menschlichen Seele, als Vorbereitung auf den Unterricht in der Religion, für Bürger und Landschulen brauchbar, von einem Freund der Jugend*. 1801. 149 S. 8. (4 gr.)

Die Dedication an das Consistorium in Rudolstadt ist aus *Konitz* datirt und *Karl Heinrich Biel* unterschrieben. Man erfährt aus derselben, dafs in dem Schwarzburg - Rudolstädtischen ein *neuer Katechismus* und *Vorbereitungslectionen* zu demselben in den Stadt- und Landschulen eingeführt sind, zu welchen letztern diese *Anweisung* eine Erklärung oder ein Commentar seyn soll. Da wir jene Vorbereitungslectionen, die dem Katechismus wahrscheinlich vorgesetzt sind, nicht vor uns haben, und auch hier davon weiter keine Nachricht gegeben wird: so können wir über die Einrichtung und Beschaffenheit derselben nicht urtheilen. Sie scheinen jedoch nur in den kurzen Aphorismen, die in dieser *Anweisung* als Text mit Schwabacher Schrift gedruckt und den Erklärungen vorgesetzt sind, zu bestehen, die Erläuterung derselben aber den Lehrern selbst überlassen zu seyn, denen nun hierzu die gegenwärtige Schrift als ein Hülfsmittel dienen soll. Die Expositionen der Texte sind aber gröfstentheils nur Wiederholungen dieser letztern, nur mit andern Worten; an eigentliche Exposition der Begriffe ist selten oder vielmehr gar nicht gedacht worden. Sie bestehen lediglich in einer Folge von Sätzen und in gehäuften Beyspielen, deren keines die Sache deutlicher macht, als das andere; dabey sind Geschichtchen in unnützer Menge angebracht, unter welchen wir auf mehrere gestofsen [illegible], die das gar nicht erläutern, was sie erläutern sollten, und die passenden machen die Sache nicht deutlicher, als sie durch die vorher gegebenen kurzen Beyspiele schon waren; wodurch also die Schrift ganz unnöthig vergröfsert worden ist. Wir wissen auch gar wohl, dafs ein Unterricht in niedern Volksschulen sich von einem philosophischen Vortrage entfernt halten und der Fassungskraft der Lernenden gemäfs seyn müsse; aber ein so hoher Grad von Oberflächlichkeit und Seichtigkeit, eine so ängstliche, und wie es scheint vorsetzliche Entfernung von Aufstellung und Entwicklung deutlicher und vollständiger Begriffe und ihrer Merkmale, wie man sie hier findet, ist eine Uebertreibung, welche die Verstandeskräfte auch der fähigsten Kinder, ungebührlich einengt, und nicht so weit kommen läfst, als ein Unterricht besserer und gründlicher Art verstattet. Uebrigens sind die Gegenstände, über welche sich die Vorbereitungslectionen verbreiten, von der Art, dafs sie auch bey einer gründlichern Behandlung, einer populären Darstellung gar wohl fähig sind. Wie übrigens diese sogenannten Lectionen und ihre hier gegebenen Erklärungen den Katechismusunterricht *vorbereiten* sollen, sehen wir nicht ein, da sie gar nichts enthalten, was auf Religion überhaupt und protestantisches Christenthum insbesondere Beziehung hätte. Um wenigstens unser gefälltes Urtheil von dieser Schrift nicht ganz ohne Bestätigung zu lassen, führen wir nur Einiges aus dem ersten Artikel an. Es soll vom *Sehen* gehandelt werden; aber anstatt dieses zu erklären, beschreibt der Vf. das *Auge*, und zwar so: „Das Auge ist rund und liegt in einer mit Fett ausgefüllten knöchernen Höhle. Die Knochen sind *hervorragend*, um es *für* Gefahr zu schützen. Die Augenwimper und Augenlieder sind zur Verwahrung *für* den Staub und die Insecten. Die Augenbraunen leiten, gleich einem *Dache*, den Schweifs ab. Der Augapfel bestehet aus verschiedenen Häuten *oder* Feuchtigkeiten, ist beweglich, ruhet auf Fett, und wird durch Muskeln gezogen." Wie sehr es dieser Beschreibung an Präcision und Vollständigkeit gebreche, werden sachkundige Leser von selbst erkennen. Hierauf heifst es: „Ich kann sehen, aber ich sehe nicht allezeit *recht*, ich sehe die Sache nicht so, wie sie wirklich ist. Das geschieht, wenn meine Augen durch einen Schlag oder Stofs u. dgl. m. Schaden gelitten haben, — wenn ich etwas in weiter Entfernung sehe, wenn ich etwas beym Mondenscheine, im Dunkeln, oder unter Furcht und Schrecken sehe. Ich kann vieles gar nicht sehen. In einem Glase Wasser, das ganz rein und helle meinen Augen vorkommt, ist doch ein Theil Erde, Salz und eine Menge *Thiere*. Es ist das alles darin, und kein Mensch kann es mit seinen Augen sehen. Ich sehe etwas, das einer andern Sache

Sache ähnlich sieht, und ich weiss und verstehe es nicht, wodurch ich *sie* von der Sache unterscheiden soll, der *sie* ähnlich sieht, wenn ich eine Sache nicht lange genug ansehe und ansehen kann." Bey dieser Verwirrung zweifeln wir, dass der Vf. das, was er hat sehen wollen, [illegible]t richtig gesehen habe. So viel sehen wir jedoch, dass man darum, dass jemand eine Sache gesehen hat, die einer andern ähnlich ist, dieser aber sich nicht sogleich wieder erinnert, nicht sagen könne, er *sehe* jene Sache nicht recht. Ueber alle diese Sächelchen, die zum Theil so beschaffen sind, dass sie jeder Knabe kennt, giebt der Vf. mehrere von ihm selbst erfundene Erzählungen, die, da jene selbst gar nichts enthalten, was noch begreiflicher und anschaulicher zu machen wäre, ganz überflüssig sind. Durch ein paar solcher Erzählungen von Knaben, die in der Nacht Menschen für Gespenster hielten, und vor ihnen flohen, soll begreiflich gemacht werden, dass Furcht und Schrecken am rechten Sehen verhindere. Dieser Aberglaube und diese Gespensterfurcht hinderte aber jene Knaben nicht eigentlich am richtigen Sehen; sie sahen wirklich das, was sie sehen konnten, und glaubten nur, dass sie Gespenster gesehen hätten. Die Furcht hielt sie nur zurück, sich dem Gegenstande weit genug zu nähern, um ihn so deutlich, als es ihnen möglich war, erkennen zu können. Eben so erläutern die übrigen Erzählungen von den Sternschnuppen, den Irrlichtern, dem Lauf der Sonne u. s. w. in Absicht auf das Sehen nicht das mindeste. In der sehr magern und mangelhaften Beschreibung vom Sonnenlauf heisst es sogar, die Sonne bleibe, *so viel die Sternkundigen sehen könnten*, immer an einem Orte stehen.

GESCHICHTE.

WIEN, b. Pichler: *Historisch-kritischer Versuch über die ältesten Völkerstämme und ihre ersten Wanderungen, nebst weiterer Verpflanzung nach Amerika.* — Zur Entwicklung des dunkeln Zeitalters von *Karl Michaeler*, Custos auf der K. K. Universitäts-Bibliothek. *Dritter Theil*, der die theils noch asiatischen, theils europäischen Hauptstämme behandelt. *Erste Hälfte*, von dem Erstgebornen Japhets, und seiner Nachkommenschaft. 1801. 360 S. 8. (1 Rthlr.)

Wer die Abstammung der Hauptvölker Europens von Gomer des Askenas ältesten Sohne, mit der genauen Auseinandersetzung der kleinern Unterabtheilungen, näher kennen lernen will, findet in diesem Theile reiche Belehrung. Die alten Sätze Bocharts und anderer werden hier ganz neu wieder aufgetischt, und mit einer ausgebreiteten Belesenheit in ältern und neuern Schriftstellern mehr bekräftigt. Es ist eine gefährliche Krankheit um die Etymologisirsucht; sie nimmt alles auf, was ihr tauglich scheint, glaubt gar nicht, dass diess andere ehrliche Leute anstössig finden, oder das als Wahrheit Vorgetragene auch nur bezweifeln könnten; auf so schwankenden Füssen auch der grösste Theil der Behauptungen stehen mag, und so leicht andere dem unbefangenen Leser ein unwillkürliches Lächeln abzwingen. Auch dem *grundgelehrten* Vf. genügt ein See Ascanius, der sich *in Phrygien* fand, zum Erweis, dass die Phrygier vom Askenas abstammen; und ohne Bedenken nimmt er an, dass der Axenus Pontus nur „durch grosse Umbeugung der Griechen" aus dem ächten Namen Askenas entsprossen sey. Dass die so wandelbaren Riphäischen Gebirge der Alten für die Nachkommen Riphats in den nördlichen Gegenden zeugen, unterliegt bey ihm gar keinem Zweifel. Er hält sich überzeugt, dass die Auswanderungen der Nachkommen von Japhets alterem Sohne ganz planmässig nach verschiedenen Directionen angelegt *gewesen seyen, dass* daher ein vorhergängiger langer *Aufenthalt in Asien nothwendig* gewesen sey, um für die nothwendigen *Magazine*, für den Saamen zur Aussaat in den neu zu *besetzenden* Ländern, für die nöthige Menge von Schiffen zum Seetransport etc. zu sorgen. Als Beleg, wie weit sich auch ein kenntnissvoller Mann verirren könne, wollen wir etwas weniges von Gomers jüngsten Sohn *Thogarma* ausheben. Von ihm stammen die Gallier ab, welches vorzüglich aus Ossian ganz klar und einleuchtend wird, welcher von *Togarmas* Fluthen spricht. Und dieser Zweig des Japhetischen Hauptstammes machte seine grosse Reise nach den Westländern Europens durch Paläftina und Aegypten, wo man schon die nöthigen Vorbereitungen hatte treffen lassen, durch ganz Afrika über die Meerenge von Gibraltar. Die Annahme läst sich nicht bezweifeln, denn noch sind im südlichen Afrika unter Habesch die *Galle*, unstreitig ein Volk von gallischer Abstammung, *und S.* 304. „Es wird mir sehr verdächtig, ob *nicht* ein Theil „dieser, oder vielleicht anderer in Afrika zurück„bleibender *Gallier* veranlasst haben mögen, dass der „grosse Nigerstrom, der sich von Aethiopien aus „endlich bey dem grünen Vorgebürge in das atlan„tische Meer ergiesst, und bey den griechischen Geo„graphen Νιγρις heisst, nachmals *Senega*, und *Se„negal* sammt der bey seinem Ausflusse liegenden In„sel genannt wurde, glaublich weil einige Ueber„bleibsel der alten *Gallier* sich dort niedergelassen, „und den Namen nicht nur erhalten, sondern auch „an die Portugiesen, als sie endlich daselbst ange„landet hatten, überbracht haben, denn nie hätten „diese sonst daran denken sollen, diesen neuen Na„men dort einzuführen?" etc. — Diess ist doch gar zu arg. Die ausgehobene Stelle mag zugleich ein Beyspiel geben, mit welcher Bündigkeit und Kürze Hr. *M.* seine Gedanken auszudrücken weiss.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. März 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

Ulm, in d. Stettin. Buchh.: *Geographisches statistisch-topographisches Lexicon von Franken* u. s. w. *Dritter Band.* 1 Alph. 3 Bog. *Vierter Band.* 22 Bog. 1801. (4 Rthlr. 8 gr.)

Diess Werk, dessen vorhergehende Theile A. L. Z. 1799. Nr. 309. und 1801. Nr. 88. angezeigt worden, erhält sich noch immer bey seinem innern Werthe und hat an Vollständigkeit mehr zu als abgenommen. Dass es, dem angelegten Plane zufolge, etwas voluminös werden dürfte, haben wir vorausgesagt, indem der Vf. bey vielen unbedeutenden Dörfern, je nachdem er aus gedruckten oder ungedruckten Quellen schöpfen konnte, ins genaueste Detail zu gehen pfleget, ohne auf Weglassung oder Abkürzung mancher uninteressanten Nachrichten Rücksicht zu nehmen.

Es musste daher bey den neuesten Rubriken in Ansehung der Umständlichkeit, eine auffallende Ungleichheit entstehen, indem die Beschreibung vieler kleinen Dörfer mehrere Columnen einnehmen, wichtige Ortschaften hingegen nur mit wenigen Zeilen abgefertiget werden. Indessen darf man bey Wörterbüchern von der Art, in Ansehung statistischer Nachrichten, keine gleichförmige Ausführlichkeit erwarten; denn diese hängt theils von den bereits vorhandenen Vorarbeiten, theils von der Unterstützung solcher Männer ab, die mit der Localität eines jeden Orts genau bekannt sind.

Die *zwey* vorliegenden Bände begreifen die Buchstaben Ja bis Ru. Am ausführlichsten beschreibt der Vf. Städte und Ortschaften folgende: Kitzingen, Kühndorf, Marisfeld (drey unbedeutende Dörfer), — Marienburg, Meiningen, Mergentheim, Naila, Nürnberg, Oeringen, Ostheim, Römhild, Rothenburg, die Röhngebirge und die Voigtländische Ritterschaft des Höfer Bezirks. Die Beschreibung der R. Ritterschaft der sechs Orte Landes zu Franken, hat der Vf. besonders bearbeitet, und sie wird als ein Anhang zum vierten Band ausgegeben. Unter dem Artikel *Kitzingen* findet man, neben den statistischen Nachrichten, auch manche historische, welche sich über die ehemaligen Schicksale und pfandschaftlichen Verhältnisse dieser Stadt verbreiten, und den bekannten Reluitions-Process zwischen Würzburg und Brandenburg kürzlich bemerken. Sehr dankenswerth ist die topographische Beschreibung des Schlosses und der Stadt *Meiningen*, mit ihren Gegenden, welche besonders durch die Anlegung des englischen Gartens ungemein viel gewonnen haben. Billig hätte aber auch des Hennebergischen Hauptarchivs erwähnt werden sollen, welches sich in dem alten Würzburgischen Schlosse befindet, und einen Schatz von merkwürdigen Urkunden, Copial-Büchern, Acten-Bänden und andern schätzbaren Nachrichten in sich fasset. Vermöge der Recesse gehöret dasselbe dem Kurhause Sachsen und den Herzoglichen sächsischen Häusern Weimar, Gotha und Meiningen gemeinschaftlich zu, so, dass der jedesmalige Archivar gemeinschaftlich angenommen wird, auch ohne Bewilligung der genannten kur- und fürstlichen Häuser, keine urkundlichen Nachrichten aus diesem Archiv, zu irgend einem Behuf, communiciret werden dürfen. Bey *Mergentheim* lässt der Vf. eine kurze Geschichte des deutschen Ritterordens vorangehen, zählet die Grossmeister auf, welche seit dem J. 1191 bis 1769 zu dieser Würde erwählet worden, bemerkt ihre vorzüglichsten Begebenheiten und beschreibt in gedrängter Kürze die Gebräuche, welche bey der Einkleidung in den deutschen Orden beobachtet worden. Die Güter, die der Orden in Deutschland besitzet, bestehen aus dem Meisterthum Mergentheim und zwey und zwanzig Balleyen, wovon aber die Balley Franken, nachdem sie 1788 mit dem eigentlichen Meisterthume vereiniget wurde, ganz aufgehöret hat. Der Vereinigungsrecess ist bis jetzt noch nicht bekannt. Die Einkünfte des Deutschmeisters werden auf 150,000 Fl. geschätzt. Mit diesen und andern Nachrichten verbindet der Vf. eine Beschreibung der Lande des Deutschmeisterthums, der Regierungsform und der Stadt Mergentheim, in Ansehung ihres Zustandes und ihrer Verfassung. — *Naila*, ein Bayreuthischer Markflecken, ist besonders in mineralogischer Hinsicht, merkwürdig. Unter andern giebt es daselbst 43 Marmorbrüche, die hier nach ihrer Lage und ihren Eigenschaften beschrieben werden. Der seltenste in seiner Art ist der hinter Geroldsgrün, wo ein schwarzgrüner Marmor mit wenig weissen Adern gebrochen wird, auf welchem die eigentlichen Turbiniten oder petrificirten Wirbel- und Schraubenschnecken und andere fast unnennbare Arten von Figuren und Meergewächsen zu sehen sind, die (heisst es) eine wahrscheinliche Wirkung der Sündfluth (??) auf das wunderbarste vorstellen. Der Artikel *Nürnberg*, welcher 115 Spalten begreifet, ist in statistischer und topographischer Hinsicht mit vorzüglicher Genauigkeit bearbeitet, wofür der Vf. auf den wärmsten Dank des wissbegierigen Publicums mit vielem Rechte Anspruch zu machen hat.

Nach einer Einleitung in die Geschichte des Burggrafthums, findet man zuförderst eine zweckmäſsige Ueberſicht von der innern Staats-Verfaſſung Nürnbergs nach allen ihren Zweigen, von dem Patriciat, von der Art des Verfahrens bey der Wahl des gröſsern und kleinern Raths, von deſſen Rechten und Freyheiten, von dem Juſtiz- Polizey- und Finanzweſen, von den Militair-Etats, von der Allmoſenpflege, Kirchenverfaſſung, von den Schul- und Erziehungeanſtalten u. d. mehr. Hierauf folget die topographiſche Beſchreibung der Stadt, nach ihren ganzen Umfange und mit Bemerkung aller und jeden Gegenſtände, die auf die Kenntniſs ihrer politiſchen, kirchlichen, antiquariſchen, merkantiliſchen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe irgend Bezug haben können. Doch hat Rec. die Beſchreibung der Reichskleinodien vermiſſet, die daſelbſt aufbewahret werden, und unter den Sehenswürdigkeiten Nürnbergs einen vorzüglichen Platz verdienen. Auch würde es ſehr erwünſcht geweſen ſeyn, wenn der Vf. ſich nicht bloſs mit der, ohnehin noch unvollſtändigen, Liſte der Manufacturen begnügt, ſondern zugleich die Quantität der Fabricate bemerkt und überhaupt von der jetzigen Lage der Handlung einige Notizen beygefügt hätte.

Bey der Stadt *Oſtheim*, einer zum Sachſen Eiſenachiſchen Amt Lichtenberg gehörigen Landſtadt, wird vorerſt die älteſte Geſchichte derſelben, und zwar aus diplomatiſchen Quellen, ſehr gründlich entwickelt, und hierauf von ihren ganerblichen Verhältniſſen und von den zwiſchen Sachſen-Eiſenach und den adelichen Ganerben obgewalteten Jurisdictions-Streitigkeiten ausführliche Nachrichten mitgetheilt. Man ſieht aber, daſs dieſer Aufſatz aus der Feder eines für die Rechte der adelichen Ganerben etwas zu ſehr eingenommenen Correſpondenten gefloſſen ſeyn mag, indem hier alle Scheingründe, welche die Hoheitsgerechtſame des Hauſes Sachſen in Schatten ſtellen, und hingegen die Anmaſsungen der Ganerben rechtfertigen, mit auffallender Partheylichkeit vorgetragen werden. So wird z. B. bey der, Sachſen-Eiſenachiſcher Seits über jene Streitigkeiten 1797 herausgegebenen und S. 301. angeführten Deduction, welche den Hof- und Regierungsrath Thon zu Eiſenach zum Verfaſſer hat, das einſeitige Urtheil gefällt, „daſs ſolche das möglichſte „vermag, den mit den wahren Verhältniſſen unbe„kannten Leſer *irre zu führen*, zumal wenn Zeug„niſſe in eigner Sache, aus welchen die *mehreſten* „Belege geformt ſind, Glauben beygeleget, und man„cher chronologiſcher Fehler überſehen wird."

Nicht weniger beleidigend iſt folgende auf der andern Seite befindliche Stelle: „Unterdeſſen war „man ganerblicher Seits durch Erfahrung belehrt, „daſs es nicht hinlänglich ſey, Recht an ſich zu ha„ben, um ſich wieder in deſſen, durch ungleiche „Kraft verſchloſſenen, Beſitz zu ſchwingen, und trat „daher mit dem Hauſe Eiſenach in gütliche Verhand„lung" etc. Der Vf. würde überhaupt wohlgethan haben, wenn er den ihm zugeſchickten deductionsmäſsigen Aufſatz des ganerblichen Sachführers von dergleichen partheyiſchen Aeuſserungen gereinigt, und nur dasjenige davon ausgehoben hätte, was eigentlich zur ſtatiſtiſch-topographiſchen Beſchreibung der Stadt Oſtheim nöthig geweſen wäre. — Die ausführliche Topographie der Reichsſtadt *Rothenburg* ob der Tauber empfiehlt *ſich* vorzüglich durch ihre ſyſtematiſche Ordnung. *Sie* enthält zuförderſt kurze Nachrichten von dem Gebiete, deſſen Lage und Flächen-Inhalt, Landes-Producten u. d. m. liefert eine genaue Beſchreibung der Stadt ſelbſt, in Anſehung des Umfangs, der Eintheilung nach Quartieren, der Gebäudezahl und Bauart, der Kirchen, des Gymnaſiums u. ſ. w. — handelt von der natürlichen Beſchaffenheit in Abſicht auf Geſundheit der Bewohner, von der Handlung und den Gewerben derſelben, von den Verhältniſſen der Stadt gegen Kaiſer und Reich, von der innern politiſchen und kirchlichen Verfaſſung und andern gleichwichtigen Gegenſtänden, die dem Freunde der *deutſchen* Staatenkunde willkommen ſeyn werden.

Da der Vf. in der Vorrede zum erſten *Bande* Berichtigungen und Ergänzungen verlangt: ſo will Rec. hier nur einige wenige beyfügen: *Königshofen* trugen die Grafen von Henneberg nicht vom Stifte Eichſtädt, ſondern nach einer Urkunde vom J. 1292 vom Stifte Würzburg zu Lehen, auch wurde es nicht (wie S. 190. ſtehet), im J. 1305, ſondern erſt im J. 1354, vom Graf Eberharden zu Wirtemberg, der es mit andern Gütern durch die Vermählung mit einer Hennebergiſchen Erbtochter überkommen hatte, an Würzburg verkauft.

Bey dem Artikel *Maſsbach* iſt noch zu bemerken, daſs über die dem Hauſe Sachſen allda zuſtehenden Hoheitsgerechtſame und Lehnsherrlichkeit vormals zwiſchen Würzburg und Sachſen *viele Streitigkeiten* obwalteten, welche durch *zwey Receſſe* von 1685 und 1759 verglichen, und vorzüglich in Anſehung der Kirchenverfaſſung ſehr umſtändlich reguliret wurden. — Im 4ten Band wird S. 18. bey der Rubrik] *Niſten* erzählet, daſs der letzte Herzog von Meran 1248 daſelbſt durch ſeinen Hofmeiſter ermordet worden. Dieſe Angabe hat aber ein neuerer Geſchichtsforſcher, aus diplomatiſchen guten Gründen widerlegt und für eine Fabel erkläret. (ſ. Spieſsens Aufklärungen in der Geſchichte etc. S. 82. ff.) — S. 20. ſind die Gränzen des bayeriſchen Nordgaues viel zu weit ausgedehnet, indem ſie keineswegs, wie hier vorgegeben wird, die Fürſtenthümer Bayreuth, Anſpach und Coburg begriffen. Nach dem Zeugniſſe vorhandener Urkunden, lag das Erſte im Radenzgau, das zweyte im Rangau und das dritte gehörte noch zur Provinz des öſtlichen Grabfeldes. Dieſe drey Gauen gehörten zu Oſtfranken, beſtanden ganz für ſich, und ſtanden mit Bayern und dem Nordgau, weder in geographiſcher noch politiſcher Hinſicht, in Verbindung. Bey dieſer Gelegenheit muſs Rec. noch die Bemerkung machen, daſs es allerdings zwar ſehr gut geweſen wäre, wenn der Vf. ſein Wörterbuch auch auf die mittlere Geographie

und

und auf die Beschreibung der ostfränkischen Gaubezirke ausgedehnt hätte. Da aber bis jetzt noch keiner derselben erwähnet worden: so hätte auch der, bloss zu Bayern gehörige, Nordgau wegbleiben können. — Die *oberweimarische Schmiede*, ein im Amte Lichtenberg gelegenes Vorwerk, ist S. 170. und 232. zweymal anzutreffen; auch gehört dasselbe weder dem Hn. von Wildungen noch dem Hn. von Wechmar, sondern ersterer verkaufte es 1800 dem Hofrath und Amtmann Thon zu Lichtenberg.

Als Anhang zu dem *vierten Band* liefert der Vf. zugleich einen

Versuch einer historisch-topographisch-statistischen Beschreibung der unmittelbaren freyen Reichs-Ritterschaft in Franken, nach seinen sechs Orten. 9 Bogen.

Die Kenntniss der reichsritterschaftlichen Besitzungen in Franken, die im Ganzen einen nicht unbeträchtlichen Theil dieses Kreises ausmachen, verdienet allerdings aus der bisherigen Dunkelheit hervorgezogen, und in Hinsicht auf die Geschichte und Statistik besonders bearbeitet zu werden. Freylich kann diess das Werk eines einzigen Mannes nicht seyn; sondern mehrere sachkundige Männer, ritterschaftliche Beamten und andere aufgeklärte Patrioten müssen ihren Fleiss zu diesem Zweck vereinigen, und das rühmliche Unternehmen des Vfs. durch Mittheilung statistischer Nachrichten von der Grösse, Cultur, Menschenzahl, den Natur- und Kunstproducten, Einkünften und andern politischen, kirchlichen, und ökonomischen Verhältnissen der ritterschaftlichen Ortschaften auf das thätigste unterstützen. Schon im J. 1788 arbeitete der Consulent Meder in Heutingsheim an einer ritterschaftlichen Topographie, nach deren Plan das ritterschaftliche Territorium mit einem Blicke zu überschauen, auch die Qualität, Lage und Beträchtlichkeit eines jeden einzelnen Ritterguts zu beurtheilen war. Das Werk ist aber — weil dem Vf. wahrscheinlich von Seiten der Ritterschaft dabey manche Hindernisse in den Weg gelegt wurden — bis jetzt nicht erschienen. Späterhin (1792) kam zwar eine Zeitschrift mit dem Titel: *Archiv für Geschichte, Staatsrecht und Topographie der Reichsritterschaft* zum Vorschein, deren Plan sehr gut und zweckmässig angelegt war; aber ihr frühzeitiges Ende lieferte, leider! einen traurigen Beweis, dass viele Mitglieder der Reichs Ritterschaft durchaus nicht geneigt waren, ein so nützliches Unternehmen mit Beyträgen gehörig zu begünstigen. In unsern Tagen sollte doch endlich einmal eine so tadelnswürdige Verheimlichungssucht verschwinden, damit der Vf. nicht so wie seine Vorgänger Ursach hätte, über Mangel an Publicität, in Ansehung der fränkischen Reichs-Ritterschaft, laute Klage anzustimmen.

An der Spitze des vorliegenden Versuchs stehet eine ausführliche Beschreibung des Dorfs *Nordheim im Grabfelde*, welches dem Canton Rhön-Werra einverleibt ist, und der Freyherrlich-Steinischen Familie zugehört. Diese Beschreibung dient bloss zum *Muster*, nach welchem die übrigen ritterschaftlichen Orte bearbeitet werden sollen. Gelingt es dem Vf. überall, so gute Nachrichten zu erlangen: so wird sich dieses Werk zu einer vorzüglichen Vollständigkeit erheben und eine beträchtliche Lücke in der Geographie Deutschlands ausfüllen. Hierauf folget unter verschiedenen Rubriken eine gedrängte Uebersicht: 1) von der Entstehung des Adels, 2) von dessen allmäligen Bildung zu einer eignen Würde und den Ursachen, wodurch sie veranlasset wurden, 3) von den Ursachen des Verfalls des Ritterwesens; 4) von den Versuchen der Ritter in Franken, Schwaben und am Rheinstrome zur Unmittelbarkeit; und 5) von der öffentlich anerkannten Unmittelbarkeit und Verfassung derselben. Bey diesem Artikel schränket sich der Vf., wie billig, nur auf den fränkischen Ritterkreis ein, dessen staatsrechtliche Verhältnisse hier, nach ihrem ganzen Umfange, sehr zweckmässig dargestellt werden. Den Beschluss macht 6) die Beschreibung der fränkischen Ritterorte, *Ottenwald, Gebirg, Rhön-Werra, Staicherwald, Altmühl* und *Baunach*, nach den zu jedem derselben gehörigen Städten, Flecken, Dörfern, Weilern und Höfen.

Für jetzt hat der Vf. bey jedem Orte nur die Religion und Besitzer, zum Theil auch die Häuserzahl und Volksmenge angegeben, welche aber nicht überall mit Gewissheit haben bestimmt werden können. Eine vollständige Ortsbeschreibung, so wie solche von Nordheim im Grabfeld geliefert worden, hängt von Beyträgen der ritterschaftlichen Beamten ab, denen es hoffentlich weder an gutem Willen noch an Kenntniss mangeln wird, ein so nützliches Unternehmen auf das thätigste befördern zu helfen.

Ohne Druckort, auf K. d. Vfs.: *Reisen durch Deutschland, Holland, England, Frankreich und die Schweiz* in verschiedener, besonders politischer Hinsicht in den Jahren 1786, 1795, 1796, 1797 und 1798. von *A. Riem. Achter Band.* 1801. 348 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Reise durch Frankreich vor und nach der Revolution etc. Dritter Band. (1 Rthlr. 12 gr.)

Warum diese Arbeit unter dem Titel einer Reise in die Welt geschickt wird, lässt sich bey diesem Theile eben so wenig sagen, als bey den vorhergehenden, da er schlechterdings nichts enthält, was der Vf. nicht eben so gut zu Neapel oder Stockholm, als in Frankreich hätte schreiben können. Doch hier ist der Inhalt, wie er über den verschiedenen Kapiteln steht. — Was war die grosse Republik vor ihrer gegenwärtigen glänzenden Lage? — Die französische Republik in Beziehung auf Europa überhaupt — in Beziehung auf Deutschland — auf Italien — Russland und den Norden — Oesterreich — England — Preussen — Spanien und Portugall — auf die von ihm gegründeten Republiken. — Ueber das linke Rheinufer — die Insel Malta — gegenwärtiges Gouvernement von Frankreich — über die französische Barriere — das gegen-

genwärtige Gouvernement der Republik." — Von Thatsachen findet der unterrichtete Leser hier nichts, das er nicht schon längst aus den öffentlichen Blättern wüsste; wohl aber wird wacker über alle diese Gegenstände gekannegiessert, wie wir es schon von diesem Schriftsteller gewohnt sind. Uebrigens bezieht sich Rec. auf das Urtheil, das sich über die ersten 7 Bände dieses Werkes in der A. L. Z. findet. Mit der Ausnahme, dass hier weniger auf Fürsten, Adel und Geistliche geschimpft wird, passt auf diesen 8ten Band alles, was dort über die ersten 7 gesagt ist, — die nämlichen kühnen und gewagten Urtheile, die nämliche Anmasslichkeit, die nämliche unbegreifliche und unbeschreibliche Unwissenheit über eine Menge Dinge, über die frischweg entschieden wird, die nämliche Fahrlässigkeit, mit welcher der Vf. immer in der Folge vergisst, was er früher sagte, die nämliche Unanständigkeit, womit er gelegentlich spricht und schimpft u. s. w. u. s. w.

Theils als Beleg dieses Urtheils, theils um unsere Leser zu belustigen, führen wir folgende Stelle an. S. 30. Paul I. theilte der Thor Pitt Zuckerplätzchen des Lobes mit, und hätschelte ihn wie sein eigenes Kind etc. S. 35. Im J. 1799 gab Pitt die jährlichen Einkünfte des Staates zu 135 Millionen Pf. Str. an!! S. 40. Pitt hat die Zinsen für die dem Auslande schuldigen Capitalien, die jährlich 5 Millionen Pf. Str. (!!) betragen, seit ungefähr 5 Jahren nicht bezahlt!! S. 94 da man in Beziehung auf Russland *fast in allen Cabinetten Europa's* in grösstem (im grösten) Irrthum zu seyn scheint, und wohl nicht am wenigsten zu Paris etc. Und nun werden die Cabinette Europa's von Hn. R. belehrt (S. 95.) „dass Russland in Rücksicht auf seine innere militärische und Finanzkräfte hinter Preussen steht etc., dass (S. 96.) die höchste Bevölkerung Russlands in *gegenwärtiger Zeit* 25 Millionen Menschen beträgt etc. dass der ganze Flächeninhalt dieses Reiches 350,000 deutsche Quadratmeilen ist, und dass 300,000 Quadratmeilen aus mit Schnee und Eis bedeckten Gegenden bestehen etc. Und so fährt er fort, eine Menge abentheuerlicher Dinge von Russland zu erzählen. Wie das alles in eine Reise durch Frankreich kommt? Antwort: es füllt Seiten und Bogen aus. S. 155. England hat 432 Millionen französische Livres rückständiger Zinsen an Auswärtige nachzutragen!!! Ib. England braucht das 1ste Jahr nach dem Frieden 1665 französ. Livres. S. 219. Grossbrittanien, in dem $\frac{3}{5}$ Theil unangebaut liegen." — Auch ist der Vf. oft witzig! So findet man — Adonis Whitworth, Gladiator Akton, *Satan Pitt*, auch *Meister, Meister Pitt cum Suis*, der brittische *Vielfrass*; *die Britten* sind jetzt gemästete Gänse, die Gefahr *laufen*, in ihrem Fette zu ersticken; die Pudding- und Rostbeeffresser halten den weiten Ocean für eine Boole Punsch, auf welchem hohle Zitronenkerne schwimmen. Auch fehlt es nicht an Sprachfehlern, undeutschen Wendungen und Ausdrücken, wie an Kommerce, Kalkul, totaler Ruin, observiren, Ressorts, Konstitution, Motife, motifiren, paciscren, durch Proclamationen sanciren und garantiren, releviren, Proposition, Affinität, perennirend, arrogirtes Monopol, Rivalität, Latitüde, Exaktionen, Douaniers, arrangiren, insolente Protestationen etc. etc.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. Görlitz, b. d. Vf. und in d. Expedition der Nationalzeitung in Gotha: *Hebammentafel, oder allgemeine Uebersicht des Verhaltens der Hebammen und Mütter bey natürlichen Geburten*, von Dr. *Chr. Aug. Struve*, 2te Auflage. 1 Foliobogen. (30 Stück 1 Rthlr.) Es ist sehr löblich, dass Hr. *Struve* mehrere Jedermann wichtige Lehren in Tabellenform gebracht, und so gemeinnütziger zu machen gesucht hat. Der Inhalt dieser Hebammentafel ist folgender: Die nöthigen Geräthschaften; das Verhalten der Hebammen beym Gebären; was die Hebamme gleich nach der Geburt zu beobachten habe, *a)* in Ansehung des Kindes, *b)* in Ansehung der Mutter, Besorgung der Wöchnerin; von dem Stillen; wie man mit todscheinenden Kindern verfahre; Pflichten der Hebamme gegen Schwangere; und die Zeichen einer bevorstehenden schweren Geburt, wobey der Geburtshelfer geholt werden muss. — Da nun aber solche Vorschriften, die ein so grosses Publicum haben und auch verdienen, mit der möglichsten Genauigkeit abgefasst seyn müssen, wenn Missverständnisse, die hier unmittelbaren Einfluss auf Leben und Gesundheit haben, vermieden werden sollen: so wünschte Rec., dass bey einer neuen Auflage doch auf folgende Bemerkungen von dem Vf. Rücksicht genommen werden möchte. — Dass der *Steinische* Geburtsstuhl der beste sey, ist unrichtig; der Kenner findet besonders an dem Sitzbrete viel zu tadeln, überdem ist er zu theuer; der in *Osianders* Hebammenbuche bekannt gemachte ist für die Landhebammen schon eher zu empfehlen. — Die Angabe, dass bey heftigem Kopfschmerze, ängstlicher Schwere der Glieder, rothen Augen, glühenden Gesicht, vollem Pulse ein Aderlass nothwendig sey, ist viel zu unbestimmt und schwankend; überhaupt kommt es einer Hebamme gar nicht zu, hierüber zu urtheilen. — Eben so ist es eine viel zu allgemein hingeworfene Lehre, dass Wassersüchtige und Personen mit Fehlern auf der Brust (?) stehend entbunden werden sollten. — Wegen braunblauer Farbe eines scheintodten Kindes gleich 1 — 1½ Löffel Blut aus der Nabelschnur zu lassen, ist eine gewiss oft nachtheilige Regel, wenn sie immer als unbedingt wahr angewendet wird. — Ein drolliger Rath ist es, dass die Schwangere immer auf der gesunden Seite liegen sollte; als wenn eine Schwangere eine gesunde und eine kranke Seite hätte!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. März 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Prudhomme: *Dictionnaire Géographique et Méthodique de la République Françoise*, en CXX Départements etc. etc. Par une Société de Géographes. Ve Edition, considérabl. augmentée. Tom. I. 462 S. Tom. II. 463—674 S. gr. 8. Mit 2 grossen und 116 kleinen illuminirten Karten. An IX. 1801. (20 Francs.)

Die schnell auf einander gefolgten verbesserten Ausgaben eines Buches, das als Staatsgeographie, von einem Volke binnen 8 Jahren, während der neuen politischen Zeitrechnung deswegen so häufig gesucht wurde, weil es der Wechsel der Dinge, und die veränderte Gestalt der Karte Frankreichs nöthig machte, sind hinlängliche Beweise, dass diess Handbuch der Erdbeschreibung eben so viele Abnehmer gefunden, als die schnell auf einander gefolgten Erweiterungen des französischen Gebiets, auch den Umfang dieses Buchs erweiterten. Die gegenwärtige 5te Ausgabe geht bis auf den Lüneviller Frieden, wodurch Frankreich das linke Rheinufer, Belgien, einige Länder der batavschen Republik, Savoyen, Piemont etc. zugesichert bekam; vielleicht wird eine 6te baldige Ausgabe alle die Veränderungen enthalten, welche der Definitiv-Frieden mit England zu Amiens hervorbringt, und welcher alsdann *hoffentlich* die allgemeine Geographie der europäischen Staaten consolidiret.

Der Herausgeber dieses bis jetzt in Deutschland noch wenig bekannten Werks ist der Verleger *Prudhomme*, der zugleich *Vorredner* ist. In der 4ten Ausg. (1799) wurden damals alle die Länder mit zu Frankreich gezählt, die entweder durch den fruchtlos abgelaufenen Congress zu Rastadt an Frankreich zugestanden und zufolge desselben mit der Republik vereinigt wurden, oder durch Macht und Versprechungen zu Vasallen Frankreichs erkläret waren. Zur *ersten* Classe gehören die Rheingränze, das Herzogthum Bouillon, schweizerisch Mühlhausen, die Fürstenthümer Montbeillard, u. Salm, die österreichischen Niederlande, die kleine Republik Genf, das Bisthum Basel, u. s. w.; zur *letzten*, einige griechische Inseln; die ältern Besitzungen in Afrika, Ost- und Westindien; verschiedene Handels-Comptoire der Franzosen in China und Indien; Beschreibung der französischen Besitzung von Madagascar über 500 Lieues im Umfange, nebst einer Beschreibung von Malta, u. a. m. — Alle diese Länder und Provinzen werden auch in dieser Ausgabe für französisches Eigenthum, jedoch mit Ausnahme von Malta erkläret, wogegen aber Aegypten als eine neue Colonie erscheint; auch sind die Gemeinheiten Boxmeer, Gennert und Ravenstein, die im nördlichen Theile des Ruhrdepartements am linken Ufer der Maas liegen, und theils zum Canton Goch gehörten, theils zwey eigne Cantone ausmachten, aus dem bekannten Grunde weggelassen worden, weil das französische Gouvernement dieselben so wie Huissen, die Grafschaft s Heerenberg und die Grafschaft Anholt, an die batavsche Republik für 6 Millionen holl. Gulden verkauft hat. Davon kommt aber in dem Buche selbst nicht das mindeste vor; aber in der, dem 2ten Bande vorgesetzten General-Karte der belgischen Departements, ist diess, in Ansehung des ganzen Ruhrdepartements deutlich ausgedrückt und die Maas als Gränze der batavschen Republik angenommen worden; dagegen wird in eben dieser Karte, der ganze Theil des sogenannten Quartiers von Nymwegen, vom Holländischen Geldern zum belgischen Ruhrdepartement gezogen, was zwischen der Maas, der Waal, dem Niederrheine und der alten Grenze des Herzogthum Cleve am linken Rheinufer bis gegen Westen zum Fort St. Andries liegt. Diesemnach würde die Stadt und Festung Nymwegen, nebst dem sogenannten Lande zwischen Maas und Waal, westwärts Nymwegen, nebst der Herrlichkeit Millingen, an Frankreich geknüpft werden. Aeusserst auffallend ist aber der Umstand, dass in der, dem *ersten Bande* vorgesetzten Generalkarte von Frankreich, das 100te Departement, als das neu bestimmte Ruhrdepartement nicht weiter als bis an die südliche Grenze vom bisherigen Fürstenthum Meurs gegen Norden hinauf rückt, und dieses mit den preuss. Herzogthümern Geldern und Cleve am linken Rheinufer ausserhalb der Gränze Frankreichs liegen läst, dagegen aber dieselben, wie eben bemerkt worden, zu den niederländischen Departements ziehet, die auf einer schönen, aus 6 Folieblättern bestehenden Generalkarte ganz vorzüglich dargestellt werden. Vielleicht ist der Zeitpunkt nicht fern, wo auch diese geographisch-politischen Gegenstände sich entschleyern, und unsere bisherigen Lehrbücher der Erdbeschreibung zur Richtigkeit bringen werden.

Uebrigens ist die Einrichtung des Ganzen die nämliche, wie in der vierten Ausgabe. Nachdem eine kurze Uebersicht vom physischen und politischen Zustande Frankreichs im Allgemeinen gegeben worden, geht der Vf. zur Betrachtung eines jeden der einzelnen Departements über, deren 102 im arrondirten Frank-

Frankreich zwifchen dem Rheine, der Waal, der batavfchen Republik, dem Ocean, den Pyrenäen, dem mittelländifchen Meere, der liguifchen, cisalpinifchen uud helvetifchen Republik liegen, wovon blofs das alte Frankreich nebft Savoyen, nach der im Jahr 1798 bis 1800 gefchehenen neuen Vermeffung 26, 896 Quadratmeilen (□ Lieues oder □ Myriameter) und 27, 613, 814 Einwohner enthält, die in 556 Diftricte, 4770 Cantons oder Friedensgerichtsbezirke, 41,007 Municipalitäten oder ftädtifche Verwaltungen, 564 Juftiz- und Polizey-Tribunäle und in 1436 Pofthäufer getheilt werden; die Belgifchen und 4 weftrheinifchen Departements, die beften und volkreichften Provinzen von ganz Frankreich, noch nicht mit eingerechnet, wovon eine jede Commune, Canton, Arondiffement oder Departement in Anfehung feines geographifch-politifch-ftatiftifchen Zuftandes gehörigen Orts im 2ten Bande befchrieben wird. — Ueberall findet man im Eingange der Departementalbefchreibungen die Summe der Volksmaffe angezeigt, nur in denen der 4 Rheindepartements Tom. II. S. 510, 513, 516 u. 519 nicht. Die Städtebefchreibungen, oder die der Hauptorte eines jeden Cantons, find fehr kurz, oft nur in zwey Zeilen abgefafst, wobey immer die Entfernungen von einer oder mehreren Haupt- und benachbarten Städten des Departements nach Lieues zu 4 Kilometers (eine deutfche Poftftunde) in Abkürzungen angegeben werden, wobey oft grofse Irrthümer vorkommen, die eben fo beträchtlich als die Summen der Schreibfehler find, die man faft auf jeder Seite des 2ten Bandes antrifft, wo von Ländern, Gegenden und Städten die Rede ift, die ehemals zu Deutfchland und den vereinigten Niederlanden gehörten. Sonft ift die Einrichtung des Textes und der dazu gehörenden Karten die nämlichen, wie in der 4ten Ausgabe, die übrigens nichts weiter, als der angezeigten Abänderungen vor der letzteren voraus hat. — Papier und Druck ift fchön, und der Preis im Verhältnifs der grofsen Anzahl illuminirter kleiner und grofser Karten billig.

Hamburg, b. Hofmann: *Reife durch einige Schwedifche Provinzen bis zu den füdlichern Wohnplätzen der nomadifchen Lappen*, von *Joh. Wilh. Schmidt*, Conr. am deutfchen Nat. Lyc. in Stockholm. Mit malerifchen Anfichten nach der Natur gezeichnet von *Karl Guftav Gillberg*, Conducteur bey der Fortification in Stockholm. 1801. 312 u. XIV S. 8. Nebft 14 Kupferftichen.

Das nämliche Werk hat auch den Titel:

Neuere Gefchichte der See- und Land-Reifen. 15ter Band etc. (3 Rthlr.)

Der Vf. machte die ganze Reife von 237 deutfchen Meilen in 4 Wochen. Sie geht von Stockholm aus über Gögfors, einen beträchtlichen Landfitz, nach Norberg, wo 27 Eifengruben find, von denen aber nur 6 bearbeitet werden. Intereffant ift feine Befchreibung von Avefad und Bjurfors; nur wird man hier und bey mehreren andern Gelegenheiten, z. B. der Befchreibung von Löffta den Mann gewahr, der noch wenig gefehen hat, und der alles manche ge als fehr wichtig vorftellt; weil fie ihm neu ren. Man fchmelzt zu Aveftad jährlich 4000 Schiffpfund Schwarzkupfer, da man in vorigen Zeiten, als Fahlun ergiebiger war, 20,000 Schiffpfund zu Garkupfer verarbeitete. — S. 121. *Leckfand ift* eine der einträglichften Pfarreyen im Lande. *Diefes* Kirchfpiel enthält 9000 Menfchen, und ift, nächft Tuna im Weft-Thalland, das für das gröfste im ganzen Reiche gehalten wird, und 10 bis 12,000 Menfchen haben foll, das volkreichfte in Dalarne. Das Bergwerk zu Fahlun, worüber man hier nicht viel Neues findet, liefert jetzt 4000 Schiffpfund Garkupfer. Ganz Schweden zählt 9 Kupferbergwerke von Bedeutung, die im J. 1782 gegen 10,000 Schiffpfund Garkupfer abwarfen. Von Fahlun verfolgt der Vf. die Strafse nach Gefle, verläfst fie aber, ehe er diefe Stadt erreicht, und geht nach Helfingland, deffen Schönheiten er mit Begeifterung befchreibt. *Es ift*, fagt er, vielleicht diejenige Provinz Schwedens, *wo* der meifte Fleifs und Wohlftand herrfchen. *Nirgends* trifft man Spuren von Armuth an. In Deutfchland würde er es (wohl fehr übertrieben) mit dem Lande Altenburg vergleichen. Defto trauriger und elender ift, nach feiner Befchreibung, die Provinz Herjedalen. Ueberall wurde hier nach dem Paffe der Reifenden gefragt, die man immer mit Mifstrauen anfah, weil man fie für Flüchtlinge hielt. In jener Gegend ifst man gewöhnlich Gerftenbrot. In fchlechten Jahren wird auch Kieferrinde mit eingemifcht; bisweilen mufs man fich auch blofs mit Rindenbrot begnügen. Defto beffer find die Viehweiden. Er fand einen Käfe, der eben fo fett und wohlfchmeckend als der Schweizerkäfe war. Aber das Land ift zu entlegen, um in die Ferne etwas abzufetzen. (Es liegt ja nicht fo gar weit von Drontheim, welches einen Seehafen hat. Man bedenke, dafs der Schweizerkäfe drey und viermal fo weit auf der Achfe verfchickt wird.) Von hier geht er über Glifeberg, Ranfjö und Mefslinge nach Ljusnedalsbruck, wo er mit der gröfsten Gaftfreundfchaft empfangen wird. Mit Vergnügen liefst man, was über drey dort lebende Familien gefagt wird. Bis zum J. 1756 wurden zu Ljusnedal jährlich 450 Schiffpfund Kupfer gewonnen; feitdem aber hat man wegen Mangel an Erz aufhören müffen. Jetzt ift hier ein blofses Eifenwerk, das jährlich 400 Schiffpfund theils in Stabeifen, theils in Senfen, Radfchienen, Aexten, Pflugeifen und einigen gegoffenen Oefen liefert. Alles das geht gröfstentheils nach Drontheim, denn in den benachbarten Schwedifchen Provinzen wird wenig abgefetzt. Von Ljusnedal geht der Vf. nach Junnesdal, Tenndalen, Gröndalen und Glamfjön, von welchem letztern Orte er einen Befuch bey zwey Lappifchen Familien macht. Diefe find jene halb civilifirten Lappen, welche bis gegen Röraas herabkommen und durch ihre zahlreichen Heerden von Rennthieren ziemlich wohlhabend find. Er fand ungefähr 400 diefer Thiere, die den beiden Familien gehörten, von deren Lebens-

art

art er eine umständliche und interessante Beschreibung liefert. Nach Drontheim oder Röraas zu gehen, erlaubte ihm seine Zeit nicht, da er die ganze Reise in innerhalb 4 Wochen machen musste.

Er kehrt nun nach Ljasnedal zurück und weiter bis Longå, wo er seinen Reisekarren wieder findet, denn den letzten Weg hatte er zu Pferde gemacht. Eben so macht er den ganzen Weg durch Herjedalen etc. zurück, bis Kurland, wo er links nach Gefle abgeht. Auch diese Stadt ist zu vortheilhaft beschrieben. Sie hat unter Schwedens Handelsstädten den dritten Rang, und steht mit Norköping in einer Parallele; welches aber freylich nicht viel sagen will. Jährlich werden von Gefle 32—40,000 Schiffpfund Eisen ausgeführt; im J. 1786 stieg die Zahl auf 48,000. S. 282 meynt der Vf., man könnte die Wälder, die durch das Branntweinbrennen verzehrt werden, weit vortheilhafter zum auswärtigen Handel benutzen, da das Land mit so vielem Wasser durchschnitten ist. Für einige Theile von Schweden mag das wahr seyn; im Ganzen aber ist es sehr irrig; denn dieses Land hat in vielen Strichen grosse Waldungen, die zu gar nichts zu gebrauchen sind. So sagt z. B. der Vf. selbst, (S. 208) dass die Luleå Lappmark, welche 300 Qu. Meilen hält, bisher keinen andern Einwohner hatte, als die wandernden Lappen, die nur einen Theil des Jahres hier zubringen. Wem nutzt in dieser inländischen Provinz alle das Holz? Der Baron von Hermelin, dem dieses ganze Land gehört, hat sich viele Mühe gegeben, Ansiedler dahin zu ziehen, und hat ihre Zahl endlich auf 300 gebracht — auf 300 Qu. Meilen! Ueberhaupt irrt sich der Vf. hier und an einem andern Orte über die Schwedischen Flüsse. Dieses Land hat nach Verhältniss seines Umfanges keinen Ueberfluss an Wasser, und kaum einen schiffbaren Fluss, der diesen Namen verdiente; denn selbst die Götha Elbe ist zum Theil nur durch Schleussen schiffbar, und unter den Schleussen bis nach Gothenburg ist sie an manchen Orten nur 11 Schuh tief. Der Motala wird erst unter Norköping schiffbar, d. h. wo das Meer eintritt, und manche Schwedische Wasser sind selbst zum Holzflössen unbequem. — Von Gefle geht die Reise über Söderfors, Löfsta und Dannemora nach Stockholm zurück, ohne über diese Striche andere, als mehrentheils bekannte Nachrichten zu liefern.

Im Ganzen wird diese Reisebeschreibung Unterhaltung gewähren; diess würde aber noch mehr statt finden, wenn der Vf. so Manches weggelassen hätte, was zu kleinlich ist, oder bloss ihn selbst angeht. Die Kupferstiche sind nicht die besten, doch liefern sie grossentheils sehr interessante Gegenstände.

Düsseldorf, b. Dänzer: *Karl Nernst's Wanderungen durch Rügen.* Herausgegeben von *Ludw. Theobul Kosegarten.* 1800. 304 S. 8. mit 1 Kupf. (1 Rthlr. 8 gr.)

Hr. K., der Herausgeber, sagt im Vorberichte, dass Hr. *Nernst*, ein junger Mann und ehemaliger Schüler von ihm, diese Wanderungen ihm mit dem Auftrage hinterlassen habe, „nicht nur dieselben zum Drucke zu befördern, sondern auch bey ihrem Eintritte in die Welt sie mit einem kleinen Vorberichte einzuführen." Da aber der Vf. sehr viel Verbindliches über seinen ehemaligen Lehrer sagt: so enthält sich dieser, über das Buch zu urtheilen, und begnügt sich, das Empfangene dem Publikum in der nämlichen Gestalt zu überantworten, in welcher es ihm anvertraut worden, und bloss die Richtigkeit der factischen Angaben zu verbürgen. — Hiermit hat Hr. K. nicht zum Besten an seinem jungen Freunde gehandelt; denn so wie das Werkchen jetzt vor dem Publikum erscheint, hätte er es schlechterdings nicht drucken lassen sollen. Ohne sich in die Untersuchung einzulassen, inwiefern es neben einem andern von einer bekannten Hand und früher erschienenen Werke bestehen kann, will Rec. einräumen, dass es manche gute Nachrichten liefert und einige interessante Stellen hat, und sich bloss bey der Sprache aufhalten. Da Hr. N. nicht ohne Fähigkeiten ist, so muss er es dem Rec. Dank wissen, wenn dieser ihm zeigt, dass er auf einem ganz falschem Wege ist und dem schlimmsten Geschmacke zueilt. Wie wird der Leser folgende Stellen aufnehmen? S. 14 das erstaunende *Auge betastete mit neugiervollen Blicken* alle schimmernden Schönheiten, *bewegte sich mit einem schnellen Sprunge* etc. S. 16 das angenehme Jasmond, das an den Brüsten des erdesaugenden mütterlichen Meeres (es ist von zwey kleinen Meerbusen die Rede) in dem Zauberreiz einer ewigen Jugend lächelt etc. S. 55. Hoch von oben hinab schaute der entzückte Himmel mit tausend Sternenaugen die schöne Granitz an. S. 59. Die Posaunen-Engelbacken des krausköpfigen Wirthssohnes wollten etwas zu knacken haben. S. 67. Da mein *Auge* hundert entfernte Gegenden mit neugiervollen Blicken *betastet* etc. — In dieses betastende Auge ist er so verliebt, dass es noch ein paarmal vorkommt. S. 67. Sandbänke, auf welchen sich der Robbe, wie ein Autor auf einem kahlen Gedanken sonnet etc. S. 68. Aber jener Thurm schloss auch tausend süsse, tausend bittere Erinnerungen meines Jugendalters in sich, wie eine Pyramide die Mumien guter und böser Geister in sich schliesst; und in jenen Tannenkämpen (?) lustwandelten die Schatten verschwebter genossener Lebenstage. S. 127. sagt er von einem Berge: „Ich beuge anbetend meine Knie, und in die weite Opferschaale des Weltmeers fluten die meine Preise und meine Gebete hin — Riese der Natur!" Bisweilen ist er auch scherzhaft. S. 148. „Die Peitsche des ungeduldigen Fuhrmanns, welcher so eben kulminirte, mahnte uns etc. — — Nota bene! Der Fuhrmann peitschte eigentlich nicht uns, die respectiven Herrschaften, wie man diess unrecht ausdeuten könnte; sondern er liess nur an der Luft seine Wuth aus, wie ungefähr Göthens Wirth an seinem Stuhl!" — An Provincialausdrücken fehlt es auch nicht: als Gejächter, Adelschaden, Halbschied, biestrige Strassen, Gelebung, stickel etc. Auch nicht

an

an veralteten Formen, als Reisekumpan, oder S. 180 „in jenen Zeiten, *seit wannen* wir Kunde von diesem unsern Vaterlande haben etc. Endlich gebraucht er auch eine Menge ausländischer Wörter, als qualificiren, Prospecte, Pläsanterien, Revenüen, perorirren, produciren, converfiren, Auberge, concediren, fait von Doctern machen.

Paris, b. Buisson: *Voyage en Italie* de Mr. l'Abbé *Barthelemy*, de l'Académie françoise, de celle des inscriptions et belles lettres et auteur du voyage d'Anacharsis; imprimé sur ses lettres originales écrites au Comte de Caylus: Avec un Appendice, où se trouvent des morceaux inédits de *Winckelmann*, du P. *Jacquier*, de l'Abbé *Zarillo* et d'autres Savans; publié par *A. Serieys*, bibliothécaire du Prytanée. An X. 1801. XXIV und 432 S. mit dem Register. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der Name des Abbé *Barthelemy* steht so hoch in der literarischen Welt, dass ein Nachlass von ihm in der That allgemeine Aufmerksamkeit erregen muss. Betrifft nun vollends dieser Nachlass eine Reise durch Italien, so denkt sich jeder alle das Gute und Schöne, das uns dieser geschmackvolle Gelehrte über ein so interessantes Land sagen muss, — seine Urtheile über Natur und Kunst, Bemerkungen, die gemeinern Reisenden entgiengen, Zurechtweisungen dieses oder jenes seiner Vorgänger, neue Ansichten und neue Aufklärungen. — Von dem allen aber findet der Leser hier sehr wenig, und das Ganze scheint mehr eine Finanzspeculation, als ein grosses Geschenk für das Publikum zu seyn. B. war bekanntlich Aufseher des königlichen Medaillencabinets, und wurde 1755 nach Italien geschickt, um diese Sammlung zu vermehren. Er brachte auf dieser Reise 19 Monate zu, und schrieb in dieser Zeit die vorliegenden Briefe an den Grafen von Caylus. Sie enthalten wenig über Italien und Rom im Allgemeinen, indem sie sich bloss auf die Vermehrung der königlichen Medaillen, auf die Lieblingswissenschaft des Grafen und auf besondere Verhältnisse beziehen, die zwischen beiden Männern obwalteten. Ein grosser Theil dieser Briefe enthält Nachrichten über Herkulanum und Pompeji, zwey Orte, über die wir jetzt unendlich mehr wissen, als B. damals wissen konnte, und in welchen seit der Zeit so viel ausgegraben worden ist, dass einem Briefe des Abt *Zarillo* zu Folge, die Sammlung sich in einigen Artikeln um das doppelte, in andern dreyfach und in noch andern vierfach vermehrt hat. Wären diese Briefe vor 45 Jahren erschienen: so würde ein Theil derselben allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben; jetzt sind sie für den gemeinen Leser gar nicht; der Liebhaber der Kunst findet nur wenig darin, was ihn interessirt, und an gewissen besondern Verhältnissen des Vf., an seiner Verbindung mit dem damaligen französischen Gesandten in Rom, und an manchen andern Dingen der Art wird das heutige Publikum sich so wenig erbauen, als an dem „*je vous embrasse un million de fois*" das in jedem fünften oder sechsten Briefe wieder kommt. Auch können die umständlichen Nachrichten und Urtheile über Männer, die B. der Pariser Akademie der Aufschriften zu Correspondenten empfiehlt, jetzt wohl so wenig interessiren, als die Briefe, die einige damals in Rom lebende französischen Künstler betreffen, oder die sogenannten antiken Gemälde, wovon zu der Zeit ein lebender Künstler eine Fabrike errichtet hatte, oder die Geschichte aller seiner *Bemühungen*, die königliche Münzsammlung zu vermehren. — *Indessen* findet sich hier Manches für den Alterthumsforscher, einige genauere Ausmessungen, sorgfältiger copirte Aufschriften, hergestellte Lesearten, sinnreiche Muthmassungen und einige glückliche Erklärungen.

Die Briefe nehmen nur die Hälfte des Werkes ein. Der andre Theil enthält ein kurzes Reisejournal des Vf., mancherley Erklärungen und Zusätze, die sich auf die Briefe beziehen, und Briefe und Aufsätze von mehreren Gelehrten, die denn von verschiedenen Werthe sind. Auch hier findet sich Einiges, das seitdem umständlicher und besser bekannt geworden ist, und diess und jenes, was uns jetzt Langeweile macht. Durch diese Einrichtung sind mancherley Wiederholungen entstanden, indem man z. E. in dem Reisejournal wieder findet, was man schon in den *Briefen* gelesen hat. Ja gewisse Dinge kommen *nicht* nur zweymal, sondern dreymal vor. — Merkwürdig ist es, dass der Abt schon auf dieser Reise den Entwurf zu seinem grossen Werke fasste. „Das Ungefähr, sagt er, gab mir den Gedanken zu Anacharsis Reise ein. Ich war in Italien (1755) weniger aufmerksam auf den gegenwärtigen Zustand der Orte, durch die ich gieng, als auf ihren ehemaligen Glanz. Ich gieng in das Zeitalter zurück, wo sie sich um die Ehre stritten, der Sitz der Künste und der Wissenschaften zu seyn; und mich dünkte, dass eine Reisebeschreibung in den Zeiten Leo X. durch eine gewisse Reihe von Jahren durchgeführt, eins der interessantesten und nützlichsten Schauspiele für die Geschichte des menschlichen Verstandes liefern würde etc."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. März 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Versuch über den letzten Grundsatz der christlichen Sittenlehre* von *Jakob Friederich Duttenhofer*, D. d. Ph. u. Diac. zu Vayhingen an der Enz. 1801. VIII. S. Vorr. 288 S. Text. 8. (20 gr.)

Ungeachtet das Thema dieses Buchs nicht zu den literarischen Neuigkeiten des Tages gehört, vieles auch, was man hier findet, in früher erschienenen Schriften unter andern in *Joh. Wilh. Schmids* Geiste der Sittenlehre Jesu und Lehrbüchern über die christliche Moral auf ähnliche Weise und nach den nämlichen Principien, von denen Hr. *Duttenhofer* ausgeht, entschieden ist: so wird es doch niemand gereuen, gegenwärtige gründlich ausgearbeitete, und von scharfem Nachdenken sowohl als von schätzbaren gelehrten Kenntnissen zeugende Schrift gelesen zu haben. Wenn *Schmid* in dem zuerst erwähnten Werke einen grössern Reichthum von Bibelstellen angezogen hat, und mit ihrer Erläuterung für den vorliegenden Zweck mehr ins Detail gegangen ist: so sind dafür die philosophischen Räsonnements bey unserm Vf. ausführlicher und erschöpfender, nehmen auch auf neuere Einwürfe gegen den Begriff der Willensfreyheit, hauptsächlich in *Bardilis allgemeiner praktischer Philosophie und Ursprung des Begriffes von der Willensfreyheit* besonders angelegentliche Rücksicht. Eben in Beziehung auf diese Irrungen scheint es dem Vf. mehr darum zu thun, zu zeigen, wie müsste das Christenthum beschaffen seyn, um für eine rein moralische Sitten- und Glaubenslehre gelten zu können? — als sich bey Darlegung der Richtigkeit der Subsumtion desselben unter jenen Begriff lange aufzuhalten, ungeachtet er allerdings auch diessfalls in gedrängter Kürze und mit sehr guter Auswahl biblischer Stellen, jedoch, wie Rec. dünkt, mit nicht genug Rücksicht auf allerley mögliche Einwürfe vieles Treffende beybringt. Das Buch besteht aus drey Abhandlungen, wovon jede zwar ein Ganzes für sich ausmacht, doch mit den übrigen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke in Verbindung steht und sich auf jene bezieht. Sie haben folgende Ueberschriften: I. *Vergleichung des formalen Moralprincips mit den Grundbegriffen und Foderungen der christlichen Sittenlehre.* II. *Ueber den Begriff der Causalität in der Eleutheriologie, und die dadurch gegebene Möglichkeit der Besserung.* III. *Ueber die Möglichkeit positiver Vorschriften in der Moral.* Die erste Abhandlung beschäftigt sich hauptsächlich damit, den reinen Rationalismus in der Moral zu retten, und sie auf ein formales Principium, was allein als unbedingt gültig anzunehmen sey, und bey allen übrigen darin angenommenen Principien, um ihnen auch nur die partiale Gültigkeit, deren sie fähig sind, zu sichern vorausgesetzt werden müsse, zurückzuführen, worauf dann dargethan wird, dass obgleich das Christenthum nicht jenen formalen und überhaupt gar keinen obersten Grundsatz der Sittenlehre feststelle, auch etwas von der Art gar nicht zum Zwecke habe, dennoch die Vorschriften und Lehren desselben und die darin empfohlene Gesinnung, (diese möchte wohl das Hauptmoment ausmachen) damit gar wohl übereinstimmen, auch jenes rein moralische Principium unumgänglich voraussetzen. Im zweyten Versuche wird der Begriff einer Causalität der Freyheit — (bestimmter und richtiger wohl *Causalität mit Freyheit* oder *der freyen Willkür* —) bestimmt, von Seiten des unzertrennlichen Zusammenhanges mit Moralität und mit Besserung ins Licht gesetzt, und gegen mancherley subtile Einwürfe mit vieler Geschicklichkeit vertheidigt, dann aber gezeigt, dass die Sitten- und Glaubenslehre des Christenthums die moralische Freyheit ebenfalls postulire, ohne Voraussetzung derselben schlechterdings keine Bedeutung habe, und auch selbst mit ihren Verheissungen eines höhern Beystandes zum Guten, wenn man diese nicht misdeute und misbrauche, jenen Voraussetzungen gar nicht in den Weg trete. Die Aufschrift des dritten und letzten Versuches lässt kaum errathen, was man hier zu suchen habe, nicht sowohl nämlich, oder doch nicht allein und vorzügliche Rechtfertigung des Begriffes solcher Vorschriften ihrem aus Vernunftprincipien nicht herfliessenden Inhalte, sondern auch hiervon abgesehen, lediglich ihrem Ursprunge nach, kurze Winke zur Rechtfertigung des Begriffes einer göttlichen Offenbarung überhaupt, und zwar nicht bloss als eines Bedürfnisses für moralisch gesunkene Menschen, sondern als eines kaum entbehrlichen und mit Moralität wohl verträglichen Erziehungsmittels für die Menschen als moralische Wesen einer eigenthümlichen Art überhaupt.

Der Vf. hält sich vornehmlich in den beiden ersten Versuchen grösstentheils genau, doch unter steten Beweisen eines angestrengten und glücklichen, seinen Gegenstand vielseitig fassenden, und auf alle mögliche Einwürfe Bedacht nehmenden Selbstdenkens an die Vorstellungsart des Urhebers der kritischen Philosophie, und Rec. befindet sich in Ansehung seiner Ueberzeugungen mit ihm meistens auf einem

einem Wege, glaubt jedoch, das Interesse, womit er dieses Buch gelesen hat, am besten durch einige der obigen Inhaltsanzeige noch beygefügte bescheidene Erinnerungen zu beweisen. Wenn es S. 8. heisst: „den Grund aller Verbindlichkeit sucht der Mensch „entweder in *einem* ausser ihm existirenden Wesen, „oder in sich selbst:“ so ist damit die Eintheilungs-Sphäre nicht erschöpft. Der Zusammenhang im Buche nämlich lehrt, dass unter dem *einen* Wesen, der göttliche Wille, als Grund der Verbindlichkeit angenommen, zu verstehen ist. Aber auch Sitten, Convenienzen und Meynungen oder auch Wünsche und Bedürfnisse der Menschen, mithin mehrerer Wesen ausser uns, ingleichen die Beschaffenheit der uns umgebenden Objecte überhaupt, (wohin der unlängst von Hn. *Schlegel* in Greifswalde aufgestellte Grundsatz weist,) können als ausser uns befindliche Principien und Bestimmungsgründe der Sinnes- und Handelnsart angesehen werden, und sind, wie sich in Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten erinnert findet, wirklich so angesehen worden. Alles, was der Vf. gegen jenes theologische Moralprincipium bemerkt, würde, wie bekannt, auch gegen diese materialen und empirischen zu bemerken gewesen seyn. — In einer philosophisch bestimmten Sprache sollte durchaus nicht mehr wie S. 42. u. 49. von einem *uneigennützigen Triebe*, der dem eigennützigen entgegengesetzt sey, die Rede seyn. Jener höchst unglücklich gewählte Ausdruck bezeichnet, wie man ihn gebraucht findet, nichts anders, als die praktische Vernunft selbst, und das davon abhängige sittliche Gefühl der Achtung fürs Gesetz, die durch Verwechselung, mit einem Triebe, als etwas rein Physischen, und im Grunde allemal selbstsüchtigen herabgewürdigt werden. Uebrigens scheint jene Benennung dem Vf. nur des Wechsels im Ausdrucke halber entwischt zu seyn, da er nach der Hand allemal von Herrschaft der Vernunft, Achtung fürs Gesetz u. dgl. m. im Gegensatz des Uebergewichts der sinnlichen Neigungen spricht. — Soll in der Note S. 44. und 45. das Daseyn eines radicalen Bösen, d. h. eines ursprünglichen von aller Zeitbestimmung unabhängigen und daraus unerklärbaren unsittlichen Hanges oder Verderbtheit der Maximen des Menschen aus Grundsätzen der blossen Vernunft in Anspruch genommen werden, wie Rec. nicht ganz klar ist: so hätte wohl auf die, wie ihm dünkt, unumstösslichen Beweise, die Kant (Rel. i. d. Gr. d. b. V.) *a priori* dafür gegeben hat, ohne sich übrigens von dem, was an sich unerklärlich ist, eine Erklärung anzumassen, Rücksicht genommen werden müssen. — Sollte wohl die Erklärung von Philipp. 2, 6. Christus habe das, was er ausgeführt hat, *nicht um der dadurch zu erreichenden Belohnung willen ausgeführt*, sich exegetisch rechtfertigen lassen, und würde seine Aufopferung für uns dann *nicht* moralisch lobenswerth gewesen seyn, wenn er sie nicht nach Röm. 5, 6—8. um keines uns zustehenden Verdienstes willen geleistet hätte? — Nicht so ganz dürfte es mit der Behauptung S. 92. seine Richtigkeit haben: „Vernunft haben, und zur Befolgung der „der Vernunft aufgegebenen Verpflichtungen ver„bunden seyn, oder — Vernunft haben und ver„pflichtet seyn, diese Vernunft zu gebrauchen, (ver„nünftig zu seyn,) sind meines Erachtens zwey „innig verbundene Sätze, dass die Läugnung des „einen unmittelbar auch den andern aufheben wür„de.“ Das Vermögen der Vernunft, für sich *praktisch* zu seyn, kann aus dem Daseyn der theoretischen Vernunft oder des Erkenntniss - Vermögens keinesweges bewiesen werden, sondern geht unmittelbar aus dem ursprünglichen Bewusstseyn des Sollens als einer Thatsache, über welche hinaus keine Erklärung und kein Beweis denkbar seyn dürfte, hervor. Hat der Vf. jenes nicht behaupten wollen: so hat er sich wenigstens schwankend ausgedrückt, und einen Beweis von etwas, das weiter keinen zulässt, versucht. — In so fern das Bewusstseyn des Sollens, wenn wir uns darüber gebührend verständigen, jeden Begriff von Verursachung *nach einem* Causalzusammenhange in der physischen *Welt unter* Zeitbedingungen unumgänglich entfernt, *und uns* das Bewusstseyn der Selbstthätigkeit bey unsern Handlungen unumgänglich aufnöthiget, mithin sittliche Nothwendigkeit, die sich in jenem Sollen ausdrückt, mit Willensfreyheit eins ist, ist denn auch unsere moralische Freyheit dem Vf. S. 121. entgegen, allerdings *eine unmittelbare Thatsache* des Bewusstseyns zu nennen. Was nun aber zur Vervollständigung dieses Begriffes der Freyheit gehört, dass wir das, was wir sollen, auch (moralisch — denn vom Erfolge in der Sinnenwelt ist, begreiflicher Weise, nicht die Rede —) bewerkstelligen können, dass keine Naturkraft unsere Willkür sich nach rein sittlichen Principien zu bestimmen absolut hindern kann, und wir durch Spontaneität in den Zusammenhang *der Erscheinungen* der Sinnenwelt mittelst einer *uns eigenthümlichen* Causalität eingreifen, wovon *der Vf.* im zweyten Versuche sehr bündig handelt — dieser (theoretisch) transscendente Begriff, den man allerdings nicht mehr Thatsache nennen kann, muss von uns zum Behufe des sittlich guten Wandels postulirt, und für den rechtschaffenen Menschen ein nicht abzuweisender Gegenstand seines lediglich praktischen Glaubens werden. — Dass der *Begriff der Schöpfung* (unstreitig muss man wohl hinzudenken *aus nichts*,) als dem der Freyheit analog, nach S. 175. von den Gegnern dieser aus theoretischen Gründen unbestritten sey, dürfte so allgemein nicht zu behaupten seyn. Er hat bekanntlich von jeher den grössten Widerspruch gefunden, und noch neuerlich von Fichten, in dessen Systeme Spontaneität des moralischen Ich oben an steht, die Benennung eines ungeheuern Systems erhalten. Vielleicht hat jedoch der Vf. hier eigenthümliche Gegner, die ihm seine Geltung lassen, vor Augen gehabt. — Eine ziemlich befremdende Lücke darf man es wohl nennen, dass bey der Rechtfertigung des Purismus der christlichen Sittenlehre so viel Rec. hat finden können, auf den Einwurf dass von Christo und den Aposteln nicht selten eu-

mon-

monistische Antriebe zur Erfüllung der empfohlenen Pflichten gebraucht werden, (Matth. 5, 5. 11. 12. 7, 1. vergl. Luc. 6, 37. Luc. 16, und mehrere apostolische Stellen) und dass vornehmlich die Hinsicht auf eine ewige Glückseligkeit in der Sittenlehre des Christenthumes eine so bedeutende Rolle spielt, so wenig Rücksicht genommen ist. Rec. glaubt allerdings, dass sich auch diesen Einwürfen begegnen lasse, und behält sich noch vor, über den Weg, auf welchem diess zu versuchen wäre, einen Wink zu ertheilen, hätte aber doch gewünscht, dass dieser Punkt vom Vf. nicht so ganz mit Stillschweigen übergangen wäre. Auch dürfte man ungern einige Rücksicht auf die neuerlich mit viel Gewicht rege gewordenen historischen Auslegungs-Versuche des N. T., wodurch sich vornehmlich *J. C. E. Schmidt* in Giessen verdient macht, in einer Würdigung der christlichen Sittenlehre vermissen. — Sehr gut ausgeführt ist das, was der Vf. in dem dritten Versuche über den Begriff des moralisch-religiösen Glaubens, und über die Gründe dazu, wie nicht minder über die Bedeutung dieses Wortes in dem Christenthume sagt, auch aller Aufmerksamkeit würdig, obgleich wohl nicht genug erschöpfend, was er über Offenbarung als allgemeines und fortdauerndes Erziehungsbedürfniss der Menschheit beybringt; zur wirklichen Ausübung des Guten nämlich, zur Befestigung eines empirisch guten Charakters und zur Annäherung der Menschheit an das Ideal der Heiligkeit, von dieser Seite sey nicht bloss Achtung, sondern (nach Kants Erinnerung in der Abhandlung über das Ende aller Dinge) auch Liebe des Guten unentbehrlich, und diese müsse in einem solchen äusserlichen Hülfsmittel, dergleichen eine Offenbarung seyn würde, ihre Unterstützung finden. Ob hier nicht noch manche Bedenklichkeiten übrig bleiben möchten, will Rec. unentschieden lassen, ob es gleich sehr seinen Beyfall hat, dass Offenbarung nicht bloss als temporäres Hülfsmittel der gänzlich gesunkenen Moralität angesehen wird. Ihm scheint noch dieses Moment Beherzigung zu verdienen, dass Religion (der Gesinnung nach) schwerlich ohne Cultus, eine unsichtbare Kirche Gottes schwerlich ohne eine sichtbare dürfte existiren, Einigung der Menschen zu diesem Behufe ohne positive Constitution, und da es eine freye Gewissens-Angelegenheit gilt, in welcher kein Mensch von der Autorität der andern abhängen darf, ohne Glauben an eine höhere göttliche Sanction nicht füglich möchte gedacht werden können, welche Ideen weiter auszuführen übrigens hier der Ort nicht ist. Der achtungswürdige Vf. sagt am Schlusse der Vorrede, dieser Versuch enthalte bloss die allgemeinen Grundsätze, welche bey einer vollständigen Vergleichung der christlichen Moral mit der Sittenlehre der Vernunft vorausgesetzt werden müssen; der übrige Theil, welcher eine Darstellung des Geistes der christlichen Religion enthielte, würde nur eine Anwendung dieser allgemeinen Grundsätze auf die besondern Vorschriften der christlichen Sittenlehre fodern; ob er diese ihm sehr interessante Arbeit noch liefern werde, hänge von dem Urtheil über die gegenwärtige und von günstigen Umständen seiner Lage ab. Eben auf diesem Felde ist vielleicht noch die reichste Aernte übrig. Den moralischen Geist des Christenthums nicht nur aus einzelnen praktischen Vorschriften desselben, sondern aus dem Zusammenhange dieser untereinander, aus den Umständen, unter denen diese Vorschriften gegeben wurden, und aus den gesammten moralischen und religiösen Verhältnissen, worin wir uns durch das Christenthum versetzt sehen, rein aufzufassen und lebendig darzustellen, das ist wohl der Hauptpunkt, von dem man es anzugreifen hat, wenn man zeigen will, ob die Foderungen, die dort an die Gesinnungen und das Verhalten des Menschen gethan werden, mit dem allgemeinen Ideale menschlicher Rechtschaffenheit und Frömmigkeit übereinstimmen. Vor dieser Prüfung hat sich nach Rec. ganzer Ueberzeugung das Christenthum nicht zu fürchten, und dieses Geschäft, welches zugleich die Mittel an die Hand giebt, einzelne Aeusserungen in der Schrift, bey denen sich Bedenklichkeiten finden, gehörig zu würdigen und vor Missdeutungen zu sichern, ist es, wozu man dem Vf. mit Recht alle erfoderliche Aufmunterung und Musse wünschen darf.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

STUTTGART, b. Löflund: *Versuch eines Unterrichts in den Waffenübungen für die leichten Infanterie-Compagnien und die Bataillonsschützen*, von *Karl Scheidemantel*, Herz. Wirtemberg. Jägerlieutenant. 1800. LVI. u. 127 S. 8. m. 2 Kpfrt. (16 gr.)

Obgleich der *kleine Krieg* keinesweges zu den noch unbearbeiteten Feldern der militärischen Literatur gehöret: so beschäftigen sich doch die dahin gehörenden Werke theils ausschliessend mit der leichten Kavallerie, theils bloss mit dem Felddienst der leichten Truppen. Es war daher keine undankbare Mühe des Vf., hier in Form eines Reglements Vorschläge über die Formirung, Bekleidung, Ausrüstung und das Exerciren der leichten Infanterie zu geben. Anstatt der Halbkamaschen S. XXXIX. würde Rec. die leichte Infanterie lieber Halbstiefeln tragen lassen, die doch in Schnee und Koth den Fuss besser verwahren. Die Einrichtung des Ladestockes mit einem Würbelgewinde S. L. ist allerdings bey der Kavallerie nützlich, indem sie das Einbringen des Ladestockes in den Lauf erleichtert; bey der Infanterie hingegen ist diese Vorrichtung überflüssig und selbst der Geschwindigkeit des Ladens nachtheilig, wie deshalb angestellte Versuche Rec. gelehrt haben.

Der Unterricht in den Handgriffen ist gut und zweckmässig, doch ohne näheres Detail, weil diess sich bey jeder Armee abändert. Das Laden ist zwar auf dem rechten Knie liegend etwas beschwerlicher, als auf dem linken; S. 44. jedoch wird man in der letztern Stellung nie so gut und richtig zielen können,

nen, als im andern Falle, wo sich bey gehöriger Uebung das Laden ebenfalls ohne grosse Schwierigkeit bewerkstelligen lässt. In Absicht der Vertheidigung gegen Reuterey bemerkt der Vf. sehr richtig: dass man wenig aber gut schiessen müsse. Rec. fügt noch hinzu: dass nur dann die Pferde umkehren, wenn ihnen das Feuer der Gewehre selbst entgegenschlägt; dass aber ein selbst schwer verwundetes Pferd, demungeachtet den *Choc* mit macht, und einzubrechen im Stande ist. Ein Infanterie-Peloton hatte anstatt der Kugeln Sand in die Gewehre geladen, den es der Kavallerie auf ungefähr 50 Schritt entgegenschoss. Die Pferde kehrten auf der Stelle um, und waren durchaus nicht wieder herum zu bringen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Breslau*, b. Grasses Erben u. Barth: *Ueber die Mainotten, die vermeyntlichen Abkömmlinge der alten Spartaner.* Zur Ankündigung — der — öffentlichen Prüfung — im Magdalenischen Realgymnasium, von *Johann Caspar Friedrich Manso*, Rector und Prof. 1801. 24 S. 8. Der Vf. wurde bey seinen Forschungen über das ehemalige Lakonika, welche das Publicum ihm zum Theil schon verdankt, zum Theil nächstens verdanken wird, auch auf die *Mainotten* geleitet, welche man für Abkömmlinge der berühmten Spartaner hält. Weil er anfangs vorzüglich nur *Pauws* Nachrichten darüber (*Recherch. philosoph.* etc. To. II. p. 415.) kannte: so glaubte er, wegen der bekannten Unzuverlässigkeit dieses Schriftstellers, diese in seinem Werk über Sparta nicht besonders beachten zu dürfen. Nachher aber fand er mehrere und merkwürdigere Nachrichten, die er in gegenwärtiger Schrift zusammenstellt, und einer scharfsinnigen, lehrreichen Prüfung unterwirft. An der Spitze stehen die Angaben, welche der berühmte Entdecker des Helminthochortons, *Dimo Stephanopoli*, lieferte, ein in Corsica wohnhafter Abkömmling der Mainottischen Colonie, welcher von Bonaparte beordert wurde, nach Albanien und Morea zu gehen, um die dortigen Griechen für die Sache der Freyheit und Unabhängigkeit zu gewinnen. Es erschien, zu Folge dieses Auftrags, die sehr interessante *Voyage de Dimo et Nicolo Stephanopoli en Grèce pendant les années V et VI.* (1797. 1798.) *d'après deux missions, dont l'une du Gouvernement Français* etc. (London, vielmehr Paris 1800. Tom. III. 8.), worin der Vf. der Geschichte und den Sitten der Mainotten mehr, als die Hälfte des Werkes, gewidmet hat. Sodann theilt Hr. *M.* eine der frühesten und bestimmtesten Nachrichten über die Mainotten mit, welche sich in einer Beschreibung von Morea findet, die im J. 1697, also während des Kriegs, in welchem Venedig das gedachte Land den Türken, nach einem anhaltenden und blutigen Kampfe, wieder entriss, zu Frankfurt in drey Theilen herauskam. Dieser Nachricht fügt er den Bericht des Engländers *Wheler* (*Voyage de Dalmatie, de Grèce et du Levant*, 1723. 8.) hinzu, der die Levante im J. 1675. bereisete, und, ob er gleich Maina selbst nicht besuchte, doch über die Bergbewohner des Landes Erkundigungen einzog. Zuletzt folgen die Nachrichten, welche ein anderer glaubwürdiger Schriftsteller, der selber in Corsica gelebt und mit den angesehensten Männern des Landes in Verbindung gestanden, *Jacob Boswell* (*Account of Corsica, Journal of a Tour to that Island. Glasgow* 1768. 8.) über die Auswanderung der Mainotten nach Corsica gegeben; ferner ein kurzer Auszug aus *Choiseul Gouffier's* bekannter Reise durch Griechenland, die gemeinsamen Unternehmungen der Russen und Mainotten gegen die Türken im J. 1770. betreffend; endlich die neuesten und wichtigsten Zeugnisse, welche *St. Sauveur*, ehemaliger französischer Consul und Resident auf Corfu und Zante in seiner *Voyage historique, litéraire et pittoresque dans les isles et possessions cidevant Vénitiennes du Levant* (Paris, An. VIII.) über die Mainotten bekannt gemacht hat. — Die Resultate, welche Hr. *M.* mit gewohnter kritischer Genauigkeit aus diesen Nachrichten herleitet, sind folgende: I. Alles Geschichtliche, was Stephanopoli über die Mainotten beybringt, wird auch von andern Schriftstellern erwähnt, aber es stimmt mit keinem derselben zusammen. Diese Abweichungen, so wie der Charakter eines partheyischen und beschönigenden Erzählers, welcher sich überall in *Stephanopoli's* Darstellung ausdrückt, lassen mit Recht vermuthen, dass alles, was er von der Bravheit, Redlichkeit und patriarchalischen Lebensart dieses Volks zu rühmen weiss, ebenfalls erdichtet, oder doch äusserst entstellt sey; zumal da er, in dem an Bonaparte erstatteten Bericht, von allen diesen glänzenden Eigenschaften in einem überaus bescheidenen Tone spricht, und sogar aufrichtig bekennt, dass die wahren Schutzwehren der Mainotten, wenn sie von den Türken angefallen werden, Höhlen und Berge sind. Nur *Boswells* Zeugniss begünstiget die Schilderung des Franzosen. Was dieser von dem in Corsica angesiedelten Haufen der Mainotten meldet, wirft allerdings ein vortheilhaftes Licht auf das ganze Volk. Indess kennen wir doch die Geschichte jener Colonie zu wenig, um uns eine richtige Idee von dem Grade der Cultur zu bilden, nicht zu gedenken, dass die Mainotten die ebenfalls rohen Corsen, noch in manchen andern Stücken, als in Fleiss und Ackerbau übertreffen, und dennoch zu den ungebildeten Völkern gehören können. — II. Aus allen Nachrichten jener Schriftsteller geht nicht einmal mit einiger Wahrscheinlichkeit, geschweige denn mit Gewissheit, hervor, dass die Mainotten Abkömmlinge der Spartaner, oder, wie *Pauw* will, der *spartanischen* Periöken sind. Die einzige Aehnlichkeit zwischen ihnen und jenem ausgearteten Volke besteht in ihrer ausgezeichneten Tapferkeit: allein diese Eigenschaft scheint sich weit leichter aus ihrer politischen Lage, aus der harten Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen, aus ihren rohen Sitten und aus der Natur des Berglandes, das sie bewohnen, als aus der Abstammung von tapfern Voraltern, herleiten zu lassen. Denselben Ruhm der Tapferkeit behaupteten einst die Schweizer, und behaupten noch heut zu Tage die Corsen; und niemand bedarf ihrer Herkunft, um zu erklären, warum sie so tapfer sind. Aus demselben Gesichtspunkte sah auch der erfahrne Major von *Warnery* (*Remarques sur le Militaire des Turcs et des Russes. Bresl.* 1771. p. 161.) die Sache an.

Da diese Schrift, als ein Schulprogramm, nicht durch den Buchhandel im Umlauf gekommen ist: so hofften wir durch eine etwas ausführlichere Anzeige derselben den Besitzern von Hn. *Manso's Sparta* einen angenehmen Dienst zu erzeigen. Vielleicht aber, — und gewiss ist diess der Wunsch der meisten Leser, — dass der würdige Vf. sich entschliesst, in dem letzten Bande seines trefflichen Werkes die ganze Schrift, als Beylage, durch einen neuen Abdruck bekannter und gemeinnütziger zu machen.

Num. 86.

681

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 22. März 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Magazin für christliche Dogmatik und Moral*, deren Geschichte und Anwendung im Vortrag der Religion. Herausgegeben von D. *Joh. Friedr. Flatt*, Prof. d. Theol. in Tübingen. *Siebentes St.* 1801. 243 S. gr. 8. (20 gr.)

Nr. 1: *Ueber die a priori und a posteriori aufgestellten Principien der Beurtheilung, was in der christlichen Religionsurkunde locale und temporelle oder allgemeingültige Lehre seу?* Aus dem Standpunkt des Offenbarungsgläubigen von *W. T. Lang*. Unter dem Offenbarungsgläubigen versteht der Vf. den, der eine unmittelbare göttliche Mittheilung der christlichen Religionslehre glaubt. Das Locale und Temporäre in dieser kann auf eine zweyfache Weise dem Allgemeingültigen entgegengesetzt werden. Es kann 1) eine *wahre*, aber nicht für alle Christen zu allen Zeiten verbindliche oder anwendbare Lehre, oder auch die Hülle, Einkleidung, Vorstellungsart allgemeingültiger Lehren nach den zu den Zeiten Jesu und der Apostel herrschenden Volksbegriffen heissen. In diesem Sinne kann und soll der Offenbarungsgläubige es annehmen. Zur Erkennung desselben dient das Princip: jede Lehre, die eine Verheissung solcher Wirkungen, welche von keinem Gläubigen mehr hervorgebracht werden können, und jede, die als allgemeingültige Lehre genommen, andern ungezweifelt allgemeingültigen Lehren widerspricht, ist blosse Introductionslehre. Aber man kann 2) unter den localen und temporären Lehren auch *irrige* verstehen. In diesem Sinne kann der Offenbarungsgläubige keine annehmen. Aus dem Princip, dass eine der Vernunft widersprechende Lehre nicht geoffenbart seyn könne, folgert er, dass keine solchen Lehren in der christlichen Religionslehre enthalten seyn können, weil sie eine geoffenbarte Religion ist, es müsste denn erwiesen werden, dass die Introduction religiöser Wahrheiten einzig durch gewisse irrige Lehren möglich gewesen sey. Aber das hält er für schlechterdings unerweislich. Könnte er es aber auch zugeben, so müssten doch sichere Principien zur Beurtheilung des Wahren und des Irrigen aufgestellt werden. Solche hat man nun *a priori* und *a posteriori* aufzustellen gesucht. *A priori* behauptete man aus dem Begriffe von Religion überhaupt: Was innerhalb der Gränzen der praktischen Vernunft liegt oder nicht liegt, ist allgemeingültige oder locale und temporäre Lehre; aber man kann nicht einräumen, dass in der Religion keine andere, als Sätze der praktischen Vernunft gültig [illegible] nicht so glücklich, [illegible] man musste sich beg[illegible] geln zu geben. Aber [illegible] lich auf das *a priori* [illegible] sprochene Princip. [illegible] Prüfung der einzelnen [illegible] dass sie bald zu weit, bald zu eng [illegible] die unbezweifelt allgemeingü[illegible] stenthums zerstören. Der Vf [illegible] ne ausführliche, aber hier [illegible] brachte, Prüfung der (S. 23 [illegible]

Die ganze Abhandlung ist [illegible] Prüfung der einzelnen Regeln, [illegible] dung auf einzelne Lehren ist [illegible] sinn ausgeführt; die Untersuchung [illegible] stehungslehre als eine blosse Ein[illegible] sterblichkeitslehre betrachtet werden [illegible] in aller Hinsicht musterhaft genannt zu werden [illegible] dere Erörterungen, besonders die der [illegible] dass die Religion nur Sätze der praktischen [illegible] enthalten könne, sind wenigstens scharfsinnig, [illegible] enthalten viel Wahres, wenn sie gleich [illegible] nug in die letzten Entscheidungsgründe eindringen. Aber das ist befremdend, dass der würdige Vf. auf die Vorstellung derer gar keine Rücksicht nimmt, die zwar sehr bereit sind, auch diejenigen Lehren, über deren Wahrheit oder Unwahrheit die Vernunft nicht entscheiden kann, z. B. von der Auferstehung, von den Engeln, als wahre Lehren anzunehmen, wenn es gewiss ist, dass sie von Jesu als allgemeingültige Lehren vorgetragen seyen, die aber zugleich behaupten, dass, der eigentlichen Offenbarung der christlichen Lehre unbeschadet, Jesus und die Apostel sich in dem Vortrage derselben nach Volksmeynungen haben accommodiren, (und dass die Apostel auch haben irren) können, und die deswegen Kriterien der Accommodation aufzustellen bemüht sind; und, bey der zugestandenen Unzulänglichkeit derselben in mehreren Fällen, darzuthun suchen, dass, und wie man sich über die daraus entstehende Ungewissheit beruhigen könne. Diese Unterlassung ist aber nicht der vorliegenden eigen; in dem ganzen Magazin sucht man bis jetzt eine prüfende Hinsicht auf diese Vorstellung vergebens, und der Rec. wünschte, durch seine Erinnerung die Ausfüllung dieser Lücke bewirken zu können.

Nr. 2. *Storr über Joh.* 13, 20. Hr. KR. *Lang* hat in dem 4. B. des *Gablerschen theologischen Journals* geurtheilt, dass dieser Vers mit dem, was vorhergeht und nachfolgt, nicht in Verbindung gebracht wer-

werden könne, und also auch nicht an seiner rechten Stelle stehe, sondern entweder von Johannes selbst, oder von einem Abschreiber unpassend hier eingeschoben worden sey. Wenn man aber bedenkt, dass für eine Einschaltung von einem Abschreiber nicht eine kritische Autorität aufzufinden ist, und dass Johannes (wie Hr. D. *Gabler* S. 143. N. sehr richtig bemerkt) diesen Ausspruch Jesu, wenn er ihn hierher setzte, auch im Zusammenhang mit den vorhergehenden und nachfolgenden gedacht haben muss: so kann man sich der Bemühung nicht entheben, der verdeckten Verbindung der zusammengestellten Aussprüche nachzuspüren. Hr. D. *Gabler* hat am angeführten Orte selbst einen solchen Versuch gemacht, und Hr. O. H. Pr. *Storr* liefert hier einen neuen, in welchem der Rec. seine eigene Ansicht wieder gefunden hat. Man muss sich bey den Reden Jesu vom 10. V. an in die Stelle der Apostel versetzen, und überlegen, welchen Eindruck die auffallenden Worte V. 10. und 18. auf sie machen konnten, die bisher zuversichtlich hatten glauben müssen, dass sie alle in den Gesinnungen gegen Jesum übereinstimmten. Den Johannes konnte besonders, bey seinen hohen Begriffen von der Würde des Herrn, der Gedanke beunruhigen, dass Jesus sich in der Wahl seiner Vertrauten habe irren können. Wahrscheinlich schaltete er deswegen gleich im 11. V. die Erklärung ein, dass Jesus seinen Verräther gekannt habe, was sich doch aus V. 26. ohnehin von selbst ergiebt. Mit diesem Skrupel verband sich sehr natürlich die Bedenklichkeit, ob sie selbst sich auf die ihnen von Jesu früher gegebenen Verheissungen verlassen könnten. Auf diese Gedanken beziehen sich nun wohl die Aeusserungen Jesu: (V. 18.) „Ich habe euch ausgewählt, nicht ohne euch zu kennen; dass ich den Unwürdigen mitgewählt habe, ist dem Willen Gottes gemäss geschehen, (ἱνα ἡ γραφη πληρωθῃ. wie auch VI, 12.); (V. 19.) ich mache es euch also jetzt bekannt, damit ihr nicht in eurem Glauben an mich irre werdet; (V. 20.) alle meine Verheissungen in Beziehung auf euer Apostelamt (Matth. 10, 40.) werden pünktlich in Erfüllung gehn." Die Worte, ὁτι εγω ειμι V. 19. erklärt Hr. *St.* durch die Verweisung auf sein Werk über den Zweck der evangelischen Geschichte und der Briefe Joh. (S. 204. ff.), so: „dass ich Gott bin" (כי אני אני הוא Deut. 32, 39. LXX. ὁτι εγω ειμι). [Dass Johannes sie so verstanden habe, dass Jesus sie so habe verstanden wissen wollen, das können wir durchaus nicht glaublich finden. Der Rec. versteht sie hier und 8, 24. 28. noch immer so: „dass ihr mich *für das* erkennen sollet, *was ich bin*" ὁ, τι αυτο ὁ. vergl. Joh. 2. 5.]

Nr. 2. *Bemerkungen über die von unserm Wohlseyn hergenommenen Beweggründe, die in den Reden Jesu enthalten sind*, von *J. F. Flatt.* Der Vf. bemerkt zuerst in dieser überaus wichtigen Abhandlung, welche eine weitere Ausführung der 2. Abh. in seinen *Beyträgen zur christlichen Dogmatik und Moral* (Tüb. 1792.) enthält, dass die Hinweisungen auf die künftige Seligkeit und auf unser geistiges Wohlseyn in diesem Leben (in so fern in den Reden Jesu das Streben nach ihnen geboten wird) betrachtet werden können als Auffoderungen, der rein moralischen Triebfeder durch das Mitwirken zu diesen Zwecken Gottes zu folgen; und dass eben diese Güter (in so fern sie von Jesus zugesagt werden) betrachtet werden können als die Bedingung, unter welcher es uns möglich wird, das Sittengesetz als unbedingt verpflichtend für uns anzuerkennen, und als Mittel, die pflichtmässige Verehrung Gottes in uns zu erhalten; und dass auch die Zusicherungen eines äussern irrdischen Wohlseyns als solche Mittel angesehen werden können. Aber die Verheissungen des Wohlseyns können auch als sinnliche *Beweggründe* gedacht werden, und man kann daher mit Recht fragen, ob sie nach der Absicht Jesu auf solche Art gebraucht werden sollen. Allerdings sollen sie das nach den Grundsätzen der Lehre Jesu. Freylich würde die Vernunft dieses missbilligen müssen, wenn durch diese Begünstigung des Naturtriebs seine Befriedigung zum höchsten *Zwecke des Handelns* gemacht würde, aber dazu wird sie durch die Grundsätze der Sittenlehre Jesu keineswegs gemacht. Es möchte zwar scheinen, als ob Jesus durch die Parabel von den Arbeitern im Weinberge (Matth. 20.) den sinnlichen Gebrauch der eudämonistischen Beweggründe sogar für unzulässig erklärt hätte; aber in dieser liegen nur die zwey Hauptsätze: 1) Man darf darauf, dass man länger und beschwerlicher, als andere, für die Zwecke Gottes arbeitet, keinen Anspruch auf grössere Belohnung gründen. 2) Auf eine recht edle Gesinnung (εκλεκτοι) bey dem Arbeiten für die Absichten Gottes kommt es hauptsächlich an, um von ihm einer vorzüglichen Belohnung gewürdigt zu werden. (Nach dem Bedünken des Rec. liegt in ihr der einzige Hauptsatz: diejenigen, welche von Gott gewürdigt werden zur Ausbreitung seines Reiches etwas Grosses zu wirken, εκλεκτοι (vergl. ὡς εξελεξαμην Joh. 13, 18.) haben keinen *Anspruch auf* grössere Belohnung, als diejenigen, welche bey gleicher Treue, nicht so viel wirken konnten.) In vielen Stellen ermuntert Jesus die Seinigen unverkennbar durch Glückseligkeitsverheissungen zum Gehorsam gegen Gottes Gebote. Und diese Ermahnungen waren nicht etwa bloss für die Zeitgenossen Jesu berechnet, deren Bedürfnisse in dieser Beziehung nichts Unterscheidendes von den allgemeinen hatten. Eben so wenig lässt sich behaupten, dass nur die Anfänger in der christlichen Tugend die Benutzung der sinnlichen Triebfeder nöthig hätten, dass bey der vollkommensten menschlichen Tugend die Achtung gegen das Gesetz einzig und allein den Willen bestimmen müsse. Es würde vielmehr bey der Wegwerfung der sinnlichen Triebfeder die Verbindung der *Liebe* zum Guten mit der Achtung des Gesetzes, es würde die moralisch-pathologische Liebe gegen Gott und Jesum, die das eigentliche Princip der *Neigung* zur Befolgung der Gebote bey den Christen seyn soll, nicht möglich seyn. Der Gebrauch der sinnlichen Triebfeder kann eine Folge und Aeusserung der pflichtmässigen Gesinnung seyn, und durch sie

fie beftimmt werden; und dafs der Menfch einer folchen Vollkommenheit, bey welcher ihm die Hülfe der finnlichen Beweggründe durchaus entbehrlich würde, fähig fey, ift ganz unerweislich. Mit gleichem Rechte könnte man fchliefsen: Je mehr Antheil unfere Selbftthätigkeit an unferer Erkenntnifs hat, defto gröfser ift der Werth unferer Erkenntnifs; alfo dürfen nur die Anfänger äufsere Hülfsmittel zur Erkenntnifs benutzen. Gewifs würde auch die Verfchmähung der finnlichen Triebfeder manche Verletzungen und Verfäumniffe der Pflichten verurfachen, würde unvermerkt der reinen moralifchen Triebfeder die Triebfeder einer ftolzen Selbftgefälligkeit unterfchieben, oder fonft durch den Wahn von einer eingebildeten Vollkommenheit eine Selbfttäufchung, oder auch das Gefühl des Unvermögens hervorbringen, die idealifche Gröfse, der man nachftrebt, zu erreichen, eine niederfchlagende Kleinmüthigkeit, oder gar eine leichtfinnige Verwerfung des Unmöglichkeiten födernden Sittengefetzes, veranlaffen; man würde nur emporzufteigen verfuchen, um defto tiefer zu fallen.

Nr. 4. *Bemerkungen über den Verfuch das Chriftenthum aus dem Effäismus abzuleiten, von M. Bengel.* Die Aehnlichkeiten zwifchen dem Effäismus und dem Chriftenthum, welche fchon längft bemerkt worden find, haben zu der Hypothefe Anlafs gegeben, dafs Jefus feine Lehre aus der Effenifchen Schule gefchöpft habe, dafs er als Knabe in dem Inftitut der Effener erzogen, unterrichtet, gebildet, zum Jüngling herangewachfen, und von dem Orden zur Bewirkung einer grofsen moralifchen Revolution ausgefandt worden fey; welches felbft der bedachtfame Forfcher, Hr. D. *Stäudlin* im 1. B. feiner trefflichen Gefchichte der chriftlichen Sittenlehre annimmt, und zu erweifen fucht. Die Widerlegung diefer Hypothefe ift die Abficht der vorliegenden Bemerkungen. Der Vf. unterfucht zuerft ihre innere Wahrfcheinlichkeit. Er vergleicht die allgemeine Organifation der Effenifchen Secte und der erften chriftlichen Kirche, dann die moralifchen Grundfätze und einzelnen Gebote, und die Religionsgebräuche des Effäismus und des Chriftenthums, und zeigt die Verfchiedenheiten zwifchen beiden, und die Erklärbarkeit der Aehnlichkeiten ohne die Hülfe jener Hypothefe. Hierauf geht er zur Unterfuchung der äufsern Wahrfcheinlichkeitsgründe über, und bemerkt, dafs die Hypothefe mit dem, was Jefus felbft von dem Urfprung feiner Lehre behauptet, (er habe fie allein von Gott), auf keine Weife zu vereinigen ift, und dafs weder die Evangelien, noch die Gefchichte und Briefe der Apoftel irgend ein hiftorifches Datum enthalten, welches auf eine folche Verbindung Jefu mit den Effenern hinwiefe, und dafs auch in keinem der ältern Kirchenfchriftfteller fich ein hiftorifcher Wink darüber findet. (Unfers Bedünkens ift durch diefen überaus fchätzbaren Auffatz die Unftatthaftigkeit diefer Hypothefe entfchieden; und wir würden bedauern, dafs feine Reichhaltigkeit einen detaillirten Auszug unmöglich gemacht hat, wenn wir nicht darauf rechneten, dafs doch jeder, der über diefen Gegenftand gründlich urtheilen will, fich dem eigenen prüfenden Studium der Abhandlung unterziehen werde.)

Nr. 5. *Einige Bemerkungen in Beziehung auf die Frage: ob Jefus feine Auferftehung beftimmt vorhergefagt habe? Von Süskind.* Der Vf. zeigt, dafs die Vorherfagungen Jefu Joh. 14, 18—20. und 16, 16. 19. ff. nur auf eine fehr harte und gefuchte Weife von dem *Aufleben feiner Lehre* verftanden werden können, da hingegen die Erklärung vom Wiederfehn nach feiner Auferftehung durchaus leicht und natürlich ift; dafs aber noch weit weniger die zahlreichen Stellen, nach welchen Jefus fchon früher feine Auferftehung am dritten Tage, und in unmittelbarer Verbindung mit feinem phyfifchen Tode, vorausgefagt hat, und am allerwenigften die Verficherung der erfolgten Auferftehung unter ausdrücklicher Berufung auf die Vorherfagung Jefu (Matth. 28, 6. Luc. 24, 6. 7.), von einer moralifchen Auferftehung feiner Lehre von dem Siege, den fie, aller Verfolgungen und Hinderniffe ungeachtet, in kurzer Zeit erhalten werde, erklärt werden können, da es äufserft unwahrfcheinlich ift, dafs ἀναςῆναι ἐκ νεκρῶν, von einer verftorbenen *Perfon* gefagt, und im profaifchen Stil, die Erhaltung und den Sieg der von diefer Perfon vorgetragenen *Lehre* bezeichnen follte. Solcher Ausdrücke mufs fich aber Jefus wirklich bedient haben, wenn nicht feine Jünger eine abfichtliche unredliche Verfälfchung fich erlaubt haben follen, da es ganz unmöglich ift, dafs fie andere Ausdrücke, durch eine erft nach der Auferftehung Jefu entftandene Selbfttäufchung, für gleichbedeutend mit diefer dafür fubftituirten gehalten haben könnten; denn fie erinnerten fich ja fchon vor der Erfahrung derfelben ihrer Vorausfagung von Jefu (Luc. 24, 21.), nur aber fanden fie diefelbe noch unglaublich, fo wie fie fich fogleich als fie Jefum bey der Vorausfagung feines Todes zugleich feine Auferftehung voraussagen hörten, nicht darein hatten finden können (Marc. 9, 10. 32. Luc. 18, 34. Matth. 16, 21. ff.). [Schwerlich läfst fich nach dem hier ausgeführten Beweife etwas Erhebliches gegen die beftimmte Vorherverkündigung der Auferftehung Jefu aufbringen, fo fchwer es auch werden mag, fie mit gewiffen Anfichten der Gefchichte Jefu, die man nicht aufgeben, und mit einer gewiffen Achtung gegen die Evangeliften, von der man fich nicht difpenfiren zu können glaubt, zu vereinigen.]

Nr. 6. *C. C. Flatt über den Kanon des Eufebius.* Der Vf. beantwortet in diefer Abhandlung, deren Fortfetzung verfprochen wird, zwey Fragen mit Scharffinn und Genauigkeit. 1) Theilt Eufebius die in feinem Kanon aufgeführten Schriften in 3 oder in 4 Claffen? Er entfcheidet, in 3, in ὁμολογούμενα, ἀντιλεγόμενα oder νόθα, und ἄτοπα. [Der Rec. pflichtet dem Vf. bey, ungeachtet er lang geneigter war, die ἀντιλεγόμενα und νόθα für 2 Unterabtheilungen der 2 Claffe anzufehen. Das καὶ in der Stelle: ἐν τοῖς νόθοις κατατετάχθω καὶ etc., und die Eintheilung in H. E. 3, 3. aus welcher die 3, 25. zu erklären ift, fcheinen allerdings entfcheidend, zumal da das kanonifche Anfehen der ἀντιλεγομένων eben aus dem Grunde

de bestritten wurde, weil man sie für νοθα, nicht γνησια, nicht von den angegebenen Verfassern herrührend, hielt. So wurde der Brief an die Hebräer von der römischen (lateinischen) Kirche, und von einigen, die ihr beystimmten, nicht angenommen, weil man glaubte, er sey nicht von Paulus (H. E. 3, 3.), wofür man den Umstand, dass der Vf. sich nicht genannt hat, als einen Beweis ansah (s. H. E. 6, 13. und 25.). Der nämliche Grund verhinderte die allgemeine Annahme des 2. und 3. Briefs Joh. (3, 25. 6, 25., auch 7, 25. φερομεναι ιωαννου)]. 2) Was haben die Ausdrücke ὁμολογουμενα, αντιλεγομενα, und νοθα für eine Bedeutung? Ὁμολογουμενα γραμματα heissen solche Schriften, die als *neutestamentlich* allgemein angenommen sind, und daher auch H. E. 3, 3. und 25. ενδιαθηκα heissen. Für solche wurden alle die anerkannt, welche von einem Apostel geschrieben sind, oder an denen ein Apostel Antheil hatte; daher mag der erste Brief des *Clemens Romanus* an die Corinthier nicht unter die ενδιαθηκα gezählt worden seyn, ob er gleich in Hinsicht auf seine *Aechtheit* ein ὁμολογουμενον war, welche Benennung 3, 16. und 38. vgl. mit 3, 25. sich nicht auf die Kanonicität beziehen kann, wiewohl einige wenige ihn zu dem Kanon des N. T. gezählt haben müssen, weil ihn doch Eusebius 6, 13. unter andern αντιλεγομενοις anführt. Aber warum wurde der Brief des *Barnabas* und der Hirt des *Hermas* von denen, welche sie für ächt hielten, unter die neutestamentlichen Bücher gesetzt? Mit Gewissheit lässt sich das wohl nicht beantworten; ihr Gebrauch in manchen Kirchen kann der Grund nicht gewesen seyn, das beweist die Ausschliessung des ersten Briefs des römischen Clemens: aber einer Prüfung wenigstens mag die Vermuthung werth seyn, dass der Brief des Barnabas darum für neutestamentlich angesehen wurde, weil Barnabas, wie Marcus und Lucas, allgemein für einen der 70 Jünger gehalten ward (ein Hermas und Clemens stehen freylich auch in den willkürlich erdichteten Verzeichnissen der 70 Jünger, aber dass sie schon in den Zeiten, die hier in Betrachtung kommen, dafür gegolten hätten, folgt daraus nicht); und der Hirt des Hermas vielleicht darum, weil er angeblich Offenbarungen enthielt; [dafür scheint einigermassen zu sprechen Origenes περι αρχων 4, 11. p. 168. *ed. de la Rue* T. 1.]. *Αντιλεγομενα* heissen diejenigen, deren Recht, eine Stelle im N. T. einzunehmen, bestritten, νοθα solche, deren neutestamentliche Aechtheit verdächtig ist. [Wir begreifen nicht, wie der Vf. nach dem Resultate seiner Untersuchung über die erste Frage dennoch einen Unterschied zwischen den αντιλεγομενοις und νοθοις machen kann; nach jenem Resultate verhalten sich diese Benennungen (sagt er selbst S. 243.) wie Grund und Folge, die αντιλεγομενα waren eben deswegen αντιλεγομενα, weil sie für νοθα gehalten wurden; eine andere Erklärung, die er S. 242. von den νοθοις als möglich anführt, dass sie Schriften von geringerer Art oder von geringerem Ansehen seyen, ist eben so unnöthig als unbegründet.]

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Graffé: *Natur und Religion in Predigten.* Von *J. G. Heinig.* 1801. 362 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Man findet in dieser Sammlung abwechselnd Religionspredigten, die der Vf. ehedem als Student an verschiedenen Orten gehalten hat, und Naturbetrachtungen in Selbstgesprächen auf seinen Spaziergängen. Zu jeder Gattung ist eine besondere Vorrede. In der zu den Naturbetrachtungen eifert der Vf. gegen die durch Luxus und Verkünstelung der Menschen entstandene Gleichgültigkeit gegen die Natur, das Herzerhebende in derselben nicht mehr zur Erweckung der Andacht und Religiosität wahrzunehmen, sondern dazu immer über die Sinnenwelt hinweg an den Himmel und an künftige himmlische Freuden und Vergeltungen zu denken. In der zweyten erzählt er seinen literarischen Lebenslauf, wie er in Wittenberg sein Gedächtniss mit strenger kirchlicher Orthodoxie angefüllt und sich eifrig zu einem derselben gemässen Prediger vorbereitet, auch damals die hier abgedruckten Predigten gehalten habe, von denen er S. XXXIII. selbst urtheilet, dass er damals nicht im mindesten habe denken und reflectiren können, von aller Urtheilskraft verlassen geschienen, von Begriffen, Grundsätzen, Menschen- und Weltkenntniss nichts gewusst habe, dass sein Ausdruck steif, weitschweifig und inhaltleer gewesen sey, (und dennoch bietet er sie jetzt dem Publicum zu lesen an?) — dass er aber nachher, da er an Betrachtungen der sichtbaren Natur Geschmack gewonnen, auf Spaziergängen die Naturbetrachtungen entworfen; dass er, nachdem er von der grössten Orthodoxie zur grössten Heterodoxie übergegangen (in welcher Periode er mehrere Schriften verfasst habe, die von lauter Paradoxieen und excentrischen Ideen wimmeln) nun in der Mittelstrasse zwischen beiden Extremen Ruhe, Glück und Nützlichkeit in der Welt zu finden strebe — welches Rec. ihm von Herzen wünscht. In den Naturbetrachtungen kommen mit unter gute Schilderungen und Empfindungen, auch metaphysische Speculationen vor; doch ist alles in einen Schleyer des Trübsinns, der Zweifelsucht und des Missvergnügens über die Menschheit gehüllt. Vieles ist ganz ohne Weltkenntniss und Ueberlegung hingeschrieben, z. B. in der Herbstbetrachtung die Auffoderung der Europäer, die zu gedrängt wohnen, zum Auswandern nach Asien, Afrika und Amerika, welche Theile des Continents er sich so menschenleer vorstellt, als wenn europäische Colonieen dort paradiesische Länder ungehindert in Besitz nehmen, oder patriarchalisch mit ihren Heerden von einer Gegend zur andern herumziehen könnten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 23. März 1802.

PHILOSOPHIE.

Zittau u. Leipzig, b. Schöps: *Ueber Paradoxie und Originalität.* Zwey philosophische Versuche von *Ferdin. Heinr. Lachmann*, d. Phil. Mag. 1801. XII. und 124 S. 8. (12 gr.)

Da die beiden auf dem Titel genannten Gegenstände in unsern Tagen zwar oft zur Sprache gekommen, aber keiner besonderen Untersuchung gewürdiget worden sind: so hat sich der Vf. derselben hier unterzogen. Auf ihre Form, sagt er, habe ich den grössten Fleiss verwendet, um ihr, wo möglich, alles Langweilige zu benehmen, und in Ansehung der Materie nichts unbenutzt gelassen, was ich zu benutzen Gelegenheit hatte; denn es war mir daran gelegen, über manches, was nur dunkel vorschwebte, ein helleres Licht zu verbreiten, und den Kennern etwas mehr als ein unnützes Bruchstück vorzulegen. Wir müssen aber gestehen, dass wir die Ausführung anders gefunden haben; sie ist in der Darstellung trocken und keinesweges so gefällig, als es die Natur beider Gegenstände zulässt, und über ihre Gegenstände selbst verbreitet sie so wenig Licht, dass diese noch verworrener erscheinen. Was wir hier mittheilen, wird unser Urtheil bestätigen. In dem *ersten Versuche*, wo eigentlich nicht von der *Paradoxie*, wie auf dem Titel steht, deren Betrachtung der Untersuchung eine andere mehr anthropologische Richtung gegeben haben würde, sondern vom *Paradoxon* gehandelt wird, redet der Vf. von der Natur des Paradoxen, seinen verschiedenen Arten, seinen Quellen, seiner Wirkung, von dem Verhalten in Ansehung des Paradoxen und von dem Nutzen und Schaden desselben. Voraus wird gesetzt, dass das Paradoxe einen Widerspruch gegen gewöhnliche und gangbare Ideen, Begriffe und Meynungen enthalte, dass dieser Widerspruch Verwunderung erregen, und ausser diesen auch noch, als wesentliche Merkmale, Spuren eines wirklichen Scharfsinns, eines feinen Beobachtungsgeistes, eines ächten Witzes und guten Geschmacks an sich tragen müsse. Dass das Paradoxon eine frappante den allgemeinen Meynung widerstreitende Behauptung sey, ist schon von andern gesagt worden. Scharfsinn, Witz und Geschmack können aber keine unterscheidenden Merkmale im Begriff des Paradoxen, als solchen, abgeben, da sie auch andern Aeusserungsarten des Erkenntnissvermögens angehören. Der Widerspruch gegen gangbare Ideen, meynt der Vf. ferner, dürfe in dem Paradoxon nicht so grell seyn, dass er alle Hoffnung zur Vereinigung mit der herrschenden Meynung sogleich niederschlage, er müsse vielmehr die Möglichkeit einer völligen Aussöhnung mit derselben ahnen lassen. Diese Meynung hat aber keinen Grund, da es Paradoxa giebt und gegeben hat, deren Inhalt den ihnen entsprechenden gangbaren Vorstellungen so entgegen sind, dass eine Vereinigung beider gar nicht denkbar ist; und dieser Fall hat nicht allein bey solchen der gemeinen Meynung widersprechenden frappanten Thesen, deren Inhalt sich als wahr bestätiget, welche Art von Paradoxen der Vf. allein für die einzig ächten erklärt, — sondern auch bey solchen Statt, die Irrthümer und Täuschungen enthalten. Alles, was wir bisher angeführt haben, ist so ohne alle Vorbereitung und Beweise hingeworfen, als ob an der Wahrheit desselben gar nicht gezweifelt werden könnte. Ein desto ernsthafteres Ansehn gewinnt aber die Untersuchung, das Räsonnement, die Deduction, oder wie wir es sonst nennen sollen, die den vollständigen Begriff des Paradoxon zu begründen abzweckt. Man lese und urtheile: „Die *gangbaren* Ideen sind *gewöhnlich* das Product von dem *nach einerley Gesetzen* wirkenden Denk- und Empfindungsvermögen. Wenn von *diesen* (?) beym Urtheilen über Wahrheit, Recht und Schönheit Gebrauch gemacht wird: so kommt ein *Gemeinsinn* zum Vorschein." (Aus welcher andern Quelle, als dem nach einerley Gesetzen wirkenden D. u. E. V. wohl die *nicht gangbaren*, ungewöhnlichern Begriffe und Urtheile *zum Vorschein* kommen mögen?). „Jener Gemeinsinn lässt auch einen möglichst individuellen *Privatsinn* zu, welcher das Product des *Eigenthümlichen* ist, das jedem in dem bestimmten Maasse seiner Fähigkeiten und den besondern Umständen, unter denen er existirt, gegeben wurde." (Man vermuthet, der Vf. werde nun auf die rechte Spur kommen und in dem *Privatsinne*, dessen Begriff eben so wenig als der des Gemeinsinns deutlich und genau bestimmt ist, den Grund der Paradoxie und die Natur des Paradoxen aufsuchen; aber mit nichten; er lässt seinen Privatsinn, der in jedem Gemeinsinn wohnet, fahren, und nimmt in seinem Räsonnement folgende Wendung). „Da nun die anschaulichen Aeusserungen des Privatsinnes, wie des Gemeinsinnes, in Worten, Gebehrden und Thaten bestehen: so wird auch der Widerspruch oder die Uebereinstimmung des erstern mit dem letztern, nur aus der Rede oder der Schrift, aus Gebehrden oder Handlungen erkannt werden können." „Nach dem bisher Gesagten bestände also das Paradoxe in einem *Widerspruche*" (das ist zwar gleich zu Anfange der Ab-

Abhandlung, ohne weitere Prämissen und Beweise angenommen, aber es erhellet mit keinem Worte aus dem angeführten unmittelbar vorausgehenden Räsonnement, das unter dem *bisher Gesagten* verstanden werden soll), der bald den Gemeinsinn, bald den Privatsinn, bald beide zugleich treffen kann; dieser Widerspruch läge bald in der Materie, bald in der Form, bald in dem Bezeichneten, bald im Zeichen." (Auch davon können wir in jenem Räsonnement den Grund nicht finden). „Paradox wäre demnach im Allgemeinen, was vom Privatsinn abweicht, oder mit den gemeinen Begriffen von wahr und recht, schön und nützlich in einem *scheinbaren* Widerspruche steht, aber durch seine Abweichung vom Gewöhnlichen mehr für sich einnimmt, als von sich zurückschreckt; eine Aeusserung durch Wort, Gebehrde und That, welche das Gepräge des Widerspruchs an sich trägt, welches anfangs zwar stutzig macht, aber bey dem Unbefangenen um so mehr Interesse erweckt, je mehr Grund da ist, zu erwarten, dass bey einer nähern Beleuchtung entweder völlige Uebereinstimmung mit den eignen oder allgemein gangbaren Ideen, oder eine neue Ansicht von etwas längst Bekannten, oder gar eine bisher noch unbekannte Wahrheit der Gewinn seyn werde." Nach dieser Beschreibung des Paradoxon giebt es keine Wahrheit, die, wenn sie gegen den Gemeinsinn oder Privatsinn irgend eines Individui anstösst, wie das nicht leicht vermieden werden kann, nicht paradox genannt werden müsste. In dieser Allgemeinheit pflegt man aber dieses Wort, welches gewöhnlich einen Tadel ausdrückt, nicht zu brauchen. Nur diejenigen können eine Behauptung paradox nennen, die von dem, was sie aussagt, Erkenntniss besitzen oder denen doch zugemuthet werden kann, dass sie dieselbe besitzen sollten. Eben so wenig Grund ist vorhanden, nur diejenigen Sätze als ächte und wahre Paradoxa anzunehmen, welche, ob sie gleich anfangs frappiren, doch bey näherer Beleuchtung endlich als übereinstimmend mit den gangbaren Begriffen befunden werden, oder neue Ansichten und Wahrheiten gewähren. Wie nun, wenn man ihnen diese Eigenschaften, vor der nähern Beleuchtung, nicht sogleich ansieht? Wie soll man sie in dem Momente, da sie frappiren, und ehe man sie näher beleuchtet hat, nennen? *Ein Paradoxon* ist, unserer Meynung nach, eine Behauptung, die mit unserm bisherigen Begriffe und unserer Theorie in Ansehung des Gegenstandes der Behauptung, in Widerspruch zu stehen scheinet, und die uns auffallend ist, weil wir sie nicht sogleich mit unsern Vorstellungen von der Sache zu reimen, oder ihr Irriges einzusehen oder ihre Wahrheit zu entdecken vermögen. Sie hört auf diese Benennung zu behalten, so bald der Widerspruch bey unserer Beleuchtung verschwindet, oder die in der Behauptung liegende Erkenntniss unsere Begriffe und Theorie berichtiget oder erweitert; behält hingegen jenes Beywort, so lange der Widerspruch nicht gehoben ist. — Von gleichem Werthe ist die Eintheilung des Paradoxen in ein *wissenschaftliches* oder *philosophisches*, in ein *rednerisches* und ein *poetisches* oder Par. *des gemeinen Lebens*; ferner der Tadel einer Stelle in Kant's Anthropologie S. 7. das, was von den natürlichen und künstlichen Quellen des Paradoxen gesagt wird u. a. m. Wir können uns aber dabey nicht aufhalten, um noch Einiges aus dem *zweyten Versuche über die Originalität* anführen zu können. Zuerst viel Unbestimmtes und Oberflächliches über *Humanität*, von der man weder erfährt, was der Vf. darunter versteht, noch einsehen kann, wie das darüber Gesagte mit dem Hauptgegenstande zusammen hängt. Dann springt die Betrachtung auf das *Genie* über, welches, in der weitesten Bedeutung, die Summe der auszeichnenden Geistesgaben seyn soll, und so viel Beynamen erhalte, als es Wissenschaften und Künste gebe, wie man denn von einem *philosophischen*, dichterischen, *mechanischen* Genie spreche. (Der Vf. ignorirt gänzlich, was *Kant* in der *Kritik der Urtheilskraft*, ganz seinen Begriffen entgegen von diesem Gegenstande so überzeugend gelehret hat). Seltsam genug unterscheidet er *originell* von *original*, *Originellheit von Originalität*. Das *Originelle* bestehet ihm in dem, was unabhängig von Mustern, Regeln und Gewohnheiten, als *Naturanlage* oder auch als Product der eigenen *Willkühr* erscheinet, und von dem Gewöhnlichen auffallend abweicht. Die beiden wesentlichen Bestandtheile der *Originellheit* wären demnach *Natürlichkeit* und *Sonderbarkeit*, und sie selbst sey im Grunde nichts anders, als natürliche, in der Naturanlage begründete, Sonderbarkeit. (Schicklicher und unzweydeutiger würde statt *Sonderbarkeit Eigenthümlichkeit* gesetzt stehen müssen. Auch ist das Originelle nicht regellos, und obgleich nicht nach fremden, dennoch nach eigenen, durch das Genie des Urhebers des originellen Geisteswerks selbst gegebenen Regeln hervorgebracht). Die *Originellheit*, meynt der Vf., werde erst *Genie*, wenn die originellen Producte so beschaffen wären, dass sie durch ihre Sonderbarkeit die Aufmerksamkeit und Bewunderung des Einsichtsvollen verdienten, und nicht nur auf ein *ganz eignes*, sondern vielmehr auf ein *sehr glückliches* Verhältniss der Naturanlagen schliessen liessen. (Da Originellheit nur eine Eigenschaft des Genies ist: so kann sie nicht selbst Genie werden; *Sonderbarkeit* allein macht ein Kunstproduct noch nicht bewundernswerth, und originelle Kunstproducte lassen zwar auf *Genie* schliessen, aber es ist seltsam, zu sagen, darum, dass man von jenem auf ein glückliches Verhältniss schliessen könne, werde die *Originellheit* zum *Genie*). Erst dann, fährt der Vf. fort, gehe die *Originellheit* in den grossen Vorzug der *Originalität* über, wenn sie aus einer glücklichen Harmonie der Seelenkräfte und aus Erhabenheit des Geistes entspringe; wenn das, was sie producire, nicht nur Aufsehen, sondern auch Bewunderung und den Beyfall der bessern Menschen errege, indem es sich dem Verstande als wahr und richtig, dem unverdorbenen Geschmacke als schön und anmuthig, dem moralischen Gefühle als recht und gut empfehle.

Wenn

(Wenn die Originellheit aus einer glücklichen Harmonie der Seelenkräfte und aus Erhabenheit des Geistes entspringen kann, wiewohl wir nicht einzusehen vermögen, warum hier gerade die *Erhabenheit* des Geistes vorzüglich Antheil haben soll: so begreifen wir nicht, warum diese *Originellheit* nicht mehr *Originellheit*, sondern *Originalität* heissen soll. Die deutsche Endigung in dem ersten Worte verändert den Begriff desselben, der mit dem der *Originalität* ganz gleichbedeutend ist, nicht im geringsten. Die Gründe, die der Vf. beybringt, dass man sich der Wörter *originell* und *original* so bedienen sollte, dass durch das erstere blofs das Neue und Eigenthümliche, durch das letztere aber zugleich auch das veredelte, musterhafte Eigenthümliche ausgedrückt würde, sind sehr schwach. Er meynt *Original-Ideen* und *originelle Ideen* wären etwas ganz Verschiedenes, so auch *Original-Ausgabe* und *originelle* Ausgabe. Schon das Gefühl weise darauf hin, dass ein ganz verschiedener Sinn in beiden Ausdrücken liege. Unser Gefühl sagt uns davon nichts. In den Wörtern Original-Idee und Original-Ausgabe ist *Original* als Substantiv, in den Wörtern *originelle* Ideen u. s. Ausgaben *originelle* als Adjectiv gebraucht; und beide sowohl das Substantiv als das Adjectiv deuten auf ein Ursprüngliches und Musterhaftes im Gegensatz einer Copie, eines Nachgeahmten oder Nachgemachten; und wir sehen nicht ein, aus welchem Grunde eine *originelle* Idee nicht eben so gut eine musterhafte bezeichnen könnte, als eine *originale* oder Original-Idee. Das germanisirte Wort *Originellheit* dürfte auch, um jener Grille willen, schwerlich mehr Anspruch auf das Indigenat in unserer Sprache gewinnen, als es bis jetzt durch den Gebrauch guter Schriftsteller erhalten hat.

Königsberg, b. Nicolovius: *Prüfung der Kantischen Religionsphilosophie in Hinsicht auf die ihr beygelegte Aehnlichkeit mit dem reinen Mysticism*, von *Reinh. Bernh. Jachmann*, Prediger der evangel. Gem. zu Marienburg (jetzt Director des von Conradischen Schul- und Erziehungsinstituts auf Jenkau bey Danzig). Mit einer Einleitung von *Imman. Kant*. 1800. 173 S. 8. (10 gr.)

Die nur 4 Seiten starke Einleitung von *Kant*, vom 14. Jan. 1800., hat die Ueberschrift: *Prospectus* zum inliegendem Werk. *Philosophie*, sagt K., als *Werkzeug* zu beliebigen Zwecken, hat nur einen *bedingten* Werth; und wenn man dabey nach *Principien* verfährt: so wird sie auch eine *praktische* Philosophie heissen können. Als *Weisheitslehre* aber hat Philosophie einen *unbedingten* Werth; denn sie ist die Lehre vom Endzweck der menschlichen Vernunft. Es ist nun die Frage, ob Weisheit von *oben herab* dem Menschen, durch *Inspiration, eingegossen*, oder *von unten herauf*, durch *innere Kraft seiner praktischen Vernunft, erklimmt* werde. Wer das erstere behauptet, denkt sich das Unding der Möglichkeit einer *übersinnlichen Erfahrung* und fusset sich auf *Mystik*, welche das *gerade Gegentheil aller Philosophie* ist. Diese *Afterphilosophie* nun auszutilgen, hat der Vf. in vorliegender Schrift, *mit gutem Erfolg beabsichtigt*. Mit diesem Urtheil K. über gegenwärtige Prüfung seiner Religionsphilosophie können unsere Leser und der Vf. zufrieden seyn. Wir zeigen daher nur noch an, was in dieser Schrift zu finden ist. In der Vorrede sagt der Vf.: Kant habe ihm 1799 des D. *Willmann's* Dissertation: *de similitudine inter Mysticismum purum et Kantianam religionis doctrinam* (Halle 1797.) zur Prüfung und öffentlichen Mittheilung dieser Prüfung zugesandt. K. hatte bereits 1798 einen Brief von *Willmann*, mit welchem dieser die Dissertation übersandte, als *Anhang*, in dem *Streit der Facultäten* eingerückt; doch mit der ausdrücklichen Erklärung, dass er die Aehnlichkeit seiner Vorstellungsart mit der Willmannschen unbedingt einzugestehen nicht gemeynt sey. Dennoch gaben von der Zeit an viele vor, K. habe sich für den Mysticismus erklärt. Hr. J. prüft nun im *ersten* Abschnitt seiner Schrift die Principien, auf welche K. *Religionstheorie* und der *Mysticismus* gegründet sind, im *zweyten* Abschnitt aber einzelne Lehrsätze beider Systeme. Aus dieser Prüfung geht, gegen Willmanns Behauptung, das *Resultat* hervor, dafs die zwey Lehrgebäude *keine Aehnlichkeit* mit einander haben.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten, englischen Anlagen und für Besitzer von Landgütern*, von *Grohmann*. 33stes und 34stes Heft. Jedes mit 7 zum Theil illumin. Kupferstichen und Erklärung derselben deutsch und französisch. gr. 4. (2 Rthlr. 16 gr.)

Das 33ste *Heft* ist gröfstentheils mit gothischen und chinesischen Ideen angefüllt, welches zu der gewiss nicht erfreulichen Vermuthung Anlafs giebt, dass dergleichen Irrthümer im Publicum immer noch zahlreiche Gönner haben. Tab. I. stellt *ein gothisches Portal* mit Wohnungen für Auffeher oder Arbeitsleute an den Seiten dar, und ist, wenn man diesen Geschmack einmal zugiebt, wohl gerathen. Tab. II. ein *Scheiben- oder Vogelschiesshaus*, recht artig, leicht und lüftig, es wäre sogar empfehlenswerth, wenn nur die Ecken des Dachs nicht auf chinesische Manier aufwärts gebogen wären. Dasselbe g. . auch von dem Badehäuschen Tab. III. *Ein kleines offenes Gartencabinett* ebenfalls im chinesischen, und *ein Thor* im gothischen Geschmack, welche beide Tab. IV. vorkommen, gefallen weniger. Aeusserst zweckwidrig wäre es, einem *Brunnen* die Gestalt eines solchen *Denkmals* zu geben, wie Tab. V. vorgeschlagen wird; die an demselben angebrachten Sitze würden immer bespritzt werden, und also nicht vorzüglich bequem seyn. Tab. VI. enthält zwey Gartengebäude von gleichem Plan, aber verschiedenen Aufrifs, das eine mit Kuppel und Giebel, gewährt einen freundlichen Anblick, nur hätte der Balken oder was

was es sonst seyn mag, im Giebelfeld wegbleiben sollen. Bey dem zweyten ohne Kuppel thut die Tafel zur Inschrift, welche aus einer Art von niedriger Attike hervorragt, keine gute Wirkung. Tab. VII. von Bretern aufgebauter *Eisberg* nach russischer Sitte, möchte wohl bey der lieben Jugend den meisten Beyfall finden.

Das *34ste Heft* ist sonder Zweifel eins der am besten ausgestatteten des Ideenmagazins. Gleich Tab. I. zeigt sich *ein Thor oder Eingang zu einem Garten*, mit Seitengebäuden, recht vernünftig angegeben. Eben so zufrieden kann man auch mit Tab. II. seyn, wo die Bildsäule einer *Nymphe* vom hohen Fussgestelle herab Wasser aus der Urne giesst: nur scheint uns zwischen Figur und Postament kein richtiges Verhältniss beobachtet. Ein Tab. III. dargestelltes massivgebautes *Landhaus* sieht ernst und dabey doch gefällig aus, die innere Eintheilung desselben ist indessen lange nicht so verdienstlich, als die Aussenseite. Das *ägyptische Cabinett* Tab. IV. lieben wir nicht. Tab. V. stellt ein im Park bey Weimar befindliches Gebäude in Form einer grossen *gothischen Capelle* dar. Der kleine runde *Tempel mit Kuppelgewölbe* Tab. VI. hat sein Gutes, nur wäre die Thüre anders zu machen, oder wenigstens die kleinen Säulchen in derselben wegzulassen. Tab. VII. mit den *Ruinen eines alten Bades*, thut ganz artige Wirkung; indessen möchten wir doch niemand die Ausführung desselben anrathen; weil es, wiewohl nur ein Scherz, doch beträchtlichen Aufwand verursachen müsste.

In diesen beiden Heften sind die Kupfer von verschiedenen Künstlern meistens recht sauber gearbeitet.

Tübingen, b. Haselmeyer: *Probe von der Charakteristik menschlicher Leidenschaften*. in erhaben gearbeiteten Figuren (en haut relief) dargestellt und mit erklärendem Texte versehen, für grosse Herren, Kunstliebhaber, Psychologen, Schauspieler und Künstler. 1801. (3 Carolins).

Diese Probe besteht in zwey Halbfiguren, *haut relief*, aus einer röthlichen Masse, deren vornehmster Bestandtheil Wachs zu seyn scheint, ohngefähr 8 Zoll lang und 6 Zoll breit in violetlackirten Rahmen. Der Künstler, der sie verfertigt hat, wird nicht genannt; eben so wenig als der Verfasser des erklärenden Texts, dazu auf 12 gedruckten Octavseiten, welcher grösstentheils als eine Einleitung zum ganzen Werk anzusehen, und Zweck und Nutzen desselben deutlicher auseinander zu setzen, bestimmt ist. Wenn aber dieses wirklich die Absicht gewesen: so wird solche schwerlich erreicht werden; denn mehrerer sonderbaren Aeusserungen nicht zu gedenken, so werden bald „getreue *Darstellungen menschlicher Leidenschaften*" und, was wir nicht verstehen „*gleichsam Allegorisirung* derselben", bald *Charaktere* versprochen, dann wieder, was eben so unverständlich ist, „*Eine Reihe von Porträten, die das ganze Menschengeschlecht hinzeichnen.*" Ungewiss also was man noch zu erwarten haben mag, nehmen wir lieber bloss, was sich uns darstellt, und betrachten nach billiger Schätzung den Kunstwerth der beiden vor uns liegenden Halbfiguren, welche die Bildnisse von *Franklin* und *Newton* seyn sollen. Die Köpfe sind mit vielem Fleiss und Geschicklichkeit ausgeführt, in den bedeutenden Theilen ungemein bestimmt gezeichnet, wobey das Ganze am gehörig Weichen und Fleischigen gleichwohl nichts einbüsste. Newton ist lebhafter bewegt, überhaupt geistreicher, und erscheint daher gefälliger als Franklin, welcher den Ausdruck von Ermüdung und Schwermuth, auch lange nicht so edle Züge hat, wie jener. In den Gewändern war der Künstler überhaupt nicht glücklich, sie sind in keinem guten Geschmack angelegt, und durchschneiden an verschiedenen Stellen die Glieder.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Sammlung neuer Zimmerverzierungen und Meubles. Erstes* und *Zweytes Heft*, jenes mit 8 illum., dieses mit 10 illum. und 2 schwarz abgedruckten Kupfertafeln. längl. 4. ohne Jahrzahl. (4 Rthlr. 15 gr.)

Im *ersten Heft* findet man *ein Pariser*, *ein Berliner* und *ein Leipziger Zimmer*, von denen wir freylich das unterscheidend Charakteristische nicht einsehen; es wäre denn etwa die Rosengehänge im letztern. Indessen müsste das sogenannte Pariser Zimmer ausgeführt ganz gut lassen; das Berliner Zimmer hingegen ist frostig und hat übelgewählte Zierrathen, am wohnbarsten und freundlichsten scheint das Leipziger Zimmer zu seyn, vorausgesetzt, dass die Figuren grau in grau auf dunkeln Grund über den grünen Feldern, nebst dem Blumentopf und Blumengehängen leidlich gemalt sind. Hierauf folgen *ein gothischer*, *ein ägyptischer* und *ein persianischer Saal*, alle drey barbarisch, wie schon aus der blossen Benennung erhellet; besonders ist der Aegyptische mit Mumien, Schlangen, Krokodillen, Affen u. dgl. unerträglich fratzenhaft. Die zwey letzten Blätter sind mit Mustern für Tische und Stühle angefüllt, welche mit Ausnahme derer im gothischen Geschmack ganz artig sind. Das *zweyte Heft* enthält 1) *einen Saal im griechischen Geschmack*, d. h. ungefähr auf die Weise der herkulanischen Decorationen. 2) *Ein ordinäres Zimmer*, ist ziemlich ordinär, so wie 3) *ein Jagdsaal oder Zimmer*. 4) *Ein Ritterzimmer*, entfernt sich noch weiter vom guten Geschmack. 5) *Ein Saal im etrurischen Geschmack*, möchte ausgeführt, mit einiger Mässigung in den Farben, sich gut ausnehmen. 6) *Ein Speisezimmer im neuesten französischen Geschmack*; ist mit Ornamenten überfüllt. Unter den Meubeln der sechs folgenden Kupfertafeln finden sich einige von hübscher Form.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 24. März 1802.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Wolf u. Comp.: *T. Lucretii Cari de Rerum Natura libri Sex* ad optimorum exemplarium fidem emendavit, cum Richardi Bentleji Animadversionibus, Gilberti Wakefieldi Praefationibus et Commentariis integris, caeterorumque Interpretum praestantissimorum Observationibus selectis edidit, suas notas et indices copiosissimos adjecit *Henr. Carol. Abr. Eichstädt* etc. *Volumen Primum.* 1801. CXII. u. 648 S. 8.

Mit Vergnügen zeigen wir diese neue Ausgabe eines Dichters an, welcher seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit des Publicums auf eine ungewöhnliche Weise beschäftigt hat. Vor nicht langer Zeit ist eine Uebersetzung seines ganzen Gedichtes erschienen; eine andere wird erwartet; und mehrere Liebhaber der lateinischen Poesie sind durch die Schwierigkeiten des Unternehmens wenigstens zu einzelnen Versuchen gereizt worden. Diese Erscheinung eines rühmlichen Wettstreites um eine schwer zu erringende Palme ist aber um desto erfreulicher, je weniger sie von der einen Seite mit dem merkantilischen Geiste unserer Zeiten zusammenhängt, und jemehr sie von der andern ein würdiges Streben nach einer edeln und ernsten Kunst zu bewähren scheint. Denn unmöglich kann man ein Zeitalter für frivol halten, das dem Geiste eines *Lucretius* huldigt; das, ohne durch seinen Stoff bestochen zu seyn, die reine Begeisterung theilt, mit der er ihn seinem Memmius vorträgt, und durch den Zauber seines Enthusiasmus ergriffen, die Nüchternheit des Inhaltes vergisst, und selbst die einzelnen Mängel der Ausführung, die zum Theil aus jener entsprungen sind, verzeiht.

Bey dieser Stimmung konnte eine neue Ausgabe des *Lucretius*, welche etwas mehr als den blossen Text enthielt, auf den Beyfall des Publicums Anspruch machen. Wenige Leser möchten bey diesem Dichter eines Commentars entbehren können, aber wenige möchten einen Beruf fühlen, das, was sie bedürfen, aus der Menge von Anmerkungen zusammen zu lesen, die ihnen etwa die Havercampische Ausgabe darbietet, welche nicht einmal in vielen Händen ist, oder überall leicht gefunden werden kann. Indessen würde selbst nicht einmal durch einen besser eingerichteten Commentar dem Bedürfnisse der Leser abgeholfen seyn, oder vielmehr, ein befriedigender Commentar war gar nicht möglich, ehe eine kritische Berichtigung dem Erklärer den Weg gebahnt und geebnet hatte. Denn es ist wörtlich wahr, was einer der neuesten Herausgeber des L. behauptet, dass es keinen lateinischen Dichter gebe, welchem die Willkür der Kritiker übler mitgespielt und mit eigenmächtigen Interpolationen mehr überladen habe.

Hr. Hofr. *Eichstädt* hat nun das eine wie das andere unternommen, und der erste Theil seiner Arbeit, der nach den besten Ausgaben und andern kritischen Hülfsmitteln berichtigte Text, von einem sehr wohl eingerichteten und brauchbaren Register begleitet, liegt vor uns. Wie viel er hierbey geleistet, lässt sich *im allgemeinen* durch eine blosse Vergleichung seines Textes mit dem Texte der ältern Ausgaben bemerken; zu einer genauern Beurtheilung aber wird erst der noch zu erwartende Commentar die vollständigen Data an die Hand geben. Bis dieser erschienen seyn wird, begnügen wir uns, eine vorläufige Nachricht über die Entstehung dieser Ausgabe, und dasjenige, was sie zu leisten bestimmt ist, mitzutheilen.

Die Wolfische Verlagshandlung hatte den Plan gefasst, eine Sammlung lateinischer Dichter an das Licht zu stellen, in welcher die Schätze der besten Ausgaben und Hülfsmittel auf eine zweckmässige und bequeme Weise zusammengefasst und geordnet wären. Sie wendete sich an Hn. Hofr. *Eichstädt*, um den *Lucrez*, dem er schon vorher seinen Fleiss gewidmet hatte, nach diesem Plane zu bearbeiten, und in diesem Dichter eine Probe des Ganzen aufzustellen. Es versteht sich, dass hier nicht von Ausgaben *cum notis variorum* die Rede ist, sondern von solchen, in denen alles Brauchbare aus den vorhandenen Hülfsmitteln ausgehoben, verarbeitet, beurtheilt, und dadurch jene Hülfsmittel selbst überflüssig gemacht würden.

Hr. Hofr. E. war mit der Ausführung dieses Planes beschäftigt, als die Wakefieldische Ausgabe zu London erschien, und nicht nur durch ihre typographische Schönheit, sondern auch durch unverkennbaren innern Werth die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zog. *Lucretius* hatte hier eine neue Gestalt gewonnen, und *Wakefield* schien durch diese Arbeit einer gereiften Beurtheilungskraft die Vergehungen seiner frühern Jahre abgebüst zu haben. *Lucretii nova editio*, sagt Hr. E. S. XIX. *ita inter omnia Wakefieldiana caput extollit, ut majorem et diligentiae contentionem, et criticae peritiam, et lectorum reverentiam apertissime ostendat. Ac vere mihi videor hoc esse dicturus, ante Wakefieldum cum librariorum stupor et editorum audacia Lucretium nobis paene eripuissent,*

puissent, hunc demum criticum, dijudicatis revocatisque optimorum librorum lectionibus praeclare effecisse, ut Lucretium in Lucretio agnosceremus. Hr. *E.* beschloss also, diesen verbesserten Text seiner Ausgabe zum Grunde zu legen, und den ganzen Wakefieldischen Commentar — welcher ausserdem nur wenigen unserer Landsleute in die Hände kommen dürfte — mit einigen nothwendigen Veränderungen, der Latinität zum Beyspiel, vielleicht auch mit einigen Abkürzungen, abdrucken zu lassen. Und damit den Käufern der deutschen Ausgabe nichts von den Schätzen der englischen vorenthalten würde, sind schon in diesem Bande die drey Vorreden und Elegieen *W.* aufgenommen, und selbst die wenigen, den *Testimoniis Veterum* beygefügten Anmerkungen, in die Abhandlung *De vita et carminibus Lucretii* eingewebt worden.

So vielen Beyfall aber auch im Ganzen die Arbeit des englischen Kritikers verdient, so war es doch von dem erprobten Scharfsinne und der Gelehrsamkeit des Herausgebers zu erwarten, dass er im Einzelnen öfters Veranlassung finden würde, von seinem Vorgänger abzuweichen. Er ist daher nicht nur in der Berichtigung der Orthographie noch etwas weiter gegangen, ob er schon selbst gesteht, dass er sich, nach vieler Mühe, dennoch nicht ganz habe Genüge thun, noch die gesuchte Consequenz erreichen können; sondern er hat auch an den Stellen, wo *W.* durch Eigenliebe oder fremde Autoritäten geblendet, den rechten Weg verfehlt zu haben schien, die Lesart nach eigener Einsicht hergestellt. Um unsere Leser einigermassen in den Stand zu setzen, die Menge dieser Abweichungen zu beurtheilen, wollen wir hier nur aus der ersten Hälfte des fünften Buches diejenigen Stellen bezeichnen, in denen der Text der *E.* Ausgabe von der *W.* abweicht, wobey wir natürlich die orthographischen Verschiedenheiten ganz unbemerkt lassen. V. 54. *Jam mortalibus de diveis* (mit *Lambinus*) st. *Jam mortalibus, e divis*, welches *W.* wegen der Uebereinstimmung der Handschriften nicht zu ändern wagte, unerachtet er es nur durch eine höchst gezwungene Erklärung vertheidigen konnte. V. 99. *Accidat* st. *accidit.* V. 113. *tripode e Phoebi* st. *à Ph.* V. 116. *et solem, coelum* st. *et coelum.* V. 129. *nec in aequore* st. *non aequore. W.* erklärt jene Lesart für eine eigenmächtige Interpolation der Herausgeber (*editores impudenter de suo*) und da diesem Ausspruche das Zeugniss der Wiener Handschriften (in Hn. *Alters* Ausgabe 1787.) widerspricht, behauptet er *soporem collatori obrepsisse.* V. 168. *aggrediantur* st. *adgredientur.* V. 290. *feruntur* st. *ferantur.* V. 363. *dissiliant* st. *dissiliat*, und *corpora sunt* st. *sint.* V. 400. *ira tum* st. *cum.* Die gemeine Lesart wird durch *Virgil. Aen. VII.* 770. unterstützt. V. 459. *partibus* st. *partubus*, einer Conjectur *W.* V. 486. *limina* st. *lumina.* Jene Lesart ist offenbar die ausgesuchtere, und *W.* hängt hier zu ängstlich an den Handschriften, welche beide Wörter so oft verwechselt haben (s. *Drakenb. ad Silium.* I. 66.). Nur mit Mühe legt *W.* in die adoptirte Lesart einen Sinn. V. 519. *ferantur* st. *feruntur.* V. 569. *nil missus intervalleis de corpore.* st. *nihil ipsa intervalla in sis c.* Die gemeine Lesart ist *Illa ipsa intervalla nihil de c.* Die Handschriften geben *nihil nisi*, auch *nilque nisi; Gifanius Nihil visus.* V. 584. *quantaque quanta est* st. *quanta quoque est quanta.* V. 598. *ex omni mundo quia sic*, st. *quà sic.* V. 608. *Accipere* st. *Adcidere.* V. 612. *qui sit*, st. *qui sic.* V. 613. *aut recta* st. *ac r.* V. 638. *solem* st. *lunam.*

Ausser dem, auf diese Weise berichtigten Texte, einem eben so vollständigen als bequem eingerichteten Index — die *Indices* der Ausgabe von *Creech* und *Havercamp* sind blosse Handarbeit von einer sehr geringen Brauchbarkeit — und den schon oben angeführten *Wakefieldischen* Vorreden und Elegieen, enthält dieser Band ein Sendschreiben des Herausg. an seinen würdigen Freund, den Hn. Kreissteuereinnehmer *Weisse*, und eine *Abhandlung über das Leben und das Werk* des lateinischen Dichters. In dem erstern, welches an vielen Stellen der Ausdruck einer schönen und liebenswürdigen Pietät ist, giebt Hr. Hofr. *E.* von dem ganzen Unternehmen, dem, was er geleistet und noch zu leisten willens sey, Rechenschaft und entwirft mit leichter aber fester Hand ein flüchtiges Gemälde der Verdienste, welche sich seine Vorgänger um den *L.* erworben haben, indem er die ausführlichern kritischen Nachrichten auf die Prolegomena des Commentars verschiebt. Bey dem Leben des *L.* ist das von *Lambinus* zwar zum Grunde gelegt, aber mit so vielen Zusätzen und Anmerkungen bereichert, dass man es füglich für eine neue Arbeit ansehen darf. Mit triftigen Gründen wird die Meynung widerlegt, dass *L.* Gedicht ehemals mehr umfasst habe, und bey dieser Gelegenheit die Tendenz des ganzen Gedichtes deutlich und bestimmt auseinandergesetzt. Da sich jene Meynung zum Theil auf einige Verse gründet, welche von den *Alten als Lukretisch* angeführt, und doch nicht in dem Gedichte, so wie es jetzt vorhanden ist, angetroffen werden: so nimmt Hr. Hofr. *E.* hiervon Gelegenheit, die ihm eigenthümliche Hypothese aufzustellen, dass es eine doppelte Recension des Werkes *de rerum natura* gegeben, und dass sich eine Spur der wahren Tradition hiervon in der irrigen Sage von einer Umarbeitung durch *Cicero* erhalten habe. Diese Vermuthung wird hier mit sehr wahrscheinlichen Gründen auf eine sinnreiche Weise unterstützt. Es kommt ihr die grosse Ungleichheit des Ausdrucks und der Sprache zu statten, *quae*, wie der Vf. sich ausdrückt, *nunc vetustissimum colorem spirare, nec nisi casca et antiquata loqui, nunc ad politioris aetatis elegantiam ita temperata esse et mitigata videtur, ut minime succenseam Virgilio, qui non dimidiatos sed paene integros versus in duo cultissima opera inde transtulerit;* sie wird ferner durch die grossen Abweichungen der Lesart, durch den auffallenden Mangel an Zusammenhang in einzelnen Stellen, und durch die Bemerkung gewisser unnützen und gesuchten Veränderungen in den mehrmals zurückkehrenden Versen nicht wenig unterstützt. Man muss also, der Meynung

nung des Vfs. zu folge annehmen, dafs das Werk, nachdem es aus den Händen des Dichters noch etwas roh hervorgegangen, von neuem überarbeitet, und an manchen Stellen abgeglättet worden sey; dafs diese Arbeit nicht das Ganze getroffen, und dafs wir also das Gedicht *de rerum Natura* zum Theil noch in seiner alten Gestalt, zum Theil aber nach der zweyten Recension desselben besitzen.

Der letzte Theil dieser Abhandlung beschäftigt sich mit der ästhetischen Beurtheilung des Lucretischen Gedichtes, die, wenn sie ihm auf der einen Seite manches von dem entzieht, was ihm frühere Herausgeber mit allzu freygebigen Händen zugetheilt haben, dafür auf der andern das, was sie ihm läfst, besser gegen misgünstige Angriffe gesichert hat. Treffend ist hier unter andern das Urtheil über L. Sprache S. CVI. wo es heifst, es sey ein grosser Vortheil für die lateinische Poesie gewesen, dafs L. in einem Zeitalter geschrieben habe, wo die lateinische Sprache noch nicht durch die Hände der Philosophen gegangen, abgefeilt und bestimmt worden war. Denn da er es bey weitem mehr auf Deutlichkeit und Ueberredungskraft, als auf poetische Schönheit angelegt habe: so würde, bey einer für die Philosophie schon ausgebildeten Sprache, das Streben nach Deutlichkeit zuverläfsig den poetischen Glanz, der sich noch in seinem Gedichte findet, vertilgt haben.

Jedem Buche ist ein Argument vorgesetzt. Diese sind aus *Creech* Ausgabe entlehnt, aber an vielen Stellen gefeilt, verbessert und vermehrt, so dafs man mit ihrer Hülfe den Zusammenhang des Gedichtes leicht übersehen kann. Hr. E. rühmt den Nutzen, den ihm Hn. *Meinekens* Vorarbeiten in seiner deutschen Uebersetzung hierbey geleistet haben.

Die Freunde der römischen Poesie und einer gründlichen Gelehrsamkeit werden mit uns die baldige Vollendung dieser Ausgabe erwarten. Die ganze Anlage des Plans, dasjenige, was schon geleistet worden, und der Name des gelehrten und thätigen Herausgebers bürgt uns für ein Werk, das, bey einem minderglänzenden Aeufsern, durch seinen innern Werth, die Ausgaben unserer reichern Nachbarn entbehrlich machen wird. Gewifs wird Hr. E. zu mannichfaltigen Palmen, die er schon jetzt auf einer kurzen Laufbahn gewonnen hat, auch noch diese hinzufügen:

Insignemque suo capiti petere inde coronam.

Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Claudians Gedicht wider den Rufin.* Uebersetzt und erläutert von *J. F. Ratschky.* Nebst dem lat. Text. 1801. 131 S. gr. 8. (14 gr.)

Die Uebersetzung ist, wie die Urschrift, in Hexametern und ahmt dieser durch eine möglichst treue Nachbildung in gleicher Verszahl nach. Sie hat ihre Fehler und ihre Schönheiten. Hier eine der bessern Stellen aus dem zweyten Buche zur Probe:

— — — — Hochthronend und weithin
Sichtbar, erforschet hier Minos, der peinliche Richter, die Laster,
Sondert Verbrecher von Schuldlosen ab, und schickt zu des strengen
Bruders Peinigungsort, die sich des Bekenntnisses weigern;
Denn nicht fern von ihm haust Rhadamanth, der, wenn er das *Tagbuch*
Irdischer Wandrer genau und die Handlungen alle geprüft hat,
Nach Gebühr die Strafen bestimmt, und hin in die stummen
Kerker des Wilds die Verworfenen bannt. Blutgierige werden
Bären, Raubsüchtige Wölfen und Hinterlistige Füchsen
Einverleibt, und wer stets von Wein und Trägheit beschwert war,
Sich der Unzucht ergab und erschlaffender Ueppigkeit fröhnte,
Wird in den strotzenden Wanst unreinlicher Schweine verstofsen.
Wer mehr sprach, als man soll, und Geheimnisse kundzuthun pflegte,
Wird in die Wogen gestürzt, um, lebend unter den Fischen,
Seiner Geschwätzigkeit Hang durch ewiges Schweigen zu büfsen.
Drey Jahrtausende lang zu mancher Umstaltung genöthigt,
Und zuletzt in der Flut des Lethe gereinigt, erlangen
Dann die ursprüngliche Menschengestalt die Sträflinge wieder.

Indefs ist auf den Bau und das Mechanische des Hexameters bey weitem nicht der Fleifs verwendet, den Claudian auf den seinigen verwandte, und, um nur Eins zu erwähnen, erlaubt sich der Ueberfetzer sehr häufig Verse, oft unmittelbar hinter einander, die auf ein oder mehrere einsylbige Wörter ausgehen, bisweilen auch solche, die wegen zusammenstofsender harter Mitlauter kaum auszusprechen sind, wie 1, 91. trüglicher als des *Eurips stets* (warum nicht: des Euripus?) Wechselnde Flut. 1, 280. von der starken Gorgone *beschirmt, stritt.* 2, 235. unseres *Zwists freun.* 2, 502. den Schoos des *Averns schon.* 2, 402. *er, der vor dir, wie du prahlst, sich.* In den beygefügten Anmerkungen werden historische und andere Anspielungen erläutert, auch die Vorzüge und Mängel des Gedichtes berührt. Zu 1, 294. sagt der Anmerker: „Geryon hatte drey Leiber, worauf das im Originaltext stehende Beywort *triplex* deutet, das in der Uebersetzung aus einer hoffentlich verzeihlichen Verlegenheit, es (*ohne nach Art der neuesten metrischen Verdeutscher der alten Klassiker der Wortfügung Gewalt anzuthun*) unterzubringen, keinen Platz fand." Er übersetzt:

Ihm (dem Rufin) kam nicht Geryon gleich, noch des Orkus entrüsteter Pförtner:
Hydern-

Hyderngrimm und die Wuth der Scylla, vereint mit Chimärens

Feuerschlund, reichten nicht zu, um sein scheusliches Bild zu entwerfen.

Folgende Uebersetzung schliesst sich wenigstens näher an das Original an, und bringt auch den dreyfachen Geryon ohne gewaltsame Wortfügung unter:

Geryon kommt ihm nicht gleich, der Dreyfaltige, ihm nicht der wilde

Pförtner der Unterwelt, ihm nicht verschmolzen in Eines;

Hydra's Wuth und der Scylla Begier und die Flamme Chimärens.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, in d. Boltischen Buchh.: *Aphorismen und Maximen aus dem Gebiete der Liebe, Freundschaft und praktischen Lebensweisheit*, von *Aug. Lafontaine*. Gesammelt und herausgegeben von *B. W. P.* 1802. 13 Bog. 8. (16 gr.)

Der Herausgeber versichert in der Vorrede, dass er seinen *ganzen* moralischen Charakter, *jedes* bessere Gefühl seines Herzens, *jeden* richtigen Begriff seiner Seele, *jede* ihm eigene Tugend, den Schriften *Lafontaine's* zu danken habe. Aus *Dankbarkeit* macht er daher diese aus denselben gehobenen *Schätze* und *Kostbarkeiten der Weisheit und Menschenkenntniss* von neuem bekannt, in der Hoffnung, dass sie auch andern gleichen Nutzen bringen würden. Dieser Beweis der Dankbarkeit ist so seltsam als jenes Geständniss, und Hr. *Lafontaine* wird selbst seine Romane nicht für Repertorien aller theoretischen und praktischen Erkenntnisse, und das blosse Abschreiben der in denselben zerstreuten Bemerkungen und Maximen um so weniger für einen ächten Dank erkennen, als viele dieser Bruchstücke dadurch, dass sie aus dem Zusammenhange gerissen, und von den Umständen, die sie veranlassten, getrennt sind, vieles von ihrem eigenthümlichen Werth und Gehalt verloren haben, andere nicht kritisch gewählt sind, und das Ganze nur mechanisch nach der Seiten*folge*, ohne alle Anordnung nach bestimmten Zwecken, oft uncorrect abgeschrieben ist. Ob alle bis zur Herausgabe dieser Compilation erschienenen Schriften *Lafont.* auf diese Art benutzt worden sind, lässt sich nicht sagen, da der Herausgeber hiervon weder etwas überhaupt erwähnt, noch die Originale, die ihm die hier zusammengetragenen Materialien lieferten, genannt hat.

Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Sitten, Gebräuche und Kleidung der Russen in St. Petersburg.* 2. 3. 4. und 5tes Heft, jedes mit fünf illuminirten Kupfern und Erklärungen derselben in deutscher und französischer Sprache. 4. (3 Rthlr.)

Da das erste Heft dieses Werks bereits A. L. Z. 1801. Nr. 240. beurtheilt worden ist: so enthalten wir uns, überflüssige Weitläuftigkeit zu vermeiden, der Beurtheilung jeder Kupfertafel im einzelnen, bemerken aber überhaupt, dass in den dargestellten Gegenständen eine anziehende Mannichfaltigkeit beobachtet worden, auch die Figuren in ihrer Gebehrde, Handlung und Gestalt grösstentheils wahr, naiv und charakteristisch sind. Mit den Erklärungen sind wir weniger zufrieden. Der Vf. derselben hat das Unglück, sich vornehmlich im Gesuchten zu gefallen, und dadurch unangenehm, frostig, bisweilen auch undeutlich zu werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Berlin*, b. Schöne: *Beschreibung der Sternbilder zu den neuerfundenen Sternkapseln gehörig.* Von *Abel Bürja.* 1800. 74 S. kl. 8. (4 Rthlr. 12 gr.) Die zu dieser Schrift gehörige Sternkapsel enthält 38 Pappscheiben, worauf die Umrisse einzelner oder zweyer Sternbilder mit weisser Farbe auf schwarzem Grunde gezeichnet sind, mit grössern und kleinern Löchern an den Stellen der Sterne. Eine solche Scheibe wird in die auf beiden Seiten offene Kapsel auf einen schmalen, inwendig befestigten Rand gelegt, und an derselben Seite wird ein Deckel mit weissem geölten Papier eingeschoben. Auf der andern Seite wird ein Pappendeckel mit einer Oeffnung zum Durchsehen aufgeschoben. Hält man die Kapsel gegen eine Kerze, so zeigt sich das Sternbild wie am Himmel. Diese Vorrichtung ist in der That sehr brauchbar, die Sternbilder kennen zu lernen. Die Abbildung ist lebhaft leuchtend, wie der Gegenstand selbst. Sie gewöhnt gleich zur Beachtung der Lage der Sterne gegeneinander, mit Unterscheidung der grössern, ohne Rücksicht auf die mit ihnen verbundene willkürliche Zeichnung auf den Sternkarten. Die Vergleichung des so ähnlichen Bildes mit dem Gegenstande wird den Lehrlingen der Astrognosie angenehm seyn. Wer eine Sternkugel daneben hat, wird auch ohne fremde Hülfe die Abbildungen mit dem Himmel vergleichen können. Die Einrichtung ist übrigens eine Nachahmung von *Christoph Semlers coelum stellatum*, worin die Sternbilder auch auf schwarzem Grunde mit gelblichen Umrissen gezeichnet sind. Die von Rec. verglichenen Bilder haben genau dieselbe Grösse mit diesen.

Die beygefügte Schrift enthält grösstentheils eine kurze Beschreibung der vornehmsten Sternbilder in Rücksicht auf ihre gegenseitige Lage, und die Stellung der grössern Sterne in ihnen. Hr. *B.* theilt den Himmel auf eine ganz bequeme Art in vier Felder durch den Thierkreis und die Milchstrasse. Die veränderlichen Sterne ist er geneigt auf der einen Seite für heller als auf der andern zu halten, so dass sie bey der Umdrehung um ihre Axe uns bald heller bald dunkler erscheinen, oder auch ganz verschwinden. Wahrscheinlicher ist wohl der Lichtwechsel einer Veränderung ihrer Lichtsphäre zuzuschreiben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. März 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

EISENACH, b. Wittekindt: *Neue Beyträge zum Staatsrechte und zu der Geschichte von Sachsen. Aus ungedruckten Quellen.* Gesammelt und herausgegeben von *Chr. Heinrich Ludw. Wilh. Spiller von Mitterberg*, Herzogl. S. Cob. Saalfeldischen Geh. Regier. und Consistorialrathe zu Coburg. 1801. 262 S. in 8. (1 Rthlr.)

Der Werth von dergleichen Sammlungen, welche der Geschichte und Verfassung einzelner deutschen Staaten gewidmet sind, ist allgemein anerkannt, und wir haben wohl nicht nöthig, uns über den Nutzen derselben weitläuftig zu verbreiten. Die vor uns liegende Beyträge enthalten keine eigentliche Abhandlungen, sondern Urkunden, Actenstücke und andere Nachrichten, die zum Theil der Bekanntmachung würdig waren. Sie betreffen grösstentheils das Fürstenthum Coburg, von dessen historischen und statistischen Merkwürdigkeiten ohnehin noch so wenig zur Publicität gekommen ist, dass jeder, zur nähern Kenntniss der Geschichte und Verfassung dieses Landes abzweckender, Beytrag mit Dank aufgenommen zu werden verdienet. Ob die hier gelieferten Stücke aus Originalen oder glaubwürdigen Handschriften herrühren? darüber findet sich keine Nachricht. Es sind deren zwey und dreyssig.

1) Vergleich zwischen Graf Bertholden zu Henneberg und den Söhnen Christians von Coburg, über die Lehne zu Breitenau und Sulzbach 1315. 2) Kaufbrief zwischen eben diesen Grafen und den Herrn von Coburg über die genannten zwey Dörfer. 1317. 3) Kaufbrief zwischen Graf Bertholden von Henneberg und Conraden von Coburg über die Dörfer Waldsachsen und Craisingshausen. 1415. 5) Kaisers Matthiae Lehnbrief dem Herzog Johann Ernsten zu Sachsen und seinen sieben Brüdern ertheilet, den 25 Nov. 1617. 5) Merkwürdige Nachricht von der Verhaftung Herzogs Johann Friedrichs zu Sachsen, welche am 13ten Junius 1627, in der Form einer Vermahnung, von der Kanzel abgelesen worden. 6) Vom Matrikular-Anschlag des Hauses Sachsen. Ein sehr mangelhafter und ganz unvollständiger Auffatz von zwey Seiten, der noch mancher Berichtigung und Ergänzung fähig ist. Statt dessen hätte eine weit wichtigere im Manuscript vorhandene, vom ehemaligen Hofrath *Ludwig Andreas Gotter* zu Gotha gefertigte *Nachricht* von den Reichsmatricular-Anschlägen, so wie solche nach und nach bey den vorgegangenen Successions-Fällen im Ernestinischen Hause Sachsen vertheilet worden, in dieser Sammlung einen Platz verdient. Auch müssen wir bemerken, dass über den nämlichen Gegenstand eine ausführliche und systematisch bearbeitete Abhandlung vorhanden ist, welche von Johann Fr. Fischern zu Coburg im Jahre 1777 unter dem Titel: *Commentatio juridica historiam portionis matricularis collectarum Imperii Sereniss. Domus Sax. explicans* etc. herausgegeben und mit einigen dahin gehörigen Urkunden belegt wurde. 7) Extract eines sogenannten fränkischen Stammbuchs von 1598. Enthält ein Verzeichniss der Vasallen, die dem Herzog Johann Casimir zu Sachsen bey der mit seinem Bruder Johann Ernsten 1598 vorgenommen Erbsonderung, zugetheilt wurden. 8) Designatio derer (der) von dem Herzoglichen Hause Sachsen-Coburg-Salfeld relevirenden Mann- Söhn- und Töchter- auch Erblehen innerhalb Landes und extra Curtem. (Mit Ausnahme der Lehne im Fürstenthum Saalfeld und in denen (den) gemeinschaftlichen Hennebergischen Aemtern Themar u. Römhild.) Dieses blosse Namensverzeichniss der Sachsen-Coburgischen Lehne würde eine noch grössere Brauchbarkeit erhalten haben, wenn es dem Herausgeber gefällig gewesen wäre, auch noch die eigentlichen Lehnspertinenzien, die darauf haftenden Ritter-Pferde und die Namen der Besitzer anzugeben. Von vorzüglichen Werthe ist die Bekanntmachung der sub N. 9 bis 18 befindlichen Herzogl. S. Coburgischen Landtags-Abschiede von den Jahren 1641, 1648, 1699, 1675, 1681, 1682, 1685, 1687 und 1693, welche über die Verfassung und den damaligen Zustand des Landes, ingleichen über die Verhältnisse zwischen den Fürsten und Landesständen ein bisher noch wenig bekanntes Licht verbreiten. 19) Herzogs Albrecht zu Sachsen-Coburg Einberufung und Citation der Vasallen zu Ablegung der Lehenspflicht vom Jahre 1682. 20) Unterthänigstes Vorstellungs- und Bittschreiben der Herzoglichen Sachsen-Coburgischen Ritterschaft, die Befreyung der Rittergüter betreffend, d. d. Coburg den 9ten Febr. 1699. 21) Zusatz des Herausgebers, die Praestation eines proportionirten Surrogatsquanti an Geld für die Ritterpferde betreffend. 22) und 23) Herzogl-Sachsen-Coburgisches Rescript vom 24. Julii 1797, die Reluition der Ritterpferde betreffend. Zusatz des Herausgebers oder Etwas über die strittige Frage: Ob die Lehens-Dienste zu Geld angeschlagen werden mögen? Nebst einigen Beyspielen aus der Sächsischen, Brandenburgischen und Wirtembergischen Landesgeschichte. (Aus Esters und Lünigs Schriften.)

ten.) Rec. fügt noch hinzu, dafs bey dieser ehemaligen Controvers der Kanzler von Ludwig in seiner Erläuter. der güldnen Bulle. Th. II. S. 1014—1023 die bejahende Meynung mit triftigen Gründen vertheidiget habe, und dafs im Kurfürstenthum Sachsen von der Ritterschaft neuerer Zeiten, statt der vormaligen Ritterpferds-Gelder, ein Aversionalquantum von 30—40,000 Rthlr. unter dem Namen: *Donativ-Gelder*, verwilliget wurden. (Römers Staatsr. des Kurfürstenthums Sachsen Th. II. S. 565.) 25) Herzogl. Sachsen-Coburg-Saalfeldisches Mandat, eine ausserordentliche Kriegs-Anlage betreffend, vom 24sten July 1797. 26) Tabelle über die Besoldung der gesammten Fürstl. Coburgischen Hof- und anderer Diener bey denen (den) Collegiis 1699. 27) Kurze Archival Nachrichten, das in den Herzoglichen Häusern Sachsen-Hildburghausen und Sachsen-Saalfeld-Coburg eingeführte Primogenitur-Recht betreffend. Man findet hier weiter nichts, als die ohnehin schon bekannte Existenz jener beiden Primogenitur-Constitutionen. Eine wörtliche Mittheilung oder auch nur ein Auszug des wesentlichen Inhalts derselben, würde daher für die Erweiterung des Partikular Staats-Rechts ungleich verdienstlicher gewesen seyn. Vielleicht haben wir beide Urkunden in den folgenden Bänden zu erwarten. 28) Extractus Testamenti Herzogs Ernst Friedrich Karls zu Sachsen-Hildburghausen, den 14ten März 1778. 29) Merkwürdige Landes-Regierungs-Cessions-Acte zwischen Herrn Herzog Friedrich und Herrn Herzog Joseph Friedrich zu Hildburghausen den 25sten Januar 1785, mit Beylagen. Wir vermissen hier eine vorläufige Nachricht von der Veranlassung dieser merkwürdigen Verhandlung, die gewiss einzig in ihrer Art ist. Zur nähern Kenntnifs der Sache will Rec. nur kürzlich bemerken, dafs dem Herzog, nach dem Tode seines Herrn Vaters, Ernst Friedrich Karls, vermöge dessen testamentarischen Verordnung sein Urgrossoncle, Prinz Joseph Friedrich zu Sachsen-Hildburghausen nebst der dortigen Landes-Regierung, durch zwey Reichshofraths-Erkenntnisse vom 2ten Octbr. 1780 und 11ten Januar 1781 zu Vormündern bestätiget wurden. Ob nun gleich der junge Herzog am 29ten April 1784 seine Volljährigkeit erreichte, und mithin zur eignen Antretung der Regierung qualificiret war: so fasste er doch die Entschliessung, selbige nach ihrem ganzen Umfange seinem bisherigen Vormund freywillig noch weiter zu überlassen, und darüber unterm 25ten Oct. 1784 vom Reichs-Oberhaupt die förmliche Genehmigung auszuwirken. Die Gründe, die den Herzog zu diesem Schritt bewogen, waren, — wie das Reichs-Hofraths-Conclusum sagt, — die Beförderung des Wohlstandes des Fürstlichen Hauses und die schleunige Befriedigung der Gläubiger. Vielleicht mochte auch die Verehrung eines 82jährigen Urgrofs-Onkels auf der einen, und dessen Wunsch, seine noch wenige Lebenszeit als Regent zu beschliessen; auf der andern Seite einen vorzüglichen Einflufs auf jene Entschliessung gehabt haben. Die hier mitgetheilte Cessions-Acte enthält nun den, zwischen dem jungen Herzog und seinem Herrn Urgrofsoheim errichteten Vertrag und bestimmt die Grenzlinien, nach welchen dem Letztern die fernere Regierung abgetreten wurde. 30) Herzog Wilhelm zu Sachsen prolongiret dem Rath und der Stadt Coburg das Recht, das Umgeld zu heben und zum Pflaster anzulegen. 1453. 31) Herzog Joseph Friedrichs, weiland Obervormunds und Landes-Regentens zu Sachsen-Hildburghausen merkwürdige letzte Willens-Disposition vom 17ten May 1786. 32) Beytrag zur Lebensgeschichte weiland Herzogs Ernst Friedrichs zu Sachsen-Coburg-Saalfeld, mit Beylagen. Eigentlich der Lebenslauf des verstorbenen Herzogs, so wie solcher bey dessen Gedächtnifsfeyer öffentlich abgelesen wurde. Die Beylagen bestehen in dem Reglement zur Beysetzung des Fürstlichen Leichnams und in der Vorschrift, nach welcher die Gedächtnifsfeyer in der Hofkirche begangen werden sollte. Wir wünschen dieser Sammlung, welche mit den in den Jahren 1785 und 1788 herausgekommenen Beyträgen des verstorben Hellfelds und mit Arnds Sächf. Archiv viel ähnliches hat, eine lange Fortdauer, die aber hauptsächlich von der glücklichen Wahl interessanter Materialien abhangen wird.

Rostock, b. Stiller: *Patriotisches Archiv der Herzogthümer Mecklenburg* zur Aufbewahrung der Geschichte und Denkwürdigkeiten derselben und zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. *Erster Jahrgang.* 1801. *Ersten Bandes Erstes Stück.* 194 S. (18 gr.) *Zweytes Stück.* 212 S. 8. (16 gr.)

Gegen den Plan dieser Zeitschrift, der in dem Vorbericht umständlich entwickelt wird, und alle historischen und statistischen Merkwürdigkeiten von Mecklenburg umfasst, hat Rec. nichts einzuwenden, auch hält er es für Pflicht, nach dem billigen Wunsche des Herausg., dieses Stück nicht zum Maafsstabe der Erwartungen von den nachfolgenden zu nehmen, weil er aus Erfahrung weiss, welche Schwierigkeiten anfangs mit einem solchen Unternehmen verbunden sind.

Die erste Rubrik welche Abhandlungen, Aufsätze und Vorschläge liefert, enthält 1) *Eine Uebersicht der meklenburgischen Geschichte im achtzehnten Jahrhundert.* Man erwartet in dieser Uebersicht keine neuen Thatsachen, wohl aber eine gutgeordnete und angenehm vorgetragene Erzählung der schon bekannten; allein diese Erwartung wird nicht befriedigt. Als eine Probe des Vortrags mögen folgende nicht ängstlich ausgewählte Stellen dienen. S. 21. wo von den Streitigkeiten des H. Karl Leopold mit Rostock die Rede ist, heisst es: „*Wenn* (vermuthlich weil) er seine Absicht *mit* (gegen) Rostock ausführen *will* (wollte,) so *sucht* (suchte) er zuerst diese Stadt, wiewohl nur mit wenigen Truppen, zu besetzen, dagegen die Stadt nichts einwenden konnte. Wie aber diese *Stadt* von jeher sich bestrebte, den *Fesseln* einer

ihrem

ihrem Regenten erbunterthänigen Stadt (den Pflichten einer landsässigen Stadt) sich zu entziehen, so war sie auch auf ein jedes Vorrecht eifersüchtig und behutsam, von den erhaltnen Zusagen nichts fahren zu lassen." S. 26. „*Mit* (Gegen) Rostock *offenbarte er* (zeigte er) zuerst, dass nur unbedingter Gehorsam und *keine Rechtssprüche des Reichshofraths* (nicht die Vollziehung von Rechtssprüchen des Reichshofraths) seine Foderung sey." S. 50. „Vorzüglich musste die Akademie zu Rostock manche harte *Anwandelungen*, (Anfechtungen) sie ganz unter *den Schutzflügeln* (müsste *die Schutzflügel* heissen, wenn nicht überhaupt dieser Ausdruck hier ganz unschicklich wäre) des Magistrats zu ziehen, ausstehen." Da übrigens dieser Aufsatz noch nicht vollendet ist, sondern bloss bis zu dem bekannten Erbvergleich von 1755 geht, so bitten wir den Vf., uns entweder mit der Fortsetzung ganz zu verschonen, oder grössre Aufmerksamkeit auf Darstellung und Ausdruck zu richten. II. *Unmassgeblicher Vorschlag zur Aufnahme der Landstädte.* Nach einigen gerechten Klagen über den Verfall der letztern, giebt der Vf. verschiedne Mittel an, ihn zu heben, unter welchen in besondrer Hinsicht auf Mecklenburg die allgemeine Stallfütterung der Pferde Aufmerksamkeit verdient, weil dadurch allerdings grosse Nachtheile für Ackerbau und Viehzucht vermieden werden könnten. III. *Kurze Uebersicht der den einheimischen Forsten nachtheiligen Thiere, zur genauern Würdigung der auf selbige gesetzten Ausrottungs-Prämien*, von *A. C. Siemssen.* IV. *Patriotischer Wunsch, die wohlfeilste Art und nach Möglichkeit auf dem Lande feuerfest zu bauen, in Mecklenburg allgemeiner zu machen.* Betrifft die Gebäude von gestampfter Erde, oder *Pisé.* Die folgenden Rubriken sind: Herzogliche Landes-Verordnungen. Standes-Erhöhungen. Dienstbeförderungen u. s. w. Chronik der Städte. Anzeige getroffener guten Einrichtungen. 1) *Kurze Nachricht von der in Mecklenburg errichteten Naturforschenden Gesellschaft, nebst beygefügten Statuten.* Der Zweck dieser den 1sten Jul. 1800 zu Rostock gestifteten Gesellschaft ist darauf gerichtet, die Naturgeschichte von Mecklenburg nach allen ihren Zweigen zu bearbeiten, auch eine Sammlung von Naturprodukten, vorzüglich aus Mecklenburg und den benachbarten Gegenden, anzulegen. 2) *Einrichtung der Brand-Assecurations-Gesellschaft zu Rostock.* Die Verordnung wodurch sie begründet wurde, ist vom 27sten Oct. 1800. Der Beytritt zu derselben ist der Willkür eines jeden Einwohners überlassen, und zur Erleichterung des Instituts bey grossen Brandschäden eine besondre Kasse errichtet. 3) *Nachricht von dem zu Rostock von der löblichen Kaufmanns-Compagnie errichteten Korn-Magazin, nebst dem damit verbundnen Brot-Verkauf.* Wegen der hohen Korn Preise ist gedachtes Magazin errichtet worden, aus dem die Armen den Scheffel Rocken für 36 ssl. und der bemittelte Einwohner für 1 Rthlr. 16 ssl. erhalten kann. Der Fonds dazu wird aus der Entrichtung einer Abgabe von 2 p. C. vom Werth jeder Last Korn, die ausgeschifft wird, zusammengebracht. 4) *Nachricht von der Anstalt des Herrn Kammerherrn von Lepel auf Dobbin in Betreff der* (natürlichen) *Pocken-Inoculation.*

Im *zweyten Stück* sind enthalten: A. *Abhandlungen und Vorschläge.* 1) *Bemerkungen über einen Unterschied zwischen dem Mecklenburgischen Herzogshause und den übrigen deutschen Regierhäusern* (regierenden Häusern.) Der doppelte Unterschied, der angegeben und erläutert wird, besteht darin, dass die Herzoge von Mecklenburg 1) nicht aus Kaiserlichen Bedienten (Beamten) entstanden sind und 2) nie einen besondern Geschlechts- und Familien-Namen hatten. II. *Ueber Parochialverbindung, besonders nach Mecklenburgischen Gesetzen.* Der Vf. sucht den von vielen Rechtsgelehrten bestrittenen Grundsatz zu erweisen, dass ein jeder nur da seine Parochie habe, wo er gegenwärtig sey. III. *Zur Mecklenburgischen Münzverfassung einige Verbesserungen und Nachträge*, von *Evers.* Bloss für diejenigen interessant, welche Hn. E. Werk über die Mecklenburigsche Münzverfassung besitzen. IV. *Ist es für den Handlungsstand im Allgemeinen vortheilhaft und für den Staat nützlich, wo* (wenn) *jeder Bürger das Privilegium, kaufmännische Geschäfte zu treiben, erkaufen kann?* Die Frage wird aus Gründen, die man leicht errathen kann, verneint; wobey Rec. das einzige zu erinnern hat, dass die Befugniss, Handlung zu treiben, in der Regel nicht auf einem erkauften Privilegio beruht, sondern von dem Bürgerrechte abhängt. V. *Vorschlag zu einer nicht unerheblichen Verschönerung der Stadt Rostock.* Der Vf. wünscht, dass der Kanal, welcher durch die sogenannte *Grube* geht, ausgefüllt werden möchte, und sucht die Anwendbarkeit dieses Vorschlags zu zeigen. VI. *Reflexionen über die Rostockische Polizey und den jetzigen Zustand dieser Stadt.* Enthält theils Klagen über den Mangel am obrigkeitlichen Ansehn und zweckmässigen Schulunterricht, theils vermischte Nachrichten über den zunehmenden Flor der Handlung, Schiffarth und aller übrigen Gewerbe. B. *Landesherrliche Verordnungen.* Unter diesen verdient vorzüglich die den 10ten März 1801 erlassene Constitution des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin wegen der Versiegelung in Sterbefällen Kanzleysässiger Personen bemerkt zu werden. C. *Anzeige getroffener guter Einrichtungen. Gemeinnützige Nachricht einer verbesserten Schulanstalt in unserm Lande, nehmlich in der Stadt Friedland.* Die gegenwärtige Einrichtung dieser Schule scheint in der That, insofern man sie nach dem beygefügten Lectionsverzeichniss beurtheilen kann, sehr zweckmässig zu seyn.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Fleischer: *Betrachtungen über merkwürdige Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts in Rücksicht auf Religion und Sittlichkeit* in Predigten vorgetragen von D. *Johann Georg Rosen*.

Rosenmüller, Superintendenten zu Leipzig. 1801. 268 S. gr. 8. (21 gr.)

In der Vorrede zeigt der Vf., worin diese seine Predigten von den *vortrefflichen* Predigten des Hn. Doct. Stolz in Bremen verschieden seyn. Und beide können sehr wohl neben einander die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums beschäftigen. Allerdings verdienen diejenigen Begebenheiten, die sich zu unsern Zeiten zugetragen haben, eben sowohl unsre Beherzigung zur Erbauung, als die älteren Geschichtserzählungen, aus denen ein grosser Theil unserer heiligen Schriften besteht. Der Predigten sind eilf an der Zahl. In der ersten über das Evangelium Matth. 9, 18 f. *Von dem mancherley Aberglauben und den Schwärmereyen des 18ten Jahrhunderts und den Fortschritten zu deren Verminderung*, wird sehr richtig angemerkt, dass in der Parallelstelle Marc. 5, 30 nicht von einer unwillkürlich von Jesu ausgeströmten Gesundheitskraft, wie diese Stelle von neuern Schwärmern gemissbraucht worden, zu verstehen sey. Man sey aber bisher auf beiden Seiten, im Hange zum Wunderbaren und in dessen Bestreitung oft zu weit gegangen; wobey unter andern die *falsche* Erklärung der Lehre, dass der Mensch *allein* durch den Glauben gerecht werde, als die Ursache des gegenseitig entstandenen Mysticismus und Quietismus angeführt wird, mit manchen namentlichen Nachweisungen in den Anmerkungen unter dem Text. In der zweyten Predigt über Matth. 21, 4 zeigt der Vf. sehr zweckmäsig, dass in der vom Geschichtschreiber angeführten Stelle des Zacharias keine Weissagung auf Jesum enthalten seyn könne, da dieser nicht als ein irrdischer Siegesheld allgemeinen Länderfrieden gestiftet habe, sondern dass diess eine dem Matthäus gewöhnliche Accommodation einer ähnlichen Stelle sey, und nimmt davon Gelegenheit, *von den ehemaligen Fehlern und den Fortschriten des 18ten Jahrhunderts in der Erklärung und dem zweckmässigern Gebrauch der Bibel*, sonderlich durch mehrere Bekanntschaft mit morgenländischen Sitten, Vorstellungsarten, Sprachgebrauch und durch bessere Uebersetzungen zu reden. In der dritten *von den Fortschritten in der Naturkenntniss und deren Werth und Nutzen in religiöser Hinsicht*, wobey die neuern Entdeckungen und in den Anmerkungen die populärsten dahin gehörigen Schriften angezeigt werden. In der vierten von dem im 18ten Jahrhundert *überhand genommenen Unglauben*, dessen vornehmsten Ursachen und den Anstalten zur Aufrechthaltung des Christenthums. In der fünften *über erlaubte und verwerfliche Neuerungen in der evangelischen Religionslehre und dem Kirchenwesen*. In der sechsten *von den Fortschritten zur Verminderung des Religionshasses und der Religionsverfolgungen*. In der siebenten *Merkwürdige Veränderungen in der katholischen Religion und ihrem Kirchenwesen*. In Nro 5, 6 und 7 sind sehr gute, partheylose und freymüthige Bemerkungen gemacht. Die achte: *Getroster Muth in Ansehung der dunkeln Aussichten auf persönliche Schicksale, und auf der Menschheit Wohl und Wehe*; zeichnet sich weniger aus. Die neunte: *Von der Ausbreitung der christlichen Religion im 18ten Jahrhundert*, enthält gute Bemerkungen über die fehlerhafte Methode der evangelischen Missionarien bey ihren Bemühungen, Heyden, Juden und Muhammedaner zum Christenthum zu bekehren, und über die Hindernisse derselben durch das lasterhafte Leben, die Ungerechtigkeit und Tyranney der Europäer in ihren Ländern. Die zehnte: *Bemerkungen über die Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens im 18ten Jahrhunderte;* wobey in den Anmerkungen zu dem Texte unter den Schriftstellern Hr. von Rochow, und unter den Anstalten die Industrieschulen (deren in Berlin allein durch wohlthätige Beyträge patriotischer Menschenfreunde bereits acht gestiftet sind und sichtbaren Nutzen stiften, und die schon unter edeldenkenden Güterbesitzern Nachahmung gefunden haben) so wie die Sonntagsschulen für versäumte Jünglinge und Mädchen, unter den genannten Schulmeisterseminarien die vielen in den preussischen Staaten, und des Hn. Eschke Taubstummeninstitut zu Berlin genannt zu werden verdient hätten. Die fehlerhafte häusliche Erziehung der Jugend in allen Ständen wird mit Recht als *ein* alle gute Anstalten vereitelndes Hinder*niss* gerüget. Die eilfte Predigt handelt in praktischen und ausführbaren Rathgebungen davon, *wie ein Christ sich häusliche Leiden erleichtern könne.* Bey dem ausgebreiteten Ueberblick des Vf. auf alles, was im vorigen Jahrhundert auf Religiosität Einfluss gehabt hat, bey der edlen Einfachheit und Fasslichkeit des Stils, welche man unsern jungen Predigern, die entweder mit dichterischen Schwunge oder wissenschaftlicher Sprache prunken, zum Muster empfehlen kann, ja bey allem Vorzüglichen dieser Predigten, sind sie doch eigentlich mehr historische, sehr interessante Abhandlungen mit kurzen praktischen Bemerkungen und Schlussermahnungen, als eigentliche Kanzelvorträge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. März 1802.

MATHEMATIK.

1) Amsterdam, b. Elwe: *Het vernieuwde Licht des Koophandels*, of grondig Onderwys in de Koopmans Rekenkunst, enz. enz. *Derde* Druk. Doorgaans verbeterd en vermeerdert door *Arnoldus Bastian Strabbe*, Mathematicus en Wyroeyer te Amsterd. 1800. VIII. u. 331 S. gr. 8. (2 Guld. holl.)

2) Ebend., b. Dufour: *Table de Logarithmes*, à l'usage des Comptoirs, précédée d'une instruction élémentaire sur son usage dans les Calculs de Commerce, et d'une notice des Monnaies de change des principales Places. 1801. IV. u. 200 S. gr. 8. (1 Guld. 10 St.)

3) Ebend., b. Ebendems.: *Manuel général pour les Arbitrages de Change, par nombres fixes ou par Logarithmes*; suivi d'une Table de Logarithmes, depuis 1. jusqu'à 10400; etc. par *Felix Reishammer*. 1801. VIII. u. 688 S. gr. 8. (6 Guld. holl.)

Alle drey Schriften haben einen entschiedenen Werth in der kaufmännischen Rechenkunst, und zeichnen sich so wohl in Absicht ihrer Bestimmung, als ihres wissenschaftlichen Gebrauchs, vor vielen andern der Art aus, die in neuern Zeiten in und ausserhalb Deutschland über diesen Gegenstand erschienen sind. Besonders kann Nr. 1. auf diesen Vorzug gerechten Anspruch machen. Der Vf. derselben hat sich seit etwa 30 Jahren durch eine ziemliche Anzahl mathematischer, meist grosser voluminöser Werke, wohin wir seine *Oeffenschool van mathemat. Wetenschap.* 4. Deel. (Amsterd. 1770 und 1771. gr. 8.); seine mit Anmerkungen herausgegebene Uebersetzung von *de la Lande* Astronomie nach der zweyten Pariser Ausgabe (Amst. 1773—1780; 4 Th. gr. 8.) eine Holländische Uebersetzung von *Montucla hist. des Mathemat.* wovon bisher 4. Bände die Presse verlassen, (Amsterd. 1782—1800. gr. 8.) vorzüglich rechnen, um seine Landsleute verdient gemacht. Es wäre zu wünschen, dass die Schriften dieses gründlichen Gelehrten und Mathematikers, auch in Deutschland bekannt wären. Weder die *erste*, noch die *zweyte* Ausgabe von Nr. 1. ist in deutschen kritischen Zeitschriften angezeigt worden, und jene geht weit über die Gränzen der A. L. Z. hinaus; denn sie erschien zu Amsterdam 1769, auf XVI. und 344 S. gr. 8. welche aber sehr weitläuftig gedruckt, bey weitem den Reichthum der Materien nicht wie *die dritte* enthält, die mit sparsamern Drucke, ganze neue Abschnitte, z. B. S. 276—293. der vermischten Wechselrechnungen, wo die Berechnung der Kaufmannswaaren, nach gewöhnlichen und bedungenen Handlungsvortheilen etc. angestellt wird, und mehr andere Verbesserungen liefert, die auf den gegenwärtigen Zustand des Commerzes passen. S. 1—88. werden daher Kassier- Reductions - Zinsen - Rabatt - Provision - Assecuranz- Compagnie - und Rhederey - Rechnungs - Aufgaben vorgetragen, auch die Kettenregel in den meisten Fällen bey der Auflösung empfohlen. Sehr reichhaltig ist der Vf. in Erklärung der Wechselrechnung S. 88—167. die S. 167—210. von 146 Aufgaben begleitet werden, wovon einige wenige aufgelöset sind. — S. 211—276. findet man 120 Arbitragen und 38 Beyspiele von Gewinn- und Verlust-Wechsel-Calculationen, die, wie der *Anhang* S. 293—326., und die *Beschluss-Aufgaben* S. 326—331. dem praktischen Kaufmanns-Rechner zu allerley arithmetischen Speculationen Anlass geben. Ungeachtet es in Holland an dergleichen Büchern, von *Gemma Frisius* Zeiten, in der Mitte des XVIten Jahrhunderts an, bis auf *Strabbe*, keineswegs fehlt: so ist doch das gegenwärtige, wie des Vf. *Schatkamer der Koopmans-Rekenkunst* etc. 2. Deelen; (Gouda en Bodegraven 1790 en 1791.), eins der vorzüglichsten, die sich in ihrer Darstellungsart, da die vornehmsten arithmetischen Vorfälle der Kaufleute, auf eine kurze, helle and deutliche Manier, nach mathematischen Grundsätzen erklärt werden, besonders auszeichnen. Rec. ist überzeugt, dass wenn angehende Handelslehrlinge, und selbst geübte Comptoristen, dieses Buch zu calculiren, und alle darauf Bezug habende Hülfswissenschaften gründlich verstehen, in allen europäischen Handlungshäusern als brauchbare Arbeiter zurecht kommen können. Druckfehler sind nicht angezeichnet; indessen versichert der Vf., auf die Verhütung derselben, allen Fleiss verwandt zu haben. Demungeachtet haben wir bey verschiedenen Aufgaben einige Druckfehler bemerkt, als: S. 21. Nr. 35. muss die Antwort heissen: f. 790 : 18 : — ebend. Nr. 40. ebenfalls: f. 114 : 5 : — S. 37. Nr. 96. Antw. f. 291 : 10 : — S. 52. Nr. 9. Antw. f. 28 : 12 : — u. a. O. m.

Nr. 2. und 3. haben mit den logarithmischen Wechseltafeln von *Graumann*, *Raphael Levy*, *Nelkenbrecher*, *Hiddinga*, *Girtanner*, u. a. m. fast nichts weiter gemein, als dass die Verfahrungsart in dem Entwurfe, dem Gebrauche und der Anwendung der hierin logarithmisch-construirten Geld- und Wechseltafeln, aus ähnlichen Grundsätzen, wie bey allen Vorgängern abgeleitet wird. Jedoch kommt Manches hier vor, was man in dem ältern Werke: *Het Licht des* Koop-

Koopmans; enz. door. *Joh. Phil. Grauman;* Amst. 1787. 2. Alph. 17 Bog. gr. 4. antrifft. — Im Ganzen sind beide Bücher sehr brauchbar.

Göttingen, b. Schröder: *Praktische Abhandlung über die Lehre von der Reibung*, in Hinsicht auf das Maschinenwesen, von *J. H. M. Poppe.* 1801. 184 S. 8. m. 1. Kupf. (12 gr.)

Zuerst erzählt der Vf. die Versuche, welche *Amontons*, *Musschenbröck* u. a. über das Verhältniss der Reibung zum Druck angestellt haben. Hierauf liefert er einen umständlichen Auszug aus der lehrreichen Preisschrift des *de Coulomb* über den Widerstand von der Reibung und der Steifheit der Seile. Die Abhandlung des Abbate *Ximenes* wird blos mit der Bemerkung angeführt, dass sie nicht unwürdig sey, jener Preisschrift an die Seite gesetzt zu werden. Da sie aber Versuche enthält, die im Grossen angestellt sind, so hätte sie auch einen Auszug verdient. Die Schrift des Italiäners *Delanges* (del Lange's) über das Reiben steht ziemlich weit hinter ihr. Aus der Abhandlung von *de Vince* wird einiges zur Bestätigung und Ergänzung mitgetheilt. Unterschied zwischen Friction der Ruhe (gerade vor der anfangenden Bewegung) und der Friction der (mehr oder weniger schnellen) Bewegung. Musschenbröcks und Segners Versuche darüber. Bey der einen Reihe der von dem letztern angestellten Versuche weichen die berechneten grossen Geschwindigkeiten sehr von den beobachteten ab. Hr. P. meynt, dass durch Stäubchen, die zwischen die Räder gekommen seyn, oder andere Ursachen, die Abweichung der Rechnung von der Erfahrung entstanden sey. Ohne Zweifel ist aber die Formel, welche aus einigen Versuchen von Musschenbröck für die Geschwindigkeit und die Friction hergeleitet ist, zu unvollkommen. Bey der zweyten Reihe von Versuchen treffen die berechneten und beobachteten Geschwindigkeiten viel besser zusammen, weil eine der zum Grunde der Rechnung gelegten Geschwindigkeiten selbst beträchtlich ist, und der grössten näher als der kleinsten kommt. Der Vf. führt hierauf aus allen Gattungen von Maschinen Beyspiele an, wie die Friction sich daran äussert, und wie sie vermindert werden kann. Auf eine gelehrte Theorie macht er hierbey keinen Anspruch, sondern nur auf nutzbare Anwendungen. In der That ist sein Unterricht für praktische Mechaniker brauchbar, grösstentheils fasslich und richtig, so wie seine Sammlung der über die Reibung angestellten Versuche eine gute Uebersicht derselben giebt, wenn auch noch einige ausgelassen sind. Von dem Widerstande, der von der Steifheit der Seile herrührt, werden die nach Amontons Regel berechneten Tafeln aus Lange's Maschinenlehre angeführt. Coulomb setzte die Steifigkeit der Seile nicht ihrer Dicke schlechtweg, sondern den Quadraten ihrer Druchmesser proportional, wobey sich aber fand, dass die Versuche nicht ganz genau zutrafen. Von den Vorzügen der gewebten Seile, die Musschenbröck schon versucht, und Rappolt vollkommener gemacht hat. — Bey der Formel S. 53. die Grösse der Reibung durch eine gewisse Fallhöhe und die Zeit zu bestimmen, muss es befremden, dass das Gewicht des auf einer horizontalen Ebene bewegten Körpers mit dem Gewicht des bewegenden verbunden wird; da jener blos träg ist. Die Formel hat für Ungeübte eine Erläuterung nöthig. — S. 73. steht immer *Talg* statt *Talk*, welchen Tott als ein *Mittel*, die Friction zu vermindern, empfohlen hat. So viel Rec. sich erinnert, war es ein Speckstein oder Seifenstein, den Tott hierzu vorschlug. — Von dem Reiben der Kolben in Pumpenröhren ist sehr wenig gesagt. Dieses ist aber das nachtheiligste unter allen. Es lässt sich freylich nichts bestimmtes darüber angeben, da ein neuer Kolben mehr Reibung giebt als ein abgeschliffener. Der Vf. meynt, dass der Druck des Kolbens gegen die Röhrenwand sich nach dem Druck des darüber befindlichen Wassers richte. Ein verticaler Druck kann aber keinen horizontalen in dem soliden Kolben bewirken, wie bey flüssigen Massen. Der Kolben, schreibt der Vf. vor, müsse ringsum genau an die Röhrenwand anschliessen, und dürfe nirgends Wasser durchlassen. Allein bey schnellen Bewegungen mag immer ein weniges Wasser durchschlüpfen, man gewinnt es reichlich wieder an der leichtern Bewegung des Kolbens.

Göttingen, b. Schröder: *Mechanische Unterhaltungen*, oder fasslicher Unterricht über interessante Gegenstände aus der Bewegungskunst. Ein Lesebuch für die Jugend, von *J. H. M. Poppe.* 158 S. 8. m. 1. Kupf. (12 gr.)

Der Vortrag dieses Werkchens ist in eine Erzählung des Unterrichts, der einigen Kindern gegeben wird, eingekleidet. Die Materien betreffen das *Gleichgewicht*, den Schwerpunkt, und manche Kunststückchen, die sich darauf beziehen, dann von Uhren ziemlich umständlich, von andern Maschinen gar nichts. Einige Stellen bedürfen einer Berichtigung. Die Empfindlichkeit einer Wage hängt eigentlich nicht von der Länge des Züngleins ab, wie S. 34. gesagt wird. Eine Wage kann bey einer langen Zunge sehr träge seyn. Die Erklärung, S. 44. warum man einen Stein mit einer Schleuder viel weiter wirft, als es mit der blossen Hand möglich ist, weil eine grössere Entfernung von dem Mittelpunkte auch eine grössere Kraft hervorbringe, ist wenigstens sehr verworren. Der Mittelpunkt soll hier der Mittelpunkt des menschlichen Körpers seyn. Der Stein wird aber in einem Kreise um die Hand bewegt. Was S. 51. von dem Mittelpunkte des Schlages gesagt wird, ist ganz unbefriedigend. Bey dem Versuche mit einem auf zwey Gläser gelegten Stöckchen, das zerbrochen wird, ohne dass die Gläser dadurch leiden, sollen sie (S. 62.) deswegen nichts von dem Schlage empfinden, weil sie weit davon entfernt sind. Zwar wird noch die Ursache hinzugefügt, dass der Stock beym Schlagen sich zugleich aufwärts bewege, aber die-

dieses hätte näher erklärt werden müssen. Ein Mühlstein könne unter zwey Voraussetzungen auf einer Nadel schwebend bleiben; denn zerbrechen könne er sie nicht, weil diess eben so viel seyn würde, als wenn er eine dickere Eisen- oder Stahlmasse von der Höhe (Länge) der Nadel zerdrücken sollte. Allerdings würde er die Nadel oder eine andere schwache Stange zerdrücken, wenn auch die beiden mechanischen Voraussetzungen möglich wären. Die Erklärung, warum ein Teller, in horizontaler Lage schnell gedreht, sich im Gleichgewicht erhält, wenn auch die Unterstützungslinie den Schwerpunkt ein wenig vorbeygeht, ist nicht richtig. Das Beharrungsvermögen erhält die Theile des Tellers in derselben Ebene. Der Versuch mit drey Messern, deren zwey in das dritte an den Enden senkrecht eingesteckt sind, ist anders zu erklären, wenn er brauchbar seyn soll. Der Versuch mit dem Einschlagemesser, das mit der Schneide auf dem Rande eines Tisches schwebend erhalten werden kann, könnte besser erklärt werden. Dieser Versuch kommt hier unter manchen Gestalten vor. — Als Lesebuch zum eigenen Unterrichte für die Jugend ist das Werkchen nicht so brauchbar, denn als Anleitung zum Unterrichte noch junger Kinder. Für Erwachsene muss der Unterricht weniger Kunststückchen, und mehr nützliche Anwendungen der Maschinen enthalten.

STATISTIK.

Paris, b. Testu: *Almanach national de France*, l'an dixieme de la République Française, une et indivisible, présenté au Gouvernement et aux premières Autorités. 760 S. 8.

Nach hergestelltem Frieden wurde das Interesse der diessjährigen Staatskalender vorzüglich durch die Fürstlichen Geschlechtstafeln emporgehoben, deren Lücken und Zusätze das neue politische System der grösern Mächte darstellten. So z. B. wurde sogleich in allen politischen Blättern die Auslassung des Königs von Sardinien, des Herzogs von Parma, der drey geistlichen Kurfürsten u. s. w. im vorliegenden Almanach bemerkt. In der That ist auch der ganze Abschnitt von den *Puissances de l'Europe* von S. 33. bis 56., insbesondere von den sieben Republiken S. 50., sehr merkwürdig. Ausser dem Königlich-Etrurischen Staatskalender von 1802 hat der diessjährige Französische vor seinem in Nr. 172. der A. L. Z. recensirten Vorgänger den sehr erheblichen Vorzug, dass er durch ein Consularisches Decret vom 19. Thermidor an IX. officielle Qualität und Zuflüsse bekam. Nach diesem hier vorangedruckten *Arrêté*, welches die längst bekannte Aufmerksamkeit von Bonaparte auf Zeitungen und Staatskalender bethätiget, müssen alle Staatsminister jährlich den Nationalalmanach, und zwar *ausschliesslich*, mit Berichtigungen und Zusätzen versehen, worauf das Manuscript vor dem 15. Fructidor im Staats-Secretariat revidiret wird. Durch diese Beyhülfe vergrösserte sich der reichhaltige Inhalt bis beynahe 800 Seiten. Für das Ausland sind die Darstellungen des *Corps diplomatique* S. 129 bis 138. des National-Institus und der vielen literarischen und gemeinnützigen Anstalten bis auf die Centralschulen und das Prytaneum, die von S. 609—687. fortgeführt werden, sehr interessant; unter andern findet man darin S. 639. das *Hospice central de vaccination gratuite.* Der statistische Gebrauch ist durch Zahl-Beziehungen und der praktische für die Stadt Paris durch die Anzeige der Wohnungen gehoben.

Neustrelitz, b. Spalding: *Herzoglich Mecklenburg-Strelitzischer Staatskalender auf das Jahr* 1802. Mit Herzoglichem Privilegium. 131 S. 8. ohne Kalender.

Geschlechts-Register der jetztlebenden Königlichen und Fürstlichen Familien. Eine Beylage zum Mecklenburg-Strelitzischen Staatskalender. 105 S. 8.

Die allmälige Verbesserung dieses Staatskalenders, und zwar durch die Mitwirkung des damaligen Hn. Canzleyraths von *Kamptz*, wurde schon 1796 in der A. L. Z. Nr. 352. S. 358. mit gebührendem Lobe angezeigt. Den vorliegenden verdankt das Publicum dem Cammerherrn *August Christian Friedrich*, Grafen *von Schulenburg.* Das Namenverzeichniss, in welchem die Geistlichkeit statistische Erläuterungen mit sich führt, füllt 78 Seiten. Diesem folgt, bis zum Ende des Buchs, ein sehr zweckmässig compendiarisches Verzeichniss der Cabinets- und Domänengüter, nebst der Zahl der Einwohner, desgleichen der Herrschaftlichen Monopolien, der Ritterschaftlichen und andern Landgüter, wie auch der Städte und Flecken, mit manchen andern Notizen durchwebt. Den Beschluss macht der Postcurszeiger, und das Jahrbuch der merkwürdigern innern Ereignisse unter der Benennung von *Annalen.* Letztere zieren nun schon zum eilftenmale den dortigen Staatskalender.

Das Geschlechts-Register ist ausführlich, genau, und zu einer geschwinden Uebersicht bequem eingerichtet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Halle*, in d. Renger. Buchh.: *Parallaxen auf dem Sphäroid*, von *Rohde*, Kön. Preuss. Capitän. — Mit einem Anhange über die leichtere Bestimmung der Culminationszeit eines Gestirns durch zwey beobachtete Höhen mit den Zeiten der Beobachtungen, in dem Astron. Jahrbuche für 1801. Nebst 1. Kupfertafel. 1800. 34 S. 4. (8 gr.) Unbequemlichkeiten gewisser bisher bekannten parallaktischen Formeln, oder Mangel an Deutlichkeit der Beweise, den einige Astronomen darin zu bemerken glaubten, scheint dem Vf. die erste Veranlassung gegeben zu haben, die Theorie der Parallaxen ganz von neuem zu untersuchen, um, wo möglich, darüber durchaus ins Reine zu kommen. Zwar fehlte es in Absicht

ficht auf die Anwendung keinesweges an andern bequemern und ftrenge erwiefenen Formeln, die man in jedem Falle an die Stelle der angezeigten minder vollkommenen fetzen kann, und deren fich wirklich die praktifchen Aftronomen mit hinlänglicher Sicherheit bisher bedient haben. Inzwifchen erwirbt fich der Vf. doch ein Verdienft um die Wiffenfchaft durch diefe neuen einer an fich fchwierigen aftronomifchen Theorie gewidmeten Unterfuchungen, die in Rückficht auf erfchöpfende Vollftändigkeit, Strenge der Beweife, und analytifche Eleganz der Formeln den geübten Mathematiker (denn für Anfänger müfste freylich manches weiter ausgeführt werden) hinreichend befriedigen werden, und, was den theoretifchen Theil der Parallaxen-Rechnung betrifft, als vorzüglich gute Bearbeitung diefer Materie angefehen zu werden verdienen. Der Vf. geht von ganz allgemeinen directen Sätzen oder Grundgleichungen in der Lehre der Parallaxen auf einem Sphäroid aus. Jene Sätze beziehen fich auf die beftimmenden Theile der Parallaxe der Diftanzen, und auf den vergröfserten Durchmeffer eines der Parallaxe unterworfenen Geftirns. Zugleich giebt er zum Anfange allgemeine und ganz genaue Gleichungen, um den fcheinbaren gegenfeitigen Abftand zweyer Geftirne durch geocentrifche Data, oder umgekehrt ihren wahren geocentrifchen Abftand durch fcheinbare Data zu finden; beiderley Formeln enthalten zwar den Cofinus des gefuchten Abftandes, und können daher mit Anwendung der gewöhnlichen trigonometrifchen Tafeln, wenn der Abftand fehr klein ift, etwas unzuverläffig werden, behalten aber ihre Brauchbarkeit um fo mehr für die gewöhnlichen Fälle, wenn man aus gemeffenen Mondsabftänden, die nie gar zu klein genommen werden, die geographifche Länge beftimmen will. Nachdem der Vf. feine allgemeinern Fundamentalgleichungen hat vorangehen laffen, fo betrachtet er nun die Parallaxen in Beziehung auf die drey Hauptebenen, den Horizont, den Aequator und die Ekliptik; die erfte giebt Parallaxen des Azimuts und der Höhe, die zweyte Parallaxen der Rectafcenfion und Declination, die dritte Parallaxen der Länge und Breite; unter diefen Abtheilungen, verbunden mit der Parallaxe des Abftandes und des Durchmeffers, find die gewöhnlichen in der Ausübung vorkommenden Fälle vollftändig enthalten. Die Parallaxen für jene drey Ebenen hat der Vf. auf folgende Art bearbeitet. Für die Ebene des Horizonts z. B. giebt er 1) genau erwiefene Formeln fowohl für das fcheinbare Azimut als für die Azimutalparallaxe, wobey alles durch lauter geocentrifche Data ausgedrückt ift. 2) Eben folche Formeln für das wahre Azimut und die Azimutalparallaxe, durch lauter fcheinbare Data ausgedrückt. 3) Die fcheinbare Höhe und die Höhenparallaxe durch geocentrifche, und 4) die wahre geocentrifche Höhe, und die Höhenparallaxe durch fcheinbare Data ausgedrückt. Für die Parallaxen, oder die Unterfchiede des fcheinbaren und wahren Azimut, der fcheinbaren und wahren Höhe find fowohl vollkommen genaue als Näherungsformeln geliefert, auch wird jedesmal der mehr oder weniger bedeutende Werth einer folchen Parallaxe für Sonne und Planeten infonderheit gezeigt. 5) Der vergröfserte Mondsdurchmeffer durch geocentrifche, und der wahre Mondsdurchmeffer, durch fcheinbare Data ausgedrückt, die beide auf den Horizont Beziehung haben, hier alfo durch Azimut und Höhe des Monds beftimmt werden: noch wird der Werth diefer Vergröfserung für Sonne und Mond befonders unterfucht. 6) Der fcheinbare Abftand zweyer Geftirne durch geocentrifche Data, und ihr wahrer Abftand durch fcheinbare Data, beidemal aber in Rückficht auf den Horizont, oder durch Ziehung der Höhe und des Azimut ausgedrückt. 7) Endlich der fcheinbare Abftand der Mittelpunkte zweyer Geftirne durch geocentrifche und auf den Horizont bezogene Data für die geocentrifche Centralconjunction diefer Geftirne, oder für den Zeitpunkt, wo aus dem Mittelpunkte der Erde ihr wahrer Abftand = 0 ift, ausgedrückt. Ganz denfelben Gang befolgt der Vf. in Abficht auf die beiden andern Ebenen, den Aequator und die Ekliptik; zuweilen vergleicht er auch feine Formeln mit jenen anderer Aftronomen: fo ift bey ihm z.B. die Gleichung für die Längenparallaxe einerley mit der Lexellfchen in den Berliner Ephemeriden 1777. und feine Formel für die Breitenparallaxe ftimmt mit der Bohnenbergerfchen überein. Vergleicht man die correfpondirenden Ausdrücke des Vf. für alle drey Ebenen unter fich, z. B. die aufeinander fich beziehenden Gleichungen für Azimut, Rectafcenfion, Länge, für Höhe, Declination, Breite, oder auch für die Parallaxen diefer Gröfsen: fo findet man, dafs fie alle von derfelben Form find, und eben diefe fchöne Concinnität ift es, was fie dem Analyften vorzüglich empfehlen mufs. Dadurch dafs der Vf. überall befondere Formeln fowohl für die fcheinbaren als für die wahren Winkel gegeben, und in jene blofs geocentrifche, in diefe blofs fcheinbare Data hat einfliefsen laffen, find die Bedingungen der parallaktifchen Aufgaben genauer abgemeffen, und dadurch manche Schwierigkeiten, in die man fich fonft verwickelt, im voraus gehoben worden. So viel gutes indefs diefe vom Vf. neu bearbeitete Theorie der Parallaxen in Hinficht auf Genauigkeit, Eleganz und durchaus fyftematifche Anordnung der Formeln wirklich hat: fo könnte doch der Vortheil mehrerer Kürze nebft andern Bequemlichkeiten den praktifchen Aftronomen veranlaffen, zum wirklichen Gebrauche in manchen Fällen andere Formeln vorzuziehen, und der Vf. fcheint darin zu weit zu gehen, wenn er fchon bekannte und bisher gebrauchte Formeln geradezu verwirft, blofs darum, weil ihnen das analytifche Ebenmaafs fehlt, oder weil fie z. B. geocentrifche und fcheinbare Data untereinander gemifcht enthalten. So wundert er fich, dafs man bisher für den vergröfserten Durchmeffer des Monds in Beziehung auf die Ekliptik noch keine Formel gefunden habe, die eben fo einfach als genau fey, und nennt die eben dafür von *Bohnenberger* gegebene Gleichung bunt, und mit Gröfsen überladen, die von einander abhängen: allein *B.* wählte offenbar gerade diefe Formel, weil fie, zu nicht geringer Bequemlichkeit des Rechners, einerley Nenner mit der von ihm gefundenen Gleichungen für die Längen- und Breitenparallaxe hat; *Rhode's* Formel ift dagegen zur Berechnung ungleich weitläuftiger, da fie die Kenntnifs der Zenitdiftanz des Geftirnes fodert, die man vorher aus einer eigenen zweytheiligen Formel erft fuchen mufs. Diefs ift nicht der einzige Fall, wo der ausübende Aftronom weniger elegante aber kürzere Formeln, indirecte Methoden u. f. w. mit Recht vorzieht, d. h. um zum Ziele zu gelangen, eher den am fchnellften dahin führenden und gleich fichern, wenn fchon nicht fo *regelmäfsig angelegten* Weg wählt, als denjenigen, der mehr *Kunft* und *Gefchmack* verräth, aber länger ift. — Im *Anhange* erläutert der Vf. noch die Aufgabe, aus zwey Höhen und den Beobachtungszeiten die Culmination eines Geftirns auf eine leichte Art, und zwar fo zu beftimmen, dafs Polhöhe, Abweichung und abfolute Höhen nicht fehr fcharf bekannt feyn dürfen. Der Generalmajor von *Tempelhoff* gab zuerft eine Auflöfung diefer praktifch fehr nützlichen Aufgabe im I. Supplem. Bande zu Bode's aftronomifchen Jahrbüchern; *Klügel* brachte die Gleichung in eine leichtere Form im aftron. Jahrb. 1801, fo dafs der Zähler, eben fo wie der Nenner, die Summe von 6 Sinuffen und Cofinuffen enthält. In andern noch kürzern und gefälligeren Formen fucht der Vf. die Auflöfung darzuftellen; eine derfelben begreifft zwar auch im Zähler die Summe von 6 Sin. und Cofin. aber im Nenner nur das Product von 4 Sin. und Cofin. Eine andere noch bequemer eingerichtete Form bey dem Vf. ift folgende. Wenn p die Polhöhe, und in gewiffen Zeiten T und T′ die Abweichung der Sonne d und d′, ihre Höhe a und a′, der Stundenwinkel A und A′ ift, fo hat man: $\sin \frac{1}{2}(A'-A) + \sin \frac{1}{2}(A'+A) =$ 2mal die Quadratwurzel aus dem Producte [$\sin(45^\circ + d' - s') \sin(45^\circ + p - s') \sin(45^\circ + a - s) \sin(45^\circ - + s)$] dividirt durch $\cos p \cos d' \cos d$]. Hierbey ift $\frac{1}{2}(p + d' + a') = s'$ und $\frac{1}{2}(p + d + a) = s$ gefetzt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. März 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im Verl. des Industrie-Comtoirs: *Taschenbuch für topographische Excursionen in die umliegende Gegend von Jena.* Entworfen von *A. J. G. C. Batsch,* Prof. zu Jena. 1800. 253 S. gr. 12. mit 2 Karten. (1 Rthlr. 18 gr.)

Aus einer Menge von Taschenbüchern, worunter es so viele giebt, die keinem Menschen einfallen kann, in der Tasche zu tragen, hebt sich das gegenwärtige, aufser seinen andern Vorzügen auch dadurch heraus, dass es ein wirkliches und nicht blofs titulirtes Taschenbuch ist, ein wahres nützliches Vademecum, das jeder Freund der schönen Natur in Jena und der umliegenden Gegend, besonders aber jeder, der auf der jenaischen Universität studiert, auf seinen Spaziergängen immer mit sich führen sollte. Die Gegend um Jena hat das charakteristische, dafs man innerhalb einer oder zwey Stunden nach allen Richtungen hin Spaziergänge auf die ringsumliegenden Berge machen, und der angenehmsten und mannichfaltigsten Aussichten geniefsen kann. Will ein Fufsgänger längere Excursionen machen: so giebt es eben so viel Gelegenheit, unter der schönsten Abwechselung einen Tag oder einen halben Tag zu verbringen.

Das Feld demnach, was der würdige Vf. hier zu beschreiben unternommen, bildet ein ungleiches Viereck, das ungefähr 3 Stunden in der Breite hat, in dessen Mitte die Stadt Jena befindlich ist, und das die nahen Berge mit ihren Waldparthien in sich einschliefst. „In diesem kleinen Raume ist gleichwohl eine grofse Menge von Standörtern, es sind die vielfachsten Ansichten und Spazierwege, mit mehrern tausenden von Naturkörpern zusammengedrängt. Studirende können insbesondere täglich in den Abendstunden die nahen, an den Sonnabenden, Sonntagen und in den Ferien die etwas weitern Gegenden dieses Umkreises mit aller Bequemlichkeit besuchen; Städte, Dörfer und Meyerhöfe, deren beynahe ein halbes hundert auf dieser kleinen Erdfläche beysammen liegen, geben überall Obdach und Erholung."

In der Einleitung giebt der Vf. eine allgemeine Ueberficht der Naturbetrachtung und ihrer Vortheile, immer mit Hinsicht auf die hier zu beschreibende Gegend; ferner eine Erörterung der sehr zweckmäfsigen Frage: wie entstand der Boden des hier in Betracht kommenden Landes? wie wurde er verändert? welche darauf hinausläuft, dafs der Boden der Gegend ein Seeproduct sey, wovon sich allenthalben deutliche Spuren genug auffinden lassen. Dann die allgemeine Betrachtung des Hauptthals der Saale, in sofern nämlich dasselbe als die Ursache aller übrigen Veränderungen jener Gegend angesehen werden mufs. Es folgt nun die Aufzählung und kurze Bezeichnung der Berge und Thäler der Gegend um Jena, sowohl jenseits als diesseits der Saale. Dann die Angabe und Betrachtung der natürlichen Standörter um Jena, der Wege um Jena, denen eine eigene Karte gewidmet ist; ferner der Städte, Dörfer, Meyerhöfe und Ruinen, und endlich die Bemerkung verschiedener Stellen, von welchen man schöne Aussichten geniefst. Die Karten sind von F. L. *Güssefeld*, theils nach eigenen Messungen; theils nach anderen Originalzeichnungen neu entworfen.

In der Beschreibung des Eigenthümlichen jeder Gegend, besonders der verschiedenen Berge und Thäler hat der Vf. ein grofses Talent topographischer Charakteristik gezeigt. Bey den Entwickelungen der Schönheit der verschiedenen Naturparthien im Allgemeinen S. 163—220. ist er hie und da etwas zu üppig geworden. Das Ganze aber ist durch die innere Anlage sowohl, als auch durch die zwey beygefügten Karten, so zweckmäfsig gerathen, dafs nicht nur diejenigen, welche sich wirklich in Jena und umliegender Gegend aufhalten, es als den treusten Wegweiser auf ihren Excursionen, sondern auch andere, die sich ehemals in Jena aufhielten, als einen Nomenclator zur Auffrischung angenehmer Erinnerung gebrauchen können. Hr. B. verspricht übrigens noch ein mineralogisches, ein botanisches und ein zoologisches Taschenbuch für die Gegend von Jena folgen zu lassen, wodurch er sich alle, die ihre Spaziergänge nicht blofs auf Vergnügen, sondern auch auf Erweiterung der Naturkenntnifs berechnen, ungemein verbinden wird.

Leipzig, b. Gräff: *Bruchstücke aus einer Reise durch einen Theil Italiens* im Herbst und Winter 1798 und 1799, von *Ernst Moritz Arndt.* 1801. *Erster Theil* 370 S. *Zweyter Theil* 356 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. ist einer von den wenigen Reisebeschreibern, die die Individualitäten eines Landes eben so glücklich aufzufassen als lebendig wiederzugeben verstehn. Zwar darf man hier keine ausgearbeiteten vollendeten Schilderungen erwarten, aber die Darstellungen des Vfs. haben darum doch nicht weniger Werth. Man sieht ihn vor sich stehen, man hört ihn erzählen, und wird immer mehr für ihn eingenommen. Er ist ein junger biederer jovialischer Mann, der

der von feinen an Abentheuern ziemlich reichen Fufsreifen in den vertraulichen Zirkel feiner Freunde zurückgekommen ist, und nun alles was er gesehen hat, mit der lebendigen Wärme der ersten Anschauung wieder erzählt. Er spricht völlig ungenirt, er fagt alles heraus, was ihm in den Mund kommt; aber es find feine Beobachtungen, feine Anfichten, feine Erfahrungen und alles was er erzählt, kommt aus der ersten Hand. Mögen feine Ausdrücke auch hin und wieder ein wenig zu derb, feine Scherze nicht immer die feinsten feyn; man vergifst es leicht bey diefer Menge trefflicher Bemerkungen, gefunder Urtheile, und fchöner herzlicher Züge, womit der Vf. feine Lefer faft auf jedem Blatte zu überrafchen weifs. Wer fich einmal in der Gefellfchaft eines ächten Naturfohnes wieder erholen will, dem mag unfer Vf. aus voller Ueberzeugung empfohlen feyn.

Der Titel giebt bereits den intereffanten Zeitpunkt diefer originellen Fufsreife zur Genüge an. Der Vf. gieng von *Wien* über *Trieft* nach *Venedig*, und von da über *Ferrara* u. f. w. nach *Florenz*, wo er fich am längften aufhielt. I. Th. S. 199 bis II. Th. 135. Nun gieng die Reife nach *Livorno*, *Pifa*, *Lucca* und endlich über Lerici nach *Genua*, wo wir den Vf. in diefem Theile verlaffen; um ihn wahrfcheinlich in dem folgenden in Nizza zu fehn. Es würde unmöglich feyn, aus einem fo gehaltreichen Werke einen nur einigermafsen vollftändigen Auszug zu geben. Rec. begnügt fich alfo die Lefer befonders auf die intereffanten politifchen Bemerkungen, Anekdoten, fo wie auf die reizenden Details über Menfchen und Sitten aufmerkfam zu machen. In diefer Hinficht hat die Reifebefchreibung des Vfs. einen entfchiedenen Vorzug.

Um eine Probe von feiner Manier und befonders feinen Charakteriftiken zu geben, mag hier die Schilderung der *Florentiner* ftehen. Th. II. S. 23.: „Was die Gemüthsart der Florentiner angeht, da kömmt man meiftens mit falfchen Begriffen nach Italien. Ich habe es hier faft eben fo, wie an manchen Orten Deutfchlands gefunden; ja ich müfste lügen, wenn ich nicht behauptete, dafs manche Deutfche, z. B. Sachfen und Franken einen braufendern Charakter *zeigten*, ich fage nicht *hätten*. — Ich finde hier einen *Ernft* und eine *Ehrenfeftigkeit*, und eine Ungewandheit des Körpers, eine Langfamkeit im Gange und in der Haltung, die ficher nicht fprudelnd und heftig find. Diefem entfpricht auch das äufsere Betragen. So frey, wie auch immer zu Haufe der gefchmeidige Franzofe bey aller Feinheit und Artigkeit ift, fo *feierlich* und *fteif* erfcheint dagegen der Florentiner, und die Artigkeit und Urbanität, womit er einem bey jedem Schritte begegnet, die *Ganbatezze*, wie man es hier nennt, wird einem oft wirklich zur Laft." — Eben fo treffend ift auch die Schilderung der *Genuefer* S. 294 ff., fo dafs Rec., der felbft in Genua war, feine Leute vor fich zu fehen glaubte; anderer eben fo gelungenen Portraits zu gefchweigen. Uebrigens haben auch die Landfchaftsgemälde des Vfs. trotz mancher kleinen Incorrectheiten eine Wärme und eine Frifchheit, die oft zu Begeifterung hinreifst. Und wie lebendig fchildert er das Leben und Treiben der Menge in *Trieft*, *Venedig*, *Livorno*, und beym Carnaval in Florenz! Hier ift er in feinem Element. Hier erzählt er mit unnachahmlicher Naivität, hier ift er ficher alle Lefer zu feffeln, fo bald man ihm hier und da ein derbes Sprüchelchen zu Gute halten will!

ALTENBURG u. ERFURT, b. Rink u. Schnuphafe: *Briefe auf einer Reife durch Thüringen und Heffen*, gefchrieben von einem wandernden Helvetier im J. 1800. 1801. 231 S. 8. (16 gr.)

Diefs ift das Werk eines hellfehenden und felbftdenkenden jungen Mannes, der fich aber, wie fo manche andere Reifebefchreiber, zu fehr feinen Gedanken und Gefühlen überläfst, und, anftatt blofs bey den Gegenftänden zu verweilen, die er fieht, zu mancherley Betrachtungen übergeht und feine eigene Denkungsart und Grundfätze vor uns entwickelt. Hieraus wird fich denn der Lefer erklären, wie der Vf. die erften 59 Seiten anfüllt, indem er zwifchen Naumburg und Schulpforte verweilt, ohne uns gerade viel über die genannte Stadt zu fagen. Von der Schule aber liefert er eine intereffante Befchreibung. Der 9te Brief enthält Vorfchläge zu einer Bank, in welcher der Landmann fein Geld anlegen foll; allein gleich fo vielen andern, die den nämlichen fehr guten Einfall hatten, giebt er uns die Mittel nicht an, durch welche die zufammengebrachten Capitalien wuchern follen. — S. 91. wird von dem fächfifchen Canal gefagt, dafs der angefangene Bau feit einigen Jahren liegt. „Das Bette ift wieder an vielen Stellen zu hoch, und dadurch das Waffer zu feicht geworden. Die fertigen, aber unbenutzten Schleufen fangen an (fich) zu verfchlemmen." — Aus der Gegend zwifchen Naumburg und Schulpforte, wo die Reife anfängt, geht er über Weimar, Erfurt, Gotha und Eifenach, über welche Orte des Vfs. Bemerkungen weder etwas Neues noch Befonderes liefern, aber doch fo dargeftellt find, dafs die mehreften fich mit Vergnügen lefen laffen, nach Caffel. Diefe Stadt und Heffen überhaupt nehmen den gröfsten Theil des Buches ein, und über beide macht der Vf. treffende, aber fehr ftrenge Bemerkungen, indem er beides die Pracht und die Armuth, die man da beyfammen findet, gegen einander ftellt. — Uebrigens ift diefes Werkchen mit unverzeihlicher Nachläfsigkeit gedruckt; denn aufser den Fehlern, die am Ende angegeben find, findet man eine grofse Menge anderer, wodurch häufig Sprachfehler entftehen, die dem Vf. gewifs nicht zur Laft fallen. Dergleichen find S. 14. Sein Anzug verräth, *das* er etc. S. 15. ordentlich in feines Hauswefen etc. Eb. eine mathematifche Ausgabe, für Aufgabe etc. S. 25. unter diefen dichtbelaubten Gewölbe etc. S. 34. wenn junge Leute in ihren Fleifse geftört werden etc. S. 38. wie mancher wird kämpfen auf

auf diesen Schauplatz etc. S. 53. er lernt jenes Ueberwinden von Schwierigkeiten kennen, was (das) dem künftigen Gelehrten etc., und so durchaus durch das ganze Buch, das sich sonst in so manchen Rücksichten vortheilhaft auszeichnet.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Kummer: *Einige Predigten und Homilien* von M. *Carl Gotthelf Arnold*, zweytem Prediger bey der altstädter Gemeine in Thorn. 1801. 130 S. 8. (10 gr.)

Ungeachtet diese Vorträge in Absicht auf Richtigkeit der Dispositionen, Bestimmtheit der Begriffe, Bündigkeit der Beweise, Präcision und Rhythmus des Ausdrucks noch mancherley zu wünschen übrig lassen, auch sich gerade nicht durch Neuheit der Gedanken und Wendungen auszeichnen: so kann man doch eine gewisse gute Haltung des Ganzen, einen rühmlich ausdauernden auf die Ausarbeitung davon verwandten Fleiss und einen regen Eifer für Tugend und Frömmigkeit darin nicht verkennen. Vornehmlich können sie bey der lebhaften oft blühenden, jedoch von Bombast, Tautologien, tadelhaften Inversionen und rhetorisch fehlerhaften Zusammenstellungen nicht freyen Sprache, worin sie geschrieben sind, durch eine gute Declamation unterstützt, vortheilhaften Eindruck gemacht haben. Die ersten fünf sind Predigten: I. von dem wohlthätigen Einflusse der Achtung gegen die Religion auf das Wohlseyn ganzer Völker und Länder, II. über den grossen Ausspruch Jesu, seyd barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist, III. von der Theilnehmung an den Angelegenheiten unsres Nächsten, IV. von der Anspruchlosigkeit, V. dass wir auch nach der Trennung von unsern Freunden durch den Tod mit ihnen noch in Verbindung bleiben — die beiden letztern sind Homilien über Joh. 13, 21—30. und Joh. 18, 15—18. 25—27. in denen der Text gut, nur nicht ohne den Fehler, hier und da zu sehr in kleinliches Detail zu gehen und unbedeutende Züge zum Muster aufzustellen, benutzt ist. Die bey Beurtheilung dieser Art von kleinen Schriften nöthige Kürze verstattet nicht, das obige Urtheil ausführlich mit Beyspielen zu belegen; damit indessen der Vf. nicht glaube, als ob über seine Arbeit ohne Beweis abgesprochen sey, machen wir ihn auf die Disposition gleich der ersten Predigt, wo die Haupttheile I. und III. gar nicht im Thema liegen, sondern von der Abhandlung selbst nur eine kurze Vorerinnerung und Zugabe, um das Interesse nicht zu theilen, ausmachen sollten — auf das Unlogische der Unterabtheilungen im I. Haupttheile — auf das Schwankende im Gebrauche des Begriffs, *Achtung gegen die Religion*, wo diese nicht selten mit Religion selbst, *Religion* aber mit Christenthum oder rechtschaffener an Religion sich anschliessender Gesinnung verwechselt wird — auf die ebenfalls nicht vermiedene Verwechselung des viel speciellern Begriffs *Barmherzigkeit* mit dem weit allgemeinern der Liebe in der langen, declamatorischen Apostrophe über Gottes Barmherzigkeit (welche sehr zu ihrem Nachtheil an eine ähnliche Stelle in einer Zollikoferschen Predigt über den Spruch: Gott ist die Liebe, die ihr zum Muster gedient zu haben scheint, erinnert), — auf die unstatthafte Erklärung des abstracten Begriffs *Anspruchlosigkeit* durch ähnliche abstracte Begriffe, Bescheidenheit, Wohlwollen, Uneigennützigkeit, Zufriedenheit, die eben sowohl durch ihn erklärt werden konnten, und auf die noch unstatthaftere Angabe von Mitteln der Anspruchlosigkeit theilhaftig zu werden, welche nach den im ersten Theile jener Predigt gegebnen Erklärungen sämmtlich keinen andern Sinn geben, als den: wollt ihr Anspruchlosigkeit lernen: so seyd anspruchlos — endlich auf die Inconsistenz in dem Bilde S. 3. „Herabsinken von einer Verirrung zu der andern", und die fehlerhafte Inversion S. 29. „dadurch erheben kannst und sollst du dich" — wie nicht minder auf die verunglückte und affectirte Aposiopese S. 118. „der — doch nein er wird seinem Herrn nicht untreu" etc. — aufmerksam. Die praktische Nutzbarkeit dieser Vorträge wird gar sehr dadurch geschwächt, dass in den Bewegungsgründen viel zu ausschliessend der Eudämonismus vorwaltet, und auf reine Tugendlehre nicht genug Rücksicht genommen ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Rostock*, b. Müller: *Religionsbuch der nachdenkenden Jugend in den Schulen und den Erwachsenen zur Erbauung bestimmt* von D. *Georg Detharding*, des Minist. Director und erster Aufseher der Schulen. 1802. 96 S. und VIII S. Vorrede. 8. Der Vf. klagt in der Vorrede über die jetzige verschiedene Lehre und Sprache in der Religion, und sagt sehr naiv: „Es fehlt mir nur an Zeit und „Laune einen *van Dahle* [Dale], einen *Morhof*, einen *Buddaeus* [Buddeus] und andre zu plündern. Die Vergleichung „der Lehrmeynungen *dieser* alten Götzendiener [allein jene „Männer waren ja sämmtlich gute Christen, so viel man weiss] „mit den neuern Weltweisen würde die Wahrheit bestätigen: „es geschieht nichts Neues unter der Sonnen [Sonne]. Was „die Weltweisen der Vorzeit von Gott, Religion und dem „höchsten Gut *erdichtet* haben [!?] das wird wieder hervor„gesucht, aufgetischt, in mancherley Gestalten vorgetragen, „in schönen Worten [in schöne Worte] eingekleidet, und „das gefällt. Vielleicht tadelt man mich, wenn ich es zu be„haupten wage, dass das Mehrste, was man zu unsern Zei„ten als Religion predigt, nur in leeren schön gesagten Wor„ten bestehe [allein Worte führen doch Ideen und Gedan„ken mit sich?], welche sie selbst [die Worte?] nur halb „glau-

„glauben, und wodurch sie [welche?] weder ihr eigen Herz „bessern, noch ihre Zuhörer überzeugen können. Möchte „diess nicht auch von den mehrsten neuen Religionsbüchern „gelten! Wir finden darin eine vortreffliche Tugendlehre, „einzelne auserlesene Wahrheiten von den Tugenden der „Christen, unter denen die Gottesverehrung oben ansteht „[Nun das ist ja vortrefflich, und diess muss man dankbar „benutzen, damit die redlichen Bemühungen verehrungs- „würdiger Theologen nicht verloren gehen, und man end- „lich einmal über die zehen Gebote hinaus kommt!]. Man „vergisst aber hinzu zu setzen: wo sind die Menschen, die „dem von uns entworfenen Bilde ähnlich sind?" — Allein der Lehrer der christlichen Tugend zeigt ja auch vorzüglich nur, wie die Menschen seyn *sollen*, welches Bild den jetzigen Menschen freylich nicht ähnlich ist, woraus aber schon von selbst folgt, dass sie besser zu werden sich bestreben müssen. — Die Absicht des Hn. *D.* mit diesem Buche geht alsdann dahin, wie man weiter aus der Vorrede sieht, dass die Lehrer in den Kirchen und Schulen zu Rostock nach Kor. 1, 10. *allzumal einerley Rede führen in einem Sinne und in einerley Meynung*: So ganz buchstäblich lässt sich aber dieses niemals erreichen, wie die Psychologie lehrt, und ist auch in der That niemals in einer Religionsparthey erreicht worden, wie Erfahrung und Geschichte bezeugen. Nach der Psychologie und Erfahrung muss man sich damit begnügen, dass so wie *ein* moralischer Geist des Christenthums die Apostel inspirirte, auch so alle christlichen Lehrer in Kirchen und Schulen, voll dieses moralischen Geistes *eines Sinnes* sind, die Menschen vermittelst der christlichen Religion *moralisch* zu bilden, und sie auf diese Weise ihrem zeitlichen und ewigen Heile entgegen zu führen. Dazu bedarf es aber nicht einerley Sprache und einerley Meynung, die man doch nicht erreichen kann. Hiemit wird der würdige Vf. bey ruhigem Nachdenken, seinen übrigen schönen Grundsätzen von Toleranz gemäss, die er in diesem Buche äussert, sehr wohl übereinstimmen können. — Jener Absicht zufolge wünscht Hr. *D.*, dass diess Büchelchen in den Schulen, worin Kinder *religionsfähig* gemacht werden [das sind also die untern Schulen, wo Kinder die ersten Begriffe von der Religion erhalten], als ein Lesebuch gebraucht werden möge, damit der Schullehrer die einzelnen Religionssätze durch katechisire. Eine zweyte Absicht geht dann noch dahin, dass es für Erwachsene ohne Vermögen zur Erbauung diene, um sie mit dem Inhalte der Bibel mehr bekannt zu machen. Allein diese doppelte Absicht lässt sich schwerlich auf eine und dieselbe Weise durch ein und dasselbe Buch erreichen; und wenn das auch möglich wäre: so ist doch hier der Erfolg gewesen, dass es mit der Hinsicht auf die Erwachsenen für Kinder, die den ersten Unterricht in der Religion erhalten sollen, viel zu schwer, mithin unbrauchbar geworden ist. Man findet nämlich hier die ganze Dogmatik im Kern mit allen ihren Subtilitäten und philosophischen Bestimmungen, z. B. über die Vereinigung der beiden Naturen in Christo u. s. w., wovon Kinder noch nichts verstehen, und welche auch die besten Schulmeister nicht alle werden erklären können. Dazu kommt, dass häufig unverständliche biblische Ausdrücke beybehalten sind, welche Kindern und Schulmeistern gleich unerklärlich seyn müssen; z. B. S. 96. „So lange ich hier unter den Hütten *Kedars* [?] wohne." Oder: „wann ich mit Jesu auf *Thabor* gewesen, warum sollte ich ihm [ihn] nicht auch auf dem *Oelberg* und *Golgatha* begleiten" u. d. m. Ausserdem ist die *Tugendlehre* ausgeschlossen. Die Art, wie sich Hr. *D.* hierüber erklärt, ist merkwürdig. „Ich setze solche bey jedem „Religionsunterrichte voraus [sehr richtig, wofern nämlich ein besonderes Buch, welches die Tugendlehre enthält, zuvor von den Schulmeistern erklärt wäre], und erwarte „von jedem tüchtigen Schullehrer, dass er die zehn Gebote, „wenn gleich nur *nothdürftig* doch so *weit* erklärt habe, dass „die Jugend überzeugt worden, *man könne durch Haltung der Ge-* „*bote nicht selig werden* [!?]." Bey einer solchen Ueberzeugung kann freylich die ganze Tugendlehre wegfallen: allein das Unheil, was aus der Unbekanntschaft mit seinen Pflichten in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens entstehen muss, ist auch unübersehbar; so wie ganz natürlich jene Ueberzeugung die Nichthaltung der Gebote zur Folge *haben* muss, wann nicht die Stimme des Gewissens in den *Menschen* noch stärker ist, als die Stimme übel ausgedrückter Grundsätze. — So sehr sich auch der Vf. an den orthodoxen Lehrbegriff der Kirche gehalten hat: so dürften doch einige Sätze schwer damit zu vereinigen seyn. Nach S. 66. soll Gott *seinem Wesen nach* in den Herzen der Christen wohnen. „Wichtiger Trost für mich, setzt der Vf. hinzu, wer mich „also beleidigt, der beleidigt *Gott selbst*, und tastet seinen „*Augapfel* an." Wir wollen dem Vf. diesen Trost keinesweges rauben; nur sehen wir nicht ein, wie bey der Einwohnung des *Wesens* Gottes der Pantheismus vermieden werden kann, den doch unsre Kirche verabscheuet. Ferner räumt der Vf. nach S. 16. dem Menschen *eine* Kraft ein, das *Gute* zu erwählen, und das *Böse zu verwerfen*, also eine *Freyheit* des Willens, welches sehr vernünftig und brav ist: allein diess läuft doch auch unsern symbolischen Büchern geradezu entgegen, wonach der Mensch nach dem Falle *nur noch eine* Freyheit zum Bösen, aber nicht zum wirklichen Guten, *mithin* keine Freyheit des Willens hat. *cf Form. Concord. Artic. de libero arbitrio.* Wir bemerken diess bloss deswegen, weil der Vf. in der Vorrede S. VII. erinnert, dass die Christen durch dieses Buch vor *allerley Wind der Lehre* gesichert werden sollen. — In der Exegese geht Hr. *D.* seinen eignen Weg, worauf ihm aber wohl nur Wenige zu unsrer Zeit begegnen werden. So heisst es z. B. in dem Artikel vom Sitzen zur Rechten Gottes S. 50. „Ich weiss es, dass das *Sitzen* [als] ein „Zeichen der Herrschaft, so wie das *Stehen* vor Jemand als „ein Zeichen des Dienstes anzusehen sey. Zwar sah Stephanus Jesum *stehen* zur Rechten Gottes: allein hier war Jesus „menschlicher Weise zu reden, gleichsam *aufgestanden*, theils „ein *Zeuge* der Misshandlungen seines Knechts zu seyn, „theils ihn zu *empfangen*, und ihn als einen Ueberwinder „neben sich sitzen zu lassen." Diess dürfte doch wohl zu menschlich gedacht seyn, und dieses Buch als Religionsbuch überhaupt zu spät kommen, da wir schon so manches andre von würdigen Gottesgelehrten haben, welche für *die niedern* Schulen weit besser berechnet und weit zweck*mässiger* eingerichtet sind, als dieses, wie z. B. der treffliche Katechismus von *Schlegel*, worin sich die Religionslehre und Tugendlehre vereinigt findet, anderer zu geschweigen. — Am meisten sind uns endlich die incorrecte Sprache und Schreibart aufgefallen, die von einem *Lehrbuche* am weitesten entfernt seyn sollten, abgerechnet, dass schon an und für sich grosse Missverständnisse daraus entstehen müssen, wovon wir bereits einige angedeutet haben. Wir können unmöglich alle Fehler gegen die Grammatik und Orthographie bemerken: allein wir müssen doch noch Einiges davon auszeichnen, womit wir unsre Verwunderung belegen, z. B. S. 41. ruhete auf *dich* [dir]. Ebend. an *dem* [das] Holz genagelt werden. S. 42. aus Liebe zu *mich!* S. 54. ohne *demselben*. S. 79. eben so. S. 92. nach *ihn* [ihm]. S. 95. gepflanzt in *mir* [mich]. Bewahre mein Herz *für eine* [vor einer]. Die Wollüste dieses Lebens *sey* [seyn]. Eine Stelle, die zum offenbaren Missverständnisse führt, ist S. 70., wo man *diese* Nr. 179. auf die Ungläubigen und Irrgläubigen beziehen muss. Vorrede S. III. Philantropine st. Philanthr. u. d. m.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 27. März 1802.

PHILOSOPHIE.

Wien, b. Doll: *Grundzüge der neuern Philosophie*, für alle ihre Liebhaber, und besonders für Studierende, zur Wiederholung der logischen und metaphysischen Gegenstände, Lateinisch vorgetragen von *Victorin Laaber*, ehemaligen Prof. der Philosophie am K. K. Lyceum zu Görz und von ihm selbst übersetzt. *Erster Theil.* Logik. IV S. Vorr. u. 197 S. *Zweyter Theil.* Metaphysik. 1801. 166 S. 8. (1 Rthlr.)

Warum sich der Vf. auf dem Titel und in der Vorrede seines Werkes des Aushängeschildes *neuerer Philosophie* bedient, da doch in dem ganzen Buche wenig oder gar nichts von dem vorkommt, was man in unsern Tagen neuere Philosophie nennen muss, und kaum hier und da auf einen und den andern Lehrbegriff derselben eine flüchtige Rücksicht genommen wird, ist um so schwerer zu errathen, da der Vf. in seiner Kunde von Philosophie, philosophischer Geschichte und Literatur wirklich fast um zwey Jahrzehende hinter seinem Zeitalter zurückgeblieben ist. Wie weit überhaupt Hr. *Laaber* von klaren und bestimmten Einsichten in das wahre Wesen und den eigenthümlichen Charakter der Philosophie und ihrer besondern Theile und Disciplinen, entfernt ist, davon giebt schon sein *Vorbericht* zur Philosophie manche auffallende Proben. Die Philosophie, als Wissenschaft betrachtet, erklärt er nämlich daselbst, für „den Inbegriff aller Wahrheiten „mit ihren Beweisen, welche von den Eigenschaften, „Wirkungen und Wirkungsgesetzen der sinnlichen „und übersinnlichen Dinge durch Forschen und Nach„denken bisher entdeckt worden sind.“ Und der *Gegenstand* der Philosophie sind ihm so nach „alle wirk„liche und mögliche, sinnliche und übersinnliche „Dinge, die sich, ihrer ungemein grossen Anzahl „ungeachtet, unter drey Hauptclassen bringen lassen,“ auf welche er seine Eintheilung der gesammten Philosophie in drey Haupttheile gründet, nämlich 1) in die *Anthropologie*, welche von den Dingen, die zum Menschen gehören; 2) in die *Physik*, welche von den Dingen, die zwar nicht zu dem Menschen gehören, aber doch durch menschliche Sinne können wahrgenommen werden, und endlich 3) in die *Metaphysik*, welche von den Dingen handelt, die nicht zu dem Menschen gehören, und auch durch menschliche Sinne nicht können wahrgenommen werden. Auf diese *Haupteintheilung* lässt der Vf. nun noch eine *Unterabtheilung* folgen, worin die *Arzneykunde*, als zur *Anthropologie*; und die *Mathematik*, als zum Theil zur *Physik*, zum Theil zur *Metaphysik* gehörend, (?) in das Gebiet der Philosophie gezogen wird. — Wie die Bearbeitung und Behandlung der Logik und Metaphysik, dieser vorausgeschickten Erklärung und Eintheilung der Philosophie gemäss, ausgefallen sey, lässt sich im Allgemeinen schon voraussehen; auch kennen wir nun den Maasstab, wonach wir sie zu beurtheilen haben; denn es ist alles nach dem Zuschnitt des ehemals so beliebten Eklekticism der Popularphilosophie eingerichtet und abgemessen, welcher die heterogensten Lehren und Grundsätze des Empirism und Rationalism auf eine wundersame und widernatürliche Weise zusammen zu paaren suchte.

Was die *Logik* anbetrifft: so hat diese Wissenschaft unter den Händen unsers Vf. nichts gewonnen, sondern vielmehr in mehr als einer Rücksicht verloren, da er in das Gebiet derselben so viele fremdartige, theils psychologische, theils metaphysische Sätze aufgenommen, und dadurch den Umfang dieser Wissenschaft über seine rechtmässigen Gränzen hinaus erweitert; und über dieses auch so manche einzelne Lehren derselben nicht richtig, klar und bestimmt genug vorgetragen hat. So enthält die *erste* und *zweyte* Abtheilung des ersten, theoretischen Theils der Logik, nichts als Psychologie; und in der *dritten*, von den Hauptverrichtungen des menschlichen Verstandes handelnden Abtheilung, die sich mit nichts als den Grund- und Lehrsätzen der eigentlichen (allgemeinen reinen) Logik befassen sollte, kommt gleichwohl so manches vor, das wiederum entweder zur Psychologie, oder gar zur Metaphysik gehört; wohin wir z. B. die psychologischen Lehren von der natürlichen Verknüpfung der Begriffe oder der Ideenassociation, (im 5ten Hauptst.) von den wahrnehmbarsten Zuständen der Seele u. s. w. den Phänomenen des Schlafens, Träumens, Nachtwandelns, der Verrückung, der Schwärmerey u. a. m. (im 16ten Hauptst.); — und die metaphysische Lehre vom Ursprunge der Begriffe (in Ansehung ihres Gehalts) rechnen müssen. Wie wenig sich der Vf. zu einer klaren und richtigen Einsicht erhoben hat, wovon denn eigentlich in der Untersuchung vom Ursprunge der Begriffe die Rede ist, davon kann folgende Stelle (Log. S. 68.) zum Belege dienen, worin der Vf. „den Streit zwischen den „*Empiristen* und den *Noologisten* für einen blossen „Wortstreit erklärt, und das Misverständniss durch

„die Bemerkung berichtigen will: dafs die Noologi-„ften vielleicht vom Urfprunge der Ideen bey *gebil-„deten*, und die Empiriften von jenem der noch *un-„gebildeten* Menfchen reden" u. f. w. Als ob der Unterfchied zwifchen dem zur Speculation ausgebildeten, *philofophifchen*, und dem *gemeinen* Verftande etwas mehr als den blofsen Unterfchied des *entwickelten* und *unentwickelten Bewufstfeyns* der reinen Verftandesbegriffe und ihres davon abhängenden Gebrauches *in abftracto* oder *in concreto* betreffen könnte; — ein Unterfchied, der von den Vertheidigern der *a priorifchen* Begriffe ganz und gar nicht beftritten, fondern vielmehr aus guten Gründen anerkannt und vorausgefetzt wird! — Zum Beweife, wie unrichtig, verworren und unbeftimmt unfers Vfs. Begriffe von manchen einzelnen logifchen Gegenftänden find, mag feine Erklärung des *Begriffs* (S. 54.) dienen, nach welcher die *eigentlichen* Begriffe „*einzelne Vorftellungen einer Sache mit Bewufstfeyn*" feyn follen, ohne dafs wir noch davon etwas bejahen oder verneinen. Ift diefes wohl eine richtige Erklärung des Begriffs, der, als der *Anfchauung* entgegengefetzt, fich von derfelben gerade dadurch unterfcheiden mufs, dafs er keine einzelne (individuelle) fondern eine *allgemeine*, nur *mittelbar*, d. h. vermittelft gewiffer Merkmale auf ein Object fich beziehende Vorftellung einer Sache ift. Der Vf. hätte hier zwifchen *einzelner* Vorftellung und Vorftellung des *Einzelnen* (durch Anfchauung oder Begriff) wohl unterfcheiden follen.

In der Behandlung der Metaphyfik (im zweyten Theile des Lehrbuches) fehen wir unfern Vf., ungeachtet feiner im Grunde empiriftifchen Denkart, aber freylich wohl der *Coalitions - Manier* feines Eklekticism nicht zuwider, gröfstentheils dem Wege der Dogmatiker aus der Leibnitzifch - Wolfifchen Schule folgen, und die dogmatifche Methode diefer Schule in Entwickelung und Darftellung der einzelnen metaphyfifchen Begriffe und Grundfätze anwenden. Beym Vortrage der Lehre von *Raum* und *Zeit* erwähnt der Vf. doch einmal auch des Kantifchen Lehrbegriffes von denfelben; erklärt fich felbft aber für die *Relativität* des Raums und der Zeit, d. h. für die Meynung, nach welcher Raum und Zeit etwas find, das theils durch die Dinge felbft, theils durch unfere Vorftellungen von ihnen beftimmt wird; weil mit diefer Meynung, wie er glaubt, alles übereinftimme, was in Anfehung des Raums und der Zeit allgemeingültig fey, z. B. ihre *Unbegränztheit* und *Continuität*, fo wie die Annahme der *Abftände* für den Maafsftab des Raums und der *gleichförmigen Bewegungen*, für den Maafsftab der Zeit; — und fo dann auch, — wie philofophifch! — weil die gedachte Meynung zugleich unter den übrigen die *fafslichfte* fey!! — Von der *Zergliederungskunft* unfers Vf. in Anfehung der zu entwickelnden metaphyfifchen Begriffe, wird es genug feyn, nur folgendes zur Probe auszuheben. S. 48. Wird die *Figur* für die *Gränze der Ausdehnung* erklärt, und fo dann hinzugefetzt: „diefe Ausdehnung aber ift entweder eine *phyfifche* oder eine „blofs *ideale*. Die Gränze der phyfifchen Ausdeh-„nung nennt man *Geftalt*, und der idealifchen Aus-„dehnung, *Figur*. *Diefe letztere hat mehrere Benen-„nungen: fie heifst bald* **Punkt**; — *bald* **Linie**; — „— *bald* **Fläche**." — — — Wir müffen den Vf. bitten, doch ja zu den Mathematikern in die *Schule* zu gehen, um fich durch das Studium der Elemente und der Sprache der reinen Mathefis aus der Verwirrung diefer feiner Begriffe herauszuhelfen, da er fich hier weder durch den gemeinen noch durch den philofophifchen Sprachgebrauch hat zurecht weifen laffen.

Berlin, b. Unger: *Gemeingeift. Ideen zur Aufregung des Gemeingeiftes* von *Joh. Ludw. Ewald.* 1801. 212 S. 8. (16 gr.)

Der Vf., der das Publicum fchon mit mehreren Schriften über gemeinnützige Gegenftände befchenkt hat, theilt hier, durch die Zeitumftände veranlafst, in einer den Edlen unter Deutfchlands Regenten gewidmeten Abhandlung, feine Gedanken über den Gemeingeift mit. Man würde fich irren, wenn man eine wiffenfchaftlich erfchöpfende Unterfuchung über diefen Gegenftand erwarten wollte; diefe zu geben, war nicht des Vfs. Abficht, fondern nur eine populäre fafsliche Entwickelung einiger Gedanken über den Gemeingeift, in einer freyern Form und einer gebildeten Sprache. In diefer Geftalt wird fie ein gröfseres Publicum finden, und mehr wirken. Freylich wird die ftrengere Kritik hier und da ihre Erinnerungen machen, mit einigen Begriffen und Sätzen nicht ganz zufrieden feyn; aber die Hauptfache ift, dafs der Vf. faft durchgehends von richtigen fittlichen Grundfätzen ausgehet, und die Entwickelung und Belebung derfelben in feinen Lefern ftets im Auge behält. Nach einer Einleitung von dem Intereffe diefer Unterfuchung giebt er zuerft eine pfychologifche Darftellung des Gemeingeiftes, entwickelt daraus die Merkmale und Eigenfchaften deffelben; darauf werden die Verpflichtungsgründe zum Gemeingeift, die Hinderniffe feiner Entwickelung und die Urfachen, warum er fo felten angetroffen wird, unterfucht, und endlich die Mittel angegeben, wie er geweckt und belebt werden könne.

Gemeingeift ift nach dem Vf., *der aus beftimmt gedachten Gründen entftandene bleibende Entfchlufs fur das von uns erkannte Wohl irgend einer Gefellfchaft, felbft mit gewiffen Aufopferungen, unfere Krafte jeder Art zu verwenden, in fo weit es mit unfern übrigen Pflichten verträglich ift.* Diefe etwas weitfchweifige Befchreibung wird zergliedert, und durch paffende Beyfpiele erläutert. Die Haupteigenfchaft deffelben ift, wie der Vf. fagt, *Uneigennützigkeit* — ein Merkmal, welches in der Befchreibung nicht beftimmt genug angegeben ift. Ueberhaupt hätte Gemeingeift als Gefinnung und beftimmter Charakter des menfchlichen

chen Handelns, welche eigentlich darin besteht, dass man die Zwecke der Menschheit zu seinen eigenen macht, noch schärfer gezeichnet werden können. Daraus hätte die Eigenschaft der Uneigennützigkeit ungezwungen abgeleitet werden können, und es hätte des Merkmals, *in so weit es mit unsern übrigen Pflichten verträglich ist*, nicht bedurft. Ist es richtig, dass ächter Gemeingeist nur auf Moralität sich gründet, und aus derselben hervorgeht, was der Vf. oft mit Recht einschärft, so kann man nicht mit S. 26. sagen, dass er aus Bedürfnis entspringe. Ueberhaupt verwechselt der Vf. zuweilen Gemeingeist aus Neigung und aus Pflicht. Wir setzen zum Beweise eine Stelle S. 25. her, welche in anderer Rücksicht richtige Bemerkungen enthält, und als Probe der Schreibart dienen kann. „Gemeingeist setzt Familiengeist voraus. Nur wo rechter Familiengeist ist, kann ächter Gemeingeist seyn. Wer nichts thun oder aufopfern mag für die, die ihm so nahe sind; der thut sicher nichts für die, die ihm ferner sind. Die Sicherheit, Bequemlichkeit, Vortheile, die uns der Staat oder eine andere Verbindung verschafft, ist uns nur in dem Maasse recht lieb, wie uns unsere Familie lieb ist, weil wir das alles mehr für sie, als für unser isolirtes Ich bedürfen, das ohne das alles leicht zurecht kommen mag. Im Innern des Hauses wird der Geist aufgepflegt, der für anderer Wohl etwas Schweres thun, etwas Liebes aufopfern kann. Gemeingeist entsteht aus Bedürfniss; und nur dann habe ich recht dringendes Bedürfniss, wenn die etwas bedürfen, die mir lieb sind." Bey allen diesen und andern Fehlern, sind doch viele treffende Wahrheiten, die vorzüglich von den Regenten Deutschlands Beherzigung verdienen, gesagt, und manche herrschende Fehler unserer Zeit gerügt worden. Am Ende der Schrift macht der Vf. die Anwendung auf das deutsche Vaterland, indem er untersucht, warum der Gemeingeist, vorzüglich da, wo das deutsche Reich als ein Ganzes handeln soll, in den Reichskriegen, fast ganz verschwunden ist. Die Ursache davon entwickelt er aus der Geschichte derselben, welche lehret, dass das Reich in keinem Reichskriege etwas gewonnen, in allen unendlich viel verloren hat. — Das Aeussere der Schrift ist sehr empfehlend.

München, b. Lindauer: *Auch die Aufklärung hat ihre Gefahren!* Ein Versuch zum Behufe der höhern Cultur von *J. Salat.* 1801. 459 S. 8.

Die Tendenz dieses seinem Inhalte nach trefflichen Buchs geht dahin, zu zeigen, dass eine wahre Aufklärung *von der innern moralischen Reform* des Menschen ausgehen muss, und dass eine blosse intellectuelle Aufklärung, wie wir sie bis jetzt im Grossen gewöhnlich nur gehabt haben, als einseitig und negativ mehr gefährlich als heilsam ist. Der Mensch muss zuvor moralisch gebildet, am Herzen und Willen gebessert und veredelt seyn, ehe er die Welt zum Besten der Menschheit aufklären kann, und eben so müssen es zuvor die Menschen seyn, die aufgeklärt werden sollen, wenn eine wahre Aufklärung zum Heil und Segen der Menschheit gedeihen soll. Es giebt nämlich noch etwas Höheres als die blosse intellectuelle Aufhellung des Geistes, welches das Absolute genannt werden kann. Diess ist der sittlich gute Wille oder die Moralität mit der moralischen Gesinnung und Denkungsart, welche der Zweck aller menschlichen Bildung seyn muss, aber auch nicht als Folge von der einseitigen negativen Aufklärung erwartet werden kann, sondern derselben vorangehen, und alsdann mit derselben fortgesetzt werden muss, damit die letzte für die Humanität gedeihe. — Dieses Hauptthema wird auf eine mannigfaltige Weise gewandt, von allen Seiten betrachtet, und durch Philosophie und Erfahrung erläutert und bewiesen. — Irren wir nicht, so haben wir durch diese Angabe den Geist des vorliegenden Buchs getroffen. Sollte aber noch ein Missverständniss statt finden: so dürfte vorzüglich die Form in Anspruch genommen werden müssen. Die Kritik hat nämlich weit weniger bey dem Inhalte auszusetzen, der im Ganzen wahr und vortrefflich ist, als bey der Form, deren Mangelhaftigkeit wieder darin ihren Grund haben mag, dass diese Schrift der *weitern Ausführung* einer Abhandlung ihr Daseyn verdankt, die schon im *philosophischen Journal* Jahrg. 1797. S. VIII. abgedruckt wurde. Vielleicht rührt es daher, dass alles zu sehr aus einander geflossen, ohne bestimmte Rubriken geblieben, und nicht mit der gehörigen Präcision abgefasst ist, wie man sie von einem Philosophen erwartet. Dazu kommt eine, wenn gleich nicht überall, üppige und declamatorische Sprache, welche zwar gar nicht unangenehm ist, aber auch den Leser noch mehr im Kreise herum führt, und ihn verhindert, in Gedanken die Resultate zu ziehen, die der Vf. bey einer bestimmten wohlgeordneten Anlage seiner Schrift selbst hätte ziehen, oder doch dem Leser sehr hätte erleichtern können. So sehr wir also auch diese Schrift dem Publicum zur Beherzigung empfehlen müssen, so zweifeln wir doch, dass sie in dieser Form die Wirkung thun wird, welche sie unstreitig würde gethan haben, wenn mehr Ordnung, Bestimmtheit und Kürze statt Zerstreuung, der Ausdehnung und der Wiederholungen darin herrschte. Die Correctheit und Schönheit der Sprache gereicht dem Vf. zum Ruhm, besonders da er in Bayern lebt, woher man dergleichen zu erhalten nicht sehr gewohnt ist: allein der Philosoph hat sich vor allen Dingen zu hüten, dass er diese Schönheit nicht zu einem üppigen und declamatorischen Stil ausdehnt, worunter die Genauigkeit und Bestimmtheit der Ideen leiden. Je aufrichtiger wir es mit dem Vf. meynen, desto mehr halten wir uns verpflichtet, ihn aufmerksam auf diesen Punkt zu machen, und ihm *Garve* und *Engel* als Muster zu empfehlen, die bey aller Schönheit der Sprache doch nicht in diesen Fehler des Stils verfallen. — Sehr viel Anziehendes gewinnt das Buch des Hn. *S.* dadurch, dass sich ein wohlthätiger Geist der moralischen Reflexion und Humanität darüber

über verbreitet, welcher Bescheidenheit und Billigkeit des Urtheils nothwendig in seinem Gefolge hat. Mit diesem Geiste zieht er die jetzige Lage der cultivirten Welt, besonders Deutschlands, vor unsern Gesichtskreis, zeigt die Vortheile oder Mängel der jetzigen Cultur, und äufsert noch mehr seine Wünsche und Hoffnungen für eine wahre Aufklärung, die sich nicht blofs mit der negativen begnügt, sondern auf dem festen Grunde einer vorläufigen moralischen Ausbildung gebauet ist. Die Geschichte liefert ihm Beyspiele genug, dafs sonst alle einseitige Aufklärung eine schiefe und unglückliche Richtung gewinnt, wie man an den Folgen der französischen sogenannten Philosophie, der Jesuitenerziehung, und an einzelnen Menschen deutlich genug sehen kann, z. B. an *Voltaire, Bahrdt*, *Eulogius Schneider* und andern. Eben so sind auch die Ursachen und Hindernisse, warum unsere Aufklärung noch nicht besser gediehen ist, sehr richtig angegeben. Natürlich lag hier die Geistlichkeit der katholischen Kirche zunächst in der Sphäre des Vfs., und er verbreitet sich auch darüber mit seinen Bemerkungen, wenn gleich vielleicht nur zu weitläuftig. Es ist der verhafste und widernatürliche Cölibat, der den Keim der Sittlichkeit bey der katholischen Geistlichkeit im Grofsen ersticken mufs, und selbst junge talentvolle Männer von diesem Stande abschreckt. Diese Erscheinung des Cölibats ist um so trauriger in Deutschland, wenn man weifs, mit welchen Unruhen seine erste gewaltsame Einführung in dieses Land unter *Hildebrand* begleitet war, und wenn man bedenkt, dafs selbst in Italien sehr viele Geistliche verheyrathet sind, z. B. in Calabrien, wenn gleich unter dem Namen der katholisch unirten Griechen. Es bedarf in Italien nur der gehörigen Connexion, um die Erlaubnifs zur Heyrath zu erhalten. Wann wird sich das deutsche Reich oder ein einzelner mächtiger Fürst desselben erbarmen, eine solche päbstliche Dispensation auch für die Mitglieder des deutschen Klerus, die sie wünschen, zu erringen? Allein so wie die Sachen jetzt stehen, so will man zwar eine moralische Cultur: aber man will die Mittel nicht dazu. Daher sagt der Vf. S. 8. mit Recht: „Es ist schwer, sich mit „einer fehlerhaften Einrichtung nach dem herge„brachten Gange zu beschäftigen, ohne dabey un„vermerkt an Gradheit, an Schnellkraft und gesun„der Denkart des Geistes einzubüfsen." Unterdessen mufs man den Muth nicht sinken lassen. Es läfst sich zwar nach aller Analogie der Geschichte und nach der Psychologie voraus sehen, dafs es nicht viel besser in der Welt werden wird, als es jetzt ist: allein man mufs nie aufhören für das Bessere zu kämpfen, denn sonst würde es bald schlimmer werden. — Bey der sonstigen leisen Berührung und milden Beurtheilung des Vfs. ist es uns doch aufgefallen, dafs er über einige Punkte nicht ohne Anstofs urtheilt, welches der guten Wirkung seiner Schrift nachtheilig seyn kann. Es ist zwar ausgemacht, dafs der Cultus der Christen manche *heidnische* Gebräuche aufgenommen hat, welche *unter* einigen christlichen Partheyen noch fortdauern, *wie* Hr. S. an einer Stelle sehr richtig und der *Geschichte* gemäfs bemerkt. Allein diefs würde uns noch nicht veranlafst haben, von einem wahren Heidenthume in dem christlichen Cultus S. 178. und von einem fortwährenden Geiste des Heidenthums S. 231. zu sprechen, welches eben so anstöfsig werden kann, als wenn er S. 199. von einem *Götzen* redet „in dessen Begriffe das physische Merkmal des Allmächti„gen, und selbst von Seiten der Gütigkeit des Will„kürlichen *vordringt* (ein Lieblingsausdruck des Vfs.) „und dem der heidnische Aberglaube sogar unter „christlichem Namen, mittelbar sowohl als *unmittel*„*bar* mancherley sinnliche oder *physische Opfer* ge„bracht habe"; einer andern hieher gehörigen *Stelle* S. 135. 36. zu geschweigen. Es giebt noch eine mildere Ansicht, als gerade diese, und es ist nur ein Mangel an Aufmerksamkeit auf sich selbst, dafs dem Vf. solche Aeufserungen entschlüpft sind, die seinen eignen Grundsätzen von Humanität entgegen laufen. Freylich hält es schwer, sich von den Fehlern der Zeit ganz frey zu halten, wenn man z. B. *Fichte's* Apologie gelesen und noch im frischen Andenken hat; allein der Vf. hat sich doch sonst frey davon erhalten, und es wird ihm nicht unbekannt seyn, dafs jener Ton, den Fichte und Consorten anstimmten, der ganzen gebildeten Welt verächtlich vorgekommen ist. Also kann der Grund zu solchen auffallenden Aeufserungen nur in einer *Nachläfsigkeit* liegen. Wir können diese Recension nicht *besser* schliessen, als mit den Worten, womit *der Vf. sein* Buch schliefst, da wir von der Wahrheit derselben innigst überzeugt sind. „Was nicht auf dem Grunde „der Sittlichkeit ruht, dauert nicht. Was nicht „mittelbar oder unmittelbar an diesem Centralpunkte „haftet, das verschwindet. Wie sehr es von die„ser oder jener Seite auch glänzen, und bis zu einer „bestimmten Epoche hervorragen mag: es verschwin„det dennoch, und zwar, wenn man es aus dem „höhern menschlichen Standpunkte ansieht, wie ein „Meteor, das schnell aufglänzt, und dann eine desto „gröfsere Leere, das Bild der Finsternifs und der „Verwüstung nachläfst. *Nur auf dem Grunde der Sitt„lichkeit hebt sich die Menschheit, der einzelne und das „Ganze, zur höhern Cultur empor.*"

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 27. März 1802.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Ueber Londons Polizey*, besonders in Bezug auf Verbesserungen und Verhütungsmittel der Verbrechen von *P. Colquhoun* Esq. Nebst einem Anhange ähnlichen Inhalts, im Auszuge aus Briefen. Aus dem Englischen, nach der 5ten Auflage, übersetzt und mit einigen Erläuterungen versehen von *J. W. Volkmann*, der Rechte Doctor, und des Senats zu Leipzig Mitglied. 1800. LVI. und 462 S. Nebst 47 S. Anhang. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Ebendas. *Ueber Londons Fluss- und Hafen-Polizey*, besonders in Bezug auf Verbesserungen und Verhütungsmittel der Verbrechen, nebst Nachrichten vom Handel des Londoner Hafens von Dr. *P. Colquhoun* Esq. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Erläuterungen versehen von *J. W. Volkmann* etc. XVI. u. 370 S. ausser den Tabellen. Nebst einer Kupfertafel. (1 Rthlr. 18 gr.)

Diese beiden Werke, wovon das eine als der 2te Th. des andern angesehen werden kann, haben auch folgenden Titel:

P. *Colquhouns Polizey* von London. *Erster Theil*, die *Stadt-Polizey* enthaltend. Aus dem Englischen übersetzt etc. *Zweyter Theil*, die *Hafen-Polizey* enthaltend etc.

Dieses überaus wichtige und höchst interessante Werk ist, seit seiner ersten Erscheinung und im Originale, auch in Deutschland so bekannt geworden, dass es wohl überflüsig wäre, eine umständliche Anzeige von dessen Inhalte zu geben. Rec. wird sich also begnügen, bloss einige allgemeine Bemerkungen darüber zu machen. So sehr es auch, dem Anschein nach, bloss für Engländer geschrieben ist: so enthält es doch so viel statistische und andere Aufschlüsse über die wichtigste Stadt des Erdbodens, und zugleich so viel richtige Blicke auf die menschliche Natur und den Grund der Verdorbenheit gewisser Stände, dass es dem Statistiker, dem Philosophen und dem Manne von Erziehung und allgemeinen Kenntnissen gleich willkommen seyn muss. Der Vf. war einen grossen Theil seines Lebens hindurch ein thätiger Friedensrichter in London, und hatte, als solcher, ohne Unterlass mit dem niedrigsten und verworfensten Gesindel der Hauptstadt zu thun. Man wundere sich also nicht über den düstern Blick, der in seiner ganzen Art zu sehen herrscht, über eine gewisse Härte und über den Hang, auch die mehresten derjenigen für schuldig zu halten, die in den Gerichtshöfen wirklich frey gesprochen worden sind. Diesen Hang, überall Schuldige zu sehen, hat er mit vielen andern Magistratspersonen gemein, die ihr Leben auf den Gerichtsstuben zugebracht haben, und deren erstes Gefühl immer ist, in jedem Angeklagten einen Verbrecher zu sehen.

So ungeheuer auch die Masse der Betrügereyen scheint, die in diesem Werke entwickelt werden: so fällt doch ein Theil des Ungeheuern wieder weg, wenn man sie gegen die Bevölkerung von London, die der Vf. zu 1,250,000 Personen angiebt, und mehr noch, gegen das bewegliche Eigenthum dieser Stadt hält. Dieses letztere wird S. 430. auf 220 Millionen Pf. Str., und der Raub, der daran begangen wird, auf 2,100,000 Pf. gesetzt; folglich betragen die jährlichen Entwendungen noch nicht den hundertsten Theil. Und hierbey wird einem jeden, der dieses Werk liest, noch die Frage einfallen, ob der Vf. bey seinem trüben und strengen Blicke, die Angaben nicht übertrieben hat, wovon die mehresten von der Natur sind, dass sie sich unmöglich genau berechnen lassen. Ueberhaupt wird jedem, der London genau kennt, bey Lesung dieses Werkes sein Gefühl ohne Unterlass sagen: „So gar arg ist es denn doch nicht!" Es giebt sehr viele Menschen, Eingeborne und Ausländer, die viele Jahre hindurch einen Theil ihrer Zeit in dieser Stadt zugebracht, alle öffentliche Orte besucht, mancherley Gesellschaft gesehen, und die Gassen zu allen Stunden des Tages und der Nacht durchwandert haben, ohne dass ihnen je das Geringste entwendet worden ist, oder dass sie irgend einer Art von Betrügern in die Hände gefallen sind.

Einen grossen Theil dieser Uebel sucht der Vf. in der Härte sowohl, als in der Unzulänglichkeit, Unbestimmtheit und zum Theil selbst in der Verkehrtheit der englischen Gesetze. Niemand hat vielleicht je die letzteren so heftig angegriffen, als Hr. *Colquhoun* (liess *Cohuhn*). Aber in dieser Meynung hat er in England seine mannigfaltigen Widersacher, deren Gründe aber gegen die seinigen zu halten, eine ganze Abhandlung erfodern würde. Selbst die buchstäbliche Auslegung der Gesetze, die er so heftig angreift, findet dort noch immer sehr viele Vertheidiger, welche behaupten, dass sie, und nur sie allein gegen alle, Willkürlichkeit des Richters sichern. Dieser Umstand ist einem grossen Theile der Nation wichtiger, als die vielfachen Unbe-

quemlichkeiten, die aus der buchstäblichen Auslegung der Gesetze entstehen.

So wie der Vf. alle diese Uebel dem Publicum vor Augen legt, so thut er auch überall Vorschläge zu neuen Gesetzen und Einrichtungen, ihnen abzuhelfen. Wirklich hat er die Genugthuung gehabt, dass schon viele derselben von der Regierung angenommen und ausgeführt worden sind, während dass alle Wahrscheinlichkeit da ist, dass das nämliche auch mit verschiedenen andern geschehen wird. Viele aber sind von der Natur, dass sie schwerlich je angenommen werden möchten. Die Polizeygrundsätze des Vfs. athmen zu sehr den Geist der Polizeygesetze von Paris und Wien, und streiten mit dem Geiste der englischen Nation, welche im Ganzen lieber grosse Unbequemlichkeiten und selbst drückende Uebel dulden, als gewissen Einschränkungen sich unterwerfen will. Im Ganzen kann man von dem Vf. sagen, dass er hin und wieder mehr Rücksicht auf Eigenthum, als auf bürgerliche Freyheit genommen hat, und so kommt es denn, dass sein Werk den Grossen und Reichen willkommener ist, als der grossen Masse der Nation. Manche Einrichtungen, die er vorschlägt, sind theils eine beständige Beleidigung und Kränkung gewisser Stände, theils bilden sie eine so verwickelte und so tief eingreifende Maschine, dass Menschen in mehreren Arten von Geschäften sich ohne Unterlass eingeschränkt, und gleichsam umstrickt, fühlen würden. Bey dem allen muss dieses Werk von unendlichem Nutzen seyn, und der Stadt London dauernde Vortheile gewähren. Auch ausländische Richter und Polizeybeamte können sehr vieles daraus lernen, viele heilsame Winke benutzen, und auf manches gebracht werden, woran sie wohl, ohne dieses Werk, nicht gedacht haben würden.

Der zweyte Theil, welcher im nämlichen Geiste geschrieben ist, wie der erste, verhandelt den Diebstahl und die Betrügereyen, die auf der Themse getrieben werden, und enthält Vorschläge zu Gesetzen und Anstalten, dem Uebel abzuhelfen. Da dieser Theil dem Publicum weit weniger bekannt ist, als der erste: so können folgende Nachrichten daraus interessiren. S. 4. Der Themsehandel giebt 120,000 Personen jedes Alters Beschäftigung. Mittelbar nähren sich vielleicht 500,000 Menschen damit. S. 13. Der Tabakshandel brachte in einem einzigen Jahre (geschlossen den 5. Jan. 1799.) der Regierung 848,493 Pf. Str. ein. Die Zucker - Colonien beschäftigen jetzt bloss im Hafen von London 450 Schiffe, und gewährten im J. 1799 eine Einnahme von mehr als 2 Millionen Pf. Str. S. 28. Der monatliche Kohlenbedarf von London ist 1,320,000 Centner; also werden täglich über 40,000 Centner verbraucht. S. 104. Ein Kohlenschütter erwirbt sich täglich 7 bis 18 Schillinge; ja es hat Beyspiele gegeben, wo sie für 15 Arbeitsstunden 27 Sch. bekommen haben. Was der Themsehandel der Staatscasse einbringt, wird auf mehr als ein Viertel aller Einkünfte des ganzen Landes gerechnet. Zufolge der Tabelle S. 108. machte London im J. 1797 mit Deutschland für 10,672,000 Pf. Str. Geschäfte, an Exporten und Importen; mit Ostindien nur 10,502,000 mit Westindien 11,613,000 und — was nicht wenig merkwürdig ist, da es während des Krieges geschah — für 947,000 mit Spanien und den Canarien; 1,015,000 mit Frankreich und den ehemaligen österreichischen Niederlanden, und 2,211,000 mit Holland. Die Summe aller Ein- und Ausfuhr von London in diesem Jahre war 60,591,000 Pf. Str.

Das deutsche Publicum ist dem Hn. Dr. *Volkmann* nicht wenig Verbindlichkeit schuldig, dass er sich der höchst beschwerlichen, mühsamen und undankbaren Arbeit unterzog, dieses Werk theils ins Deutsche zu übersetzen, theils hin und wieder in einer Abkürzung zu liefern. Wer das Original auch nur mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet hat, wird gefunden haben, welche Schwierigkeiten ein Uebersetzer zu überwinden hatte. Ohne Unterlass musste er sich auch von den besten Wörterbüchern verlassen sehen, und selbst das Berathen von Sach - und Sprachkundigen musste oft unbefriedigend ausfallen, weil die mehresten Engländer selbst über eine grosse Menge der hier vorkommenden Wörter keine Auskunft geben können. Es ist Rec. selbst begegnet, sechs bis zehn Engländer über gewisse Wörter zu fragen, ohne einen einzigen zu finden, der sie aufklären konnte. Wirklich ist dieses ein grosser Fehler des Originals, wo man über eine Menge Ausdrücke Noten, und über manche Dinge Erklärungen finden sollte. Der Vf. überlegte nicht, dass nur wenige Menschen in der Geschichte der Diebe und Betrüger so erfahren sind, wie er, und dass es in London tausende wohl unterrichteter Männer giebt, die eine Menge der hier vorkommenden Wörter nie gehört haben. Was den Uebersetzer zunächst in Verlegenheit setzen musste, war die Schwierigkeit, *für eine Menge Dinge*, die wir in Deutschland *nicht kennen*, schickliche Ausdrücke zu finden. Hr. *Volkmann* ist hier in den mehresten Fällen sehr glücklich gewesen, hat aber dabey die Vorsicht gebraucht, das Englische Wort daneben zu setzen: und, wo er das Englische nicht zu übersetzen wusste, hat er es beybehalten, und in einer Note, so gut als er konnte, erklärt. Die Uebersetzung liesst sich freylich weder leicht noch angenehm; aber das ist auch der Fall mit der Urschrift. Hin und wieder vermisst man hinlängliche Klarheit, und es wäre zu wünschen, dass Hr. *V.* bisweilen nicht so wohl übersetzt, als bloss den Sinn der Urschrift herausgehoben, und in ein deutliches, bestimmtes Deutsch übergetragen hätte. Um ganz und gar nicht zu verstossen, wäre nöthig gewesen, dass der Uebersetzer sich Jahrelang in England aufgehalten hätte. Folgendes ist Recensenten, der mehr die Schwierigkeiten bemerkte, als Fehler zu suchen sich bemühete, aufgestossen. Th. I. S. XXIV. *Warehouseporters* sind nicht unsere Sonnenbrüder und Kreuzträger, sondern entsprechen unseren sogenannten Markthelfern, und sind, so wie diese, in Diensten des Kaufmanns. Ebend. durch

under-

underclerks ist eine niedrigere Art von Kaufmannsdienern zu verstehen, die in den Läden als Diener gebraucht werden, aber sehr oft die Handelschaft nicht regelmäfsig gelernt haben. S. XXXI. Note. *Gin* ist gemeiner Branntwein und nicht Wacholderbranntwein, welchen man *Geneva* nennt. Freylich mag das Wort *Gin* ursprünglich Wacholderbranntwein bedeutet haben; aber dieser Begriff ist schon längst so ganz verschwunden, dass kein Mensch bey diesem Worte sich etwas anders als gemeinen Englischen Kornbranntwein denkt. S. 42. Kommt das Wort wieder vor, wo es denn abermals durch Wacholderbranntwein, statt Branntwein schlechtweg, übersetzt worden ist. S. 53. Ein *Skewer* ist ein metallenes Stäbchen, das man in gewisse Braten steckt, z. E. in einen Kälberbraten mit Fülle, um das ganze zusammen zu halten. Oft sind sie auch nur von Pfaffenpfötlein, welches Holz man eben daher *Skewerwood* nennt. S. 115. Z. 3. und Not. 1. *Wagen-Office* und *Wagen-Vermiethung* sind hier wohl nicht die rechten Wörter. Rec. würde sagen: 1) Schreiber bey einer Postwagen-Expedition, und 2) Erlaubnifs, Postwagen anzulegen. Bekanntlich ist in England nur die Briefpost Sache der Regierung. Alle übrigen Posten und Postwagen, die unter den Namen von *Stage-coaches*, *post-coaches*, *balloons*, *flies*, *dillies* durch das ganze Land gehen, sind Privateigenthum, und von diesen ist hier die Rede. Ein jeder, der die Abgabe bezahlt, kann solche öffentliche Postwagen sowohl, als Pferde für Extraposten halten. S. 127. Z. 17. sie mögen plattirt seyn, oder *gefärbt* etc. (washed) muss heissen *versilbert*. S. 127. letzte Zeile; *in the bucket* etc. muss heissen „ein Tropfen im Eimer." S. 139. *Milled money* ist nicht geprägtes Geld, sondern solches, das einen gearbeiteten, oder verzierten Rand hat. *The milling of a coing* ist der Rand, der an den sächsischen Speciesthalern blofs verziert ist, an den bayerschen aber eine Aufschrift hat. S. 153. *Pricking the belt for a wager*. Ein doppelt genommener lederner Gürtel wird von dem einen in mehrere Falten gelegt, zwischen welche der andere mit einer Nadel sticht. Findet sich die Nadel, wenn man den Gürtel wieder auseinander läfst, innerhalb, so hat der Stecher gewonnen. Diefs ist aber durch einen Kunstgriff des Faltenlegers höchst selten, oder niemals der Fall. S. 187. *Mantua-makers* sind nicht sowohl Verfertiger von Frauenzimmermänteln, als Putzmacher, denn sie verfertigen mehrere Theile des weiblichen Anzugs und machen eine zahlreiche Zunft aus, die jedoch von den *trimming-makers* unterschieden werden muss, welche fernere Verzierungen liefern. S. 258. Z. 15. wegen begangenen Raubes an einem Eheweibe etc. muss heissen „Nothzüchtigung." S. 279. der gewaltsamen Entführung etc. ist abermahls Nothzüchtigung. Th. II. S. 10. *Merchant-taylors* sind nicht Galanteriehändler, sondern Schneider, auch wohl Kaufleute, die ungefähr alle Waaren halten, die man zu irgend einem Theile der Kleidung braucht, und dabey Leute, die die Kleider verfertigen. S. 69. *Fair game* heifst 1) eine gerechte Prise, und daher 2) alles, was man ohne Bedenken nehmen, oder plündern kann. Rec. würde hier übersetzen: „besonders bey Prisen, die diese Raubthiere ohne alles Bedenken plündern." S. 104. Wacholder etc. liefs Branntwein. S. 125. in der Note: „18,000 Centner," muss heissen 17 Millionen Centner.

Der Anhang am Ende des 1sten Theils ist ein Auszug aus dem nicht eben bedeutenden Werke: *Plain facts in 5 letters to a friend on the present State of politicks Lond.* 1798. Freylich findet der Leser darin einige Belege zu dem, was von *Colquhoun* gesagt wird; allein man sieht zu offenbar, wie es auch Hr. Volkmann bemerkt, den partheyischen Mann der Opposition, dem mehr daran gelegen ist, einen Angriff auf den Minister zu thun, als die Wahrheit zu sagen. So redet er z. E. S. 8. von 259 Pairs, von denen allein unter Pitts Ministerium 99 gemacht worden wären? — Nein, das sagt er nun wohl nicht; wohl aber bringt er die Sache so zur Sprache, dafs ein nicht sehr aufmerksamer Leser es so verstehen wird. Er verschweigt nämlich weislich, dafs die Marquis schon vorher Grafen, oder etwas anderes, und die Grafen schon vorher Viscounts und Barone waren. Eben so macht es sein theurer Gewährsmann, *Morgan*, dieser verwandelte die sämmtlichen Staatsschulden in eine einzige Art von Stocks, und bing durch diesen Kunstgriff dem Lande viele Millionen mehr auf, als es schon ohnediefs trägt. Es würde zu viel Platz wegnehmen, dem Leser das ganze Trügliche dieses Verfahrens zu entwickeln, wäre auch hier der Ort nicht; auch ist es schon lang bekannt, wie wenig man sich auf diese Herren verlassen kann.

S. 23—47. finden sich Anmerkungen und Zusätze des Ueberf. zu der vorhergehenden kleinen Schrift, worin auch die falsche Darstellung gerügt wird, die diese trüglichen Rechenmeister von dem Zustande der englischen Bank gemacht hatten. Diese hat seitdem öffentlich Rechenschaft abgelegt, und das auf eine Art, die den handelnden Theil der Nation so sehr befriediget hat, dafs man keine Abnahme an ihrem Credit gewahr wird, ob sie schon seit Jahren nicht in klingender Münze bezahlt hat.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Küchler: *Forst- und Jagdkalender für das Jahr* 1801. 12. mit Kupf. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieser vom Hn. Prof. *Leonhardi* herausgegebene Kalender enthält 1) einen Bericht von drey verschiedenen Baumarten, welche für England sowohl zu Zierbäumen, als auch zu Bau- und Nutzholz mit dem gröfsten Vortheil erzogen werden können. 2) Naturgeschichte des Elendsthiers. 3) Anleitung zur Theerschwelerey und zum Kienrufsbrennen. 4) Naturgeschichte des Schneehuns. 5) Beantwortung eines Briefes, die Anlegung eines Thiergartens und die

die Ausrodung der Stöcke betreffend. 6) Naturgeschichte der wilden Katze. 7) Waldgeschichte von England nach Gilpin. 8) Vom Schweifshunde. 9) Naturgeschichte des Greifadlers. 10) Geschichte nützlicher Erfindungen, welche den Forstwirth überhaupt und insbesondere angehen. 11) Wenn soll man Schlagholz-Reviere abtreiben? 12) Chronik der Waldbrände. In der Vorrede zählt der Herausg. die Ereignisse auf, welche die Verwüstung der Waldung bewirkten, und hieher gehört denn insbesondere der heftige Sturm im Nov. des vorigen Jahrs, welcher einen grofsen Theil der vorzüglichsten Holzbestände in Deutschlands Forsten zu Boden streckte. Der daher entstandene Schaden ist in der That so grofs, dafs er in verschiedenen Ländern wenigstens Seltenheit des Nutzholzes zur Folge haben wird. Rec. bezieht sich auf die eingelaufenen traurigen Nachrichten von den Verwüstungen am Harz, und versichert, dafs mehrere beträchtliche Waldungen von Westphalen und Niedersachsen, welche er nach jenem Sturm bereiste, schrecklicher von diesem mitgenommen waren, als wenn eine feindliche Armee ihre Mifshandlungen daran verübt hätte. Rec. glaubt zwar mit dem Vf., dafs es in den meisten Ländern an zweckmäfsigen Vorschriften wegen Bewirthschaftung der Waldungen nicht fehle; aber er erwartet von allem dem wenig oder nichts, so lange nicht die Landesregierungen tüchtige Subjecte zu Forstbedienten wählen, und diesen ein solches Jahrgehalt auswerfen, dafs sie anständig davon leben können, ohne auf Nebenverdienst bedacht seyn, oder wohl gar zu Defraudationen ihre Zuflucht nehmen zu müssen. Uebrigens gewähren mehrere Auffätze, unter denen wohl 2. 4. 6. hätten wegbleiben können, eine lehrreiche und angenehme Unterhaltung. In dem ersten ist jedoch der Versicherung der Engländer nicht sogleich zu trauen, da sie vieles übertreiben, und es überhaupt für eine erprobte Wahrheit angenommen werden mufs, dafs die exotischen Holzpflanzen, unsere guten Eichen, Buchen und übrige Nadelholz-Gattungen in Absicht der Nützlichkeit nie verdrängen werden. Die 3te Abhandlung verschafft einem Vorgesetzten des Forstwesens die erfoderliche Kenntnifs von diesen Fabricaten, vorzüglich, wenn er solche mit einer Local-Untersuchung verbindet. Rec. giebt der Meynung des Vfs., — dafs Verpachtung dieser, aus den Nadel-Waldungen entstehenden, Nebennutzung der Administration auf öffentliche Rechnung vorzuziehen sey — seinen vollen Beyfall, und glaubt, dafs in den meisten Fällen, wenn nicht ganz besondere Gründe die Administration nothwendig machen, die erstere Nutzungsart einen merklichen Vortheil für die landesherrlichen Caffen abwerfen werde. Bey dem 5ten Auffatz mufs Rec. bemerken, dafs, je leichter die Holzbestände sind, desto gröfser die Quantität der Aefung sey, welche der Boden aufzubringen vermag, und je verbissener und ungleicher der Holzbestand an einzelnen Orten angetroffen werde, desto lieber das Wildprett dahin austrete. Eben so verhält es sich mit der Behauptung, dafs in einem Thiergarten schlechterdings keine Sümpfe und Brüche seyn dürfen. Für Sauen sind sie unumgänglich erfoderlich, und eben so für das Rothwildpret in den heifsen Sommertagen, welches solche sehr begierig zur Abkühlung oder Söhlung aufsucht. Die Besorgnifs, dafs das Rothwildprett durch die Aefung der Sumpfgräfser der Gesundheit schaden werde, ist ungegründet, da jenes die für dasselbe passenden Kräuter sehr gut zu wählen weifs, und Rec., der die genaue Bekanntschaft mehrerer Thiergärten gemacht hat, nie der Fall vorgekommen ist, dafs sich Rothwildprett durch den Genufs von dergleichen Sumpfgräsern faul gefressen habe und verendet sey, obgleich der Söhlungen und morastigen Stellen mehrere in jenen sich vorfanden. Rec. hofft übrigens, dafs künftig mehr Auffätze geliefert werden, die den Förster und Jäger über Gegenstände, die in ihren *eigentlichen* Wirkungskreis gehören, über Sachen, die von dem Vf. selbst beobachtet sind, unterrichten, und dafs dieser die strenge Wahrheit liebe und nichts, auch selbst dem Schein nach, für eigene Erfahrung und Beobachtung ausgebe, was die eines andern ist, oder oft gar nur seyn soll.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Bern*, b. Haller: *Helvetien im Anfang des Jahrs* 1800. Aus dem fünften Hefte der helvetischen Monatsschrift besonders herausgezogen. 2te Auflage. 36 S. 8. (6 gr.) Seit dem Abdrucke dieser Schrift hat die unglückliche Schweiz so viele neue Krisen überstanden, dafs deren Inhaltsanzeige für das politische Interesse schon zu verspätet ist; dagegen bleibt der historische Werth unverkennbar. Der Ungenannte schildert darin mit Kraft, Würde und Unpartheylichkeit, drey Eigenschaften, welche der bekannten Feder des Hn. Prof. *Ith* in Bern eigenthümlich sind, sowohl die Wirklichkeit des damaligen Zustandes, als die Art und Weise, wie solcher herbeygeführt worden. Der Herausgeber, Hr. Dr. *Höpfner*, hat seitdem seine Freymüthigkeit nach auf ähnliche Weise bethätiget, zugleich aber auch, nach öffentlichen Nachrichten, schwer dafür büssen müssen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 29. März 1802.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) PARIS, in der Gesetzdruckerey: *Instruction sur les Poids et Mesures Républicaines*, déduites de la grandeur de la Terre, uniformes pour toute la République; et sur les calculs relatifs à leur division decimale; etc. An X. XXXII. u. 196 S. nebst 4 halben Bogen Tafeln, auch 3 halben Bog. Nachschrift, und einer Kupfert. 8. (3 Frcs.)

2) AMSTERDAM, b. Crajenschot: *De tientallige Verdeeling der nieuwe Maten en Gewigten*, zo als dezelve, ingevolge der Staatregeling zal worden ingevoerd: enz.— Op de eenvoudigste... wyze beschreven... door en Liefhebber der Wiskunde. 1801. IV. u. 48 S. gr. 8. (8 St.)

Nr. 1. ist im Ganzen weiter nichts, als ein erneuerter Abdruck des im II. J. der französischen Re..blik (im Frühjahr 1794.) zu Paris erschienenen, und ..n der, durch den damaligen National-Convent zu besonders niedergesetzten Commission, zum ..uck beförderten *Instruction* etc. 32 S. *Inh.* u. *Vorr.* ..d 196 S. Text, gr. 8. nebst 14 Tafeln über die neuen ..rhältnisse zu den Alten, die in Deutschland nicht .. bekannt geworden, als sie es eigentlich verdien.. Die Vorzüge der letztern Ausgabe vor der er..rn bestehen bloss in einer verbesserten *Nachricht*, ..e sich auf das Gesetz von 18. Germ. III. J. beziehet, ..d in der *Erklärung des Beschlusses vom ersten Con.. Bonaparte* v. 13. Brum. IX. J. (d. 2. Nov. 1800.), ..ch welchem alle Flächen-, Längen- und Körper..aasse zwar nach dem neuen Eintheilungssysteme ..eiben, jedoch ihre bisherigen griechisch-lateini..en Revolutions-Namen mit den alten, oder zur ..it der französischen Monarchie bestandenen Benen..ngen vertauschen, und also auch hierin, wie in meh..rn andern Dingen, die vorige Ordnung wieder ein..hren sollen. Diese, in 2½ Bogen bestehenden Zu..tze, machen die ganze Verbesserung der neuen Aus..be aus, wovon so wenig, wie von der ersten, auf ..m Titel des Buchs, die mindeste Erwähnung ge..hieht. Ob diese 2te Auflage eine ächte Pariser Aus..be ist, oder in irgend einer Provinzialstadt, oder ..ohl gar in Holland nachgedruckt, und auf die so..en beschriebene Art ergänzt worden, lassen wir ..hin gestellt seyn; und begnügen uns, unsere Le..r mit dem Inhalt des Buchs, bekannt zu machen. ..sser der *Vorrede* S. IX—XXXII., wird dasselbe in ..ey *Theile*, jener in fünf, und dieser in acht *Ab..nitte*, nebst einem *Anhange* eingetheilt. Der *erste Theil* S. 1—54. handelt von dem System der Maasse, deren Ureinheit (wie bekannt) von einem Grade des zwischen Dünkirchen und Barcelona gemessenen Meridians entlehnt ist. Dem zufolge wird zuförderst von den Längen-, Flächen- und Körpermaassen; dann vom Gewichte, und endlich von den Münzen gehandelt. Der *zweyte Theil* S. 55—177. giebt Unterricht, wie nach Anleitung der gemeinen 4 Species, alte französische Münz-Maass- und Gewichtwerthe in neurepublikanische verwandelt werden sollen, wobey auf einige arithmetische Vortheile, welche in Auflösung einiger Beyspiele angebracht werden, Rücksicht genommen wird. Im *Anhange* S. 177—196. wird *Abschn.* IX. eine Eintheilung des Thermometers und Barometers, so wie im letzten *Abschn.* X., eine Reductions-Tafel der alten Maasse gegen die neuen dargestellt. In diesen findet man alle Verhältnisse der Längen-, Flächen- und Körpermaasse, auch die der Münzen, wie sie ehemals in Frankreich bestanden, gegen die neurepublikanischen, wie sie durch diess System nunmehr eingeführt worden. Das Uebrige sind die Zusätze, wovon wir im Eingange Nachricht gegeben. Die Kupfertafel erläutert die darauf Bezug habenden Stellen des Textes hinlänglich, und giebt eine anschauliche Darstellung von den Längen- und Körpermaassen, die genau mit den Urmaassen übereinstimmt, welche Rec. oft zu sehen und vergleichen zu können, Gelegenheit gehabt hat. Uebrigens hat dieses Buch nichts Wesentliches vor denjenigen voraus, die schon in Deutschland, besonders seit etwa zwey Jahren am linken Rhein-Ufer über diesen Gegenstand geschrieben und gedruckt worden sind.

Nr. 2. ist noch weit weniger als jenes, selbst nur einigen Landsleuten des ungenannten Vf. bekannt. Diess rührt theils aus dem Umstande her, dass die batavische Republik deren Constitution bisher fast eben so oft verändert worden, als die ihrer Mutter, der französischen, zur Realisation dieses neuen Decimalsystems bisher ihre Sanction wo nicht verweigert, jedoch verschoben hat, theils aber, dass die Handelsstädte in den *Niederlanden*, besonders aber die Stadt Amsterdam, die Annahme dieses neuen statistisch-merkantilischen Lehrgebäudes, geradezu verweigert hat. Dieser Protest war entscheidend für das Ganze, wiewohl der französische Gesandte im Haag (wie Rec. weiss) schon mehrmals den gesetzgebenden Körper so wohl, als das nunmehr gestürzte batavische Directorium in dringenden Noten des französischen Gouvernements dazu aufgefodert hat. Unter

ter den jetzigen Umständen, wird es in den Niederlanden noch weit weniger als zuvor eingeführt werden, da alle Hoffnung vorhanden ist, dass die batavische Republik successive zu ihrer selbstständigen Unabhängigkeit wieder zurückkehren wird. Nichts desto weniger ist und bleibt diese Schrift in ihrer Art merkwürdig, und giebt einen überzeugenden Beleg zu der Seltenheit, womit die holländischen Gelehrten in unsern Tagen, als originale Schriftsteller ins Publicum zu treten gewohnt sind. Der ungenannte Vf. (es soll der ehemalige Regierungs-Advokat, und gegenwärtige Holz-Kaufmann, *Gerhard Johann Palthe* in Amsterdam seyn;) hat sich bemüht, in den vorliegenden Bogen, nach dem Sinne des, dem französischen National-Convents den 19. Januar 1793 von der damaligen Akademie der Wissenschaften zu Paris vorgelegten, und den 20. May 1793 von jenem sanctionirten Plan des Decimalsystems, die Münzen, Maasse und Gewichte, die bisher in Holland und in der batavischen Republik üblich waren, dergestalt zu reduciren und zu benennen, dass man die neufranzösischen, oder aus dem griechisch-lateinischen in altfranzösisch wieder übersetzten Namen von Grössen oder Dingen, auch auf Bastart-Holländisch zum Theil hier wieder findet. Zu mehrerer Uebersicht wollen wir hier die *republikanisch-conventionellel* Namen nach dem *Beschluss* vom 18. Germ. III. *J.*; die des *Consular-Befehls*, nach dem *Gesetz* von 13. Brüm. IX. J. (aus Nr. 1.); die *gallo-batavischen* Namen aus Nr. 2., und die *deutschen Benennungen*, die, seit dem 1. Vend. X. J. (d. 23. Sept. 1801.) am linken Rheinufer eingeführt und den französischen unterlegt worden, nach dem so eben angeführten letztern Beschlusse des Gouvernements unter Nr. 3. neben einanderstellen:

A. Längen-Maass.

Nr. 1. A. v. 18. Germ. III. J.	Nr. 1. B. v. 13. Brum. IX. J.	Nr. 2. Batavische Namen.	Nr. 3. Deutsche Benennungen.
Dégré.	*Dégré.*	*Grad.*	Grade.
Myriamètre.	*Lieue.*	*Myl.*	Meilen.
Kiliomètre.	*Mille.*	*Post.*	Viertel Stunden.
Hectomètre.	*Stadion.*	*Stadie.*	Büchsenschuss.
Decamètre.	*Perche linéaire.*	*Ketting.*	Ruthe (Toise).
Mètre.	*Mètre.*	*Mitre.*	*Meter* (Elle).
Décimètre.	*Palme (le).*	*Palm.*	Handbreit.
Centimètre.	*Doigt.*	*Pink.*	Fingerbr. (Zoll).
Millinnètre.	*Trait.*	*Lyn.*	Linie.
Decimillimètre.	*Point.*	*Stip.*	Punkt.

B. Flächen-Maass.

Nr. 1. A. v. 18. Germ. III. J.	Nr. 1. B. v. 13. Brum. IX. J.	Nr. 2. Batavische Namen.	Nr. 3. Deutsche Benennungen.
Dégré quarré.	*Dégré quarré.*	*vierkante Graad.*	Quadrat Grade.
Myriamètre quarré.	*Lieue quarré.*	*vierkante Myl.*	Quadrat Meilen.
Myriare, oder *Kiliomèt. quarré.*	*Deca-Arpent quarré.*	*Ce Morgen.*	Hundert Morgen.
Kiliare, oder *Hectare quarré.*	*Arpent quarré.*	*Kruis-Morgen.*	Kreuz-Morgen.
Hectare.	*Arpent.*	*Morgen.*	Quadrat Morgen.
Décare.	*Deca Perche quar.*	*Akker.*	Acker oder Juchart.
Are.	*Perche quarré.*	*Are.*	Quadrat Ruthe.
Centiare od. *Mètre quarré.*	*Mètre quarré.*	*vierkante Meter.*	Quadrat *Meter.*
Décimètre quarré.	*Palme quarré.*	*vierkante Palm.*	Quadr. Handbr.
Centimètre quarré.	*Doigt quarré.*	*vierkante Pink.*	Quadr. Zoll.
Milimètre quarré.	*Trait quarré.*	*vierkanta Lyn.*	Quadr. Linie.

C. Körper-Maasse.

I. *Fester oder dichter Körper, als: Holz, Steine, Kohlen, Damm- und andere Erde, etc.*

Nr. 1. A. v. 18. Germ. III. J.	Nr. 1. B. v. 13. Brum. IX. J.	Nr. 2. Batavische Namen.	Nr. 3. Deutsche Benennungen.
Deca-Stère.	*Corde.*	*Tien Block.*	Klafter (Faden).
Stère.	*Stère.*	*Block.*	Stere.
Décistère.	*Solive.*	*Ceklos.*	Sparren.
Centistère.	*Mètre Cube.*	*Kruisklos.*	Cubic-Meter.
Millistère.	*Palme Cube.*	*Klos.*	Cubic-Handbreite.

Déci-

Decimillistère.	*Doigt Cube.*	*Casteen.*	Cubic-Zoll.
Centimillistère.	*Trait Cube.*	*Kruisteen.*	Cubic-Linie.
Millionistère.	. . .	*Steen.*	. . .
Decimillionistère.	. . .	*Cekorrel.*	. . .
Centimillionistère.	. . .	*Kruiskorrel.*	. . .
Billionistère.	. . .	*Korrel.*	. . .
Decibillionistère.	. . .	*Cezier.*	. . .
Centibillionistère.	. . .	*Kruiszier.*	. . .
Trillionistère.	. . .	*Zier.*	. . .

II. Flüssige Körper, nach obigen Gesetzen.

Kiliolitre.	*Tonneau.*	*Hoed.*	Tonne.
Hectolitre.	*Poinçon.*	*Vat.*	Zehneimerfass.
Decalitre.	*Velte.*	*Bak.*	Eimer.
Litre.	*Pinte.*	*Pot.*	Kanne.
Decilitre.	*Verre.*	*Maat.*	Glas.
Centilitre.	. . .	*Dop.*	Halbmäsgen.
Millilitre.	. . .	*Tiendroppels.*	Zehntropfen.

III. Hohlmaasse für trockene Körper.

Diese führen die ähnlichen Benennungen, in gedachtem republikanischen Gesetze v. 18. Germ. III. J., welche auch in der batavischen Staatsordnung, nach Nr. 2. verzeichnet worden; jedoch sind nach erwähnter Consularverordnung v. 13. Brum. IX. J., folgende Namensveränderungen im innern Frankreich und auf dem linken Rheinufer festgesetzt worden, als:

für	*Kilioliter*	wird nunmehr	*Maid* (à 77 Pariser Boiss.)	Gross-Mltr.
—	*Hectoliter*	—	*Setier* (à 7⅔ Pariser Boiss.)	Gross-Fass.
—	*Decaliter*	—	*Boisseau*	Mitt. Fass.
—	*Liter*	—	*Pinte*	Klein Fass.
—	*Déciliter*	—	*Picotins*	Becher.

D. Gewichte, oder Schwermaasse.

Nr. 1. A. v. 18. *Germ. III. J.*	Nr. 1. B. v. 13. *Brum. IX. J.*	Nr. 2. *Batavische Namen.*	Nr. 3. *Deutsche Benennungen.*
. . .	*Millier* oder *Tonneau de mer.*	*Zee-Ton.*	Seetonne (½ Last).
. . .	*Quintal.*	*Cepond.*	Centner.
Myriagramme.	*Deca-Livres.*	*Kruispond.*	Zehnpfund Stein.
Kiliogramme.	*Livres.*	*Pond.*	Pfund.
Hectogramme.	*Once.*	*Cegewigt.*	Unze.
Decagramme.	*Gros.*	*Kruisgewigt.*	Quentchen.
Gramme.	*Deniers.*	*Gewigt.*	*Scrupel.*
Decigramme.	*Grain.*	*Cegrein.*	Gran.
Centigramme.	. . .	*Kruisgrein.*	Greist.
Milligramme.	. . .	*Grein.*	As.

(Die *Gramme* des republikanischen Gewichts, als die Einheit desselben in einem Körpermaasse von einem *Deciliter* rein destilitirten Wassers, hält 18,[841] alte französische Gran Markgewicht, oder 20,[83] holl. As, oder 280,[6] Cölln. Richtpfennige, wornach also für die *Centigramme*, die nach dem Consularbeschlusse v. 13. Brüm. IX. J., schon keine Benennung mehr hat, und aufgehoben ist, 2,[806] Cölln. Richtpfennige zu stehen kommt; kann nach der neuen Gewichtsnorm auf dem linken Rheinufer, als *Scrupel* von 1000 *As* eingeführt werden, da dergleichen Asgewicht nur $\frac{806}{1000}$ Cölln. Richtpfennige schwer seyn würde, das beym Gold und Juwelenhandel zwar immer Anwendung, nur nicht im gemeinen Leben, welches doch der neue Beschluss des Ober-Präfecten im Rhurdepartement *Simons* in Aachen, von 24. Vendimiäre X. J. (16. Oct. 1801.) für jeden Krämerladen angeschafft wissen will, jemals statt finden wird.)

In Ansehung der republikanischen Geldwerthe sind die französischen und holländischen Silbermünz-Einheiten sich, in Absicht ihrer Eintheilung, völlig gleich, aber am Werthe doppelt verschieden. Denn der *Franc*, der seit der republikanischen Staatsverfassung in Frankreich bis auf den heutigen Tag, in 10 *Decimen*, oder 100 *Centimen* getheilt wird, hält gerade 1 alten französischen Liv. und 1 Centime (eine kleine Kupfermünze, etwan in der Grösse eines Reichspfennigs), wornach also die alten Laubthaler von 6 Liv., um 6 Centimen weniger als 6 Francs geachtet, und in französischen Cassen im ganzen Ruhrdepartement, wo der Cöllnische oder clevische Species-Fuss im Handel und Wandel eingeführt ist, nur zu 1 Rthlr. 58½ Stbr. angenommen werden, welche aber, bis zur Vernichtung der *Hocheschen Convention*, daselbst zu 2 Rthlr. Clevisch ausgebracht wurden. (Die *Centime* ist völlig dem Gewichte *einer Gramme* gleich, wovon die *Myriagramme* = 188410 Gran, oder

oder $20,^{44}$ Pfd. alt französisches Markgewicht, d. i. $21,^{365}$, oder beynahe 21⅓ Berliner Pfd., und $42,^{82}$, oder *circa* 42⅜ Mark Cölln. Gewicht ist.) Der Vf. von Nr. 2. will S. 28. fg. §. 120. ffg. die Einheit der Münzspecien, wie die Franzosen, in Decimaltheile vereinzelt wissen. Bisher wurde der holländische *Gulden* zu 20 *Stuiv.* à 8 *Deuten* à 2 *Penn.* (letztere Benennung war jedoch fingirt) eingetheilt. Die *Stüver* und *Penn.* Namen sollen wegfallen, und der *Gulden* à 10 *Doppelstüber* (bisher unter dem Namen *Dubbeltjes* bekannt), jeder zu 10 *Deute* (wovon jeder ¼ schwerer wie bisher in Kupfer bestehen, und wegen der erstaunlichen ausländischen Kupfermünze, die zum Nachtheil der batavischen Republik jährlich eingeführt wird, zu einem Schleichhandel Anlass geben würde) eingetheilt werden. Damit man nun, wie bisher, das Pfund Flämisch (*Liver Vlaamsch*, in allen Münzbüchern und Preis-Couranten als eine erdichtete Münze) im batavischen Rechnungsfuss beybehalte, sollen 10 Gulden = 1 Pfd. Fläm. seyn.

Nach allen diesen Erläuterungen, Instructionen und Resultaten, liefert der Vf. von Nr. 2. S. 38. und 39. zwey *Tafeln der Längen- und Quadratischen-Maasse* nach dem *vorläufig angenommenen*, und demnächst *genauer bestimmten Meter* (wovon wir sogleich nähere Auskunft geben werden), nach französischen und holländischen Benennungen, die neben einander stehen, in Vergleichung rheinländischer Ruthen, Fusse und Linien, auch Morgen, Ruthen, etc. Quadrat-Maasse. — S. 40. *Tafel der Maasse fester und flüssiger Körper*, nach rheinländischen Cub. Fussen, Zoll und Linien, auch holländischer Anker, Mingel- und Mötjes-Maassen; und in Absicht der Gewichte, gegen Pfunde, Unzen, Drachmen und Assen holländische Troygen. — S. 41—47. *Tafel der specifischen Schweren verschiedener Körper*, als Gold, Silber, Platina, Kupfer, u. s. w. nach eben dem Gewichte, und einem, vom Vf. neu erfundenen *Hygrometer*, der S. 48. beschrieben wird, wovon der Vf. neue Tafeln zu berechnen, und dieselben dem Publicum mitzutheilen verspricht. (Der anonyme Vf. würde wohl thun, wenn er zu diesem gemeinnützigen Unternehmen, den Anleitungen und Winken des Prof. *Fischer's* in dessen *physikalischen Wörterbuche* 2ter Th. S. 973—987. folgte, wenigstens sie bey seiner Arbeit benutzte.) Uebrigens ist der Stil dieser Bogen fliessend und der Sache angemessen, obgleich die S. 1. §. 2. geführte Sprache nicht durchaus gefallen wird. „*Dit* (nämlich die „Einrichtung des neuen Maass-Münz- und Gewichts-„System) *was wederom voor de Franschen bewaard*, „*om die weldaad aan het menschdom te schenken*, *en* „*dien moeglyken en kostbaren taak te ondernemen*." — Beyläufig wollen wir noch erwähnen, dass, wie mehrere Sachkenner schon längst erwähnt und aus einleuchtenden Gründen anschaulich gemacht haben, der 100,000ste Theil eines Grades des Meridians, in mittlern Breiten gemessen, der nach der Fraction aller Resultate 307,046 französische königl. Fuss beträgt, unmöglich die allgemeine Norm des Fussmaasses seyn und werden kann, da die Franzosen *selbst* sich in ihren anfänglichen Angaben vom *Meter*, merklich geirret haben, wie diess aus einem Schreiben des vorigen Ministers des Innern, des bekannten französischen Mathematikers *la Place* v. 4. Frim. VIII. J. (5. Nov. 1799.) an den Ober-Consul *Bonaparte* hervorgeht. Jener versichert darin diesem, dass die Nationalversammlung damals das *Metermaass* zu 3 Fuss, $11\frac{442}{1000}$ Linien *pied du Roi* angenommen, und das französische Gouvernement dabey beharret habe; die seit dem aber von *de Lambre* und *Mechain* vorgenommenen neuen Gradmessungen zwischen Duynkirchen und Barcelona zeigten zu klar eine bemerkenswerthe Verschiedenheit, wornach (wie auch Rec. in der *Connoiss. des temps. pour l'An. X* p. 371. gesehen hat,) man den *Meter* zu 3 *Fuss*, $11\frac{296}{1000}$ Lin., also um $\frac{146}{1000}$ Lin. kürzer wie zuvor annehmen und festsetzen müsse; anderer, auf nähere Untersuchungen der dichten und flüssigen Maasse und Gewichte gestützten Abänderungen nicht einmal zu gedenken. Wir wollen zum Schluss unserer Bemerkungen nur noch auf die Gedanken über das neue französische Maass- und Gewichtssystem verweisen, die *Kästner* in seiner *höhern Mechanik*, S. 343—344. Gött. 1793. 8. und in der *mathemat. Geogr.* S. 87—96. Gött. 1795. 8. — *Büsch* in seinen *Zus. zur Darst. der Handl.* 1. Th. S. 237—261. Hamb. 1797. 8. andere im *Journ. v. u. f. Deutsch.* 1792. I. S. 35—50. und *Journ. f. Manuf. und Handl.* 1795. I. S. 52—55. geäussert haben. —

GESCHICHTE.

Ohne Druckort, (London): *The secret history of the armed Neutrality*, together with memoirs, official lettres and state papers, illustrative of that celebrated confederacy never before published; written originally in French by a german Nobleman translated by A*** St*** 1801. 8.

Diess ist nichts anders als eine unveränderte neue Auflage der schon 1792 erschienenen merkwürdigen Druckschrift über die bewaffnete Neutralität von 1780. Wahrscheinlich gab die jetzige Erneuerung dieses Bündnisses und die Seltenheit der in wenig Exemplaren abgedruckten, aber bald ganz vergriffenen, ersten Auflage, die Veranlassung zu dieser Buchhändler-Speculation; sie wäre aber rechtmässiger gewesen, wenn man die Urschrift zugleich angezeigt hätte. Von dieser kam 1793 eine Uebersetzung in das Französische unter dem Titel: *Memoire ou précis historique sur la neutralité armée et son origine suivi des pièces justificatives* heraus.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. März 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Stockholm, b. Lindh.: *Kongl. Vetenskaps Academiens Nya Handlingar.* (Neue Abhandl. der königl. Akad. d. Wissenschaften) 1801. *Erstes* und *zweytes Quartal.* T. XXII. gr. 8. m. K.

Das *erste Quartal* enthält: I. *Versuche und Erfahrungen über den Nutzen und Gebrauch des Theerwassers in venerischen Krankheiten,* von *E. Acharius.* Schon vor mehrern Jahren war das Theerwasser in der Medicin sehr an der Ordnung des Tages. Hr. *A.*, der als Arzt bey dem neulich zu Wadstena auf Kosten des Medicinalfonds errichteten grössern Krankenhause angestellt ist, worin sich auch mehrere venerische Personen aus der niedern Volksclasse befanden, hat es bey solchen sowohl innerlich als äusserlich mit Nutzen angewandt, und schreibt dessen Wirkung dem damit verbundenen Oxigen zu, dessen Nutzen Alyon in seinem *Mémoire sur les propriétés antivénériennes et antipsoriques* bestätiget hat. Dieser Sauerstoff, wovon das Quecksilber bekanntlich eine so grosse Menge enthält, mache solches zu einem so wirksamen antivenerischen Mittel. In der Anwendung sey doch das Quecksilber von oft gefährlichen und zerstörenden Folgen; daher hat man sich statt dessen die Salpetersäure, Alyons Salbe zum Einreiben, und eine Auflösung von *muriate suroxigéné de potasse* gebraucht. Auch diese Mittel hat der Vf. versucht; allein er hat, ob sie gleich wirklich viel ausrichten, doch damit keine vollständige Cur bewirken können, woran vielleicht das dortige kalte Clima mit Schuld seyn dürfe. Die Salpetersäre griff gemeiniglich die Brust des Kranken an (vielleicht war sie auch nicht rein und verdünnt genug!). Alyons Salbe muss lange gebraucht werden, ist daher kostbar und fodert viele Genauigkeit bey ihrer Bereitung, und man hat bey diesen Mitteln doch immer auch Mercurialpräparate zu Hülfe nehmen müssen. Der Vf. suchte daher ein Mittel zu finden, das gleichfalls eine Menge Sauerstoff enthielt, leicht zu haben und weniger kostbar wär. Und diess fand er im Theerwasser, das ausser dem Sauerstoff, den es enthält, mit dem im Theer befindlichen empyreumatischen flüchtigen Oel gesättigt ist, welches zur Auflösung des Schleims, der das venerische Gift umgiebt, dienen kann. Wenn dieses Mittel auch nicht immer zureichend sey, das Uebel zu heilen: so unterstütze und erleichtere es doch die Mercurialcur, und man gebrauche dabey weit weniger Mercurius. Da seine damit angestellten Versuche in Stockholm und an andern Orten nachgemächt worden: so lehrt er zuerst dessen Bereitung, wozu er sich des kalten Wassers bedient, und etwas von der in der *Pharmac. Suec.* vorgeschriebenen Bereitung abweicht. Zu 3 Spanen Wasser, deren jedes an 15 Kannen enthält, nimmt er 2 Kannen guten Theer, zum äusserlichen Gebrauch, zu Umschlägen und zum Baden, auf jedes Spann eine Kanne. Er liess den Patienten täglich 1 bis 3 Quart Theerwasser trinken, das Theerbad aber 2 bis 3 mal in der Woche nehmen, und auf die venerischen Geschwüre Compressen beständig mit Theerwasser, angefeuchtet, legen, die oft allein grosse venerische Geschwüre heilten. Unter 70 Kranken mussten 18 ausser dem Theerwasser auch Mercurialia gebrauchen, 24 wurden durch das Theerwasser innerlich und äusserlich gebraucht, allem Anschein nach allein geheilt; 13 bey denen vorher Mercurialmittel gebraucht worden, wurden, da nun auch das Theerwasser gebraucht ward, gesund; und 7, bey denen die Salpetersäure und die Alyonsche Salbe nicht geholfen, wurden dadurch geheilt; bey 11 wurde bloss zu mehrerer Sicherheit zuletzt auch Mercurius angewandt. Uebrigens hat er bemerkt, dass es besonders zu Anfang den Urin treibt, den Umlauf des Bluts und die Transpiration vermehrt, auch wohl eine gelinde Salivation bewirkt. II. *Abhandlung über analytische Serien,* von *J. Svanberg.* Zur mehrern Entwickelung des bekannten Taylorschen Theorems. III. *Anhang zu der Abhandlung von der gelben China,* von *J. P. Westring.* Der Vf. beschreibt hier noch einige erhaltene neue Arten von sogenannten Chinarinden, als *Tecamez China* (der Vf. war nicht so glücklich damit wie Hufeland, ein altes Quartanfieber zu heilen); *Quina da Fernambuco,* zwey Arten *Quina da Bahia* und *Cortex Rondeletiae,* die er doch von weniger Wirkung gefunden hat. IV. *Siebente Abhandlung über den Zustand des Tabellwerks von 1772 bis 1795,* von *H. Nicander.* Sie hat das Verhältniss der Lebenden zu einander und zu den Gestorbenen in jedem Alter, und die Wahrscheinlichkeit der ihnen noch übrigen Lebenszeit zum Gegenstande. Um hier nur bey dem letztern stehen zu bleiben: so bemerkt der Vf., dass die Wahrscheinlichkeit in einem gewissen Alter bis zu einem andern, z. E. von 20 bis 60 Jahr zu leben, eben so gross sey, als das Verhältniss der Menge derjenigen, die im 20. und 60. Jahre ihres Alters noch leben; und hierauf gründet sich dann die Berechnung der Wahrscheinlichkeit, wie lange einer von beiden Geschlechtern bey einem gewissen Alter von 1 bis einige 80 Jahre noch zu leben habe. Rec. will

will hier aus der Tabelle des Vfs. bey einer gewöhnlichen Mortalität nur die Resultate von 5 zu 5 Jahren ausziehen:

Männliches Geschlecht.		Weibliches Geschlecht.	
Alter	übrige Lebensj.	Alter	übrige Lebensj.
1	— 52 J. 1 Mon.	1	— 53 J. 4 Mon.
5	— 50 — 3 —	5	— 51 — 8 —
10	— 47 — 0 —	10	— 48 — 6 —
15	— 43 — 8 —	15	— 45 — 3 —
20	— 40 — 5 —	20	— 42 — 0 —
25	— 37 — 1 —	25	— 38 — 8 —
30	— 33 — 9 —	30	— 35 — 2 —
35	— 30 — 4 —	35	— 31 — 8 —
40	— 27 — 0 —	40	— 28 — 1 —
45	— 23 — 8 —	45	— 24 — 8 —
50	— 20 — 5 —	50	— 21 — 3 —
55	— 17 — 4 —	55	— 18 — 0 —
60	14 — 5 —	60	— 14 — 10 —
65	— 11 — 8 —	65	— 11 — 11 —
70	— 9 — 2 —	70	— 9 — 3 —
75	— 7 — 0 —	75	— 7 — 1 —
80	— 4 — 8 —	80	— 5 — 0 —
86	— 1 — 9 —	87	— 1 — 10 —

Durch Hülfe der 4 beygefügten Tabellen lassen sich noch eine Menge andere Resultate finden. V. *Auszug aus dem meteorologischen Tagebuch, gehalten auf dem Observatorium zu Upsala im J.*: 1800. von D. *Holmquist.* Die Mittelhöhe des Barometers war 25,47; die gröfste Kälte — 29 d. 27. Febr. Die gröfste Wärme + $27\frac{1}{2}$ d. 14. Aug VI. *Auszug aus dem meteorologischen in der Stadt Umeå im J. 1799 gehaltenem Tagebuch*, von D. *E. Näzen.* Die Mittelhöhe des Barometers war 25° 63 die gröfste Kälte — 34° 9 den 16. Febr., und die gröfste Wärme + 24° 7 den 7. Jul. VII. *Sciurus Plantani*, ein wenig bekanntes Eichhörnchen, beschrieben von *S. J. Ljungh.* Pennants Beschreibung ist davon zu kurz und unzureichend. Hier sind folgende Charaktere angegeben: *Sciurus Plantani: supra griseus, subtus albus, stria utrinque laterali flavicante, cauda longitudine corporis nigro-annulata pedibus tetradactylis.* Das Thier war auf Java gefunden, hält sich besonders auf den Cocosbäumen auf, und wird von den Holländer *Suri Katje* genannt; es ist hier in natürlicher Gröfse abgebildet beygefügt.

Zweytes Quartal. I. *Fortgesetzter Bericht von der Fortpflanzung der von der Paarung eines Rehes mit einem Schafbock gefallenen Zucht, und von den bey diesen Thieren beobachteten Veränderungen*, von *C. N. Hellenius.* Er dient zur Widerlegung der Meynung, dafs sich dergleichen Thiere die von gemischter Art abstammen, nicht fortpflanzen können; man sieht aber auch daraus, dafs sie in der Folge mehrerer Zeugungen nicht eine eigene besondere Art ausmachen, sondern nach und nach immer mehr und mehr zu der Art des Männchens oder Weibchens, wovon sie zuerst abstammen, zurückkehren, so wie hier der Fall war, dafs sie immer dem Schafbock ähnlicher wurden. II. *Beschreibung einiger neuen schwedischen Insekten und Berichtigungen der Beschreibung einiger vorher gekännten*, von *Gust. Paykull*, Drittes St. Hier: *Anthicus Antherinus, var. γ. niger elytris rufis fascia media lata nigra, antennis pedibusque rufis. Anthicus ater, niger glabriusculus immaculatus. Anthicus Rufipes; niger opacus, punctatus, rubescens thorace suborbiculato — globoso, antennis pedibusque rufis. Cassida Vibex, ovata, virens, elytris convexioribus, distincte punctata striatis sutura brunnea, pedibus pallidis femoribus nigris* mit *var.* β u. γ. *Cassida Viridis; suborbiculato-ovata, supra viridis, thorace brevi, elytris punctato-substriatis, macula subscutellari rubescente*, mit *var.* β. *Cistela Maura; supra nigra, subtus picea, elytris substriato-punctatis antennarum basi pedibusque rufis.* Und *Cuculus bimaculatus, antennis moniliformibus, testaceh rufescens, fronte depressa, thorace subquadrato mutico, elytris macula media fusca.* III. *Beschreibung des electrischen Finnaals, Gymnotus Electricus Linn.* von *S. Fahlberg.* Er ward von Suriname an den Vf. auf der Insel St. Barthelemy gesandt. Dieser Fisch ist von Bajon, Ingram, Schilling, van der Lott, Magellan, Condamine, Gravesand, Gronov, Fermin, Bancroft, Garden, Boyant, Walsh, Flagg, Wiliamson, Bloch u. a. m. beschrieben. Aber alle, aufser Hunter, haben dessen Anatomie vernachläfsiget, die uns doch allein den Weg bahnen kann, den Mechanismus der Electricität thierischer Körper näher kennen zu lernen, welche ein Abilgaard, Cotunin, Valli, Fowler, Robertson, Galvani u. a. m. bey mehrern Thieren wahrgenommen haben. Niemand hat so genau die Zergliederung dieses Fisches angestellt, und dessen innere Theile beschrieben, als der Vf. dieses Auffatzes. Diefs ist besonders in Hinsicht der Eingeweide und vorzüglich der Nerven geschehen. Der Vf. erhielt diesen Fisch über 14 Monate lebendig. Zuletzt nahm dessen Efslust und electrische Kraft immer ab, und letztere hörte mit seinem Leben ganz auf, auch zeigte sich nicht die geringste Spur davon bey der unternommenen Zergliederung desselben, welches den Galvanischen Versuchen entgegen zu seyn scheint, vermuthlich hier aber daher rührte, dafs der Fisch nicht mit vollen Kräften starb, sondern dessen Nerven schon vorher alle Reizbarkeit und mechanische Wirkungskraft verloren hatten. Als der Fisch lebte, war seine electrische Kraft im Wasser dem 10 bis 15 Grad, aufser dem Wasser aber dem 20 bis 25 Grad der Ladung einer Leidner Flasche gleich. Kein Thier und kein Fisch hat im Verhältnifs seiner Gröfse, gröfsere Nerven als dieser, und die Lage und Vereinigung derselben tragen das meiste zu dessen electrischer Kraft bey. Sie sind hier ausführlich beschrieben, und der Fisch selbst, so wie einzelne seiner innern Theile, sind in Kupfer gestochen abgebildet. Es gehören doch auch mehrere Versuche und ein gröfserer Zugang zu dergleichen Fischen dazu, um die Frage zu entwickeln: wie eine der atmosphärischen so ähnliche Electricität in einer so wirksamen Menge in einem Thier angehäuft werden kann, das

selbst

selbst Conductor ist, und wie solche durch eine Flüssigkeit von fast gleicher Natur kann mitgetheilt werden, da doch sonst die Feuchtigkeit in der Atmosphäre ihre Kraft hindert; und was noch wunderbarer ist, dass die electrische Ableitung derselben eben so gut geschehen kann, wenn Personen, oder andere ableitende Materien den Fisch selbst berühren, oder nur das Wasser, welches seinen Körper umgiebt. IV. *Neue und weniger bekannte Flechtenarten*, beschrieben von *E. Acharius*, VII. Fortsetzung. Zwar hat Hoffmann in seinem botanischen Taschenbuch einige derselben, aber nicht so vollständig, wie hier geschehen, beschrieben, auch sind die hier beschriebenen, mit ihren vergrösserten Befruchtungstheilen hier genau in Kupfer gestochen. Es sind folgende sechs. 1) *Lichen limosus; gelatinosus imbricatus irregularis, foliolis adpressis minutis graniformibus crenulatisque, scutellis subimmersis ruso-fulvis.* 2) *Lichen myriococcus; gelatinosus imbricatus, foliolis confertissimis crispo granulatis, scutellis aggregatis subglobosis minutis concoloribus.* 3) *Lich. melaenus; gelatinosus imbricatus orbicularis, foliolis confertissimis crispis undulatis incisis lacero-crenulatis, scutellis planis submarginalibus concoloribus, margine granulato.* 4) *Lich. Scotinus; gelatinosus imbricatus suborbicularis, foliolis minutis confertis erectiusculis plicato-gyrosis lobatis crenulatis, scutellis lateralibus concoloribus margine integerrimo.* 5) *Lich. rivularis; gelatinosus membranaceus glauco-cinerascens, foliolis oblongis obtusis subrepandis integris laxis flexuosis, scutellis pallide rubris.* Und 6) *Lich. furvus; gelatinosus membranaceus fusco-virens foliis difformibus obtusis, lobatis undulatis subintegris rugosis plicatis granulosis scutellis nigro-fuscis.* Jeder Art ist die Synonymie, der Ort, eine genaue Beschreibung ihrer Theile und Substanz, nebst einigen botanischen Bemerkungen beygefügt. Eine Erklärung ihrer Figuren macht den Schluss.

DUISBURG a. Rhein, im Verl. d. Helwingschen Universitätsbuchh.: *J. L. Ewalds kleine vermischte Schriften. Erstes Bändchen.* 1800. 117 S. 8. (10 gr.)

Diese kleine Sammlung enthält folgende Auffätze: 1) *Ideen über bessere Bildung christlicher Prediger.* Officielle Vorschläge aus Acten. Gute, und grosstentheils leicht ausführbare Ideen, welchen wir alle Beherzigung wünschen. Einige, dass z. B. die Candidaten in Gegenwart der Examinatoren katechisiren müssen, dass Candidaten, wenn sie nach einigen Jahren befördert, oder Prediger, wenn sie versetzt werden, ein sogenanntes Colloquium mit den Examinatoren zu halten haben, sind in dem Vaterlande des Rec. wirklich schon seit mehrern Jahren ausgeführt worden. Was hingegen den S. 11 fg. gethanen Vorschlag betrifft, einen Professor der Theologie zum Aufseher über die studierenden Jünglinge zu wählen, und diesen von Zeit zu Zeit mit dem Generalsuperintendenten über sie correspondiren zu lassen: so würde ihn Rec. nur dann unbedingt annehmen, wenn sich eines Theils bey den Professoren nie etwas Menschliches einmischte, und wenn er andern Theils den herrschenden Studentengeist nicht kennte, der einen aufrichtigen Referenten unter den Professoren auf mancherley Art übel lohnen würde. Dem Rec. sind mehrere Beyspiele bekannt, wo nur einige aufrichtige Aeusserungen eines akademischen Lehrers gegen die Aeltern des studierenden Jünglings die Quelle der mannichfaltigsten Neckereyen und Beleidigungen des ersten wurden. Und wie sollten dergleichen Aeusserungen ganz verschwiegen bleiben? (S. 3. Z. 2. muss *leben*, statt *lebt* gelesen werden). 2) *Der Arzt und die Kranken.* Eine Parabel. Diese Parabel zeichnet sich weder durch vorzügliche Erfindung, noch durch ihre Einkleidung aus. 3) *Die Schule, eine literarische Familie* (eine Rede); bey Einführung eines Schullehrers. Diese kurze Rede bringt den Gymnasiasten einige beherzigungswerthe Ideen ins Andenken zurück. 4) *Die griechische Weisheit, ein Symbol.* Einführungsrede. Nachdem der Vf. die einzelnen Attribute der Pallas gedeutet hat, macht er die Anwendung auf den einzuführenden neuen Lehrer der dritten Classe, Einige Züge der kalten jungfräulichen Göttin, die noch einer Deutung fähig gewesen wären, hat jedoch der Vf. mit Stillschweigen übergangen. 5) *Freyheit und Frechheit.* Aus einer Rede an Jünglinge. Richtige, wiewohl bekannte Gedanken! Das angehängte Gedicht läst in Absicht auf das Silbenmaass noch sehr vieles zu wünschen übrig. Wer wird z. B. in folgenden Zeilen einen Pentameter ahnden?

> Der dich zur göttlichen Freyheit, freylich nach Anstrengung führt;

und wie hart ist folgender Hexameter skandirt:

> Nie wird das Mädchen voll Unschuld ihr Herz dem Thiermenschen geben!

Eben so wenig ist folgendes ein Pentameter:

> Wär' er nicht deines Schweisses, Jüngling, der Anstrengung werth?

Dass aber der Vf. den Hexameter mit dem Pentameter abwechseln lassen wollte, sieht man aus der ganzen Anlage des Gedichts, worin mehrere wirkliche Hexameter mit Pentametern richtig abwechseln. 6) *Ueber den Enthusiasmus.* Eine Rede. Wenige, aber treffende Worte, die Rec. mit vielem Vergnügen gelesen hat! 7) *Ideal einer Schule*; Abschiedsrede eines Scholarchen. Auch diese Rede hinterläst ein wohlthuendes Gefühl in dem Herzen des Lesers. 8) *Wünsche.* Drey kleine Gedichte, wovon wir zur Probe, folgende Strophe hieher setzen, weil sie den übrigen an Gehalt ziemlich ähnlich ist:

> Blüten seyen eure Erdenfreuden
> Eine Paradiesesfrucht, in jener Welt;
> Regenschauer euer Erdenleiden,
> Reicher fruchtend jedes Land, auf das er fällt.

Der

Der Corrector dieser Schrift hätte aufmerksamer seyn sollen. Auch wird der Vf. bey einer nochmaligen Ansicht derselben Ausdrücke, wie folgende: an Neuigkeiten *kauen*, keinem befremden, *woler* st. besser, auf *mein* Vorurtheil ertappen, der Mensch ist *kein* Mensch *nicht* mehr u. s. w. selbst nicht mehr billigen.

ALTENBURG, b. Petersen: *Ueber die Kleidertracht, Sitten und Gebräuche der altenburgischen Bauern*, von *Karl Friederich Kronbiegel.* Mit 12 ausgemalten Kupfern. 1801. 157 S. 8. (2 Rthlr.)

Nach der Vorrede zu urtheilen, soll diese Schrift nicht nur den Leser mit den Eigenheiten der altenburgischen Bauern, welche in Absicht auf Kleidertracht, Sitten und Gebräuche so auffallend sind, bekannt machen, sondern sie soll auch denjenigen, die ehemals wegen Handelsgeschäfte in dieses Ländchen gekommen sind, oder die auch der Krieg und andere Verhältnisse dahin geführt haben, die daselbst froh verlebten Stunden ins Andenken wieder zurückbringen. Beide Absichten sind gut, und die Erreichung derselben scheint dem Vf. auch so ziemlich gelungen zu seyn; nur wäre zu wünschen, dass er, weil er nicht selbst Gelehrter ist, sein Manuscript einem Sprachverständigen zur Durchsicht gegeben hätte, um die vielen Mängel der Schreibart, und die fast auf allen Seiten des Buchs vorkommenden Sprachfehler verbessern zu lassen. So steht z. B. S. 8. die Tochter hofft dem kommenden Freyer entgegen, statt hofft auf den kommenden Freyer. — S. 9. ganze Schaaren, statt Schaarenweise. — S. 17. begonnte, statt begann. — S. 121. die sich auf dieses Geschäft befleissigt, statt die sich dieses Geschäfts befleissigt. — S. 145. lucri, statt luxus. — Die vielen kleinen Unrichtigkeiten, statt dem, den; ihrem, ihren; für, vor, u. s. w. nicht gerechnet. Auch kommen bisweilen Stellen vor, z. B. S. 4. aus welchen Unbestimmtheit und falsche Wahl des Ausdrucks hervorleuchtet, noch mehr aber solche, wo der Periodenbau und die Interpunktion ganz fehlerhaft ist. Bey der Darstellung der altenburgischen Sitten und Gebräuche geht zwar der Vf. sehr ins Detail, auch scheinen seine Nachrichten aus Quellen geflossen zu seyn, die die Wahrheit dessen, was erzählt wird, hinlänglich verbürgen; gleichwohl aber herrscht in seinem Vortrage eine solche Weitschweifigkeit, dass das Vergnügen der Unterhaltung, welches der Vf. seinen Lesern damit zu machen gedenkt, merklich gestört wird. Dahin gehört unter andern die Erzählung, die der Vf. sowohl von der Erziehung der altenburgischen Kinder, als auch von den Heyraths- und Hochzeitgebräuchen derselben geliefert hat. Als Beyspiel der Schreibart und des Vortrags heben wir folgende Stelle aus: „Sobald (heisst es S. 31.) „der junge Landmann den Drang und Beruf zum Heyrathen „fühlt, sieht er sich unter den Dorfschönen seines „Landes, einen für sich brauchbaren Gegenstand aus, „erkundigt sich nach ihrer Aufführung, Vermögen „und Fähigkeit der Wirthschaft vorzustehen, findet „er nun die ihm behaglichen Requisita beysammen, „so setzt er sich vor, *daselbst anzuklopfen*; ist sie „überdiess noch schön, um desto besser, sonderlich „wird aber bey den Bauern nicht eben auf Schönheit gesehen, wenn nur Geld da, und die Braut „von guter Familie ist, denn bey den altenburgischen Bauer gilt — Convention und es finden sich „daher wenig Mesalliancen unter ihnen. Denkt nun „der junge Mensch an den sich ausgedachten Orte „sein Glück zu machen, so wird jemand hingeschickt, „welches gemeiniglich der Hochzeitbitter (?) oder ein „der Sache kundiger Mann ist, dieser muss horchen „wie es steht," etc. Wie unrichtig bisweilen die Begriffe des Vf. sind, beweiset seine Definition von der Ehe, welche nichts anders sey, als eine Verbindung einer Person mit einer Person andern Geschlechts. — Was die, diesem Buche beygefügten, Kupfer betrifft: so geben sie zwar von der Kleidertracht, deren sich die Altenburger männlichen und weiblichen Geschlechts bedienen, einen anschauenden Begriff; von einem Maler aber, der der Vf. der Unterschrift in der Vorrede zu Folge, doch seyn will, hätte man, in Absicht auf Illumination, mehr erwartet. Darauf ist noch weit weniger Aufmerksamkeit verwendet worden, als auf die Schrift selbst.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Jena*, in d. akad. Buchh.: *Aufruf eines praktischen Forstmannes an seine Cammeraden und deren Befehlshaber.* Erster, zweyter und dritter Abschnitt. Mit Anmerkungen des Herausg., in Betreff des jüngst im Publico erschienenen *Handbuchs der grundsätzlichen Forstwissenschaft im Staate mit Hinsicht auf Landökonomie und Wildbahn.* 1801. 36 S. 4. (8 gr.) Diess ist eine Recension, oder vielmehr eine räsonnirende Inhaltsanzeige des erwähnten Handbuchs. Es ist auch unser Wunsch, dass die in jenem Buche aufgestellten Grundsätze von Kammern und Vorstehern des Forstwesens bald allgemeiner in Ausführung gebracht werden mögen. Uebrigens sind wir der Meynung, dass die Kammeraden des Vfs., so wie sie gewöhnlich sind, und bis jetzt fast noch nicht anders seyn können, diesen seinen Aufruf so wenig verstehen werden, wie das Buch selbst, über welches ausgerufen wird; denn die Vorkenntnisse, die dazu erfodert werden, haben nur sehr wenige, und beide zeigen einerley Gabe des Vortrags, nur die nicht der Popularität und Deutlichkeit. Man erfährt auch hier wieder, dass das Forstpublicum vor der Herausgabe jenes Werks eigentlich noch gar nicht gewusst habe, wie man einen Wald ordentlich bewirthschaften müsse.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. März 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Celle, b. Schulze d. j.: *Versuch einer moralischen Anwendung des Gesetzes der Stetigkeit. Ein Beytrag zur Pastoral, (?) Homiletik, Katechetik, Pädagogik und natürlichen Theologie*, von D. *Friedr. Christoph Gräffe.* 1801. 446 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Der Vf. versichert, auf sein Werk allen möglichen Fleiss gewendet zu haben; und es ist nicht zu verkennen, es trägt Spuren der Anstrengung an sich, die es ihm gekostet hat. Hr. G. verweist bey dieser Untersuchung (S. 7) auf sein 1798 herausgegebenes Buch über das mechanische Gesetz der Stetigkeit, in welchem er erwiesen zu haben glaubt, „dass an keinem Körper der Zustand der Ruhe oder der Bewegung, und an dieser der Geschwindigkeit oder Richtung durch den Stoss in einem Augenblicke verändert, sondern nur in einer gewissen Zeit durch eine unendliche Reihe von Zwischenzuständen." Rec. hat jenes Buch nicht gelesen, glaubt auch, um das gegenwärtige zu beurtheilen, es nicht nöthig zu haben. Durch das mechanische Gesetz der Stetigkeit hofft der Vf. in der Psychologie vieles aufzuhellen. „Wir haben (S. 8) wenigstens eine Analogie, durch deren Hülfe ein kläreres Licht angezündet wird." Das ganze Werk zerfällt in *drey* Hauptabschnitte. Im ersten wird gezeigt, dass die Gesetze der *Stetigkeit*, der *Trägheit*, der *Acceleration*, der *Retardation* und *Sollicitation* eben sowohl in der moralischen Welt statt finden, als in dem Mechanismus der Natur. Im zweyten wird hiervon die Anwendung auf Pastoralklugheit, Homiletik, Pädagogik u. s. w. gemacht. Der dritte ist eine Art von Zugabe, in der einige metaphysische Aufgaben untersucht werden, und der, unbeschadet des Ganzen, hier wegbleiben konnte.

Durch Induction zeigt der Vf. im ersten Abschnitte, dass man das Gesetz der *Stetigkeit* in allen Naturprodukten wahrnehme. Er erläutert dasselbe aus den Begebenheiten ganzer Länder und Staaten, von denen er behauptet, dass es ein Maximum ihrer Macht und Cultur gebe, von dem sie, so bald es in unmerklichen Uebergängen erreicht worden, allmälig wieder zurückweichen. In diesem Räsonnement hat Hr. G. nicht bestimmt genug angegeben, was man sich eigentlich unter jenem höchsten Gipfel der Grösse zu denken habe. Dass ein absolutes Maximum seyn müsse, welches schon je erreicht worden sey, und über welches die menschliche Strebsamkeit nicht hinausgehen könne, scheint unerweislich zu seyn; man müsste denn, zumal in sittlicher Rücksicht, die Perfectibilität des Menschengeschlechts durchaus verwerfen. Und scheinen nicht z. B. die *Sineser*, nach den Nachrichten, die wir von ihnen haben, seit mehr als einem Jahrtausende auf einem und demselben Punkte der Cultur stehen geblieben zu seyn? Man kann also wohl nicht Wachsthum und Abnahme der Staaten auf gleiche Art, nach dem Gesetze der Stetigkeit messen, wie z. B. das allmälige Emporwachsen und Abnehmen eines Eichbaums. Hr. G. geht weiter und findet das nämliche Gesetz in den einzelnen Menschen, zu welchem Behuf er auf mehrern Blättern die Geschichte des Königs *David* durchgeht, worin Rec. nichts interessantes in psychologischer Rücksicht, wohl aber manche Allotria gefunden hat. Bis S. 44 ist eigentlich nicht mehr erwiesen worden, als dass allenthalben, in der Natur sowohl, als im Geisterreiche, eine Causalverbindung herrsche, die durch unendlich kleine Gradationen, ohne irgendwo einen Sprung zu thun, fortwirke. Allein, wie kann Hr. G., als ein eifriger Anhänger *Kants*, dieses behaupten, da, nach jenem Weltweisen, die *Freyheit* eine Causalität ist, die durch sich selbst eine Reihe von Begebenheiten anfängt, ohne, dass das erste Glied derselben nothwendige Wirkung eines vorhergegangenen Zustandes ist? Er kommt §. 7 auf diesen Einwurf; geht aber ganz seicht darüber hin. Das alte abgedroschene Geschichtchen von einem Raben (S. 97—100) der aus einem Zimmer einem Ring verschleppt hatte, worüber unschuldige Domestiken beynahe als Diebe verurtheilt wurden, konnte wegbleiben; denn das daraus gezogene Resultat: über nichts eher zu entscheiden, als bis alle Umstände untersucht worden sind, bedurfte keiner so seltsamen, weit ausgeholten, Erörterung. Folgende drey Sätze sind es, die Hr. G. aus dem Gesetze der *Stetigkeit* ableitet: a) Es giebt im Moralischen eben sowohl eine Stetigkeit als im Physischen. (Diess im Allgemeinen zugegeben: so bleibt doch unerweislich, dass sie hier eben so, wie im Physischen wirke.) b) *Alle* Operationen der Seele geschehen nach diesem Gesetze. (A priori ist hierzu der Beweis nicht zu führen, und die Erfahrung läfst uns darüber im Dunkeln.) c) So allgemein das physische Gesetz der Stetigkeit ist; eben so allgemein *muss* (?) man die Oberherrschaft, welche dieses Gesetz über die Seele ausübt, anerkennen. (Diess scheint unvereinbarlich mit der *Freyheit* zu seyn; und die Moralphilosophie kann bey diesem dreisten Postulate, auf das gelindeste geurtheilt, nichts ge-

gewinnen.) Rec. kann nicht begreifen, weshalb Hr. G. mit Hülfe des pythagorischen Lehrsatzes, den er S. 93 gleichsam als wenn er ein Compendium der Geometrie schriebe, demonstrirt hat, zu beweisen sucht, dass die menschliche Seele bey dem Denken keinen Sprung mache? Aus seinem ganzen Räsonnement folgt nichts weiter, als dass man in einem Syllogismus den Gehalt der major und minor erst prüfen müsse, ehe man die Conclusion macht; zu was also den Magister Matheseos in Unkosten gesetzt, um eine so triviale Regel zu beweisen, und beyher, S. 96 über die Hetakombe geplaudert, die Pythagoras nach dieser Erfindung soll geopfert haben? S. 101 ff. wird das Gesetz der *Trägheit* erklärt, und durch eine *vis insita* sich in seinem Zustande, es sey in der Ruhe oder in der Bewegung zu erhalten, bestimmt. So gelehrt das darüber Gesagte scheinen möchte: so hat doch der Vf. in der psychologischen Anwendung desselben, nichts weiter klar gemacht, als dass die Seele, ohne innere oder äussere Veranlassung, nicht wirken könne. Diess folgt, sollte man denken, schon aus der Causalverbindung, ohne das Gesetz der *Trägheit* dabey zu Hülfe nehmen zu müssen. S. 147 kommt der Vf. auf die *Acceleration*. Er berechnet hier die zunehmende Geschwindigkeit der herabfallenden Körper, und trägt durch eine wahre *μεταβασις εις ἀλλο γενος* dieses Gesetz auf Begierden und Leidenschaften der Seele über. Er berechnet S. 154 ganz dreist, dass eine Leidenschaft sich millionenmale vermehre. Der sonderbarste Einfall, da hier nichts berechnet werden kann! Denn welcher Sterbliche hat wohl je beobachtet, kann es beobachten, dass die Acceleration einer Leidenschaft gerade der eines fallenden Körpers gleich sey? Alles was aus seiner Declamation als wahr hervorgeht, ist der triviale Satz: Leidenschaften werden mit der Zeit immer stärker. Aus der Acceleration leitet er S. 155 die Möglichkeit eines ewigen Elends in jener Welt her, weil die Lasterhaften, nach diesem Gesetze, immerfort sündigen und im Bösen schnellere Fortschritte machen. Dem steht aber auch hier die Freyheit der menschlichen Seele entgegen, die sie nothwendig auch in einem andern Zustande des Daseyns behalten wird. Und zu was seinen Scharfsinn aufbieten, eine so trostlose Vorstellung zu demonstriren? Doch nein, der Vf. erscheint hierin nichts weniger als scharfsinnig; er versucht nur auf eine seltsame Weise, es zu scheinen. S. 181 ff. erläutert der Vf. die Parabel von den Arbeitern im Weinberge. Die anscheinende Unbilligkeit, dass die Letztern gleichen Lohn mit den Erstern empfingen, wird, ohne an jene alte Regel aller guten Ausleger zu denken: *in parabolis N. T. non omnia ad vivum esse resecanda*, dadurch gehoben, dass die letztern in einer Stunde eben so viel gearbeitet hätten, als jene den ganzen Tag über. Allein, wo ist im N. T. die mindeste Spur, dass die erstern so fröhnermässig gefaullenzt hätten? Was von der Acceleration der Tugend gesagt wird, ist ein Gemisch von Zahlenberechnung und seichtem Geschwätz. Die Worte Christi „Nehmet auf euch mein Joch u. s. w." werden S. 200 dem Context sowohl, als dem Geiste des Redenden zuwider, aus der Acceleration auf eine Art erklärt, die der Leser selbst nachsehen mag. Gott bewahre uns doch vor solchen Exegeten! Von dem, was über *Retardation* und *Sollicitation* gesagt worden, will Rec. nichts referiren. Der Vf. bleibt sich in seinen seltsamen Spielereyen auch *hier* gleich.

Nach dieser mühsamen Vorbereitung sollte man Wunder! glauben, was für ein helles Licht im *zweyten* Abschnitte über Pastoralwissenschaft, Homiletik, Pädagogik u. s. w. verbreitet seyn würde. Nichts, als die gemeinsten, mit unter recht triviale Dinge! Denn wenn z. B. §. 21 aus jenen mechanischen Gesetzen keine andern Resultate für den Prediger hervorgehen, als, dass er sich das Zutrauen der Gemeinde erwerben, den Armen mit Rath und That beystehen, durch einen schlechten Lebenswandel, das, was er aufbaut, nicht wieder einreissen, und überhaupt bey seiner Amtsführung bedächtig zu Werke gehen, und nichts präcipitiren solle; so kann man nicht umhin, an jenen Helden zu denken, der nach allen Regeln der Constablerkunst, einen Zwölfpfündner lud, und einen Sperling damit todtschoss. Um den Punkt der Behutsamkeit wichtig zu machen, wird S. 237 ff. ein Geschichtchen von einem Prediger erzählt, der zu rasch das Glöckchen im Klingelbeutel abschaffen wollte, und darüber Verdruss bey der Gemeinde sich zuzog. War es wohl nöthig, um solche alltägliche Regeln, wozu nur etwas gesunder Menschenverstand gehört, aufzustellen, erst jene mechanischen Gesetze weitläuftig zu erklären? Da sie alle fünfe einzeln auf Homiletik, Pädagogik u. s. f. angewendet werden: so ist eine unerträgliche Weitschweifigkeit daraus entstanden. Auch die Beyspiele, die Hr. G. aus seiner eignen Amtsführung, mit vieler Redseligkeit mittheilt, enthalten nichts, was ein Prediger, der nicht ganz nach dem Schlendrian und ohne allen Beobachtungsgeist sein Amt verwaltet, nicht längst wissen könnte. Sonderbar ist S. 289 die Anwendung der *Stetigkeit* auf die Homiletik. „Damit die *Stetigkeit* überall herrsche: so müssen alle gewählten Ausdrücke sowohl zu der Sache, die abgehandelt wird, als auch zu den Personen, mit zu welchen geredet wird, in der rechten Angemessenheit stehen. (Deutscher: *den Sachen — angemessen seyn*.) Der Ausdruck muss sich offenbar nach der Beschaffenheit des Gegenstandes richten. Von niedrigen Dingen des gemeinen Lebens darf man nicht so reden, als von den höhern Angelegenheiten des menschlichen Geistes. Das Erhabne will anders behandelt seyn u. s. w." Wahr, und selbst Primanern bekannt! Aber wie gehört das zur *Stetigkeit*? *Cicero* nennt dieses sehr richtig das *πρέπον*, und sagt, z. B. im Orator, interessantere Dinge darüber, als hier Hr. G. aus seiner Stetigkeit herauspressen will. S. 291 „Die Nothwendigkeit, dem Gesetze der *Stetigkeit* zu huldigen, zeigt sich noch deutlicher, wenn man auf die ganze Art der Behandlung hinsieht, welche eine Predigt

digt erst recht zweckmäſsig machen kann. In der ganzen Rede muſs ein ſtetiger Zuſammenhang herrſchen. Nichts ſtehe iſolirt, und auſser Verbindung mit dem Ganzen dar. Ein Theil, ein Satz, führe den andern herbey u. ſ. w." Wuſste Hr. G. nichts trivialeres? *Horaz* hat dieſes längſt ſchon das *ſimplex et unum* genannt, und ſich die Sache ſehr richtig gedacht, ohne daſs er dem Geſetze der Stetigkeit *gehuldigt* haben mochte. Wer die Hokus Pokus, die mit der *Trägheitskraft* in Beziehung auf eine Predigt verſucht werden, kennen lernen will, der leſe S. 292 ff. und er wird die unnütze Mühe bedauern, die ſich Hr. G. damit gegeben hat. — Der *dritte* Abſchnitt enthält einige wiſſenſchaftliche Foderungen, in Beziehung auf die letzten Gründe der menſchlichen Erkenntniſs. Hier wird unter andern gezeigt, daſs die Zeit eine inhärirende Form der Sinnlichkeit ſey (ganz nach *Kant*) und gefolgert, daſs die Ewigkeit für uns eine Succeſſion ſeyn müſſe. Rec. ſollte meynen, daſs niemand, er möge die *Zeit* halten für was er wolle, daran zweifeln könne, ob für endliche Geſchöpfe ein künftiger Zuſtand des Daſeyns etwas anders als eine Succeſſion in der Zeit ſeyn könne. Auf die Polemik gegen den *Fichte'ſchen* Idealismus will Rec. ſich nicht einlaſſen. Hr. G. ertheilt der Kantiſchen Philoſophie groſse Lobſprüche, daſs ſie ſo viel gründliche Schriften hervorgebracht habe. Ein ſchätzbarer Theil des Publikums wird ihm hierin Recht geben, aber auch geſtehen müſſen, daſs ſie, wofür freylich *Kant* nicht verantwortlich ſeyn kann, Schriftſteller in Thätigkeit geſetzt hat, die, um Dunkelheiten in Wiſſenſchaften zu zerſtreuen, wie weiland Schilda's Bürger zu Werke gingen, die in ihren Schubſäcken Licht in das fenſterloſe Rathhaus trugen; Schriftſteller, die Sätze verwirrten, mit welchen man ſchon vor vierzig Jahren auf das Reine gekommen war. Sie hat Schriften veranlaſst, die einen gewiſſen Tiefſinn zur Schau tragen, aber, nach Abſonderung einer ſchwerfälligen Schulſprache und einer Menge unnützer, weit ausgedehnter, Spitzfindigkeiten, ganz gemeine und abgeſtandene Gedanken enthalten, die in einer Menge, bloſs vom geſunden Menſchenverſtande eingegebner Schriften, weit beſſer enthalten ſind. Dieſem eben beurtheilten Werke kann Rec., ſeiner beſten Ueberzeugung nach, keinen andern Platz anweiſen. Er bedauert, daſs Hr. G., dem es am Kenntniſſen nicht mangelt, ſeine Muſe auf eine ſo unfruchtbare Weiſe verſchwendet hat.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NÖRDLINGEN, b. Beck: *Die Evangelien zu ſynthetiſchen Homilien ſkizzirt* (Skizzen zu ſynthetiſchen Homilien über die Evangelien) von *Johann Jakob Friedrich Vogelgeſang*, Hochfürſtl. Oetting - Oettingiſchen und Oetting - Wallerſt. Kirchenrathe und Pfarrer zu Trochtelfingen. 1801. 284 S. 8. (16 gr.)

Der Beyfall, den des Vf. Predigtentwürfe über die Leidensgeſchichte Jeſu, und über die Perikopen wirklich in den meiſten kritiſchen Blättern erhalten haben, hat ihn zu dieſer Arbeit veranlaſst. Wie er ſie ausgeführt hat, kann ſie einem guten Kopfe, der einige Fertigkeit erlangt hat, den Hauptgedanken eines hiſtoriſchen oder lehrenden Abſchnitts der Evangelien aufzufaſſen, oder irgend einen fruchtbaren Geſichtspunct, aus welchem eine Begebenheit beurtheilt werden kann, zu finden, keine groſse Mühe gemacht haben. Gabe der Erfindung, einen gewiſſen praktiſchen Sinn und die Geſchicklichkeit, heterogene Theile zu einen erträglichen, ja wohl gefälligen und nützlichen Ganzen zu ordnen, geſtehen wir dem Hn. Vf. gerne zu; wir wünſchten aber wohl, daſs er mit weniger Flüchtigkeit verfahren wäre, um dadurch die Unbeſtimmtheit vieler Begriffe, das unrichtige Ableiten mancher Hauptſätze oder Unterabtheilungen, und manches Seltſame, was ſich für die Kanzel gar nicht eignet, zu vermeiden. Wie wir denn auch wünſchten, daſs ſich der Vf. deutlicher möchte gedacht haben, für wen er eigentlich arbeiten wollte. Gute Köpfe brauchen in der That dieſe Vorarbeit nicht, und mittelmäſsige und ſchlechte können dieſen todten und nackten Gerippen zu Homilien weder Leben und Kraft noch Gewand und Auszierung geben. Wir wollen zur Bezeichnung der Methode des Vf. erſt ein paar der vorzüglichern Skizzen dieſer Sammlung herſetzen: Ueber Joh. 18, 12 — 27. *Ueber einige der traurigſten Lagen, worin gute Menſchen gerathen können.* a) Wenn ſie bey aller ihrer Unſchuld ſchon verdammt ſind, noch ehe ſie gehört werden, V. 12—14. b) Wenn ſie in der beſten Meynung andern zu dienen, ihr Unglück veranlaſſen, V. 15. 16. c) Wenn irrige Vorſtellungen von der Gröſse der Gefahr ihrer Tugend ſchädlich werden, V. 17. d) Wenn ſie in Geſellſchaften, in die ſie nicht Muthwille, ſondern Noth getrieben hat, ehe ſie ſichs verſehen, ſo weit gebracht werden, daſs ſie ihr Gewiſſen verletzen, V. 18. 25—27. e) Wenn ſie bey der beſcheidenſten und unwiderleglichſten Vertheidigung ihrer Unſchuld miſshandelt werden, und die, die ſich von Rechtswegen ihrer annehmen ſollten, es nicht thun, V. 20—24. — Ueber Joh. 2, 1—11. *Wodurch zeichnen ſich gute Menſchen im geſellſchaftlichen Leben aus?* a) Durch herzliche Theilnahme an den Freuden und Leiden anderer V. 1 — 3. b) Durch Nachdenken, Berathen und Ueberlegen, wie ſie jene fördern, und dieſe mindern können, V. 4. 5. c) Durch weiſe Benutzung der Umſtände und Perſonen um ſich her, um zu ihrem Zweck zu gelangen V. 6—8. d) Durch Lob und Achtung derer, die ſich für das geſellſchaftliche Beſte auf weiſe Art verwenden. V. 9. 10. Durch Verſuch ihrer Krafte, für ihre Mitmenſchen alles zu thun, was möglich iſt, hätten ſie auch vorher dieſe Kräfte noch nicht gekannt und angewendet. V. 11. — Nun einige Beweiſe von der Flüchtigkeit des Vf. Ueber Matth. 2, 1 — 12 ſtellt er folgenden Hauptſatz auf: *Ueber die ebne Bahn der Tugend und die krummen Wege böſer Politik.* Hier iſt erſtlich die ebne Bahn dem krummen Wege fälſchlich entgegen-

gengesetzt, denn auch das ebne kann krumm seyn; es sollte von dem geraden Wege der Tugend die Rede seyn. Sodann, warum nicht statt: böser Politik, lieber deutsch, arglistiger Klugheit. Der erste Theil sollte den geraden Weg der Tugend beschreiben, und die Merkmale angeben, woran man einen Menschen, der darauf wandelt, erkennet, wie es der zweyte in Ansehung der bösen Politik thut; statt dessen heisst es im 1sten Th. bloss: Wer jene wandelt, ist verehrungswerth. Bey Matth. 1, 13—19. *Ueber rechtes Benehmen gegen Freunde, die wir vorzüglich schätzen*, sollte es zu V. 17. 18. nicht heissen: unsern eigentlichen Charakter wollen wir gegen sie nicht maskiren, sondern unsere Absichten — nicht verheimlichen. — Wie sonderbar klingt es für einen Kanzelvortrag, den wir auch niemals allein an schwangere Frauen richten würden, wenn zu Luc. 1, 39. der erste Theil so angegeben ist: Es ist ihnen und ihrer Leibesfrucht sehr heilsam, sich fleissig Motion zu machen. — Von undeutschen Worten ist Hr. V., wie die beygebrachten Beyspiele zeigen, ein grosser Liebhaber. Wir übergehen andere Flüchtigkeiten, unter andern auch, das Gebieten gewisser Gefühle, um nicht zu weitläuftig zu werden. Der Vf. kann mehr leisten.

* * *

Leipzig, b. Voss u. C.: *Katechetische Unterredungen über religiöse Gegenstände in den sonntäglichen Versammlungen in der Freyschule zu Leipzig gehalten*, von M. *Johann Christian Dolz*. Mit einer Vorrede von dem Herrn Domherrn D. *Rosenmüller*. Erste Sammlung. Dritte verbesserte Auflage. 1801. XVI u. 264 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. No. 340.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Kirchengeschichte. *Göttingen*, b. Dietrich: *Joannis Horn* Verdensis *commentatio de sententiis eorum patrum, quorum auctoritas ante Augustinum plurimum valuit de peccato originali.* 1801. 106 S. 4. (16 gr.) Eine Preisschrift vom J. 1801, der die theologische Facultät zu Göttingen mit Recht den Preis zuerkannt hat, da sie sich durch Kritik, Ordnung, Deutlichkeit, fleissige Arbeit und Sachkenntniss rühmlich auszeichnet. Diess ist auch nicht zu verwundern, insofern der Vf. ein Schüler von *Heyne* und *Planck* zugleich ist. Man konnte also schon im Voraus auf der einen Seite die nöthige Kritik und Sprachkenntniss erwarten, so wie auf der andern Seite die gehörige Einsicht in die Hauptpunkte, worauf es bey dieser historisch-dogmatischen Untersuchung vorzüglich ankam. Hr. H. hat sehr richtig die Methode gewählt, dass er zuerst die Meynungen der einzelnen Väter bis auf den Augustin zu ergründen sucht, und dabey zugleich eine Vergleichung derselben mit denen des Augustin und Pelagius anstellt; alsdann sie unter sich vergleicht, ihre Harmonie oder Abweichung zeigt, aber immer mit der Rücksicht auf den Augustin und Pelagius, inwiefern sie sich dem einen, und dem andern nähern, oder davon entfernen; endlich die Ursachen angiebt, warum sie grade so dachten, und dennoch in einzelnen Punkten wieder von einander abwichen. Darus ergiebt sich nun das Resultat, dass zwar kein einziger *ganz* so dachte, wie Pelagius, aber noch weniger ein einziger ganz wie Augustin. Dieses Resultat kannte man zwar schon im Allgemeinen: allein man kannte es noch niemals so genau, und in einzelnen Puncten, als es durch diese gelehrte Untersuchung aus einander gesetzt ist. Man hielt von jeher den leiblichen Tod für Folge der Sünde Adams, wahrscheinlich veranlasst durch die Worte: welches Tages du davon issest, sollst du des Todes sterben! und insofern war man durchgängig anderer Meynung als Pelagius und sein Anhang, die bekanntlich den leiblichen Tod zur Naturnothwendigkeit des Menschen rechneten, wie es besonders Julian deutlich an den Tag legt: allein man glaubte durchgängig eben so wenig, dass die *Schuld* der Sünde Adams allen seinen Nachkommen als Strafe *zugerechnet* werde, und dass Adam mit seinen Nachkommen durch den Fall *die Freyheit des Willens* verloren habe, wie es doch Augustin allen Einwendungen der Pelagianer zum Trotz durchaus behauptete. Warum man aber die Freyheit des Willens nicht wohl aufgeben konnte, davon lag der Grund theils in einer gesunden philosophischen Denkart der griechischen Väter, theils in der kirchlichen Tradition, welche nach dem Origines diese Freyheit selbst nach dem Fall schlechterdings behauptete. Ueberhaupt kann man wohl annehmen, dass ein solches unphilosophisches monströses System, als Augustin von den Folgen des Falls aufstellte, in der griechischen Kirche schwerlich zu Stande gekommen seyn würde, so lange noch ein Funken ächter Philosophie darin glimmte; allein desto eher war diess in dem glühenden Afrika möglich, wo die Phantasie mit der Vernunft davon lief. *Schon beym* Tertullian findet man die unphilosophische Idee von einer *physischen* Fortpflanzung der Sünde, insofern er eine physische Fortpflanzung der Seele (*animatum traducem*) annahm. Wenn nun gleich der feine Athanasius, der fast ganz pelagianisch dachte, eine *progatio peccati* für Marcionitisch und Manichäisch erklärte, die weder in der Schrift noch in der Kirchenlehre ihren Grund habe: so hielt doch dieses den Augustin nicht ab, sie aufs Neue zu behaupten, und mit Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Alle einzelnen Ideen und Verschiedenheiten der Väter muss man in dieser Schrift, die ein gelehrter Theolog nicht wohl entbehren kann, selbst nachlesen, um hinlänglich darüber instruirt zu werden. Ein besonderes Interesse wird es noch haben, zu sehen, wie verschieden die Griechen von den Lateinern denken, die hier ganz recht immer getrennt sind, und wie die Stellen, worauf sich Augustin berief, gewöhnlich nichts für ihn beweisen, weil sie aus dem Zusammenhange gerissen sind, welches bey *Vossius* und *Seiler* auch der Fall ist. Hätte der Vf. bey jedem Kirchenvater genauer darauf Rücksicht genommen, worin jeder eigentlich das Ebenbild Gottes, so wie den Verlust oder Nichtverlust desselben setzte; so würde bey dieser Arbeit nichts bedeutendes zu erinnern seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. März 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Tübingen, b. Cotta: *Versuch eines Grundrisses des Wirtembergischen Polizeyrechts nach seinen verschiedenen Zwecken und Objecten.* Ein Leitfaden zum Unterricht für den Advocaten- und Schreiberstand, und zugleich Repertorium für die Beamten. Von *Joh. Gottl. Roller. Erstes Bändchen.* 1800. 259 S. *Zweytes Bändchen.* 1801. 315 S. 8.

Wirtemberg mangelt es wie überhaupt, so auch in dem Fache der Polizey, an sehr zweckmäfsigen Gesetzen ganz und gar nicht; manche andere deutsche Territorien könnten hier nachahmungswerthe Muster, in nicht unbedeutender Zahl finden. Aber nicht auf gleiche Weise verhält es sich mit der Beobachtung und Vollstreckung der bestehenden gesetzlichen Anordnungen. Der Grund hiervon mag hauptsächlich in dem gedoppelten Umstande liegen: einmal, dafs keine oberste Behörde im Lande aufgestellt ist, welche alle Zweige der Polizey in höchster Instanz zu leiten hätte; und dann, dafs es bisher an einer zweckmäfsigen Sammlung der gegebenen Polizeygesetze gänzlich gebrach. — Die allgemeine Landespolizey soll zwar in der Regel durch das Regierungsraths-Collegium verwaltet werden; allein es bestehen nun wieder für so viele einzelne Zweige so viele einzelne Stellen, Deputationen genannt, z. B. die Armen-Anstalten, Brandversicherungs- Commercien- Schafzuchts- Verbesserungs- und andere Deputationen, dafs jene Regel durch die vielen Ausnahmen fast aufgehoben wird. Ja! selbst einzelne polizeyliche Hauptzweige sind wieder unter so viele verschiedenartige Behörden vertheilt, dafs Einheit in den Grundsätzen und Anstalten, und Beharrlichkeit in der Ausführung unmöglich erreicht werden können. So wird z. B. die Medicinal-Polizey theils durch das Collegium der Leibärzte, theils durch die Sanitäts-Deputation, theils durch die Regierung, theils durch den Kirchenrath gehandhabt. — — Wie vorzüglich das letztere Collegium, das seiner Bestimmung nach blofs das Kirchengut zu verwalten hat, zu diesem so höchst heterogenen Geschäftszweig komme, werden Ausländer schwer begreifen können; allein die Erscheinung wird sogleich erklärbar, wenn man weifs, dafs die auf das Medicinalwesen zu verwendenden Kosten aus dem Kirchengute bestritten werden. — Was die gegebenen Polizeygesetze selbst betrifft: so ist die *gemeine Landes-Ordnung*, so wie sie zuerst von Herzog Christoph im J. 1567, und nachher von Herzog Johann Friederich, mit einigen Marginalverbesserungen und 14. *novellis constitutionibus* versehen, 1621 promulgirt wurde, im Grunde noch heute der einzige allgemeine Polizey-Codex in Wirtemberg, da alle seit dieser Zeit ergangene Polizey-Gesetze in einer beträchtlichen Menge einzelner *Ordnungen, Rescripten, Mandaten* u. s. w. zerstreut vorliegen. Mit der polizeylichen Gesetzgebung dieses Landes sich bekannt zu machen, war daher bisher eine ungemein schwierige Aufgabe, und viele öffentliche Beamte, in deren Geschäfts-Kreis die Besorgung polizeylicher Gegenstände gehört, legten nicht selten das freymüthige Bekenntnifs ab, dafs bey weitem nicht alle einzeln ergangene Gesetze ihnen bekannt wären.

Diesem letzteren auffallenden Mangel ist aber nun durch das vorliegende Werk, das von dem ausdauernden Fleifse, der scharfen Urtheilskraft, und dem guten Geschmacke des Vfs. ein ruhmwürdiges Zeugnifs giebt, auf eine sehr befriedigende Weise abgeholfen. — In der Vorrede zeichnet Hr. R. Zweck und Plan seiner Schrift selbst sehr richtig dahin: „Meine Absicht war nicht, ein Mehreres mitzutheilen, *als das polizeyrechtliche Positive* im Herzogthum Wirtemberg, wefshalb man auch vergebens nach Literatur suchen wird. Vielleicht jedoch, dafs selbst in dieser Hinsicht mir hin und wieder Einiges entgangen ist; aber wo sind die ergiebigen und wohl geordneten Registraturen, aus denen man *alles* schöpfen könnte? Ein *polizeywissenschaftliches* System, desgleichen eine *Kritik* der vaterländischen Polizeygesetze lag aufser meinem Plane; wiewohl ich in letzterer Hinsicht manche Lücke unserer Gesetzgebung, besonders im Felde der medicinischen Polizey, hätte bemerken können. Nur historische Notizen habe ich mir hier und da einzuflechten erlaubt. Auch gieng mein Augenmerk auf das ganze Land, nicht auf die Residenz, in Beziehung auf welche der Punkt der öffentlichen Sicherheit und Reinlichkeit ein eigenes Werk zulassen würde." In systematischer Ordnung findet man daher hier, nach den einzelnen Zweigen der Polizey, die ganze polizeyliche Gesetzgebung in Wirtemberg sehr vollständig zusammen gestellt. In dem ersten Bande wird die *Rural- Strassen- Wasser- Gebäude- Feuer- Gassen- Medicinal- Ruhestands- Nothstands- Polizey*; in dem zweyten Theile aber die *Unglücksverhütungs- Verkehrs- Gewerbs- Commerz- Wucher- Vermögens- Bildungs- Aufklärungs- Sitten- Bevölkerungs- Polizey* abgehandelt. In kurzen, bestimmten Sätzen ist jedesmal der Inhalt der dahin einschlagenden Gesetze ohne Bey-

Beybehaltung der Worte derselben angegeben; aber dagegen wird unter jedem einzelnen Satze genau bemerkt, aus welchem Gesetze solcher genommen worden. So heisst es z. B., um nur eine Probe der Behandlungsart zu geben, Th. I. S. 25. §. 42. „*Jährlicher Herbstbericht*. Jeder Ober- und Staatsbeamte, in dessen Amtsbezirk Weinbau getrieben wird, hat alljährlich, bald möglichst nach geendigter Weinlese, den immediaten Herbstbericht an den Herzog zu erstatten. Demselben ist eine Tabelle beyzufügen, welche enthalte: die Ortschaften, die Morgenzahl der Weinberge, den heurigen Ertrag, die Qualität desselben, den Preis unter der Kelter, und die Beschaffenheit des Rebholzes. — Circ. Rescr. 30. Jan. 1769. Gen. Rescr. 2. Jan. 1778. — Geht ein Unglücksfall, z. B. Wetterschlag, Kälte u. s. w. über das Rebwerk, so ist diess, als ein *casus tragicus*, sogleich einzuberichten. In diesen Fällen haben auch verrechnende Beamte, deren Beamtung wegen des Zehendrechts u. s. w. ein Interesse dabey hat, noch besondern Bericht an ihr vorgesetztes Collegium zu erstatten. — Gen. Rescr. 24. May 1663. §. 41. — Als Beylagen sind in dem ersten Bande Auszüge aus einigen neueren gesetzlichen Anordnungen, und aus einigen mit benachbarten Reichsständen geschlossenen Verträgen abgedruckt; in dem zweyten Bande aber wird in dem Anhange eine kurze Nachricht über die Polizey - Verfassung der Residenz - Stadt Stuttgardt gegeben.

Bey dem Ueberblicke des ganzen Werkes muss es übrigens dem unbefangenen Beobachter sehr auffallen, dass dem sonst so wohl organisirten Wirtemberg, dem ungleich reichere Hülfsquellen, als vielen andern Territorien, zu Gebote stehen, noch immer mehrere, sehr wesentliche polizeyliche Anstalten gänzlich abgehen. So fehlt z. B. ein allgemeines Arbeitshaus für Bettler und Arme; das Zuchthaus zu Ludwigsburg, das seiner ursprünglichen Bestimmung nach, vorzüglich mit ein *Corrections - Ort* für untaugliche Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft seyn sollte, ist seit geraumer Zeit bloss ein *Strafhaus* für grobe Verbrecher geworden; ein Irrenhaus besteht zwar, aber ohne eigenen Fonds, und es hält daher oft überaus schwer, das erfoderliche Kostgeld für solche Unglückliche aufzutreiben. — Schulmeister - Seminarien, Hebammen - Institute existiren überall noch nicht, und überhaupt scheint es, dass man bey den Lehranstalten mit den Bedürfnissen der Zeit nicht gleichen Schritt gehalten hat. — Sollte nicht etwa bey allen diesen Mängeln ein Theil der Schuld auf die Landstände fallen; die vielleicht, wie man davon Beyspiele auch aus andern Territorien hat, zu ängstlich karg in Bewilligung der erfoderlichen Beyträge sind, und gerne alle mit Handhabung der allgemeinen Polizey verbundene Lasten, der landesherrlichen Kammer aufbürden wollen?

WIEN: *Praktischer Leitfaden zur Kenntniss der in Oesterreich unter der Ens für das Unterthansfach bestehenden Grundgesetze*. Von *Ferdinand Edlen von Hauer*, K. K. n. öster. Regierungsconcipisten. *Erster Band*. 1800. 266 S. 8. *Zweyter Band*. 1800. 468 S. 8.

Dieser, vorzüglich dem Ausländer, etwas unverständliche Titel erhält in der Vorrede zu dem ersten Bande seine nähere Bestimmung dahin: „*Hier* werden alle *zwischen dem Unterthan und seinen verschiedenen Gattungen von Herrschaften* bestehende wechselseitige Rechte und Verbindlichkeiten vollständig entwickelt; die aus der gegenwärtigen Verfassung fliessenden Grundsätze aufgestellt, und zu deren Bestätigung jedesmal diejenigen Gesetze, welche hierbey zur Richtschnur dienen, ihrem ganzen Inhalte nach buchstäblich aufgeführt. — Das Verhältniss, in welchem der Unterthan *zu seiner Grundherrschaft* steht, gegen welche er die meisten Verbindlichkeiten, gegenseitig aber auch den grössten Schutz zu erwarten hat, macht den Gegenstand der beiden ersten Theile aus, und zwar so, dass *in dem ersten*, nach vorausgeschickten Hauptbegriffen, von der *Roboth*, den *Waisendiensten*, dem Grunddienste, *Pfundgelde*, *Abfahrtsgelde* und den Grundbuchsgebühren, *in dem zweyten* aber von dem der Grundherrschaft zustehenden Rechte der dinglichen und persönlichen Gerichtsbarkeit gehandelt wird. — In dem dritten Theile, der dieses Werk beschliesst, werden die Rechte und Verbindlichkeiten *der übrigen Gattungen von Herrschaften*, als der Dorf - Zehend - Vogt - Geistlichen-Lehens - und Bergherrschaft aufgestellt.“ —

Dem angehenden Juristen sowohl, als dem Geschäftsmanne im Oesterreichischen muss dieses Werk überaus erwünscht seyn; denn wenn gleich solches weder in Hinsicht auf Darstellung noch Anordnung den Mustern beygezählt zu werden verdient: so ist doch schon das Zusammentragen der bestehenden, so überaus zahlreichen Partikulargesetze über eine so vielseitige Materie, wie die vorliegende, unter gewisse Rubriken eben so nützlich, als verdienstlich. — Uebrigens ist eine nähere Darlegung des Inhalts bey einer Schrift der Art, des erfoderlichen grossen Raums wegen, nicht möglich, und Rec. begnügt sich daher mit der allgemeinen Bemerkung, dass er aus den hier zusammen gestellten Verordnungen mit Vergnügen ersah, dass die Gesetzgeber Oesterreichs es sich recht ernstlich angelegen seyn liessen, auf der einen Seite überhaupt das rechtliche Verhältniss zwischen Grundherrn und Gutsbesitzern möglichst genau festzusetzen, und auf der andern Seite insbesondere das Schicksal der letzteren möglichst zu erleichtern, und solche vorzüglich gegen jede Willkür der ersteren sicher zu stellen. — Nur einige Belege wollen wir ausheben. Mittelst Patents vom 1. Sept. 1781., und einigen anderen Verordnungen wurde festgesetzt: „Unter den der Erkenntniss der Obrigkeit, oder des sie vorstellenden Beamten überlassenen Strafen wollen wir a) einen anständigen und der Gesundheit offenbar unnachtheiligen Arrest, allenfalls bey Wasser und Brod; b) die Strafarbeit; c) die Verschärfung des Arrestes und der Strafarbeit mit Anlegung der Fusseisen; dann d) die Abstiftung von

von Haus und Hof verstanden haben, und solle bey deren Verhängung auf das hohe und gar niedere Alter, so wie überhaupt auf die Leibesbeschaffenheit des schuldigen Unterthans die billige Rücksicht genommen; auch die schimpflichere und härtere Strafen nur gegen jene Unterthanen angewendet werden, bey welchen die vorausgegangenen gelindern ohne Wirkung geblieben sind; daher in dem Strafprotocolle die vorausgegangene Bestrafungen jedesmal in Kürze beyzurücken sind. Zu dem wollen wir auch ausdrücklich verordnet haben, dass die Verhängung des Arrests und der Strafarbeiten zur Zeit der dringenden Feldarbeiten suspendirt, und nur nach deren Vollbringung diese Strafen exequirt werden sollen. e) Wollte aber eine Obrigkeit ihren Unterthan über acht Tage lang mit Arrest oder Strafarbeit belegen, oder mit der Abstiftung von Haus und Hof bestrafen: so solle selbe für eine derley Bestrafung vorläufig die kreisamtliche Genehmhaltung einzuholen verbunden seyn. f) Die Abstiftung, als eine sehr harte und äusserste Strafe ist schon niemal leicht zu verhängen, und wird daher den Kreisämtern ernstlich eingebunden, dass solche die Abstiftung der Unterthanen den Dominien nur aus den allerwichtigsten Ursachen, und auf den letzten und äussersten Fall gestatten sollen. g) Ein Unterthan darf nie im Gelde, oder Geldeswerthe gestraft, ihm daher auch nichts bey gegen ihn verhängtem Arreste an sogenannter Sitzgebühr aufgerechnet werden; und ein Betrag im Gelde kann nur als eine Vergütung, oder ein Schadensersatz gegen ihn erkannt werden. Selbst in Kaufverträgen darf, weil den Unterthan mit Geld zu strafen überhaupt verboten ist, von der Herrschaft kein Reugeld als Strafe für die Nichthaltung der ausgemachten Bedingnisse festgesetzt werden. h) Auch mit Stockstreichen darf der Unterthan von den obrigkeitlichen Beamten, ohne Vorwissen und Genehmigung des Kreisamtes, nicht gestraft werden. i) Die aus Strafe zur Arbeit verurtheilten Unterthanen dürfen nicht zu grundobrigkeitlichen, sondern nur zu öffentlichen Arbeiten verurtheilt werden." ——— Eben so sind Dienste, Zinsen, und übrige Abgaben, welche Gutsbesitzer ihren Grundherrn zu leisten, und zu entrichten haben, durch Angabe gewisser äusserster Bestimmungen, genau fest gesetzt, und auf diese Weise an sichere, nie zu überschreitende Gränzen gebunden. Auch wird durch die sehr detaillirte Vorschriften über die Einrichtungsart der Grund- Lager- und Pfandbücher die Sicherheit des Eigenthums in einem hohen Grade ausser Streit gestellt. —

Indessen lassen sich freylich auch gegen viele Einrichtungen sehr einleuchtende Einwendungen erheben. So sind z. B. überhaupt die Taxen überaus hoch angesetzt, und insbesondere fiel es Rec. auf, dass nicht nur die Grossjährigkeits - Ertheilung durchaus der *gerichtlichen Personalinstanz des Mündels* heimgegeben ist, sondern dass auch hierbey eigene Taxen für den Stand, und eigene für die abgehende Zeit entrichtet werden müssen. So ist dann in Hinsicht auf *unadeliche Personen* folgendes festgesetzt: „Nach dieser Eintheilung hat zu zahlen eine über den Bürgerstand erhabene Person: für den Stand 200 Gulden; für jedes abgängige Jahr 60 Gulden. Ein Bürger, für den Stand 50 Gulden; für jedes abgängige Jahr 20 Gulden. Hiervon sind ausgenommen, die minder conditionirte Personen, derselben Vermögen nicht 2000 Gulden beträgt, welche für diessfällige Dispensation von dem besitzenden ganzen Vermögen im Ganzen zu bezahlen haben, 7½ von 1000 Gulden. Die minder conditionirte sind nur jene, welche sich vermöge ihres Standes unter dem Bürgerstande, folglich noch in einem geringeren Stande, als der Bürgerstand ist, befinden; und diese mindere Personen haben für die erhaltene *Venia aetatis*, wenn sich ihr Vermögen nicht auf 2000 Gulden erstreckt, die Taxe nur mit 7½ von 1000 Gulden von ihrem Vermögen zu zahlen; wenn sie aber ein Vermögen von 2000 Gulden, oder darüber besitzen, die Taxe gleich dem Bürgerstande zu entrichten." — Wem wird es nicht bange bey diesen furchtbar grossen Abgaben! —

Hannover, b. Hahn: *Meditationen über verschiedene Rechtsmaterien.* Von zweyen Rechtsgelehrten, *Gebrüder Overbeck.* (*Neunter Band.* 1801. 330 S. 8. (20 gr.)

Nach Rec. Ueberzeugung kommt der vorliegende Band einigen seiner Vorgänger an innerem Werthe bey weitem nicht gleich. — In mehreren Abhandlungen sind die Verfasser von ganz unrichtigen Grundsätzen ausgegangen, und haben nicht selten gegen die ersten Grundbegriffe angestossen. So heisst es z. B. in der 483. Meditation: *Die Provocation aus der L. diffamari kann mit der Injurienklage nicht cumulirt werden.* — „Die gedachte Provocation findet dann statt, wenn Jemand von einem Andern etwas Ehrenrühriges, Schimpfliches, oder Nachtheiliges geredet hat." — Welchem Sachverständigen fällt hier nicht das Unrichtige in dem Begriffe, und der daraus nothwendig fliessende Mangel an Zusammenhang zwischen dem zu beweisenden Satze und der zu dem Ende gemachten Ausführung, auf? — Eben solche ganz unrichtige Ansichten findet man in der Meditation 466.: *Derjenige, dem der Erfüllungs-Eid auferleget worden ist, kann sein Gewissen mit Beweis vertreten;* desgleichen in der 474 Meditat.: *Wenn Jemand eine Sache an ein entferntes Mitglied der Familie verkauft hat: so kann der nähere Verwandte den Retract nicht ausüben.* — Andere Ausführungen sind in Hinsicht auf das behandelte Object so unerheblich, dass sie eine Stelle in einer solchen Sammlung nicht verdienen. Dahin gehören z. B. die 442 Meditation: *Bey Erklärung eines Contracts muss man besonders auf die Willensmeynung der Contrahenten sehen.* — Desgleichen Nr. 448. *Unter dem Ausdruck proxime in gerichtlichen Bescheiden, wird nicht immer der nächste Gerichtstag verstanden.* — Ferner die Meditation 450.: *In einer, wegen expilirter Erbschaft angestellten Klage kann der Eid zugeschoben werden, ohne dass*

es

es nöthig ist, vorher einen Verdacht der geschehenen Expilation zu erweisen. — Nicht weniger die 451 Meditation: *Ein Rechtsfall, wo besonders durch einen Augenschein das streitige Eigenthum an einem Grundstücke beurtheilt werden musste.* — Ferner die Meditation 455.: *Die Behauptung, dass der Verkäufer den Schaden tragen müsse, wenn die gekaufte Sache wegen eines alten Fehlers zu Grunde geht, findet in manchen Fällen Einschränkung.* — Besonders sind hier die gewählten Beyspiele äusserst übel ausgedacht. — Von gleichem Gehalte sind die Meditationen 456. 460. 467. 469. 476. 477. 487. 489. von denen wir des Raumes wegen die Ueberschriften weglassen. Andere Abhandlungen haben dadurch eine widerliche Ausdehnung erhalten, dass die Herausgeber nicht nur die von den Partheyen in den verschiedenen Instanzen angegebenen Gründe und Gegengründe, sondern auch die von den verschiedenen Richtern aufgeführten Zweifels- und Entscheidungsgründe umständlich anführten; — eine Verfahrungsart, die sich höchstens nur als seltene Ausnahme von der Regel, bey äusserst verwickelten Rechtsstreitigkeiten, die ein ganz besonderes Interesse in Hinsicht auf das Faktische, oder Rechtliche haben, dergleichen aber hier keine vorkommen, rechtfertigen lässt. — Hieher gehören z. B. die Nr. 438. 439. 441. 443. 475. 478. 480. — Nur wenige Aufsätze verdienen als lehrreich und bemerkenswerth eine Auszeichnung. Dahin möchten zu zählen seyn, die Meditation 459.: *Die L. 1. p. D. si quis aliq. testari prohib. vel coge. lässt sich nicht auf den Fall anwenden, wenn ein Intestat-Erbe den Erblasser zur Errichtung eines Testaments gezwungen hat.* — Ferner, die 461 Meditation: *Eine Frauensperson, die dafür, dass sie die Bürgschaft übernommen, eine Belohnung erhalten hat, kann sich mit dem Sctum Vellejanum nicht schützen.* — Desgleichen die Meditation 463.: *Kinder sind nicht schuldig, die bey Lebzeiten ihrer Aeltern erhaltenen Sachen bey der Erbtheilung in Natur zu conferiren.* — Eben so die Nr. 464. *Bey Schätzung der zu conferirenden Sachen wird auf die Zeit des Todes des Erblassers gesehen.* — Nicht weniger, die 471. Meditation: *Ueber die Anwendung der L. un. C. de stud. liberal. urbis roman:* Desgleichen, die Nr. 488. *Das Interdictum Salvianum findet wider einen dritten Besitzer der verpfändeten Sache nicht statt, wenn er nicht die Sache wissentlich, dass sie verpfändet gewesen, an sich gebracht hat.* — Ueberhaupt aber müssen wir hier die schon bey der Anzeige der vorhergehenden Bände gemachte Ausstellung, dass nämlich die Herausgeber zu wenig mit der Literatur fortschreiten, und daher äusserst selten von neueren und besseren Schriften Gebrauch machen, auch hier wiederholen. Eine gerade den vorliegenden Band auszeichnende Unvollkommenheit hingegen ist es, dass in dem Anhange nicht weniger, als *fünf und eine halbe Seite* mit Verzeichnung der auffallendsten Druckfehler angefüllt werden mussten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Halle*, b. Gebauer: *F. L. v. Cancrin*, Russisch Kaiserl. Staatsraths etc. *Abbildung und Beschreibung eines neuen, Holz, Zeit und Arbeitslohn sparenden Spleiss- und Treibofens.* 1800. 20 S. 4. mit 2 Kpft. Diese Schrift ist nur eine Beschreibung der zwey Kupfertafeln, die den neuen Spleiss- und Treibofen darstellen, und der Manipulation bey diesen Arbeiten wird weiter nicht gedacht. Hr. v. C. fand es nachtheilig, dass die bisher üblichen Spleiss- und Treiböfen zwey Mundlöcher und kein geschlossenes Feuer hatten, und dass der Wind die darin stehenden flüssigen Metalle nur von einer Seite umwendete, wobey viel Verlust an Brand, Zeit und Arbeitslohn zu bemerken war. Er entwarf daher in einer müssigen Stunde diese Zeichnung. Um nun das Feuer wirksamer zu machen, giebt er dem Heerde eine ovale Gestalt, und legt die zwey Bälge einander gegenüber, so, dass das eingesetzte Metall auf zwey Seiten vom Winde getroffen, und lebhafter getrieben werden kann. Das Flammloch, über welches auch der Schlot angebracht ist, hat eine Thür von gegossenem Eisen, worin nur ein mit einem Schieber versehenes Loch gelassen wird, um das Metall beobachten zu können. So sehr das einander gegenüber gelegte Gebläse angepriesen wird; so soll man doch auch in Ermangelung der Aufschlag-Wasser oder thierischer Kräfte, ohne dasselbe spleissen können. Man kann dabey Holz, Reisig, Torf und Steinkohlen anwenden, und jedes Erz, es halte Metall, was für welches man nur immer wolle, mit und ohne *Gebläse*, in diesem Ofen schmelzen, und wird ein besser gereinigtes Hütten-Product erhalten, als in den bisher gewöhnlichen krummhalb- und ganz hohen Ofen. Auch hat dieser neue Treib- und Spleissofen zwey Stichherde, zu jeder Seite des Flammloches einen, damit man das Metall theilen könne, und nicht so unförmliche Kupferscheiben erhalte. Die Bälge können, um Raum bey dem Ofen selbst zu bekommen, in Entfernungen von funfzehen und mehr Schuhen davon abliegen, wo der Wind durch Lutten aus denselben auf das Feuer geleitet wird. Will man diesen Ofen zu einem Treibofen einrichten: so lässt man nur die beiden Stichheerde nebst den Schirmmauern weg, und schlägt statt des Stübbe-Heerdes einen Aschenheerd in denselben. Er soll dergestalt wirksam seyn, dass man auch beym Treiben das Gebläse entbehren kann.

Es lässt sich nicht wohl übersehen, wie dieser Ofen sich in allen den Fällen beweisen dürfte, wo er als so besonders wirksam angepriesen wird, und Hr. v. C. würde sehr wohl gethan haben, wenn er ihn selbst erst erprobt hätte, da ihm diess zumal bey seinem grossen Wirkungskreise etwas sehr leichtes gewesen seyn würde.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

Monatsregister

vom

März 1802.

I. Verzeichniss der im März der A. L. Z. 1802 recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

A.

Almanach national de France l'an dixieme 90, 717.
Anweisung zur Kenntniss d. Menschen — als Vorbereitung auf den Unterricht in der Religion 82, 653.
Aphorismen u. Maximen aus d. Gebiete der Liebe, Freundschaft u. prakt. Lebensweisheit v. Lafontaine gesammelt v. B. W. P. 88, 703.
Archiv, patriotisches d. Herzogthümer Mecklenburg, 1 Jahrg. 1 B. 1, 2 St. 89, 708.
Arndt's Bruchstücke a. e. Reise durch einen Theil Italiens, 1, 2 Th. 91, 722.
Arnold's einige Predigten und Homilien 91, 725.
Aufruf eines praktischen Forstmannes an seine Cameraden und deren Befehlshaber 95, 759.

B.

Barthelemy voyage en Italie publié p. *Serieys* 84, 671.
Batsch Taschenbuch f. topographische Excursionen in d. umliegende Gegend von Jena 91, 721.
Bedenken über das Entschädigungssystem 67, 535.
Beyträge, prakt. zur Geschichte d. Kinderpocken und Kuhpocken, herausg. von *Eyerel* 79, 629.
Bilderbuch, historisches, f. d. Jugend, 5 Bdch. 69, 550.
Briefe auf einer Reise durch Thüringen und Hessen 91, 724.
Brockmann's Handbuch der alten Weltgeschichte, 1, 2 Zeitalter, 1 Abtheil. 71, 565.
Buitenvrees, Jets over Consuls en erste Consuls 76, 607.
Bürja's Beschreibung der Sternbilder zu den neuerfundenen Sternkapseln gehörig 88, 703.

C.

v. *Cancrin's* Abbildung und Beschreibung eines neuen — sparenden Spleiss- und Treibofens 97, 775.
— — Abhandlungen von dem Wasserrechte 3, 4 B. oder
— — Abhandlungen v. Seerechte 1, 2 B. 68, 537.
Claudian's Gedicht wider den Rufin übersetzt von *Ratschky* 88, 701.
Colquhoun's Polizey von London 1, 2 Th. oder
— — über Londons Polizey aus dem Engl. von *Volkmann* 93, 737.
— — über Londons Fluss- und Hafen-Polizey aus d. Engl. von *Volkmann* 93, 737.

D.

Denkmal der Periode vom Monat July 1800 bis April 1801 unvergesslich den Einwohnen der Residenzstadt Amberg 74, 591.
Detharding's Religionsbuch 91, 725.
Dictionnaire biographique et historique des hommes marquans de la fin du 18 Siècle T. I — III. 73, 581.
— — géographique et méthodique de la République française 3 Edit. T. I, II. 84, 663.
Dolz katechetische Unterredungen über religiöse Gegenstände 1 Samml. 3 Aufl. 96, 768.
Dudin Histoire naturelle des Quadrupèdes ovipares 1 Liv. 80, 633.
Duttenhofer's Versuch über den letzten Grundsatz der christlichen Sittenlehre 85, 673.

E.

Eck's Joh. Heinr. Liden e. kleiner Beytrag zur Gelehrtengeschichte Schwedens 68, 543.
Elisa or the Pattern of Women translat. from the German by *Ebers* 81, 644.
Ewald's Gemeingeist, Ideen zur Aufregung des Gemeingeistes 92, 732.
— — kleine vermischte Schriften 1 Bdch. 95, 757.

F.

Forst- und Jagdkalender für das Jahr 1801. 93. 742.
Füessli's Annalen der bildenden Künste für die österreich. Staaten 1 Th. 81, 647.

G.

Gallerie griechischer weiblicher Schönheiten 1 Samml. 81, 646.
Geschichte, neuere, der See- und Landreisen 15 Bd. siehe *Schmidt's* Reise
Geschlechtsregister der jetzt lebenden königl. u. fürstl. Familien 90, 718.
Grüffe's Versuch einer moral. Anwendung des Gesetzes der Stetigkeit 96, 761.
Gurlitt's Fragment einer archäologischen Abhandl. über Hercules 71, 568.

H.

Hahnemann's Heilung und Verhütung des Scharlachfiebers 75, 599.

)(Hand-

Handbuch der grundsätzlichen Forstwissenschaft 1, 2 Th. 72, 569.
Handlingar, nya, Kongl. Vetenskaps Akademiens T. XXI. 63, 497. T. XXII. 95, 753.
Hasse's Grundlinien der Eisenhüttenkunde 67, 533.
v. Hauer's Leitfaden zur Kenntnifs der in Österreich unter der Ens für das Unterthansfach bestehenden Grundgesetze 1, 2 B. 97, 771.
Heinig's Natur- und Religion in Predigten 86, 688.
Heinrich v. Feldheim oder der Officier, wie er seyn sollte 1 Th. 77, 614.
Helvetien im Anfang des Jahres 1800 2 Aufl. 93, 743.
Himly über das Zusammenkugeln des Igels 63, 503.
History, the secret, of the armed Neutrality 94, 752.
Horn Commentatio de sententiis eorum patrum, quorum auctoritas ante Augustinum plurimum valuit, de peccato originali 96, 767.

I.

Jachmann's Prüfung der Kant. Religionsphilosophie 87, 693.
Jahrzeiten, die vier, in bildlicher u. erzählender Darstellung 76, 604.
Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten herausg. von *Grohmann* 33, 34 Heft 87, 694.
Instruction sur les poids et mesures republicaines 94, 745.
Journal, physisch-medicinisches Jul. — Decbr. 77, 609.

K.

Kattfufs Choregraphie 1 Th. oder
— — Taschenbuch für Freunde und Freundinnen des Tanzes 64, 510.
Kindervater über Joh. Friedr. Fischer gewesenen Rector der Thomasschule zu Leipzig 65, 517.
Koller's der Okulist, Lustspiel 74, 587.
— — Konrad Herzog von Tübingen Schausp. 74, 587.
Kronbiegel über die Kleidertracht, Sitten und Gebräuche der altenburg. Bauern 95, 759.
Kunst, die, im Damenspiele Meister zu werden aus dem Engl. von *Thölden* 67, 536.

L.

Lauber's Grundzüge der neuen Philosophie 1, 2 Th. 92, 729.
Lachmann über Paradoxie und Originalität 87, 689.
Lauth v. Witterungszustand, d. Scharlachfriesel und dem bösen Hals 64, 511.
Lexicon, geograph. statist. topographisches von *Franken* 3, 4 B. 83, 657.
Lipowsky's Agnes Bernauerin 74, 589.
Loder's Tabulae anatomicae Fasc. IV. S. v. Fasc. V. S. 1. P. 1 — 3. 79, 630.
Lucretii de rerum natura libr. VI. ed. *Eichstädt* Vol. 1. 88, 697.

M.

Magazin christlicher Dogmatik u. Moral herausg. von *Flatt* 7 St. 86, 681.
Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen 22 — 24 B. 70, 553.
Manso über die Mainotten 85, 679.
Maria de Lucca, Edle von Parma 66, 526.
Materialien für die Synoden in 2 Lieferungen herausg. von *Velthusen* 69, 54[illegible].
Meine Flucht nach Irland 1, 2 B. 68, 54[illegible].
Meisner's Handbuch zur Holzersparung 72, 57[illegible].
Michaeler's histor. krit. Versuch über die ältesten Völkerstämme 3 Th. 1 Hlfte. 82, 655.
Muioch's d. Vermählung ein Hymnus und d. Entbindung e. Romanze 66, 525.
Mode-Magazin, Leipziger herausg. von *Berrin* 3 B. 1 — 22 Hft. 74, 592.
Modelle für Tischler zu Thüren, Fenstern und andern Meubles-Verzierungen 1 — 5 Heft 79, 632.
Möller's Winke f. angehende Religionslehrer d. Wichtigkeit ihrer Bestimmung in unsern Tagen betreffend 73, 583.
Morgengebete zur Vorerweckung der Andacht in d. öffentl. Gottesverehrungen 77, 615.

N.

Nasser's Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie 1, 2 B. 80, 637.
Naumann's Naturgeschichte d. Land- u. Wasservögel 3 B. 5 Heft 66, 523.
Nepos, Cornel. de vita excellentium imperatorum mit Einleitungen von *Schmieder* 76, 601.
— vitae excellentium imperatorum cur. *Heinrich* 76, 601.
— vitae excellentium imperatorum, editiones collatae. Editio accurata 76, 601.
Nernst's Wanderungen durch Rügen herausg. v. *Kosegarten* 84, 669.

O.

Overbeck, Gebrüder, Meditationen über verschiedene Rechtsmaterien 9 B. 97, 774.

P.

Poppe's mechanische Unterhaltungen 90, 716.
— prakt. Abhandlung üb. d. Lehre v. d. Reibung 90, 715.
Probe v. d. Charakteristik der menschl. Leidenschaften 87, 695.

R.

Reinhard Commentationes historicae de commerciorum in Franconia initio et incrementis 72, 575.
Reinwald's Hennebergisches Idiotikon 2 Th. 72, 574.
Reishammer Manuel general pour l. arbitrages de change 90, 713.
Reitemeier über d. Redaction e. deutschen Gesetzbuches 75, 593.
— d. allgemeine Abschofsrecht in Deutschland 75, 598.
— d. Abschofsrecht in d. preufs. Staaten 75, 598.
Rhode's Parallaxen auf d. Sphäroid 90, 717.
Riem's Reisen durch Deutschland, Holland, Engl. Frankreich u. die Schweiz 8 B. oder
— Reise durch Frankreich 3 B. 83, 662.

de la

de la Roche über die Einimpfung der Blattern aus dem Franz. v. *Dörner* 78. 623.
Roller's Versuch eines Grundrisses des Wirtemberg. Policeyrechts 1, 2 Bdch. 97. 769.
Rosenmüller's Betrachtungen über merkwürdige Begebenheiten des 18. Jahrhunderts 89. 711.
Rost's Lob der Freundschaft Schausp. 65. 516.

S.

Salat, Auch die Aufklärung hat ihre Gefahren 92. 733.
Sammlungen von Zeichnungen der neuesten Londner und Pariser Meubles f. Modelle.
— neuer Zimmerverzierungen und Meubles 1, 2 Heft 87. 696.
Scheidemantel's Versuch e. Unterrichts in den Waffenübungen für die leichten Infanterie-Compagnien 88. 678.
Schlichtegroll's Nekrolog. 7r Jahrg. 1, 2 B. 8r Jahrg. 1, 2 B. 78. 617.
Schmidt's Reise durch einige schwedische Provinzen 84. 667.
Schröter's Abhandl. über die Lehnträger 67. 529.
Schütz Dissertatio de vera historiae catholicae idea 66. 527.
Shakespeare's Plays a new Edition Vol. I—XII. 65, 513. Vol. XIII—XVIII, 66. 526.
Sitten, Gebräuche und Kleidung der Russen in Petersburg 2—5 Heft 88. 704.
Soltau's Pfauenfedern 81. 641.
Spiller's v. *Mitterberg* neue Beyträge zum Staatsrechte und zur Geschichte von Sachsen 89. 705.
Staatskalender, herzogl. Mecklenburg. Strelitzischer auf das Jahr 1802. 90. 718.
Strabbe het vernieuwde Licht des Koophandels 3 Druk 90. 713.
Strasser's Lese- Gebet- u. Erbauungsbüchlein für die Kinder 3 Aufl. 66. 528.
Struve's tabellarische Uebersicht zum Behuf des Krankenexamens 79. 631.
— — Hebammentafel 83. 663.
Sturz de nominibus Graecorum IV. Spec. 69. 551.
Sybel's Erfahrungen über die Kuhpocken 79. 625.

T.

Table de Logarithmes à l'usage des comptoirs 90. 713.
Tasso's befreyetes Jerusalem, übersetzt v. *Gries* 2 Th. 74. 585.
Thomson's Jahrszeiten mit Anmerkung. herausg. von *Horn* 1 Th. 64. 508.
— — the Family Physician 79. 631.
Tittmann über die Behaupt. dass d. Untersuch. in Straffachen d. Reichsunmittelbaren d. Hofrathe nicht d. Kammergerichte zustehe 67. 532.
Trauer-Monumente für alle Nationen und Religionen. 2 Heft 81. 648.

U.

Ueber Bestimmung der Entschädigungsmittel für Erbfürsten 71. 567.

V.

Verdeeling, de tientallige der nieuwe Maten en Gewigten 94. 745.
Vogel's Handbuch d. prakt. Arzneywissenschaft 5 Th. 79. 627.
Vogelgesang's Evangelien zu synthetischen Homilien skizzirt 96. 765.

W.

Walther's Betrachtungen über die Natur für Verstand und Herz. 3 B. 70. 559.
Was sollen die baierischen Landstände jetzt thun? 70. 559.
Weber's Metaphysik d. Sinnlichen u. d. Uebersinnlichen 82. 649.
Wetzel's die Liebe unter d. Thieren 66. 521.
Willdenow's u. *Bernhardi's* zwey botanische Abhandlungen üb. einige seltene Farrenkräuter 68. 593.

Z.

v. Zimmermann's Taschenbuch der Reisen 1 Jahrg. 73. 577.
Zuckschwerdt's väterliche Ermahnungen an e. Sohn in e. Confirmationshandlung 80. 639.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 137).

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt worden.

Anm. Die Ziffern zeigen die Numer des Stücks an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften deſſelben Verlegers in demſelben Stücke vorkommen.

Akademiſche Buchhandlung in Frankf. a. d. O. 75. (3).
— — — — in Jena 95.
— — Kunſt- u. Buchhandlung in Berlin 76.
Anonymiſche Verleger 67. 70. 71. 73. 76. 83. 94. 97.
Aue in Cöthen 66.

Baumgärtner in Leipzig 81. 87. (2) 93. (2)
Bechtold in Altona 66.
Beck in Nördlingen 96.
Beckerſche Buchhandlung in Gotha 75.
Beyer und Maring in Erfurt 68.
Bolt in Berlin 88.
Buiſſon in Paris 84.

Cotta in Tübingen 86. 97.
Crajenſchot in Amſterdam 94.
Cruſius in Leipzig 69.

Dänzer in Düſſeldorf 84.
Dietrich in Göttingen 96.
Doll in Wien 79. 92.
Dufour in Amſterdam 90 (2).

Eichenberg in Frankfurt a. M. 76.
Elwe in Amſterdam 90.

Feliſch in Berlin 79.
Fleiſcher in Leipzig 65. 73. 89.
Franzen und Groſſe in Stendal 79.
Frommann in Jena 74. 77.
Fuchs in Paris 80.

Gebauer in Halle 68. 97.
Gehr in Breſslau 77.
Geſetzdruckerey in Paris 94.
Göbbels und Unzer in Königsberg 66.
Göpferdt in Jena 66.
Gräff in Leipzig 64. 69. 81. 91.
Graffé in Leipzig 86.
Graſſe's Erben in Breslau 85.
Griesbach in Caſſel 65.

Hahn, Gebrüder in Hannover 79. 97.
Haller in Bern 93.
Haller in Gera 69.
Hamilton in London 79.
Haſelmayer in Tübingen 81. 87.
Heerbrandt in Tübingen 85.
Heinſius in Leipzig 67.
Hellwing in Duisburg 73. 95.
Hendel in Halle 64.
Heſſenland in Magdeburg 71.
Hofbuchdruckerey in Altenburg 72.
Hoffmann in Hamburg 84.

Induſtrie-Comptoir in Leipzig 74. 79. 88.
Induſtrie-Comptoir in Weimar 70. 79. 91.

Kaven in Altona 80.
König in Strasburg 78.
Küchler in Leipzig 93.
Kummer in Leipzig 67. 91.

Langbein und Klüger in Arnſtadt 82.
Lechner in Nürnberg 72.
Lentner in München 74.
Leo in Leipzig 76.
Levrault in Straſsburg 64.
Lindauer in München 92.
Lindh in Stockholm 63. 95.
Linke in Leipzig 67.
Löflund in Stuttgardt 85.

Meyer in Breſslau 76.
Montag und Weiſs in Regensburg 74. (2).
Müller in Leipzig 91.

Nicolai in Berlin 72.
Nicolovius in Königsberg 87.

Perthes in Gotha 78.
— — in Hamburg 81.
Peterſen in Altenburg 95.
Pichler in Wien 66. 82.
Prudhomme in Paris 84.

Reichard in Braunſchweig 63.
Rengerſche Buchhandlung in Halle 90.
Rieger's Buchhandl. in Augsburg 66.
Rink und Schnuphaſe in Altenburg 91.

Schaumburg in Wien 81. 88.
Schladebach in Leipzig 67.
Schöne in Berlin 88.
Schöps in Zittau 87.
Schröder in Göttingen 90.
Schulze d. jüng. in Celle 96.
Seidel in Leipzig 74.
Sommer in Leipzig 72. 77.
Spalding in Neuſtrelitz 90.
Stettin in Ulm 83.
Stiller in Roſtock 89.

Teſtu in Paris 90.
Thurneiſen in Baſel 65. 66.

Unger in Berlin 92.

Voſs in Berlin 70.
— in Leipzig 96.

Waiſenhausdruckerey in Braunſchweig 80.
Waldeck in Münſter 71.
Weber in Landshut 82.
Wilmans in Bremen 69.
Wittekindt in Eiſenach 89.
Wolf in Leipzig 88.

III. Intelligenzblatt des Märzes.

Ankündigungen.

Adrastaea 4 St. 31, 241. 32, 249.
Ambrosius Annales evangelici provinciarum domus austriacae haereditariarum 43, 351.
Anekdoten, unterhaltende a. d. 18 Jahrhund. 1 Bdch. 36, 285.
Annalen, französische f. d. allgemeine Naturgeschichte etc, her. v. *Pfaff* u *Friedländer* 1 Hft. 43, 347.
— d. ausländischen medicin. Literatur herausg. v. *Hufeland, Schreger, Harles* 45, 364.
Baumgärtner's in Leipzig neue Verlagsb. 43, 350.
Bernstein üb. Verrenkungen und Beinbrüche 47, 380.
Berrin, Emilie, Lieblings - Beschäftigung für Damen 48, 384.
Bertuch's Bilderbuch für Kinder Nr 60, 62. 30, 238.
Bibliothek d. prakt. Heilkunde 6 B. 2 St. 31, 241.
3 St. 41, 330.
Bichat Anatomie générale appliquée à la Physiologie überfetzt von *Pfaff* 36, 285.
Bredow's Untersuchungen üb. d. alte Geschichte Geographie u. Chronologie 2 St. 34, 269.
Bürger's Briefe an Mariane Ehrmann herausg. von *Ehrmann* 30, 238.
Canard Principes d'Economie politique. Üb. 30, 233.
Catalogue systematique d. livres françois 36, 283.
Chas Bonaparte als Mensch, Held und Staatsmann Ueb. 48, 389.
Crohn's gründlich u. selbstlehrend. Rechenbuch 11 Aufl. 30, 237.
Cummings Elemente d. Grofs - und Klein - Uhrmacherkunst Ueb. 42, 334.
Dictionnaire des sciences naturelles Üb. 46, 371.
Ducray Duminil Paul ou la ferme abandonnée Üb. 43, 351.
Eberhard's synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache 47, 382.
Edgeworth Mrs Belinda Ueb. 31, 244.
Engelhardt's Briefwechsel d. Familie d. neuen Kinderfreundes 4, 5 B. 46, 375.
Engelmann's Worte d. Friedens an d. Deutschen diesseits u. jenseits d. Rheins 36, 281. 42, 339.
Ephemeriden, allgemeine geographische 3 St. 41, 331.
Erato e. Samml. kleiner Erzählungen 30, 233.
Erholungen, herausgeg. v. *Becker* 1802 1 B. 47, 379.
Erziehungsanstalt in Schnepfenthal u. Verlagsb. 44, 357.
Eugenie od. d. Gefahren d. Leidenschaft. 38, 303.
Fevrier's Anleit. z. franz. Bücherkenntnifs 36, 286.
Fischer's Sophie od. d. Einsiedler am Genfersee neue Ausg. 31, 245.
— Gemälde v. Valencia 46, 369.
Fleckeisens in Helmstadt neue Verlagsb. 36, 286.
Frommann's in Jena neue Verlagsb. 42, 340. 47, 380.
Gallerie altdeutscher Trachten, Gebräuche und Geräthschaften 42, 333.
Gebet, das, Jesu Christi, Homilien f. christl. Leser aller Parthien 34, 266.
Genius d. 19 Jahrhund. Febr. 32, 250.
Geschichte u. Politik 11, 12 St. 31, 243.
Gipser's Betstunden, e. nöthiges Buch z. Vorlesen in d. Kirchen 30, 235.
Göbbels u. Unzer in Königsberg neue Verlagsb. 47, 379.
Hamburg u. Altona 5 Hft. 32, 251.
Handlungs u. Börsen Journal, niederelbisches Jan. 42, 339.

Han-

Hanger's Leben u. Abentheuer Ueberfetz. 32, 252.
Haun's poetifche u. profaifche Verfuche 47. 381.
Hauy Traité de Mineralogie Ueb. 40, 327.
Hausknecht's in St. Gallen neue Verlagsb. 34, 267.
Hefte, ökonomifche 1802 Februar 36, 281.
Hellbach's hiftor. Nachrichten v. d. thüring. Bergfchlöffern etc. 34, 269.
Herbft's Naturfyftem aller bekannten Infekten. Käfer 9 B. 31, 246.
Heynig v. d. Verhältniffe in welchem d. Evangelium Jefu u. d. menfchl. Gelehrfamkeit mit einander ftehen 48, 390.
v. *Hoven's* Vertheidigung d. Erregungstheorie 40, 328.
Jahrbuch, hiftorifches auf d. J. 1803 36, 287.
le Jeune Effai fur la megalanthropogenefie Üb. 47, 382.
Induftriecomptoir in Leipzig neue Verlagsb. 41, 335.
— in Weimar neue Verlagsb. 30, 238.
Journal, allgemeines literarifches 34, 265.
— d. ausländ. medicin. Literatur herausg. v. *Hufeland, Schreger u. Harles* 48, 385.
— d. prakt. Arzneykunde 13 B. 2 St. 31, 242.
3 St. 41, 329.
— d. Romane 10 St. 31, 247.
— d. Luxus 3 St. 41, 332.
— hamburgifches d. Mode und Eleganz Jan. Febr. 43, 345.
— theologifches f. ächte Proteftanten herausg. v. *Bremi* 43, 349.
— dramatifches f. Deutfchland Jan. Febr. 43, 349.
— helvetifches f. Literatur u. Kunft 45, 361.
— f. d. Chirurgie, Arzneykunde u. Geburtshülfe herausg. v. *Murfinna* 2 B. 1 St. 47, 377.
Irene, Fortfetzung 31, 242.
Iris, Tafchenbuch f. 1803 v. *Jacobi* 43, 342.
Klebe's Dies Haus ift z. verkaufen Luftfp. n. *Duval* 40, 328.
Koch Table d. traités de paix, d'alliance etc. 48, 386.
Koch- u. Wirthfchaftsbuch 1 Hft. 30, 236.
Kraufe's Gefch. d. wichtigften Begebenheiten d. heutigen Europa fortgef. v. *Remer* 1 B 46, 370.
Krünitz Encyklopädie f. Staats-Stadt-Haus- u. Landwirthfchaft 84, 85 B. 31, 546, 547.
Krufe's Atlas d. Gefchichte aller europäifch. Staaten 34, 271.
Kupferftiche, neue 32, 253. 34, 269.
Lange's Betrachtungen üb. d. fünf Friedensfchlüffe 34, 268.
Launen d. Liebe 2 Bände 42, 344.
Leben u. Thaten d. Generals Bonaparte f. d. Bürger u. Landmann 47, 380.
Leonhardi's Forft- u. Jagd-Kalender f. d. J. 1802 34, 270.
Libes Anfangsgründe d. Phyfik überf. v. *Droyfen* 1 Th. 36, 285.
London und Paris 8 St. 43, 346.
Mackenzie's Voyages from Montreal — to the frozen a. pacific Oceans Ueb. 36, 288.
Malvina p. Madame *** Ueb. 45, 368.
Magazin, hanfeatifches 6 B. 1 Hft. 32, 250.
— aller neuen Erfindungen 4 Lfr. 42, 333.
— z. Beförderung d. Induftrie 1 Hft. 43, 350.
— afiatifches, herausg. v. *Klaproth* 1 St. 47, 377.
— f. d. gefammte Mineralogie herausg. von v. *Hoff* 1 B. 4 Hft. 48, 386.
Memoiren, hiftorifche her. v. *Schiller* 24 B. 37, 296.
Merkur, neuer deutfcher Febr. 32, 249.
— franzöfifcher 4 Hft. 35, 273.
Mifcellen, deutfche herausg. v. *Lange* 42, 337.
— englifche 6 B. 2 St. 41, 330.
Monatsfchrift, thüringifche 1 Hft 31, 243.
Muck's Summarien üb. d. Sonn- Feft- u. Feyertags-Evangelien 36, 284.
Münter's Handbuch d. älteften chrift. Dogmengefchichte überf. v. *Ewers* 46, 376.
Mufikalien, neue 35, 275. 42, 333. 44, 359.
Mythologie d. Enfans p. J. B. A. B. Übf. 48, 389.
Obftgärtner, deutfcher 2 St. 41, 332.
Pauline de Ferrieres Ueb. 43, 351.
Plagemann's Lehrbuch z. erften Unterricht in d. latein. Sprache 4 Aufl. 30, 236.
Provinzialblätter, fächf. Februar 47, 377.
Recueil de Plans de batailles — gagnés p. Bonaparte en Italie et en Egypte 42, 334.
Rehm's Regeln d Vorficht z. Belehrung d. Kinder üb. Erzeugung 48, 304.
Reife, malerifche durch Weftphalen 36, 284.
Repofitory, medical Ueberfetz. 32, 252.
Rink und Schnuphafe in Altenburg neue Verlagsb. 48, 390.
Rocheaymon's Einleitung in d. Kriegskunft 38, 297.
Röffigs Rofen 2 Hft. 42, 334.
Rottmann's in Berlin neue Verlagsb. 46, 376.
Schneider's kleines griech. deutfch. Handwörterbuch ausgearbeitet v. *Riemer* 42, 339.
Schreger's Befchreib. d. chemifchen Geräthfchaften älterer u. neuerer Zeit 1, 2 B. 38, 304.
Schwan u. Götz in Mannheim neue Verlagsb. 46, 370.
Seyfferts u. Lohmann's in Bremen neue Verlagsb. 30, 234.
Sicard Elemens de grammaire generale Üb. 43, 350.
Skizzen in Kupfern geograph. hiftor. artift. ökonom. Inhalts 45, 366.
Soulavie Memoires Ueb. 30, 234.
Sprengel's Handbuch d. Pathologie 3 Aufl. 31, 245.
Steinbeck's deutfcher Patriot März 43, 345.
Stephani üb. d. abfolute Einheit d. Kirche 47, 383.
Stuziade, die, od. d. Perückenkrieg 46, 373.
Sumarokoffs Reife durch d. Krimm u. Beffarabien a. d. Ruff. v. *Richter* 36, 282.
Taffo's befreytes Jerufalem überf. v. *Hauswald* 37, 295.
Thiefs Tafchenbuch f. Theologen u. Prediger auf 1802 41, 335.
Touffaint-Louvertures frühere Gefchichte 38, 302.
Ueberficht, kurze, d. merkwürdigften Begebenheiten d. Jahres 1801. 36, 286.
Unterröckchen, das, wie es feyn follte 41, 335.

Vaume

Vaume Dangers de la vaccine Ueb. 32, 252.
Versuch e. prakt. Anweisung für Schullehrer, Hofmeister u. Aeltern etc. 31, 245.
Verzeichnifs systemat. d. Seesterne, Seeigel, Conchylien etc. 31, 244.
Vesta, neue, od. kleine Schriften z. Philosophie d. Lebens fortg. v. *Bouterweck* 42, 343.
Volborth's Handlexicon f. Küchengartenfreude 36, 288.
Voyage pittoresque de Bâle à Bienne 48, 388.
Weidmann's in Leipzig neue Verlagsb. 40, 327.
Wezel's kurze histor. Darstellung d. gesammten krit. Philosophie 34, 270.
Wolfii Miscellanea 30, 236.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

v. Archenholz zu Hamburg 33, 260.
Bentler zu Gräfentonna 33, 260.
Canova, Bildhauer 33, 261.
Dürisch zu Chemnitz 33, 260.
Erman zu Berlin 37, 295.
Ernesti zu Leipzig 40, 326.
Gruber zu Wien 44, 356.
v. Hendrich zu Jena 40, 326.
Heyne zu London 44, 357.
Hoffstätter zu Wien 37, 294.
Hoppe zu Wittenberg 44, 356.
Ilgen zu Jena 40, 326.
Lehnberg zu Stockholm 37, 295.
Maskelyne zu London 44, 357.
v. Massenbach Oberst 33, 260.
Melanderhjelm zu Stockholm 33, 260.
Nicolai zu Kalisch 44, 356.
Percy zu Paris 37, 294.
Ramond zu Paris 44, 357.
Rennel zu London 44, 357.
Stieglitz zu Hannover 44, 356.
Stutz zu Wien 33, 260.
Vogt zu Wittenberg 44, 356.

Todesfälle.

Bob zu Freyburg 40, 326.
Dreyer zu Lübeck 33, 260.
Gesterding z. Greifswalde 44, 356.
Haj zu Berlin 44, 356.
Hankel zu Frankenhausen 37, 294.
de la Haye zu Paris 44, 356.
Hommel zu Wittenberg 44, 355.
Kraufs in Berlin 44, 353.
Löwe zu Breslau 33, 260.
Meerheim zu Wittenberg 40, 326.
Prehn zu Rostock 44, 356.
Rabe zu Anspach 33, 260.
Roch zu Leipzig 40, 326.
Schleifs v. Löwenfeld zu Sulzbach 33, 260.
Selis zu Paris 37, 294.
Sommer in Braunschweig 33, 260.

Universitäten, Akad. u. a. gel. Anstalten.

Berlin, Antiken, Gemmen u. Medaillenkabinet, öffentlicher Gebrauch desselb. 44, 355.
Bordeaux, Handelsschule 33, 257.
Dresden, Kurfürst kauft d. v. Teubernsche Samml. sächsischer Münzen 44, 355.
Frankfurt a. d. Od. Universität erhält d. medicin. physikal. Cabinet d. Dr. Mayer 37, 289.
Göttingen Universit. *Neumann's* medicin. Disp. Prorectoratsprogr. 37, 289.
Grislautern, Errichtung e. Bergwerksschule 37, 290.
Jena, naturforschende Gesellschaft 33, 257.
— Universität Prorectoratsprogramm 33, 257.
— — Sommervorlesungen 40, 321.
Leipzig Universit. *Hedwig's* Progr. 37, 289.
Leyden, Univers. Anstellung einiger abgesetzten Professoren 37, 289.
Lyon, d. medicinischen Gesellschaft Preise 37, 292.
Mailand, italiänische Gesellschaft wird nach Modena verlegt 37, 291.
München Verordnung z. Unterstützung der bildenden Künste 33, 259.
Paris, Nationalinstitut 44, 354.
— Prytanée 33, 257.
— Centralschulen Wahl d. Professoren 37, 289.
— ökonomische Gesellschaft legt e. Ackerbauschule an 37, 292.
— Collegium d. Pharmacie, Preise 37, 292.
Petersburg, Junker-Schule wird bestätiget 44, 353.
Rouen Nacheiferungsgesellschaft Sitzung 37, 290.
— — — Preise 37, 293.
Stockholm, Kriegs Akademie 33, 257.
Ungarn Pray's Staatsgeschichte Ungarns wird als Lesebuch eingeführt. 44, 353.
Vezay Errichtung e. Bergwerksschule 37, 290.
Wittenberg Weihnachtsprogramm *Meuder's* medicin. Disput. 44, 354.
Würzburg *Scherer's* jurist. Disput. 44, 354.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Abramson's Medaille auf Fleck 44, 355.
Anzeigen vermischte 31, 248. 35, 280. 40, 328. 43, 351, 352. 45, 368. 46, 376. 47, 384.
Auction in Weimar 35, 276.
— in Strafsburg 40, 328.
— in Dresden 44, 359.
— in Leipzig 47, 383.
Baader's Berichtigung e. Auffatz im Journal f. Fabrik betreff. 35, 276.
Berichtigungen 37, 296. 43, 352. 44, 360.
Beyer's Bestimmung d. Grade d. Taubheit 44, 357.
Bücher, so gesucht werden 41, 336. 46, 376.
Bücher zu verkaufen 30, 239. 31, 247, 34. 273. 39, 305. 48, 390.
Bücherpreise, herabgesetzte 31, 244.
Bücherverbote in Paris 33, 258.

Depi-

